Digitized by Google

Didaskalia

4. Per.

7 fk (25, Jan. – März

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben

von

J. A. Hammeran.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

Januar — Juni 1847.

Frankfurt am Main,

Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Januar bis Ende Juni 1847.

Gedichte.

Zum neuen Jahr, 1.
Gruß in die Ferne, 9.
Das Fegefeuer des westphälischen Adels, 10.
Der Pestalozzivereln, 12.
Licht, Recht und Schwert, 15.
Beim sechsundvierziger Wein, 16.
Ein Scherzgedicht von Glasbrenner, 21.
Beethoven's Monument in Bonn, 23.
Das Buch des Herrn, 28.
An List, 31.
Warum, 33.
Erste Liebe, 37.
Junker Götz, 45.
Trübe Stunden, 48,
Sonette, 52.
An die deutschen Frauen, 54.
Schwefeläthertied, 56.
Des Armen Bitte, 59.
Gletscherwelt, 61.
Ermunterung, 61.
Der 11. April, 65.
Schießpulver und die Schießbaumwolle, 68.
Türkische Sentenzen und Sittensprüche, 72.
Die Pfalz, 82.
An Huttens Grab, 88.
Hessentreue, 90.
Liederstreit, 93.
Freundesscheiden, 94.
Irland, 100.
Nachruf an Wilhelm Sauerwein, 101.
An Preußens Landstände, 102.
Ein Preislied, 107.
Das Lied vom Winde, 118.
Guten Abend, 121.
Des Bettlers Tod, 128.
Die Kieselsteinsuppe, 131.
Kommt der Tag, so bringt der Tag, 132.
Der Kaiser, 134.
Rath, 139.
Pfingsten, 141.
Blüthen, 142.
Frankfurt, 142.
Welch Gewerbe das beste sey, 143.
Das Echo, 145.
Die Waldmühle, 148.
Die Sorge, 151.
Sonntagsfeier im Walde, 154.
Meinungsfreiheit, 168.
Sinnsprüche, 173.
Am Altar, 175.
Gruß an Lübeck, 177.
Der Gefeierten, 177.

Erzählungen.

Ursachen und Wirkungen, 1—8.
Der wächserne Banquier, 9—15.
Bahn nicht auf den Sand, 19—22.
Clementine von Roan, 24—31.
Michels Michelchen, 34—44.
Die Bärenjagd, 45—47.
Der Baron und der Vicomte, 48—50.
Der Comthur, 52—70.
Ein Skizze aus dem Leben, 71—72.
Das Feuer von St. Gildas, 73—76.
Es bleibt unter uns, 77—81.
Der Tod des Marschalls d'Aneres, 82—83.
Ein Räuber des vorigen Jahrhunderts, 84—87.
Der Cousin, 89—90.
Ein Doctorbarbier, 91—106.
Die Thräne, 107.
Der Harfner und seine Tochter, 109—127.
Der Bathenthaler, 132—137.
Zweier liebenden Geschwister Flucht, 138—140.
Der Genod'aem und der Professor, 141—144.
Der Schwiegersohn, 146—147.
Die Wahnsinnige, 148—150.
List eines jungen Ehemannes, 151.
Des Sängers Weg, 152—153.
Miß Clara, 157—159.
Aus einer andern Zone, 160—164.
Das Gotteshäuschen und seine Bewohner, 165—178.
Die Blutrache zu Weinsberg, 171—178.

Vermischte Aufsätze.

Das Geburtsfest des Kaisers, 1—5.
Synagogenwesen, 6.
Berlioz's Faust, 7.
Vorschlag zur Abhülfe des jetzigen Nothstandes, 7.
Der Aufruhr der Chinesen in Batavia im J. 1740, 8.
Volksveranlassung, 9.
Ueber einige Gebräuche der griechischen Kirche, 11.
Aus den Lehren eines alten Musikers an seinen Sohn, 12.
Kolonie für junge Sträflinge, 13.
Das Museum in Frankfurt a. M., 14—15.
Der österreichische Lloyd, 16.
Charakterskizzen in Federzeichnungen, 17—20.
Ein vaterländisches Drama, 19.
Für Freunde des Schlittschuhlaufens, 20.
Was ist fatal? 21.
Schiffbruch des Newyork und Boston-Steamers Atlantic, 22.
Tycho de Brahe, 23.
Die sieben Tragödien des Sophokles, 24.
Aus Mainz, 25. 30.
Josias von Rantzau, 26.
Laurahütte, 26.
Die Spinnen als Wetterpropheten, 27.
Pestalozzivereine, 28. 43. 55.
Die Quellen der erhöhten Preise der Nahrungsmittel des Land- und Ackerbaues, 29.
Merkwürdige Titel alter Gesangbücher, 30.
Ein Verbrecher aus dem Berliner Börsenleben, 31.
Bruchstück aus Im Dienste der Fremdenlegion gesammelten Memorabilien, 32—33. 129—130.
Ueber Auswanderungen, 32.
Ueber akademische Lernfreiheit, 33.
Im Alsenzthale, 34—46.
Konzerte in Frankfurt a. M., 34.
Aus der Pariser Theaterwelt, 37.
Konzert von Konrad Valdenecker, 38.
Michael Beer's Struensee, 41.
Oeffentliche Gerichtssitzung, 45.
Frankfurter Liederkranz, 45.
Struensee, 46—48.
Ein Bild des Elends, 49.
Ueber die Duldsamkeit und Liberalität, 50.
Notizen zur Zeitliteratur, 50.
Erinnerungen aus Ostindien, 51.
Bonmots von Sophie, 51.
Die Männer des Volks, 52.
Ein Criminalfall, 53.
Ein Ausspruch Friedrich Wilhelm III. v. Preußen, 54.
Canton und seine Bevölkerung, 56—58.
Riesenmäßiger Betrieb einer englischen Eisenbahn, 57.
Eine deutsch-katholische Bewegung im Jahre 1831, 58.
Ueber die Einheit im Maaß- und Münzwesen im deutschen Zollvereine, 59.
Dr. Joh. Christian Senckenberg, 60—64.
H. Laube's Karlsschüler, 60.
Ueber Schwefeläther und dessen neuere Anwendung, 62.
Deutsche Sprüchwörter, 63.
F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, 64.
Weitere Details über den schrecklichen Brand des Karlsruher Hoftheaters, 65, 68.
Lola Montez, 66.
Verbot des Verbrennens von Wittwen in Radschupatana, 66.
Ueber Karlsfeldüngung, 66.
Das Denkmal zur Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt a. M., 67.
Den Brand des Karlsruher Hoftheaters betreffend, 68.
Der Charivari über die Schwefeläthermeinungen, 69.
Die romantische Schule und Clemens Brentano, 70—71.
Immermann's Urtheil über den Nutzen einer praktischen Beschäftigung, 72.
Musikalische Novitäten und Curiosa, 73.
Der lange Gottlieb, 74.
Der Nationalverein für deutsche Auswanderung und Colonisation, insbesondere für das Großherzogthum Hessen, 75.
Verein zum Schutze der Thiere, 76—77.
Eine Familie 77.

Digitized by Google

Was können wir aus der Erziehung der Griechen und Römer für unsere Zeit lernen? 78—81.
Verbrechen aus Noth, 78.
Die Ackerrübe, 82.
Aus A. Bebens „Eine Stimme mehr für den Deutsch-Katholicismus, 83.
Zur Vermittelung des höheren Unterrichtswesens (zunächst im Großherzogth. Hessen), 84—85.
Die Männer des Volks, 86.
Aus dem amerikanischen Kunstleben, 86—87.
Bericht über die achte Generalversammlung der Aktionäre der Taunuseisenbahngesellschaft, 87.
Zur Erinnerung an Joh. Ludw. Heller, 88.
Ueber Auswanderungen nach Texas, 90.
Erlebnisse auf der Nordsee, 91—92.
Uriel Acosta, 93. 101.
Erklärung des Darmstädter Auswanderungsvereins, 93.
Pariser Theater, 94.
Ueber Herrn von Maurer 95.
Wilh. Sauerwein (Nekrolog). 95.
Die Boitsfelder Ackerrübe, 95.
Nicolaus Lenau, 96.
Ein spanisches Abenteuer, 97.
Eine neue Oper, 97.
Die Passion, 98.
Die Wedekind'sche Preisstiftung für deutsche Geschichte, 98.
Neuere Berichte aus und über Texas, 99.
Eisenbahnanlage von Strasburg nach der rheinbayerischen Grenze, 102.
Briefe aus Paris, 103.
Aussichten im Getreidevereinsverkehr, 104.
Uebervölkerung und Auswanderung, 105—106.
Müssen die Juden Deutschlands von Rechtswegen auswandern? 107.
Thorwaldsen, 108.
Ueber dramatische Kunst, 108.
Verein der deutschen Geschichtsforscher, 108.
Die Verkaufshalle (Bazar) im Braunfels zu Frankfurt a. M., 109.
Die Zucker- und Kaffeezölle im Zollvereine, 110.
Aus dem Leben Kaiser Joseph II., 111.
Auswanderung nach Texas, 111.
Der Palast zu Tibur, 112—115.
Der Tod des edeln Steinacker, 115.
Lobrede auf Dosen und Schnupftabak, 116.
Dr. Friedrich von Gärtner, 116.
Der Geosssprecher, 117.
Die Auswanderungslustigen der hessischen Gemeinde Egelsbach bei Darmstadt, 118—119.
Erratum, 119.
Aus einem Reisebriefe, 120.
An die Frauen, 120.
Tonkünstlerversammlung in Leipzig, 120.
Assisengericht in Mainz, 121—124.
Zur Geschichte der Versammlung des Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Darmstadt, 123.
Der Prozeß des Buchhändlers Springer in Berlin, 125.
Eine Entführungsgeschichte, 125.
Ueber Getreidehandel und Getreidewucher, 126.
Die Männer des Volks, 126.
Ueber die Mittel zur Abhülfe des Pauperismus durch den Ackerbau, 127.
Einiges über Racen, 127.
Der Carneval in St. Petersburg, 128—130.
Ein heimliches Verbrechen, 129.
Vera-Cruz, 130.
Die Münzgewichtung der Frauen, 131.
Aus Berlin, 132.
Frühlingsfest und Tuchmanufaktur zu Frankfurt, 132.
Verbitterung, 133.
Einiges aus Euphus's letztem Vorlesung in München, 133.
Parlamentarische Notabilitäten des preußischen Landtages, 134.
Die Senckenberg'sche naturforschende Gesellschaft, 134.
Eine deutsche Hofhaltung im Jahre 1786, 135.
Ueber den Egoismus unserer Zeit, 136.
Das Kaltwasserbad Michelstadt und seine Umgebung, 137—138.
Ein Tag in der Bergstraße, 139—140.
Ein Bild von Frankfurt, 141.
Herr v. Binke, 141.
Zum Volksfeste im Frankfurter Wäldchen, 142.
Ein Zug zur Charakteristik König Wilhelm III von Preußen, 142.
Theatralisches, 142.
Betrachtungen und Mittheilungen über Auswanderung und Armenwesen, 143—145.
Ernst Emil Hoffmann, 144.
Pfarrer P. A. Lichi, 145.
Napoleon und Erzherzog Karl, 145.
Daniel O'Connell, 146.
Castelli und sein Kriegslied, 146.
Ueber die vulkanische Thätigkeit unserer Erde im J. 1845 u. 1846, 147.
Pfingstfreuden am Rhein, 148—149.
Das dritte Gesangsfest der verbündeten badischen Männergesangvereine, 150.
Sklaverei und deren Aufhebung, 151—152.
Heinrich Luden, 153.
Till Eulenspiegel und der Rektor zu Prag, 153.
Der Sommergewinn, 154—155.
Gedankenspähne, 156.
Der Mai im Jahr 1847, 157.
Schiller's Haus, 158.
Der Hasenauch, 158.
Ursachen der Auswanderung, 159.
Die deutsche Gesellschaft in New-York, 159.
Fragmente aus Volney's Ruinen, 160—161.
Ueber den Zweikampf, 160.
Freiherr von Gagern, 162.
Oefen auf Kirchthürmen statt der Glockenspiele, 162.
Die Börsen von jetzt und ehedem, 163—164.
Aufruf an die deutschen Frauen und Jungfrauen, 164.
Daniel O'Connell, 165.
Ein Charakterbild Mirabeau's, 166—168.
Die Londoner Season, 169.
Lebensregeln, 169.
Ein Sonderling, 170.
Schillers Haus, 170.
Ueber das klassische Trauerspiel der Franzosen, 173—174.
Das Jahr 1846, 175.
Ueber den Getreidewucher, 176.
Pierer's Universal-Lexicon, 176.
Abenteuer eines Schauspielers mit den Leipziger Stadtsoldaten, 177.
Ein Besuch auf der Wartburg bei Eisenach, 178.

Kunst- und Literaturnotizen.

150. 152. 153. 160. 164. 166.

Korrespondenzen.

Vom Rhein, 1. 63. 72. 73. 132.
Gießen, 2. 16. 69. 134.
Frankfurt a. M., 2 8 14. 23. 24. 28. 34. 36. 38. 41. 62. 75. 77. 83. 84. 90 93. 94. 100. 102. 103. 105. 107. 111. 112. 115. 121. 123. 125. 129. 134. 136 137. 139. 141. 145. 146. 155. 156. 159. 161 167. 168. 169. 172. 174. 177.
Hersfeld, 3.
Stuttgart, 4. 26. 34 38. 40. 41. 59. 65. 75. 78. 79. 93. 94. 101. 103. 109. 110. 118. 117. 121. 131. 150. 159. 163. 169.
Wiesbaden, 5. 7. 16. 24. 27. 37. 39. 41. 43. 57. 65. 97. 101. 106. 110. 114. 116. 117. 118. 122. 128. 135. 137. 139. 143. 143. 144. 148. 151. 158. 163. 171. 173. 178.
Wächtersbach, 5.
St. Wendel, 5.
Friedberg, 6. 178.
Bacharach, 7.
Von der Bergstraße, 7. 137.
Darmstadt, 7. 8. 9. 10. 12. 12. 17. 18. 24—25. 28. 30. 31. 33. 34. 38 39. 41. 44. 46. 47—48. 49. 50. 51. 53. 56. 58. 59. 63. 72. 77. 83. 84. 85. 99. 102. 110. 111. 114. 116. 119. 120. 125. 126. 129. 130. 131. 134. 139. 143. 152. 155. 156 157. 158. 164. 165. 166. 167. 169. 170. 175.
Homburg v. d. H., 7. 86. 47. 125. 137. 151. 172.
Vom rechten Lahnufer, 8.
Langen, 9. 17.
Mainz, 12. 12. 14. 15. 20. 21. 22. 23 26. 26. 35. 40. 40. 42. 52. 53. 55. 57. 60. 63. 69. 70. 72. 75. 76. 76. 78. 79. 80. 86. 87. 88. 93 94. 96. 100. 102. 103. 104. 105. 110. 111. 131. 135—136. 141. 152. 164. 171.
Berlin, 13. 47.
Nassau a. d. Lahn, 14. 80.
Aus Oberhessen, 15. 60. 118. 129.
Worms, 16. 19. 33. 45. 50. 71. 82. 89. 91. 92. 97. 98. 113. 140. 152. 153. 155. 159.
Limburg a. d. L., 16.
Bruchsal, 16.
Weimar, 17. 21. 35. 52. 54. 62. 63. 69. 75. 76. 128.
Bretten, 19.
Braunschweig, 20.
Ettoille, 20.
Aus dem Großherzogthum Hessen, 21. 63. 92. 141. 146. 172.
Nürnberg, 22. 38. 49. 67. 98. 176.
Aus der Provinz Starkenburg, 24. 42. 75. 131. 138.
Aus der Wetterau, 27. 32. 74. 99. 100. 112. 124.
Wetzlar, 27. 33. 36. 39. 71. 107.
Heilbronn, 28.
Alzheim in Rheinhessen, 29.
Edenkoben, 29
Castel bei Mainz, 29. 50. 120.
Ems, 30.
Breslau, 31.
Aus dem Kanton Wöllstein, 31.
Weilburg, 32. 175.
Idstein, 33.
Haingründen im Kreise Büdingen, 33.
Aus dem Kreise St. Goar, 33.
Leipzig, 35. 63. 100.
Kassel, 35. 44. 89. 91. 93. 126. 134. 140.
Münster im Kreise Dieburg, 35.
Hanau, 36. 54. 76. 82. 100. 103. 128. 173.
Hamburg, 37. 73. 82. 85 95. 107. 114. 116. 119. 133. 151. 160. 161. 167—168. 177.
Usingen, 43. 163. 174.
St. Lambrecht in der bayer. Pfalz, 44.
Karlsruhe, 45. 74. 104.
Dresden, 47
Köln, 48. 51. 59. 60. 64. 94. 96. 102. 110. 113.
Petersberg, 51.
Fulda, 51. 96.
Ingenheim bei Landau, 52.
Aus dem mittleren Lahnthale, 54.

Digitized by Google

Kirn an der Nahe, 56.
Marburg, 57. 78. 134. 164.
Freiburg im Breisgau, 57. 17[illegible].
Aachen, 58.
Boenheim, 59. 80.
Nassau-Dieh, 61.
Dillenburg, 62.
Aus Rheinhessen, 64. 73.
Ottweiler, 66.
Aus der bayer. Pfalz, 67. 177.
Heidelberg, 68. 137. 144. 167.
Würzburg, 68. 102. 116.
Büdingen, 70. 171.
Sondershausen, 71.
Benshrim, 73.
Elberfeld, 76.
Obeewesel, 76.
Oppenheim, 77. 109.
Aus dem Kreise Bingen, 78.
Aus dem Herzogthum Nassau, 80. 165.
Vom Taunus, 84. 147. 157.
Offenbach, 92. 99. 103. 118. 124. 126. 161.
Truebach, 94.
Friedrichsdorf, 94.
Haiger, 94.
Manheim, 95.
Mannheim, 96. 117. 122. 141. 144. 152. 158.
Landau, 96. 161.
Vom Neckar, 97.
Han. Münden, 101.
Alersteln, 102.
Neuorleans, 104.
Altenkirchen im Westerwalde, 104.
Neustadt a. d. H., 107.
Kostheim bei Mainz, 108.
Oberingelheim, 109.
Aus Franken, 113.
Kenzingen im Großh. Baden, 113.
Harrheim, Kanton Niederolm, 113.
Lenney, 114.
Aus dem Rhringau, 114. 120. 160.
Eisenach, 115.
Braunfels, 117.
Aus dem Tauberthale, 118.
Schwalbach bei Wetzlar, 119.
Jena, 121.
Rom, 122.
Aus Würtemberg, 122.
Aschaffenburg, 122.
Aus dem Kreise Worms, 129.
Limburg a. d. L., 129.
Aus dem hessischen Odenwald, 130. 143.
Vom Westerwald, 130. 165.
Pyrmont, 132.
Kissingen, 132.
Bingen, 135.
Vom Hüttenberg, 135.
Strasburg, 138. 157.
München, 141.
Neu-Isenburg, 141. 157.
Heppenheim, 143.
Marienberg im Westerwald, 144.
Rödelheim, 146.
Guntersblum, 147.
Dürkheim, 148. 161.
Michelstadt, 151.
Hadamar, 157.
Kleinbockenheim in der bayer. Pfalz, 161.
Baden-Baden, 165.
Paris, 171.
Brüssel, 174.
Aus dem Fürstenthum Birkenfeld, 178.
Mathildenbad zu Wimpfen a. Neckar, 178.

Literatur.

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf 1847, 11.
Supp, Gemüs und Fleisch, Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen, 11.
Erziehungsstoffe oder Beiträge zu einer erfolgreichen Erziehung der zarten Kindheit, von F. Flösing, 11.
Die Völker des Erdballs, nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitten und Tracht. Geschildert von Dr. H. Berghaus. Brüssel u. Leipzig, bei Muquardt, 20.
Der Liederfreund, eine mit vielen Vorübungen versehene Sammlung von ein-, zwei-, drei- und vierstimmigen Gesängen, von K. Seeger, Offenbach bei André, 41.
Die Geschichte der Hohenstaufen, für die Jugend bearbeitet von H. W. Stoll, Wiesbaden, bei Kreidel, 43.
Gedichte von Mosenthal, Wien, bei Klang, 53.
Nordisches Novellenbuch von R. Lippert. Verlag von Weber in Leipzig, 53.
Rom unter den drei letzten Päpsten und die zweite Reformation in Deutschland von Köberle, Leipzig bei Grunnow, 66.
Lycei Heidelbergensis origines et progressus und Jubelfeier der 300jähr. Stiftung des Lyceums in Heidelberg. Zwei Schriften von Prof. Hautz in Heidelberg, 68.
Das Musterdörfchen. Eine lehrreiche Geschichte von William Löbe, 72.
Bauernspiegel, von J. Metzger, 72.
Kirchliche Musik und Literatur: Latein. Messe von Kalliwoda. — Das Gebet des Herrn von Zimmermann. — Die neue Bibliothek für Kirchenmusik von Jansen, Vogt u. Duval. — Die Messe mit latein. und deutschem Text von Berhulst. — Jansens wahre Grundregeln des gregor. Kirchengesanges, 74.
Eine Stimme mehr für den Deutsch-Katholizismus von A. Boden. Frankfurt, bei Ochler, 80.
Der deutsche Protestantismus von einem deutschen Theologen, 96.
Ueber die Nichtannahme Rupp's von den Professoren Lücke und Ullmann, 106.
Louis Blanc, Geschichte der letzten 10 Jahre, im Auszuge. — Die Räthsel der Vorwelt, oder: Sind die Deutschen eingewandert? von Lindenschmidt. — Dr. A. Henne: Allgemeine Geschichte, 111.
Wien, wie es ist, von Geoß-Hoffinger, mit Illustrationen von Hesemann. — Lieder und Sagen von Jean Kern. — Neues Planetenbuch, Hypothese von Ernst. — Die Zukunft des Christenthums, seine Wahrheit, seine Verkehrung und seine Wiedergeburt durch Freiheit und Liebe. — D. Schenkel: Das Wesen des Protestantismus, 112.
Das Auswanderungsbuch, oder Führer und Rathgeber bei der Auswanderung nach Nordamerika und Texas, von Moritz Bayer, 119.
Forschungen über die Lage der Auswanderer in den vereinigten Staaten von Nordamerika, von Baron v. d. Straten Ponthoz. Nach d. Franz. von Fr. Oßwald, 120.
Romanzen und Lieder von Alex. Gerstell, 124.
Neue Jahrbücher der Geschichte u. Politik. Von Prof. Bülau. Maiheft, 124.
Wolff's Theateralmanach für 1846, fortgesetzt von Heinrich, k. Schauspielsouffleur in Berlin, 126.
Eisenbahnrede, zur Feier des ersten Spatenstichs auf der Main-Weser-Eisenbahn, gehalten von W. Wüst, 125.
Vermischte Schriften von Dr. S. Zirndorfer, 125.
Der Bauernkrieg von A. Weill in Paris. Darmstadt bei Leske, 140.
Unterhaltungsblätter für die weibliche Jugend. Herausgeg. von Elisabetha Becker, 142.
Telegraph für Post-, Eisenbahn- u. Dampfschiffverbindungen in Deutschland und den angrenzenden Ländern, von Hendschel, 146.
Das Buch der Welt, ein deutsches Familienbuch für alle Stände. Stuttgart, Hoffmann, 147.
Untersuchungen über die Fiesterur, von Dr. Mädler zu Dorpat, 147.
Die Kirchen des europäischen Abendlandes in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse zu einander ꝛc. von Pfarrer Metz zu Beerfelden, 149.
Die Gefahren des Deutschkatholicismus für seine nächste Zukunft von Pfarrer Hieronymi, 149.
Einige Gedanken übre den Deutschkatholicismus, von H. v. Leonhardi, 156.
Vorwärts! Volkstaschenbuch für 1847. Herausg. von R. Binm. 5. Jahrgang, 158.
Handbuch für Zeitungsleser. Herausg. von Fenner v. Fennenberg, unter Mitwirkung von Dr. Grieb, Dr. Rollet, Dr. Wirth und mehreren Andern, 159.
John, der kleine Seefahrer aus Danzig. Eine Erzählung für Knaben, von M. Rosenhain, 160.
Die Männer des Volks, herausg. von Dr. E. Duller, 166.
Geschichte der Trennung der engl. Kirche von Rom, von J. v. Gumpach, Darmstadt bei Jonghaus, 169.
Dr. Mart. Luthers Rath für Eltern und Erzieher, von J. G. Kalber, Pfarrer. Erlangen, 173.
Philosophie der Staats-Oekonomie, oder Nothwendigkeit des Elends. Aus dem Französ. des Proudhon von K. Grün. Darmstadt bei Leske, 176.

Mannichfaltigkeiten,

fast durch alle Nummern gehend.

Theater u. Conzerte in Frankfurt.

6. 18. 25—26. 30. 49. 55. 70. 83. 90. 108. 127. 133. 138. 145. 153. 155. 161.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 1. Freitag, den 1. Januar 1847.

Zum neuen Jahre.

Glückauf zum neuen Jahr! — Wer kann's entbehren,
Das wunderbare, launenvolle Glück?
Hier sieht man's den erwerb'nen Schatz vermehren,
Dort nimmt es feindlich sein Geschenk zurück.
Der Arm des Starken kann es nicht erzwingen;
Durch Fleiß und Mühe läßt sich's nicht erringen.
D'rum wünsch' ich euch, wie immer Brauch es war,
Glückauf zum neuen Jahr!

Es können Wünsche zwar nur wenig frommen;
Die Welt geht ewig ihren alten Lauf.
Doch ist ein Gruß dem Wandersmann willkommen
Und so nehmt auch den mein'gen freundlich auf!
Ein Gruß, ein Wunsch sind Blumen zu vergleichen,
Die gute Menschen gern einander reichen;
Es wechseln Leid und Freude immerdar.
Glückauf zum neuen Jahr!

Du strebst, o Freund, begeistert nach dem Schönen'
Und nur dem Edeln weihest du die Kraft.
Es möge dich die Gunst des Glückes krönen,
Auf daß dein Muth im Kampfe nicht erschlafft!
Willst du der Welt die Wahrheit offenbaren,
So wirst du Neid und Lästerung erfahren.
Erzitt're nicht vor deiner Feinde Schaar!
Glückauf zum neuen Jahr!

Glückauf auch dir, der für das Wohl der Seinen
Mit Vaterliebe unermüdet wacht!
Wie schnell kann eine düst'rer Wolk' erscheinen,
Wie schnell verkehrt sich heit'rer Tag in Nacht!
Wie unerwartet bringt der neue Morgen
Oft harte Prüfung, schwere Lebenssorgen!
Verweilt nicht lang' am häuslichen Altar!
Glückauf zum neuen Jahr!

Ein Wand'rer kommt; er sieht die Lichter blinken
Dort in der nächtlich schon umhüllten Stadt.
Wird endlich ihm ein Friedenshafen winken,
Nachdem er lang dir Welt durchzogen hat?
Darf endlich er den eig'nen Herd sich bauen
In eine sorgenfreie Zukunft schauen?
Ein Hoffnungsstrahl belebt ihn wunderbar.
Glückauf zum neuen Jahr!

Dem, dessen Schiff die Meereswellen tragen,
Kehr' es mit reicher Ladung bald zurück,
Und wer sich quält mit bangen Liebesklagen,
Der finde endlich der Erhörung Glück!
Dem Forscher strahl' ersehntes Licht entgegen;
Des Dulders Nacht auf dornenvollen Wegen
Erhell' ein Stern des Friedens mild und klar!
Glückauf zum neuen Jahr!

Glückauf zum neuen Jahr! — Nicht viel wird's frommen;
Es wechselt Alles im gewohnten Lauf.
Doch ist ein gutgemeinter Wunsch willkommen
Und überall nimmt man ihn freundlich auf.
So laßt uns froh das neue Jahr empfangen;
Es kommen Leid und Freud' mit ihm gegangen.
D'rum wünschen wir, wie immer Brauch es war,
Glückauf zum neuen Jahr!

Ursachen und Wirkungen.

Novelle von B. Mertl.

Der entlassene Liebhaber.

In einem engen Gäßchen der Vorstadt St. Morceau, bekanntlich der ärmste aller Stadttheile von Paris, jetzt und vor 300 Jahren, befand sich unter einem Haufen aus Holz oder Leim zusammengefügter, größtentheils von übelberüchtigtem Gesindel bewohnter Hütten, ein zwar nicht viel besseres, aber doch von dem Schmutze und der theilweisen Zerstörung rein gehaltenes Häuschen. Durch eine enge Thüre gelangte man in einen finsteren, ziemlich langen Gang, auf dessen Seiten Thüren in die leer stehenden Räume des Erdgeschosses führten. Hatte man diesen zurückgelegt, so zeigte sich ein freundliches, von einem Hausgarten umgebenes Hintergebäude, das in seiner Einrichtung guten Geschmack und ziemlichen Wohlstand der Bewohner verrieth.

Im Parterre desselben saß eine Matrone am Fenster. Zuweilen warf sie durch das Weinlaub, welches das Haus zur Hälfte verhüllte, spähende Blicke nach der Ausmündung des gegenüberliegenden Ganges vom Vorderhause, öffnete das Fenster und lauschte. Dann, wenn sie nichts vernahm, umspielte ein teuflisches Lächeln auf Augenblicke ihren Mund. „Komme nur heraus, Madelaine, es wird immer finsterer, und ich glaube nicht, daß François heute noch kommt."

Auf diese Rede erschien ein Mädchen unter der Thüre des Cabinets. Madelaine mochte 17 Jahre zählen, hatte ein schwarzes glänzendes Lockenhaar und ein Gesichtchen von wunderbarem Zauber. Ihre Kleidung war die Festtracht der Bäuerinnen um

Digitized by Google

Paris, an diesem Abend mit besonderer Sorgfalt von ihr geordnet. „François kann uns doch nicht überraschen, Mutter? Hast Du auch die Thüre im Vorderhause wohl verschlossen?"

„Alles geschehen, mein Engel. Wenn man angenehmen Besuch erwartet, muß man sich die ungebetenen Gäste ferne halten."

„Rede nicht so, Mutter. François ist gut, und es gab eine Zeit, wo er Dir sehr willkommen war."

„Das verstehst Du nicht, Kind. François war damals auch ein ganz Anderer, als jetzt; das lauernde tückische Wesen, das Kopfhängen und Gebetemurmeln hat meine Zuneigung schon längst von ihm gewendet."

„Aber er liebt mich doch so sehr."

„Ich glaube es nicht. Warum kommt er in der letzten Zeit so selten? Warum ruhen seine Blicke oft so finster und unheimlich auf Dir? Warum ist er einsylbig, verschlossen und tadelt alles, was Dir gefällt? Weil er irgendwo ein anderes Liebchen hat und Dich gerne los seyn möchte. O, ich kenne die Männer, ich habe Erfahrungen genug gemacht. Betrachte hingegen den Herrn Henri d'Ursin, welch' ein würdiger Mann ist der! Wie zart, wie galant, wie freigebig! Der liebt Dich wahrhaft, der ist von der Vorsehung zu uns gesandt, Dich zu seiner Gemahlin zu erheben."

„Meinst Du, Mutter? Ich finde ihn zwar auch recht liebenswürdig und bin ihm von Herzen gut, aber den armen François hatte ich, so wie er sonst war, doch noch lieber."

„Sprich mir nicht mehr von dem. Die Sache muß anders werden. Ich will ihm sagen, daß er nichts mehr bei uns zu hoffen hat, daß er uns mit seinen Besuchen verschonen und sie Derjenigen machen soll, die ihm besser gefällt, als Du."

„Um Gotteswillen nicht, Mutter! Er ist hitzig und jähzornig."

„Ich fürchte ihn nicht. Denke Dir nur, Kind, wenn ihn Herr d'Ursin einmal zufällig hier treffen sollte, was würde der dazu sagen? Nein, nein, François muß um jeden Preis entfernt werden."

„Freilich, wenn ihm eine Andere besser gefällt, so will ich ihn nicht halten, und Du magst thun, Mutter, was Du für's Beste hältst. Aber sey vorsichtig mit ihm, und beleidige ihn nicht."

Ein lautes Klopfen an der Hausthüre machte rasch diesem Gespräch ein Ende. Madelaine schrak heftig zusammen und floh, scheu wie eine Gazelle, in das Cabinet. Die Matrone schüttelte bedächtig den Kopf und öffnete das Fenster, um hinaus zu horchen. Als sich das Klopfen wiederholte, schritt sie nach der Thüre und durch das Gärtchen in den Gang. „Wer belästigt uns noch so spät am Abend?" rief sie mit schnarrender Stimme.

„Macht auf, Mutter Chevard, ich bin es," entgegnete eine sonore Stimme.

„Du, François?"

„Sang Dieu! wer denn sonst? Kennt Ihr mich nicht?"

Die Alte trippelte vor und öffnete. Eine untersetzte, muskulöse Figur trat ein und folgte ihr nach dem Gemache. Es war François. Seine Züge waren schön und regelmäßig, doch hatte der ganze Ausdruck seines Gesichtes etwas Abstoßendes. Das rabenschwarze gekräuselte Haupt- und Backenhaar machte den bleichen Teint noch bleicher, die kleinen lauernden Augen und der zusammengekniffene Mund ließen Verstocktheit und Hinterlist vermuthen. Bekleidet war er mit einem schwarzen Wamse, schwarzen Pluderhosen, Strümpfen und Schuhen. Ein Barett von gleicher Farbe saß trotzig auf der einen Seite des Hauptes und ein kurzes Stilet hing im Gürtel. Er blickte rasch im Gemache umher und fragte dann die auf ihren Platz zurückkehrende Alte: „Wo ist Madelaine?"

„Sie ist krank, François, und bereits zu Bett gegangen."

„Krank?" lächelte dieser; „das glaube ich nicht, Mutter. Sagt lieber, sie will mich nicht sehen, und Ihr seyd der Wahrheit am nächsten."

„Warum sollte sie Dich nicht sehen wollen, François?"

„Das hat wohl so seine eigenen Ursachen?" versetzte der Angeredete lauernd. „Seit vierzehn Tagen bemerke ich, daß Madelaine immer kälter wird, und die Stunde meines Besuchs unter irgend einem Vorwand abzukürzen sucht. Sie sagt mir nicht warum; aber Ihr müßt es wissen, und von Euch fordere ich jetzt Aufklärung." — Mit diesen Worten warf er sich in einen Sessel und stemmte beide Hände auf das Stilet.

„Fordern?" erwiederte die Alte gedehnt. „Ich wüßte nicht, was den Herrn François so kühn machen könnte, von mir Aufklärung zu fordern. Wenn übrigens die Reihe einmal an Erörterungen kommen soll, so dürfte besser Herr François zuerst damit beginnen."

„Macht keine Ausflüchte, Alte!" brauf'te dieser auf. „Meint Ihr, ich sey blind oder dumm genug, die Veränderung, die sich in Eurem Hauswesen zugetragen, nicht zu bemerken? Vor kurzer Zeit dem Verhungern nahe, und jetzt auf einmal in der Wolle! Sagt, Madelaine hat einen andern Liebhaber, ist meiner überdrüssig, und die Sache ist abgemacht."

„Es scheint Dir sehr erwünscht zu seyn, das oder Aehnliches zu vernehmen. Weil Du es denn wissen willst, gut: Madelaine ist Deiner überdrüssig."

Kaum waren diese Worte über die Lippen der Alten, als François wüthend emporsprang. Sein Mund zitterte fiebrisch, und die Rechte hatte krampfhaft das Stilet erfaßt. „Wiederholt, was Ihr so eben gesprochen," donnerte er; „bei Eurer armen Seele! überlegt genau jedes Eurer Worte, oder ich zerreiße Euch mit diesen Fäusten."

Die Mutter Madelainens stand ruhig auf und trat vor ihn hin. „Wenn wir Euch auch Manches zu danken haben, François, so hat die Liebe meiner Tochter Euch hinlänglich dafür bezahlt gemacht. Glaubt Ihr noch etwas mit gutem Gewissen fordern zu können, so nehmt hier diesen Beutel, der Euch befriedigen wird. Eine Sprache, wie Ihr sie Euch jetzt gegen mich erlaubt, dulde ich nicht in meinem Hause, versteht Ihr? in meinem Hause, und einem Unverschämten weise ich die Thüre. Ich hoffe, Ihr werdet mich verstehen?"

Ganz gegen ihre Erwartung blieb der also Fortgewiesene kalt und ruhig. Ein grinsendes, tückisches Lächeln verzerrte sein Gesicht, dann versetzte er: „Ich gehe, Mütterlein, ich gehe. Euer Sündengeld behaltet. Sagt der Madelaine meinen Gruß, und sie soll sich's recht wohl seyn lassen. Ihr aber merkt, daß ich über kurz oder lang wieder einmal vorspreche, wollt's denn freundlich seyn und nicht zürnen."

Mit diesen Worten stürmte er zur Thüre hinaus, und die Alte, die lauschend das Fensterlein öffnete, vernahm seine Tritte im vordern Gange, das Oeffnen und Zuschlagen der Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geburtsfest des Kaisers.

(Aus der Beschreibung meiner Reise nach Brasilien. Von Adolf Ebeling.)

Erster Tag.

Die Erwartung des kommenden Festes hatte mich früher geweckt, als sonst. In leichter Morgenkleidung begab ich mich auf das glatte Dach unserer Villa. Noch war Alles ruhig, wie im tiefsten Schlafe; das schöne Bahia schlummerte den Freuden des Tages entgegen. Deutlich sah ich die schlafenden Papageien in den nahen Palmbäumen, mit deren Kronen ein sanfter Morgenwind spielte; durch unsere Aeolsharfen zog ein leises Klingen, als läutete die Natur selbst den Festtag ein. Vor mir lag die unendliche Meeresfläche, auch wie die Stadt in träumerischer Ruhe; in der östlichen Einfahrt der Bai gewahrte ich ein fernes Segel,

Digitized by Google

wahrscheinlich ein ankommendes Schiff. Vielleicht kommt es aus deiner Heimath, dachte ich bei mir, und bringt Grüße von den fernen Lieben. Meine Blicke schweiften über den Hafen zu meinen Füßen. Auf dem Admiralschiffe, das dem Lande zunächst lag, sah ich deutlich die bereits beschäftigte Mannschaft. Die meisten Segel entfalteten sich, und langsam, denn der Wind war schwach, bewegte sich die herrliche Fregatte nach dem andern Ende des Hafens hin und machte dort vor der Front der übrigen Schiffe Halt, wie ein General vor seinen Truppen. Es war inzwischen völlig Tag geworden; rosenrothe Wolken zogen im Osten herauf und spiegelten sich in der klaren Fluth und sandten einen röthlichen Schimmer auf die weißen Häuser Bahia's. Plötzlich hüllte sich das Admiralschiff in weißen Dampf, und eine donnernde Kanonensalve brachte den Schläfern den ersten Morgengruß. Sogleich ward es auf allen Schiffen lebendiger, festliche Flaggen und Wimpel flogen in die Höhe, die aufgegangene Sonne beschien die Wappen von fast allen Nationen der Welt; am schönsten sahen unstreitig die silbernen Sterne der freien Staaten aus in ihrem himmelblauen Felde. Zu Ehren des Tages sah man überdem beinah auf jedem Schiffe die brasilianischen Farben. Aber auch auf dem Festlande war man nicht müßig. Vor allen Kirchen, und Bahia zählt deren viele, stiegen bereits die Raketen in die Luft, denn der Geburtstag des Kaisers ist dort zugleich ein bedeutendes kirchliches Fest, und daß diese immer mit Abbrennen von Feuerwerken begangen werden, erzählt' ich schon früher. Die Glocken begannen nun auch ihr herrliches Geläute, und über der Stadt, auf welcher noch vor einer Viertelstunde die Ruhe des Grabes gelegen, wogte jetzt ein Meer von Ton und Schall. Das Admiralschiff setzte seine Salven fort, welche die nahe Bastion erwiederte, die Raketen rauschten und knallten immer zahlreicher in die Luft, selbst in den Gärten der Privatleute flogen welche auf, das Geläute ward immer lauter und voller, so daß mir der Kontrast zwischen jetzt und erst ganz sonderbar vorkam. Meine Verwandten waren mittlerweile auch heraufgekommen und wir beschlossen, oben das Frühstück einzunehmen. Die Sklaven und Sklavinnen des Hauses meldeten sich zum üblichen Morgengruß mit über der Brust gekreuzten Armen, und bald darauf erschien der Hausherr, mein alter, ehrwürdiger Oheim, bereits in voller Uniform. Der sonst so einfache Mann lächelte selbst über seine goldgestickte Kleidung und über die vielen Orden; aber das gehörte nun einmal zum heutigen Fest. Mein Oheim, als früherer Gouverneur der Provinz, mußte heute Morgen nämlich mit seinem Nachfolger die verschiedenen Deputationen der Stadt empfangen und im Namen Sr. Majestät die Glückwünsche entgegennehmen. Im erzbischöflichen Palaste sollte die Feier vor sich gehen, wo bereits eine Loge für uns bestimmt war. Auf dem großen Platze vor dem Palaste sollte dann später die Festparade abgehalten werden. Deshalb beurlaubte sich mein Oheim mit seinen beiden Söhnen schon vor der Zeit; meine Tante zog sich mit den übrigen Damen ebenfalls zurück, um Toilette zu machen, und ich warf einen prüfenden Blick auf meinen leinenen Morgenanzug, und kam sehr bald zu der Ueberzeugung, daß es auch bei mir nicht mit der festlichen Stimmung im Innern allein gethan sey, sondern daß man dies auch nach Außen hin zeigen müsse.

Wenn ich nicht fürchtete, meine Leser zu langweilen, so würd' ich gar gern den Eindruck hier zu beschreiben versuchen, der nach Verlauf einer halben Stunde die auf das höchste geputzten Damen des Hauses auf mich machten. Aber so will ich schweigen und nichts erzählen von den atlasnen Reifröcken, dem hochfrisirten Haar, den blitzenden Brillianten, sondern den Damen folgen, die sich bereits zum Fortfahren anschicken. Trotz unseren Vorreitern und unseren vier Maulthieren konnten wir kaum von der Stelle kommen, so groß war das Gedränge. Alle Straßen hatten bereits ein festliches Aussehen bekommen. Ueber die Fensterbrüstungen fast aller Häuser waren bunte, meistens hochrothe Teppiche hinausgelegt, die immer bis an das andere Stockwerk reichten, was überaus prächtig aussah. Einige Gebäude waren von oben bis unten ganz mit Kaktusblüthen drappirt, so daß sie einer Feuerflamme glichen; der zahllosen Inschriften, Triumphbögen und sonstigen Verzierungen gar nicht zu gedenken. Endlich näherten wir uns dem erzbischöflichen Palaste. Das große stattliche Gebäude war auf das sinnigste mit Blumen- und Fruchtguirlanden geschmückt, in denen die Nationalfarben grün und gelb hervorleuchteten. Unter dem Portal stand der ehrwürdige Kirchenfürst zum Empfang der verschiedenen Notabilitäten. Neben ihm mein Oheim, der Gouverneur, der Admiral u. s. w. Mit unwillkürlichem Lächeln gedachte ich unserer deutschen Sitten, als ich die Grandezza bemerkte, mit der man uns empfing und in die Loge geleitete. Alles sah sich steif und übergewaltig vornehm an, und die schönen Damen zumal schienen sich selbst weit mehr zu gefallen als ihren Nachbarinnen. Von dem Gespräch verstand ich wenig oder nichts; auch war es mehr dem Summen eines Bienenschwarms zu vergleichen. Die Flügelthüren öffneten sich weit und die mehrerwähnten Herren, der Erzbischof an der Spitze, nahmen ihre Plätze ein. Der Thron in der Mitte unter einem kostbaren Baldachin blieb leer. Da nahten sich zuerst die Abgeordneten der Geistlichkeit mit hergebrachtem Pomp; die Reden der verschiedenen Deputationen verstand ich natürlich nicht, doch konnte man sich den Inhalt leicht vorstellen. Nach dem Klerus erschien die Admiralität, dann die Abgeordneten der Garde und hierauf eine Masse von schwarzen Röcken und sogar hie und da schwarze Gesichter. Die Musik auf der Tribüne gab dem Ganzen das nöthige Leben. Am Schluß der Feierlichkeit, die für die meisten Zuschauer ziemlich langweilig war, so schien es mir wenigstens, wahrscheinlich weil sie derselben schon oft beigewohnt, brachte der Gouverneur dem Kaiser und seinem Hause ein Lebehoch, in das die ganze Versammlung laut einstimmte. Die Damen schwenkten mit den Tüchern und die vor dem Palaste versammelte Menge bildete das Echo. Hierauf nahmen wir die Fenster, die auf den Marktplatz führten, in Beschlag. Mit klingendem Spiel zog die Parade auf. Die Uniform der Garde, ähnlich der russischen, nahm sich gut aus in der blendenden Sonne. Meine Vettern, auf zwei stattlichen Pferden reitend, salutirten zu uns herauf. Unter den Linientruppen bemerkte ich viel Mulatten, überhaupt trug Alles den Typus des Tropenlandes, denn die Volksmasse bestand fast ganz aus Farbigen und Schwarzen. Die Letzteren gewährten übrigens in ihrer Art einen interessanten Anblick, namentlich die Negerinnen mit ihren brandgelben oder dunkelrothen Turbanen und Schürzen. Die Parade selbst war natürlich nicht viel anders als bei uns; spaßhaft sah es aus, als die Infanterie beim Schlusse drei Gewehrsalven in die Luft abfeuerte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(München.) Die A. A. Z. rühmt das Fest, welches, „ein Theil ihrer Verehrer" der schwedischen Sängerin am 24. Dec. im Odeon veranstaltete. Theils werthvolle Geschenke (wie eine Broche von Sr. königl. Hoh. dem Herzog Max), theils sinnige und spaßhafte Gaben (wie ein in aller Rechtsform durchgeführter Prozeß in Folge einer Anklage, daß die Sängerin die Köpfe der Münchner verrücke) hätten den mächtigen Weihnachtsbaum geziert. — Die A. Postzeitung bespricht die Theilnahme der Lind an der Aufführung der Schöpfung am 25. Dec. Jenny Lind, schreibt sie, schien heute sich selbst übertroffen zu haben. JJ. MM. der König und die Königin unterhielten sich längere Zeit mit der Künstlerin. Nach jeder Arie mußte das Orchester einhalten, der Applaus wollte kein Ende nehmen. Zuletzt ergriff Jenny

Digitized by Google

Lind förmlich die Flucht. Kaum war das Halleluja am Ende des zweiten Theiles verklungen, so wurde ihr auf einem Kissen ein silberner Lorbeerkranz überreicht, womit die Hofkapelle sie schmücken wollte. Vergebens wollte man sie zur Annahme bewegen, sie weigerte sich dessen bescheiden und entzog sich der Ehre mit Gewalt durch die Menge ins nächste Zimmer. Doch der Applaus nahm immer zu und dauerte wohl bei zehn Minuten, bis endlich die gefeierte Jenny noch einmal erschien; allein den Kranz hat ihre Bescheidenheit nicht angenommen. — Dagegen schreibt die Augsb. Abendz.: München, 26. Dec. Das für morgen anberaumte abermalige Auftreten der Sängerin Jenny Lind ist plötzlich abgeändert worden; man schützt Unpäßlichkeit vor. Einige sind jedoch anderer Meinung.

Aus Wanzleben bekommen wir folgende amtliche Mittheilung: Am 21. d. M., Abends bald nach 5 Uhr, brach hier in einem von 46 Personen bewohnten Hause unter dem Dache desselben Feuer aus. Einige von den in der zweiten Etage wohnenden Leuten hatten es versucht, theils das Feuer zu löschen, theils ihre Habe zu retten, geriethen aber dadurch in Lebensgefahr. Einigen Eltern gelang es, mit ihren Kindern zu entkommen, aber vier Personen, ein Mann von 40, ein Mann von 53, eine Frau von 48 und eine Frau von 64 Jahren, kamen leider in den Flammen um. Die 64jährige Frau ist kränklich gewesen und hat wahrscheinlich von ihrem hier ad 2 bezeichneten Mann — welcher nach ihrem Zimmer gehend gesehen worden ist — weggeschafft werden sollen. Alles an seine eigene Rettung denkend, war von den übrigen Bewohnern des verbrannten Hauses nicht bemerkt, ob Jemand darin zurückgeblieben sey; auch ist ein Hülferuf jener Unglücklichen nicht gehört worden. Wäre aber auch beides der Fall gewesen, so ließ sich Hülfe doch nicht erwarten, indem durch den, von den Bewohnern des Hauses verzögerten Feuerlärm die Oberetage und das Dach schon in voller Gluth stand, als die rasch hinzugeeilten Löschmannschaften heran kamen und bei'm Eintreffen der Letzteren die verunglückten Personen muthmaßlich schon erstickt, verkohlt und verschüttet waren.

(Hamburg, 20. Dec.) Das Entstehen der deutsch-katholischen Gemeinde hat bereits einen Collisionsfall eigener Art herbeigeführt. Der Schauspieler Fehringer und seine Frau waren zu der Gemeinde übergetreten. Mad. Fehringer hatte aber ein Engagement in Wien angenommen; als nun Hr. Fehringer von der österreichischen Gesandtschaft einen Paß nach Wien für seine Frau verlangt, und die Frage nach der Confession derselben mit „deutsch-katholisch" beantwortet, so wird ihm der Paß verweigert. Da nun Mad. Fehringer kontraktlich zu einem bedeutenden Reugelde verpflichtet ist, wenn sie den mit dem Wiener Theater geschlossenen Vertrag nicht erfüllt, so hat Hr. Fehringer das Faktum sogleich nach Wien gemeldet und die Direktion des dortigen Theaters mit ihrer Schadenklage an die österreichische Regierung gewiesen. Man ist sehr gespannt, wie letztere die Sache aufnehmen wird. So viel leuchtet aber ein, daß Schauspieler nicht gut thun, wenn sie deutsch-katholisch werden, da die kaiserlichen Staaten von ihrer dramatischen Kunst in diesem Falle keinen Gebrauch machen können. (Schles. Z.)

(Baumwollenausfuhr nach China.) In wie großartiger Weise England das seinem Handel eröffnete China auszubeuten gedenkt, sieht man am besten an der Ausfuhrliste von Baumwollenwaaren, womit es das himmlische Reich in wahrhaft kolossaler Weise überschwemmt. Es sandte dorthin 1842 nur 25, 1843 schon 44, 1844 bereits 75, 1846 aber gar 108 Mill Yards Baumwollenzeuge. Dadurch wurden die Märkte überfüllt und bis Ende Oktober 1846 konnten nur 65 Mill. Yards nach China ausgeführt werden.

Die landwirthschaftliche Centraldirektion der preußischen Provinz Sachsen hat einen Preis von zweihundert Dukaten für die beste Schrift ausgesetzt, welche eine kritische Zusammenstellung der wichtigsten Schriften über die Anthrarkrankheiten aller landwirthschaftlichen Thierarten, mit Angabe ihres wesentlichen Inhalts systematisch geordnet und mit Beobachtung der Zeitfolge, enthalten soll. Die Einsendung der Schriften hat bis spätestens 1. Jan. 1848 zu erfolgen.

Wie Laube's „Karlschüler", so wird auch Gutzkow's „Acosta" in Dresden nicht wieder gegeben werden; eine hohe Person soll sich gegen das religiöse Element des Stücks ausgesprochen und Gutzkow deshalb seine Entlassung als Dramaturg eingereicht haben, da er sich nicht zum weiteren Streichen der Hauptstellen veranlaßt fühlt. (Köln. Z.)

Korrespondenz.

Vom Rhein, 22. Dec.

Einige Koblenzer Klavierdauer luden den bekannten Pianisten Friedrich, der gerade in Köln befindlich, ein, auf ihre Kosten nach Koblenz zu reisen, das von Knaus so marktschreierisch angekündigte Piano zu prüfen und dann dagegen öffentlich aufzutreten. Friedrich erklärte aber zum Schreck seiner Berufer, daß er das Knaus'sche Piano bedeutend vor allen ihm bekannten Fabrikaten vorgescheitten fände, daß er solches mit gutem Gewissen nicht tadeln könne, sondern loben müsse, und reis'te zurück. Da er aber nun in Koblenz ein Konzert geben wollte, haben ihm die aufgebrachten Pianobauer sagen lassen: er solle nur nach Koblenz kommen, um dort einen unangenehmen Willkomm zu finden. Der Künstler hat sich nicht berufen gefühlt, Märtyrer seiner Ehrlichkeit zu werden, hat auf das Konzert in Koblenz verzichtet, und kann auch gewis seyn, daß das ganze übrige Deutschland die Gesinnung anerkennen muß, die nur einige Koblenzer Finsterlinge nicht anerkennen wollen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Unverwelklichee Reiz ward der ersten Sylbe verliehen,
Darum besonders beliebt ist sie beim schönen Geschlecht;
Mögen wechseln im All die Dinge, mag rennen die Mode,
Sie wird grünen und blüh'n, so lange der Wechsel besteht.
Segen die Hüll' und die Füll' wird von der Zweiten gespendet,
Doch sehr kärglich auch oft, theilt ihre Gaben sie aus.
Freude schwellt hoch unsre Brust, so oft das Ganze erscheinet,
Das uns mit Hoffnung beseelt, die ach! meist eitel doch ist.

B. Wilhelm Schellenberg.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 31. Dec. Nehmt ein Exempel d'ran, Lustspiel einem Act, von Dr. C. Töpfer. (Gastrolle) Die Frau: Fräul. Quin Hierauf: Der Heirathsantrag auf Helgoland, Lustspiel in 1 Abth., von L. Schneider.

Freitag, 1. Jan. (Neu einstudirt): Das rothe Käppchen, komische Oper in 3 Abth., Musik von Dittersdorf. Vorher: Prolog, Neujahrfeier, von A. C. Discant.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 3. Sonntag, den 3. Januar 1847.

Ursachen und Wirkungen.

Novelle von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Herr d'Ursin schloß Madelaine, die ihm mit gerötheten Wangen entgegen ging, in die Arme. „Guten Abend, mein Kind."

„Guten Abend, Herr d'Ursin," entgegnete das Mädchen leise.

„Schon wieder Herr d'Ursin?" rief jenee in komischem Unmuth. „Für die Welt bin ich Herr d'Ursin, für Dich Henry."

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr —"

„Verzeihen? Gnädiger Herr? Ventre saint gris! was ist das? Alle Lektionen vergessen?"

„Ich —"

„Nichts, keine Entschuldigung. Du bist ein böses Mädchen, und hast es darauf abgesehen, mich jeden Tag von vorne beginnen zu lassen. Setze Dich zu mir und erzähle, wie es Dir ergangen."

Beide nahmen Platz auf dem Divan; Herr d'Ursin schlang den Arm um den Nacken Madelainen's, die es schwach zu hindern suchte.

„Was fehlt Dir, mein Kind?" fragte der Fremde nach einer Pause, in dee er das Mädchen unverwandt betrachtet hatte.

Madelaine bemühte sich umsonst, die Thränen zurückzuhalten; einige perlten über ihee Wangen.

„Mein Gott, was ist Dir?" rief d'Ursin aufspringend. „Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet, oder hat man Dich — ventre saint gris! —

„Setzen Sie sich, Henry," sprach das Mädchen mit zitternder Stimme, „Sie sollen Alles wissen. Die Mutter hat François —"

„François?" fragte d'Ursin argwöhnisch. „Wee ist diser François?"

„O, nicht doch," verbisserte Madelaine. „Feançois nicht, sondern die Mutter und —." Sie stockte.

„Du verbiegst etwas vor mie, was mich beunruhigen könnte. Sey aufrichtig, Madelaine, und Du wirst sehen, daß außee Dir mir Alles gleichgültig ist."

„Ich darf nicht, die Mutter wird sonst böse."

„Die Mutter wird nicht böse, ich verspreche Dir es. Wer ist dieser François?"

„Mein Geliebter," schluchzte das Mädchen.

„Ventre saint gris!" rief d'Ursin überrascht und maß mit großen Schritten, die Hände auf den Rücken, das Gemach. „Eezähle weitee, was ist's mit ihm?"

„Wir sind aus einem Dorfe, und er hat mir schon vor zwei Jahren versprochen, mich zu heirathen. Weil ihm dies zu Hause nicht möglich war, ging er nach Paris, um eine Unterkunft zu suchen. Voe einem halben Jahee schrieb er, daß es ihm gelungen sey, eine dauernde Beschäftigung zu erhalten, und daß wir kommen möchten, ihm seinen Haushalt zu besorgen. Der arme François hatte sich verrechnet, denn sein Veedienst reichte wohl für ihn, aber nicht für drei Menschen aus, und so sahen wie uns bald genöthigt, in diese Vorstadt zu ziehen und ein dürftiges Unterkommen zu suchen. Wie lebten in sehe dürftigen Umständen, bis Sie vor 14 Tagen mie begegneten, mich begleiteten, und so großmüthig waren, unsere Lage zu veebessern."

„Ja, ja, ganz recht. Aber was ist's nun mit diesem verwünschten François?"

„Die Mutter behandelte ihn seit jener Zeit kalt und abgemessen und ließ ihn merken, daß er unwillkommen sey. Heute wies sie ihm aber förmlich die Thüre, und das ist es, was mich schmerzt."

D'Ursin nahm etwas ruhiger wieder an ihrer Seite Platz. „Liebst Du François?"

„Ja — nein —" stotterte Madelaine.

„Aufrichtig, Kind."

„Sonst hatte ich ihn wohl recht lieb, weil er ein lustiger und froher Bursche war. Aber seitdem er in Paris ist, hat er sich sehr verändert. Ee ist oft recht finster und verschlossen, seine Reden sind zweideutig und verletzend, sein sonst freier und offenee Blick veebirgt etwas, vor dem ich mich fürchte. Soll ich es aufrichtig gestehen, so habe ich jetzt mehe Mitleiden als Liebe zu ihm."

„Dann soll er zu allen Teufeln gehen!" eief d'Uesin lachend; „Mitleid hat er nicht um Dich verdient. Sey vergnügt, Kind, und vor Allem, komme Deinem Versprechen nach, und gieb mir einen Kuß."

„Nein, nein, nein, das geht nicht. Die Mutter hat —"

„Ventre saint gris! schon wieder die Mutter? Was ist es?"

„Ich — ich darf nicht."

„Allerliebst! Die Mutter leidet es wohl nicht."

„Sie meint, ich sollte Sie erst fragen, wer Sie eigentlich seyen, welche Stelle Sie im Staate bekleideten, und ob Sie auch gesonnen wären, mich zu heirathen."

„Verdammt schlau!" rief d'Ursin, duech dieses Geständniß etwas in Verlegenheit gesetzt. „Doch es sey. Ich bin dee Vikomte d'Ursin, wie Du bereits weißt, gehöre zum Hofe Sr. Majestät des Königs, und weede Dich heirathen, wenn meine Verhältnsse mir es erlauben. Jetzt weißt Du alles, und nun schnell einen Kuß."

Madelaine bot ihm den schönen Mund, den d'Ursin eecht anmuthig mit dem seinigen berührte. Plötzlich aber sprang sie auf und rief: „Höeen Sie?"

„Was denn, Kind?"

„Ich meine, unten Geräusch zu vernehmen."

Digitized by Google

„Pah, die Mutter wird es seyn, wer sollte uns stören? Komm zu mir, Kind.“

Mit diesen Worten zog er sie in seine Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geburtsfest des Kaisers.

(Aus der Beschreibung meiner Reise nach Brasilien. Von Adolf Ebeling.)

(Fortsetzung.)

Nachdem wir Alles besprochen und angeordnet hatten, begaben wir uns hinab in den Salon, um die Damen zu erwarten, denn die Siesta war bereits vorüber. Es wurden einige Gäste gemeldet, die von unserem Hause aus die Prozession mit anzusehen wünschten; auf die verschiedenen Balkone waren Teppiche gelegt, denn nur stehend, nicht sitzend, die ächt Frommgläubigen sogar knieend, darf man einer Prozession zuschauen. Es dauerte auch nicht lange, so zischten die Raketen wie milchweiße Streifen in die Luft. In der Nähe des erzbischöflichen Palastes wollten sie gar kein Ende nehmen, denn von dort aus setzte sich der Zug in Bewegung. So viel ich davon verstand und mir an Ort und Stelle erklären ließ, war es eben ein Umzug des gesammten Klerus unter Vocantragung des Allerheiligsten und des Schutzpatrons der Stadt, bei welcher Gelegenheit dem Volke zugleich einige Reliquien gezeigt werden, und was jährlich an diesem Tage geschieht. Schon sah man den Zug die Straße herauskommen. Die Garde bildete ein wandelndes Spalier. Chorknaben mit ungeheuren Rauchfässern und Weihwedeln gingen voraus, dann kamen die Zöglinge des dortigen Priesterseminars in Weiß gekleidet, mit brennenden Wachslichtern in den Händen; junge Mädchen folgten in gleicher Kleidung mit Blumenkränzen, in ihrer Mitte trug ein Chorherr das auf einer Fahne gemalte Bild des Kaisers. Diesem schlossen sich die in Bahia sehr zahlreichen Kapuzinermönche an, die mit leiser Musikbegleitung Choräle sangen. Hierauf wiederum Knaben mit Rauchwerk und Weihwasser, und nun kam der von sechs Maulthieren gezogene Wagen, auf dem die Statue des Schutzheiligen stand; diese war wie aus massivem Golde, mit bunten Steinen sehr reich, aber keineswegs geschmackvoll besetzt, der Wagen war ebenfalls mit Blumen und Federbüschen überladen. Die Menge lag von Anfang bis zu Ende auf den Knieen, ja Manche lagen der Länge nach auf dem Boden. Auch wir knieten nieder und deutlich verstand ich das Ave Maria und das Paternoster, das die frommen Damen neben mir flüsterten. Dem Schutzpatron folgte unter einem prächtigen Baldachin der Erzbischof, in den Händen die heilige Monstranz, die wie eine Sonne strahlte, Aebte und höhere Priester umgaben ihn, Chorknaben klingelten unaufhörlich, der Erzbischof zeigte das Sanktissimum nach allen Seiten und Jeder bekreuzte sich und betete seinen Rosenkranz. Nun folgten noch verschiedene Geistliche mit den verschiedenen Reliquien, von denen man aber nichts weiter sehen konnte, als die reichverzierten Kasten, worin (so sagte man) dieselben verschlossen seyen. Wiederum kamen nun Mönche verschiedener Orden, alle mit geweihten Kerzen, singend und betend; Soldaten schlossen den Zug, dem sich das Volk in ungeheuren Strömen nachdrängte. Der Leser zürne mir nicht über diese gedehnte, und wie ich sie so eben durchsehe, gewöhnliche Beschreibung. Den eigenthümlichen Reiz, den diese Schauspiele, die auch in Deutschland nicht unbekannt sind, in der südlichen Zone mit sich brachten, weiß ich freilich nicht zu schildern. Der bestand (um es kurz anzudeuten) in der ganzen tragischen Umgebung, vom dunkelblauen Himmel an bis zu den Palmblättern und Kaktusblüthen hinunter, mit denen Alles im Zuge geschmückt war. Dazu die farbige und schwarze Volksmenge in seiner originellen Kleidung und Sprache, und der Gedanke an die tausend Meilen entlegne nordische Heimath, deren Gefilde, in den jetzigen Decembertagen vielleicht bedeckt lagen von Schnee und Eis, dies Alles trug sehr zu der Eigenthümlichkeit des Ganzen bei. Ich muß gestehen, das Ganze machte einen besondern Eindruck auf mich, als einen Protestanten. Uebrigens zeigte ich den Letztern so wenig als immer möglich, um bei meinen strengkatholischen Verwandten keinen Anstoß zu erregen. Ich erinnere mich, wie mich meine Mutter, auch eine strenge Katholikin, oft als Kind mit in ihre Kirche nahm, indem sie mir sagte: „Es kommt auf Eins heraus, wo du zum lieben Gott betest“, und ich meine das auch, und es wäre recht gut, wenn Alle so dächten.

Der Zug bewegte sich um die nahe Kirche herum und dann hinunter in den unten gelegenen Stadttheil. Es mochte bereits gegen vier Uhr seyn. Die Hitze, wenngleich noch immer bedeutend, nahm doch schon merklich ab, denn bekanntlich ist in den Tropenländern fast immer Tag- und Nachtgleiche, was namentlich zur Folge hat, daß gegen sechs Uhr Abends erst das eigentliche Leben beginnt. So war es denn auch heute. Um sieben war die Illumination angesagt und vorzüglich versprach man sich viel von den Sehenswürdigkeiten im botanischen Garten. Die Zeit bis dahin verstrich in angenehmer Unterhaltung; Besuchende kamen und gingen, unter diesen gefiel mir besonders ein dänischer Kapitän, der früher auf einem sogenannten Grönlandsfahrer verschiedene Wallfischfänge mitgemacht. Er war zum ersten Mal nach Brasilien gekommen und theilte mit mir das Entzücken über dies herrliche Land. Aber nicht minder groß war meine Freude, als er anfing zu erzählen von seinen nordischen Fahrten, wie sie zwischen Eisberge gerathen seyen, wie sie ihre Kajüte mit glühenden Kugeln geheizt und erleuchtet und viel dergleichen. Er sprach von der langen Nacht und dem prächtigen Nordlicht, das wie ein großes Evangelium den ewigen Eisfeldern die Allmacht des Höchsten predigt, von dem langen Tage, an welchem die Sonne wie ein bleicher Mond rund am Horizonte ihre Bahn beschreibt, und dies Alles zu hören bei Orangenduft, in der Nähe des Aequators, den Blick hinausgerichtet auf die Palmwälder und die mit Pinien bekränzten Berge, — wahrlich, die Seele wird wunderbar bewegt.

Vom Admiralschiffe ward ein Offizier gemeldet, der uns im Namen seines Herrn diesen Abend zum Thee einlud. Man hatte schon bei Tische davon gesprochen, daß das Admiralschiff auf's schönste erleuchtet werden würde. Natürlich ward die Einladung mit Dank angenommen, und ich wandte mich an den Offizier, den ich schon von früher kannte, mit der Frage, wer der neue Ankömmling sey. Dieser erwiederte, der Kapitän habe sich ihnen bereits vorgestellt, und als man ihm seine Frage: welches Fest man begehe, beantwortet, habe er geäußert, wenn er das gewußt, sey er noch einige Tage in offener See geblieben; denn, fügte er hinzu, seine Tochter sey gefährlich erkrankt und werde wohl kaum die Nacht überleben, so daß man ihm nicht wohl verdenken dürfe, wenn er für die Festlichkeiten kein offenes Herz habe. So berichtete mir der Offizier; wie boten dem betrübten Vater, fuhr er fort, sogleich unsern Arzt an und Alles, was sonst in unsern Kräften stand. Der Kapitän nahm unser Anerbieten mehr aus Höflichkeit an, als daß er eine Hoffnung daran knüpfte, und später versicherte denn auch der Arzt, daß eine solche nicht vorhanden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Im Berliner „Anzeiger“ lies't man folgendes Inserat: „Bei dem vorgestern im Wintergarten abgehaltenen großen Gesellschafts-Ballfeste habe ich mein ganz neues Rasirzeug aus der Tasche verloren. Der redliche Finder wird gebeten, gegen 18 Groschen

Digitized by Google

Remuneration dasselbe in der Spandauer Gasse Nr. 5 abzugeben. Wilhelm Knorer, Barbier-Gehülfe."

Aus einem Privatbriefe aus Konstantinopel entnehmen wir folgende artige Anekdote: „Am 26. Oct. kam im Hafen von Konstantinopel das Bremer Schiff „Johann Smidt" Cpt. Schmidt an, und erregte durch seine kolossalen Dimensionen allgemeines Erstaunen, so daß die Türken vor den großen Schiffen der Hanseaten großen Respect bekommen haben. Dabei hat sich nun der überraschende Fall zugetragen, daß Ihr Bürgermeister von Bremen (dem zu Ehren das Schiff seinen Namen führt) zugleich zum Bürgermeister von Nikomedien geworden ist. In dem üblichen Gesuch um den für das Schiff nothwendigen Ferman machte die türkische Rechtschreibung des Schiffsnamens „Smidt" Schwierigkeit. Die Türken nämlich können nicht zwei Consonanten am Anfange eines Wortes aussprechen und setzen in solchem Falle ein i entweder voran oder dazwischen; Letzteres hätte eine curiose Nebenbedeutung dem Namen gegeben, denn Simid heißt im Türkischen eine Bretzel. Es mußte deshalb Ismid genommen werden. Ismid aber ist der türkische Name für die Stadt Nikomedien. Als daher der Kanzler, der die Unterschrift unter den Ferman zu setzen hatte, diesen Namen erblickte und auf seine verwunderte Frage nach dem türkischen Namen des Schiffes erfuhr, es sey nach Ihrem Bremischen Bürgermeister genannt, rief er aus: Burgermester Ismid, pek güsel! was auf Deutsch heißt: Bürgermeister von Nikomedien, sehr schön!" (W. Z.)

Unter den oberrheinischen Städten ist wohl keine, die in der letzten Zeit so kräftig aufzublühen schien, als Mannheim. Indessen nimmt die Bevölkerung dieser Stadt nicht einmal in dem Verhältnisse zu, wie die anderer Orte. Namentlich ist sie in den letzten 3 Jahren gar nicht mehr gestiegen. Sie beträgt gegenwärtig, nach Abzug der Garnison von 930 Mann, nur 22,843 Seelen. Im Jahre 1818 stand sie schon auf 18,213 (Im vorigen Jahrhunderte einmal, mit der bedeutenden Garnison, auf mehr als 25,000) — Gegenwärtig wird Mannheim sogar von Karlsruhe, welches alles Handels entbehrt, an Volksmenge überstiegen. Karlsruhe zählt 23,612 Einwohner vom Civil, und 2111 vom Militär. Im Jahre 1816 war die Civilbevölkerung erst 12,307.

Der „Tausendkünstler," ein Buch für „landwirthschaftliche Verbesserung," wird in den Wiener Zeitungen also angekündigt: „So wird man reich." 1) „Vor dem Besitz!" In dieser Abtheilung wird erzählt, wie Jemand ganz arm war; nun, das ist glaublich! Dieser arme Mann kaufte den „Tausendkünstler," und nun kommt: 2) „Ein Jahr nach dem Besitz!" Da hat er schon die „Hälfte Schulden bezahlt!" und das Leben „gewann neue Reize" für ihn; endlich 3) „Fünf Jahre nach dem Besitz!" Da standen „Ehrenpforten vor dem Herrschaftsgebäude" und „fünfzig weißgekleidete Jungfrauen, mit Blumen bekränzt," und „hundert fröhliche Landleute empfingen" — wen? unseren Käufer, der den „Tausendkünstler" kaufte!!!

Im Kreise Bochum hat sich unlängst ein in zwiefacher Beziehung merkwürdiger Criminalfall zugetragen. Mehrere Oekonomiegebäude des Gutes C. wurden ein Raub der Flammen. Die polizeiliche Untersuchung über die Entstehung des Brandes vermochte solche nicht zu ermitteln. Nach einigen Monaten erscheint ein bei dem Besitzer des brandbeschädigten Guts dienender, schon mehrmals wegen Diebstahls bestrafter und unlängst erst aus dem Zuchthause zu Hersort zurückgekehrter Knecht, Namens Gartmann, bei der Polizeibehörde zu Bochum und denuncirt sich selbst als Brandstifter, erklärend, daß er in einem Holzschuh aus dem Wohnhause seines Dienstherrn glühende Kohlen zu dem nächsten Oekonomiegebäude getragen und solche zwischen das dort befindlich gewesene Stroh, und zwar aus Rache, weil sein Dienstherr ihn geprügelt, geschüttet habe. Die notorische Verdorbenheit des G. ließ nun zwar eine solche Handlung sehr wahrscheinlich erscheinen, aber das Selbstbekenntniß stand wieder in einem offenbaren Widerspruch mit derselben. Der Criminalrichter begab sich demnach mit dem G. zur Brandstelle, wo er ihn umständlich die Art der Ausführung des Verbrechens angeben ließ. Diese Erörterung stimmte auch ganz genau mit den Wahrnehmungen des übrigen Gesindes des Brandbeschädigten über die erste Entstehung des Feuers überein, worauf der Verbrecher dem Inquisitoriat zur weitern Veranlassung übergeben wurde. Während der Procedur noch ging dem Criminalgericht die Anzeige zu, daß der G. bei einem Bauer, einige Stunden von dem Gute C. entfernt, auch einen blauen Kittel gestohlen habe. Bei Feststellung des Thatbestandes dieses neuen Verbrechens, welches der G. keineswegs läugnete, ergab sich nun, daß solches an demselben Tage und zur selben Stunde, wo der Brand zu C. ausgebrochen, verübt worden war. Dies überzeugte die Richter, daß G. sich fälschlich der Brandstiftung bezüchtigt, was derselbe denn auch endlich einräumte und folgendes merkwürdige Motiv zur Selbstanklage eines so schweren Verbrechens angab: Er habe nun bereits mehrere Male wegen Diebstahls in dem Zuchthause gesessen, wäre aber immer wieder früher, als ihm lieb gewesen, — seine letzte Haft war eine dreijährige — entlassen worden. Er hätte nun gehofft, wegen Brandstiftung doch wenigstens zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt zu werden.

(Karlsruhe, 16. Dec.) Die hier wöchentlich erscheinende „thierärztliche Zeitung" bringt manche beachtenswerthe Artikel, welche auch einem größeren Publikum bekannt zu werden verdienen. So schreibt einer ihrer Korrespondenten Folgendes in Nr. 48 der „thierärztlichen Zeitung": „Berlin. Ein unangenehmer Vorfall, der leicht traurige Folgen hätte haben können, ist Sr. königl. Hoh. dem Prinzen Friedrich von Preußen begegnet. Sein Hund (welcher, wie verlautet, in Düsseldorf im Laufe des Sommers von einem wüthenden Hund gebissen worden seyn soll, und deßhalb von dem dortigen Departementsthierarzt Preher 3 Monate hindurch beobachtet wurde) hat Ihn und Seinen Adjutanten neulich in Breslau beim Einsteigen auf der Eisenbahn gebissen. Nach diesem Vorfall sich sogleich an einen der renommirtesten Aerzte wendend, erklärte dieser dem Prinzen, er möge getrost nach Berlin fahren und sich dort sogleich an den geh. Medizinalrath Dr. W. wenden, was denn auch geschah. Dr. W. erklärte aber, es sey zuvor zu konstatiren: ob der Hund auch wirklich toll sey, weil sich hiernach die Behandlung richten müsse. Zugleich erklärte sich Dr. W. auch für inkompetent, ein Urtheil über den Zustand des Hundes fällen zu können, und empfahl einen Thierarzt zur Untersuchung desselben heranzuziehen, wozu er den Professor Hertwig vorschlug. Vielleicht wird dieser Vorfall, da er eine hohe, fürstliche Person betrifft, dazu beitragen, den Behörden endlich einmal die Augen zu öffnen, und sie zu überzeugen, was eigentlich ein Menschenarzt für Kenntnisse von den Thierkrankheiten besitzt."

Das etwas über 1000 Einwohner umfassende Städtchen Weilar im Eisenach'schen wird seit dem Beginne des Herbstes von einer namenlosen Plage heimgesucht. Es herrscht dort das Schleimfieber in so hohem Grade, daß wohl der dritte Theil der Einwohner von dieser Seuche ergriffen worden ist. Die Krankheit scheint ihren Ursprung theils in klimatischen Verhältnissen, theils aber auch in der tiefen Armuth der Bewohner zu haben, indem Viele aus Mangel anderer Lebensmittel zu dem Genusse kranker und zu früh herausgenommener Kartoffeln ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt worden sind, wobei sie sogar das nöthige Salz haben entbehren müssen. Selbst der Arzt erkrankte, weshalb der Physikus, Dr. Dietmar, von Dirmbach dahin gerufen werden mußte. Die Sterblichkeit war Anfangs nur gering, steigerte sich aber von Woche zu Woche, und auch jetzt noch werden Viele in

Digitized by Google

meist jugendlichem Alter dahingerafft. Obschon die Krankheit eine rein örtliche genannt werden kann, so hat eine unzeitige Furcht doch allen Verkehr gehemmt; man flieht den Ort wie die Pest und macht lieber einen stundenlangen Umweg, als daß man das Weichbild des Städtchens berührt. Zur Unterstützung der armen Kranken sind in mehreren Städten des Landes freiwillige Sammlungen veranstaltet worden, die nicht ganz unbedeutend ausgefallen sind; auch das großherzogl. Haus hat warme Decken verabreichen lassen und die nöthigen Mittel zur Errichtung einer Suppen-Anstalt bewilligt, welche Wohlthat bei der streng eingetretenen Kälte dankbar anerkannt worden ist. In Bezug auf das namenlose Unglück hat der dasige Pfarrer am Schlusse des Kirchenjahres eine eben so gemüthvolle, als trostreiche Predigt gehalten und sie zum Besten jener Unglücklichen im Drucke erscheinen lassen.

(Genf.) Bei dem unlängst in Bassy stattgehabten Brandunglück hat ein dreizehnjähriges Mädchen einen für dieses Alter wahrhaft seltenen Muth bewiesen. Sie wußte, daß ihr kleines Brüderchen im ersten Stockwerk des brennenden Hauses in der Wiege lag; sofort wollte sie zuerst über die Treppe hinauf zu demselben gelangen, allein da sie durch das Feuer wieder zurückgetrieben ward, holte sie eine Leiter, lehnte sie an das Fenster, aus welchem bereits die Flammen schlugen, und gelangte so in das Zimmer, wo sie die Wiege sammt dem Kleinen auf ihre Schultern lud und sich mit ihrer kostbaren Bürde glücklich aus dem brennenden Hause retten konnte; jedoch nicht ohne an Gesicht, Hals und Schultern starke Brandwunden erhalten zu haben. Es ist indeß alle Hoffnung vorhanden, daß dieses herzhafte Mädchen bald wieder geheilt werden könne.

Hr. Luchfinger von Glarus ist vor einigen Tagen von einer Geschäftsreise nach Jerusalem, Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel zurückgekehrt und hat von seinen dortigen Bekannten, Schweizern, eine Ehrengabe auf das eidgenössische Freischießen in Glarus mitgebracht von zusammen fl. 450. Es sind lauter türkische und egyptische Gold- und Silbermünzen, in einer von ihm in Alexandrien gekauften, mit Elfenbein eingelegten Schachtel.

(Ulm, 30. Dec.) So eben erfahren wir, daß in dem Filiale Schöneberg, k. bayr. Landg. Burgau, am heil. Christtage unter furchtbarem Donner und Gekrach ein Meteorstein zur Erde fiel. Er durchflog feurig die Luft und schlug, als er herunterfirl, 2 Fuß tief in den lehmigen Boden ein. Unter donnerähnlichem Geprassel folgten dem großen 15 bair. Pfund wiegenden Stein noch eine Menge kleinere nach.

Korrespondenz.

Hersfeld, 28. Dec.

Der Nothstand in unserer etwa 7000 Einwohner zählenden Fabrikstadt macht sich immer fühlbarer, und die Bettelei nimmt so sehr überhand, daß man fast nicht übertreibt, wenn man sagt, man dürfe keine Minute die Hand aus dem Geldbeutel und vom Brodmesser thun. Dabei tritt das Elend und die Dürftigkeit schon nicht immer blos bittend auf, sondern neulich besuchten gegen sechs Männer aus der ärmern Klasse, und die zugleich auf dem tiefsten moralischen Standpunkte stehen, in corpore zwischen Licht und Dunkel mehrere Häuser, und wußten sich mit Hülfe der Furcht, die ihr Erscheinen einflößte, Geld und reichliche Lebensmittel zu verschaffen. Unter diesen Umständen reichen die bisherigen Mittel, wenn gleich sie ziemlich bedeutend sind, nicht mehr aus, das sieht man allgemein ein; nur dauert es etwas lange, bis man sich über die Art und Weise zur Herbeischaffung neuer Mittel vereinigt. Denn auch damit ist noch nicht viel geholfen, daß auf städtische Kosten unter eine Anzahl Arme wöchentlich eine Quantität Brod umsonst vertheilt und einer noch größeren Anzahl das Brod um mehrere Heller billiger verkauft werden soll. Wenn nicht gründlichere und nachhaltigere Hülfe geschafft wird, so ist nicht abzusehen, wohin die Sachen noch kommen sollen. Es ist unumgänglich nothwendig, daß sich die Privaten mit gemeinsamer Thätigkeit an dem Werke betheiligen. Leider scheinen das die Behörden nicht gerne zu sehen. Der Privatmann soll höchstens den Beutel ziehen, nicht aber selbst mit Hand an die Ausführung legen. Während man anderwärts froh ist, wenn das Letztere geschieht, scheint man es hier zu fürchten. Wenigstens möchte man dies aus folgendem Vorfall schließen. Die Frau eines hiesigen Beamten fasste den Entschluß, eine Sammlung zu veranstalten und von dem Ertrag derselben am ersten Weihnachtstage mit einem guten und reichlichen Mahl den bedürftigsten Einwohnern eine Christfreude zu machen. Der Bürgermeister sagte ihr höchst bereitwillig alle Unterstützung von seiner Seite zu und die Sammlung ergab eine hübsche Summe. Alles war schon zu dem Mahle vorbereitet, als jener Dame folgendes Schreiben zukam:

Auszug aus dem Protokoll des Ortsvorstandes zu Hersfeld.

Hersfeld, am 23. Dec. 1846.

Nro. 113. Eröffnung kurf. Kreisamtes dahier vom 22. d. M. auf meinen Bericht, resp. Anfrage, ob hinsichtlich der, von der Frau L. R. B. für den ersten Weihnachtstag beabsichtigten öffentlichen Speisung von circa 200 Armen — kein polizeiliches Bedenken obwalte, wonach: die Ausführung dieser Wohlthätigkeit zur jetzigen Zeit, wo es sich darum handle, mehr denn 2000 bedürftige Angehörige der Stadt mit Brod ꝛc. zur Stillung des Hungers zu versehen, Achtung vor dem Gesetze, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten — sich unangemessen darstelle, und es wenigstens nicht unbedenklich erscheine, durch öffentliche Speisung eines Theiles der Armen bei den übergangenen Gleichbedürftigen Unzufriedenheit hervorzurufen und Veranlassung zur Zusammenkunft von 200 Menschen zu geben, welche mit der Noth und allen Entbehrungen zu kämpfen haben, und nach einmaliger Speisung ihre Noth, ihre Entbehrungen nur um so empfindlicher fühlen würden. Meiner (d. h. des Bürgermeisters) bekannten Ein- und Umsicht werde es deshalb entsprechen, mich bei der Angelegenheit unter solchen Umständen nicht zu betheiligen, und die von mir begehrte Bezeichnung der zu speisenden Armen abzulehnen. Als ungehörig müßte es aber auch bezeichnet werden, wenn die städtische Behörde durch Einräumung des Rathhauses zur projectirten Speisung sich bei derselben betheiligte. Man spreche die zuversichtliche Erwartung aus, daß weder das Eine, noch das Andere geschehe — fordere mich aber auf, der Frau L. R. B. die Armenkasse als den, insbesondere zur jetzigen Zeit, geeigneten Ort zur Wohlthätigkeit zu bezeichnen, derselben das Ungeeignete einer öffentlichen Speisung von 200 Armen unter den dermaligen Verhältnissen vorzustellen, und dieselbe dahin zu bewegen, das zu der fraglichen Speisung zusammengebrachte Geld zur Central-Armenkasse fließen zu lassen, behufs zweckmäßigerer Verwendung. Im Falle dieses erfolglos bleibe, hätte ich mit den mir zu Gebot stehenden Mitteln eine öffentliche und gleichzeitige Speisung von 200 oder einer ähnlichen Zahl Armen, wegen der dadurch entstehenden Gefahr für Ruhe und Ordnung, zu hindern, auch wegen der weiter zu ergreifenden Maßregeln an das Kreisamt zu berichten. Eine öffentliche, gleichzeitige Speisung von 200 Armen könne und dürfe schon aus dem Grunde unter keiner Bedingung zugelassen werden, weil voraussichtlich auch nicht eingeladene Arme zu dem Mahle Zulaß begehren würden und deren Zurückweisung schwer und jedenfalls nicht ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe und Ordnung zu bewirken wäre. Wenn die Frau L. R. B. in keiner Weise von ihrem Vorhaben abzubringen sey, könne ich ihr die Speisung der Armen nur in einem Privat-Locale und in nicht größerer Zahl als 20 bis 30 gestatten. — Beschluß: Der Frau L. R. B. ist hiervon ergebenst Nachricht zu ertheilen. Wolff.

Wir können uns füglich jeder Kritik dieses Actenstückes enthalten; es kritisirt sich selbst. Die beabsichtigte Speisung unterblieb, wird jedoch am Neujahrstag in einer andern Form stattfinden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Jan. Die Musketiere der Königin, romantische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen des St. Georges; von E. Sollmick, Musik von Halevy.

Sonntag, 3. Jan. Faust, Tragödie in 6 Abth., von Göthe. (Gastrolle) Margarethe: Fränl. Quint.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 4. Montag, den 4. Januar 1847.

Ursachen und Wirkungen.

Novelle von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Unangenehme Störung.

Madelaine hatte recht gehört. François war nicht aus dem Hause gegangen, sondern hatte nur scheinbar von innen die Thüre zugeschlagen. Im Erdgeschosse versteckt, erwartete er die Ankunft des Nebenbuhlers. Sobald derselbe herein war, öffnete er leise die Thüre, und ein Pfiff rief drei seiner Genossen herbei, die ihn in der Nähe erwarteten. Einen ließ er den Ausgang des Vorderhauses besetzen, mit der Weisung, jeden niederzustoßen, der ohne die Losung hinaus wollte, den zweiten postirte er im Garten, mit derselben Instruktion, er selbst mit dem dritten übernahm es, die wachsame Alte zu überfallen und den Verhaßten im Arme der Geliebten zu ermorden.

Etien, sein Gehülfe, mußte sich zu diesem Zwecke an die Hausthüre begeben und klopfen. Er selbst stellte sich hinter den Thürpfeiler, um im günstigen Momente handelnd aufzutreten. Das leise Anpochen verfehlte seine Wirkung nicht. Mutter Chevard öffnete das Fenster und erkundigte sich, wer da sey.

„Ist mein Herr bei Euch?" fragte Etien leise.

„Wer ist Dein Herr?" forschte die vorsichtige Alte. „Wie bist Du überhaupt in das Haus gekommen?"

„Nun der Herr —" den Namen murmelte er in den Bart. „Wie ich in das Haus gekommen? Ganz einfach. Mein Herr hat mir den Schlüssel zurückgelassen, um ihn in dringenden Fällen abrufen zu können."

Der genannte Name mochte Aehnlichkeit mit dem d'Ursin's gehabt haben, denn die Alte fragte weiter: „Und wenn er da wäre, was soll's mit ihm?"

„Se. Majestät der König haben eben nach ihm gesendet, und es ist mir ein Auftrag geworden, den ich ihm unverzüglich mittheilen soll."

„Nenne ihn mir, und ich will es sogleich selbst thun."

„Wie könnt Ihr glauben, Mutter? Es ist ein Staatsgeheimniß, welches kein Mensch sonst, am wenigsten ein Weib, erfahren darf. Oeffnet schnell die Thüre, oder alle Verantwortung fällt auf Euch."

Die Alte, die von Staatsgeheimniß, König und geheimer Sendung einen großen Begriff hatte, trippelte hinaus und öffnete. Kaum aber war der Eingang frei, so griff eine starke Hand nach ihrer Kehle und schnürte sie so fest zusammen, daß sie nicht einen Laut hervorstoßen konnte. Im nächsten Augenblick war sie von François geknebelt und an Händen und Füßen gebunden. Mit triumphirendem Lächeln blickte er auf sein gelungenes Werk. „Jetzt rasch zum Ziel, Etien; im obern Zimmer überraschen wir Beide, und vielleicht im zärtlichsten coeur-à-coeur," fügte er höhnisch hinzu. Sie stürmten die Treppe hinauf.

Als dies geschah, wurde auch d'Ursin aufmerksam, und schob, um auf jeden Fall gesichert zu seyn, den Riegel an der Thüre vor. Sogleich darauf wurde ein Druck an dieselbe bemerkbar und ein wilder Fluch ließ sich hören, als sie widerstand. „Aufgemacht, aufgemacht, im Namen des Königs," rief François mit donnernder Stimme.

„Um aller Heiligen willen, im Namen des Königs!" jammerte Madelaine händeringend. „Wir sind verloren!"

„Weshalb das?" versetzte d'Ursin ruhig. „Glaubst Du, der König leihe seinen Namen nächtlichem Raubgesindel und Diebsbanden? Wir werden wohl blos mit solchem zu schaffen haben."

„Aufgemacht, oder die Thüre wird eingestoßen!" rief es von außen wieder.

„Gerechter Gott, es ist François, ich erkenne seine Stimme!" stöhnte das Mädchen.

„Das ist weit schlimmer," bemerkte d'Ursin. „Ein erzürnter Liebhaber ist mehr zu fürchten, als ein Dieb. Laß uns sehen, was er haben will." Er trat mit kräftigen Schritten zur Thüre und fragte in gebieterischem Tone: „Wer stört uns?"

Ein wildes Gelächter galt als Erwiederung. „Wir stören sie!" keuchte François außer sich. „Aufgemacht, oder Ihr seyd des Todes!"

Madelaine warf sich d'Ursin zu Füßen. „Flüchten Sie, gnädiger Herr. Hier diese geheime Treppe führt in die untere Stube; sie ist François unbekannt. Von dort werden Sie leicht das Freie erreichen. Ich will den Wüthenden versöhnen, er hat mir stets gefolgt. Aber retten Sie sich, und ich will Sie von Herzen lieb haben."

„Du willst mich lieb haben, gutes Kind?" rief d'Ursin, die drohende Gefahr vergessend, und schloß das Mädchen entzückt in die Arme. „Wie schwer hat es gehalten, Dich zu diesem Geständniß zu bringen."

„O mein Gott! Hören Sie, gnädiger Herr, sie stoßen die Thüre ein und Sie sind verloren."

„Lasse sie kommen, Närrchen," scherzte dieser, Madelaine nicht aus den Armen lassend. „Glaubst Du, daß solches Gelichter mich zur Flucht bewegen kann? Laß' sie kommen, und mein gutes Schwert —"

„Gerechter Himmel, gieb meinen Worten Kraft zur Ueberredung," rief Madelaine. „Bedenken Sie, gnädiger Herr, die Hoffnungen Ihrer Familie, die Hoffnungen, die der König und vielleicht Frankreich auf Sie gesetzt hat, retten Sie sich! Sie kennen François nicht, er ist wild und jähzornig und im Stande, Sie zu ermorden. Soll ich die Ursache Ihres Todes seyn?"

D'Ursin besann sich einen Augenblick. „Ventre saint gris! Mädchen, Du hast recht. Wäre es blos um meinetwillen, diese

Digitized by Google

Strolche würden mich nicht schrecken. Aber meine Familie und Frankreich — komm' und lasse uns fliehen."

„Ich? nimmermehr."

„Gut. Dann bleibe auch ich."

„Bedenken Sie, gnädiger Herr, daß wenn ich Sie begleite, uns François augenblicklich folgen wird. Ich bin außer aller Gefahr, denn er liebt mich, und ich fühle Kraft in mir, ihn so lange aufzuhalten, bis Sie sich gerettet haben."

Nach kurzem Bedenken sprach d'Ursin: „Wohl, ich ziehe mich zurück. Fliehen werde ich nicht, sondern bei dem geringsten Leide, das man Dir zufügen könnte, bei der Hand seyn."

Es war die höchste Zeit. Kaum hatte er die Tapete hinter sich, als die Eingangsthüre krachend zusammenbrach und François, von Etien gefolgt, mit gezückter Waffe hereinstürzte. „Wo ist er? Wo hast Du ihn verborgen?" brüllte er in wahnsinniger Wuth.

„Wen meinst Du, François?" fragte Madelaine anscheinend ruhig, obgleich ihre Knie wankten.

„Weib, verstelle Dich nicht, oder ich stoße Dich nieder! Wo ist er? Ich muß ihn haben, denn ich schwur, meine Rache nur in seinem Blute zu kühlen!" Mit diesen Worten faßte er das Mädchen bei den Haaren und zog es empor.

Einer sanfteren Frage hätte Madelaine vielleicht, wenn auch nur scheinbar, nachgegeben; den Aeußerungen roher Gewalt setzte sie Trotz entgegen. „Stoße zu, Bluthund," sprach sie mit fester Stimme, „von mir erfährst Du nichts.

„Natter! Viper!" knirschte er mit den Zähnen, und hob das Stilet zum Stoße. Madelaine war erschöpft an ihm niedergesunken und erwartete ruhig den Todesstreich. „Wirst Du bekennen?"

„Stoß zu, Ungeheuer!" war des Mädchens Entgegnung.

„Du bist nicht werth, von ehrlichen Händen zu sterben!" rief der Erzürnte, indem er sie mit roher Faust von sich schleuderte. Ihr Kopf fiel mit Gewalt an die Ecke des Divans, so daß das Blut in Strömen aus der Wunde rann und sie ohnmächtig liegen blieb.

Unterdessen hatte Etien die Wände des Gemachs rings umher sondirt und war endlich auf die hohle Stelle gestoßen, die die verborgene Thüre bildete. Mit einem Freudenschrei rief er François herbei, und sogleich darauf hatten Beide den schwachen Widerstand beseitigt. Etien fiel durch die gemachte Oeffnung zu Boden und fühlte sich in demselben Augenblick von einer eisernen Hand im Genick erfaßt, die ihn nachzog und mit solcher Gewalt die Treppe hinunterschleuderte, daß ihm alle Rippen krachten. François wollte mit gezückter Waffe auf den unbekannten Feind nachdringen, aber ein kräftiger Hieb schlug ihm dieselbe aus der Faust, und ehe er sich besinnen konnte, hatten ihn zwei Arme umklammert, so fest und sehnig, daß er mühsam nach Luft rang.

„Meuchelmörder, feiger, nichtswürdiger!" rief d'Ursin, denn er war der Gegner. „Du sollst Deiner Strafe nicht entgehen."

Auf Françoiß Lippen stand weißer Schaum. Vergebens suchte er sich aus dieser fürchterlichen Umklammerung zu befreien; er stöhnte und keuchte und seine Augen unterliefen sich mit Blut. Endlich schleuderte ihn sein stärkerer Feind zu Boden, setzte das Knie auf seine Brust und hob den Arm zum Todesstreich. Die Lampe warf in diesem Augenblicke ein helles Licht auf das Gesicht seines wehr- und machtlosen Opfers. Da, als er ihm triumphirend in das Verderben sprühende Auge blickte, erfaßte ihn eine unerklärliche Angst. Die Kraft seiner Arme ließ nach, sein ganzer Körper wurde von unheimlichem Schauder durchzuckt, er zitterte wie Espenlaub. François benützte mit neuer Kraftanstrengung diesen Augenblick. Ein Griff, und er hatte seinen Hals umspannt, ein Druck, und d'Ursin flog zu Boden; sein Feind hatte die Oberhand gewonnen, das Ringen begann von neuem, und jetzt immer mehr zu d'Ursins Nachtheil. Noch wenige Augenblicke und er war verloren, denn von diesem durfte er keine Schonung erwarten.

Da ließen sich Tritte auf der Treppe hören, und ein Trupp Trabanten drang in das Zimmer, an ihrer Spitze ein hagerer, dürftig gekleideter Mann mit gezücktem Schwerte. Ein Moment, und François war in ihrer Gewalt, d'Ursin befreit. „Ah, bist Du es, Rosny?" sprach er, sich lachend emporrichtend, „Du kommst wie ein deus ex machina. Der Bursche hat mir warm gemacht. Nimm ihn zu Dir und lasse ihn morgen mit Tagesanbruch von Meister Merfillon expediren. Er verdient nichts Besseres."

„Aber —"

„Aber, Rosny, wie kommst Du denn hieher? Ich erinnere mich nicht, Dich von meinen geheimen Ausflügen unterrichtet zu haben."

„Sie sollen morgen das Wie erfahren. Für jetzt nur so viel, daß wir im Garten vor dem Hause noch zwei von diesem Gelichter aufgegriffen und ein altes Weib von Knebel und Stricken befreit haben."

„Du bist nicht mit Gold aufzuwiegen, Marquis. Gut; bringe diese Bursche in strengen Gewahrsam und lasse sie morgen aufknüpfen. Einen Vierten werdet Ihr vielleicht hier auf dieser Treppe finden. Aber Madelaine —" in diesem Augenblicke fielen seine Blicke auf das arme Mädchen, das noch immer bewußtlos am Boden lag. Er hob es empor und legte es auf den Divan. „Armes Kind," fuhr er gutmüthig fort, „doch nicht ein neues Opfer um meinetwillen? Das wäre zu viel. Ich will der Alten sagen, daß sie ihr beispringe. Komme, Rosny, und ihr thut, wie ich euch befohlen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Geburtsfest des Kaisers.

(Aus der Beschreibung meiner Reise nach Brasilien. Von Adolf Ebeling.)

(Fortsetzung.)

So nahe ist also, dacht' ich bei mir, Trauer und Freude und durch den Glanz und Klang des festlichen Tages war mir diese Erzählung ein dunkles momento mori. Um keinen Anstoß zu geben, fuhr der Offizier fort, ließ der arme Kapitän dennoch flaggen, so daß das Schiff von außen den Anblick des Frohsinns gewährt, während in der Kajüte der trauernde Vater dem Tode seines Kindes entgegensieht. Hierauf beurlaubte sich der freundliche Seemann und ich that mir alle Gewalt an, die trübe Geschichte zu vergessen; auch sprach ich zu Keinem davon. Die Sonne war bereits untergegangen; eine Abenddämmerung findet, wie schon mehrerwähnt, nicht statt, so daß es nach wenigen Minuten Nacht war. Aber für Bahia sollte diesmal keine Nacht seyn, denn schon begann man an verschiedenen Orten Lichter und Lampen anzuzünden. Der kleine Pedro lief geschäftig hin und her, that wichtig, wie ein Ceremonienmeister, und die Sklaven vollführten eilig seine Befehle. Wagen und Sänften hielten bereits vor dem Hause, um uns in den botanischen Garten zu bringen, wo eine eigne Festhalle erbaut war. Sklaven mit Fackeln begleiteten uns. Schon waren viele Häuser erleuchtet, namentlich die öffentlichen Gebäude, und während des Fahrens sahen wir allenthalben neue Lichterreihen und Lampen-Verzierungen entstehen. Am Ende der Stadt liegt der botanische Garten; hier stiegen wir aus und waren überrascht von dem prächtigen Anblick. Der Eingang führte durch einen herrlichen Bogen, mit dem Namenszug des Kaisers geschmückt und in den lieblichsten Formen mit zahlreichen Lichtern behangen; das ganze Gitterwerk des Gartens war ähnlich erleuchtet, aber die Neugier trieb uns weiter. Wir gingen durch Blumenbeete, deren Einfassung aus unzähligen

Digitized by Google

kleinen Lampen bestand, an beiden Seiten in einiger Entfernung waren Terrassen angebracht, auf denen die schönsten blühenden Gewächse standen und Alle in verschwenderischer Beleuchtung. Geblendet von all' dem Lichtglanz gingen wir weiter durch eine kleine, wenig erhellte Allee, die auf eine freie Wiese führte, und hier angekommen, wußten wir keine Worte zu finden für den Anblick, der sich uns darbot. Versuchen wir eine, wenn auch unvollkommene Schilderung. In der Mitte des Platzes erhob sich ein wunderbarer Bau, feenhaft, wie aus Lichtern und Flammen zusammengesetzt, man sah keine Wände, sondern durch Alles den blauen Nachthimmel; breite Treppen, wie aus Feuerstreifen gewebt, führten hinauf in die luftigen Räume, aus denen Musik lustig herabschallte und in welchen man deutlich die geputzte Gesellschaft sich hinunter bewegen sah. Das Ganze war eben nur das Gerippe eines Hauses, leicht aus schmalem Lattenwerk gefügt, in allen seinen Theilen aber auf das schönste erdacht. Oben schwebte, von Lichtersäulen getragen, eine flammende Krone; man begriff gar nicht, wie sich das Alles halten konnte, denn man sah gar keine andere Verbindung als duech Lichter, und bei anhaltendem Anschauen meinte man, es müsse ein riesenhaftes Sternbild seyn, das plötzlich am Himmel entstanden. Als wir näher kamen, überzeugten wir uns denn doch, daß es ein Werk von Menschenhänden sey, die vielleicht Monate lang daran gearbeitet hatten, aber dennoch nahm unsere Bewunderung kein Ende. Als wir den Lichter-Palast betraten, begrüßte uns der Erzbischof, dem wir Alle nach dortiger Sitte ehrerbietig den Ring küßten; man hatte unsren Oheim schon erwartet, denn ihm war die besondere Ehre zugedacht, das im Hintergrunde befindliche Transparentbild des Kaisers zu enthüllen. Ein schmetternder Tusch und endloses Vivatrufen aus tausend Kehlen begleitete den Akt. In reichem Lichterrahmen zeigte sich uns der gefeierte Herrscher in Lebensgröße: ein lächelndes Jünglingsantlitz, so sprechend, als wollte er uns seinen Dank für alles Schöne sagen, das man zu seiner Ehre bereitet. Nachdem wir hierauf noch einige Gänge durch den erleuchteten Park gemacht, wobei wir immer möglichst das Prachtgebäude im Auge behielten, begaben wir uns auf die Tribünen, um dem Feuerwerk zuzuschauen. Die Sinne des Menschen stumpfen sich durch zu viel des Gebotenen ab; so ging es uns hier. Wir befanden uns ja selbst in dem wunderbarsten Feuerwerke, so daß wir die Schwärmer, Leuchtkugeln und Sonnenräder nur oberflächlich betrachteten, so schön sie an sich auch waren; nur wenn etwas Besonderes kam, ward unsere Aufmerksamkeit gefesselt; so möchte ich hervorheben, wie man menschliche Figuren auf ein Gerüst stellte und dies an vier Seiten anzündete. Erst verspeühte und verpuffte in einem beständigen Feuerregen Alles, was die Figur umgab, und dann flog diese selbst mit dem Gerüste laut knallend als eine Riesenflammengarbe hoch in die Luft, wo sie in tausend lichtweiße Sterne zerplatzte, die geräuschlos im Aether verloschen. Der Eindruck war ein seltsamer; unwillkürlich dacht' ich an ein Autodafe. Noch bevor das Feuerwerk geendet, begaben wir uns fort, um der Einladung des Admirals Folge zu leisten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Von allen europäischen Staaten schreitet der russische in der Zunahme seiner Bevölkerung am stärksten vor. Seine Volksmasse wächst jährlich um 1 1/2 Prozent und muß sich so immer nach Verlauf von 47 Jahren verdoppeln. Rußland bedarf aber auch dieser vorschreitenden Bevölkerung, wenn man die geringe Menschenzahl erwägt, mit der noch viele seiner ausgedehntesten Gebiete besetzt sind. Großbritanien mit Irland erreichen das Doppelte ihrer Bevölkerung erst in 50, Preußen in 60, Oesterreich in 85, Frankreich in 100 Jahren; aber im Verhältniß ihrer Bevölkerung zu dem in Rußland führen wir hier nur England an: dieses enthält auf einer Quadratmeile 4820 Bewohner, während in Rußland sich auf dem gleichen Raume nur 160 befinden. Rußland ist also um dreißig Mal schwächer als England bevölkert; jedoch stellt in dieser Beziehung das europäische Rußland viel günstigere Resultate auf denn das asiatische.

(Aus dem Badischen, 9. Dec. — Oberr. B.) Es ist dieser Tage ein sehr heilsamer Erlaß vom großh. Oberstudienrath ausgegangen, den Einfluß der Lehrer auf die Berufswahl der Schüler betreffend. Dem Erlasse liegt die Erfahrung zu Grunde, „daß manche Lehrer und Vorsteher von Schulen es sich zur Aufgabe gemacht haben, auf die Berufswahl der Schüler, und sogar schon der jüngsten, einen bestimmenden Einfluß zu üben, wie er sich auf richtigem Standpunkte nicht rechtfertigen läßt." Hiernach wird dem Lehrerstande eingeschärft, keinen moralischen Zwang hinsichtlich der künftigen Bestimmung der Schüler, als welche vorzugsweise der Sphäre der Familie angehört, zu üben, und junge Leute zur Entschließung zu einem Fache zu verleiten, wozu sie keinen innern Beruf haben, und wodurch auf ihr eigenes Lebensglück, wie auf die Wohlfahrt der Gesammtheit, nur ein nachtheiliger Einfluß hervorgebracht werden müßte. Ist den Lehrern „jede direkte und indirekte Einwirkung auf die Berufswahl strenge untersagt", so bleibt ihnen, wie das Rescript ausdrücklich bemerkt, natürlich unbenommen, den Eltern mit Rath nach den gewonnenen Erfahrungen und Beobachtungen an die Hand zu gehen, wenn sie darum angesprochen werden. Eben so wird in diesem Erlasse den Direktionen nicht nur die Befugniß zugestanden, sondern selbst die Verpflichtung auferlegt, „die Eltern oder Vormünder solcher Schüler, die keine Anlage zum Studiren haben, davor um so mehr zu warnen, als solche nicht gehörig ausgerüstete Leute besser sich einem andern Berufe widmen." Desgleichen wird den Lehrern und Schulvorständen die genaue Beobachtung der bestehenden Vorschriften hinsichtlich der gehörigen Reife der Schüler zum Aufsteigen in höhere Klassen und Ordnungen eingeschärft. Endlich haben die Direktionen beim Beginn jedes Schuljahrs diejenigen Schüler, welche sich dem Studium der Theologie oder Philologie widmen wollen, darauf aufmerksam zu machen, daß sie vorschriftsgemäß zur Theilnahme am hebräischen Sprachunterrichte verpflichtet seyen.

(Nürnberg, 29. Dec.) Gestern früh 6 Uhr begab sich ein Wärter der Gasbeleuchtungseinrichtung für die Werkstätten der Staatseisenbahn in das Gebäude, in dem zwei abgesonderte Gazometer sich befinden, mit einer Laterne. Wahrscheinlich war der eine Gazometer nicht fest genug verschlossen, und daher das Gas ausgeströmt, denn dieses entzündete sich mit einem Knall, der Wärter wurde zu Boden geworfen und die massiven Seitenwände einer Abtheilung des Hauses nach außen gedrückt. Der Wärter kam mit einigen Quetschungen davon, weiteren Schaden verübte die Explosion nicht.

Die Erfindung der Schießbaumwolle beginnt auch auf dem Gebiete der Heilkunde Früchte zu tragen. Der practische Arzt Dr. Frank in Wolfenbüttel hat sich derselben zum Verbande veralteter Geschwüre bedient, und diese originelle Behandlungsweise durch den glänzendsten Erfolg bewährt gefunden.

Dr. Reich in Königsberg hat die wichtige Entdeckung gemacht, das Blut vor Fäulniß zu bewahren. Sie wird füe die Zuckerraffinerie von großer Wichtigkeit seyn. Faulgewordenes Fleisch macht Hr. Reich wieder vollkommen geruchlos und genießbar; er kann dasselbe bei einer Temperatur von 15 bis 20 Grad Wärme viele Wochen in einem mit einer Glasplatte bedeckten

Digitized by Google

Gefäße gut und brauchbar erhalten. Hoffentlich wird er sein Mittel bald veröffentlichen. In der polytechnischen Gesellschaft zu Königsberg hat er Proben vorgezeigt.

Varnhagen ist trotz seines Widerwillens gegen das napoleonische Frankreich doch nicht blind für die Stärke des französischen Nationalgefühls, das dieses Volk selbst in der Zeit seiner tiefsten Unterdrückung energisch aussprach. Es war im Jahre 1815. Frankreich, Paris besonders, starrte von fremden Bajonneten aller civilisirten Völker, und russische Säbel klapperten auf den Boulevards. Da erscheint eines Tages der Herzog von Wellington im Theater Favart, bürgerlich gekleidet, in der königlichen Loge. Das Publikum war nichts weniger als bourbonistisch gestimmt, aber es empfand mit seinem Takte die Beleidigung, welche der übermüthige Sieger der Nation durch eine solche Verletzung der der königlichen Loge schuldigen Ehrfurcht anthat und die Bewegung gegen den fremden Feldherrn ward so einstimmig und gewaltsam der Ruf: a la porte Milord! und a bas l'étranger! a bas l'étranger! so betäubend und andauernd, daß endlich der eiserne Herzog wirklich gezwungen wurde, das Theater zu verlassen. Denken wir uns als Schauplatz irgend eine deutsche Hauptstadt, so müssen wir mit Varnhagen einstimmen, wenn er bei dieser Gelegenheit ausruft: „Wir konnten nicht läugnen, daß die Franzosen in ihrer damaligen grausamen Demüthigung und Zerrissenheit immer noch eine Stärke und Einheit des Nationalgefühls erkennen ließen, die wir auf unserer Seite gar sehr vermißten."

Aus Brüssel schreibt man: Während der letzten Schneefälle fielen Schwärme von hungerigen wilden Gänsen in den Ebenen von Brugelette und Chievres (Hennegau) nieder, wo sie drei Tage blieben und die Rübsaatfelder ungeachtet aller Anstrengungen der Bauern, die sie Tag und Nacht mit Stöcken verjagten, verwüsteten. Die Jäger der Ortschaft ärgerten sich, daß sie gegen dieselben keinen Krieg führen konnten, der so leicht als nützlich gewesen wäre, denn man konnte ganz in ihre Nähe kommen. Der Besitzer einer in der Mitte einer dieser Ebenen gelegenen Windmühle wagte es, aus seinem Fenster eine mit Kugeln geladene Flinte auf die Gänse abzuschießen und tödtete deren zwei. Man schätzt die Gänse, welche sich während eines Augenblickes auf einem einzigen Punkte versammelten, auf ungefähr 10,000. Die ältesten Jäger erinnern sich nicht, je einen solchen Zug fremder Vögel gesehen zu haben, mit Ausnahme vor etwa dreißig Jahren, wo die nämlichen Ebenen während mehrerer Tage mit einer unzählichen Menge Regenvögel bedeckt waren.

(Zeitz, 21. Dez.) Ein schreckliches Ereigniß hat sich in vergangener Woche hier zugetragen. Zwei arme Frauen von 30 bis 40 Jahren gingen mit dreien ihrer Kinder: drei Knaben von 15, 11 und 3 Jahren am Sonnabend den 12. d. M. vom Hause weg nach den umliegenden Ortschaften, um sich Brod bei mildthätigen Leuten zu holen. Sie kehrten nicht wieder, und die Angehörigen suchten vergebens nach ihnen. Nur so viel konnte man erfahren, daß die gedachten Personen an jenem Tage am späten Nachmittage von dem zwei Stunden von hier entfernten Orte Dragsdorf weggegangen wären. Gestern endlich wurde durch einen Zufall eine von den vermißten Frauen nahe bei der Stadt in einer mit Schnee angefüllten Höhle erfroren gefunden. — Die angestellten gerichtlichen Nachforschungen gaben leider sehr bald das traurige Resultat, daß hier fünf Menschen auf einmal erfroren waren, indem man in kurzen Entfernungen von einander auch die Leichname der übrigen Vermißten unter dem Schnee entdeckte. Die Armen waren bei dem Schneegestöber an jenem Sonnabend wahrscheinlich vom Wege abgekommen und hatten, ermüdet von dem Herumlaufen in dem tiefen Schnee, ihren traurigen Tod gefunden.

Korrespondenz.

Stuttgart, 27. Dec.

Unser Schauspiel ist, für die nächste Zeit wenigstens, von zwei sehr empfindlichen Entbehrungen anerkannter Talente bedroht. Hr. Gnauth, der mit dem neuen Intendanten, Hrn. v. Gall, in unfreundliche Berührungen kam, ist vorläufig vom activen Dienst suspendirt, und gleichen die Differenzen sich nicht in gütlicher Weise aus, so dürfte dessen Pensionirung leicht davon die Folge seyn. Hr. Gnauth, im Repertoir vielfach beschäftigt, verursacht darin eine empfindliche Lücke. Der zweite Fall betrifft die Krankheit unserer beliebten Mad. Wittmann, die ein allgemeines Bedauern erregt. Ein ursprünglich anderes Leiden, warf sich mit Heftigkeit bei ihr auf die Kopforgane, und wird noch für längere Zeit die größte Ruhe, bei Vermeidung jeder geistigen Anstrengung nothwendig machen. Mad. Wittmann befindet sich zu diesem Zwecke seit einigen Tagen in dem rühmlichst bekannten freundlichen Kenneburg, bei Eßlingen, einr besonders im Sommer sehr besuchte Kaltwasserheilanstalt. Möchte sie uns und der Kunst recht bald, vollkommen genesen, wieder zurück gegeben werden. Am 28. d. beschloß Fräul. Hanf als Donna Anna in Don Juan, ihr Benefiz, vor einem übervollen Hause ihre hiesige Bühnenwirksamkeit.

Erklärung.

Die am Schlusse des vorigen Jahrgangs der „Didaskalia" mitgetheilte Erzählung von L. Storch: „Versichere dein Leben", wurde uns, wie gleich Anfangs dabei in einer Note von unserer Seite bemerkt war, von Hrn. L. Storch, mit welchem wir seit einiger Zeit in literarischen Beziehungen stehen, im Manuscript zugeschickt. Gedachte Erzählung ist jedoch, wie wir von anderer Seite benachrichtigt werden, bereits in dem in der Müller'schen Buchhandlung zu Erfurt erscheinenden „Preußischen Nationalkalender für 1845" abgedruckt.

Die Redaktion der Didaskalia.

Geschichtliche Vorlesung.

Zwölfte Vorlesung; Montag, 4., so wie auch Dienstag, 5. Jan.: Geschichte der französischen Revolution vom J. 1789 ꝛc. — Ludwig XVI. — Marie Antoinette. — (Zu Anfange der Vorlesung noch Einiges nachträglich über Leben und Tod des Papstes Clemens XIV. Ganganelli.)

Da mit dieser 12. Vorlesung die geschichtliche Betrachtung der sogenannten neuesten Zeit beginnt, so komme ich vielfach geäußerten Wünschen bereitwillig entgegen und eröffne für die 13 Vorlesungen der Monate Januar, Februar und März ein erneutes Abonnement — und zwar für die Dienstagvorlesung — zu 2 fl. 42 kr. für eine, zu 4 fl. 30 kr. für zwei und zu 6 fl. für drei Personen. — Die Eintrittskarten können in einer der schon früher genannten Buchhandlungen oder in meiner Wohnung entnommen werden.

Dr. Snydrn (E 28.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. Jan. Faust, Tragödie in 6 Abth., von Göthe. (Gastrolle) Margarethe: Fräul. Quint.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 5. Dienstag, den 5. Januar 1847.

Ursachen und Wirkungen.

Novelle von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Entdeckung.

Am folgenden Tage, kaum war der Morgen herangebrochen, eilte ein junges Mädchen durch die Straßen von Paris nach dem Louvre. Es war Madelaine. Sie hatte bald nach der Scene mit François die Besinnung wieder erlangt und von der Mutter den Ausgang der Sache erfahren. Die Nachricht, daß d'Ursin befohlen habe, François und seine Genossen aufzuhängen, ließ ihr keine Ruhe mehr, so sehr sie auch Frau Chevard zu überreden suchte, daß Meuchelmördern nichts Besseres widerfahren könne. „Wenn auch Herr d'Ursin," so folgerte sie, „mächtig genug ist, ein Todesurtheil vollziehen zu lassen, so giebt es doch noch einen über ihm, der Gnade walten lassen kann, und der ist der König. Herr d'Ursin ist streng, schwerbeleidigt, und ich weiß ihn nicht in der großen Stadt zu finden, oder vielleicht erst dann, wenn es zu spät ist; der König aber wohnt im Louvre, ist gerecht und gütig, und für jeden seiner Unterthanen zugänglich. Ihn will ich um die Begnadigung eines Menschen bitten, der zwar gefehlt hat, aber doch einestheils im Rechte war, und den Tod gewiß nicht verdient." Indem sie diesen Gedanken immer mehr verfolgte, wuchs er fest in ihr, und als die Mutter gegen Morgen auf kurze Zeit zu ruhen ging, verließ sie ganz still ihr Lager und machte sich, verbundenen Hauptes, auf den Weg nach dem Palaste des Königs.

Die Wachen am Haupteingange des Louvre erlaubten sich allerlei witzige Bemerkungen, als ein Mädchen sich näherte und den König zu sprechen begehrte. Endlich wiesen sie sie mit dem barschen Bedeuten ab, daß Niemand vor acht Uhr die Schwelle des Palastes überschreiten dürfe. Sie bat, sie flehte — vergebens. Erschöpft und rathlos setzte sie sich auf einen Stein, um zu überlegen, was nun zu beginnen sey. Es währte nicht lange, so trat ein Mann aus der Pforte, vor dem die Wachen ehrfurchtsvoll salutirten. Er war hager und bleich, sein Blick ernst und gemessen, sein Anzug unanscheinlich und hier und da abgenutzt. Wie ein Blitz fuhr es durch die Seele des Mädchens: „Der kann mir vielleicht helfen und mich zum König bringen."

„Gnädigster Herr," sprach sie, ihm den Weg vertretend.

Der Angeredete maß sie mit scharfem Blicke und fragte kurz: „Was willst Du, Dirne?"

„Ach Gott, gnädigster Herr, ich — ich möchte zum König — um —"

„Bist Du toll? Glaubst Du, daß Se. Majestät Zeit haben, sich in so früher Morgenstunde mit Dirnen Deines Schlages abzugeben? Komme Mittags zum Hauptmann der Wache und gebe Dein Gesuch, wenn es wirklich ein solches ist, an, dann kann Dir vielleicht geholfen werden."

„Aber, mein Himmel, gnädigster Herr, dann ist es zu spät, denn es betrifft die Rettung eines Menschen, der noch diesen Morgen ungerechter Weise aufgehängt werden soll."

„Mädchen, Du bringst Dich selbst um den Kopf! Unter der Regierung König Heinrichs des Vierten wird kein Mensch schuldlos zum Tode verdammt."

„Das ist es eben, bester Herr. Der König weiß gar nichts davon, und deshalb bin ich gekommen, dieses Verbrechen zu hindern."

„Du sprichst Unsinn, Kind," versetzte der Cavalier, mitleidig lächelnd. „Wer in Frankreich dürfte sich erlauben, ohne den Willen des Königs ein Todesurtheil vollziehen zu lassen?"

„Bei allen Heiligen! ich spreche wahr. Der Herr d'Ur — nicht doch, das ist ein Geheimniß, welches ich Ihnen nicht anvertrauen darf," fügte sie erröthend hinzu. „Haben Sie Mitleid mit meiner Angst, gnädigster Herr, und bewirken Sie, daß ich vorgelassen werde."

„Wie heißt Du?"

„Was thut mein Name zur Sache, Herr? Auch ihn kann ich nur dem Könige sagen."

„Sonderbares Mädchen," sprach der Cavalier, sich besinnend. „Wohlan, es sey, ich will Dich zum König führen, aber —" fügte er drohend hinzu, „Dich selbst lasse ich aufhängen, wenn Du mir, um eines Bagatells willen auch nur fünf Minuten der kostbaren Zeit gestohlen hast."

In Begleitung des Cavaliers ließen die Wachen das Mädchen ungehindert durch, und dieser führte seinen Schützling durch eine Reihe großer aber höchst einfach ausgeschmückter Zimmer zu einem Vorgemach, in dem hohe und niedere Bedienstete aus allen Ständen den Wink der Majestät erharrten. Madelainens Begleiter machten sie alle ehrerbietig Platz, so daß dieser durch die Mitte des Saals bis zu zwei hohen Flügelthüren schritt. „Gedulde Dich hier einen Augenblick," sprach er, „ich werde Dich sogleich zum Könige holen."

Madelaine stand, als ihr unbekannter Freund hinter den Thüren verschwunden war, wie auf glühenden Kohlen. Aller Augen waren auf sie gerichtet und sie selbst sollte im nächsten Augenblick vor den erhabenen Monarchen treten, der durch einen Wink über Leben und Tod zu entscheiden hatte. Wohl wagte sie einige Male, die Blicke zu erheben und die Anwesenden flüchtig zu betrachten, aber eben daß sie Herrn d'Ursin nicht unter ihnen bemerkte, vermehrte ihre Angst und Besorgniß.

Jetzt trat der Cavalier wieder heraus und bedeutete dem Mädchen durch einen Wink, ihm zu folgen. Er führte sie durch noch zwei, mit blauem Tuch verhängte Zimmer, öffnete dann eine Thüre und gebot ihr einzutreten. Sie stand in dem Zimmer des Königs. Es war einfach mit blauen Tapeten und so schlichten Möbeln ge-

Digitized by Google

schmückt, wie man sie in den meisten Bürgerhäusern von Paris besser finden konnte. An einem Schreibtische, den Rücken ihr zugekehrt, saß er, der Beherrscher von Frankreich, emsig mit Schreiben beschäftigt.

Nach einer langen Pause erlaubte sich Madelainens Beschützer die Bemerkung: „Sire, das Mädchen erwartet die Gnade, von Ihnen gehört zu werden."

„Sogleich, Sully," war die Erwiederung und den letzten Federzug vollendend, wandte er sich nach der Bittstellerin. Aber kaum hatte Madelaine einen Blick auf das Antlitz des Königs geworfen, als sie in die Kniee sank und mit beiden Händen das Gesicht bedeckte. Sie hatte in ihm Herrn d'Ursin wiedererkannt. Heinrich selbst stand einen Augenblick sprachlos. „Verlasse uns, Sully," gebot er. Dann maß er mit großen Schritten einige Male das Zimmer. „Was bringt Dich in den Louvre, Madelaine?" fragte er das immer noch zusammengesunkene Mädchen.

„Sire —" sprach diese mit zitternder Stimme.

„Erhebe Dich, Kind, ich will es. So; nun sage mir Dein Anliegen."

„Sire — François —"

„Ventre saint gris? was ist's schon wieder mit dem Burschen?"

„Gnade für ihn, Sire!" schluchzte Madelaine, auf's Neue vor ihm niedersinkend. „Er verdient —"

„Den Tod verdient er, er und seine Helfershelfer und so wahr ich der Sohn Anton's von Navarra bin, er muß sterben."

„Es kann, es darf nicht seyn, Sire!" rief das Mädchen händeringend. „Der große König von Frankreich kann sich nicht mit dem Blute eines Schuldlosen beflecken! Sire, Sie müssen ihm verzeihen."

Kalt zog sie der König empor. „Das verstehst Du nicht, mein Kind. Als mich Frankreich zu seinem König wählte, übernahm ich die heilige Pflicht, das Land von Dieben, Meuchelmördern und ähnlichem Gesindel zu säubern, — die Franzosen würden mir es schlecht danken, wollte ich um eines Mädchens Willen eine Ausnahme machen."

„Aber François ist weder Dieb noch Meuchelmörder, Sire. Sein Herz ist gut und nur blinde Eifersucht riß ihn zu dem unüberlegten Schritte."

„Du sprichst recht warm für ihn," versetzte der König nicht ohne Hohn; „ich bedauere, bei der schönen Fürsprecherin mir keinen Dank erwerben zu können. François ist dem Henker verfallen."

Ruhig und gefaßt stand Madelaine vor dem Monarchen. Das Tuch war durch die heftige Bewegung von ihrem Haupte gefallen und ließ eine tiefe Stirnwunde sehen. „Sire," sprach sie, „den Herrn d'Ursin, der uns mit seinem Besuche beehrte und mit Wohlthaten überhäufte, für den hatte ich ein tiefes Gefühl von Ehrfurcht und Achtung und ich hätte mein Blut, mein Leben für ihn gelassen, — den König Heinrich, der sich in das Herz eines armen, schuldlosen Mädchens zu schleichen suchte, ihm goldene Hoffnungen vorspiegelte und jetzt um seinetwillen einen Mord zu begehen im Begriffe ist, den hasse und verachte ich. Rufen Sie jetzt Ihre Schergen und lassen Sie mich zu François in das Gefängniß werfen."

Aber gegen ihre Erwartung blieb Heinrich ruhig. „Gehe nach Hause, mein Kind," sprach er lächelnd. „Du hast das Wundfieber, der Paroxismus ist im Steigen. Ich bin König und werde als König handeln."

Er öffnete die Thüre und ließ Madelaine hinaustreten.

(Fortsezung folgt.)

Das Geburtsfest des Kaisers.

(Aus der Beschreibung meiner Reise nach Brasilien. Von Adolf Ebeling.)

(Schluß.)

Bei der zweiten Fahrt durch die Stadt sahen wir Alles vollendet und auch nicht ein Haus war zurückgeblieben. Die Villa meiner Verwandten, eine der höchstgelegene, machte sich überaus schön. Als wir näher kamen und das blumenbekränzte Viva St. Salvador am herrlichsten beleuchtet uns entgegenschimmerte, lächelte der alte Papa über seinen genialen Sohn. Später hielten wir an, um den Rest des abschüssigen Weges bis an den Hafen hin in Sänften, oder zu Fuße zu machen. Unten am Strande angelangt, wartete unserer schon die Schaluppe des Admiralschiffes; derselbe Offizier, der uns eingeladen, begrüßte uns hier und bat uns gleich, uns beim Einsteigen so zu setzen, daß wir das Land im Auge behielten, den Grund würden wir bald erfahren. Wir thaten wie er gewünscht, und in taktmäßigem Ruderschlage flog das Boot pfeilschnell in die See hinein. Die erleuchtete Stadt nahm sich prächtig aus; anfangs konnten wir noch einzelne Häuser erkennen, nach und nach verlor sich aber Alles in eine unbestimmte glanzvolle Helle. Auf ein Kommando des Offiziers drehte sich plötzlich das Fahrzeug, und wir hielten in der Nähe des Admiralschiffes. Wie im botanischen Garten unser Erstaunen auf das höchste gesteigert ward, so geschah es hier zum zweiten Male, denn das ganze große Schiff war bis in die Mastspitzen hinauf erleuchtet. An allen Tauen und Leitern und Stangen hingen kleine Lampen; rings um den Bord liefen mehrere Lichterreihen, wo eine Laterne nur irgend hängen konnte, war eine angebracht, und die stille See spiegelte all' den Glanz bis auf's kleinste zurück. Der Admiral empfing uns auf dem Verdeck, unsere Damen machten sich sogleich an die Theebereitung, und ein kleines Musikcorps spielte recht artige Stücke.

In Schußweite von der Fregatte lag das neu angekommene Schiff, dunkel und verlassen, wie wenn kein lebendes Wesen darauf sey, nur aus dem Kajütenfenster schimmerte mattes Licht, und der Engel des Todes schwebte um das Lager oder hatte vielleicht schon sein ernstes Werk vollbracht. Der Admiral erzählte den Uebrigen, was ich bereits wußte; das Bedauern und die Theilnahme war allgemein und gewiß um so aufrichtiger, als Jeder grade durch die festliche Umgebung den Kontrast nur um so lebendiger fühlte. Gewaltsam mußten wir die finstern Gedanken niederkämpfen und in das helle Leben vor und um uns hineinsehen, um nicht mißmuthig zu werden.

Es war nahe an Mitternacht, die Stunden waren zu Minuten geworden, meine Tante mahnte zum Aufbruch; das scherzhafte Anerbieten des Admirals, die Nacht zu durchschwärmen, ward ausgeschlagen, und mit der Hoffnung des morgenden Wiedersehens verabschiedeten wir uns. Wir mußten uns durch zahllose Böte hindurch winden, denn das schöne Schauspiel hatte die halbe Bevölkerung Bahia's an den Strand und auf's Meer gelockt.

Zu Hause angekommen, trennten wir uns bald, denn morgen galt es, früh bei der Hand zu seyn, weil noch Manches zum Empfang der Gäste anzuordnen und zu bereiten war. Ehe ich mich aber zur Ruhe begab, wozu ich mich eigentlich gar nicht recht entschließen konnte, stieg ich nochmals auf das glatte Dach unseres Hauses. Es lag so hoch, daß ich von da aus die ganze Stadt übersehen konnte. Vor mir auf der See die erleuchtete Fregatte, links in einiger Entfernung den hellen botanischen Garten mit seinem Zauberschloß, und unter mir, zu allen Seiten Lichter und Lichter und immer von neuem Lichter. Dabei war der Abend milde, ein leiser Wind wehte den Duft herüber von unsern Orangengärten, der südliche Himmel stand über mir in seiner ganzen Pracht, und durch die Aeolsharfen zog wieder ein leises Klingen,

Digitized by Google

wie diesen Morgen, und als meine Blicke zufällig an dem dunklen Trauerschiffe vorbeistreiften, wollten mir die Töne wie fernes Grabgeläute vorkommen.

Schweigend und nachdenkend begab ich mich zur Ruhe, um neue Kräfte zu sammeln für die Freude des kommenden Tages.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Die Angabe in dem hier erschienenen Werke über die Diebe Berlins, daß die Zahl der hiesigen Personen, welche der Sicherheit in der Hauptstadt in irgend einer Weise gefährlich seyn können, sich auf 34,000 belaufe, hat hier viele Besorgnisse erweckt, da die Angabe eine wirklich erschreckende ist. Von mancher Seite werden aber Zweifel gegen die Richtigkeit derselben laut, da man der Ansicht ist, daß, wie viele Diebstähle hier auch statt haben, dieselben doch in keinem Verhältniß zu der angegebenen Zahl gefährlicher Personen stehen. Es ist wohl zu wünschen, daß geeignete Männer sich der Mühe unterzögen, die Richtigkeit der gemachten Angaben zu untersuchen. Dazu dürfte namentlich der Umstand auffordern, daß das besagte Werk, wie verdienstlich dasselbe auch sonst seyn mag, geeignet ist, das Vertrauen sehr zu erschüttern, wodurch namentlich die ärmern Volksklassen am empfindlichsten betroffen werden würden. Außerdem dürfte es auch für die Staatsbehörden nicht gleichgültig seyn, das wirkliche Sachverhältniß kennen zu lernen, indem, wenn in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit die Zahl der gefährlichen Personen in der That von 3 1/2 prCt. auf 10 prCt. gestiegen seyn sollte, nicht abzusehen ist, zu welchen Zuständen eine fortgesetzte Steigerung in unserer Hauptstadt führen könnte, wenn von Seite des Staates nicht die entschiedensten Mittel angewandt werden, um dem wuchernden Uebel Einhalt zu thun. Ein solches Verhältniß, wie das angeregte Werk es angibt, dürfte in keiner Hauptstadt Europa's bestehen. Man berechne nur, welche Anzahl gefährlicher Personen sonst für London anzunehmen sey! Dieselbe würde sich auf 150,000 belaufen. Wir können deßhalb nicht umhin, uns der Meinung derjenigen hiesigen Männer anzuschließen, welche die Richtigkeit der Angabe des Werkes sehr in Zweifel ziehen.

Ein neuer Nordseehafen ist von den Berliner Schifffahrtlustigen entdeckt: „Durch die Eröffnung der Eisenbahn von Berlin nach Hamburg ist die hiesige Residenz gleichsam auch eine Hafenstadt für die Nordsee geworden", wird von Berlin aus an die Düsseldorfer Zeitung geschrieben. Nun wird bald die deutsche Flotte vom Stapel laufen!

(London.) Der Lordkammerherr, dem die amtliche Aufsicht über die Theater zusteht, hat den Eigenthümern der kleineren Theater in England, wo jetzt für den letzten Platz nur ein Eintrittsgeld von 3 Pence bezahlt wird, seine Absicht angekündigt, ihnen die Concession zu entziehen, wenn sie ihre Eintrittspreise nicht in der Art erhöhen würden, daß 6 Pence der Preis des letzten Platzes sey. Zugleich hat er ihnen bedeutet, daß diese Preiserhöhung mit dem 1. Jan. eintreten müsse. Als Ursache dieser Maßregel des Lordkammerherrn gibt man an, daß sich, durch das geringe Eintrittsgeld angelockt, viel schlechtes und leichtfertiges Gesindel beiderlei Geschlechtes in den kleinen Theatern einfinde und sowohl die Sittlichkeit als die Sicherheit des übrigen besuchenden Publikums gefährde.

Die neue Portraitgallerie von hundert Fuß Länge, welche Sir Robert Peel auf seinem Landsitze Drayton Manor seit längerer Zeit erbauen ließ, ist jetzt vollendet und ihr Inhalt bildet, mit jenem der schon früher in Peel's Besitze gewesenen historischen Portraits zusammengenommen, eine der werthvollsten Sammlungen dieser Art in Europa. Fast alle berühmten Männer älterer und neuerer Zeit finden sich hier durch den Pinsel gleichzeitiger oder späterer Meister in treffender Aehnlichkeit dargestellt. Peel soll auf den Ankauf dieser sämmtlichen Portraits nach und nach eine Summe von mehr als 80,000 Pfd. St. verwendet haben.

(Kunst und Alterthum.) Thorwaldsens Museum nimmt unter den Kunstsammlungen in Kopenhagen den ersten Rang ein. Es ist, wie wir aus Kohls Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein u. s. w. erfahren, ein Parallelogramm, einen länglichen Hof umschließend, in halb ägyptischem Style und einem Mausoleum ähnlich. Durch den Haupteingang gelangt man in einen Saal, bestimmt für die Reiterstatuen und andere große Werke des Künstlers. In den beiden das Gebäude bildenden Stockwerken läuft eine Reihe kleiner Gemächer, in welchen einzelne Statuen und Gruppen aufgestellt werden sollen, um den innern Hof. Ein Grab in der Mitte des letztern soll die irdischen Reste des großen Bildhauers aufnehmen. Das Innere des Gehöftes stellt eine antike Rennbahn vor, wo ein Seabstein gleichsam das Ziel der Wetteifernden ist; an den Wänden erblickt man Engel und Genien, einige zurückbleibend, andere auf ihrer Bahn stürzend, noch andere dem Ziele sich nahend und noch andere endlich bereits mit Lorbeeren bekränzt. Alle diese Figuren sind mustisch gearbeitet; man hat die Wände mit schwarzgefärbter Erdmasse bedeckt, die Bilder ausgeschnitten, eine gelbe Masse in die Ausschnitte gelegt und das Ganze überpolirt. Sobald der gegenwärtig noch in einer Kapelle der Frauenkirche befindliche Sarg hier beigesetzt sein wird, soll die Oeffnung durch das Marmorbild eines ruhenden Löwen — Thorwaldsens Lieblingsthier — geschlossen werden. Außer den zahlreichen Werken des Künstlers werden auch die von ihm aus Italien mitgebrachten Kunstschätze in dem Museum Aufnahme finden. Bis jetzt ist erst ein Saal mit Statuen gefüllt, die andern gesammelten Antiken und Werke sind theils im Amalienburger Schlosse, theils in der Frauenkirche ꝛc. enthalten; die unvollendeten werden von dem Bildhauer Bissen vollendet. Die Ausmalung der Räume ist halb Bildhauer-, halb Malerarbeit. Man malt hier nämlich zwar auch mit Pinseln, bringt aber Licht und Schatten nicht durch Farbentöne, sondern durch die Dicke der aufgetragenen Masse heraus. Die Unterlage ist eine dunkle Freskofarbe, die aufgetragene Farbe ist weiß und besteht aus Kalk, Marmorstaub und Wasser. Die hervortretenden Theile übermalt man so oft, daß sie erhaben werden, wie Basreliefs; wo aber Schatten seyn soll, trägt man die Farbe dünn auf, so daß die dunkele Unterlage durchschimmert. Diese Manier soll in Kopenhagen erfunden seyn.

(Worms, 20. Dec. Worm. Ztg.) Die hiesige Carneval-Gesellschaft hat in ihrer gestrigen Generalversammlung, die gegenwärtigen ungünstigen Zeitverhältnisse erwägend, mit großer Stimmenmehrheit beschlossen; die seither üblich gewesenen Narrhalla-Sitzungen während der Faschingszeit, für dieses Jahr nicht stattfinden zu lassen; ferner wurde der von dem Comité gemachte Vorschlag: zur theilweisen Linderung der unter dem Proletariat herrschenden Noth eine Theatervorstellung zum Besten der hiesigen Armen, durch Mitglieder des Vereins ausgeführt, zu veranstalten und alle übrigen Belustigungen nur auf einen, bis Fastnacht abzuhaltenden Ball zu beschränken, einstimmig von der Versammlung angenommen.

(Brünn, 17. Dec.) In den ersten Tagen laufenden Monats ist in dem einige Meilen von hier gelegenen Orte Schardiz ein schönes Bergmannsfest begangen worden. Im dortigen Hügelgelände streicht ein Braunkohlenbergwerk in mächtigen Lagern, welches erst seit wenigen Jahren aufgeschlossen worden ist. Es galt nun, diesen neuen schwunghaften Betrieb zu feiern und von der Schutzheiligen des Bergbaues, deren Fest am 4. Dec. fällt

Digitized by Google

ferneres Gedeihen und immer vollern Flor desselben zu erbitten. Vor dem Amthause zu Scharditz, als dem Mittelpunkte gedachter Berggewerkschaften, stellten sich an einem Tage der Festoctav an die Fünfhundert Bergknappen auf in Uniform und mit den Abzeichen ihres edlen Standes geschmückt, dem einst der geniale Novalis angehörte. Nach einer feierlichen Musterung dieser stattlichen Schaar durch den Kuttenberger ersten Berggerichtsbeisitzer, welcher nebst seinem Gefolge von Bergwerksbeamten und geladenen Gästen beim Erscheinen mit einem lautschallenden Glückauf! begrüßt wurde, während das Musikcorps des Cuirassierregiments Auersperg die Volkshymne anstimmte, ging's unter Glockengeläute und Böllersalven zur Ortskirche. Während des Gottesdienstes, der durch die Assistenz mehrerer fremder Geistlichen an Feierlichkeit gewann, standen die Bergleute mit angezündeten Grubenlichtern, und Böllerschüsse donnerten von den umliegenden Höhen. Bei einem prächtigen Marsch der genannten Reiterregimentskapelle begab sich der Festzug nach geendigtem Gottesdienste wieder auf den Musterungsplatz, wo der ächt bergmännische Act der Ernennung von Lehrhaiern zu Haiern vorgenommen wurde. Daß das Fest mit fröhlichen Mahlen beschlossen wurde, brauch ich nicht hinzuzufügen.

(München, 28. Dec.) Unsere „fliegenden Blätter" scheinen wirklich einen weiten Flug nehmen zu wollen; ihr Publikum, ein größtentheils sehr gebildetes, wird mit jedem Tage zahlreicher. Schon geht die Auflage über die 10,000 hinaus, und die bereits erschienenen Hefte müssen immer von Neuem aufgelegt werden.

Korrespondenz.

Wiesbaden, Anfangs Jan.

Obwohl in der stillen Winterzeit von Badeorten in den öffentlichen Blättern in der Regel keine Erwähnung geschieht, weil selbige nur in den lebhaften Sommermonaten dem auswärtigen Publikum interessante Berichte über das Leben und Treiben der Welt darzubieten pflegen, so macht doch das anmuthige Wiesbaden hiervon eine Ausnahme. Nachdem die Badekur in den Bädern Deutschlands geschlossen ist, kommen alljährig im Spätherbste zahlreiche Familien, meistens englische und russische, hieher, theils um während des Winters unser mildes Klima zu genießen, theils um an den geselligen Freuden Theil zu nehmen, welche dem gebildeten Fremden sowohl durch die huldvolle, gastfreundschaftliche Aufnahme bei Hofe, als auch durch die vielen Privat- und Casino-Bälle zu Gebote stehen. Aber auch in Anstalten der Wohlthätigkeit für die Dürftigen, deren es hier, wie allenthalben, eine große Anzahl gibt, zeichnet Wiesbaden sich auf eine rühmliche Weise aus; außer der väterlichen Fürsorge, welche in dieser Hinsicht die herzogl. Landesregierung getroffen hat, cirkuliren von Seiten der bemittelten Einwohner und Staatsangehörigen Unterschriften zu monatlichen Beiträgen für die Armen, an deren Spitze Se. Exc. der Staatsminister Freihr. v. Dungern sich mit wahrhafter Munificenz mit der Summe von dreihundert Gulden für diesen Winter betheiligt hat. Auf diese Weise werden gegen 600 dürftige Familien, während den harten Wintermonaten, vor Noth geschützt und Nahrung erhalten. — Die hiesige Casinogesellschaft, welche aus fast 300 Mitgliedern vom Civil- und Militärstande besteht, gab am Sylvester-Abend einen Ball im Gasthofe zum Adler, welcher sehr zahlreich besucht war und zu welchem auch die hier anwesenden Fremden eingeladen wurden. Als die Trompeter in der Mitternachtsstunde der Versammlung die frohe Botschaft des eingetretenen neuen Jahres verkündete, brachte der derzeitige Direktor des Casino-Vorstandes, Geheimerath v. Langsdorff, in einer kurzen, angemessenen Rede einen Toast auf das Wohl Sr. Hoh. des Herzogs und der durchlauchtigen Mitglieder des herzogl. Hauses aus, welcher mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Dem Vernehmen nach ist es die Absicht des Casino-Vorstandes, die Verzichtleistung der Gesellschaft auf eine der statutenmäßig festgesetzten Anzahl von Soirées zu veranlassen und den Ertrag der durch selbige zu verursachenden Kosten dem Armenfond zu überweisen, eine Absicht, welche gewiß den Beifall und die dankbare Anerkennung jedes Menschenfreundes verdienen wird, und einer weiteren Nachahmung würdig ist.

Wächtersbach, am Sylvester-Abend.

„Dem Verdienste seine Krone!" — Wenn in großen Städten die Noth der niedern Proletarier und Armen in jetziger Periode einen die ernsthaftesten Besorgnisse erweckenden Grad auch erreicht hat, so findet man dagegen wieder die vielfachen, segensreich wirkenden Institute und Vereine in denselben, als: Armenhäuser, Handwerksvereine, Suppenanstalten und wie die derartigen andern Institute edler Männer und Frauen alle noch heißen, die das herbe Schicksal der Nothleidenden, wenn auch nicht ganz wenden, doch mindestens mildern und die bittersten Thränen trocknen. Nicht so in kleinern Städten! Hier steht die Armenkasse auf sich selbst sich hingewiesen, ohne Rath und Hülfe, weil jene humane Vereine ihr mangeln. Sie kämpft darum einen weit schwerern Kampf, als ihre Leidensbrüder an großen Plätzen. Jenes Bild, das uns einen armen Knaben vorstellt, der am Christabende durch die Fenster in das hellerleuchtete Wohnzimmer eines Reichen blickt und den Jubel der Kinder ob ihres stattlich aufgeputzten Christbäumchens und ihrer reichlichen Bescheerungen sieht, während sein bleiches Gesicht von tiefem Kummer zeugt, weil ihm — Nichts bescheert worden, verwirklicht sich da leider! am öftesten. Gewiß aber mußten viele der lieben Kleinen am diesjährigen Christabende ihre Seelenlust, das liebliche Christbäumchen und die Bescheerungen, entbehren. Um so verdienstvoller war darum der Act ächter Humanität, den der ehrenwerthe Mitbürger, Hr. Scheibert, Gastwirth zum Kreuznacher Hofe dahier, heute Abend vollzog. Er hatte nämlich — beseelt von den Worten: „Laßt die Kindlein zu mir kommen" — die Kinder der unbemitteltern Einwohner dahier, 34 an der Zahl, zu einem Abendessen bei sich eingeladen. Diese jubelnde Schaar führte er nun in seinen eigens dazu geheizten und erleuchteten Saal, wo sie mit einem kräftigen Mahle, bestehend in Suppe, Gemüse und Fleisch, so wie auch mit Obstwein und sogar Dessert auf's sorgfältigste bewirthet wurden. Während des Mahles setzte sich die Tochter dieses edlen Mannes — ein feingebildetes Frauenzimmer — an's Clavier, um auch die Tafelmusik den Kleinen nicht fehlen zu lassen. Wahrhaft rührend war es, wenn man in den Saal trat und das Auge auf die Reihen der Kinder fiel, die sich's so gut schmecken ließen und denen man es ansehen konnte, wie glücklich sie sich fühlten; und als sie nach beendigtem Mahle einige Choräle mit allem Ernste und Feuer sangen, blieben wenige Augen thränenleer. Gewiß werden Viele den frommen Wunsch mit uns theilen: daß dieses würdige Beispiel viel Nachahmung finden möchte, und Alle müssen zugestehen: Der edle Mann hat das alte Jahr auf sehr würdige Weise beschlossen. Lion. — S. J. Hohenthal.

St. Wendel im preuß. Reg.-Bez. Trier, 28. Dec.

Ich halte es für eine Pflicht, hier das im vergangenen Jahre für unsere Armen so wohlthätig gewirkt habenden Mädchen-Vereins rühmlichst zu erwähnen und noch nachträglich für diese zweckmäßig angewendeten bedeutenden Unterstützungen desselben im Namen der Armen herzlichst zu danken und zugleich den frommen Wunsch zu hegen, daß in Berücksichtigung der jetzigen wieder so traurigen Verhältnisse füe die Armen auch in diesem Winter sich wieder ein so lobenswerther Verein bilden, und auch die mit Hymnens Band bereits de'rauten Damen ebenfalls einem so schönen und menschenfreundlichen Werke sich anschließen möchten. Was den Absatz der Loose angeht, so wird, eingedenk des erhabenen Zweckes, auch in diesem Jahre sich ein Jeder wieder nach Kräften zu betheiligen suchen, namentlich da der vorigjährige Verein durch die so genaue öffentliche Rechnungsablage des verehrlichen zeitigen Vorstandes sich des genossenen Vertrauens so vollkommen würdig gezeigt hat, und möge der löbl. Gesang- und Musik-Verein in Betreff seines im Februar c. „zum Besten der Armen" gegebenen Konzertes doch auch beherzigen, wie sehr eine solche öffentliche Rechnungsablage, sowohl in Betreff der Einnahme, als auch der Verwendung, das Vertrauen zu derartigen Vereinen zu begründen vermag. Ein Freund der Armen.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Jan. bleibt das Theater geschlossen.

Dienstag, 5. Jan. (Auf Verlangen): Sonate von Beethoven (A moll), für großes Orchester bearbeitet von Kapellmeister Rummel. Hierauf: Bürgerlich und romantisch, Lustspiel in 4 Abth., von Bauernfeld.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 6. Mittwoch, den 6. Januar 1847.

Ursachen und Wirkungen.

Novelle von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Es ist nöthig, daß wir hier einen Blick auf Heinrich's Charakter werfen. Mit Recht nennt ihn die Geschichte den größten Monarchen, der auf Frankreichs Throne gesessen, denn unter seiner Regierung erhob sich das Innere des Reiches zu einem Wohlstand, der im Laufe der folgenden Jahrhunderte nicht wiederkehrte. Er suchte das Glück seines Volkes im Frieden in weisen Gesetzen, nicht in Eroberungen, und hierin stand ihm sein Minister, der Marquis von Rosny, Herzog von Sully, treu zur Seite. Ihm verdankte Frankreich die thätigste Unterstützung der Ackerbau treibenden Klasse, des Handels, der Künste und Gewerbe; er ordnete die Finanzen und hütete die Rechtspflege. „Sully," sagt Rotteck, „war einer der wenigen Minister, welche die Liebe des Volkes nicht weniger, als jene ihres Herrn verdienten. Ist auch Heinrichs Ruhm als König kaum anzutasten, so trifft ihn als Mensch so mancher Vorwurf. Die Liebe zum weiblichen Geschlechte ist seine hervortretende Schwachheit. Ihr konnte er auf Augenblicke seinen Ruhm, seine Gerechtigkeitsliebe opfern. Was sein Freund Sully sich und der Verwaltung abknauserte, das floß meist in die Schürzen schöner Eva'stöchter. Zu ihr gesellte sich heftiger Jähzorn, wenn etwas seinen Wünschen widerstand. Er ist eine Beigabe der Gutmüthigkeit; aber er verfliegt eben so schnell, als er erweckt wird, und die Reue und Versöhnung ist in seinem Gefolge." Ein Beispiel giebt uns Madelainens Geschichte. Haß gegen den Nebenbuhler, gegen den Zerstörer eines schönen und kostspielig eingeleiteten Verhältnisses trieb ihn zur Ungerechtigkeit. Als Vicomte d'Ursin hielt er solche Extravaganzen für erlaubt, als König aber es unter seiner Würde, ein Mädchen in der verrufenen Vorstadt St. Marceau zu besuchen.

Kurz nach der Entfernung des Mädchens trat der Herzog von Sully wieder ein. „Rosny," sprach der König, „Du versprachst mir für heute Aufklärung. Wie gelang es Dir, mich gestern, ein wahrer deus ex machina, zu befreien?"

„Sehr einfach, Sire," war die trockene Entgegnung. „Ich weiß, daß Ihre nächtlichen Exkursionen stets mit Gefahr verbunden sind, und habe die schöne Pflicht übernommen, dem Oberhaupte Frankreichs als schützender Genius zur Seite zu stehen. Seit vierzehn Nächten bin ich Ihnen zur Vorstadt St. Marceau auf den Fersen gefolgt, und als ich gestern die verdächtigen Gestalten in das Haus schleichen sah, rief ich die nächste Wache herbei und intervenirte."

„Ich sage Dir, Du bist das höchste Kleinod meiner Krone!" rief Heinrich lachend. „Fast sollte ich Deiner Neugierde, meine geheimen Ausflüge zu erfahren, zürnen. Aber wie bist Du an das Mädchen gekommen, das eben hier war? Es ist die Schöne vom gestrigen Abend."

„Ich vermuthete es," antwortete Sully, mit strengen Falten auf der Stirne. Dann erzählte er die Begegnung mit Madelaine im Hofe des Louvre. „Wollte sie wirklich um Gnade für ihren Geliebten bitten?" fragte er.

„Ventre saint gris!" rief der König unwillig; „Geliebter und immer Geliebter! Um Gnade für den Mörder François Ravaillac wollte sie bitten, — aber —"

„Sire, Sie haben ihr dieselbe nicht gewährt?"

„Konnte ich? Wußte ich nicht, daß Du schon vor einer Stunde das Todesurtheil nach meinem Befehle vollziehen ließest?"

„Und wenn ich ungehorsam gewesen wäre? Und wenn ich zum erstenmal Ihre Befehle nicht vollzogen hätte?" wandte der Herzog ernst ein, „hätten Sie dann den Bitten des Mädchens Gehör gegeben?"

„Bei'm Himmel, nein!" rief Heinrich, an seine Brust schlagend. „Ich habe noch niemals gegen irgend Jemand einen solchen Haß empfunden, als gegen diesen François. Als ich ihn unter meinen Fäusten hatte, flößte er mir unbeschreiblichen Schauder ein, und eine innere Stimme schien mir zu sagen, daß er mein böses Gestirn, welches mich von jetzt unablässig verfolgen werde. Gleiches schien bei ihm der Fall. Ich hätte ihn, oder er mich ermordet, wenn Du nicht dazwischen gekommen wärest."

„Die Majestät soll nie einer Privatrache fröhnen," sprach der Minister in gewichtigem Tone. „Der Thron ist die Brust des Landes, an der alle Bürger mit gleicher Liebe genährt werden sollen, die allen gleiche Gerechtigkeit zumißt. Es wäre ungerecht, wenn Ew. Majestät einen Mann, der die Ehre seiner Geliebten vertheidigt —"

„Wozu das alles, Herr Herzog? Es ist geschehen, und wahrlich, bei diesem bereue ich es nicht."

„Es ist nicht geschehen, Sire," entgegnete Sully fest. „Ich hoffte von dem heutigen Tage mildere Gesinnungen bei Ihnen, und unterließ das ungerechte Urtheil in Vollzug setzen zu lassen."

Eine Weile stand der König sprachlos. „Ventre saint gris!" rief er zornig auf den Boden stampfend, „ist das der Gehorsam, den man mir schuldig ist?" Ein rascher Zug an der Glocke rief den Hauptmann der Wache. „Der Herzog von Sully ist Ihr Gefangener; sorgen Sie, daß er seine Zimmer nicht verlasse."

Der Offizier, anfangs erstaunt über den außerordentlichen Befehl, gehorchte, und Sully schritt, mit einem wehmüthigen Blick auf den König, aus seinem Zimmer.

„Der Graf von Chinon!" befahl Heinrich von neuem, und als dieser eintrat, schritt er rasch auf ihn zu. „Graf, Ihre Dienste sind in der letzten Zeit unberücksichtigt geblieben. Lassen Sie unverzüglich die Exekution an dem in der heutigen Nacht eingebrachten François Ravaillac und seinen Genossen vollziehen, und neh-

Digitized by Google

men Sie diesen Auftrag als Beweis, daß ich Sie nicht ganz vergessen habe."

Der Graf entfernte sich ehrerbietig, und Heinrich durchmaß in heftigen Schritten sein Zimmer. „Mir trotzen, mich der Ungerechtigkeit zeihen!" rief er zornig. „Und wer? Dieser Sully, dieser arme Marquis von Rosny, den ich aus dem Staube hervorgezogen und meiner Freundschaft gewürdigt habe. Ventre saint gris! Wer ist König von Frankreich?"

Jetzt kehrte Graf Chinon zurück und meldete, daß Ravaillac gegen Morgen einen Beichtiger vom Orden der Gesellschaft Jesu verlangt habe und kurz nach der Entfernung desselben aus dem Gefängnisse verschwunden sey. Die übrigen drei befänden sich jedoch noch in festem Gewahrsam.

„Auch das noch!" donnerte der König. „An den Galgen mit ihnen! An den Galgen mit dem Kerkermeister und der Wache, die ihn entschlüpfen ließ! Lassen Sie das Jesuitenkollegium durchsuchen und den Ordensgeneral festnehmen. Er soll mir mit seinem Kopfe für den Flüchtigen stehen. Es scheint, ich bin dem Volke ein zu guter König gewesen, und ein Exempel thut noth. Fort, Graf, und vollziehen Sie meine Befehle."

„Sire —" wagte dieser, der an dem sonst so sanftmüthigen König irre wurde, einzuwenden.

„Auch Sie?" rief Heinrich außer sich. „Auch Sie ungehorsam, vielleicht von dem verrätherischen Sully bestochen? Uebergeben Sie Ihr Schwert dem Hauptmann der Wache und stellen Sie sich als Gefangener. Ich werde doch noch eine treue Seele in Paris finden! Meister Marsillan, der Henker, soll kommen!"

„Sire," wandte der Graf Chinon ein, „es war nicht Ungehorsam gegen Ihren Befehl, der mich zur Zögerung veranlaßte, sondern ein Zweifel —"

„Sie haben nicht zu zweifeln, wenn ich gebiete. Gehen Sie, und lassen Sie augenblicklich die Exekution vollziehen."

Eine Stunde nachher hatten die drei armen Gefährten François zu leben aufgehört.

(Fortsetzung folgt.)

Synagogenwesen.

*(Frankfurt a. M.) Die gottesdienstlichen Reformen nehmen in der hiesigen Synagoge seit den letzten hohen israelitischen Feiertagen einen rascheren Fortgang. Die Abkürzung der hebräischen Perikopen des Pentateuchs, der früher in Einem Jahre vorgelesen wurde, jetzt aber abwechselnd von einem erklärenden deutschen Vortrage oder von einer Predigt begleitet, in drei Jahren durchgenommen wird; die Vorlesung des bisherigen hebräischen Prophetenabschnitts lediglich in deutscher Sprache; die Einrichtung, daß nunmehr in der Synagoge an jedem Sabbath das Wort Gottes in der Muttersprache verkündigt wird; die Ausmerzung von nicht zeitgemäßen, die Hinweglassung von unwesentlichen und die Zusammenziehung von unnöthig wiederholten Gebeten: diese entschiedeneren Maßregeln haben einen bedeutenden Theil jener Mängel, woran der alte Gottesdienst litt, hinweggehoben, dem deutschen Elemente einen breiteren Weg in das israelitische Gotteshaus angebahnt, den Entscheidungen der zweiten Rabbiner-Versammlung praktische Geltung verschafft und die Aufnahme des von ihr bearbeitet werdenden neuen Gebetbuches vorbereitet. Als Bindemittel und zur Hebung dieses Gottesdienstes fehlt uns nun freilich noch ein kräftig anregendes Instrument, die Orgel. Ohne dieselbe sind die Mühen unseres wackeren Gesanglehrers Hecht, durch einen freiwilligen Sängerchor den Synagogengesang zu heben und zu regeln, fruchtlos. Wie wir nun hören, hat Hr. Rabbiner Stein, nachdem der israelitische Gemeindevorstand, durch die Lokalität behindert, den Antrag auf Anschaffung eines großartigen Instrumentes abgelehnt, die Anschaffung einer kleineren, den Räumen entsprechenden Orgel in Vorschlag gebracht und ist, bei der aufgeklärten, dem Fortschritte huldigenden Gesinnung unseres Vorstandes einer günstigen Entscheidung entgegenzusehen. Ob freilich unsere verfallene, schauerliche Synagoge der Orgel, den Reformen, überhaupt dem Bildungsstande unserer Gemeinde entspricht, das zu entscheiden, müssen wir Sachkennern überlassen. — Unter den oben aufgeführten Reformen erscheint uns aber besonders eine der Hervorhebung und Nachahmung in anderen israelitischen Gemeinden würdig, wir meinen die deutsche Erklärung des vorgelesenen pentateuchischen Stückes. In dieser praktischen Einrichtung nämlich ist ein uraltes Synagogenelement aus seinem Todesschlafe auferweckt worden; denn bekanntlich war diese paraphrastische Erklärung der heiligen Schrift Jahrhunderte vor und nach der Zerstörung des Tempels in den Synagogen üblich, in ihr sind die Anfänge der Predigt zu suchen, die in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nur eine solche erklärende Famille war, und liefert die Wiederbelebung dieser Einrichtung, welche durch die Gestattung eines tieferen Eingehens in Einzelnheiten manche Vortheile vor der abgeschlossenen Predigt darbietet, den klaren Beweis, daß die wahre Reform Das ist, was ihr Inhalt aussagt, nicht ein Zerstören und formloses Gestalten, sondern ein Zurückbilden in den reineren Urstand der Religion. Bei einem Vortrage nun der bezeichneten Art nahm jüngst Hr. Rabbiner Stein nach dem Vorlesen aus der Geschichte Abraham's die Gelegenheit wahr, von dem Beispiele jenes auf der angewiesenen Bahn selbstständig beharrenden Frommen die Lehre abzuleiten, auf eigenen, natürlichen, nicht auf künstlich gemachten Füßen fortzuschreiten, nicht die Gebräuche anderer Religionen blindlings nachzuäffen, sondern die der Väter mit Einsicht nachzuahmen. Hierüber wurde nun in einem benachbarten Blatte, wie zu erwarten stand, Schiefes mitgetheilt, das zu berichtigen wir uns der Wahrheit zu Liebe, und besondees Mißverständnissen unseren christlichen Mitbrüdern gegenüber vorzubeugen, verpflichtet halten. Stein hatte nämlich bei obiger Aeußerung besonders den Gebrauch mancher israelitischen Familien im Auge, ihren Kindeen auf Weihnachten Cheistbäume zu schmücken, und hatte kein Hehl, sich hierüber tadelnd auszusprechen. Der Redner bezeichnete diesen Gebrauch für die Genossen des christlichen Glaubens als einen sinnigen, gemüthlichen, mit ihren Religionsanschauungen innig verbundenen, fügte aber wohl mit Recht die Frage hinzu, was sollen israelitische Kinder mit diesem Gebrauche anfangen? und wie thöricht handeln israelitische Eltern, die ihren Kindern Eindrücke in die Seele prägen, welche sie ihnen doch unmöglich gehörig zurecht legen können! Welcher Billigdenkende darf nun hierüber den Prediger tadlen? muß nicht ein Kind in dieser oder in jener Religion ernstlich erzogen werden? und vergeht sich nicht der Erzieher am Kinde, wenn er, anstatt dem jungen Stamme zu seiner Erkräftigung die angeborene Richtung nach Oben zu geben, denselben, sobald er seine Triebe entfaltet, nach zwei Seiten hin entkräftend die Richtung gibt? Darum halten wir dafür, daß in jeder Religion die vernünftigen, gemüthlich schönen Gebräuche, und das Judenthum ist an ihnen nicht arm, der Jugend sollen erhalten werden; auf benachbarte Religionsgebiete aber lehre man das Kind mit Achtung, nicht mit Neid blicken. Vorurtheile beseitigen, Mißbräuche entwurzeln, in Bürgertugend und humanem Streben wetteifern, das bewirkt und darin allein besteht die wahre Annäherung unter den Menschen. Darf nun in Betreff der beiden letzteren Punkte unsere hiesige israelitische Gemeinde, auf die jüngsten drei Jahrzehnte zurückblickend, sich zu den fortgeschrittenen rechnen, so darf auch unser israelitisches Gotteshaus, auf den kurzen Raum von drei Jahren zurückschauend, sich in Betreff der beiden ersten Punkte zu den fortschreitenden zählen. Beiden aber, Gemeinde und Synagoge, ist zu ihrem Vorwärtskommen nichts sehnlicher zu wünschen, als im Innern ruhige Entwicke-

Digitized by Google

lung und von Außen her theilnehmende Förderung; richtet die Gemeinde ihren Blick vertrauend auf die Vaterstadt, so richtet ihn die Synagoge vertrauend auf alle Wohlgesinnten in der Gemeinde.

Mannichfaltigkeiten.

(Vermuthliche Witterung im Januar 1847.) Vom 1. bis 4. ist die Kälte im Abnehmen, am 3., 4. Schnee, dann wieder Zunahme der Kälte bis 9., dann Abnahme derselben, bis es am 13., 14. zu Schnee oder auch Regen und Thauwetter kommt. War der Schnee um 13. bedeutend und konnte ihn das gelinde Wetter nicht auflösen, dann wird die Kälte ohne starken Wind wieder streng, sonst aber mäßig vom 15. bis 19. Vom 20. bis 23. ist stürmisches und Thauwetter zu erwarten, darauf trüb und kälter vom 24. bis 27., zu Regen oder Schnee geneigt am 28., 29., am Schlusse wieder kälter. Im Allgemeinen: Fortsetzung des bisherigen Winters mit Aussicht auf gelindere Witterung gegen die Mitte und in dem letzten Drittel. (Zeus.)

(Patschkau, 24. Dec.) Aus dem nahen Dorfe Ober-Gostitz hatten sich am 19. d. vier Männer nach Weißwasser begeben, um Flachs einzukaufen. Bei dem furchtbaren Schneesturme kehrten sie nach Hause zurück; aber 200 Schritte von ihrem Heimathsorte nur noch entfernt, sind sie völlig erschöpft und ruhen, während endlich einer wieder etwas Kraft gewinnt und das Dorf erreicht. Hier fordert er die Angehörigen zum Entgegengehen der Ermüdeten auf, was auch sofort geschieht. Aber man fand leider alle drei ohne Lebenszeichen und erfroren. Von Nah und Fern in Schlesien kommen Nachrichten über Erfrorene ein.

Wie gut es ist, wenn man den Leuten auf die Finger sieht, nur mit den rechten Augen, beweist die neueste Schrift des geistvollen Leibarztes des Königs von Sachsen, Dr. Carus, „über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand." Er theilt die Menschenhände in vier Klassen, die elementare, psychische, sensible und metrische, und zeigt, wie man aus der Hand den ganzen Menschen erkennen kann. Welche gute Aussichten für die Handschuhfabrikanten!

Die „Dorfzeitung" bemerkt in ihrer ersten Januar-Nummer: „Vor Allem gratuliren wir unsern günstigen Lesern und Leserinnen, nicht daß sie glücklich das erste Blatt vom dreißigsten Jahrgang der Dorfzeitung in den Händen haben, sondern daß sie es gerade in Deutschland lesen. Wäre uns freigelassen, heute beim Eintritt in das neue Jahr uns und, wie sich von selbst versteht, unserer theuern Dorfzeitungsgemeinde ein sorgenfreies Plätzchen in Europa auszusuchen, nur nicht in Deutschland, wir würden in große Verlegenheit gerathen. Wir wissen wohl, wo jetzt gerade Den und Jenen und uns Alle der Schuh drückt und wie wir selbst einander das Leben so sauer machen, aber ein Land in Europa, wo kein Schuh drückte und wo Alle mit einander freundlich und zufrieden wären, haben wir bei der Umschau, die wir heute in der stillen Neujahrsnacht gehalten haben, nicht gefunden. Im Norden Hunger und Jammer, im Süden Gährung, im Osten leiblicher und geistiger Druck und im Westen offener und geheimer Krieg. Uns will's bedünken, als habe Der, der uns den Wohnsitz in Deutschland angewiesen, es immer noch am besten mit uns gemacht. Doch mag der geneigte Leser sich einmal selbst umsehen."

Auf ein neuliches Heirathsgesuch im Dresdener „Anzeiger" versichert der Suchende, binnen drei Tagen zehn Zuschriften von Ehemännern erhalten zu haben, sämmtlich sich bereit erklärend, gegen Erazung der halben Scheidungskosten ihm ihre Frauen abzutreten. (Das sind böse Männer!)

Als kürzlich bei einem Gastmahle in Ulm ein Toast auf Fr. List ausgebracht wurde, verließ Hr. Oberstlieutenant v. P., bekanntlich ein entschiedener Gegner des List'schen Systems, alsbald den Saal. So schreibt der Nürnb. Korresp.

Von den jetzt regierenden zweiundfünfzig europäischen Souverainen — mit Einschluß des Kaisers von Brasilien — sind am ersten Tage des Jahres 1847 nur zwei über 70 Jahre alt, nämlich der König von Hannover, seit dem Tode des Papstes der älteste Souverain in Europa, 76 Jahre, 7 Monate alt, und der König der Franzosen, 73 Jahre, 3 Monate alt. Von den übrigen sind dreizehn 60 bis 70 Jahre, vierzehn 50 bis 60 Jahre, elf 40 bis 50 Jahre, zwei 30 bis 40 Jahre, acht 20 bis 30 Jahre, endlich zwei noch nicht 20 Jahre alt, nämlich die Königin von Spanien, noch nicht 16½, und der Fürst von Waldeck, noch nicht ganz 16 Jahre alt. Letzterer demnach der jüngste aller Souveraine und zugleich der einzige, welcher unter Vormundschaft steht.

Die überall durchdringende Idee der Verbesserung des gedrückten Zustandes der unteren Gesellschaftsklassen ist nun sebst in eine Oper übergegangen. Ebenneze Elliott, früher Arbeiter in einer Eisenschmelze, hat eine solche unter dem Titel: „Leben gemäß dem Gesetze" geschrieben. Wahrhaftig — ein Gedanke muß schon ein weites Feld erobert haben, wenn er selbst auf der Bühne zu erscheinen wagen darf.

(Berlin, 10. Dec.) Die hiesigen Communal-Behörden haben einen abermaligen Beweis ihrer Fürsorge für den Volksunterricht gegeben, indem die Stadtverordneten-Versammlung in ihrer letzten Sitzung einer Anzahl städtischer Lehrer in Berücksichtigung des durch die Theuerung der Lebensmittel vorhandenen Nothstandes eine bedeutende Zulage (bis zu je hundert Thalern) bewilligt haben, welche an dieselben nach Verhältniß ihrer Familienglieder, so daß die mit Kindern gesegneten Familienväter unter ihnen das Maximum erhalten, vertheilt werden wird. Wenn hierin und in den Maßregeln zur Abhülfe des Nothstandes das Daseyn des letztern ausgesprochen ist, so muß man sich billig wundern, daß der Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen, da er doch seit drei Monaten im Besitz der Bestätigung Seitens der Staats-Behörde sich befindet, bis jetzt noch nichts von sich hat hören lassen, so daß über seine Absichten das tiefste Geheimniß waltet.

Korrespondenz.

Friedberg, im Dec.

Der 18. und 19. d. Mts. waren für die hiesige israelitische Gemeinde zwei bedeutungsvolle Tage, welche in der Erinnerung der ganzen Bürgerschaft unvergeßlich bleiben werden. Denn bei der Feier der Einweihung eines völlig neu restaurirten isr. Gotteshauses wurde hier der herrliche Gedanke zur That, daß Confessionenunterschied fortan keine Scheidewand mehr zwischen Menschen bilden werde und Menschenliebe siegreich alle Vorurtheile zernichtet, welche früher Brüder von Brüdern grausam trennte. So bezeichnete es die Gesinnung der hiesigen isr. Gemeinde, daß dieselbe zur würdigen Vorfeier ihres Festes an sämmtliche Stadtarme Lebensmittel austheilen ließ, und wahrhaft erhebend und ergreifend war es, als den 18. d. Abends gegen 4 Uhr allgemeines Glockengeläute von den christlichen Stadtkirchen herab den Beginn des jüdischen Festes den Einwohnern verkündete. Unter diesem Geläute setzte sich vom Rathhaus aus ein schöner Zug in Bewegung, voran die Schuljugend mit ihren Lehrern, dann die festlich gekleideten Jünglinge und Männer mit ihren Korfarden und Fahnen, Greise, strahlend von Freude, in der Neige ihrer Tage noch einem so schönen Feste beiwohnen zu können. Sämmtliche

Digitized by Google

Geistlichen in ihrer Amtstracht, Kreis- und Stadtbehörden und die Elite der Bürgerschaft schlossen sich bereitwilligst dem Zuge an. An der Synagoge angelangt, überreichten zwei weißgekleidete Mädchen dem großh. hess. Hrn. Kreisrathe die Schlüssel zum Gotteshaus. Hier sprach dieser so sehr verdiente und geachtete Beamte einige wenige, aber inhaltreiche Worte über die Bestimmung eines solchen Hauses, und in erhöhter feierlicher Stimmung betrat die Versammlung die geweihte Stätte. Schöner Choral und Predigten des Hrn. Dr. Leo y von Gießen trugen viel dazu bei, hier den Gottesdienst für die beiden Tage zu einem sehr erhebenden und erbauenden zu machen. — Der Abend des ersten Tages wurde noch verherrlicht durch einen solennen Fackelzug mit Musik und Gesang, welche der rüstige, obschon noch sehr junge israel. Singverein der obersten Kreis- und Stadt-Behörde als Zeichen der Hochachtung und Erkenntlichkeit für deren stets bereitwillige Förderung alles Schönen und Guten brachte. Ehre gebührt aber auch dem isr. Vorstande, unter dessen rühmlicher Leitung der Bau des Gotteshauses trotz vieler Hindernisse und Mühen zu Stande kam und der mit sehr anerkennenswerthem Eifer die heutige schöne Feier vorbereitete. Aber noch ist dessen Werk erst zur Hälfte vollbracht. Der Tempel steht da; freundlich, hell und lichtvoll sind seine Räume; allein wie steht's mit dem Geiste, der fortan darin herrschen soll? Soll die veraltete, der neueren Zeit ganz fremdgewordene Cultusform weiter beibehalten werden? Soll auch in diesen neuen Räumen der alte Schlendrian fortgeführt werden? Soll Gesang, Predigt und Gebet in der Muttersprache auch ferner zu den Ausnahmen in diesem Hause gehören und der heutige Gottesdienst wie eine Oase in der Wüste dastehen? Männer! Ihr habt noch eine große, eine heilige Pflicht zu erfüllen; denn bedenket, daß der Zeitgeist, der heute mit euch ein Fest feierte, neben „Humanität" auch „riechlichen Fortschritt" in seiner Devise führt!

Frankfurt a. M.

Allgemeines über die Wirksamkeit des Theaters. — Konzert des Hrn. H. Hecht.

Dem dieser Tage ausgegebenen „Frankfurter Theater-Almanach von C. M. Oettinger", welcher auch diesmal wieder außer den statistischen Mittheilungen über das Personal, den Bestand und die Wirksamkeit der hiesigen Bühne einen mannigfaltigen Unterhaltungsstoff bringt, entnehmen wir die nachstehenden Notizen: Vom 1. Dec. 1845 bis den 30. Nov. 1846 wurden auf dem hiesigen Theater an 282 Spieltagen gegeben: 180 Opern-Vorstellungen (enthaltend 51 verschiedenartige Opern). 3 Possen mit Gesang. Worunter: 4 neu aufgeführte große Opern. 2 Possen mit Gesang. 18 neu einstudirte Opern. 12 Konzerte. 3 verschiedene Konzert-Pieçen, zwischen Stücken vorgetragen. 2 Konzerte der vier ungar. Instrumentalsänger. 137 Schauspiel-Vorstellungen (enthaltend 169 Stücke unter 78 verschiedenartigen Schauspielen). Worunter: 15 neu aufgeführte und 18 neu einstudirte Teaner-, Schau- und Lustspiele. 3 Vorstellungen der Arader-Kadylen. 6 Vorstellungen der Nebelbilder und der komischen Lichtbilder des Hrn. Bosch. Vom 1. Nov. 1845 bis den 30. Oct. 1846 wurden 231 Abonnement-Vorstellungen und 51 Vorstellungen mit aufgehobenem Abonnement gegeben. Wer die Einzelnheiten über die zur Aufführung gekommenen Novitäten und neuen Einstudirungen in Oper und Schauspiel, so wie über die stattgefundenen Gastspiele und neuen Engagements zu erfahren wünscht, der wird in dem genannten Almanach alles hierher Gehörige vollständig verzeichnet finden und wir empfehlen denselben demnach den Theaterfreunden. — Am 1. Jan. wurde die Bühne mit einem Prolog mit allegorischen Darstellungen von A. E. Discant eröffnet. Hr. Reger und Fräul. Quint stellten das alte und das neue Jahr vor und die zur Dichtung gehörigen allegorischen Figuren waren schön gruppirt. Hierauf folgte in neuer Einstudirung: „Das rothe Käppchen", Musik von Dittersdorf. Wir können es nicht mißbilligen, daß man neben den neueren Erzeugnissen auch die besseren älteren von Zeit zu Zeit vorführt; denn ihre Wiederholung gibt nicht nur Gelegenheit zu interessanten Parallelen zwischen dem Geschmacke von Sonst und Jetzt, ist nicht nur ein practischer und populärer Commentar zur Kunstgeschichte, sondern macht uns auch mit mancher, wenn auch der Form, doch nicht dem Geiste nach veralteten Schönheit bekannt. So enthält „das rothe Käppchen" viele sehr liebliche und in ihrer anspruchlosen Einfachheit noch immer gerne gehörte Melodien, so wie auch das Sujet an wahrhaft komischen Situationen und an frischem und gesundem Humor nicht arm ist. Die Aufführung war sorgfältig und in den einzelnen Partien gelungen, so daß ihr auch verdienter Beifall gespendet wurde.

Das am 30. Dec. stattgehabte Konzert des Hrn. H. Hecht war wieder eins der sehr zahlreich besuchten. Es konnte ihm die freundliche Betheiligung von Seiten des Publikums nicht fehlen, da der Konzertgeber als geschätzter und vielbeschäftigter Gesangslehrer nicht nur in mannigfachen Beziehungen steht, sondern da er auch durch seine stets bereitwillige Mitwirkung in den Konzerten und Soiréen sich viele Freunde erworben hat. Das Konzert bot unter der gefälligen Mitwirkung unseres immer thätigen und Kunstgenossen gerne unterstützenden Kapellmeisters Guhr ein reichhaltiges Programm von Instrumental- und Vocalstücken, welche von anerkannten Künstlern sorgfältig executirt wurden. — Hr. Hecht sang Esser's beliebte Ballade: „Des Sängers Fluch" und wenn er auch weniger durch imponirende Stimmmittel und durch dramatische Belebung zu wirken vermochte, so trug er dagegen die schwierige Tondichtung correct und mit Geschmack und Ausdruck vor und zeigte den gebildeten Sänger, dem die Erfodernisse einer guten Methode zu Gebote stehen. Besonders ansprechend war der Vortrag einiger kleineren Liedercompositionen, in welchem Genre Hr. Hecht viel Gewandtheit und Leichtigkeit besitzt und sich Anerkennung verschafft hat. Auch heute wurde ihm lebhafter Beifall gespendet. — In dem heute auf den Wunsch mehrerer Musikfreunde wiederholten Grand Duo für zwei Pianoforte (Hommage à Haendel), vorgetragen von Hrn. Ed. Rosenhain und dessen Schüler, dem vierzehnjährigen Ed. Hecht, einem Sohne des Konzertgebers, zeigte sich der letztere durch seinen eben so präcisen, als brillanten Vortrag als einen für sein Alter sehr vorangeschrittenen und bereits recht tüchtigen Pianisten. Da er überhaupt zur Tonkunst sehr befähigt seyn soll und eine vierstimmige Composition von ihm schon zur öffentlichen und beifälligen Aufnahme gelangt ist, so glauben wir ihn für seine ferneren Studien nach Verdienst aufmuntern und ihn dabei auf die edleren Richtungen der Tonkunst, welchen er eifrig nachstreben möge, verweisen zu müssen.

Am 3. d. M. fand bei überfülltem Hause eine Wiederholung des Faust von Göthe statt. Die Aufführung war im Ganzen sehr abgerundet und befriedigend und einer besonders rühmenden Erwähnung verdienen die Repräsentanten der drei Hauptrollen, des Faust (Hr. Breuer), des Mephisto (Hr. Reger) und des Gretchen (Fräul. Quint); sie hatten den richtigen Ton und die Nuancirung der darzustellenden Charaktere heute besser getroffen, als bei der neulichen Aufführung. Das überfüllte Haus und die unverkennbare Theilnahme, welche der Vorstellung zu Theil wurde, haben abermals bewiesen, daß unser Publikum auch für den Ernst und die hohe Bedeutung solcher klassischen Werke nicht unempfänglich ist und daß man sie ihm demnach vorzuführen sich wohl veranlaßt sehen darf.

W.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die erste Sylb'; glasartig, graulich-weis,
Dient bei der Hitze uns gar oft als Speis';
Die beiden Letzten sind stets lauter Leben.
Als deutsche Stadt — geschichtlich wohlbekannt,
Weil einst ein großer Mann in ihr entstand —
Wird sich das Ganze zu erkennen geben.

B—m. G. Buck.

Auflösung der Charade in Nro. 1.

Neujahr.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. Jan. (Auf Verlangen): Sonate von Beethoven (A moll). für großes Orchester bearbeitet von Kapellmeister Rummel. Hierauf: Bürgerlich und romantisch, Lustspiel in 4 Abth., von Bauernfeld.

Mittwoch, 6. Jan. (Zum Vortheil der hiesigen Stadtarmen): Der Weltumsegler wider Willen, Posse mit Gesang in vier Bildern von Räder, Musik von Cantal. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 7. Donnerstag, den 7. Januar 1847.

Ursachen und Wirkungen.

Novelle von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Der Flüchtling.

Mutter Chevard hatte sich von ihrem Lager erhoben, um nachzusehen, wie es um den Gesundheitsstand ihrer Tochter stehe, als sie, in deren Schlafgemach tretend, mit Bestürzung bemerkte, daß dieselbe es verlassen hatte. Sie rief im ganzen Hause umher, aber Madelaine ließ sich nirgends hören noch sehen. Als eine kluge Frau brach sie nicht in nutzloses Jammergeschrei aus, sondern überlegte, wo sich Madelaine hingewendet haben könne. Aber je länger sie nachdachte, desto weniger konnte sie einen Grund dieses sonderbaren Verschwindens auffinden, und es tröstete sie am Ende nur die Hoffnung, daß das Mädchen jedenfalls bald wiederkehren werde.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und François mit wilden, unstäten Blicken und zerrissener Kleidung stürzte herein. Die Alte stieß einen lauten Schrei aus und wollte entfliehen, aber er faßte sie mit kräftiger Faust und rief: „Wo ist Madelaine?"

„Ich —" stotterte Mutter Chevard, zitternd wie ein Espenlaub.

„Ja Du, Du hast sie verkuppelt, alter Satan!" tos'te der Flüchtling; „aber Du sollst mir für sie einstehen. Wo ist sie? Wer ist ihr Verführer?"

Das Weib gewann nach und nach ihren natürlichen Muth wieder. „Was geht Dich meine Tochter an? Wer giebt Dir ein Recht, mich hier zu überfallen? Madelaine ist fort, und ich kann ihr nicht nachlaufen."

„Du hast sie entführen lassen!" brüllte François, und schlug sich mit geballter Faust vor die Stirne. „Wer ist der Schurke, der mir sie gestohlen? Bekenne, Weib! Und wäre es der König in eigener Person, ich erwürgte ihn mit diesen Händen."

„Was weiß ich?" kreischte die Alte. „Packe Dich fort, fauler Lungerer, und störe nicht friedliche Leute in ihrer Einsamkeit."

Erschöpft warf sich der Mann auf einen Stuhl. „Mutter Chevard," sprach er bleich und mit zitternder Stimme, „Ihr habt großes Unrecht an mir gethan. Ich liebe Madelaine mehr als mein Leben, und Ihr habt sie mir entfremdet und verhandelt. Noch ist es Zeit, noch ist sie vielleicht zu retten. Nennt mir den Namen ihres Verführers, und ich will Euch Alles vergeben und vergessen."

Die Alte schüttelte den Kopf und wandte ihm den Rücken.

„Mutter Chevard," fuhr François, sich erhebend, fort, „habe ich das um Euch verdient? Gut und Leben hätte ich mit Euch getheilt, und Ihr vergeltet mir also? Nennt mir den Namen des Niederträchtigen, oder — doch da kommt Madelaine selbst, von ihr werde ich alles erfahren."

Wirklich schritt in diesem Augenblick das Mädchen durch die Thüre des Ganges nach dem Hause und trat in das Zimmer. Als es François erblickte, flog es mit einem lauten Freudenruf an seinen Hals.

„Madelaine! Meine Madelaine!" jubelte der Glückliche. „Das ist die Stelle, wo Du hingehörst, und jetzt soll Dich mir Niemand mehr entreißen."

„Verzeihe mir!" lispelte das Mädchen, die Augen von Thränen befeuchtet.

„Alles, Alles! Bist Du doch wieder mein! Aber wo warst Du, Madelaine?"

„Ich —"

„Du warst? —" forschte François bebend.

„Ich wollte Dich befreien, ich war bei'm — König," erwiederte sie schaudernd.

„Du gutes, herrliches Kind!" jauchzte Ravaillac. „Und er hat mich und meine Gefährten begnadigt?"

Das Mädchen verbarg sein Gesicht an seiner Brust und verneinte.

„Armer König!" rief François. „Du siehst, ich bin dennoch frei, und meine Genossen werden es auch werden. Ich habe mich meiner Banden entledigt und bin entflohen."

„Fliehe, um Gotteswillen, fliehe weiter, ehe man Dir auf die Spur kommt!" rief Madelaine ängstlich. „Du weißt nicht, wen Du zum Feinde hast."

„Und wen denn?" fragte der junge Mann ruhig.

„Ich kann es Dir nicht sagen, aber fliehe, François, ich beschwöre Dich."

„Ich muß wohl," versetzte dieser bitter lächelnd, „da Du meine Feinde so gut kennst und nach ihnen die Gefahr abzuwägen verstehst. Doch wirst Du mir folgen?"

„Wohin es sey, bis an's Ende der Welt. Nur fort, fort aus Paris."

„Wenn ich damit einverstanden bin," warf die Mutter ein. „Herr d'Ursin —"

„Mutter, nicht mehr diesen Namen, niemals mehr, wenn Du mich lieb hast."

„Also d'Ursin!" sprach François nachdenkend. „Dieser Name gilt mir mehr als ein Königreich. Er ist es doch, der in vergangener Nacht —"

„Nein, nein! Es ist ein ganz Anderer; er hat uns einen falschen Namen genannt."

„Wenn es nicht blos Heuchelei ist, wenn Du mich lieb hast, so nenne mir ihn," gebot François in strengem Tone.

„Nenne ihn nicht!" rief die Mutter dazwischen.

Aber Madelaine hatte seit einer Stunde mit ihrem Herzen abgeschlossen, und würde es für Verrath gehalten haben, dem Geliebten etwas zu verheimlichen.

Digitized by Google

„Es ist — derselbe — bei dem ich Deine Befreiung erbitten wollte."

„Der König?" rief François erbleichend.

„Der König?" fragte die Mutter triumphirend.

„Der König," war die Antwort.

In François Innern ging ein fürchterlicher Kampf vor sich. Er sprach nichts, und sein Mund schien zu lächeln, aber Haß und Rache wogte in seinem Busen. Nach einer langen Pause, in der die beiden Frauen ihn mit ängstlicher Scheu betrachtet hatten, sprach er mit tief aus der Brust geholter Stimme: „Mutter Chevard, Ihr seht selbst ein, daß der König, nachdem er entdeckt ist, nicht mehr Eure Tochter besuchen darf, wäre es auch nur um der öffentlichen Meinung willen. Ich liebe Madelaine, und bin noch immer gewillt, sie glücklich zu machen. Kehrt mit ihr in unser Dorf zurück, und ich will alles vergessen, was Ihr mir Leides gethan habt, will Euch als die Mutter meines Weibes ehren und lieben. Sagt, wollt Ihr?"

Schon war die Alte willens zu verneinen, als sich Madelaine an ihre Brust warf. „Mutter!" rief sie beschwörend, „wenn Du mich je als Dein Kind geliebt hast, so höre auf François Vorschlag. Der König ist mir verhaßt, und ich darf ihn nie wiedersehen. Willst Du nicht, so verlasse ich Dich und folge François wider Deinen Willen."

Die Alte, die aus der starren Resignation ihrer Tochter schloß, daß der Besuch im Louvre keine günstigen Folgen gehabt habe, und wahrscheinlich noch haben könne, gab nothgezwungen ihre Einwilligung.

„Reis't mit Gott," sprach François, nun vollkommen beruhigt. „In wenigen Wochen werde ich nachkommen, und dann soll Alles noch glücklich zu Ende gehen."

„Du willst uns nicht sogleich begleiten, François?"

„Es geht nicht, ich habe noch Geschäfte hier, von denen ich mich nicht augenblicklich losreißen kann. Sobald sie beendigt sind, komme ich, auf mein Wort. Jetzt zeigt mir ein sicheres Versteck, damit die Häscher des Tyrannen, wenn sie kommen sollten, mich nicht finden."

Am Abend desselben Tages fuhren zwei Frauen auf einem leichten Wägelein durch die Vorstadt St. Marceau nach der Straße von Metz; — am Abende desselben Tages schlich eine verhüllte Gestalt an den Häuserreihen hinweg nach der Straße du Fève und verschwand in einem finstern Hause.

(Schluß folgt.)

Berlioz's Faust.

Ein Korrespondet der „Allg. Ztg." berichtet aus Paris über das neueste Werk von Hektor Berlioz Folgendes: „Am 6. Dec. hat Hr. Berlioz im Saale der komischen Oper sein neuestes Werk, la damnation de Faust, betitelt, zur Ausführung gebracht. Wir gehören weder zu den unbedingten Verehrern, noch zu den Verächtern der Berlioz'schen Musik, wir finden in derselben neben ganz Unzulässigem, dem Geiste der Musik durchaus Widersprechendem, ausgezeichnet Schönes, viel Eigenthümliches; wir erkennen in Berlioz einen Meister der Instrumentationskunst, einen vielbegabten, aber nur zu oft auf Ab- und Irrwege gerathenden Künstler. Ein neues Werk von Berlioz ist deßhalb unter allen Umständen in dem an Instrumental-Komponisten so armen Paris von ganz besonderem Interesse, und Referent ging mit gespannter Erwartung in das schon seit einem Monat angekündigte Konzert. Leider aber ist unsere Erwartung auf eine ungewöhnliche Weise getäuscht worden. Wir glaubten zunächst eine Symphonie in der Art wie Romeo und Julie erwarten zu dürfen, in welcher die Instrumental-Partie die Hauptsache ist und nur hier und da ein Solo oder Chor zur Verbindung und zum Verständniß eintritt. Statt dessen fanden wir den Zuschnitt einer Oper ohne dramatisches Interesse, fortwährenden Gesang und das Orchester nur selten selbstständig auftretend. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, den Text hier besonders zu besprechen, in dem wir eine Entweihung Goethe's erblicken; wir wollen dahingestellt seyn lassen, ob überhaupt zum Faust Musik möglich sey; wir wollen uns nur an das halten, was Berlioz ausgegeben hat, und hier müssen wir zu unserem aufrichtigen Bedauern uns dahin aussprechen, daß wir sein Werk für ein durchaus verfehltes halten. Eine so gänzliche Unfähigkeit, für den Gesang zu schreiben, eine nur wenigstens singbare, wenn schon nicht singende Phrase zu erfinden, die Musik den Worten anzupassen, ein so chaotisches Durcheinander von Tönen ohne allen Zusammenhang ist uns lange nicht vorgekommen und begreift sich schwer bei einer doch unläugbar musikalischen Organisation und bei einem Manne, der für Gluck den glühendsten Enthusiasmus kundgibt. Wenn wir in Romeo und Julie einen sehr entschiedenen Fortschritt erkannten, so müssen wir im Faust leider wieder eine Rückkehr zu seinen früheren Werken erblicken, namentlich zum Benvenuto Cellini, dessen ungünstige Aufnahme nach Anhörung des Faust nur zu begreiflich war. Die schlimme Erfahrung, die er damals gemacht, hätte ihn füglich über sich aufklären sollen, und er hätte in richtiger Würdigung seiner selbst nie mehr für den Gesang schreiben, sondern in seinem Element, der Instrumental-Musik, bleiben sollen, wo er unmöglich so ganz und fortwährend Verkehrtes hätte zu Tage fördern können. Wie wahr diese Bemerkung, beweis't der Umstand, daß auch in dieser letzten Composition die wenigen Orchestersätze, welche darin vorkommen, bei weitem die besten sind, worunter wir namentlich einen ungarischen Marsch, dem ein nationales Thema zu Grunde liegt, anführen. Was gesungen wird, müssen wir dagegen schlechterdings, fast ohne Ausnahme, als mißlungen bezeichnen. Ein wirkliches Recitativ, eine in sich abgeschlossene Arie kennt Berlioz nicht, er gibt uns ein Zwitterding ohne Form, ohne Zusammenhang in sich, und mit den Worten gescheaubt, gequält, dem Gefühl in Melodie und Rythmus oft schnurstracks entgegen. Mephistopheles ist ein jämmerlicher Teufel, Faust ein sehr langweiliger Herr, und von dem Gretchen Goethe's hat Berlioz auch nicht die leiseste Ahnung. Wie wir hören, hat er die Absicht, mit seinem Faust nach Deutschland zu gehen; ob das der rechte Weg, neue Lorbeern einzuärnten, möchten wir bezweifeln."

Vorschlag zur Abhülfe des jetzigen Nothstandes.

Von allen Seiten werden Vorschläge gemacht, wie der jetzigen Noth und Theuerung zu steuern sey; die Regierungen erlassen Ausfuhrverbote und Marktgebote, es werden Lebensmittel vom Auslande herbeigeschafft, Vereine aller Art gegründet, und doch gehen die Preise der Lebensmittel immer höher, ja die Noth ist mitunter sehr groß, so groß, daß man für die Gegend von Schwelm bereits Militär requiriren mußte, um das Eigenthum zu schützen und dem Gesetz Achtung zu verschaffen.

Das Recht, zu leben, sollte keinem Mensch verkümmert werden, so lange er seine Pflichten erfüllt und so lange Mittel dazu vorhanden sind.

An Letzteren gebricht es uns in Deutschland gerade noch nicht, wenigstens geben uns die von den Regierungen veranlaßten Aufnahmen der Lebensmittel-Vorräthe hierüber Beruhigung, sie stecken also in den Händen der Spekulanten; haben aber diese das Recht um ihre egoistischen Zwecke zu verfolgen, unter den Augen des Gesetzes, in einem christlichen Staat, die Staats-Angehörigen darben, mitunter verhungern zu lassen?

Man taxirt dem Bäcker sein Brod, dem Metzger sein Fleisch,

Digitized by Google

dem Brauer sein Bier, ja dem Apotheker seine Arzenei, um dem Wucher und Betrug zu steuern, man bestimmt selbst für den Capitalisten ein Maximum der Zinsen. Man verlangt, daß jede Gemeinde ihre Armen erhalte, man nimmt Haus und Hof, Acker und Feld, ja dem Vater den Sohn, wenn es zu Staatszwecken, zur Erhaltung des Vaterlandes erforderlich ist.

Ist es denn aber kein Staatszweck, die Angehörigen vor Verarmung, vor dem Hungerstod zu schützen? Gilt es nicht dem Vaterland, wenn man für Ruhe, Ordnung und Sicherheit des Eigenthums sorgt?

Nun, so zwinge man Diejenigen, die Lebensmittel (wenigstens Früchte und Kartoffeln) aufgespeichert haben, sie gegen billige und gerechte Entschädigung dem Staat und durch diesen den Staats-Angehörigen zu überlassen, dann wird der Zweck, billige Lebensmittel zu haben und dem Wucher zu steuern, erreicht werden, und zwar nicht nur für jetzt, sondern auch für später.

Ein Expropriations-Gesetz in diesem Sinn rechtfertigt die Noth und wird auch von den resp. Landständen sicher genehmigt werden.

Ist auf vorstehende Weise für Die gesorgt, die Mittel und Verdienst haben, dann sorge man aber auch vorzugsweise für Diejenigen, denen es an beiden gebricht.

Man richte in jedem Ort einen geheizten Raum ein, worin Jeder, der unter obige Zahl gehört, sich nicht nur aufhalten, sondern auch zu jeder Stunde des Tages eine gute, kräftige, warme Suppe unentgeltlich haben kann. Diese Last wird keiner Gemeinde zu groß werden, und könnte sie aus eigenen Mitteln im Augenblick nicht so viel aufbringen, dann mache sie ein Anlehen bei der Staatscasse und trage es in günstigeren Zeiten wieder ab.

Möchten die so väterlich gesinnten Regierungen diese Vorschläge prüfen, und wenn thunlich, bald in Ausführung bringen, damit den Darbenden geholfen und jeder Entschuldigungsgrund, jede Veranlassung zu Gesetzwidrigkeiten entfernt werde, Tausende werden sie dann segnen, Tausende dem Staat als redliche Bürger für bessere Zeiten erhalten werden.

Mannichfaltigkeiten.

(Allgemein-deutsches Sängerfest zu Lübeck im Jahre 1847.) Der nordische Sängerbund, welcher fast die sämmtlichen Liedertafeln Holsteins, mehrere des Herzogthums Lauenburg, ferner die der freien Städte Hamburg und Lübeck, sowie der an der Unter-Elbe gelegenen Städte des Königreichs Hannover umschließt, faßte im Juli dieses Jahres auf seinem letzten Sängerfeste zu Harburg den Beschluß, für das Jahr 1847 sein Sängerfest zu einem allgemein-deutschen zu erweitern, und die Lübecker Liedertafel übernahm mit Freuden den Auftrag, diesen Beschluß zu verwirklichen. Die Vorbereitung des Festes ist jetzt so weit vorgeschritten, daß hiermit an alle Liederbrüder aus allen Gauen des Vaterlandes die Einladung zu diesem Feste, dessen Feier in die Tage vom 26. bis 29. Juni fallen wird, ergehen kann. Der Mittheilung über die Zahl der von den verschiedenen Liedertafeln zu erwartenden Sänger, sowie der Angabe, wie viele Exemplare der Noten für jede Stimme gewünscht werden, sieht das Fest-Comité bis spätestens zum 15. März entgegen, und ist es im Stande denjenigen Gästen, von deren Kommen es zur rechten Zeit Kunde erhält, freies Obdach anbieten zu können. Möchten recht Viele kommen, damit es so gelinge, ein wahrhaft deutsches Volksfest edelster Art ins Leben zu rufen!

(Auch eine Weihnachtsbescheerung.) In dem königl. hannover'schen Dorfe Großenbeckel, Amts-Hameln, hatten sich die wohlhabenderen Bauern in der Wohnung ihres geliebten Predigers, Hrn. Superint. Firnhuber, versammelt, um zu berathen, wie der Noth ihrer armen Brüder abgeholfen werden möge. Gewährung von Verdienst durch Arbeit sey die einzig zweckmäßige Weise, glaubte man, und es wurde beschlossen, Flachs anzukaufen, welcher an Bedürftige zum Verspinnen verabreicht werden soll; und der Spinnerlohn wurde fast auf das Doppelte des sonst üblichen gesetzt. Der Ausfall sollte aus gemeinschaftlichen Mitteln gedeckt werden. Falls kein Flachs anzukaufen seyn sollte, verpflichtete man sich zu Lieferungen desselben, nach eines Jeden Verhältnissen. Am Schlusse wurden nicht unbedeutende Quantitäten Kartoffeln gezeichnet, welche im kommenden Frühjahre an Bedürftige als Pflanzkartoffeln abgegeben werden sollen.

(Dorfztg.)

(Heiraths-Notabene.) Bei einer Vermählung, behauptete ein alter Praktikus, sind drei Epochen zu beobachten, die Bedenkzeit, das Versprechen und die Trauung. In der Bedenkzeit denkt sie: es ist doch wohl Zeit; nach dem Versprechen verspricht er, sich nicht mehr zu versprechen, und nach der Trauung traut er sich nicht mehr zu sprechen.

In Neapel war dieser Tage im Finanzgebäude, nahe der Börse, ein ganz eigenthümliches Schauspiel zu sehen. Es wurde ein Autodafé ketzerischer Papiere gehalten, d. h. es wurde eine getilgte Anleihe von $2^1/_2$ Millionen Pf. Sterling unter großer Feierlichkeit im Beiseyn des Finanzministers, des Barons v. Rothschild und anderer Herren vom Gelde feierlich verbrannt, und zwar in einem eigens für diesen Zweck gebauten Ofen. Käme es blos auf's Verbrennen an, so würden solche Autodafé's wohl viele Liebhaber finden.

Im Mindelthale (Würtemberg) fiel am heiligen Christfest, den 25. Dezember Nachmittags um 2 Uhr, unter furchtbarem Getöse, welches fernem Kanonendonner glich, ein Meteorstein. Als man auf das Eckloch zueilte, welches die niederstürzende Kugel 2 Fuß tief in den gefrorenen Lehmboden geschlagen hatte, bemerkte man in dessen Nähe noch einigen Schwefeldampf.

Man mag annäherungsweise einen Begriff von den Kosten der Armenfürsorge in Paris erhalten, wenn man erfährt, daß in den zwei letzten Wochen des Novembers für 75,000 Fr., in den beiden ersten Wochen des Dezembers für 92,000 Fr. Brod-Karten ausgetheilt werden mußten, und daß in den Spitälern über diese Zeit 17,683 Betten in Bereitschaft standen, aber nicht ausreichten.

(Frankfurt, 4. Jan.) Bei den vielen Neujahrsgratulationen, welche um eines Geschenkes wegen gemacht werden, kommen jedes Jahr solche vor, wo unberechtigte Personen dergleichen Geschenke aufheben. Bei dem Polizeigerichte mußten aus solcher Veranlassung wieder einige Untersuchungen gegen Betrüger dieser Art eingeleitet werden. (Fr. Bl.)

Korrespondenz.

Wiesbaden, 2. Jan.

Das dahier zum neuen Jahr erschienene Theater-Journal, gewidmet von dem Souffleur Göth allen Freunden der dramatischen Muse, enthält als wesentlichsten Bestandtheil eine Darstellung der Thätigkeit unserer Bühnenverwaltung im Jahr 1846. Dieser Relation zufolge betrug die Gesammtzahl der gegebenen Vorstellungen 216, mit Einrechnung von 90 großen und kleineren Opern, worunter als Novitäten: „die Musketiere der Königin" und die komische Operette: „der Nachtwächter." Der Letztere fiel durch und kam nur einmal auf die Bretter; Sympathien für die nicht komischen Nachtwächter, welche auch Sänger sind und als solche ihr Brod oft sauer verdienen müssen, mögen dieses Resultat theilweise erzeugt haben. Die Oper Halevy's: „die Musketiere" erlebte dagegen

Digitized by Google

drei Aufführungen, jedoch auch ohne sonderlichen Erfolg, obgleich die äußere Ausstattung eine glänzende war, und in der Darstellung Dasjenige geleistet wurde, was in dieser Hinsicht von den meisten deutschen Sängern und Sängerinnen erwartet werden darf. In der Periode vom 24. Juli bis zum 24. August förderte das Repertoir verhältnißmäßig die meisten, nämlich 24, Vorstellungen zu Tage, darunter häufige Gastspiele der zahllosen fremden Kunstjünger, womit uns die Musen im Verlaufe des Sommers bedacht hatten. Da aber das Publikum für diese Gastspiele kein großes Interesse zeigte, so mag daraus auch kein großer Gewinn für die Theaterkasse erwachsen seyn. Das neue Jahr begann für uns im Theater mit „Oberon", der diesmal eine ziemlich laue Aufnahme beim Publikum fand, obgleich die Hauptpartien dieser Oper, nämlich die der Rezia (Fräul. Kern) und des Hüon (Hr. Pez) in sehr guten Händen sich befanden. Freilich gewahrte man dagegen bei einigen anderen theils fehlenden Stimmfond zur Durchführung des Gesangparts, theils Mangel an poetischer Auffassung der Rolle.

Bacharach am Rhein, am Neujahrstage.

Fast bis zur nämlichen Stelle der Pfalz bei Caub, wo vor 33 Jahren in der Neujahrsnacht der den Vortrab des alten Marschall Vorwärts führende General Hünerbein über den Rhein ging, hat sich in letzter Sylvester-Nacht das Eis gestellt und sehen unsere erfahrenen Schiffer (im Gegensatze zu dem bekannten Karlsruher Hrn. Professor) einer andauernden Kälte entgegen. — Der in hiesiger Gegend so vorzüglich wachsende Wein, von den Römern bereits gepflanzt und hochgeschätzt (was die Ortsnamen Bacharach, d. i. Bachus ara, Bachusaltar, Oberdiebach, d. i. Digitus Bachi, der Finger des Bachus, Manubach, d. i. Manus Bachi, die Hand des Bachus, schon bekunden), ist in letzterem Jahre in einer noch nie gekannten Güte gewonnen worden. Der auch in fernen Gauen unseres Vaterlandes so bekannte und bouquetreiche Steeger ist sämmtlich verkauft; inzwischen liegen in den übrigen Theilen noch viele beachtungswerthe Weine. Mit den Preisen sind Producent und Käufer zufrieden und kommt es Ersteren sehr zu statten, bei jetziger, so theueren Zeit mit dem Herbstfegen nicht lange Markt halten zu müssen. Wenn gleich unsere Weine sich eines begründeten Rufes und guten Absatzes erfreuen, so wäre doch sehr zu wünschen, daß die größeren Grundbesitzer wenigstens sich der Mühe des Auslesens unterziehen möchten und würden solche in dem ungleich höhern Preise gewiß Entschädigung für Zeit- und Kostenaufwand finden. .....

Von der Bergstraße, 3. Jan. — (Eingesendet.)

Welche Rücksicht auf der Main-Neckar-Eisenbahn auf das reisende Publikum genommen wird, wolle man daraus entnehmen, daß, seitdem es kalt ist, das Wartezimmer für die erste und zweite Klasse auf dem sehr frequenten Bahnhofe Bensheim nicht allein nicht geheizt, sondern sogar auch verschlossen wird. Sonntag Abend den 27. Dec. mußten über 100 Personen, wovon gegen 20 für die zweite Wagenklasse bezahlt hatten, in dem Wartezimmer für die dritte und vierte Klasse sanz stehend zubringen. In diesem zum Erdrücken und Ersticken vollgepfropften Zimmer fielen Scenen durch Mitwirkung des neuen Weines unter einigen gemeinen Menschen vor, die sich hier nicht beschreiben lassen. — Will man auf diese Art sparen, so ist dies gewiß am unrechten Orte; — und wozu die prächtigen Gebäude, wenn man sie zuschließt?

Darmstadt, 2. Jan.

Gestern Nacht wurde durch Kanonenschläge einem hiesigen durch Rechtssinn und Fähigkeiten ausgezeichneten Verwaltungsbeamten der Stadt die Fenster ꝛc. seines Bureau's zertrümmert, nicht ohne Gefahr für Menschenleben und Brandunglück. Wann wird die Zeit kommen, wo diese Zerstörungsgewohnheiten am Sylvester-Abend aufhören werden? eine Frage, für deren Erledigung die großh. hess. Staatsregierung wohl in dem neuen, den Ständen dermalen vorliegenden Polizeistrafgesetz Vorsorge getroffen haben wird.

Homburg v. d. Höhe, 3. Jan.

Am gestrigen Tage ward dahier das goldene Amtsjubiläum des ehrwürdigen Greises, Hrn. Johann Georg Breidenstein, landgräflich hessischem Oberhofprediger und Kirchenrath, wie auch des Civilverdienstordens der bayrischen Krone und der herzoglich nassauischen großen Ehrenmedaille Mitglied, feierlich begangen. (Vgl. Didaskalia, Nro. 339 de 1846). Die hiesige reformirte Kirchengemeinde, deren Prediger und Seelsorger er nunmehr ein volles halbes Jahrhundert lang gewesen und noch ist, verehrte ihm einen prachtvollen silbernen, inwendig vergoldeten Pokal, mit passender Inschrift: „Als ein Zeichen ihrer dankbaren Liebe." Dieser Pokal wurde ihm durch das Presbyterium überreicht. Und da die freiwilligen Beiträge zum Ankauf dieses kostbaren Ehrengeschenks so reichlich ausgefallen, daß ein Ueberschuß verblieb, so verwendete man diesen auf momentane Zeichnung eines Bildnisses des Hrn. Jubilars, um solches demnächst lithographirt an die betheiligten Gemeindeglieder zur bleibenden Erinnerung an diesen schönen Tag abzugeben. Die von hierorts und auswärts dem Hrn. Jubilar übersandten Festgeschenke und Gratulationsschreiben machten ihm sehr große Freude und dem Einsender Dieses war namentlich das Schreiben der hochachtbaren „Loge Sokrates zur Standhaftigkeit in Frankfurt am Main" von besonderem Interesse. Hr. Breidenstein war eigentlich vordem nicht gewilligt, sein Dienstjubiläum in unsern Mauern zu feiern; allein Unpäßlichkeit hielt ihn hier zurück und so verlebte er denn auch diesen Tag vergnügt unter uns, in dem Orte seines vielgesegneten Wirkungskreises und im engern Kreise der ihn beglückwünscht habenden Herren Mitglieder des Presbyteriums und einiger trauter Freunde, wie auch mehrerer geliebten Familienglieder (wobei Hr. Inspector Thudichum aus Rödelheim), beim festlichen Mahle. Möchte er, der Gefeierte, noch recht viele frohe Tage sehen!

Der Volkslesevereein vom Bezirk Biedenkopf (confr. Bekanntmachung in der Didaskalia, Nro. 213, vom Monat August 1846) ist nun seit dem 5. Oct. d. J. in's Leben getreten. Der Verein zählt dermalen 93 Mitglieder und besitzt 102 Bände, fast ausschließend vorzüglicher Werke. Unterstützt wurde der Verein durch werthvolle Geschenke der Buchhandlungen des Hrn. Sauerländer in Aarau und des Hrn. Lange in Darmstadt. Sodann verehrte der landwirthschaftliche Verein vom Großherzogthum Hessen dem Leseverein die landwirthschaftliche Zeitschrift aus früheren Jahren, und haben außerdem noch mehrere Private den Verein mit guten Werken beschenkt. Allen diesen Männern, welche unseren geringen Kräften mit so freundlicher Gesinnung zur Hülfe kamen, welche durch ihre Gaben den Entschluß, das begonnene Werk zum gedeihlichen Ziele zu führen, belebten und in dieser Beziehung dem Verein eine wohlthuende Anregung gaben, wird hierdurch der wärmste Dank ausgesprochen. Zugleich richtet man an andere Verlagsbuchhandlungen die Bitte, unserem Vereine ihre Aufmerksamkeit nicht zu entziehen und dessen freudiges Gedeihen gleichfalls durch Gaben, mittelst Werken ihres Verlags zu fördern. (Solche Gaben können an Hrn. Obereinnehmer Dr Küchler in Biedenkopf gesendet werden.) Zur Ausschmückung unseres Locals und durch Vermittelung des Hrn. Emminghaus, Conservator des herzogl. nassauischen Gewerbvereines, hat Hr. Bildhauer Kauer in Kreuznach unserem Vereine die ausgezeichneten schönen Statuetten von Ulrich von Hutten und von Franz von Sickingen verehrt. Auch ihm wird für diese erhebende Theilnahme an unserem Beginnen unser aufrichtigster Dank ausgesprochen.

Biedenkopf, im Dec. 1846.

Dr. Küchler. v. Zangen. F. Schné. Pfeil. Schildköter.

Die Vorlesungen des Hrn. Dr. Friedleben werden fortgesetzt: Donnerstag den 7. Januar, Abends von 7 — 8 Uhr.

Der Hülfsverein für nothleidende Handwerksmeister.

Berichtigung. In dem Aufsatze „Synagogenwesen", Didaskalia Nro. 6, auf der zweiten Columne, Sp. 2, Z. 18 v. o. l. Homilie, st. Familie.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. Jan. (Zum Vortheil der hiesigen Stadtarmen): Der Weltumsegler wider Willen, Posse mit Gesang in vier Bildern von Räder, Musik von Cantal. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 7. Jan. Die Jüdin, große romantische Oper in 5 Abth., Musik von Halevy.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 9. Samstag den 9. Januar 1847.

Der wächserne Bankier *).

Novelle. Nach dem Französischen des Paul Leval.

I.

Im Frühsommer des Jahres 1824 lag eines Tages ein Mann in einem Zimmer des Hôtels Meurice in Paris im Bette und schlief. Sein ruhiges und gleichmäßiges Athmen zeugte von der vollkommenen Ruhe seines Schlafes. Seine feinen und regelmäßigen Züge hatten den Typus der brittischen Schönheit, welche Vollkommenheit seyn würde, wenn diese ohne Anmuth denkbar wäre. Sein blondes Haar, in welchem hier und da einige silbergraue Fädchen sich zeigten, lag reich pomadisirt über der marmorglatten Stirn, und ein fast farbloser Backenbart faßte symmetrisch das untadelige Oval des Gesichtes ein. Es konnte nur ein Engländer seyn, und so war es. Er hieß Peter Lowter, befand sich seit einem Jahre in Paris, und galt unter seinen Bekannten für einen närrischen Kauz. Er stand um elf Uhr Vormittags auf, machte äußerst sorgfältige Toilette und frühstückte; um zehn Uhr Abends begab er sich zu Frascati und spielte da, bis das Haus geschlossen wurde; er spielte sehr hoch und verlor fortwährend; Niemand erinnerte sich, daß er jemals gewonnen habe. Er mußte also seit einem Jahre eine ungeheure Summe verloren haben, und deshalb meinten Einige, er wäre ein Lord, der incognito reise, während Andere vermutheten, er könne wohl ein Verwandter des gleichnamigen berühmten Londoner Bankiers seyn. Die Croupiers, die minder neugierig waren, strichen seine Goldstücke ein, ohne sich irgend wie um seinen Stand zu kümmern.

Es schlug jetzt elf Uhr, und ein Wecker an der Pendule ließ seinen unharmonischen Ruf ertönen. Lowter schlug die Augen auf und blickte gleichzeitig im Zimmer umher. Durch die Gardinen fiel ein heller Sonnenstrahl herein.

„Kein Nebel!“ flüsterte er mit einem tiefen Seufzer.

Dann stand er auf, zog mit systematischer Langsamkeit, die alle seine Bewegungen bezeichnete, den Schlafrock an und beschäftigte sich mit der Toilette. Als dies geschehen war, nahm er ein Paar Pistolen, lud in jede zwei Kugeln und klingelte zum Frühstück.

Nachdem er viel gegessen und noch mehr dazu getrunken hatte, schob er seinen Stuhl weit von dem Tische zurück und streckte die Arme nach den Pistolen aus. In seinem Gesichte lag die vollständigste Gleichgültigkeit. Er zog ruhig den Hahn an jedem Pistole auf, nahm in jede Hand eine dieser Waffen, drehete den Rücken der Sonne zu und hielt die beiden Läufe gegen seine Stirn. In dem Augenblicke aber, als er abdrücken wollte, schien ihm etwas anderes einzufallen.

„Der ungeschickte Dick vergißt doch regelmäßig die Zahnstocher!“ brummte er ärgerlich vor sich hin. „Dick!“

Alsbald erschien in der halbgeöffneten Thüre ein dürrer Reitknecht. Peter Lowter befahl ihm, zum Teufel zu gehen, vorher aber ein Paket Zahnstocher zu bringen. Während der Groom den zweiten Theil dieses Auftrages ausführte, lehnte sich sein Herr auf dem Stuhle zurück und wendete sein porzellanartiges Auge nach der Zimmerdecke empor. Seine Gedanken schienen sehr melancholischer Art zu seyn. Er sagte sich, daß die vier Pistolenkugeln die Zahnstocher recht wohl hätten entbehrlich machen und ersetzen können, und daß die willkürliche Verzögerung der Ausführung einer ernsten Handlung eines Gentleman unwürdig wäre; er wartete indeß, denn für einen Engländer verliert der Selbstmord drei Viertheile seines Reizes, wenn der Barometer schönes Wetter anzeigt.

Diejenigen, welche Peter Lowter für einen Verwandten des gleichnamigen berühmten Londoner Bankiers hielten, irrten sich, denn Peter Lowter war dieser Bankier selbst. Er hatte sich seine Stellung im Leben ausschließlich durch einige Thätigkeit geschaffen, und binnen fünfzehn Jahren einen unbegränzten Credit erworben; im Jahre 1823 machte er allein so viele Geschäfte, als zehn seiner Kollegen zusammengenommen. Man schrieb ihm ein fabelhaft großes Vermögen zu, und seine Nebenbuhler, die vielleicht nur sechs oder acht Millionen jeder besaßen, betrachteten ihn mit dem größten Neide.

Trotzdem war Peter Lowter nichts weniger als glücklich. Er hatte allerdings Reichthum erlangt, nachdem er alle Leiden der Armuth ertragen; seine Frau war sanft und gut, seine Tochter, ein reizendes Mädchen, würde der Stolz aller Väter gewesen seyn, mit einem Worte, Alles ging ihm nach Wunsche; aber gerade dieses unwandelbare Glück langweilte ihn; er bekam den Spleen und sein Haus wurde ihm völlig zuwider. Anfangs fühlte er sich versucht, die Thorheit der Londoner „Löwen“ mitzumachen und zu überbieten; er konnte es bei seiner vollen Kasse recht wohl; aber da hätte er sich viel bewegen müssen, und der phlegmatische Bankier schauderte vor jeder Anstrengung. Uebrigens achtete er, trotz seines Widerwillens gegen sein Haus, seine Frau, und wollte auch von ihr geachtet seyn. Viele Jahre lang hatte er für das Muster eines Hausvaters und Ehemannes gegolten; warum sollte er diesen Ruf verscherzen, der seinen Credit mit aufrecht erhielt?

Die Langeweile, die an ihm zehrte, mußte indeß auf irgend eine Weise bekämpft werden. So wurde er Spieler, und so glücklich er in Geschäften war, so feindlich zeigte sich ihm das Glück im Spiele. Er verlor, verlor ohne Aufhören, und deshalb wurde seine Spielsucht zur Leidenschaft. Das Glück ist im Spiele wie in der Liebe das sicherste Heilmittel, und die Grausamkeit des Glückes hat einen nicht minder unwiderstehlichen Reiz, als das wohlberechnete Widerstreben einer Kokette. Hätte Peter Lowter

*) Aus der Allg. Modenztg.

Digitized by Google

gewonnen, so würde unsere Geschichte mit dem ersten Kapitel zu Ende seyn.

Seine Leidenschaft wuchs und kannte keinen Zügel mehr. Anfangs verlor er alles, was er in der Kasse hatte, dann auch die angelegten Summen, und endlich konnte er dem Spiele nur den, freilich immer großen Gewinn zuwerfen, den er täglich in seinem Geschäfte machte. Da langweilte er sich wiederum.

Peter Lowter trug den Inhalt seines Portefeuilles keineswegs in die fashionablen Clubs, sondern er besuchte aus Laune ein ganz gemeines Spielhaus, in welchem ihn Niemand kannte. Seine Leidenschaft blieb deshalb auch für Jedermann, selbst für seine Frau, ein Geheimniß. Er blieb den ganzen Tag und einen Theil der Nacht hindurch fern von ihr, aber man glaubte, er arbeite, während er spielte, und Mistreß Lowter zweifelte keinen Augenblick, daß er in seinem Comptoir sitze. Sie sah ihn ja. Wie dies zuging, werden wir später erklären.

Der Bankier hatte einen einzigen Vertrauten, Toby, den alten Diener des Hauses, der von Natur geschwätzig, aber in Bezug auf seinen Herrn verschwiegen war wie das Grab. In der Luft Londons liegt eine Selbstmord-Malaria, das läßt sich nicht bestreiten. Peter Lowter mußte jeden Abend auf dem Nachhausewege über die Themse gehen. Einmal lehnte er sich an das Brükengeländer und sah sehnsüchtig auf den Fluß hinunter. Es war kalt; der Bankier schauderte und setzte seinen Weg fort, aber er dachte seitdem niemals an das Wasser, ohne sich durch eine geheimnißvolle Macht zu demselben gezogen zu fühlen. Da er zu träge war, um zwei Leidenschaften gleichzeitig zu hegen, entzog er sein Herz dem Spielteufel und ergab sich dem Selbstmorde, jenem Selbstmorde, der lange bedacht und endlich bei vollem Verstande ausgeführt wird. Für diese Art Selbstmord eignete sich freilich London wenig, und der Bankier Lowter glaubte deshalb, sich erst vollständige Freiheit erwerben zu müssen; die List, die er bis dahin angewendet hatte, um alle Bekannten und selbst seine Frau zu täuschen, reichte hiezu nicht aus.

Er verließ deshalb London, und ließ seiner Frau ein Briefchen in Form eines Testamentes zurück, das wie alle derartigen Schreiben mit den Worten begann: „Wenn Du diese Zeilen empfängst, werde ich nicht mehr unter den Lebenden seyn. Bemühe Dich nicht ꝛc."

Es war eigentlich auch keine Lüge; der Bankier hatte die Ereignisse nur etwas voraus datirt. Da er diesmal des alten Toby, seines gewöhnlichen Vertrauten, nicht bedurfte, so entdeckte er sich auch diesem nicht, sondern reisete, für alle todt, von London ab.

(Fortsetzung folgt.)

Volksverarmung.

Fast Jedermann hat sich früher getäuscht. Man zweifelte gar nicht daran, daß in Mitten des Friedens der Volkswohlstand in gewaltiger Ausdehnung wachse und steige. Alle offiziellen Berichte und so viele Wahrnehmungen schienen dies zu bestätigen. Aber wie Vieles beruhete auf Täuschung, — nicht blos auf absichtlicher, sondern auf wirklicher Selbsttäuschung. Immer mehr erkannte man endlich, daß vielfach eine Goldschaumdecke nur das Elend und die Noth überklebte, die bald desto furchtbarer hervorbrachen. Hätte der Wohlstand so zugenommen, wie man früher geglaubt, so würden ein Paar Theuerungsjahre jetzt sehr leicht zu überstehen seyn.

Jene Erfahrungssätze sind übrigens leider sehr allgemeine, nicht auf dieses oder jenes kleinere oder größere Land beschränkte. Ein richtiges Erkennen des wirklichen Zustandes thut uns vor Allem noth, als Vorbedingung möglichster Abhülfe. Jeder Beitrag dazu muß dankbar aufgenommen werden. Einen solchen finden wir eben in der Allg. Ztg., und wir heben einige Zeilen daraus hervor:

„Hr. van den Bergh in seiner trefflichen Schrift: Gedachtere over armoede, der er die genauesten amtlichen Berichte zu Grunde legt, findet, daß in den Niederlanden 1816 nahe 91, im Jahr 1830 schon 100, im Jahr 1840 117, und 1842, mit Hinzuzählung auch der Armen in den Bettlercolonien und den sämmtlichen Stiftungen, sogar 215 Arme auf 1000 Einwohner kommen. Nach der amtlichen Armenstatistik betrug 1843 die Anzahl regelmäßig unterstützter Armen 128 auf 1000, und es hatten überhaupt 237 von 1000 der Bevölkerung aus öffentlichen Fonds Unterstützung empfangen. Dieses Verhältniß, 1 regelmäßiger Armer auf 8 bis 9 und 1 Unterstützter auf 4 bis 5 Einwohner, ist erschreckend hoch, und Niederland hat weit mehr Bettler zu unterhalten, als verhältnißmäßig irgend ein anderes Land unseres Continents; dennoch hat es sich in den beiden letzten Jahren der Theuerung noch beträchtlich erhöht. Im vorigen Winter stieg die Zahl der Hülfsbedürftigen in Amsterdam auf 70,000. — Zwar sind auch fast ein Viertel der Familien Brüssels in die Armenliste eingeschrieben, und diese Zahl erregt auf den ersten Blick Grauen; allein dort lassen sich viele Familien, die nie eine Geldunterstützung beanspruchen, auf die Armenliste eintragen, um manche Gebühren nicht zu bezahlen, den Communalgardendienst nicht zu leisten, um den Armenarzt und Medicamente umsonst zu haben, oder ins Spital ohne Schwierigkeit aufgenommen zu werden."

Wir fügen diesem Aufsatze einige kurze Bemerkungen bei:

Die enorme Schuldenmasse Hollands, und die in Folge ihres Vorhandenseyns auf dem Lande liegende furchtbare Zinsenlast, hat bewirkt, daß gleichsam Alles mit Abgaben überbürdet ist, insbesondere mit indirecten. Diese lasten unverhältnißmäßig hoch auf allen Bedürfnissen der Mehrzahl des Volkes. Den weniger Bemittelten ist damit jeder Lebensgenuß nicht nur vertheuert, sondern gleichsam unmöglich gemacht. So findet man denn die Masse des Volkes wahrhaft verkümmert, physisch elend und vielfach auch moralisch tief gesunken. Wer Amsterdam, ja wer nur Rotterdam oder selbst das im Uebrigen mitunter prachtvolle Haag gesehen hat, wird dies bestätigen.

Wir haben nirgendwo sonst eine so abgemagerte, verhungerte, so vielfach in Jammerbildern hervortretende Bevölkerung gefunden, als dort. Namentlich bietet Brüssel und selbst das sehr herabgekommene Gent nichts Aehnliches dar. Auch Paris nicht in seinen ärmsten Quartieren. Einen ganz andern Eindruck aber bringt die kräftige und wohlgenährte Bevölkerung Londons hervor. In Irland muß es freilich anders aussehen! (Sp. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Oldenburg, 1. Jan.) Ein trauriges Ereigniß geht hier seit einer Woche von Mund zu Mund. In Höfen, einem benachbarten Gute, bricht Nachts in einem von zwei armen Familien bewohnten Hause Feuer aus. Der Vater der einen Familie ist hier in Oldenburg in Haft, die Mutter todt oder, wie Andere sagen, in einem Irrenhause. So sind die drei Kinder auf sich gewiesen. Der Vater der anderen Familie denkt bei der dringenden Gefahr natürlich zunächst an die Seinen, die er mit Anstrengung rettet. Sodann gedenkt man auch der drei verlassenen Kinder. Da es unmöglich ist durch die brennende Thür einzudringen, wird ein Weg durch die Wand gebrochen. Welch' ein Anblick erwartet die Eindringenden! Auf ihrem ärmlichen Lager findet man die Kinder wie Schlafende ausgestreckt, aber es ist der Todesschlaf, der sie gefangen hält; der Rauch hat sie erstickt. Der unglückliche Vater ist auf die Nachricht von dem Un-

Digitized by Google

glück, das ihn betroffen, sofort der Haft entlassen worden. In einem Briefe, den er hierher geschrieben, schildert er mit ungeübter Feder, aber in herzzerreißenden Worten seinen Verlust. Nachdem er die Leichen seiner Kinder zuerst vergeblich auf der verödeten Brandstätte gesucht, findet er sie an einem Strohlager bei der Wittwe S.: seine Tochter Anna Catharina, 13½ Jahr alt, an Hals, Gesicht und Armen mit Brandmalen bedeckt, seinen Sohn Johann „mit seinem braunen Angesicht, eben so schön als wenn er noch lebte", und seine Tochter Anna Margarethe, 9½ Jahr alt: „sie war noch eben so schön von Angesicht, dieweil sie noch so rothe Wangen hatte." Die beiden Letzten ohne Brandzeichen. „Die Beerdigung der drei kleinen Leichengeschwister (so schließt der Brief) wird am künftigen Montage geschehen. Es ist von meinen sonstigen Sachen kein einzig Stück aus dem Feuer gerettet. — In allen diesen Schicksalen kann ich mich fast gar nicht finden; allein dieses weiß ich, daß Gott die Meinen mir dermaleinst wird wiedergeben." (Wes. Z.)

Die A. Z. bringt eine Erklärung der Herren Schönbein und Böttger, datirt Basel und Frankfurt im Dec. 1846, worin sie sich über die Schießwolle, deren chemische Zusammensetzung und Eigenschaften, verglichen mit denen des Braconnot'schen Xyloidins, aussprechen. Sie haben, erklären sie, gefunden, daß das beste Auflösungs- und Reinigungsmittel für explodirende Holzfaser überhaupt, wie für Schießwolle insbesondere, der Essigäther ist. Mit Hülfe dieses Lösungsmittels lassen sich jene explosiven Stoffe sehr leicht in vollkommener Reinheit darstellen. Die Analyse ihrer bei + 100° Cels. im Wasserbade eine Stunde lang getrockneten Schießwolle lieferte folgendes Ergebniß. In 100 Theilen wurden

Kohlenstoff	gefunden	27,43,	berechnet	28,1;
Wasserstoff	„	3,54,	„	3,1;
Stickstoff	„	14,26,	„	14,5;
Sauerstoff	„	54,77,	„	54,3.

Das durch Alkohol vollkommen gereinigte Xyloidin besteht einer Analyse des Hrn. Ballot zu Folge aus:

Kohlenstoff	gefunden	37,29,	berechnet	37,31;
Wasserstoff	„	4,99,	„	4,84;
Stickstoff	„	5,17,	„	5,76;
Sauerstoff	„	52,55,	„	52,09.

Bei einer oberflächlichen Vergleichung dieser Analysen ersieht man, daß die Zusammensetzung unserer Schießwolle von derjenigen des Xyloidins bedeutend abweicht, und jene eine an Kohlenstoff ärmere oder an Sauerstoff reichere Verbindung als die Braconnot'sche Materie ist, die Schießwolle somit auch bei ihrer Verbrennung mehr Gas erzeugen, eine stärkere Explosivkraft besitzen und weniger Rückstand lassen muß, als das Xyloidin. Auch aus dem Verhalten beider Stoffe gegen andere Agentien erkennt man leicht deren charakteristische Verschiedenheit. Was den Einfluß betrifft, welchen die Reibung auf trockene Schießwolle ausübt, so haben die vielfachen Schieß- und Sprengversuche, welche wir damit anstellten, dargethan, daß die bei den erwähnten Operationen stattfindenden Friktionen niemals eine Explosion veranlassen. Nur wenn dieselben so heftiger Art sind, daß die dadurch auftretende Wärme-Entwicklung der Entzündungstemperatur gleichkommt, kann sich Schießwolle entflammen, was aber bekanntlich auch nach den sorgfältig angestellten Versuchen der Professoren Reich und Kersten bei gewöhnlichem Schießpulver der Fall ist. Mäßig starke Hammerschläge, gegen auf einem Ambos liegende Schießwolle geführt, verursachen zwar einen Knall und eine Zerstäubung der Wolle, ohne daß diese sich entzündet. Reibt man Schießwolle mit gröblich zerstoßenem harten Natronglase in einem porzellanenen Mörser anhaltend und stark, so findet niemals eine Entzündung derselben statt.

(Braunschweig, 2. Jan.) Die neulich mitgetheilte Erzählung einer angeblich dem Kloster entflohenen Nonne scheint der Deckmantel einer Verbrecherin gewesen zu seyn, die wahrscheinlich andern als klösterlichen Mauern entkam. Es haben sich nämlich jetzt sehr verdächtige Umstände und Widersprüche ergeben, und obgleich es der Verschmitzten gelang, nicht nur mehrere erfahrene und vorsichtige Privatpersonen, sondern selbst auch öffentliche Behörden durch ihr anscheinend natürliches Benehmen zu täuschen, so haben doch bei der Berliner Polizei ihre Mystificationen so wenig Erfolg gehabt, daß man sie dort in sichern Gewahrsam führte. Vielleicht erhalten wir durch das öffentliche Untersuchungsverfahren Kunde von den Abenteuern und Thaten der schlauen Person. (Magdeb. Z.)

Die Allg. Ztg. sagt, die englischen Blätter könnten jetzt förmliche stehende irische Rubriken anlegen mit den Ueberschriften: Tod durch Hunger, Tod durch Frost, Diebstähle, nächtliche Einbrüche, Mordversuche, Brodunruhen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 5. Jan.

Unser gelehrter Mitbürger Dr. Schacht, obschon in seiner Eigenschaft als Direktor der höheren Gewerbschule auf Nachsuchen pensionirt, bleibt dennoch im activen Staatsdienste, und zwar als Mitglied des Oberstudienraths und Oberschulraths, wo er seine Wirksamkeit als erfahrener Pädagog im Interesse des gesammten Schulwesens in der nützlichsten Weise wird bethätigen können. Derselbe hat kürzlich das 60. Lebensjahr zurückgelegt und steht also in einem Alter, wo ihm Verminderung der Amtsgeschäfte, bei fortgesetzter literarischer Thätigkeit, sehr zu gönnen ist. In letzterer Beziehung hat er sich dem gelehrten Deutschland durch mehrere sehr gediegene Schriften bekannt gemacht, unter denen wir seine verbreitete, von practischen Pädagogen geschätzte „Vorschule der Geographie" (Mainz, 1831) zunächst erwähnen zu müssen glauben. In dieser, wie in seinen übrigen Schriften, namentlich in dem mit viel Laune geschriebenen, sehr lesenswerthen Buch: „Ueber Unsinn und Barbarei in der deutschen Literatur" (Mainz, 1829) verbindet der Verf. mit gründlichen Kenntnissen eine große Bestimmtheit und Klarheit des Gedankenausdrucks, so daß man seinem belehrenden Vortrage mit Vergnügen zu folgen geneigt ist. Er darf mit Befriedigung auf seine schriftstellerische Laufbahn zurück blicken, indem er durch Anwendung seines schönen productiven Talentes der Geschichte, Statistik, Pädagogik und schönen Literatur wesentlich genützt hat. — Der mit der Direktion der höheren Gewerbschule provisorisch beauftragte Professor Dr. Külp ist schon seit 20 Jahren in dem Lehrfache der Mathematik und Naturlehre thätig gewesen, und zwar mit solch einem glücklichen Erfolge, daß sein ersprießliches pädagogisches Wirken bereits die ehrenvollste Anerkennung gefunden hat. Im vorigen Jahre hat derselbe eine große wissenschaftliche Arbeit vollendet; wir meinen das von ihm aus dem Französischen mit vielen Zusätzen und beträchtlichen Erweiterungen einzelner Theile übersetzte „Lehrbuch der gesammten reinen Mathematik, von Francoeur", welches in mehreren Bänden in Bern erschienen ist. Als Lehrbuch ist dieses Werk des berühmten französischen Mathematikers ganz ausgezeichnet (man lese z. B. nur die Trigonometrie, die höhere Algebra, die Theorie von den Kegelschnitten ꝛc.), und durch die Zusätze und ausführliche Darstellung einzelner Lehren von des Uebersetzers Hand hat das Werk noch bedeutend gewonnen. Dasselbe ist als Lehrbuch an der hiesigen höheren Gewerbschule schon längst eingeführt. Dr. Külp studirte zuerst Mathematik an dem Athenée royal zu Brüssel, dann zu Heidelberg und zuletzt zu Gießen, wo er zu Anfang des Jahres 1824 die philosophische Doctorwürde erhielt. Drei Jahre später (1827) ward er als Lehrer an der hiesigen neuerrichteten Realschule angestellt. K. steht jetzt in seinem 46. Lebensjahr, mithin in einem Alter, welches ihm für die Zukunft noch eine hübsche Garantie zu bieten scheint.

Langen, im Dec.

Dem verehrlichen Korrespondenten aus Starkenburg, der in Nro. 346 der Didaskalia gewichtige Gründe gegen die Errichtung einer sogenannten Real- oder höheren Bürgerschule dahier vorzubringen bemüht ist, erlaubt sich Einsender Dieses Einiges entgegnend zu bemerken. Der Hr.

Digitized by Google

Verfasser genannten Artikels will statt einer „Realschule eine gediegene und durchgreifende Verbesserung der bereits vorhandenen Volksschule. Sie entspräche zur Genüge, wenn sie gut sey, dem allgemeinen Bedürfnisse der öffentlichen gemeinsamen Jugenderziehung.“ Der verehrliche Korrespondent, in dem ich aber weder ein Mitglied der hochachtbaren Bezirksschulcommission, noch des hiesigen Ortsschulvorstandes zu suchen geneigt bin, muß die hiesigen Volksschulen sehr genau kennen und zwar als ziemlich mittelmäßige oder schlechte Schulen. Denn was einer gediegenen, durchgreifenden Verbesserung bedarf, was erst gut werden soll, ist noch nicht gut, muß also mittelmäßig, wenn nicht schlecht seyn; denn ein Drittes gibt es nicht. Die Gediegenheit einer Schule ist aber bedingt durch den Lehrer. Die hiesigen Lehrer müssen also mittelmäßige oder schlechte Lehrer seyn. Sind sie das wirklich? Ich sage: Nein, und ich kann es sagen, denn ich kenne die hiesigen Lehrer in ihrem amtlichen Wirken als zum großen Theil tüchtige, gewissenhafte Männer. Der verehrliche Korrespondent will sie aber auch nicht als mittelmäßige und schlechte, sondern als tüchtige Lehrer kennen, die sogar einer pecuniären Verbesserung würdig seyen. Aber welcher Widerspruch: Tüchtige Lehrer und schlechte Schulen?! Mit einem Worte, die hiesigen Schulen gehören zu den besten des Kreises und bedürfen als Volksschulen keiner solchen gediegenen, durchgreifenden Verbesserung; sie entsprechen dem allgemeinen Bedürfnisse der Jugenderziehung zur Genüge. Im Folgenden seines Artikels kommt nun der Hr. Verfasser eigentlich zu Dem, was ihn zu seiner Entgegnung veranlaßt zu haben scheint; er kommt an die hiesige sogenannte vornehme Klasse, welche sich für „zu gut“ hält, ihre Kinder in die Schule des Volkes zu schicken! Für sie ist nach seiner Ansicht eigentlich nur diese Realschule projectirt. Nein, geehrter Herr! Die hiesige projectirte Realschule soll nicht blos um der „vornehmen Klasse“ willen, sondern vorerst und zumeist der hiesigen Bürgersöhne wegen errichtet werden, und Ihre Ansicht in dieser Beziehung ist, wie Ihre Logik, eine falsche. Langen ist durch die Eisenbahn seine seitherige Haupterwerbsquelle — das Transportwesen — entzogen worden. Sein durch die vielen Straßen sehr vermindertes Gelände reicht nicht hin, seine starke und immer stärker werdende Bevölkerung zu ernähren. Langen muß ein Gewerbsort werden, will es nicht ganz untergehen. Zur Heranbildung tüchtiger Gewerbsleute bedarf es aber einer Anstalt, die mehr darbietet, als die Volksschule nach ihrer Aufgabe darzubieten hat, einer sogenannten Realschule, die den Knaben auch nach seiner Confirmation noch aufnimmt, einer „Fortbildungsschule des jungen Volkes bis zum 17. und 18. Jahre!“ Aber, verehrter Herr, eine solche empfehlen Sie ja auch, und da treffen sonderbarer Weise unsere Ansichten und Wünsche zusammen! Was will also Ihr Artikel? Was ist seine Tendenz? Eine feindliche Gesinnung gegen die sogenannten Vornehmen, die Sie nicht ehrt; denn sicher gehören Sie doch auch zu der s. g. vornehmen Klasse. Die hiesige projectirte Realschule hat zunächst die Bürgersöhne im Auge; für sie ist sie Bedürfniß, was neben der allgemeinen Sympathie für ihre Errichtung auch noch der Umstand beweisen mag, daß mehrere Bürgersöhne eine dahier bestehende Privat-Lehranstalt besuchen. Dann soll sie aber auch die Kinder der Staatsdiener aufnehmen, die für ihren spätern Lebensberuf (oder sollen sie Bauern ohne Land werden?) einen höheren, erweiterten Unterricht nöthig haben. Dafür haben sie seither durch eigene Mittel gesorgt und, zu ihrer Ehre sey es gesagt, kein Opfer gescheut. Daß es aber manchem Familienvater bei nicht glänzender Besoldung und bei den hiesigen theuren Lebensmitteln recht sauer wird, ein nicht unbedeutendes Honorar für die Lehrer seiner Kinder zu entrichten — bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Und wenn ihnen durch die Errichtung einer Realschule ein pecuniärer Vortheil erwächst, ist er ihnen nicht zu gönnen? Und wenn die Ortsvorstandsbehörde für eine solche Anstalt, zunächst zum Besten ihrer Bürger, einige Mitteln verwilligt, die auch den Angestellten zu gut kommen — was thut sie Sonderliches? Verzehren denn die Angestellten nicht ihre Besoldungen in Langen, und sind sie dadurch — und durch ihre allgemein bekannte Wohlthätigkeit, die der großen, armen Klasse hier so wohl thut — nicht ein großer materieller Segen für diesen Ort? Nein, geehrter Herr Korrespondent, Sie handeln nicht schön, indem Sie die hiesige Ortsvorstandsbehörde einem edlen, wohlthätigen Werke abgeneigt zu machen suchen, und wer Sie auch seyn mögen — ein Kenner der Langer Verhältnisse, ein Freund des hiesigen Ortes sind Sie nicht. Indessen hoffen und wünschen wir, daß diese Zeilen Sie eines Bessern belehrt haben mögen, und daß Sie nur geirrt, nicht aber absichtlich einem guten Werke entgegen gewirkt haben.

K.

Gruß in die Ferne.

(Eingesendet.)

Gern möcht' ich zu dir eilen
Mit trautem Liebesworte,
Und wieder bei dir weilen
An treu verschwieg'nem Orte.

Und möcht' in deinem Arme,
An deiner treuen Brust
Ausruh'n von langem Harme
In stiller, sel'ger Lust!

Und deiner Stimme lauschen
Im liebenden Erguß,
Und Herz um Herz austauschen
Mit Worten, Blick und Kuß! —

Doch bin ich vom Geschicke
Gebannt in Einsamkeit,
Getrennt von meinem Glücke,
Allein mit meinem Leid.

D'rum send' ich diese Zeilen;
Sie mögen zu dir dringen,
Um dir durch viele Meilen
Der Liebe Gruß zu bringen.

Der reinen, treuen Liebe,
Die nimmer wird erkalten,
Ob auch die Zukunft trübe,
Ob hell sich mag gestalten.

In düst'rer Nacht der Leiden
Wird mir ein Leitstern seyn
Dein letztes Wort beim Scheiden:
„Ich bleib' doch ewig dein!“

F. D.

Auflösung der Charade in Nro. 6.

Eisleben.

Museum.

In dem gestrigen Programm lese man statt „die vierte Stimme, Soloquartett für 4 Männerstimmen“: — „die vier Stimmen, Soloquartett für 4 Männerstimmen.“

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Jan. Tempora mutantur, oder: die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von Blum. (Gastrolle) Veronika: Fräul. Quint. Hierauf: Großes nationales Vocal-Konzert, gegeben von 8 pyrenäischen Sängern.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 10. Sonntag, den 10. Januar 1847.

Das Fegefeuer des westphälischen Adels.*)

Pankraz, ein flinker Schneider,
Er ging von Paderborn,
Zu fert'gen neue Kleider,
Den Feldweg durch das Korn.

In's Kloster hinbeschieden
Nach Böddeken er war,
Und dachte selbstzufrieden
Der Zahlung blank und baar.

Der Bischof wollte kommen
Auf baldigen Besuch;
Gar Manches fehlt den Frommen,
Und auch ein Altartuch.

D'rum hat die Arbeit Eile
Und gilt es raschen Lauf;
Aufbrach er ohne Weile,
Schon war der Mond herauf. —

Still lief er hin die Straße,
Das Kloster ist nicht nah,
Indeß an Muth ein Hase
Er war und rückwärts sah.

Was fallen ihm die Sagen
Von Geistern jetzt auch ein!
Manch Kreuze muß er schlagen
Und bebt an Arm und Bein.

Jetzt gar auf öder Wiese
Den Lutterberg er schaut,
Ihm dünkt's ein Zauberriese,
Vor dem ihm bangt und graut.

Viel Spukgeschichten flüstern
Die Leute von dem Ort,
Jetzt nahet er dem düstern
Und will vorbei und fort.

O Thor — seufzt er im Stillen —
Selbst sucht' ich die Gefahr,
Weil ich so spät zu Willen
Den Herrn im Kloster war!

Doch fruchtlos ist sein Eilen,
Vergebens alle Reu',
Schon sauf't mit Sturm und Heulen
Die wilde Jagd herbei.

Und bald sah er umgeben
Von Rittern sich zu Roß,
Und andere umschweben
Zu Fuß ihn rings im Troß.

Aus ihren Augen bräute
Der Flammenblicke Glüh'n,
Und ihre schwarze Meute
Umschnüffelt knurrend ihn.

Die Jäger näher treten,
Die Hunde sind an ihm,
Da ruft in seinen Nöthen
Er bang und ungestüm:

„O strenge Herr'n, übt Gnade,
O übt Barmherzigkeit,
Laßt zieh'n mich meine Pfade,
Noch ist mein Weg gar weit!"

Als Antwort seiner Bitte
Ein Hohngelächter schallt,
Und Einer aus der Mitte
Spricht so zu ihm alsbald:

„Hoho, so spät, Geselle,
Noch liegst du auf dem Weg?
Und kennst nicht diese Stelle,
Und kennst nicht dies Gehег?

„Nicht, wo im Fegefeuer
Westphalen's Ritterschaft
Zu mitternächt'ger Feier
Sich loeringt von der Haft?

„Doch sey darum nicht bange
Und folg' uns unverzagt
Zu Jubel und Gesange,
Der dir auch wohlbehagt.

„Und Arbeit sollst du finden,
Viel Arbeit früh und spät,
In unsern Bergesgründen
Fehlt Einer doch, der näht.

*) Aus: „Sagen und Bilder. Dichtungen von Moritz Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. Darmstadt: Wilhelm Ollweiler. 1847."

Digitized by Google

„Heiß sind die Nadeln freilich
Und auch der Zwirn nicht kühl,
Doch wirst du dich getreulich
Durchschneidern schon an's Ziel."

Dem Armen half die Bitte
Und half das Sträuben nicht,
Sie nahmen in die Mitte
Den schreckensbleichen Wicht;

Und brausend im Galoppe
Flog mit ihm fort der Chor
Bis an die Bergeskoppe,
Dort winkt ein Felsenthor.

Jetzt halten sie die Zügel,
Die Hunde geben Laut,
Aufgeh'n des Thores Flügel,
Dem armen Schneider graut.

Nun geht's zur weiten Halle
Zum großen hellen Saal,
Wo lärmendes Geschalle
Beim Weine tönt und Mahl.

Da sitzen rings Gesichter,
Die er vor Zeiten sah,
Dort gar ein stolzer Richter
Und ein Domdechant da.

Vom heil'gen Stand Prälaten
Und Grafen aus dem Reich,
Barone und Soldaten
Und Fürsten geisterbleich.

Er siehet in der Runde
Hier manch bekannt Gesicht,
Sie führen zu dem Munde
Glühheißes Eßgericht.

Die Karten Andre führen
Und Spiele allerhand,
Doch was sie auch berühren,
Es glüht in ihrer Hand.

Sie rutschen auf den Stühlen,
Die alle flammend roth,
Und möchten gerne kühlen
Sich in der heißen Noth.

Die Miene, sie verzerrte
Sich Allen widerlich,
Mißtönend im Konzerte
Erklingt der Geigenstrich.

Dem Schneider angeboten
Ward Speise gleich und Trank,
Der stammelt erst den Todten
Entsetzten Sinnes Dank;

Dann sieht er Leibgerichte
Und fühlt den Magen leer,
Da wird die Angst zu nichte,
Der Hunger quält ihn sehr.

Doch wie der Nadelfünger
Die Schüssel nimmt zur Hand,
Hat er sich seine Finger
Gar jämmerlich verbrannt.

Er schreit und heult und springet
Im Saale kreuz und quer,
Ein Hohngelächter dringet
Von allen Seiten her.

Da drängen neue Gäste
Herein sich durch das Thor,
Die Schaar beim glüh'nden Feste
Begrüßt den neuen Chor.

Und wie die Pforten offen
Das Schneiderlein erblickt,
Hat es mit bangem Hoffen
Sich rasch hinaus gedrückt.

Triumph, es ist gelungen,
Nicht hört er das Getön,
Des Morgens Feuerzungen,
Sie lecken an den Höh'n.

Der Hahn kräht unterdessen,
Er springt durch Moor und Dorn,
Und jaget wie besessen
Im Flug nach Paderborn.

Er heilte seine Finger
Mit Wunderbalsam da,
Und war ein Ueberbringer
Der Dinge, die er sah.

Geschah's? nicht weiß ich's leider;
Vielleicht, daß Traum es schuf:
So brachte dort ein Schneider
Den Adel in Verruf.

Der wächserne Bankier.

Novelle. Nach dem Französischen des Paul Leval.

(Fortsetzung.)

Peter Lowter landete in Frankreich. Bei den Engländern geschieht nichts ohne reifliche Ueberlegung, und so hatte denn Peter Lowter ein von Banknoten strotzendes Portefeuille mitgenommen. In Paris spielte er, um sich die Langeweile zu vertreiben, und er verlor wie gewöhnlich. Nur konnte er hier den Verlust durch Griffe in die Kasse nicht wieder ausgleichen; er sah seinen Schatz täglich kleiner werden, und damit rückte ihm auch der Tod, wie er es wünschte, täglich näher, ob er ihm gleich so nicht eben lockend erschien.

Er verlor indessen fortwährend, und arbeitete ganz methodisch an seinem Verderben, da er seinen Verlust nie eine bestimmte Gränze überschreiten ließ. So konnte er genau berechnen, wann er mit seinem Gelde und somit auch mit seinem Leben zu Ende seyn würde. Dies dauerte ein Jahr.

An dem Tage, an welchem wir seine Bekanntschaft gemacht haben, war sein Geldvorrath erschöpft und er wollte nun sterben, zumal da ihm nichts Anderes übrig blieb; gleichwohl hätte er gern einen Vorwand ergriffen, um noch länger zu leben. Er gedachte an seine Frau, und sah, wie in einem Traume, das Bild seiner lieblichen Tochter Anna. Warum hatte er sie verlassen?

Digitized by Google

Der Groom Dick erschien bald mit den Zahnstochern, und hinter ihm trat ein großer junger Mann geschäftig ein, der bei dem Anblicke des Herrn Lowter einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken konnte.

„Herr," rief ihm Lowter entgegen, „ich kenne Sie nicht!"

Der Fremde erröthete, blieb aber.

„Ich heiße Robert Stevenson," sagte er mit einer tiefen Verbeugung.

Lowter antwortete nicht.

„Ist Ihnen nicht wenigstens mein Name bekannt?" fragte Stevenson.

„Wahrscheinlich ein Irrthum," warf der Bankier endlich hin. „Verlassen Sie mich!"

„Wunderbar!" wiederholte Stevenson staunend wohl zum zehnten Male. „Sind Sie nicht Herr Peter Lowter, der Bankier in Nr. 6 Oxford Street in London?"

„Wozu diese Frage?" entgegnete Lowter, indem er seinen Diener fortschickte und die Thüre verschloß.

„Warum?" wiederholte der junge Mann. „Ich fange wirklich an zu glauben, daß hier ein Irrthum obwaltet. Sie . . . ., Herr Lowter, wollte ich sagen, pflegt zwar mit seinen Commis nicht zu sprechen, aber der Name seines ersten Commis muß ihm doch wohl bekannt seyn."

„Ach!" entgegnete der Bankier im höchsten Erstaunen, das er jedoch so gut als möglich verheimlichte, „er ist also nicht gestorben?"

Der Commis lachte laut auf und sagte dann halb im Scherz, halb im Ernst:

„Sie sind es, nicht wahr?"

Der Bankier schüttelte den Kopf.

„Nicht?" fuhr der Commis fort; „nun so will ich doch gleich meinen Kopf verlieren, wenn mir jemals eine außerordentlichere Aehnlichkeit unter der Sonne vorgekommen ist. Aber Sie haben doch Recht. Wie könnten Sie auch mein Prinzipal, Herr Lowter, seyn. Ich habe ihn ja vor drei Tagen noch in London verlassen und auf dem Schiffe, das mich herüber brachte, befand er sich auch nicht. Auf welchem Wege hätte er mir zuvorgekommen seyn sollen?"

Peter Lowter erschöpfte sich in Vermuthungen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Der Commis wollte sich endlich wieder entfernen, der Bankier aber sagte mit einem Male zu ihm:

„Herr Stevenson, ich habe den braven Lowter, meinen Namensvetter, früher sehr gut gekannt und freue mich, daß er nicht todt ist . . . Haben Sie schon gefrühstückt?"

Einige Minuten später saßen unsere beiden Engländer an einem Frühstückstische einander gegenüber, und der Commis, der von Natur so mittheilend war, als es ein Engländer nur immer seyn kann, erzählte bald, daß er der Sohn des Bankier Stevenson in Edinburg sey, sich seit einem halben Jahre in dem Hause Lowter in London befände, und in Anna, die älteste Tochter seines Prinzipals, sich leidenschaftlich verliebt habe. Auch setzte er hinzu, daß die Mutter des Mädchens diese Neigung nicht ungern sehe, wie Anna selbst, das Haupthinderniß sey aber der abscheuliche Thomas Bage . . . Was seinen Prinzipal betreffe, so wisse er, Stevenson, durchaus nicht, was er anders sagen solle, als daß er ein höchst seltsamer Mensch sey. „Ich bin," fuhr er fort, „diesen Morgen in Angelegenheiten meines Hauses hier angekommen und kurz nach meiner Ankunft hörte ich den Namen meines Prinzipals aussprechen. Ich ließ mir den Mann beschreiben, und es fehlte durchaus nichts an der vollständigsten Aehnlichkeit; freilich habe ich meinem Prinzipale in London seit einem halben Jahre noch nicht unter die Augen treten können."

„Wie so, seit einem halben Jahre?"

Man hatte eben die dritte Flasche entstöpselt; Stevenson stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch und nahm eine geheimnißvolle Miene an.

„Dahinter steckt etwas Ungewöhnliches, das merken Sie gewiß," sagte er. „Es giebt in London mancherlei Gerüchte . . ."

„Nun ja," fiel Lowter ein, „man sagt, der Bankier sey todt."

„Hm! Jetzt sagt man, er sey verrückt."

Peter Lowter machte eine Gebärde der Ungläubigkeit.

„Gewiß," versicherte Stevenson, „und das erhöhet den Credit des Hauses keineswegs."

„Warum aber spricht man so?"

„Urtheilen Sie selbst: seit einem Jahre hat sich Herr Lowter unter Glas stellen lassen."

„Bah!"

„Ich will mich deutlicher erklären; er hat in seinem Comptoir eine stark vergitterte Glaswand anbringen lassen. Dahinter sitzt er, den Rücken dem Publikum zugewendet, Sommer und Winter in einem Pelzschlafrocke."

„Und was thut er da?"

„Das wissen nur Gott und Thomas Bage. Mitunter hindert ein dicker grüner Vorhang ganz ihn zu sehen; aber aller Wahrscheinlichkeit nach bleibt er ganze Tage lang in dieser Stellung sitzen. Wenn es Abend wird, geht Thomas Bage, der allein den Schlüssel zu diesem Allerheiligsten hat, mit Kerzen und dem Abendessen hinein."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Paris, 30. Dec.) Der bekannte Graf Leon, natürlicher Sohn Napoleons, führt gegenwärtig einen Prozeß mit seiner Mutter wegen Alimentation. Der edle Herr war zwar von seinem mächtigen Vater reichlich ausgestattet, man hatte das Kind unmittelbar nach der Geburt mit seiner Amme nach den Tuilerien gebracht, Napoleons Schwester, Karoline Murat, nahm es unter ihre Obhut, der Kaiser ernannte einen Hrn. v. Mauvieres zum Vormund und sicherte seinem wilden Sprößling auf Canalactien und andere Werthe ein Vermögen von 40,000 Fr. Rente, ja er dachte noch in St. Helena an ihn, und übertrug Hrn. von Meneval die Vormundschaft, der sie auch am 25. Oct. 1821 übernahm. In den Familienregistern war Graf Leon eingetragen als geboren 13. Dec. 1806, Mutter Fräulein Eleonore D . . ., Rentnerin, 20 Jahre alt, Vater abwesend. Zeugen waren die Herren Aymé, Schatzmeister der Ehrenlegion, und Dr. Andral, Arzt im kaiserlichen Invalidenspital. Die Mutter blieb von ihrem Sohne getrennt, und bekam ihn nicht eher als nach dem Tod des Kaisers wieder zu Gesicht. Sie selbst war im Haus der Frau Campan erzogen und hatte, nicht viel über 16 Jahre alt, einen gewesenen Drazoneroffizier, Hrn. Revel, geheirathet, sie lebte jedoch kaum zwei Monate in dieser Verbindung, als, am 15. März 1806, Hr. Revel wegen Fälschung von Privatpapieren festgenommen, vor das Criminalgericht von Versailles gestellt, zwar nicht zur Brandmarkung, wie der Generaladvokat antrug, aber doch zu zweijährigem Gefängnisse verurtheilt wurde. Wenige Wochen nach seiner Verhaftung, am 11. April, wurde auf Ansuchen der Frau die Scheidung ausgesprochen. Sie war damals Vorleserin bei der Großherzogin von Berg, später heirathete sie Hrn. Augier de la Saussure, der während des Rückzugs aus Rußland im Spital zu Marienburg starb, und am 23. Mai 1814 in dritter Ehe den Grafen . . ., mit dem sie in einem Dorf bei Mannheim nach protestantischem Ritus ihre Hochzeit feierte. Graf Leon erhielt inzwischen eine vornehme Erziehung, und wurde als ein Mitglied der großen Welt betrachtet. Als er eine Reise nach England machen wollte, gab ihm Graf Molé Empfehlungen an den hohen

Digitized by Google

Adel mit, und bei der Ankunft der kaiserlichen Asche in Paris am 13. Dec. 1840 wurde er auf seine Bitte, kraft eines Schreibens des Baron Fain, Cabinetssecretärs des Königs, in der Begleitung des Trauerzugs zugelassen. Sein Verhältniß zu seiner Mutter hatte sich hergestellt. Er befand sich zwei Jahre in ihrem Haus, und Hr. Cremieux, sein Sachwalter, theilte Briefe mit, worin sie von ihm in den zärtlichsten Ausdrücken als ihrem Sohn, gleichwie ihre Mutter als ihrem Enkel sprach. Der Graf war im Besitz eines Einkommens von 72,000 Fr., die er nach der Versicherung dieses Advokaten zum Theil für seine Mutter verwendete, wie er denn einmal für sie 10,000 Fr. einem Juwelenhändler bezahlt haben soll. Auch gegen ihre Muhmen war er freigebig gewesen, und Hrn. Revel, der ins tiefste Elend gerathen war, hatte er bis zu seinem Tod 1835 eine Pension von 2400 Fr. ausbezahlen lassen. Kurz, er hatte großthuerisch gewirthschaftet, nach und nach war ihm von allen kaiserlichen Vermächtnissen nichts geblieben als seine Portraitähnlichkeit mit Napoleon, oder vielmehr mit Bonaparte in den letzten Jahren des Consulats, wie man ihn auf den Fünffrankenstücken jener Zeit abgebildet sieht, und er tritt jetzt mit Ansprüchen an seine Mutter auf. Der Gegenadvokat war Hr. Marie, der seine Einwendungen vornehmlich darauf stützte, daß der Graf in Nr. 29 der Rue de Victoire, dem von Bonaparte vor dem 18. Brumaire bewohnten Haus, geboren, als ein in Ehebruch erzeugtes Kind anzusehen, demnach die Nachforschung nach der Mutterschaft wie der Vaterschaft unstatthaft, und so begründete Rechtsforderungen causa turpis seyen, wogegen von der andern Seite geltend gemacht wird, der Graf sey über 300 Tage nach der Scheidungsklage, 234 Tage nach erkannter Scheidung zur Welt gekommen, und vom Augenblick der Scheidungsklage an habe jeder Umgang zwischen Frau Revel und ihrem Gatten aufgehört, es könne also mütterlicherseits von keinem Ehebruch die Rede seyn. Die letztere Ansicht hat auch der königliche Gerichtshof von Paris sich angeeignet; noch ist über die Forderung einer jährlichen Pension nichts entschieden, aber die Gräfin wurde zu einer vorläufigen Sustentation von 4000 Fr. verurtheilt. Graf Leon ist in so kümmerlichen Umständen, daß er, ohne eine alte Generalin, die aus dankbarer Anhänglichkeit an seinen kaiserlichen Vater, für ihn sorgt, nicht zu leben hätte und auch diesen Prozeß nicht führen könnte.*)

Die geniale Gesangsmeisterin Viardot-Garcia ist gegenwärtig für die enthusiastischen Berliner eine Jenny Lind und fast noch mehr als diese. Die Eintrittspreise sind verdoppelt und die Häuser überfüllt; Kunstfreunde und Kritiker suchen einander hinsichtlich der Bewunderung und des Lobes zu überbieten. L. Rellstab hat die gefeierte Sängerin, die eine Vergleichung mit der Jenny Lind nicht zu befürchten haben soll, schon öfters sehr ausführlich besprochen und belobt und sagt unter Anderm in seinem neuesten Bericht über die vollendete Leistung der Mad. Viardot-Garcia als Rosine: „Wir verlieren nur unsere Worte, wenn wir schildern wollen, mit welcher Gesangs-Meisterin wir zu thun haben, mit wie blitzendem Glanz ihre Passagen rollen, wie luftig ihre kleinen Verzierungen hinschweben, wie anstrengungslos sich das Schwierigste, wie bequem und sicher das Gefährlichste bei ihr ausführt. Wie aber alle große Gaben noch eine verführende Lockung in sich tragen, so widersteht auch unsere Sängerin der Versuchung nicht immer, als Alleinherrscherin zu regieren, und den Componisten etwas zu häufig vom Thron zu stoßen. Die Legitimität Rossini's würde manchen Prozeß mit der erfindenden Usurpation unserer Künstlerin anfangen können!" — Werden wir die Viardot-Garcia auch auf der Frankfurter Bühne hören?

*) Vergl. J. des Debats vom 22. u. 29. Dec.

(Colmar, 28. Dec.) Bei dem oberrheinischen Assisenhofe wurde in voriger Woche ein Prozeß verhandelt, der die Aufmerksamkeit unserer Bevölkerung nicht wenig in Anspruch nahm. Ein Vater, der seit längerer Zeit mit seinem einzigen Sohne in Unfrieden lebte, hatte demselben zu wiederholten Malen Rache geschworen, weil er sich über Mißhandlungen von dessen Seite zu beklagen hatte, die sogar so weit gegangen waren, daß er sich von den Seinigen entfernte und in dem Hause dürftiger Landleute niederließ, denen er einen Theil seines Besitzes als Erbschaft gerichtlich zusicherte. Gerade dieser Umstand aber zog dem Vater neue Verfolgungen von seinem Sohne zu. Aufgebracht hierüber schlich der Erstere zu Anfang Octobers d. J. in die Scheune des Letzteren und zündete sie an. Einige Stunden später war dieselbe so wie das daran stoßende Wohnhaus und ein benachbartes Gebäude ein Raub der Flammen. Der Thäter begab sich ruhig nach Hause, und erst, nach einer sorgfältig eingeleiteten Untersuchung, bei welcher ein Taubstummer der Hauptzeuge war, gelang es der Gerechtigkeit, demselben auf die Spur zu kommen. Die Verhandlungen vor den Assisen stellten dessen Schuld vollständig heraus und er ward zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Die Geschwornen hatten im Hinblick auf das Betragen des Sohnes gegen den Vater und weil dieser das 68ste Lebensjahr bereits erreicht hatte, mildernde Umstände bewilligt, sonst wäre derselbe für die Dauer seines Lebens auf die Galeere geschickt worden.

Korrespondenz.

Darmstadt, 3. Jan.

Die vor Jahresfrist für die Provinz Starkenburg gegründete Viehversicherungs-Anstalt hat einen so günstigen Fortgang genommen, daß am 1. Dec. v. J. bereits 3543 Pferde und 10,598 Stück Rindvieh mit einer Summe von 1,082,285 fl. versichert waren. Die Resultate der Verwaltung von dem ersten Versicherungshalbjahr haben sich so günstig herausgestellt, als man für den Augenblick im Interesse der Versicherer nur wünschen konnte. — Von morgen an wird hier der 5pfündige Laib Brod (großh. hess. Gewichts) 26 kr. kosten. Mit dem für Staatsrechnung in den Niederlanden eingekauften und bereits eingeführten Getreide sind Backversuche gemacht worden, welche, wie man versichert, das Resultat geliefert haben, daß, mit Rücksicht auf Festhaltung des Einkaufspreises, der 5pfündige Laib aus Mehl von jenem Getreide nicht höher als 16 kr. zu stehen kommen würde. Aus der Herrschaft Itter (Provinz Oberhessen) soll die Staatsfürsorge in Betreff der Deckung des nöthigen Getreidebedarfs bereits in Anspruch genommen worden seyn. Schade nur, daß nicht mehr als 30,000 Malter von jenem wohlfeilen Getreide angeschafft worden sind. — Am 30. Dec. wurde hier die erste solenne Narhalla-Sitzung zum Besten der Armen gehalten. Wenn auch die Narrheit der Humanität dienstbar wird, also nur nützt, ohne zu schaden, so wird sie schwerlich Jemand mißbilligen wollen. — Als theatralische Einleitung zu unserem Carneval ward am Neujahrstage zum Erstenmale gegeben: „Stadt und Land, oder der Viehhändler aus Oberösterreich." Die Wiener Theaterposse und ihre Tendenz kennt man schon; wir wollen daher auf die Zergliederung dieses neuen Stücks hier nicht näher eingehen und nur kurz bemerken, daß Fräul. Eppert eine allerliebste Clotilde, Mad. Fischer, als Eulalia, die sehr würdige Frau des Hrn. Becker, als Großhändlers von Hochfeld war. Hr. Birnstill war ein tüchtiger Viehhändler aus Oberösterreich, und Fräul. Penz, als Apolonia, seine Frau, machte entschieden Glück ꝛc.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Jan. Tempora mutantur, oder: die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von Blum. (Gastrolle) Veronika: Fräul. Quint. Hierauf: Großes nationales Vocal-Konzert, gegeben von 8 pyrenäischen Sängern.

Sonntag, 10. Jan. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang in 4 Abth., von G. Räder, Musik von mehreren Componisten.

Redacteur: J. L. Hellen. — Druck und Verlag von Hesler und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 11. Montag, den 11. Januar 1847.

Der wächserne Bankier.

Novelle. Nach dem Französischen des Paul Leval.

(Fortsetzung.)

„Dieser Bage ist also nicht mehr der erste Buchhalter?" frazte Lowter.

„Er ist gestiegen und Associé oder etwas der Art geworden."

„Ich verstehe, er hat Procura erhalten und unterzeichnet..."

„Nein, das thut Herr Lowter allein."

„Bei'm Himmel," fiel hier der Bankier mit ungewöhnlichem Eifer ein, „ich gäbe viel darum, wenn ich einen Wechsel mit der Unterschrift dieses Peter Lowter sehen könnte."

„Nichts leichter," antwortete Stevenson, der aus seinem Portefeuille einen vor vier Tagen aus London datirten Creditbrief nahm und denselben seinem Tischnachbar überreichte. Während dieser das Papier von allen Seiten musterte, runzelten sich seine Augenbraunen und seine Lippen bewegten sich, als spräche er mit sich selbst.

„Hm!" flüsterte Lowter, „meine Unterschrift ist bewundernswürdig nachgemacht . . . Wer mag mein Doppelgänger in London seyn und meine Rolle so gut spielen, daß selbst die Commis meines Hauses getäuscht werden? — mein lieber Stevenson," fuhr er laut fort, indem er eine Champagnerflasche öffnete, „was Sie mir da erzählen, ergötzt mich ungemein; fahren Sie fort. was thut der Bankier Abends?"

„Man bringt ihm das Essen, etwas Anderes weiß ich nicht."

„Ißt er auch?"

„Höchst wahrscheinlich."

„Haben Sie es gesehen?"

„Niemals. Bage zieht den Vorhang zu. Dieser Bage ist übrigens ein elender Mensch, und, wie ich fürchte, mein Nebenbuhler; aber ehe er die Hand der Miß Anna Lowter erhält, wage ich Alles, selbst mein Leben."

Der Bankier hörte nichts mehr; er rieb sich die Hände, und ein halbes Lächeln spielte um seinen Mund.

„So ist es, so ist es," murmelte er; „es kann nicht anders seyn, und ich muß mich überzeugen, ob ich recht gerathen habe, sollte ich auch meinen Tod noch um ein halbes Jahr hinausschieben müssen."

Der Vorwand war gefunden, und zwar ein vortrefflicher. Wer hätte daran denken können zu sterben, bevor er den Schurken entlarvt, der seinen Doppelgänger spielte?

Stevenson blieb unterdeß allein am Tische sitzen, trank und entwarf eine elegische Beschreibung von Miß Anna Lowter, aber seine Zunge wurde schwerer und schwerer, allmählig senkte sich sein Kopf tiefer und tiefer auf die Brust, und endlich schlief er ein.

Lowter klingelte seinem Dick und Stevenson wurde auf sein Bett getragen, wo er seinen Schlaf gemächlicher fortsetzte. Abends, als er erwachte, sah er sich allein. Das Zimmer hatte ein anderes Aussehen; der Sekretair stand offen und war leer. Auf dem Tische, an welchem das Frühstück gehalten worden war, lag ein versiegeltes Briefchen mit Stevensons Adresse. Der Commis erbrach dasselbe hastig und las:

„Empfangen von Herrn Stevenson 300 Pf. St. in einem Creditbriefe von gleicher Summe und zwei Banknoten von 200 Pf. St. jede, in Summa 700 Pf. St.

P. Lowter, 6, Oxford-Street, London."

Stevenson sprang auf und holte sein Portefeuille, das — leer war. Dann kehrte er zu dem Tische zurück, überlas nochmals die Quittung und rieb sich die Augen, bis sie fast thränten.

„Er war es also doch!" rief er endlich aus. „Seine Unterschrift ist nicht zu verkennen . . Er wollte mir eine Lektion geben! Aber wie konnte er mir nur vorauskommen?"

In diesem Augenblicke trat ein Kellner ein.

„Zu welcher Stunde ist der Herr angekommen, welcher dieses Zimmer bewohnte?" fragte Stevenson.

Der Kellner sah ihn mit großen Augen an, und Stevenson mußte seine Frage wiederholen.

„Wenn Sie Herrn Lowter meinen," antwortete der Kellner endlich, „so muß ich Ihnen sagen, daß er bereits seit einem Jahre und einigen Wochen bei uns wohnt."

Nun war die Reihe an Stevenson große Augen zu machen.

„So ist er es doch nicht!" flüsterte er nach langer Pause; dann schüttete er den Inhalt seiner Börse auf den Tisch und überzeugte sich, daß ihm gerade noch so viel geblieben sey, um nach England zurückfahren zu können.

II.

Das Haus Peter Lowters in London war ein wahrer Palast. Das Erdgeschoß nahmen die großen Comptoire ein, die mit strengem Luxus ausgeschmückt waren, und in denen sich zahlreiche Angestellte von jedem Alter befanden. Im ersten Stocke war das Cabinet Lowters, welches Stevenson beschrieb, und das an der einen Seite an das Comptoir der Buchhalter, an der andern an das ehemalige Zimmer der Mistreß Lowter stieß, welches jetzt Herr Th. Bage inne hatte. Mistreß Lowter bewohnte mit ihrer Familie den zweiten Stock. Einige Tage nach dem Vorfalle, den wir geschildert haben, saß die Frau des Bankiers, welche unwohl war, halbliegend auf ihrer Chaise-longue, und Anna blätterte neben ihr zerstreut in einem prachtvollen Taschenbuche. Das Meublement des Zimmers, in welchem sie sich befanden, ging über die äußersten Gränzen der Pracht einer Privatwohnung hinaus; es war kostbar, königlich, wir würden sagen übertrieben, wenn irgend ein Rahmen für das reine reizende Gesicht der Miß Lowter zu kostbar hätte seyn können.

Mistreß Lowter war eine Frau von vierzig Jahren mit leiden-

Digitized by Google

den Zügen; die Krankheit stand deutlich auf ihrer Stirn geschrieben. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick von der Seite auf ihre Tochter, und es trat dann eine Thräne in ihre Augen.

„Stevenson," sagte Anna endlich, indem sie das Buch schloß, „hätte uns doch schon Nachricht von sich geben sollen."

„Er ist erst seit acht Tagen fort," bemerkte Mistreß Lowter.

„Acht Tage!" wiederholte das Mädchen. „Das ist sehr lange."

Aber sie erröthete, als schäme sie sich der Worte, die ihr eben entschlüpft waren, und barg ihr Gesichtchen hinter dem Buche, das sie von neuem aufschlug.

„Sie liebt ihn!" dachte Mistreß Lowter bei sich. „Das arme Kind!"

In diesem Augenblicke öffnete ein Diener die Thüre halb und meldete Herrn Bage. Dieser Name schien einen gleichen Eindruck auf die beiden Damen zu machen: Mistreß Lowter zog die Stirn in Falten und Anna ließ ein für den Angemeldeten nicht eben schmeichelhaftes Wort fallen. Bage war auffallend häßlich. Seine Züge drückten Habsucht aus, und sein Benehmen hatte jene rohe Rücksichtslosigkeit, welche von der Gemeinheit nicht sehr verschieden ist. Er trat keck ein, grüßte leichthin und warf ein großes Portefeuille auf den Tisch.

„Gott soll mich strafen," rief er aus, „wenn Miß Lowter nicht jeden Tag schöner wird!"

Dieses derbe Kompliment blieb ohne Antwort; Bage verzog sein häßliches Gesicht und wendete sich zur Mutter.

„An die Arbeit!" sagte er barsch.

Anna entfernte sich alsbald, und Bage öffnete das Portefeuille, das Effekten, Briefe und Papiere ohne Unterschrift enthielt. Mistreß Lowter nahm eine Feder und unterzeichnete Alles, ohne etwas zu lesen.

„Der Leichtfuß von Stevenson schreibt nicht," sagte Bage, „und die letzte Aussicht schwindet."

Mistreß Lowter erbebte.

„Giebt es denn gar keine Hoffnung mehr?" fragte sie.

„Ich sehe keine," antwortete Bage mit eiskalter Gleichgültigkeit.

„Wie? dieser unermeßliche Credit . .?"

„Alles geht zu Ende — außer meine Liebe. Wahrhaftig, ich glaube, Miß Anna hat mich bezaubert."

Dabei rieb sich Bage behaglich die Hände, während Mistreß Lowter eine Anwandlung von Unwillen unterdrückte.

„Aber," fuhr sie nach einiger Zeit fort, „Stevenson ist ein braver junger Mann; er wird sicherlich das Geld einkassirt haben, und wir werden es binnen kurzem erhalten."

„Was? Einige tausend Pfund Sterling. Das reicht für das Geschäft zu höchstens drei Tagen hin . . . Haben Sie sich meinen Vorschlag überlegt?"

„So sind wir also," rief Mistreß Lowter aus, „an den Bettelstab gebracht!"

„So ist es, meine gute Dame."

Mistreß Lowter stand auf, und eine flüchtige Röthe färbte ihre Wange; aus ihrem Blicke sprach ein gränzenloser Haß und tiefste Verachtung.

„Und Sie werben um meine Tochter!" sprach sie mit bebender Stimme. „Unser Vermögen war groß, so groß, daß es den Neid Aller erregte. Sie waren ein gewöhnlicher armer Commis. Jetzt sind Sie ein Millionair und wir haben nichts mehr? In Ihrer Macht, einem Weibe gegenüber, dessen Versucher und Mitschuldiger Sie waren, sagten Sie: „Ich werde Dir Deinen Reichthum stehlen und Du darfst kein Wort der Klage hören lassen. Du hast nur zwischen der Armuth und der Schande zu wählen . . ." Ich schwieg, weil ich wußte, daß Sie schlecht sind. Und jetzt verlangen Sie meine Tochter von mir!"

Sie hielt inne, als fände sie keinen Ausdruck von genügender Verachtung, um die Bitterkeit ihrer Weigerung zu bezeichnen.

Thomas Bage wartete einen Augenblick, dann zwang er sich zu lächeln und sagte:

„Auf mein Wort, ich glaube, es liegt etwas Wahres in Ihren Worten. Ich habe Ihnen Ihr Vermögen genommen, und die natürliche Folge davon ist, daß ich es besitze; das ist wohl zu bedenken. Um die Hand der Miß Anna bitte ich Sie in allem Ernst."

„Nie! Ich bin schwach, ich war schuldig, aber ich war es um meines Kindes willen, und Gott wird mir verzeihen. Wenn ich meine Anna einem Manne wie Sie gäbe . . ."

„So würde sie ein schönes Vermögen erhalten, werthe Dame, und ich wäre wohl im Stande, Ihnen selbst ein anständiges Jahrgeld auszusetzen."

„Niemals!" wiederholte Mistreß Lowter.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Gebräuche der griechischen Kirche.

Es glänzen die Altäre der griechischen Kirche weit umher im Morgenlande, vom Ufer des rothen Meeres bis zum ewigen Eise des Nordpols; man findet sie in dem größern Theile des alten Griechenlands, auf den paradiesischen Inseln des Archipels, in den Steppen der Moldau und Walachei. Man begegnet ihnen in Aegypten, in Nubien, Lybien, Arabien, in Georgien und durch das unermeßliche Reich der Russen.

Es war die Prinzessin Olga, Großmutter Wladimirs des Großen, in diesem Reiche die erste Person, welche, die Götter ihrer Vorfahren verstoßend, das Kreuz verehrte. Sie selbst wallfahrtete aus den finstern Wäldern von Kiow zu dem prachtvollen Konstantinopel, wo gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts Konstantin, der im Purpur geborne Kaiser, die Provinzen der morgenländischen Welt beherrschte. Hier empfing sie die heilige Taufe. Die Majestät des Kaisers präsidirte selbst bei dem hohen Sakrament, in welchem die Neubekehrte den Namen Helena annahm. Langsam, doch um desto sicherer, verbreitete sich das Christenthum durch die Wälder der Scythen.

Von der Gründung der griechischen Kirche in Rußland sey dieses genug.

Es glauben die Griechen an eine Dreieinigkeit und sagen, daß der heilige Geist nur vom Vater ausgehe, nicht vom Vater und Sohne zugleich. Sie erlauben die Anrufung der Heiligen, doch nur als mächtige Vermittler im Himmel. Die Bilder der Jungfrau Maria und der Heiligen dulden sie in den Kirchen als Erinnerungsmittel an die Beschützer und ihre Tugenden, ohne sie aber förmlich zu verehren.

Sie haben sieben Mysterien oder Sakramente, nämlich die Taufe, die Salbung, das Abendmahl, die Beichte, der Orden, die Ehe und die letzte Oelung.

Der Priester begibt sich am Tage der Geburt eines Kindes in das Zimmer der Wöchnerin, für sie und das Kind betend. Am achten Tage wird dieses in die Kirche getragen, wo es den Namen des Heiligen empfängt, dem es geweihet ist, und einen andern, welchen ihm die Eltern geben wollen. Zweiunddreißig Tage nachher geschieht die Reinsprechung der Mutter. In einer spätern Ceremonie muß das Kind dem Teufel und seinen Werken entsagen. Dann folgt die Taufe, und sie geschieht durch ein dreimaliges Untertauchen.

Das Chrisma oder die heilige Salbung, ein Sakrament, das die Griechen mit keiner andern Kirche gemein haben (doch der Confirmation der römischen Kirche ziemlich entsprechend), gilt als ein Spiegel des heiligen Geistes und folgt unmittelbar der Tauffeierlichkeit. Sieben Tage nach der heiligen Salbung empfängt das Kind die Reinigung und die Tonsur. Diese wird in Form

Digitized by Google

des Kreuzes gegeben. Die Haare, welche der Priester abschneidet und an einem geweiheten Orte aufbewahrt, werden als ein Jesu Christo dargebrachtes Opfer angesehen. Gewöhnlich hängt der Priester gleich nach der Taufe dem jungen Christen an einer Schnur ein Kreuz von Gold oder Silber um den Hals.

Die Griechen glauben an die Transsubstation oder an die Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Jesu. Bei der Einrichtung des Abendmahls wird unter den Wein warmes Wasser gemischt. Den Laien gibt man das Brod in Wein getaucht; die Geistlichen erhalten Brod und Wein, jedes besonders.

Die Griechen glauben an eine Prädestination oder Vorherbestimmung ihrer Schicksale, denen sie nicht entweichen können, und beweisen sie aus der göttlichen Vorhersehung aller Begebenheiten. Sie beten für die Todten, glauben dennoch aber an kein Fegfeuer. Sie haben heilige Reliquien, ohne ihnen eine besondere Verehrung zu bezeugen. Sie wissen nichts von guten Werken, die man aus Willkür und nicht aus Pflicht üben müsse oder könnte, erkennen keine Dispension, keine Indulgenzen an.

Es genügen schon die Feierlichkeiten im Sakramente der Ehe, das hohe Alterthum der griechischen Kirche zu beweisen. Man findet hier noch jüdisches Ritual neben Ceremonien, welche die alten Römer von ihren Vorfahren, den Griechen, geerbt hatten. Da sehen wir noch die Fackel Hymens, den Rosenkranz, den heiligen Kelch und den Schleier.

Die drei Hauptceremonien bei den Vermählungen der Griechen, sich sonst erst nach gewissen längeren oder kürzeren Zwischenräumen folgend, werden jetzt bei den russischen Heirathen am selben Tage beobachtet. Sie beginnen mit der Verlobung, wo die Liebenden goldene Ringe wechseln. Es geschieht dieses in Gegenwart des Priesters, der ihnen brennende Fackeln im Tempel reicht, gewöhnlich Abends. Nach der Liturgie stellt der Priester die Liebenden vor die Pforte des Heiligthums. Zwei Ringe liegen auf dem Altar. Der Priester macht drei Mal das Zeichen des Kreuzes über dem Haupte der Verlobten, berührt leise die Stirn mit den brennenden Fackeln und übergibt sie ihnen; der Segen folgt und die Gebete enden mit den Worten: „O Herr, unser Gott, der Du unter den Heiden Deine Knechte erkoren, um sie wie eine keusche Jungfrau zu lieben, segne diese Ehe, verbinde und bewahre Deine Diener in Frieden und Eintracht."

Es nimmt dann der Geistliche die Ringe vom Altar und sagt: „Der Knecht Gottes ist verlobt mit der Magd Gottes im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, von nun auf immer in alle Ewigkeit." Diese Worte spricht er drei Mal, macht mit den Ringen das Zeichen des Kreuzes auf die Stirnen der zu Vermählenden und steckt jedem von ihnen einen Ring an den Zeigfinger der rechten Hand. Die Verlobten tauschen darauf ihre Ringe und der Priester entläßt Beide mit einem Gebet, worin er Rebeka's und Isak's Verlobung gedenkt, deren Sinnzeichen ein Ring gewesen.

Die andere Ceremonie, oder die eigentliche Trauung, heißt die eheliche Bekrönung. Die zu Vermählenden tragen dabei wirklich Kronen, die ehemals nur aus Blumen geflochten, heutzutage aber meist von Gold und Silber, und oft sehr reich sind. Die Krönung findet nur bei der ersten Vermählung statt; nie bei einer zweiten. Eine dritte Heirath wird schon für unanständig gehalten, eine vierte ist von keinem Gesetze gestattet.

Den griechischen Priestern (Popen) ist die Ehe erlaubt, doch nur einmal im Leben, und zwar mit einer Jungfrau, nie mit einer Wittwe. (Die Monogamie — einmalige Verheirathung — wurde im 17. Jahrhundert von einem großen Theile der englischen Geistlichkeit verfochten.) Vid. Oliver Goldsmith's Vicar of Wakefield.

Mit der Bekrönung wird verfahren wie folgt:

Wenn die Verlobung in aller Form vollbracht, tritt das Paar, Fackeln in der Hand, ins Heiligthum. Voran geht der Priester mit dem Rauchfaß, singend mit dem Chor den Hochzeit-Psalm, dann wendet er sich an den Mann und sagt: „Ist es dein freier, guter und fester Wille, die Gegenwärtige zu deiner Gattin zu machen?" Hat er's bejaht, richtet der Priester die gleiche Frage an die Braut. Damit noch nicht zufrieden, fragt er Beide, ob sie sich nicht schon mit andern Personen versprochen. Verneinen sie dies, so erhalten sie die Einsegnung. Der Priester betet für ihr Glück in einem tugendhaften Leben, und nach dem dritten Gebet nimmt er der Kronen eine, setzt sie auf das Haupt des Gemahls und sagt: „Der Knecht Gottes ist bekrönt für die Magd Gottes, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Die andere Krone setzt er auf das Haupt der Gattin, die gleichen Worte sprechend und drei Mal die Einsegnungsformel wiederholend.

Er lies't dann die Epistel Pauli über die Pflichten der Ehe vor und fügt neue Gebote hinzu. Der Kelch wird gebracht, es segnet ihn der Priester, ihn drei Mal erst dem Manne, dann der Vermählten reichend. Nun nimmt er Beide an den Händen und führt sie nebst dem Trauzeugen auf einen kreisförmigen Platz, wo sie drei Mal von Osten nach Westen herumgehen. Ist dies geschehen, führt er den Gatten auf die Seite und sagt zu ihm: „Sey gottesfürchtig wie Abraham, gesegnet wie Isak und reich an Kindern wie Jakob; gehe hin in Frieden und erfülle mit Gerechtigkeit den Willen Gottes."

Eben so nimmt er die Gattin besonders und spricht zu ihr: „Sey gläubig wie Sara, zufrieden wie Rebekka und fruchtbar wie Rahel. Sey glücklich in deinem Gemahl und thue das Gesetz nach dem Willen Gottes."

Folgendes Gebet beschließt die Ceremonie:

„O Gott, unser Gott, der du zu Cana in Galiläa gegenwärtig warest und die Ehe segnetest, segne eben so den ehelichen Bund deiner hier vereinten Diener. Erfülle ihres Lebens Tage mit Freude. Nimm ihre Kronen in dein Reich auf; bewahre sie ohne Fehl und Flecken und vor allen Fallstricken immerdar."

Es empfangen nun die Vermählten die Glückwünsche von allen Seiten und der Priester verläßt sie.

Mit den umständlichsten Ceremonien sind die Begräbnisse begleitet, mit vielen Reden und Gebeten verbunden, wovon manche sehr schön.

Man hat oft gesagt, es sey in der griechischen Kirche Brauch, dem Todten eine Schrift mit in den Sarg zu legen, die ihm als Paß durch die Himmelspforte diene. Das ist ein Märchen. Man legt indessen zuweilen dem Todten noch ein allgemeines Sündenbekenntniß in die Hand, auch ein Gebet zu Gott um Gnade.

Obgleich die griechischen Russen keine Idee vom Fegfeuer haben, wird zuweilen doch ein außerordentliches Amt in der Kirche zum Andenken der Verstorbenen gehalten, und zwar am 3., 9. und 40. Tage nach dem Absterben; es wird auch wohl noch später von Jahr zu Jahr wiederholt.

Mannichfaltigkeiten.

Das in diesen Blättern schon so öfters besprochene und nach Verdienst belobte „Conversations-Lexicon für bildende Kunst. Illustrirt mit vielen Holzschnitten", ist aus dem Verlag von J. A. Romberg in den der Renger'schen Buchhandlung übergegangen, und wenn bis jetzt über das langsame Erscheinen dieses Werkes mit Recht Klage geführt wurde, so verspricht der neue Verleger, diesem Uebelstande abzuhelfen und das Werk, welches aus 6 Bänden bestehen soll, möglichst rasch und ohne Unterbrechung seiner Vollendung zuzuführen. Zugleich versichert der Ren-

Digitized by Google

ger'sche Verlag hinsichtlich der sorgfältigen Bearbeitung des Textes, wie der gelungensten Ausführung der Illustrationen, allen Ansprüchen zu genügen, welche an ein solches Unternehmen gestellt werden. Ueber die Reichhaltigkeit und den Kunstwerth dieses Lexicons haben sich viele kritische Stimmen auf's günstigste ausgesprochen, und die Billigkeit des Preises macht auch den wenig Bemittelten die Anschaffung möglich. Die vor uns liegenden Lieferungen 12 — 17 gehen von Böttingen bis Dresden, und enthalten, gleich den früheren, nicht nur eine große Anzahl von kürzeren Artikeln und Nachweisungen aller Art, sondern auch viele ausführlichen und gründlichen Abhandlungen historischen und kritischen Inhaltes, aus welchen besonders wißbegierige Kunstjünger vielfache Belehrung schöpfen und sich guten Rath holen können. Wer die praktische Uebung der Kunst durch theoretische Einsicht und Belehrung zu unterstützen wünscht, dem glauben wir das obengenannte gehaltvolle Werk wiederholt bestens empfehlen zu dürfen.

Eine Frau von einem unglaublichem Geiz, berichtet der „Constitutionell", ist im Oise-Departement gestorben. Sie hinterläßt ihrem Collateral-Erben ein Vermögen, das auf mehr als 150,000 Fcs. geschätzt wird. Diese Frau lebte in der größten Entblößung, im tiefsten Elend inmitten des Ueberflusses; sie trug auf dem Leibe nur Lumpen; im Hause sah man keinen Stuhl, in den Fenstern keine Scheiben, kein Küchengeschirr, als einige alte zerbrochene Töpfe.

Nach einem Berichte des „Herold" über Ehrengerichte auf Universitäten, befinden sich gegenwärtig unter den Studenten in Heidelberg, einer Universität, wo das regste studentische Leben herrscht, über 200 entschiedene Gegner des Duells. Bravo!

In Hamburg geht eine unglaubliche Geschichte von Mund zu Mund. Der Chef eines der reichsten Häuser fiel in's Wasser, wurde aber von armen Leuten gerettet und den erwachsenen Söhnen in's Haus gebracht. Diese geben kein Trinkgeld, man glaubte, sie hätten es in der Freude vergessen, aber auch erinnert weigern sie sich, und müssen erst von der Polizei dazu gezwungen werden.

Aus Tyrol ertönen wahrhaft rührende Klagen über die völlige Abnahme alles Frohsinns unter dem Volke, so daß der lustige Tyrolers-Bue zur eigentlichen Fabel zu werden beginne.

Von Seiten mehrerer Musikfreunde ergeht an die verehrliche Theaterdirektion die Bitte um gefällige Wiederholung von Mozart's Idomeneo, und man ist überzeugt, daß die Aufführung dieses Meisterwerkes vielen Freunden des Schönen willkommen seyn wird.

Literatur.

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1847. Darmstadt, Verlag von Gustav Georg Lange.

Dies in seinem 32. Jahegang erscheinende und beliebte Taschenbuch bedarf kaum noch der Empfehlung; denn was so lange besteht, ist fest begründet und hat sich bewährt. Auch diesmal umhüllt das elegante Aeußere einen anziehenden Inhalt. 7 Stahlstiche zieren das Taschenbuch und Dräxler-Manfred hat diese in sinnigen Sonnetten erklärt. Hierauf folgen die Erzählungen, deren das Taschenbuch vier enthält, — der gespenstige Stollen, eine Hunsrücker Dorfgeschichte von W. O. v. Horn, — der tönende Quell, ein Mährchen von With. Freihrn. v. Dungern, Erzählungen eines Criminal-Adjuncten, von Fr. Hilarius, — die Entführte, Novelle von Walter Tesche. — Den Schluß macht ein Kranz von lieblichen Frühlingsliedern von Fr. Hilarius. Möge diese freundliche Festgabe gleich ihren früheren Schwestern zur Heiterung und Erhebung ihrer gewiß zahlreichen schönen Leserinnen beitragen und verdiente Beachtung finden!

Supp', Gmüs' und Fleisch. Ein Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen, nebst einem Anhange über das Einmachen der Früchte. Darmstadt, Verlag von G. G. Lange.

Wenn die eben genannte Cornelia für geistige Bedürfnisse, so sorgt dies Kochbuch für leibliche, und daß es seiner Aufgabe entspricht, geht daraus hervor, daß eine fünfte Auflage nöthig geworden, welche die Verfasserin nicht nur verbessert, sondern auch an Bogenzahl erweitert hat. Wie aus der Vorrede zu ersehen, ist sie eine praktische Köchin und hat sich bei ihren bürgerlich-gastronomischen Recepten die gewiß sehr löbliche Aufgabe gestellt, mit wenig Geld viel auszurichten. Diese Kunst ist schwer, und wie weit sie von der Verfasserin erreicht worden, müssen wir dem Urtheil und der Erfahrung unserer Hausfrauen anheim stellen. Das Buch ist klar und faßlich geschrieben und wohl Dem, der bis an sein Lebensende gesund und froh nach ihm wird kochen oder kochen lassen können. — Der Preis von 54 Kr. für dies 372 Seiten in 8. enthaltende Buch ist sehr billig und es dürfte demnach in seiner neuen Auflage eine immer weitere Verbreitung finden.

Erziehungsstoffe oder Beiträge zu einer erfolgreichen Erziehung der zarten Kindheit, von J. Fölsing. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske.

Man überzeugt sich immer mehr von der hohen Wichtigkeit einer naturgemäßen Entwickelung des zarten Kindesalters. Die Eindrücke, welche es empfängt, sind von nachhaltiger Wirkung und von Einfluß für's ganze Leben. Der Verfasser, ein geschätzter und practischer Lehrer, hat durch sein vorliegendes Büchlein den Erziehungsstoff für's zarte Alter abermals bereichert und verdient dafür besten Dank. Seine Mittheilungen bestehen in leichten Gesängen, Spielen, Körperübungen, Gebeten, Sprüchen, Erzählungen und Gedichten, und ihnen sind pädagogische Anmerkungen und Winke über den Gebrauch dieser mitgetheilten Erziehungsstoffe beigegeben Eltern und Erzieher werden dies freundliche Büchlein mit Vergnügen durchblättern und mit Nutzen gebrauchen, indem sie Dasjenige auswählen, was für das Alter, die Befähigung und das Bedürfniß ihrer Kinder am geeignetsten ist.

Frankfurt, 7. Jan.

Wie wir vernehmen, wird nächsten Samstag den 16. Jan. die Frankfurter Liedertafel ein Konzert in der Aet einer großen Liedertafel und zwar zum Besten der Armen veranstalten. Der Ertrag wird den geehrten Vorsteherinnen des Frauenvereins überwiesen werden, um dieselben bei ihrem edlen Unternehmen: die Hülfsbedürftigen mit dem Nothwendigsten, nämlich mit einer nährenden Speise, zu versehen, auf's kräftigste zu unterstützen. Wir hoffen, das hiesige Publikum wird dieses Konzert mit recht zahlreichem Besuch beehren.

Geschichtliche Vorlesung.

Dreizehnte Vorlesung; Montag, 11., so wie auch Dienstag, 12. Jan.: Geschichte der französischen Revolution (Ueberblick der Ereignisse vom 17. Juni 1789 bis zum 21. Januar 1793). — Lafayette — Philipp Egalité ꝛc. Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. Jan. Der artesische Brunnen; Zauberposse mit Gesang in 4 Abth., von G. Räder, Musik von mehreren Componisten.

Dienstag, 12. Jan. (Zum Erstenmale): Anna von Oesterreich, Intriguenstück in 4 Abth., nach dem Roman des Alex. Dumas, frei für die Bühne bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 13. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Caspari und zum Festenmale): Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 12. Dienstag, den 12. Januar 1847.

Der wächserne Bankier.

Novelle. Nach dem Französischen des Paul Leval.

(Fortsetzung.)

„Meine werthe Dame," entgegnete Thomas Bage, dessen Stimme einen süßlichen Ton erhielt, „Sie versetzen mich unaufhörlich in die Nothwendigkeit, Sie an gewisse Dinge zu erinnern. Könnte ich mit Miß Anna nicht dasselbe thun, was ich mit Ihrem Vermögen gethan habe?"

„Nein, ach nein, das wäre zu schändlich!" flüsterte Mistreß Lowter, während sie die Hände faltete.

„Schändlich oder nicht schändlich, ich kann es."

„Sie würden es nicht thun."

„Ich bin doch fast der Meinung, werthe Dame, daß ich es thun würde. Ich liebe Ihre Tochter, ich liebe sie wirklich mehr, als es einem verständigen Manne ziemt. Sie verweigern sie mir; ich kann sie mit einem einzigen Worte unglücklich machen, und ich wäre ein Narr, wenn ich dieses Wort nicht ausspräche, welches die schöne Miß ganz natürlich Dem in die Arme wirft, welcher sie nehmen will."

Mistreß Lowter war wie niedergedonnert. Ehe sie sich wieder zu fassen vermochte, nahm Bage das Portefeuille und stand auf.

„Ich gebe Ihnen Bedenkzeit bis morgen," sagte er, dann grüßte er leichthin und schritt hinaus.

Der Credit Peter Lowters war, wie wir schon erwähnt haben, unermeßlich, aber auch ein rein persönlicher. Er gründete sich nur auf die anerkannte große Gewandtheit des Bankiers, auf seine Rechtlichkeit und das Glück, welches ihn bei allen seinen Unternehmungen begleitet hatte. Er galt in London für ein Muster, dessen Vollkommenheit selten ein Anderer wieder erreichen dürfte. Seine Frau, welche die allgemeine Meinung theilte, sah in ihm ein unfehlbares Wesen, eine Art Vorsehung.

Der Brief, in welchem der Bankier seinen angeblichen Selbstmord meldete, war demnach ein doppelt schrecklicher Schlag für Mistreß Lowter, denn sie verlor gleichzeitig den Gatten und das Vermögen. Sie kannte in der Welt nur ein alles Andere beherrschendes Gefühl, ihre Liebe zu ihrer Tochter Anna. Der Tod ihres Mannes vernichtete mit einem Male alle goldenen Träume von der Zukunft des geliebten Kindes. Sie achtete ihren Mann und sein Tod betrübte sie; sie hatte sonst die Armuth gekannt und der Gedanke, wieder arm zu werden, würde ihr schmerzlich gewesen seyn, aber den Gedanken, daß auch ihre Tochter das Unglück theilen müsse, konnte sie nicht ertragen.

Sie befand sich allein in dem Zimmer, das sie damals in dem ersten Stocke ihres Hauses bewohnte, als ihr der alte Toby den Brief mit der Todesnachricht brachte. Toby diente dem Bankier seit fünfzehn Jahren; er liebte auch die gute sanfte Frau seines Herrn und hatte sich oft Vorwürfe darüber gemacht, daß er mitgewirkt habe, sie zu hintergehen. Kaum hatte die arme Frau die ersten Zeilen des Unglücksbriefes überblickt, als sie ohnmächtig wurde. Toby eilte ihr zu Hülfe und schielte dabei in das Papier, das offen an den Boden gefallen war.

„Gott stehe uns bei!" flüsterte er; „was wird aus dem Hause werden!"

Die Stellung des Hauses Lowter war allgemein bekannt, und der Chef desselben galt für Das, was die Seele für den Körper ist. Mit ihm gab es Macht, Dauer, unendlichen Aufschwung; ohne ihn Tod und Unglück!

Mistreß Lowter lag lange in Ohnmacht; Toby hielt ihr Riechsalz vor und zerbrach sich fast den Kopf, um ein Rettungsmittel zu ersinnen. In dem Augenblicke endlich, als die Dame wieder zur Besinnung kam, legte der alte Diener die Hand auf die Stirn, machte einen Freudensprung und rief aus:

„So wird sie gerettet werden!"

Er meinte indeß damit seine Gebieterin nicht, sondern die — Firma, eine Sache, die für den Diener eines Kaufmannes und namentlich eines Bankiers über Allem steht. Als Mistreß Lowter ihn verwundert ansah, setzte er zur Erklärung hinzu:

„Herr Lowter ist freilich todt, aber ich, der alte Toby, werde ihn wieder lebendig machen."

Er ergriff die Hand der Wittwe, die noch sehr schwach war und ihn gewähren ließ, und er führte sie in das Cabinet des Bankiers. Thomas Bage trat eben ein, als sie das Zimmer verließen. Er sah den offenen Brief am Boden liegen, hob ihn auf und las ihn unbedenklich.

Toby seiner Seits öffnete in dem Cabinet einen Schrank und zog einen Vorhang zurück, der den Inhalt desselben vollständig verbarg. Mistreß Lowter stieß einen lauten Schrei aus und Thomas Bage steckte neugierig den Kopf durch die halb offene Thüre herein, um zu sehen, was da vorgehe.

„Er ist es, nicht wahr?" fragte Toby triumphirend. „Ja, es hat ihn aber auch ein Meister gearbeitet. Herr Lowter bezahlte nicht weniger als hundert Guineen dafür."

Das war nicht zu viel. Der Schrank enthielt eine — Wachsfigur, das treue Ebenbild des Bankiers.

Bei dem Anblicke der Figur füllten sich die Augen der Wittwe mit Thränen; der alte Toby aber nahm eine reuige und demuthsvolle Stellung an und sprach:

„Sie werden Mitleiden mit einem armen Manne haben und ihm Ihre Verzeihung nicht versagen. Ich habe mich immer geschämt, es zu gestehen; dieses Wachsbild diente dazu, Sie zu täuschen, und ich war in den Betrug eingeweiht; aber Herr Lowter war mein Herr und ich mußte gehorchen. Alle Abende ging er durch diese Thüre hinaus, die Sie nicht sehen, so geschickt ist sie angebracht; er begab sich in ein Spielhaus. Ich setzte dann diese Wachsfigur auf seinen Stuhl und zündete die Lampe an. Sie

Digitized by Google

sahen oft von Ihrem Fenster aus hin und bewunderten den ausdauernden Fleiß Ihres Mannes."

„Genug!" unterbrach ihn die Wittwe. „Warum sagst Du mir dies jetzt?"

„Warum? Errathen Sie es nicht? Was Sie, seine Frau, getäuscht hat, kann wohl auch die Welt täuschen."

Die Wittwe ließ den Kopf auf die Hand sinken, denn es drängten sich in demselben eine Menge schmerzlicher Gedanken. Die Gegenwart war ihr peinlich, die Zukunft aber lag noch grauenhafter und hoffnungsleer vor ihr. Anna, ihre geliebte Tochter, sollte das Unglück kennen lernen. Gleichwohl sprach sie sich ablehnend auf den Vorschlag des alten Toby aus.

„Es würde eine eben so verbrecherische als nutzlose Lüge seyn," sprach sie muthlos.

„Verbrecherisch vielleicht, nutzlos aber nicht," fiel Thomas Bage ein, der plötzlich eintrat.

Mistreß Lowter wich erschrocken zurück.

„Fürchten Sie nichts; ich weiß Alles," fuhr Thomas Bage fort, indem er ihr den offenen Brief hinhielt. „Auf mich können Sie rechnen."

Dann betrachtete und untersuchte er das Wachsbild einige Minuten lang mit der größten Genauigkeit.

„Auf Ehre," sagte er endlich; „ich hätte mich auch täuschen lassen. Wer hätte das dem Herrn Prinzipale zugetraut! Toby, alter Freund, Ihr habt da einen prächtigen Gedanken gehabt, und ich muß gestehen, Ihr seyd die Perle aller Diener. Jetzt aber geht und laßt mich mit Mistreß Lowter allein."

Bage hatte das Talent, sich bei allen Leuten verhaßt zu machen. Toby fühlte sich sehr stark versucht, den Befehl, welchen er eben erhalten hatte, zurückzugeben; aber ein vierzehnjähriges Dienstleben würde auch das energischste Temperament beugen; Toby wagte nichts und entfernte sich. Mistreß Lowter ihrerseits hatte in ihrem Kummer nicht einmal auf den unziemlichen Eintritt des Herrn Bage geachtet, der in ihrer Gegenwart in ihrem eigenen Hause Befehle zu geben wagte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Lehren eines alten Musikers an seinen Sohn.

(Leipziger Allg. Mus. Z.) Von Carl Gollmick.

Du willst Opern schreiben, wie alle Andern es thun. Es kann nicht fehlen. Aber ist das geschehen, dann laß' sie niemals aufführen. Besser ist es, sie bleiben in Deinem Pult verschlossen, und Deine Phantasie übernimmt die Aemter der Schauspieler und des Publikums, denn niemals ist ein Componist seliger, als wenn er vor seiner Partitur sitzt und seine Noten nach und nach herausspringen in den Gestalten vollkommener Helden, Priester, Spaßmacher, Amoroso's, Tyrannen und Soubretten. Da ist Alles noch herrlich und in Freuden, und Brama's siebenter Himmel ist nichts gegen den Sitz vor seiner Partitur. Er gleicht einem Geizhals, der über seinen Schätzen wacht. Sind aber einmal die Gold- und Silberstücke seiner Ideen in die Welt hinaus, ach, da möchte er gerne hinterher rennen und sie wieder zurückholen. Alle die schönen Täuschungen, grausam werden sie zernichtet, und kaum erkennt er wieder die Bilder seiner Vorstellungen. So lange die Gedankenschätze noch verschlossen liegen in den Schreinen der Partitur, sind sie noch unbefleckt, sind sie noch heilig, und eine Welt der Hoffnungen lächelt ihrem Schöpfer entgegen. Du bist unsterblich und darfst Mozart und Beethoven Brüder heißen. Wer beweis't Dir das Gegentheil? Ist aber die Partitur aus den Händen gegeben, liegt sie im Zimmer des Kapellmeisters und hat gar einmal die erste Klavierprobe begonnen, dann rauscht ein verhängnißvoller Abschnitt Deines Lebens auf, dann werden tausend Zungen wach, tausend Argusaugen verdoppeln ihre Sehkraft, und wie mit Polypenarmen umranken Dich unheimliche Gestalten. Von dem Augenblicke der ersten Probe bis zum letzten Taktschlag am Dirigirpulte bist Du Deinem Gemüthsleben entrissen und hinaus in ein feindliches Gewühl geworfen. Deine Hoffnung verwandelt sich in Mißtrauen, Deine Begeisterung in Muthlosigkeit, Deine Liebe in Haß und Deine Zuversicht in Zweifel. Der Musensohn, der die Welt stolz überschaut hat, kehrt bald wie der arme Poet beschämt in sein Kämmerchen zurück, und alle Noten, die ihm sonst wie Engel des Himmels zulächelten, oder alle Pausen, die ihm wie stumme Goldfischlein aus silbernen Fluthen entgegen hüpften, grinsen ihn jetzt wie Kobolde und Seeungeheuer an. Der Du im Wonnegefühl des Schaffens einst die Welt umarmen mochtest, schleichst jetzt herum wie ein Menschenfeind, über Zurücksetzung, Ungerechtigkeit und Chikane klagend, und der geträumte Löwe des Tages ist zum Esel der Nacht geworden. Deßhalb magst Du immer Deine Opern schreiben (und es liegt einmal in der Natur des Menschen, daß er Opern schreibt), aber dann, mein Sohn, dann laß' sie liegen!

Mannichfaltigkeiten.

(Rom.) Die Römer sind wirklich zaetsinnig in ihren Liebesbeweisen gegen Pius IX. Was bleibt ihnen dazu für ein Mittel, als Vivatrufen und die ächt römische Sitte des Blumenwerfens? Dies wollen sie nun aber auch nicht mehr entweiht wissen. Vor einiger Zeit tanzte hier Fanny Elsler. Sie erhielt wie immer stürmischen Beifall. Als nun aber die Schlußvorstellung kam, wurde ihr Beifall geklatscht ohne Aufhören, aber Blumen und Gedichte wurden nicht geworfen. Man fragte einen Römer um die Ursache. Wie kann man, antwortete er, einer Tänzerin dieselben Ehrenbezeugungen erweisen, mit denen wir den Papst ehren? — Es beginnt auch hier allmählig eine mehr volksthümliche Literatur sich zu entwickeln, eine Journalistik, die auf Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in den untersten Volksschichten ausgeht. Eine Weise des politischen Foetscheitts, die mit der zunehmenden Sorge der Regierung für Volksschulen Hand in Hand geht und hier wahrhaftig an ihrer Stelle ist.

(Die assyrischen Alterthümer.) Die von H. Botta, französischen Konsul zu Mossul, gefundenen Alterthümer sind zu Paris im Hafen der Seine angekommen. Die Voraussicht, daß dieser Fund von Ruinen die höchste Bewunderung erregen werde, gab Veranlassung zu einer ausführlichen Beschreibung unter dem Titel: Denkmale von Ninive, auf 100 gedruckten Bogen Text mit 450 Kupfertafeln in gr. Folio, welche von den besten Pariser Künstlern sorgfältig gestochen und in 90 monatlichen Lieferungen auf schönem Papier zu 20 Francs geliefert werden sollen. Die Beschreibung floß theils aus der Feder Botta's selbst, theils aus jener seines späteren Begleiters Flandin, des berühmten Verfassers der Reise durch Persien, und ist so vollständig, daß man aus ihr und den treuen Zeichnungen eine richtige Ansicht der Ruinen Ninives bekommt. Die meisterhafte Zeichnung und der höchst gelungene Stich der ersten schon vorliegenden Blätter berechtigen zu der Hoffnung, daß das Werk mit demselben Interesse aufgenommen werden wird, mit welchem die Entdeckung der darin beschriebenen Ruinen begrüßt wurde.

(Berlin, 5. Jan.) Seit längerer Zeit hat kein einem Gelehrten, Künstler oder Beamten zu Ehren stattgefundenes Fest die öffentliche Theilnahme so allgemein erregt, als der am 1. und 2. d. M. gefeierte siebzigste Geburtstag des Bildhauers Professor Rauch. Aus dem Volke hervorgegangen (der Künstler befand sich bekanntlich in seiner Jugend unter der Hausdienerschaft der

Digitized by Google

verewigten Königin Louise, die sein großes Talent früh erkannte, und ihn auf ihre Kosten ausbilden und nach Rom reisen ließ), hat er nie aufgehört, dem Volke in der edelsten Bedeutung des Wortes anzugehören, wie denn sowohl äußerlich als auch innerlich der Genius und der einfache schlichte Mensch in ihm vereinigt erscheinen. Merkwürdig ist übrigens, daß dasselbe Städtchen (Arolsen im Waldeck'schen), welches den großen Künstler Rauch geboren, uns auch noch einen zweiten Meister in seiner Kunst, den Bildhauer Drake, geliefert hat; so wie denn auch der jetzt berühmteste Maler Deutschlands, Kaulbach in München, gleichfalls in Arolsen geboren ist.

(Wien.) Die zwei neuesten Stücke Bauernfelds, „das Verbrechen" und „der Großjährige", scheinen in den bisherigen Censurverhältnissen einen entschiedenen Abschnitt gebildet zu haben, und der Uebergang zu andern Ansichten gewesen zu seyn. Von diesen rein satyrischen Lustspielen, die sich zunächst allein auf unsere eigenthümlichen Verhältnisse beziehen, hat vorzüglich das zweite diese Zustände zum allgemeinen Gegenstand und Inhalt. In dieser einen Beziehung gleichen sie den Komödien des Aristophanes, wenn sie auch sonst keine Aehnlichkeit mit ihnen haben. Wie in jenen der athenische Demos, so sind hier unsere österreichischen Menschen und Dinge, unsere österreichischen Verhältnisse gegeißelt, und der Verfasser kümmert sich durchaus nicht, auf wessen Rücken die Hiebe fallen. Diese Satyre als einziger und alleiniger Zweck liegt so auf der Oberfläche, daß Niemand irre gehen kann. Weder der Censur konnte sie entgehen, die das Stück erlaubte, ohne ein Wort daran zu streichen, noch dem Publikum, das diese Dinge sammt und sonders aus der Erfahrung kennt, und daher auch die überaus witzigen und guten Späße mit Jubel aufnahm. Trotz dieser fast persönlichen Satyre, trotz dieser Geißelung unseres nackten unverhüllten Individuums ist weder die Stadt noch der Staat zusammengestürzt, und in orbe et urbe ist heute nicht um ein Haar anders als gestern. Die Leute haben gelacht, sich selbst und Andere ausgelacht, und damit war es aus. Uebrigens darf die Censur kein Uebermaß befürchten. Das Publikum dürfte bald selbst die Censorscheere an das Anrüchige legen.

Wieder eine neue Erfindung! Doktor M'Connell in Washington hat eine Metallmasse hergestellt, welche so stark und billig wie Eisen ist, und zugleich alle trefflichen Eigenschaften des Kupfers hat. Die Masse, welche jetzt ein Lieutenant Porter in New-York zu praktischen Zwecken verwendet, kann nach Belieben umgeschmolzen werden. Man will nun aus diesem Metall Schiffe aus einem Stücke gießen! Alte, unbrauchbar gewordene Fahrzeuge können umgegossen werden. Kommt ein Leck vor, so kann dasselbe binnen fünf Minuten mit demselben Metall gestopft werden. Die Sache nimmt sich aus wie ein Puff; es soll aber etwas daran seyn.

Die Grafen von Castell haben eine Unterstützungssumme von 3000 Gulden für die Armen in den Herrschaftsgerichten Rüdenhausen und Burghaßlach ausgesetzt.

Am 27. Jan. feiert der Kapellmeister Spohr sein 25jähriges Amtsjubelfest in Kassel. Es soll dazu eine öffentliche Feier im Theater veranstaltet werden.

Die Allg. Preuß. Z. meldet aus Griechenland: Die Guillotine setzt mit ihrem Gefolge ihre wohlthätige Rundreise fort, zum Schrecken des Gesindels, zum Trost für die Richter, deren Urtheile künftig nicht mehr unvollzogen bleiben werden, und zur Beruhigung des Volks, das nunmehr an die Wahrheit des verheißenen gesetzlichen Schutzes gegen Räuber und Mörder ernstlich zu glauben beginnt. Zuletzt war die Maschine auf Negroponte (Euböa) thätig, wo mehrere Verbrecher seit Jahren der Vollziehung des über sie verhängten Todesurtheils harrten. Zu Chalkis, der Hauptstadt dieser wichtigen Insel, wurde in den letzten Tagen zu nicht geringem Aufsehen ein Priester guillotinirt, welcher des Verbrechens getriebener Piraterie ꝛc. überwiesen worden war, eines Verbrechens, in welchem der griechische Inselbewohner bekanntlich nur ungern etwas Strafwürdiges erkennt. Gleichwohl fand die Exekution ohne den mindesten Störungsversuch statt, ein sicheres Zeichen von dem erlangten Ansehen der Gesetze und der erstarkten Kraft der Regierung.

Dem Pestalozziverein.

Zum 12. Januar 1847.

Bauet weiter unverdrossen
An dem edlen Segenswerke,
Das der Liebe ist entsprossen!
Bauet fort mit Muth und Stärke!
In des Herzens Heiligthum
Blühet euer schönster Ruhm,
Der, wenn auch die Welt euch kröne,
Mehr ist als Posaunentöne.

In dem Geiste, nach dem Plane
Dessen, der den Grundstein legte,
Der, ein kämpfender Titane,
Geister auf vom Schlummer regte —
Füget Stein auf Stein zum Bau,
Immer wacker, nimmer lau,
Daß erhebe sich ein Tempel,
Späten Zeiten zum Exempel.

In dem Geiste, nach dem Plane
Dessen, der mit edlem Muthe
Tränkte, gleich dem Pelikane,
Waisen mit dem eig'nen Blute —
Fügt zum Bau Stein auf Stein
Laßt das Band die Liebe seyn!
Daß ein Tempel sich erhebe,
Der zum Himmelsdome strebe.

Ob das Werk auch klein beginnet —
Muß denn stehen gleich die Kuppel?
Wie der Meister seyd gesinnet,
Den nicht schreckten bange Scrupel!
Mit der Zeit da rundet sich
Schon das Ganze sicherlich!
Daß die Säulen sich verbinden,
Wird sich schon die Decke finden!

Gott wird helfen! — Wie Elias
Wahret fest euch dies Vertrauen!
Müßt ihr auch wie Nehemias,
Gegen Feinde streitend, bauen!
Mit der Wahrheit scharfem Speer,
Mit der Liebe sanftre Wehr
Seyd gerüstet — und in Splitter
Bricht der Spott der Samariter.

Digitized by Google

Bauet fort mit Muth und Stärke,
Trotz der feindlichen Gewalten!
Aus dem kleinen Segenswerke
Wird ein großes sich entfalten!
Im Bewußtseyn edler That
Schreitet fürder euern Pfad
Ohne Zagen, ohne Wanken —
Und die Menschheit wird's euch danken!

K. E.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Jan.

Wenn auch die wohlthätigen Absichten unserer Menschenfreunde in Betreff der Unterstützung der Armen nicht durchgängig in Erfüllung gehen sollten, so dürfte dadurch für die Versorgung der Armen oder Derjenigen, die aus Eigennutz und Arbeitsscheu sich dieses Prädicat beilegen, kein fühlbarer Verlust entstehen. Die strenge Jahreszeit erfordert jederzeit ihre Entbehrungen und Opfer, und so hat auch die gegenwärtige ihre Bedrängnisse im Gefolge, die für die von Hand zu Mund lebende Klasse ihre besonderen Beschwerlichkeiten hat, da der Brodpreis höher steht als im vorigen Winter. Dagegen sind die Preise der übrigen Lebensmittel ziemlich leidlich, beziehungsweise sogar noch niedriger als im December 1845, und es läßt sich daher nicht behaupten, daß bisher Mangel daran gewesen sey. Die gewöhnlichen Erwerbswege waren bisher Niemand verschlossen, und wer Arbeit haben wollte und suchte, konnte sie finden. Dessenungeachtet hat man einen gewaltigen Lärm erhoben über den angeblichen Nothstand der Handarbeiter und Anderer, die mit ihnen in einer ähnlichen Lage in Betreff ihrer Arbeitsverhältnisse sind. Es wurden unterschiedliche außerordentliche Wohlthätigkeitsanstalten gegründet, welche die Stadtgemeinde schon viel Geld gekostet haben und voraussichtlich einen noch größeren Aufwand für die Folge erfordern dürften. Schon im vorigen Sommer begann man städtischer Seits damit, Brodkarten an die Armen und ihren Anhang auszutheilen, wodurch die damit Beschenkten den Laib Brod um zwei Kreuzer wohlfeiler erhielten. Dieser scheinbar kleine Aufwand im Interesse der Armen wuchs nach und nach bis zu einer Ausgabe von nahe 6000 fl. für die Stadtkasse, worauf man, aus finanziellen Rücksichten, damit einhalten mußte. An Kartoffeln sind für den Betrag von 4000 fl. zu den Zwecken der Armenversorgung angekauft worden. Außerdem hat man noch gegründet: 1) eine großartige städtische Suppenspende (1000 und mehr Portionen werden täglich ausgegeben); 2) eine Arbeitsanstalt im alten Realschulgebäude, mit Verpflegung und Belohnung der darin Beschäftigten; 3) eine Vermehrung der Wegbau- und anderer Communal-Arbeiten; und endlich 4) einen Kreuzer-Verein. In dieser vierfachen Richtung wirkt jetzt die außerordentliche Wohlthätigkeit, welche in ihren bisherigen Resultaten einige erläuternde Bemerkungen zu erfordern scheint. Dagegen, daß bei der jetzigen Brodtheuerung (nur diese allein ist in der Wirklichkeit gegründet) an wahrhaft hülfsbedürftige Personen täglich eine kräftige und sättigende Suppe ausgetheilt wird, dürfte schwerlich etwas zu erinnern seyn. Was jedoch die unter 2), 3) und 4) erwähnten öffentlichen Vorkehrungen betrifft, so will man sich damit im hiesigen Publikum nicht recht einverstanden erklären. Die geheizten Säle in dem alten Realschulgebäude sollen nämlich großentheils leer stehen, und der öffentliche Aufruf zu Wegbau- und anderen städtischen Arbeiten hat ein Bataillon Arbeiter unter die Befehle des Stadtbaumeisters gestellt, welche das städtische Aerar täglich eine ansehnliche Summe Geldes kosten. Trotz aller dieser außerordentlichen Vorkehrungen, welche in die ohnehin schon überbürdete Stadtkasse eine bedeutende Lücke machen, die für die Folge nur durch die erhöheten direkten Communalsteuern ausgefüllt werden kann, hat man noch für nöthig erachtet, einen sogenannten Kreuzer-Verein zu organisiren und die desfallsigen Subscriptionslisten circuliren zu lassen. Seine zeitgemäße Nothwendigkeit würde mehr in die Augen leuchten, wenn die hiesigen Armenfonds, im Verhältniß zur Zahl der Proletarier unserer Stadt, nicht bedeutend genug wären, um den dringenden Bedürfnissen der wahrhaft Hülfsbedürftigen in zweckdienlicher Weise thunlichst abzuhelfen. So wird der bemittelte Theil des Publikums jetzt von allen Seiten in Anspruch genommen, ohne daß der Umfang dieser Anforderungen durch das in der That begründete Bedürfniß gehörig nachgewiesen werden könnte. Wer Tausende verschenken will, wird jederzeit bereitwillige Abnehmer finden, und wäre es in Mitte des goldenen Zeitalters der Welt, wo die wallenden Saaten und die Wucht der Weinstöcke Jedermann zu Gebot stehen. Die Armuth ist jedenfalls ein großes Uebel in der bürgerlichen Gesellschaft: das sicherste Mittel, dieselbe nicht zu vermehren, sondern allmälig zu vermindern, ist die dem arbeitsfähigen Armen dargebotene Gelegenheit zu einem dauernden, seinen persönlichen Kräften und Fähigkeiten entsprechenden Erwerb. Alles Andere ist vom Uebel und führt in seinen näheren und entfernteren Folgen zur Vermehrung des Proletariats. Die zu Ulm in diesem Jahre erschienene Schrift: „Die Volkswirthschaft", von M. v. Prittwitz, enthält auch in dieser Beziehung beherzigungswerthe Worte, die überall gelesen und angewendet zu werden verdienen.

Darmstadt, 9. Jan.

Die in der heutigen „Didaskalia" aufgenommene Korrespondenznachricht, Schacht sey nur als Direktor der höheren Gewerbschule pensionirt und bleibe im activen Staatsdienst als Mitglied des Oberstudienraths und des Oberschulraths, ist eine vollkommen ungegründete, wie man aus dem am 3. d. Mts. erschienene Residenzkalender auf 1847 deutlich zu ersehen ist.

Mainz, 9. Jan.

Man hatte sich Anfangs sehr darüber gewundert, daß die hiesige Casino-Gesellschaft, deren Mitglieder durchweg dem gebildeten Stande angehören, dem Beispiele des Carnevals-Vereins in Abstellung aller Belustigungen für den Winter nicht gefolgt war, vielmehr Anordnungen für die üblichen Winterbälle getroffen. Jetzt hat man sich jedoch überzeugt, daß der bei weitem größte Theil der Gesellschaft entschlossen ist, freiwillig diesen Vergnügen zu entsagen. Als Beweis hierfür darf der Spivester-Ball gelten. Derselbe war sonst von allen Bällen der besuchte; diesmal aber hat die Zahl der auf demselben Anwesenden nicht viel über hundert betragen, und diese gehörten großentheils dem Militär- und Beamtenstande an. Der nächste Ball ist auf den 20. d. M. bestimmt, und man glaubt, er werde noch spärlicher besucht werden.

Mainz, 6. Jan. — (Eingef.)

Mit größter Spannung sehen die Actionäre, welche vor sechs Jahren behufs der Bildung des unter der Firma: Denninger und Consorten entstandenen „Schürfvereins" 24,000 Gulden einzahlten, der mehrjährig begehrten, demnächst zu erwartenden Rechnungsablage über die Verwendung dieser Summe und einer reichlichen Dividende um so sicherer entgegen, als derselbe nur von Männern, die, unterstützt von vielseitigen geognostischen Kenntnissen, von ihren Bohr- und Schürfversuchen ein sicheres günstiges Resultat schon im voraus erwarten durften, geleitet wurde.

Ein Actionär.

Frankfurt, 9. Jan.

Kommenden Samstag den 16. d. M. wird der Liederkranz zum Besten der Armen unserer Dorfschaften im Saale des Weidenbusches ein Konzert in der bekannten Form eines großen Liederkranzes veranstalten. Die durch die Zeitverhältnisse besonders drückende Lage der Armen läßt zuversichtlich erwarten, daß dieses Unternehmen eines recht günstigen Erfolges sich zu erfreuen haben wird.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Jan. (Zum Erstenmale): Anna von Oesterreich, Intriguenstück in 4 Abth., nach dem Roman des Alex. Dumas, frei für die Bühne bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 13. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Caspari und zum Erstenmale): Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 13. Mittwoch, den 13. Januar 1847.

Der wächserne Bankier.

Novelle. Nach dem Französischen des Paul Leval.

(Fortsetzung.)

Bage wußte recht wohl, was er that. Sobald der alte Diener sich entfernt hatte, bot er seine ganze Beredsamkeit auf, um Mistreß Lowter zu gewinnen; je außerordentlicher die Idee bei'm ersten Anblicke schien, um so weniger konnte man ihre Ausführung muthmaßen; der Verschwiegenheit des alten Toby war man sicher; Bage wollte die Geschäftsleitung im Stillen für den Wachsfiguren-Bankier übernehmen und Mistreß Lowter sollte sich der Unterzeichnung unterziehen. Etwas mußte sie dabei doch thun! Sie würde, sagte Bage, kein Falsum begehen, wenn sie die Handschrift ihres Mannes nachmache, da sie ja die Gewißheit habe, alle Verbindlichkeiten erfüllen zu können, die sie unter diesem Namen übernehme, der außerdem der ihrige sey. Auch werde der Sinn des Wortes „Erbschaft" nur ein klein wenig über das Gewöhnliche ausgedehnt.

Das sagte Bage, und noch vieles Andere; er wünschte so eifrig sein Ziel zu erreichen, daß er diesmal wirklich ganz geläufig sprach. Mistreß Lowter weigerte sich noch immer, bis endlich Bage aus Verzweiflung den Namen Anna's nannte; da widerstand die arme Mutter nicht länger.

Am nächsten Tage schon wurde der geheimnißvolle Schrank in Anspruch genommen; man legte der Figur einen Schlafrock an und setzte sie in einen Lehnstuhl. Da man sie auf diese Weise von außen nicht sehen konnte, so brach man die Wand ein, welche das Cabinet von dem Comptoir trennte und ersetzte sie durch eine nur wenig durchsichtige Glasthüre, durch welche man hindurch den Bankier wie in tiefem Nachdenken sitzen sehen konnte.

Bage hatte vollkommen richtig gerechnet; die Alberuheit der List hielt jedes Mißtrauen fern. Man hielt den Bankier nicht mehr für todt, sondern für halb verrückt, und das war eine der ersten Ursachen, welche dem Credit des Hauses schadete.

Eine andere noch schlimmere entstand aus den fortwährenden und ungeheuern Entwendungen, die sich Thomas Bage zu Schulden kommen ließ. Mistreß Lowter wurde sehr bald und sehr hart für ihre Schwachheit bestraft, dem Rathe eines solchen Menschen zu folgen. Als Chef des Hauses nahm er Alles an sich, verwendete nur einen ganz kleinen Theil zur Deckung der dringendsten Bedürfnisse, eignete sich selbst das Uebrige zu, verschob die Zahlungen und vernichtete so absichtlich und wohlbedacht den stärksten Credit, den jemals ein Geldmann durch seine wirkliche oder doch angenommene Rechtlichkeit begründet hatte. Peter Lowter hatte selbst bedeutende Summen aus dem Geschäfte genommen, aber immer da aufgehört, wo die Gefahr begann; Bage dagegen dachte bei sich: binnen einem halben Jahre will ich Millionair seyn, und hiernach handelte er. Der Bankier hatte sein Geschäft wie einen Wald behandelt, starke, aber doch geordnete Schläge ausgeführt, so daß die Einnahmen, welche die entstandenen Lücken immer wieder ausfüllten, seinen Sturz weit hinausschoben; Bage aber, der nichts zu schonen hatte, handelte wie ein Spekulant, der an einen Wald kommt; er rodete Alles aus und fällte die Bäume ohne Unterschied. Als die Million erlangt war, an deren Gewinnung Bage Alles gesetzt hatte, wurde er unersättlich und wollte eine zweite haben, hing sich also wie ein Polyp an das Herz des hinsterbenden Hauses, und nahm sich vor, erst am letzten Tage dasselbe loszulassen.

Mistreß Lowter konnte dieser Verwüstung Schritt für Schritt folgen. Abgesehen davon, daß Bage sich nicht die Mühe gab, sein Spiel insgeheim zu treiben, mußte ja auch die Wittwe durch ihre Unterschrift jeden Raub sanctioniren. Sie unterschrieb die Papiere und Bage strich den Betrag ein. Wenn sie aus Besorgniß um ihre Kinder einmal schüchtern sich zu weigern wagte, zählte ihr Bage unbarmherzig die Strafen vor, welche das englische Strafgesetzbuch gegen die Fälscher ausgesprochen hat.

„Meine werthe Dame," sagte er, „worüber beklagen Sie sich, Sie sehen ja, daß ich Sie schone."

Sechs Monate nach dem Tode des Bankiers trieb Bage die Unverschämtheit so weit, daß er Mistreß Lowter aus der eigenen Wohnung vertrieb, um sie für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Diese Wohnung stand, wie man weiß, mit dem Cabinet Lowters in Verbindung, und deshalb wollte Bage sie haben, um selbst für die Erhaltung des Pfandes seiner usurpirten Macht wirksamer sorgen zu können. Ueberdies fand er eine süße Genugthuung darin, die Frucht seiner Erpressungen in der eigenen Casse seines ehemaligen Herrn aufbewahren zu können.

Diese Casse, die so kostbar war, wie das gesammte Mobiliar, hatte ein sehr künstliches Schloß, was damals etwas noch Ungewöhnliches war. Nach dem Verschwinden Lowters hatte man eben so wenig den Schlüssel zu dieser Casse, als den zu jener geheimen Thüre finden können, durch welche er von seinen nächtlichen Ausflügen zurückzukommen pflegte. Diese Thüre war überhaupt ganz vergessen worden, da Niemand sie brauchte; die Casse aber wurde geöffnet, und der Mann, der sie verfertiget hatte, lieferte einen neuen Schlüssel dazu, den Bage nie aus seiner Hand gab.

Obwohl nun dieser ehemalige Diener des Hauses sein Werk unbarmherzig fortsetzte, so hegte er doch seit langer Zeit schon für Miß Anna Lowter ein Gefühl, das wenigstens das ganze Feuer der Liebe, wenn auch ohne die andern Eigenschaften derselben besaß. Diese Leidenschaft steigerte seine Habsucht noch mehr, statt, wie man wohl hätte erwarten können, ihn nachsichtig und mitleidig gegen seine Opfer zu stimmen. Er ließ sich selbst vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, indem er keineswegs die Hoffnung hegte, sich durch sich selbst Liebe zu erwerben, und jedesmal, wenn er Mistreß Lowter wiederum einen Theil ihres Vermögens entriß,

Digitized by Google

glaubte er ihr auch einen Weg[illegible] zu entziehen. Als er die Million beisammen hatte, ging er mit der Sprache heraus, wurde aber mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

„Sie haben noch zu viel," dachte er bei sich, „und ich habe noch nicht genug."

Seine Casse füllte sich von neuem mit Geld und Papieren, und während das Haus Lowter unter der Last des wachsenden Creditmangels zu wanken begann, erneuerte Bage seinen Antrag, aber mit keinem bessern Erfolge.

Als ob das Haus noch nicht Elemente genug zum Untergange in sich trage, verbreitete sich jetzt plötzlich das Gerücht, Herr Lowter sey nicht todt, sondern geisteskrank. Das war der Todesstoß; alle Handelsfreunde zogen ihre Gelder zurück, und das Haus sah sich genöthiget, seine Zahlungen einzustellen. Um nichts zu versäumen, schickte man Commis in's Ausland mit dem Auftrage, alle Außenstände einzuziehen, aber auch dieses Hülfsmittel war größtentheils ein täuschendes.

Bage wählte diesen schlimmsten Augenblick, um seine Hand nochmals anzutragen. Diesmal glaubte er fest an den Sieg. Wir wohnten indeß dem Auftritte bei, in welchem Mistreß Lowter seinen Anmaßungen ihr Recht widerfahren ließ. Dieser unerwartete Ausfall erfüllte sein Herz mit Wuth, und er hielt den Bettelstab für eine noch nicht genügende Rache einer so blutigen Beleidigung; er drohte deshalb der armen Frau, welche die Zukunft ihrer geliebten Tochter gegen ihn zu vertheidigen wagte. Leider war Bage der Mann, seine Drohung wahr zu machen, so gehässig sie auch war.

„Ich besitze drei Millonen," sprach er bei sich, als er Mistreß Lowter verließ, „und bin deshalb ohne Zweifel im Vortheile. Gott möge mich strafen, wenn ich Jemand erlaube, einem Manne wie ich bin, ein Nein zu sagen."

Als er in sein Zimmer zurückkam, glaubte er ein ungewöhnliches Geräusch in dem Cabinet seines ehemaligen Prinzipals zu hören. Er eilte dahin; das Cabinet war leer, aber als er nach seiner Gewohnheit einen Blick in seine liebe Casse werfen wollte, drehete er vergebens den Schlüssel in dem Schlosse hin und her, es war nicht zu öffnen.

„Was heißt das?" flüsterte er erbleichend. „Sollte Jemand darin gewesen seyn? Aber nein, das ist nicht möglich . . . Ich selbst muß das Schloß verdorben haben . . . gleich morgen will ich es wieder in Ordnung bringen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Kolonie für junge Sträflinge.

(Vom Rhein, 7. Jan.) In einer Berliner Zeitung klagt Jemand, daß ein zwölfjähriger Knabe wegen Falschmünzerei zu zehn Ruthenhieben und vierwöchentlichem Gefängniß verurtheilt worden sey, da seine That wohl kaum den Namen eines Verbrechens verdiene. Es wird hinzugefügt, was jetzt noth thue, sey, den Begriff des Verbrechens in engere Gränzen einzuschließen, denn die meisten Verbrechen seyen auf dem Wege der Bildung und sittlichen Hebung allein aufzuheben. Es thut etwas Anderes mehr Noth. Die Erziehung wird allerdings die Zahl der Verbrechen vermindern, das materielle Wohlseyn wenigstens eben so sehr. Aber immer wird auch trotzdem gegen das Gesetz gesündigt werden und eine solche Sünde straflos lassen, geht nicht an, da die Gesellschaft schwerlich sonst bestehen könnte. Aber die Menschen sind einmal nicht gleich gebildet und wenn dies zu erreichen ist, so gehört wenigstens noch eine ganz geraume Zeit dazu. Es kommt also darauf an, für die jetzigen Verhältnisse zu sorgen. Hat jener Knabe etwas Strafwürdiges gethan, so konnte ihm die Strafe nicht erlassen werden; was erforderlich war, ist vielmehr, dahin zu trachten, daß diese Strafe nicht schädlich auf seine Zukunft einwirke. Unser jetziges Zuchthauswesen macht nicht selten die angehenden Verbrecher zu ausgebildeten und wenn man noch streitet, ob die einsame Absperrung ein Vorzug oder ein Uebel, so kann wenigstens darüber kein Zweifel seyn, daß die jetzige Behandlung der jugendlichen Verbrecher noch Alles zu wünschen übrig läßt. Es mag schwer seyn, erwachsene Verbrecher zu bessern, es kann aber nicht schwer halten bei der Jugend, und hier ist um so mehr Pflicht, Alles aufzubieten, als der entlassene Sträfling noch ein ganzes Menschenleben vor sich hat, der Gesellschaft zu nützen. Was bei uns fast überall in dieser Beziehung geschieht, ist durchaus mangelhaft. Massenweise in enge Räume eingesperrt, zur Arbeit durch Zwang angehalten, gehört es zu den Ausnahmen, wenn eine wirkliche Besserung erreicht wird. Die Strafhäuser für die Jugend sind Zucht-, nicht Besserungs-Anstalten; für die Jugend aber sollte es entschieden das Gegentheil seyn. Es ist begreiflich, daß an solchen jugendlichen Sündern der Fluch der Verurtheilung kleben bleibt, daß er sie in ihren zukünftigen Bestrebungen verfolgt und sie zur Sünde zurückführt. Man hat dies zuerst in Frankreich eingesehen und auf Abhülfe gedacht. Der Staat ist nicht eingeschritten, aber edle Menschenfreunde haben es gethan und einen hohen Lohn geerntet, denn ihre Bemühungen sind vom schönsten Erfolge gekrönt worden und haben überall die vollste Anerkennung gefunden. Mehrere Menschenfreunde sind dort auf den Gedanken gekommen, Kolonien für junge Sträflinge zu errichten und durch liebevolle Führung, durch gesunde Arbeit und durch Weckung des Ehrgefühls die Keime des Verderbens zu ersticken und aus den Kandidaten der Bagno's nützliche Bürger zu erziehen. Eine solche Kolonie wurde unter andern vor zehn Jahren in St. Quevilly bei Rouen von einem Hrn. Lecointe errichtet. Es liegt uns ein Bericht darüber vor, in welchem es heißt:

Hr. Lecointe, ein Mann von seltnen Verdiensten und großer Hingebung, hat sich viele Mühe gegeben, von dem Präfekten des Departements die Erlaubniß zu seinem philanthropischen Plan zu erlangen: dieser meinte, es sey ein Hirngespinnst! Jedoch ward ihm nach vielen Versuchen bewilligt, neun verhaftete Kinder aufzunehmen, zu ernähren und zu erziehen; er beschäftigte sie im Gemüse- und Obstgarten, und gab ihnen Unterricht im Leser, Schreiben und Rechnen. Kurze Zeit nachher wurde ein zehnter Sträfling in die Kolonie geschickt. Dieser, der in dem Gefängniß von Bicetre in Rouen eine Summe von 500 Fr. entwendet hatte, hatte nur die Gunst nachgesucht, nach Quevilly geschickt zu werden, um daselbst Gelegenheit zum Entwischen zu finden. Dies gelang ihm sehr schnell. Sobald Hr. Lecointe es bemerkte, rief er seine neun alten Zöglinge zusammen und fragte sie, ob sie den Flüchtling verfolgen wollten. Alle neun begaben sich auf den Weg, durchstreiften die Umgegend und kehrten nach einer langen Exkursion Alle in die Kolonie zurück. Von den Grundsätzen der Ehre durchdrungen, die man ihnen eingeflößt hatte, konnten sie das ihnen geschenkte Vertrauen nicht mißbrauchen und hatten sich als Gefangene auf Ehrenwort betrachtet. Dies Ereigniß besiegte alle frühern Vorurtheile; die Obrigkeit machte große Augen und die Anzahl der Kolonisten wurde bedeutend vermehrt. Sie besteht jetzt aus 75 und wird bald auf 100 steigen. Die Kinder tragen beim Eintritt in die Kolonie eine graue Blouse, und Beinkleider, deren Hälfte grau, die andere blau ist. Dieser Anzug, woran man sie sehr leicht erkennt, macht den neuen Ankömmlingen das Entwischen schwer. Sobald ihre gute Aufführung es erlaubt, werden die Beinkleider durch einfach graue ersetzt. Doch bemerkt man immer mehrere Kinder mit rothen und blauen und einige mit gelbem Kragen. Die ohne Kragen haben sechs Monate lang keine böse Note bekommen und sind auf der Rehabilitationstafel eingeschrieben; sie haben das Recht in die Stadt zu gehen und können ein Ehrenamt erhalten. Diejenigen, die einen

Digitized by Google

rothen Kragen tragen, haben zwei Monate lang keine böse Note gehabt; sie stehen auf der Belohnungstafel und haben, wie die Vorhergehenden, das Recht, ihre Chefs zu wählen und die Straf-Jury zu bilden. Die mit blauen Kragen haben im Lauf des Monats weniger als fünf böse Noten bekommen und stehen auf der Prüfungstafel. Der gelbe Kragen endlich zeigt an, daß man in einem Monate mehr als fünf böse Noten gehabt hat und auf der Straftafel steht. Strafen sind selten und haben fast immer irgend einen Schelmenstreich zum Grunde, der überall, außer in einer Strafanstalt, sehr verzeihlich seyn würde. Körperliche Strafen sind untersagt. Die Kinder wählen selbst ihre Chefs, und die Gerechtigkeit wird durch eine Jury gehandhabt, die aus solchen besteht, die sich durch Fleiß und gute Aufführung ausgezeichnet haben. So entwickelt man bei ihnen das Gefühl der Würde und der Gerechtigkeit, und die Achtung vor Verordnungen, zu deren Ausführung sie einberufen sind oder werden können. — Wenn wir das Etablissement besuchen, so finden wir in einer kleinen Küche einen Kessel, worin eine einzige Frau, von zwei Kindern unterstützt, die Suppe für 75 starke Esser bereitet. Die Tische und Bänke des Speisesaals, sowie alle andern Möbeln des Hauses sind von Sträflingen verfertigt. Wenn wir in die Schreiner- und Zimmerwerkstätte treten, so sehen wir Diejenigen, welche diese Handwerke abwechselnd mit den landwirthschaftlichen Arbeiten ausüben, Weberschiffchen für die Indienne-Fabriken, Schiebkarren und sonstige Geräthschaften verfertigen. Ueberall feuert der beste Wille an. Und wie sollte es anders seyn? Wer an einem Rad arbeitet, das einen Theil des Schiebkarrens ausmacht, den er morgen führen wird, hat natürlich das größte Interesse dabei, daß es gut ausfalle. Und dann mischt sich auch der Ehrgeiz ein. Um bei den nächsten Wahlen einen Ehrengrad zu erlangen, muß man doch denen, deren Chef man gern seyn möchte, Beweise seiner Fähigkeit gegeben haben. Aus denselben Gründen machen die Schmiede und Schlosser so schöne Haken und Schaufeln. Der Stall enthält bis jetzt nur 3—4 Kühe, die der Sorgfalt eines der jüngsten und besten Knaben anvertraut sind. Derselbe Gefangene ist beauftragt, in der Stadt die Milch und Gemüse zu verkaufen, und täglich bringt er Pferd und Karren zurück und liefert das eingenommene Geld pünktlich ab. Neulich entfloh einer der größten der jungen Sträflinge von St Quevilly aus der Kolonie. Man konnte, der thätigsten Nachforschungen ungeachtet, seine Spur nicht auffinden, als am 27. April der kleine Milchverkäufer in einer Straße von Rouen den Flüchtling entdeckte. Sogleich läßt er Pferd und Karren stehen, läuft auf den großen Knaben zu, ergreift ihn bei den Kleidern und fordert ihn auf mit ihm in die Kolonie zurückzukehren. Der Andere, der ohne Zweifel die Langeweile seines Vagabundenlebens mit den Annehmlichkeiten des Aufenthalts in der Kolonie vergleicht, steigt ohne Schwierigkeiten in den Karren und ist eine Stunde später wieder im Etablissement. In einem schönen Schulsaal, dessen Lehrstuhl, Fußboden und Tische gleichfalls das Werk der Kolonisten sind, halten Hr. Lecointe und sein Sohn für Diejenigen, die schon lesen und schreiben können, einen Kursus der Geometrie, der auf Künste und Handwerke angewendet wird, und Vorlesungen über Beschneiden der Bäume. Donnerstags haben diese Zöglinge auch noch einen Zeichnenkursus. Auch der Musikunterricht wird in Quevilly als Besserungsmittel angewendet. An jede Seite des Schulzimmers stößt ein Schlafsaal von 50 eisernen Betten, der, reingehalten und wohl gelüftet, für die gefangenen Kinder einen eigenthümlichen Kontrast gegen die übelriechenden durchräucherten Winkel bildet, worin in der Freiheit, wie überall die Kinder der Arbeiter, nach 13stündiger Arbeit in der drückenden Atmosphäre der Werkstatt, die Ruhe suchen. Ich habe einige dreißig Kolonisten beschäftigt gesehen, ein Stück Wald urbar zu machen. Das ist gewiß eine mühsame, an und für sich nicht anziehende Arbeit. Und doch waren sie von ganzem Herzen und mit dem größten Eifer dabei, obgleich kein Aufseher zugegen war, um die Arbeiter mit Stockprügeln anzutreiben. Aber man arbeitet so leicht im Verein mit Vielen; und die, welche dieses Land bebauen, sind, so zu sagen, die Pächter, sie werden ja die Früchte ihrer Arbeit einärnten. Es gilt einen Grad zu erlangen; es ist ein wahres Wettrennen. Das sind die Folgen von Erweckung des Ehrgeizes und des Enthusiasmus. Dank der Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen, auf dem Felde, in der Schule und in der Werkstatt, sind sie alle gesund, frisch und stark und ruhen bei einer Arbeit von der andern Arbeit aus. Zum Schlusse muß ich noch sagen, daß die Kolonie von St. Quevilly sich landwirthschaftliche und industrielle Kolonie nennt, und nicht Straf-Kolonie, wie die von Mettray; daß Madame Lecointe alle die Lobeserhebungen verdient, die ihr kürzlich der Präfekt über ihre Hingebung und aufopfernde Sorfalt für ihre Adoptivkinder, ertheilte; daß die jungen Kolonisten wie Kinder vom Hause, nicht wie Verurtheilte, behandelt weeden: daß sie wohlmeinenden Rath, Aufmunterung, und eine Freundeshand finden, die sie von dem bösen Wege abzieht, auf den sie gerathen waren, daß die Arbeit, zu der sie gezwungen werden, ihnen fast anziehend gemacht wird, und daß man sie erzieht und bessert, ohne sie zu strafen. Ein solches Institut ist gewiß ein Werk der reinsten Menschenliebe, und doch hat man es schon Demjenigen zum Vorwurf gemacht, der seine Mission so wohl begriffen hat, daß er die Kinder, die sich vergangen haben, gegen die armen Kinder begünstige. Indem wir der Idee, Kolonien für die Kinder der armen Klassen zu begründen, unsern vollen Beifall zollen, glauben wir dennoch, daß den jungen Sträflingen, die doch auch zu der armen Klasse gehören, der Vorzug gebühre, nicht allein wegen ihres gränzenlosen Elends, sondern mehr noch wegen der namenlosen Uebel, womit die Gesellschaft bedroht ist, wenn man sich nicht bemüht, sie von der Bahn des Lasters und Verbrechens abzuziehen.

Dazu läßt sich schwer etwas hinzufügen, außer dem Wunsch, dies Beispiel möge recht bald auch in Deutschland Nachahmung finden, es möge sich auch bei uns ein Menschenfreund finden, welcher eine schöne Aufgabe seines Lebens in der Erreichung eines solchen Zweckes sucht und als nachahmenswerthes Muster Andern vorleuchtet. (Aachn. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Gesänge der Mädchen nach ihrem Alter.

Vom 12. bis zum 14. Jahr: „Juhei! Juhei! Es blüht der Mai" ꝛc.
Vom 14. bis zum 16. Jahr: „Blühe, holdes Veilchen" ꝛc.
Vom 16. bis zum 18. Jahr: „Reich mir die Hand, mein Leben, komm' in mein Haus zu mir!"
Vom 18. bis zum 20. Jahr: „Ach wenn sie ewig grünen bliebe die schöne Zeit der jungen Liebe."
Vom 20. bis zum 25. Jahr: „Nun, es wird sich doch nicht trüben, wenn ich auf der Aussicht bin?"
Vom 25. bis zum 30. Jahr: „Zu Hülfe! zu Hülfe! sonst bin ich verloren!"
Vom 30. bis zum 40. Jahr: „Ich hab' mein' Sach' auf Gott gestellt!" ꝛc.
Vom 40. bis zum 50. Jahr: „Ach, wie nichtig! Ach, wie flüchtig!"
Vom 50. bis zum 60. Jahr: „Ich bin müde, mehr zu leben!"
Vom 60. bis zum 70. Jahr: „Soll ich leben, soll ich sterben?"
Vom 70. bis zum 80. Jahr: „Komm' o Tod, des Schlafes Bruder!"

Digitized by Google

(Graubünden.) Bei einer Feuersbrunst in Davos ereignete sich ein schöner Zug mütterlichen Heldenmuthes. Die Hausmutter war beim Ausbruch des Feuers abwesend; herbeigerufen, findet sie schon Stube und Kammer in lichten Flammen. Sie läßt sich nicht hindern, mitten durch die Flammen zu ihren Kindern zu dringen. Bald darauf vernahm man einen Schrei und einen Fall. Ein Kind in jedem Arme, so hatte sich die Mutter aus dem Fenster gestürzt. Aber das dreijährige Mädchen wurde todt aufgehoben, der anderthalbjährige Knabe schrie einige Mal und verschied, die Mutter liegt ohne Hoffnung darnieder.

Leider greift das böse Nervenfieber im Grabfeld und in andern Gegenden immer weiter um sich. In dem Marktflecken Behrungen liegen von 600 Einwohnern noch 160 darnieder; gestorben sind bis jetzt 24, so daß an manchem Tag mehrere Leichen begraben wurden. Um die Leute nicht noch mehr zu ängstigen, ist das dort am frühen Morgen des Begräbnißtages übliche Todtenläuten eingestellt worden.

Korrespondenz.

Berlin, 6. Jan.

Der Verein für deutsche Statistik.

Die hiesigen Mitarbeiter an der „Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik" hatten sich heute zahlreich versammelt, um die erforderlichen Beradredungen über die Einrichtung der Zeitschrift zu treffen. Der D. Freihr. von Reden berichtete über Das, was bisher von ihm für die Zeitschrift gethan sey und über die Erfolge. Derselbe bemerkte unter Andern Folgendes: Von dem Circulare seyen seit October fast 1300 und von dem Prospecte des Inhalts der Zeitschrift etwa 760 Exemplare durch ganz Deutschland verbreitet. An die Regierungen, an die Universitäten, an alle Vereine, denen die Statistik nöthig sey, an die Handelskammern, an alle größeren politischen Blätter, an die Redactionen der landwirthschaftlichen, gewerblichen, commerciellen, staats- und volkswirthschaftlichen Zeitschriften, an alle bedeutende Buchhandlungen, an eine Menge von Privatpersonen u. s. w., sey durch die Post Mittheilung davon gemacht; 7 Ständeversammlungen seyen um Förderung ersucht worden. Von den 38 Regierungen des deutschen Bundes hätten 8 durch Zeichnung von Exemplaren die Zeitschrift gefördert; von den 26 deutschen Universitäten hätten 2 sich betheiligt; von nahe an 1700 deutschen Vereinen solcher Art, denen die Statistik als Haupt- oder Hülfswissenschaft unentbehrlich scheine, hätten 7 Exemplare der Zeitschrift begehrt; von den politischen Blättern und Zeitschriften hätte nicht voll ein Zehntheil den Verein der Erwähnung werth gehalten, nur ein Dutzend von allen periodischen Blättern hätten ein lebhaftes thätiges Interesse dafür gezeigt; von den sämmtlichen Vertretern der industriellen und commerciellen Interessen hätten 2 zur Abnahme sich gemeldet; von den Mitgliedern der um ihre Beihülfe angesprochenen deutschen Ständeversammlungen aber hätte (so weit solches aus den Anmeldungen zu beurtheilen) Niemand die Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik verlangt. Durch die vorgedachten unausgesetzten Bemühungen, ferner durch etwa 460 dringend empfehlende Privatschreiben und nachdem etwa 307 Rthlr. Porto verausgabt worden, sey bewirkt, daß am 1. d. Mts. 121 Exemplare der Zeitschrift bestellt seyen, während (nach den vorgelegten speciellen Berechnungen) der Absatz von mindestens 554 Exemplaren allein zur Deckung der Kosten erforderlich sey. Jene 121 Exemplare vertheilten sich folgendergestalt: Wien 5, Berlin 28, übriges Preußen 25, Bayern 5, Würtemberg 2, Kurhessen 5, Königreich Sachsen 3, Hannover 10, Braunschweig 2, Oldenburg 9, Mecklenburg 5, Anhalt 2, Schwarzburg 1, Reuß 2, Hamburg 3, Bremen 3, Frankfurt a. M. 7, außerhalb Deutschland 4. — Freihr. v. Reden bemerkte ferner: In Deutschland befänden sich nach möglichst genauen Ermittlungen etwa 339 Schriftsteller aus den Fächern der Statistik, Staats- und Volkswirthschaft. An 210 derselben habe er selbst geschrieben, um ihre thätige Theilnahme für die Zeitschrift anzuregen; nur 95 hätten die Briefe beantwortet; unter diesen hätten 73 sich bereit erklärt, der Zeitschrift regelmäßig oder gelegentlich Beiträge zufließen zu lassen. Nachfolgende statistische Zusammenstellung weise die Betheiligung der einzelnen deutschen Staaten nach:

	Als Schriftsteller bekannt sind	Geschrieben ist an	Geantwortet haben	Betheiligung haben zugesagt
in Oesterreich	46	21	12	8
Berlin	34	31	24	21
im übrigen Preußen	37	28	10	7
in Bayern	24	8	4	2
Würtemberg	18	6	3	2
Baden	17	8	2	2
Hessen, Großherzogth.	11	6	3	3
Hessen, Kurfürstenth.	12	10	3	3
Sachsen, Königreich	24	15	7	5
Thüringische Staaten	22	18	3	2
Hannover	25	18	7	4
Braunschweig	11	8	2	2
Oldenburg	6	4	2	2
Mecklenburg	11	10	4	2
Holstein-Lauenburg	9	3	0	0
Luxemburg, Limburg	1	1	0	0
Nassau	4	3	2	1
Fürstenthümer Deutschlands	8	6	1	1
Freie Städte	19	6	6	6
Zusammen	339	210	95	73

Hr. v. Reden wollte zwar keineswegs die Behauptung wagen, daß die mitgetheilten Zahlenergebnisse der Betheiligung an der Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik, (als Freunde, als Abnehmer und als Mitarbeiter) zugleich den Maßstab der patriotischen Gesinnungen der Vereine, periodischen Blätter und Schriftsteller abgeben könnten. Das würde man sofort eine durchaus unrichtige Folgerung nennen, denn die 1700 Vereine seyen ja zur Förderung heimischer Interessen gestiftet und die Presse, wie die Schriftsteller sprächen und schrieben ja täglich für das theure Vaterland. Allein so viel sey wohl nicht abzuleugnen, daß es den Vereinen und den deutschen Patrioten an Geld gefehlt haben müsse selbst zur Unterstützung eines Unternehmens von anerkannt höchster praktischer Wichtigkeit für unser Heimathsland. Ohne Geld sey aber die Zeitschrift nicht herzustellen und es werde daher wohl nichts Anderes übrig bleiben, als den Plan derselben zu den vielen andern verunglückten deutsch-patriotischen Projecten zu legen. Hr. v. Reden wünschte aber dessenungeachtet die Berathung über die Einreichung der Zeitschrift, weil er die Absicht habe (auf seine Gefahr und Kosten, falls die erforderlichen Abnehmer sich nicht noch nachträglich fänden), die für die Zeitschrift bereits gearbeiteten Artikel zu veröffentlichen. Sodann habe allerdings die Sache ein Ende. Die versammelten Mitarbeiter gingen auf die Einzelberathung ein und es stellte sich dabei namentlich heraus, daß der Preis der in 12 Heften jährlich ungefähr zu liefernden 72 Bogen größtes Octav (vorzüglich wegen der Schwierigkeit des Satzes und dem eine ungewöhnlich große Menge Manuscript verbrauchenden Format) nicht niedriger als 9 Rthlr. zu setzen sey, wovon überdies die Kasse der Zeitschrift nur 6 Rthlr. empfange, weil 3 Rthlr. für die Kosten des Debits abgingen. Auch kam zur Sprache, daß, falls das Blatt „eine Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik" genannt werde, es dazu einer formellen Legitimation bedürfe. Man einigte sich dahin, daß — so lange der Verein nicht durch ganz Deutschland organisiet und mit einem Central-Vorstande versehen sey — es am angemessensten erscheine, die bereits gebildeten Vorstände der Zweigvereine um die Ermächtigung zu ersuchen: die Zeitschrift unter obiger Bezeichnung als Organ des Vereins hier heraus zu geben. Endlich schien zweckmäßig, daß die Leitung der Zeitschrift, unter Beirath der hiesigen Mitarbeiter, vorläufig von dem Freihrn. v. Reden geschehe.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Jan. (Zum Erstenmale): Anna von Oesterreich, Intriguenstück in 4 Abth., nach dem Roman des Alex. Dumas, frei für die Bühne bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 13. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Caspari und zum Erstenmale): Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 14. Donnerstag, den 14. Januar 1847.

Der wächserne Bankier.

Novelle. Nach dem Französischen des Paul Feval.

(Fortsetzung.)

III.

Am andern Tage hatte Thomas Bage das Schloß vergessen, weil er die ganze Nacht hindurch über Racheplänen gebrütet. Sobald er aufstand, wollte er sich zu Mistreß Lowter begeben, um sie zum letztenmale aufzufordern.

„Wenn sie hartnäckig bei ihrer Weigerung bleibt," dachte er, „so wird das Gericht die Entwickelung der Komödie übernehmen, und ist die werthe Dame einmal im Gefängnisse, so wollen wir doch sehen, ob sich ihre Tochter lange bitten läßt, Frau Bage zu werden."

Ehe er sich auf den Weg machte, warf er noch einen Blick in das Cabinet Lowters. Die Wachsfigur befand sich noch da, ein schreckliches Zeugniß gegen die Wittwe, wenn Bage zum Aeußersten griff. Er schloß die Thüre zu, um sich dieses wichtigen Beweises der Schuld zu versichern, und ging die Treppe hinauf.

Fast in demselben Augenblicke kreischte das Holzgetäfel des Cabinets leicht, die geheime Thüre bewegte sich in ihren eingerosteten Angeln, und zwei Männer traten durch dieselbe ein.

„Ich kann meinen armen Augen kaum trauen," sagte der eine mit leiser bebender Stimme; „ist es möglich, daß Sie wieder von den Todten auferstanden sind?"

Herr Lowter — denn er war es — legte einen Finger auf den Mund und der alte Toby unterbrach die lauten Aeußerungen seiner Verwunderung. Nachdem er sich versichert hatte, daß das Zimmer Bages leer sey, trat der Bankier wieder zu Toby und sagte, indem er auf die Wachsfigur zeigte:

„Das begreife ich; aber nun erkläre mir auch das Uebrige."

Toby wußte so ziemlich alles, was in dem Hause voeging, und erzählte die Mannöver Bages, so wie das traurige Resultat derselben. Der Bankier konnte einen Ausruf des Zornes nicht unterdrücken, als er von der Zahlungseinstellung hörte.

„Hier liegen die Mittel, die Zahlung wieder aufzunehmen," sagte Toby, indem er auf die Kasse zeigte.

Lowter schüttelte den Kopf.

„Drei Millionen?" sagte er. „Was sind ohne das Vertrauen der Handelswelt für das Haus Lowter drei Millionen?"

Er nahm einen Schlüssel aus der Tasche und wollte die Casse öffnen, aber der Schlüssel Bages war mit verdrehetem Barte in dem Schlosse geblieben. Da glättete ein unbemerkliches Lächeln die Stirn des Bankiers.

„Er ist da gewesen," flüsterte er, „ich that wohl daran, meine Vorsichtsmaßregeln zu beauchen."

Dann wendete er sich an den alten Diener und setzte hinzu:

„Dieser Bage ist ein kühner Spitzbube; aber er soll bestraft werden. Durch wen ließ er meine Unterschrift nachmachen?"

Toby nannte ganz leise den Namen der Mistreß Lowter, und wenn das Gesicht des Bankiers nicht eine Art unbeweglicher und stummer Maske gewesen wäre, würde es in diesem Augenblicke sicherlich die unangenehmste Täuschung ausgedrückt haben. Nach einer Pause winkte er Toby, sich zu entfernen.

Es war der zweite Besuch, den Peter Lowter in seinem Cabinet machte. Er hatte bei seiner Flucht absichtlich oder zufällig den Schlüssel zu der geheimen Thüre und den Schlüssel zu seiner Casse mitgenommen. Am Abende vorher war er in London angekommen und ganz in der Stille in sein Cabinet gegangen. Auf der Reise von Dover nach London hatte er sich aus dem Gespräche der Reisenden überzeugen können, daß Stevenson ihn nicht getäuscht hatte, denn nach Allem, was er hörte, war der Credit des Hauses erschüttert und er selbst galt für geisteskrank. Nichts desto weniger hoffte er noch immer, da er seine Casse wohl gefüllt fand. Um auf jeden Fall gesichert zu seyn, änderte er schnell an dem Schlosse etwas, und dies hinderte Bage, dasselbe zu öffnen.

In dieser kritischen Lage war der Geist des Bankiers plötzlich wieder erwacht, und er hatte sich vorgenommen, das Gebäude seines Credits, so zerrüttet es auch seyn möge, wieder aufzuführen. Dieser Vorsatz gab ihm seine ganze sonstige Energie wieder. Der Mann mit dem Spleen und den Selbstmordgedanken verschwand plötzlich, und an seiner Statt erschien der kühne Spekulant, dessen klug berechnete Kühnheit sonst das Glück ihm unterthan gemacht hatte.

Die Erzählung Toby's mußte freilich seine Hoffnung in Muthlosigkeit umwandeln. Es handelte sich nicht mehr darum, einen wankenden Credit zu stützen; es war ein gestürztes Haus wieder aufzurichten; je größer und gewaltiger dieses Haus gewesen, um so schwerer hatte sein Fall seyn müssen, um so unmöglicher war die Wiederaufrichtung. Lowter ging mit großen Schritten in seinem Cabinet auf und ab; Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und zum erstenmale in seinem Leben brachte die schreckliche Unruhe seines Herzens Feuer in sein Blut, so daß sein Auge blitzte.

„Und der Fälscher ist nicht Thomas Bage!" sprach er bei sich. „Sogar die Rache, Alles entgeht mir auf einmal; der Elende ist vor den menschlichen Gesetzen gesichert."

In dem anstoßenden Zimmer entstand in diesem Augenblicke ein Geräusch. Der Bankier griff nach seinen Pistolen und eilte nach der Thüre zu. Bei seiner großen Aufregung würde er jetzt vor keiner Gefahr und vor keiner That zurückgewichen seyn, wäre er mit Bage allein gewesen. Schon erhob er den Fuß, um die Glaswand einzustoßen, als er die Stimme seiner Frau vernahm.

„Erbarmen!" sprach sie flehentlich; „im Namen Gottes bitte ich um Erbarmen."

Digitized by Google

„Und ich," antwortete Bage mit verächtlicher Ruhe, „ich bitte um die Hand der Miß Anna."

Peter Lowter hielt sein Ohr an das Schloß; die Aufbrausung war vorüber; sein phlegmatisches Gesicht hatte seine Unbeweglichkeit wieder erlangt.

„Hören Sie mich an, meine werthe Dame," sagte Bage weiter. „Die Sache ist höchst einfach, und mein Vorsatz steht unwiderruflich fest. Sie thun entweder, was ich verlange, oder ich zeige Sie sofort als Fälscherin an. Ich habe Gott sey Dank einen Beweis, den das Gericht nicht zurückweisen wird."

„Die Wachsfigur!" dachte Lowter, dessen Gesicht sich plötzlich aufheiterte.

Mistreß Lowter faßte den Arm Bages und sprach in Thränen: „Ich kann nicht . . . Hören Sie mich, Thomas, ich kann nicht. Als es sich nur um Geld und Credit handelte, habe ich Sie gewähren lassen, aber das Glück meiner Anna, meines armen Kindes, kann ich nicht opfern . . ."

„So lassen Sie mich los, meine werthe Dame; ich gehe auf der Stelle zum Richter."

Das Geräusch hörte auf, Bage hatte sich entfernt. Peter Lowter richtete sich wieder auf; er konnte seine Freude kaum mäßigen.

„Ich habe entschieden nur im Spiele Unglück."

Der alte Toby, der immer auf der Lauer stand, war in der Nähe, um Mistreß Lowter beizustehen, die ihre Angst und Furcht nicht ertragen konnte. Als er sie in ihr Zimmer geführt oder vielmehr getragen hatte, wollte er wieder zu dem Bankier gehen. Die geheime Thüre war von innen verschlossen und Toby eilte verzweiflungsvoll wieder zu dem Zimmer Bages. Durch das Schlüsselloch desselben konnte er sehen, daß das Cabinet leer war; nur die Wachsfigur befand sich an ihrer Stelle.

„Gott sey uns gnädig!" flüsterte der alte Diener. „Der Einzige, der uns helfen könnte, verläßt uns."

Mistreß Lowter war in ihrem Zimmer von ihren Kindern umringt, und auch Stevenson, der zurückgekommen, befand sich bei ihr. Die arme Frau konnte vor Thränen kein Wort sprechen. Anna wußte von nichts, und wagte es auch nicht, ihre Mutter zu fragen. Stevenson sprach ihr ungeschickt, aber gut gemeint Trost zu, und da er halb und halb errieth, daß Bage die Ursache dieses Schmerzes sey, erbot er sich, ihn im Duell oder sonst wie zu beseitigen. Der alte Toby endlich sah betrübt dieses Trauerbild an und wiederholte unablässig bei sich:

„Gott sey uns barmherzig! Wenn er nur gewollt hätte . . ."

Es gab in Orfort Street ein peinliches Aufsehen, als man einen Beamten in das Haus Lowters gehen sah. In England, wo die Handelssympathien übermäßig ausgebildet sind, empfindet man immer den Sturz eines großen Hauses sehr lebhaft; ist dieser Sturz gar von heftigen Symptomen begleitet, so wird die Theilnahme allgemein; es sammelt sich eine Menschenmenge vor dem Hause, als erwarte man die Leiche jenes phantastischen Wesens, das man Credit nennt, in einem Sarge herausbringen zu sehen.

Hier erhielt die Entwickelung eine dramatische Wendung. Das Haus hatte sich längst gesenkt, aber der Chef war doch noch immer, wenn er auch geisteskrank geworden, in den Augen des Publikums ein ehrlicher Mann geblieben. Was hatten die Constables und die Beamten in dem Hause zu suchen? Wäre es nicht besser gewesen, den Sterbenden im Frieden ausathmen zu lassen?

So dachten etwa hundert Neugierige aus allen Klassen, die vor der Thüre des Hauses Lowters standen. Bage hatte unterdeß die Gerichtspersonen hineingeführt. Er gelangte jetzt in das erste Stockwerk und hieß die Angestellten, die da arbeiteten, sich entfernen.

(Schluß folgt.)

Das Museum in Frankfurt a. M.

Es ist genugsam bekannt, daß es dem Museum, welches nun seit etwa vierzig Jahren besteht, besonders während des letzten Decenniums an Rathschlägen und Verbesserungsplänen aller Art nicht gefehlt hat. Jung und Alt, Gelehrte und Ungelehrte, Berufene und Unberufene, Wohlmeinende und Uebelwollende, Satyriker und ruhige Beschauer haben sich vernehmen lassen und man könnte gewiß ein paar Bände mit diesen Expectorationen füllen. So unangenehm dies der Verwaltung des Museums mitunter gewesen und obwohl es manches Aergerniß veranlaßt haben mag, so hat es doch im Ganzen sein Gutes gehabt, denn die öffentliche Besprechung ist nöthig, damit die Wahrheit gefördert und das rechte Verhältniß herausgestellt, damit der Schlendrian entfernt und das frische Leben wach gehalten werde. Prüfet Alles und das Beste behaltet! So manchen schönen Genuß wir unserm Museum verdanken, so manches Gehaltlose und Unwürdige hat sich beigedrängt, und so viel bleibt gewiß, daß es seine höchste Aufgabe noch nicht erreicht hat. Auch gegenwärtig spricht man wieder von einer Reorganisation dieser Anstalt und steht eine Generalversammlung ihrer Mitglieder laut öffentlicher Anzeige bevor. In dieser wird man sich mit einer doppelten Frage zu beschäftigen haben, nämlich mit der materiellen und der intellektuellen. Was die erstere anbelangt, so können wir über sie kein Votum abgeben, da uns das Budget der Anstalt nicht bekannt ist und da über die Einnahmen und Ausgaben seither keine öffentliche, wenigstens keine genügende Rechnungsablage stattgefunden hat. Die Ausgaben sind allerdings bedeutend, aber die Einnahmen sind es gewiß nicht minder, und bei der fortwährend sehr starken Frequenz und dem Zudrang nach Eintrittskarten, welche doch meist bezahlte seyn sollen, läßt sich ein guter Kassenbestand voraussetzen. Die bevorstehende Generalversammlung wird die finanzielle Frage vor Allem genau zu prüfen und nach ihr das Weitere zu bemessen haben, indem auf den thatsächlichen Beständen und auf den vorhandenen Geldmitteln alles Andere am Ende doch beruht. Wir wollen hier mit unserm Urtheil nicht vorgreifen und uns nicht in Behauptungen einlassen, zu deren Feststellung uns die nöthigen Faktoren fehlen. Gehen wir daher zur zweiten Frage über. Wie sich das Museum im Laufe der Zeit und der auf es einwirkenden Umstände nun einmal gestaltet hat, ist es keine der ausschließlichen Förderung der Wissenschaften oder der Künste im strengeren Sinne gewidmete Anstalt, keine gelehrte Akademie, kein Conservatorium, und wer von ihm die Heraufführung einer neuen Aera, wer eine Reform der Zeit verlangen wollte, den würde man, wie gut er es auch meinen möchte, einen Utopier nennen dürfen. Das Museum ist und kann nur eine allgemeine, das Schöne und Gute in humaner Weise fördernde Bildungsanstalt und nur eine Freistätte der Kunst und Wissenschaft in der weiteren Bedeutung des Wortes seyn. Es hat die Aufgabe, seinen aus Herren und Damen bestehenden Mitgliedern und seinem Publikum, welches ein sehr gemischtes ist, die Gebilde der Kunst und der Wissenschaft in freundlicher Gestalt und in einem anziehenden Gewande vorzuführen und ihm dadurch geistige Genüsse, schöne Anregungen, Erhebung und Erheiterung zu verschaffen und den Geschmack zu bilden. Wahrlich, eine edle und würdige Aufgabe, ja selbst eine hohe, die keineswegs erreicht ist, wenn man nur auf Unterhaltung und Zeitvertreib, unbekümmert auf das Wie, sehen und Alles für gut genug halten will, womit das Gefäß des Abends à tout prix ausgefüllt werden kann. Zwischen der strengen Gelehrsamkeit und dem Pedantismus der Schule auf der einen und der leicht befriedigten Flachheit und der Sucht sich zu amüsiren auf der andern Seite, liegt noch inmitten ein weites Feld, und auf ihm soll das Museum seinen Wirkungskreis suchen. Es soll nicht fragen: „Was wird heute Abend Dein Publikum am besten unterhalten und was wird am meisten Applaus gewinnen?" sondern: „Was wird sich

Digitized by Google

am besten eignen, Geist und Gemüth Deiner Hörer zu erfreuen und ihnen die im Alltagsleben oft versunkenen Ideale wieder zu beleben?" Es soll ferner sein Repertorium weder dem glücklichen Zufall, noch der Bequemlichkeit seiner Mitwirkenden, weder der Laune des Tages noch den Anforderungen eines protegirten Günstlings unterordnen, sondern an einem Prinzip festhalten und nur dem Schönen und Guten huldigen. Es soll endlich auf die Weihe und Würde seiner den Grazien und Musen gewidmeten Räume Etwas halten, Humanität und Poesie immerdar verehren, und sich bemühen, dessen eingedenk zu bleiben, was es dem Namen, den es trägt, dem eines Museums, schuldig ist.

Seit länger als zwanzig Jahren ist es Brauch, die Programme des Museums an jedem Sitzungstage in den hiesigen Blättern zu veröffentlichen. Es können demnach die Leistungen der Anstalt leicht überblickt werden, und wer sich dieser Mühe unterzieht, der wird nicht nur finden, daß während des genannten Zeitraums das Museum im Ganzen dasselbe geblieben, sondern daß es auch seinen Abonnenten der genußreichen und würdigen Abende recht viele geboten hat, aber nicht minder, daß auch Manches zum Vorschein gekommen, was besser weggeblieben wäre. Zieht man ein Facit, so wird man bei verdienter Anerkennung des Geleisteten dennoch eingestehen müssen, daß eine sorgfältigere Auswahl und strengere Ueberwachung des Repertoirs wohl erforderlich seyn dürfte, um gerechten Anforderungen und billigen Wünschen mehr und mehr zu genügen. Dies gilt besonders von den literarischen und declamatorischen Vorträgen. Unter den letzteren namentlich finden wir viel Unbedeutendes, in der Eile und nach der Willkür der Vortragenden Zusammengerafftes, nur auf gewöhnliches Amüsement Berechnetes, von Unberufenen und von unbefähigten Anfängern oder von talentlosen Individuen oft zum Aergerniß der Hörer Vorgebrachtes, mit Einem Worte Vieles, was der Würde und der edleren Tendenz und dem erheischten Bildungselemente des Instituts nicht entspricht. Die literarischen oder, wenn wir so sagen dürfen, populärwissenschaftlichen Vorträge anbelangend, so würde in Bezug auf sie manche Klage wegfallen, wenn die activen Herren Mitglieder erster Klasse ihrer Verpflichtung fleißiger nachkämen, und anstatt zu tadeln und zu verwerfen, lieber selbstthätig mitwirkten und mitunter wenigstens eine Blüthe ihres Geistes oder ein freundliches Ergebniß ihrer Studien darbrächten. Wenn die besten Köpfe frieren, wenn die Berufensten sich zurückziehen, wenn Alles kritisirt und Niemand producirt, so liegen hierin allerdings für den Vorstand der Anstalt gültige Entlastungsgründe, die er vorzubringen das Recht hat. Man wird erwidern, das buntgemischte Auditorium des Museums habe den Sinn für das ernste Wort und für die klassische Dichtung verloren, und wolle nur unterhalten, nicht aber belehrt seyn. Hierin liegt etwas Wahres; aber eben so wahr ist es auch, daß dadurch nichts gebessert wird. Das Publikum ist aller Orten lenksam und für das Gute wie für das Schlechte empfänglich; man kann es herunterziehen, aber man kann es auch emporheben. Es wird sich das Eine wie das Andere gefallen lassen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 11. Jan.) Daß bei dem Verkaufe des Heu's schon öfters Betrügereien vorgefallen, ist wohl bekannt. Ohnerachtet nun hierüber schon mehrmals Strafen verhängt worden, so wurde dennoch am Samstage wieder ein sogenannter Heu-Bauer an die Waage des Bockenheimer Thors gebracht, weil sich unter seinem Heu Mist und Steine befunden haben sollten. Bei dem Abwiegen seines leeren Wagens steckte derselbe auch noch seinen Fuß unter die Waagbrücke, um den Druck zu verringern und seinen Wagen leichter im Gewichte zu erhalten. Der Thorwieger, der indessen den Kniff merkte, wies den Bauer zurück, worauf derselbe einen solchen Scandal anfing, daß sich viele Leute versammelten und der Wache haltende Gensdarme den Bauer arretiren mußte. Bei der Polizei wurde dieser Heuverkäufer sodann in Strafe genommen. (Fremdenbl.)

(Paris, 28. Dec.) Wer hätte vor wenigen Jahren noch geahnt, daß der Cirque-Olympique aus dem Bereiche der Pariser Theater ganz und auf immer verschwinden werde! Der Cirque mit seiner Glorie und seinen Lorbeeren aus allen Regierungen und Zeiten, Lorbeeren Heinrichs IV., Lorbeeren der Republik, Lorbeeren des Kaiserreichs, der Polen, der Algerier, der Julustage und sonst wie und wann deren gereift haben! Ja, die Götter sterben hin, und wir werden die stereotyp gewordene Gestalt des kleinen Corporals im grauen Rock nicht mehr sehen. An die Stelle des olympischen Circus tritt ein drittes Opernheater; wir haben für die zwei bestehenden weder Sänger noch Publikum genug, wahrscheinlich wird darum ein viertes errichtet, und an gefährlichem Orte, hart neben dem schon verblichenen Theater Montpensier, das jetzt als Theater Historique umgetauft ist. Gefährliches Omen, eine Wiedertaufe vor der Geburt. Noch ist dieses historische Theater, das die Romane des Hrn. Dumas spielen soll, nicht eröffnet, und schon gibt es Leute, die fragen, wann es geschlossen werde. In solche Nachbarschaft hätte sich Hr. Adam mit seiner dritten Oper nicht setzen sollen. (A. Z.)

Professor Rogsky, ein ausgezeichneter Chemiker in Wien, hat in diesen Tagen im Laboratorium der josephinischen Akademie die neue Erfindung eines Landwirthschaftsrathes geprüft, nämlich die Bereitung eines sehr nahrhaften und wohlfeilen Bieres durch Zuguß von Wasser auf eine feste, gallertartige Substanz, deren Wesen das Geheimniß des Erfinders ist. Dieses mysteriöse Getränk empfiehlt sich dadurch, daß sich Jedermann sein Bier selbst wird bereiten können, so wie durch seine Anwendbarkeit für Festungs- und Marine-Proviant; übrigens soll die Maß von demselben nur auf einen Kreuzer zu stehen kommen, was kaum glaublich scheint.

Gustav Schwab hat in dem dießjährigen Weihnachtsbaum, herausgegeben von Fr. Hofmann, ein Genrebild gespendet. Dasselbe bezieht sich auf Schiller's in Meiningen lebende Schwester, und ergeht sich in einer poetisch-schönen, aber durchaus unrichtigen Schilderung ihres angeblich gänzlich verlassenen und traurigen Lebens. Wir glauben G. Schwab eine Freude zu machen, wenn wir versichern, daß von allen diesen kläglichen Umständen das Gegentheil stattfindet. Die hochbejahrte Schwester Schiller's lebt in sorgenfreier Behaglichkeit, geehrt und oft aufgesucht von der herzoglichen Familie, von ihren Anverwandten und Mitbürgern. Sie selbst erkennt dies so freudig, daß sie es oft und gern ausspricht, wie ganz zufrieden und glücklich sie sich fühle. Dies zur Berichtigung einer poetischen Fiction, welcher glücklicherweise alle Realität abgeht. (Dorfz.)

Die von dem Gutsbesitzer Schlöffel in der Geschichte seines Prozesses erwähnten schädlichen, für den Gefangenen so qualvollen Blechkästen am Hausvogteigefängnisse in Berlin sind bereits durch eiserne Stäbe ersetzt worden. Die übrigen Inquisitoriate der Monarchie sehen dieser Verbesserung noch entgegen.

Korrespondenz.

Mainz, 9. Jan.

Das Mainzer Wochenblatt, welches wöchentlich zweimal erscheint, amtliche, für Mainz und seine nächste Umgebung berechnete Bekanntmachungen veröffentlicht, dann aber in Betreff seiner Existenz ausschließlich

Digitized by Google

auf Anzeigen, wie sie der hiesige Verkehr mit sich bringt, angewiesen ist, konnte bisher seinem Formate nach nur als „Wochenblättchen" gelten und wurde auch allgemein so genannt. Seit dem neuen Jahre erscheint es in doppelt so großem Format und der Verleger desselben, der zugleich Stadtrath ist, hat mit dieser Umwandlung ohne Zweifel sein Versprechen, seinem Blatte wie bisher, so auch fernerhin, die größte Aufmerksamkeit zu widmen, erfüllen wollen. Vielleicht hat zu der raschen Erfüllung dieses Versprechens ein scharfer Artikel in der „Mannheimer Abendzeitung", der gegen den Verleger des hiesigen Wochenblattes sehr schwere Beschuldigungen aussprach, wesentlich beigetragen. Diesen Beschuldigungen trat der Betreffende mit einer sogenannten geharnischten Erklärung in seinem Blatte entgegen, die, wenn auch ohne allen logischen Zusammenhang, doch sehr deutlich die Ansicht durchblicken ließ, daß jener scharfe Artikel in der Mannh. Abdztg. vom „Brodneide" dictirt worden sey. Hiermit konnte der Verleger des Wochenblattes doch nur meinen, daß seine Berufsgenossen, d. h. die hiesigen Buchdruckereibesitzer oder einige derselben, auf ihn wegen des reichen Gewinnes neidisch seyen, der ihm aus dem Wochenblatte erwächst; er sprach also gegen diese, freilich nur indirekt, den Verdacht der Theilnahme an jenem Artikel aus, und allerdings hätte man erwarten sollen, daß die auf solche Weise verdächtigten Collegen des Wochenblatts-Verlegers mit einer energischen Gegenerklärung auftreten würden. Das ist nicht geschehen, und es kann nicht unsere Sache seyn, mit diesen darüber zu rechten. Hier wollen wir nur vom Mainzer Wochenblatte reden und müssen gleich von vorneherein erklären, daß das ausschließliche Ausbeuten desselben von Seiten des jetzigen Verlegers hier im Allgemeinen scharf getadelt wird, und zwar deshalb, weil dies Wochenblatt Eigenthum des Hospizien-Fonds ist, demselben aber bis jetzt auch nicht einen Kreuzer Gewinn abwirft. Wir wissen aus bester Quelle, daß schon vor drei Jahren der hiesige Buchdruckereibesitzer Hr. Karl Hellermann an die städtische Behörde das Gesuch richtete, den Verlag des Wochenblattes der freien Concurrenz zu übergeben, wobei er sich erbot, jährlich 1000 Gulden an den Armenfond zu entrichten, falls ihm der Verlag auf gewisse Zeit überlassen würde. Hr. K. Hellermann hat bis zur Stunde keine Antwort erhalten; auch hat der jetzige Verleger durchaus nichts gethan, um durch Nachweis eines vollgültigen, durch Kauf oder auf andere Weise erworbenen Privilegiums anderweitige Anträge seiner Collegen ein für allemal unzulässig zu machen. Man muß hieraus schließen, daß er keinen festen Besitztitel auf das Verlagrecht hat, und daß diese Ansicht nicht blos eine einseitige ist, geht schon daraus hervor, daß außer Hrn. K. Hellermann noch andere hiesige Buchdruckereibesitzer der städtischen Behörde Anträge zur Uebernahme des Wochenblattes gestellt und dafür theils 1500, theils 2000 Gulden dem Armenfond als jährlichen Zuschuß zugesagt haben sollen. Auch diese Anträge sind, so viel wir wissen, unberücksichtigt geblieben, und es ist von Seiten der städtischen Behörde bis jetzt hierin noch nichts geschehen. Aus den Anerbietungen, welche der städtischen Behörde für Ueberlassung des Wochenblattes an Andere zum Besten des Armenfonds gemacht wurden, geht aber zur Genüge hervor, daß der Verlag desselben einen sehr namhaften Gewinn abwerfen muß, und man fragt natürlich, welche Verdienste der jetzige Verleger um das allgemeine Beste der Stadt haben möge, da man so ansehnliche Zuschüsse für den Armenfond abweist, um ihn nur im Besitze des Wochenblattes zu erhalten. Uebrigens hört man, die städtische Behörde wolle sich jetzt ernstlich mit dieser Angelegenheit beschäftigen, und wir werden nicht ermangeln, über Das, was darin geschehen sollte, seiner Zeit Nachricht zu geben.

Nassau a. d. Lahn, 7. Jan.

Auch an dem diesjährigen Neujahrstage gab der hiesige Männergesangverein unter der umsichtigen Leitung des Organisten Roos zum Besten der Hausarmen ein Konzert, das uns nicht allein von den Fortschritten des edlen Männergesanges, sondern auch von der steigenden Sittigung und dem guten Geiste des Vereins auf's Deutlichste überzeugt hat. Die executirten Lieder und Chöre, besonders aber Arndt's Kraftlied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Musik von W. Speier, bewiesen die Gesangestüchtigkeit. Was aber den Verein der besondern Achtung würdig macht, ist, daß sein Streben darauf gerichtet ist, die Kunst nicht nur zur eigenen Veredlung und Erhöhung erlaubter Lebensfreuden, sondern dieselbe zur Linderung des Nothstandes bekümmerter Mitbrüder zu üben. Es läßt sich übrigens von einem Manne, wie Hr. Roos, der ein bedeutendes Kunstgeschick, dabei den gehörigen Tact und die erforderliche Urbanität besitzt, die Erzielung edler Zwecke erwarten, wovon ein vor einigen Wochen von ihm veranstaltetes Konzert zum Besten armer Kinder der hiesigen, von Jh. Exl. der edlen Frau Gräfin v. Sieck vor mehreren Jahren gegründeten Kleinkinderschule doppelten Beweis gibt. Die schöne Musika kommt aus reinem Quell und bringt gute Früchte. X.

Frankfurt a. M., im Jan.

Wir halten uns verpflichtet, die hiesigen Leser dieser Blätter auf ein Vorhaben aufmerksam zu machen, welches gewiß manchen Wohlthäter der Armen veranlassen wird, dasselbe zu unterstützen. Die freiwillige Infanterie, unter dem Commando des Hrn. Major Rauch, welche in der Regel jeden Winter Bälle gegeben hat, die sowohl von den regierenden Bürgermeistern unseres Freistaats, als von vielen andern Notabilitäten mit ihrem Besuche beehrt wurden und den glänzendsten Festen der Jahreszeit beigezählt werden durften, wird im Laufe dieses Monats eine ähnliche Abendunterhaltung, nämlich: Konzert und Ball, veranstalten, deren Ertrag den Hausarmen bestimmt ist und in angemessenen Gaben vertheilt werden soll. — Lobender Erwähnung verdienen hierbei das Musikcorps des Bataillons und der Gesangverein „Orpheus", welche ihre Bereitwilligkeit, die Ausführung des Konzertes zu übernehmen, sogleich zugesagt haben und somit wesentlich dazu beitragen, die Liebesgaben zu vermehren. Die durch genanntes Bataillon ausgesprochene Idee verdient gewiß allseitige Theilnahme, besonders da sie eine Klasse von Armen bezeichnet, welche bei der allgemeinen Calamität am härtesten gedrückt ist, indem viele nicht den Armenkassen anheim fallen können, noch wollen, um sich ihren Kredit, sey er auch noch so klein, zu erhalten, und welche bei wieder eintretender Geschäftsthätigkeit ihren Lebensunterhalt wohl zu erwerben im Stande sind, daher Mancher eher Hunger leidet, als Hülfe fordert. Nur glauben wir, daß es große Schwierigkeit haben wird, die wahrhaft Bedürftigen herauszufinden; jedenfalls müßte die größtmöglichste Schonung und völlige Verschwiegenheit von Seiten des Comité beobachtet werden, wenn der edle Zweck erreicht werden soll. Indeß sind wir im Voraus versichert, daß jene Männer, welche sich diese Aufgabe gestellt haben, gewiß auch den geeignetsten Weg finden werden, um in die Hütten der stillen Armuth unvermerkt zu gelangen.

— Wegen des auf Samstag den 16. d. M. angekündigten Konzertes der Liedertafel ist die musikalische Abendunterhaltung des Liederkranzes zum Besten der Armen unserer Dorfschaften bis auf Weiteres verschoben.

— Nächsten Freitag den 15. d. M. wird der unter der Leitung des Hrn. Triebel stehende Blechmusik-Verein im Saale des Wolfseck ein Konzert geben, dessen Ertrag zum Besten hiesiger Armen bestimmt ist. Da der Eintrittspreis nur 18 Kr. beträgt, so sieht man einer zahlreichen Betheiligung entgegen.

Sinngedicht.

Armuth des Geistes Gott erfreut;
Armuth, und nicht Armseligkeit.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Caspari und zum Erstenmale): Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 14. Jan. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abth., nebst einem Vorspiel in einem Act, genannt: „Das heimliche Gericht", von Heinr. v. Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 15. Freitag, den 15. Januar 1847.

Der wächserne Bankier.

Novelle. Nach dem Französischen des Paul Feval.

(Schluß.)

„Herr Bage," sagte der Beamte, „Ihre Anklage ist eine schwere; ich lasse Ihnen Zeit zur Ueberlegung . . . Wollen Sie dabei bleiben?"

Statt zu antworten, versuchte Bage die Thüre des Cabinets zu öffnen. Da er sie verschlossen fand, drückte er eine Scheibe der Glaswand ein, schob den Vorhang zurück und sagte:

„Da sehen Sie!"

Die Figur ward sichtbar. Der Beamte und die Gerichtsdiener kannten Herrn Peter Lowter recht wohl von Person, und das Ebenbild war so bewundernswürdig treu, daß sie unentschlossen dastanden. Nur die Unbeweglichkeit der Figur konnte sie überzeugen, daß nicht der Bankier selbst vor ihnen sitze.

„Sehen Sie!" fuhr Bage fort. „Sehen Sie, was seit einem Jahre die Unterschrift des Hauses Lowter deckt. Diese verbrecherische List, welche von der Wittwe erdacht worden ist . ."

„Der Schein ist allerdings gegen sie," unterbrach ihn der Beamte; „aber die Justiz kann nur nach Zeugnissen und Beweisen urtheilen. Lassen Sie uns eintreten."

Der alte Toby hatte seine ängstliche Neugierde nicht mäßigen können; er war herbeigeschlichen, und Bage bemerkte seinen grauen Kopf an der Thüre.

„Ein Beil!" rief er ihm zu.

Toby gehorchte, wenn auch ungern. Bage nahm das Beil, und die schwache Scheidewand gab bald nach. Der Beamte trat alsbald mit Bage und den Constables hinein. Toby lehnte sich halb ohnmächtig an die Wand und Thränen traten in seine Augen.

„Ach, wenn doch der Herr gewollt hätte!" flüsterte er in trostlosem Tone.

„Ist nun die Justiz zufriedengestellt?" fragte Bage. „Läßt dieser Beweis noch irgend einen Zweifel übrig?"

Um seine Worte noch eindringlicher zu machen, schlug er mit der Hand kräftig auf die Achsel der Figur, die — sich langsam aufrichtete.

Bage prallte zurück und wankte entsetzt bis an die Wand.

„Lange lebe unser Herr!" rief dagegen der alte Toby.

„Was wollen Sie von mir?" fragte Peter Lowter mit gemessener Ruhe den Beamten.

Der Letztere wendete sich in seiner Verlegenheit an die Constables, die wieder einander ansahen.

„Wollen Sie mir die Gefälligkeit erzeigen und mir sagen, was Sie zu mir führt?" fragte der Bankier weiter.

„Mein werther Herr," begann der Beamte in großer Verlegenheit.

„Ich heiße Lowter und liebe die Vertraulichkeit nicht," unterbrach ihn dieser.

„Herr Lowter also, ich komme auf das Gesuch dieses Mannes da."

„Dieser Mann ist ein Schurke oder verrückt . . Ich ahnete es wohl, aber seine Reden haben mich nun überzeugt. Das ist alles?"

„Das ist alles.

Der Beamte verbeugte sich tief und wollte sich entfernen. Bage war wie in Stein verwandelt und nicht im Stande, ein Wort zu sprechen. Toby gab seine Freude in ironischem Lachen zu erkennen, und der Bankier dachte über die Sache weiter nach. Der Auftritt, den er eben herbeigeführt hatte, war keine kindische Komödie; als er die Stelle der Wachsfigur einnahm, hatte er nach einem rasch, aber klug entworfenen Plane gehandelt. Die Umstände unterstützten ihn, und er konnte nun in einigen Minuten seinen gesunkenen Credit wieder heben und die unglücklichen Folgen seiner einjährigen Abwesenheit verwischen.

„Mein Herr," sagte er zu dem Beamten, der sich zum Fortgehen anschickte, „hören Sie nun mich an."

„Es darf Niemand herein!" riefen in diesem Augenblicke mehrere Stimmen auf der Straße.

Peter Lowter öffnete das Fenster und sah, wie seine Leute beschäftiget waren, die Neugierigen zurückzuhalten, die in das Haus zu dringen versuchten.

„Laßt Jedermann herein," rief Lowter auf die Straße hinaus, und die Menge stürzte sofort in das Haus.

„Sie können unmöglich glauben," fuhr Lowter zu dem Beamten gewendet fort, „daß ich ohne Absicht mein Hausrecht von Ihnen verletzen ließ. Sie erzeigten mir durch Ihre Ankunft ein Vergnügen, denn ich bedurfte Ihrer Anwesenheit."

Das Comptoir füllte sich mehr und mehr mit Menschen, und viele drängten sich in das Cabinet, um zu sehen, was darin vorgehe.

„Ich bedurfte der Anwesenheit Aller," fuhr der Bankier laut fort. „Je größer der Skandal ist, um so mehr Nutzen wird er mir bringen. Ein Mann, ein Undankbarer, den ich lange mit Wohlthaten überhäuft habe — ich spreche von Ihnen, Thomas Bage — ein Schurke wollte mein Haus stürzen. Ich sah mit Betrübniß das Vertrauen schwinden, das ich durch fünfzehnjährige Rechtlichkeit mir erworben; ich wunderte mich darüber, denn ich wußte nicht, daß ich unter meinem Dache einen thätigen, unermüdlichen Feind hatte. Er hat mich für geisteskrank ausgeschrieen und dann . . das letztere entwaffnet wirklich meinen Zorn, weil es seine Verrücktheit deutlich darthut, — dann sprengte er aus, ich sey todt. Was hoffte er von dieser glänzenden Lüge? Ich weiß es nicht, und sehe darin nur ein Zeichen unheilbarer Geisteskrankheit. Deshalb übergebe ich Ihnen, Herr Richter, diesen

Digitized by Google

Mann, nehmen Sie aber die Nachsicht des Gesetzes für ihn in Anspruch."

Die Zahl der Zuhörer hatte sich bedeutend vermehrt und jedes Gesicht drückte die höchste Bewunderung für diese edelsinnige Mäßigung aus.

„Dies Wort gereicht Ihnen zur Ehre, Herr Lowter," sprach der Beamte.

„Ich nehme dieses Zeugniß an," entgegnete Lowter würdevoll; „auch glaube ich es zu verdienen, denn noch habe ich nicht alles gesagt. Die Verläumdung hätte nicht hingereicht, das Gebäude meines Credits zu stürzen; jener Mann nahm deshalb auch den Betrug zu Hülfe. Er wagte es, ohne mein Vorwissen die Zahlungen hinauszuschieben und einzustellen, obgleich meine Casse gefüllt war."

Ein unwilliges Gemurmel unterbrach den Bankier, der, um den entscheidenden Schlag zu führen, sich stellte, als verkenne er die Bedeutung dieser Meinungsäußerung und halte sie für ein Zeichen der Ungläubigkeit.

„Ihr glaubt mir nicht?" fragte er in bittern Tone. „Von der Verläumdung bleibt, wie ich wohl sehe, immer etwas hängen, und der Mann hat sich nicht umsonst bemühet."

Während er dies sprach, trat er allmälig an die Casse und öffnete sie. Die Anwesenden blieben wie geblendet bei dem Anblicke des Inhaltes stehen.

„Das ist mein, Alles ist mein", rief Bage aus, der in seiner Verzweiflung wieder einige Kraft fand.

Er wollte sprechen, aber der allgemeine Unwillen gebot ihm Schweigen.

Auf das Gesicht Lowters trat der Ausdruck tiefen Mitleides.

„Sein!" sprach er halblaut, doch so, daß er recht gut verstanden werden konnte. „Seine Geisteskrankheit kann also nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Wenn der Unglückliche die Wahrheit sagte, wäre es eine fürchterliche Anklage gegen ihn, denn wie konnten sich die Ersparnisse eines gewöhnlichen Commis in so kurzer Zeit auf die hohe Summe von 3 Millionen belaufen?"

„Drei Millionen!" rief der Beamte staunend aus.

„Drei Millionen!" wiederholten die Constables und die Menge.

„Viel mehr enthält die Casse nicht", sagte Lowter bescheiden; „aber binnen vierundzwanzig Stunden kann ich sie verdreifachen, in acht Tagen kann ich . ."

Ein allgemeiner begeisterter Zuruf unterbrach ihn; selbst der Beamte rief unwillkürlich mit Bravo! Die Constables mußten Bage schützen, den die Menge auf der Stelle erwürgen wollte.

Bage, der vor die Jury kam, versuchte seine Sache zu vertheidigen. Er sprach von Fälschung, von Selbstmord, von Spielhäusern. Der Bankier Lowter in einem Spielhause! Wer konnte das glauben? Er sprach von der Wachsfigur, und diese Idee kam Jedermann ungemein lächerlich vor. . . . Bage wurde in ein Irrenhaus gebracht.

Ganz London erfuhr natürlich sehr bald die Geschichte. Die Zeitungen erzählten sie mit mehr oder minder glücklich erfundenen Varianten. An der Börse war sie ein Gegenstand unerschöpflicher Gespräche. Der Credit des Hauses lebte wieder auf und überstieg bald die früheren Gränzen. Gerade die strenge Zurückgezogenheit, in welcher der Bankier gelebt hatte, steigerte seine Popularität in der Stadt. Peter Lowter galt von Stunde an nicht nur für einen fabelhaft reichen Mann, sondern auch für einen Sonderling, was in England eine Empfehlung von so großer Wirksamkeit ist, wie man sich bei uns nicht vorzustellen vermag.

Robert Stevenson erbat sich und erhielt die Hand der Miß Anna. Die Debatten des Prozesses Bage zeigten ihm bis zur Evidenz, daß in Paris der Teufel in eigener Person sein Spiel mit ihm getrieben, und aus Furcht, verlacht zu werden, verschwieg er sorgsam sein Abenteuer.

Peter Lowter war der glücklichste Mensch. Der Anblick seiner Familie, die er aus einem entsetzlichen Unglücke gerettet hatte, wurde für ihn die Quelle reiner inniger Freude; einen Monat lang führte er ein wahres Patriarchenleben.

Eines Morgens aber erkannte er, daß er den Spleen wieder habe und faßte als ächter Gentleman einen Entschluß. Am zweiten Tage erhielt Mistreß Lowter durch Toby eine zweite Ausgabe des Briefchens, das seinen Tod ankündigte.

Acht Tage darauf wurden die Leute in dem Hotel Maurice in Paris durch einen doppelten Knall erschreckt. In dem Zimmer, welches wir bereits kennen, fand man Peter Lowter am Boden liegen. Neben ihm stand ein Tisch mit den Ueberresten eines reichlichen Frühstücks und einem Packet Zahnstocher... Der Himmel war nebelig.

Mistreß Lowter verzweifelte nicht gar sehr, als sie den Brief las; der alte Toby blinzelte mit den Augen und sagte: „Er wird schon wiederkommen."

Man wartete und wartet noch immer. Anna Stevenson ist unterdeß voll und stark geworden; sie besitzt sechs Kinder, von denen das älteste, ein blasses blondes Mädchen, bereits heirathsfähig ist. Das Haus Peter Lowter, R. Stevenson und Comp. blühet und wenige in der Welt können sich mit ihm messen.

Licht, Recht und Schwert.

(Lied von General v. Boyen, jetzigem k. preuß. Kriegsminister.)

Der Preußen Losung ist die Drei,
Und wie dies recht zu deuten sey,
Will ich hier schlicht erzählen.
Es sind drei Dinge stark und zart,
Entsprossen aus der Landesart,
Die wir zur Losung wählen.

Das erste ist des Preußen Schwert,
Bereit zum Schirm für Thron und Herd,
Zum Kampf auf Tod und Leben.
Wir müssen muthig weiter geh'n,
Noch ist's zu früh zum Stillesteh'n,
Wir sollen vorwärts streben!

Es werde Licht! sprach unser Gott,
Zu aller Finsterlinge Spott,
Die gern im Dunkeln treiben.
Und Preußens Kön'ge riefen laut:
Das Licht hat uns den Thron erbaut,
Dies soll zur Losung bleiben!

Und so entstand ein freier Sinn
Schon bei des Reiches Erstbeginn
In unsern Landesgauen.
„Erfülle treu die Bürgerpflicht,
Dann kümmert mich dein Glaube nicht",
Sprach Zollern voll Vertrauen.

Und pflegte mild den Bauernstand,
Und reichte christlich ihm die Hand,
Als mächt'ges Glied im Bunde.
„Der Fürst, so wie der ärmste Knecht
Sind gleich vor Preußens Landesrecht."
Das kam aus Friedrich's Munde.

Digitized by Google

Dies Wort ward unser Reichsvanier,
Der Hohenzollern ew'ge Zier,
Auf ihren Herrschertahnen.
Es eint die Memel mit dem Rhein,
Begründet fest des Volkes Seyn,
Ist Inschrift uns'rer Fahnen.

Schwert, Licht und Recht, das ist die Drei,
Die Losung und das Feldgeschrei,
Im Glück, wie in Gefahren.
Der Preuße kämpft für Thron und Herd,
Für Licht und Recht, mit gutem Schwert
In treuer Brüder Schaaren.

(Berl. Nachr.)

Das Museum in Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Verweilen wir nun bei einem kurzen Ueberblick der neuesten Museumssitzungen. In jeder derselben sehen wir klassische Tonwerke zur Aufführung gebracht. Die großartigen Symphonien von Beethoven können zwar nicht genug bewundert werden, doch dürfte es nicht schaden, wenn auch die anderen Meister öfters eingemischt und überhaupt in das Symphonien-Repertoire des Museums etwas mehr Abwechslung gebracht würde. Auch die Tongebilde von Mendelssohn werden in diesen Räumen oft und stets gerne vernommen. So hörten wir dessen Konzert für's Klavier (D-moll), vorgetragen von Hrn. Lutz, einem unserer tüchtigsten Pianisten und geschätzten Musiklehrer, welcher technische Fertigkeit und gediegenen Vortrag zu vereinigen und sich immer als einen befähigten Künstler geltend zu machen weiß. — Hr. Eliason brachte ein Violinkonzert von demselben Komponisten und zwar zum ersten Mal. Es verdient rühmlicher Erwähnung, daß dieser Virtuose ein so treffliches Werk uns vorgeführt und daß er überhaupt bei der Auswahl seiner vorzutragenden Pieçen gerne nach dem Gediegenen greift und der Kunst in deren edler Bedeutung mehr zu huldigen sucht als dem leichtfertigen Modegeschmack. Durch solche Bestrebungen ehrt der Künstler sich und den Meister zugleich, und weis't der Virtuosität jenes Gebiet an, worin wir sie häufiger, als es leider geschieht, wirksam sehen möchten. Sein brillanter und ausdrucksvoller Vortrag fand ungetheilten Beifall, der nicht minder der Schönheit und der edlen Haltung der Composition galt. — Auch ein Rückblick auf die von Kapellmeister Rummel zu einer Symphonie erweiterten A-moll-Sonate von Beethoven sey uns hier verstattet. Mit dieser metamorphosirten Sonate, ursprünglich für Piano und Violine, wird uns der interessante Genuß zu Theil, kleinere Tonverhältnisse auch in einem größern Maßstab zu bewundern. Manche haben gefragt, mit welchem Rechte sich Hr. Rummel diese Umarbeitung erlaubt hat, da die Composition nur für zwei Instrumente und nicht für volles Orchester gedacht wurde. Werden aber doch ganze Symphonien, Opern und Oratorien zu Solostücken oder dergleichen arrangirt und reducirt, und werden doch auch Gemälde in Kupferstichen wiedergegeben! Sollten Hrn. Rummel gleiche Rechte streitig gemacht werden? Weiter hat man gefragt, ob die neue Symphonie auch durchaus im Geiste Beethovens instrumentirt sey. Dies darf aus dem einzigen Grunde in Zweifel gezogen werden, weil Hr. Rummel nicht Beethoven ist. Diese Bemerkung soll keineswegs einen Tadel gegen die Metamorphose des Hrn. Rummel enthalten, im Gegentheil erkennen wir das Bestreben, ein im Kammerstyl gehaltenes Musikstück in größere Tonverhältnisse auszudehnen und anschaulich zu machen, wie sich musikalische Gedanken erweitern, vergrößern und vervielfältigen lassen, wenn sie auch dadurch mitunter einen anderen Charakter bekommen. Hr. Rummel hat sich als einen erfahrenen Instrumentalisten bewährt und, einige unpraktische Stellen für die Geige abgerechnet, ist das Ganze als gelungen und zugleich lehrreich zu bezeichnen, ohne daß wir es darum eine Verbesserung der Sonate von B. nennen wollen. Uebrigens ist diese Symphonie-Sonate entschieden beifällig aufgenommen und bereits vier Mal (zwei Mal im Theater) unter lebhaftem Applaus executirt worden. — Vieles zum günstigen Erfolg hat unstreitig auch das vortreffliche Spiel des Hrn. H. Wolff beigetragen. — Was weiter die Auswahl der im Museum erscheinenden Arien und Lieder anbelangt, so ist sie — wer wollte es in Abrede stellen? — sehr mannichfaltig, und greift eben so sehr nach gefeierten und berühmten Tonsetzern, als sie die neuen Blüthen von Zeitgenossen und nicht selten auch von Lokal-Componisten beachtet. Wie mit Ersterem, so sind wir auch mit Letzterem einverstanden, nur sey die Sorgfalt der prüfenden Wahl immer zu erkennen. Jedes strebende Talent bedarf der Ausmunterung, und wie die Traube in der Sonne, so reift es an der Gunst des Publikums. Es ist immer ein schönes Vorrecht des Museums gewesen, eine Freistätte dieser Art zu seyn, und wenn es zugleich liebliche Blüthen des deutschen Liedergesanges pflegt und schirmt, wer sollte ihm dafür nicht zu Dank verpflichtet seyn! — Hr. Aguilar brachte den ersten Satz, das Andante und Rondo des berühmten und stets bewunderten Klavierkonzertes von Hummel (H-moll). Die Ausführung dieses Meisterwerkes bietet in doppelter Hinsicht große Schwierigkeiten, da sie nicht nur eine bewältigende Technik, sondern auch den vollen Ernst geistiger Auffassung verlangt. Es ist bekannt, daß Hr. Aguilar eine solide Virtuosität und einen gediegenen Vortrag besitzt; den inneren Gehalt des Hummel'schen Konzertes hatte er sich ganz zu eigen gemacht, und wie er die musikalischen Gedanken klar hervorhob, so wußte er ihnen auch die richtige Färbung und den kräftigen Effekt zu verleihen. So durchdacht und abgerundet, konnte seinem Spiele die einstimmige Anerkennung nicht fehlen, die ihm nach jedem Satze freundlich gespendet wurde.

Nun zu den literarischen und deklamatorischen Vorträgen! — Hier ist die Behauptung fast stereotyp geworden, daß die Auffindung eines dankbaren Thema's sehr schwierig sey. Mag immerhin der nach Musik verlangende Theil des Auditoriums überwiegend und die Benennung eines Musicäums nicht ohne Pointe seyn, so giebt es dagegen auch Personen genug, die gerne ein gehaltvolles Wort oder den Vortrag einer schönen Dichtung vernehmen. Für eine gemischte, aus Herren und Damen, aus Jung und Alt bestehende Zuhörerschaft sind trockene Abhandlungen oder gelehrte Dissertationen nicht geeignet, wohl aber lebensvolle Vorträge, die dem Gebildeten verständlich und Geist und Gemüth anregend sind, bei denen es sich nicht um Tiefe der Forschung, sondern um Frische und Wärme der Auffassung und Darstellung handelt. Die unerschöpflichen Gebiete der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde, der populären Wissenschaften bieten überreichen Stoff; die Ergüsse des Humors und der nicht allzubitteren Satyre, pikante Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Gegenwart, anziehende Skizzen über Kunst und Literatur werden gewiß Manchen und vielleicht Vielen nicht unwillkommen seyn. Ferner mögten wir fragen, ob die großartige Gallerie der klassischen Dichter und Schriftsteller, von Calderon bis auf Schiller, von Shakespeare bis auf Victor Hugo, von Tasso bis auf Uhland, von Plutarch bis auf Jean Paul schon so abgenutzt sey, um ihr nicht immer wieder neue Verehrer gewinnen zu können. Die Erfahrung spricht für uns, indem in diesem Kreise ein lebensfrischer und gehaltvoller Vortrag, eine schöne Blüthe der Poesie jederzeit ihre Würdigung gefunden haben, die man freilich nicht nach dem äußerlichen Applaus der Hände zu bemessen hat. So hörten wir in den letzten Museen literarische Arbeiten der HH. A. Clemens; W. Hamm und B. Dubourg, Scenen aus Coriolan,

Digitized by Google

eine sinnige Dichtung von Saphyr u. s. w., die gewiß ihr Publikum gefunden haben. Mit Bezug auf Gesagtes glauben wir den Standpunkt und die Wirksamkeit des Frankfurter Museums als einer Anstalt für humane Bildung und Geschmacksbelebung genugsam bezeichnet zu haben, und wenn sie diesem Prinzip mit der nöthigen Sichtung und Ausscheidung des Werthlosen und nur der Unterhaltung der Masse Fröhnenden treu bleibt, so wird sie ihrer Aufgabe genügt haben. B.

Mannichfaltigkeiten.

Die Zuckerfabriken, meldet man aus der Provinz Sachsen, haben dieses Jahr ihren Betrieb sehr erweitert uad anscheinend mit Nutzen gearbeitet. Im künftigen Jahre werden noch vier neue Fabriken im Kreise Wanzleben errichtet werden. In der Regel wird der Morgen Ackerland zum Runkelrüben- und Cichorienbau, wenn er in guter Kultur ist, mit 20 bis 25 Rt. Pacht, auf eine längere Zeit mit 15 bis 20 Rt. jährlich im Durchschnitte bezahlt, wodurch manche Grundbesitzer zu bedeutendem Wohlstande gelangen müssen. So hat z. B. in Fermersleben ein Ackergutsbesitzer seine ihm zugehörigen 13½ Hufen Land an eine Zuckerfabrik für ein Pachtgeld von jährlich 6000 Rt. verpachtet.

Auf dem Telegraphen zwischen Bremen und Bremerhafen, der nun auch Privatnachrichten offen steht, kosten 10 Worte 24 Kr., 15 Worte 32 Kreuzer. Mein Nachbar meint, es sey gut, daß seine liebe Frau nicht in Bremen wohne; die könne ihn arm reden.

Wie die „Deutsche Schnellpost" berichtet, hielten am 18. v. M. die Deutschen in New-York eine zahlreich besuchte Versammlung, um zu berathen, was für Weidig's Kinder geschehen könne. In Philadelphia, Pittsburg und Cincinnati sind bedeutende Sammlungen veranstaltet worden, New-York ist nachgefolgt. Der provisorische Ausschuß bestand aus den Herren Herm. Ludewig, Max Rader und Georg Fein. Der Letztere gab ein kurzes Bild von Weidig's Lebensgeschichte und Wirken, und deutete an, daß er durch Ehrenverpflichtung genöthigt sey, der Politik während seines Aufenthalts in der Union fern zu bleiben.

Die englische Admiralität hat bekanntlich die Abschaffung der eisernen Kriegsdampfschiffe beschlossen, weil dieselben durch Kugeln mehr leiden als hölzerne, und das französische Ministerium wird dem „Constitutionnel" zufolge diesem Vorgange sich anschließen. Zuvor soll jedoch eine neue Erfindung eines französischen Schiffbauers geprüft werden, welcher zufolge der Theil des Schiffes unter der Wasserlinie von Eisen, der obere Theil von Holz gebaut werden würde.

Das Theater in Fürth eröffnete das Neujahr mit einem durch und durch patriotischen Schauspiele unter folgendem Titel: „Zum ersten Male: Plinganser, oder: Besser bayerisch gestorben als kaiserlich verdorben. Historisch-vaterländisches Drama in fünf Akten von Chr. Knorr. (Manuscript)."

Eine elektro-telegraphische Verbindung zwischen Wien und Brünn ist bereits gänzlich hergestellt, und es haben vor einigen Tagen die ersten Versuche stattgefunden, welche auf das befriedigendste ausfielen. Eine Nachricht von 5 bis 6 Zeilen ist in wenigen Minuten mitgetheilt.

Korrespondenz

Aus Oberhessen, 9. Jan.

Die jetzt bestehende Theuerung mag wohl, außer den Arbeitslosen der ärmeren Klasse, gewiß zunächst sehr empfindlich die geringbesoldeten Staatsdiener treffen. Der Handwerker, wenn er noch Arbeit hat, richtet sich auch nach den Zeiten; er schlägt auf und beruft sich auf das theuere Brod. Der höher Besoldete legt einmal weniger zurück oder stellt die nicht nothwendigen Ausgaben ein und ist so wenigstens vor Noth geschützt. Aber der gering Besoldete, der bei besserer Zeit kaum mit dem schmalen Honorar durchzukommen wußte, er leidet sicher ungleich mehr als Andere, selbst Aermere. Das hat man auch an vielen Orten eingesehen und hat den gering Besoldeten eine Theuerungszulage übermacht. So auch in Gießen. Wenigstens hat daselbst Kirchenrath Dr. Engel, als Mitglied des Schulvorstandes, bei einer Stadtverordneten-Versammlung den löblichen Antrag gestellt, den städtischen Lehrern eine Theuerungszulage zu verwilligen. Aber Etwas befremdet uns doch hierbei. Es sollen nach diesem Antrag nicht, wie ganz vernünftig in Berlin, die Lehrer mit den größten Familien und den kleinsten Besoldungen das Maximum, sondern das Minimum sollen diese bekommen. Das wäre allerdings diblisch: „Wer da hat, dem wird gegeben." Aber dennoch wollen wir das „Warum?" noch nicht verstehen. Wir erwarten von der bekannten Umsicht der Stadtverordneten, daß dieselben den löblichen Vorschlag einerseits würdigen und, sachgemäß modifizirt, durchführen.

Mainz, 8. Jan.

Das Benefiz unseres Regisseurs, Hrn. Reinhardt, bot uns dieser Tage die Gelegenheit, ein ächt klassisches Lustspiel wieder zu sehen: Molière's „Tartuffe", welcher seit Jahren hier nicht gegeben wurde. Das Stück wurde 1664, vor Ludwig XIV., zum Erstenmale aufgeführt, und zwei Jahre lang bemühte sich Molière vergebens bei Hofe, dem päbstlichen Legaten und bei den Prälaten, um die Aufführung vor dem großen Publikum durchzusetzen. Als aber schon der Vorhang aufgehen sollte, ward das Stück noch untersagt, weil, wie Molière doppelsinnig ankündigte, der Herr Präsident nicht erlauben wollte, ihn vorzustellen. „Monsieur le Président ne veut pas qu'on le joue." Erst 1669 konnte Molière sein Ziel erreichen, und drei Monate hindurch wurde „Tartuffe" ununterbrochen hinter einander gegeben. Der Tartuffe, nun fast 200 Jahre alt, paßt heute noch so sehr für unsere Verhältnisse, als wäre er grade für die Jetztzeit geschrieben, und niederschmetternd ist der Erfolg auch für unsere Tartuffes, deren Art überhaupt nie ganz aussterben dürfte. Wir sagen Hrn. Reinhardt Dank für die schöne Wahl, welche er getroffen, und allgemein ist der Wunsch, dies feine und geistreiche Lustspiel, welches hier recht brav gegeben wurde, baldigst wiederholt zu sehen. Die Titelrolle wurde von dem Benefizianten, welcher erst wenige Tage zuvor durch die meisterhafte Auffassung des Franz von Moor das Publikum zum lautesten Beifalle hingerissen hatte, ganz vorzüglich gegeben, und glauben wir, die Scene mit Elmire im dritten Acte noch ganz besonders hervorheben zu müssen. Hrn. Reinhardt würdig zur Seite standen Hr. Denzin, als Seelheim, zu dessen Acquisition wir der Direktion aufrichtig Glück wünschen, und Fräul. B. Schirmer, als Elmire. Mad. Scheele, welche als Soubrette im Lustspiel, wie im Vaudeville sich der allgemeinsten Gunst erfreut, war eine allerliebste Dorine. Ueberhaupt sah man es den Mitwirkenden an, daß sie alle eifrigst bemüht waren, Molière's herrlichen Worten Ehre zu machen. Nächsten Samstag werden Laube's „Karlsschüler" zum Erstenmale hier in Scene gehen und ist man auf dieses Stück, welches allenthalben, wo es bis jetzt gegeben wurde, außerordentlich gefallen, ganz besonders gespannt. Bis Freitag hören wir (zum Benefiz unserer ersten jugendlichen Sängerin, Fräul. Welty) Auber's schwarzen Domino, welche Oper hier seit Jahren nicht gegeben wurde und früher sehr beliebt war; möge das Publikum dieser lieblichen Sängerin, welche uns im Laufe des Winters so viele Genüsse bereitete, an ihrem Ehrentage die Theilnahme bewähren, auf welche sie Anspruch zu machen so vielfach berechtigt ist.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 16. Samstag den 16. Januar 1847.

Baue nicht auf den Sand.

Nach dem Französischen des Paul Feval von C. B. C. Koch.

I.

Das kleine Dorf Roz-l'Eveque liegt eine Meile von Dole, nicht weit von der Gränze, welche die Bretagne von der Normandie scheidet. Mitten in jene dem Ocean abgewonnene Ebene, das Moraſtland genannt, hat ſich ein mikroſcopiſcher Hügel verirrt, an deſſen Abhange man die fünfzehn Häuſer des Dorfes ſtufenweiſe übereinander erbaut ſieht.

Die geologiſche Geſchichte dieſer Ebene hat viel Eigenthümliches. Zu einer Zeit, die wir nicht genau anzugeben wiſſen, war dort ein umfangreicher Eichenwald, und noch heutigen Tages findet man in verſchiedenen Tiefen des Moraſtlandes Tauſende von Baumſtämmen. Dieſe Bäume liegen dort in ſo ungeheurer Menge, daß das Aufſuchen derſelben ſeit Jahrhunderten den einzigen bemerkenswerthen Erwerbszweig der Bevölkerung ausmacht. Die Sondirer bohren mit ihren langen eiſernen Stangen in den Erdboden und graben ein halbfoſſiles Holz aus, das noch zu mehrfachem Gebrauch dienen kann. Faſt ohne Ausnahme ſind dieſe Sondirer ſtarke Männer, denn ein gewöhnlicher Arm kann ihr Inſtrument, deſſen Schwere einen Cyklopen ermüden würde, nicht handhaben.

Nachdem das Moraſtland Wald geweſen war, wurde es an einem ſchönen Tage durch die einbrechenden Fluthen der See in einen Golf umgeſchaffen. Die alten Eichen wollten als wahre Bretagner Stand halten, allein ſie wurden gleich dem unter ihrem Schatten beſcheiden wachſenden Graſe niedergebeugt, der ſiegende Ocean überdeckte das Schlachtfeld mit einer dicken Lage von grauliſchem Schlamm wie mit einem Leichentuche, und ließ ſeine Wellen über das eroberte Land hinſchlagen. Einige Tauſend Jahre verfloſſen. Der Kampf erneuerte ſich, diesmal wurde indeſſen der Ocean beſiegt, weil er den menſchlichen Geiſt zum Gegner hatte. Man ſchichtete Felſenſtücke auf, ein Damm erhob ſich, gegen welchen die Meereswogen wüthend anſtürmten, aber der Damm hielt feſt, und der alte Neptun mußte ſich entſchließen, ſeinen landraubenden Wellen eine andere Richtung zu geben. Gegenwärtig iſt das Moraſtland eine ſehr fruchtbare, nicht maleriſche Gegend. Sein tapferer Damm, welchen die See nunmehr zu reſpektiren ſcheint, bildet gleichſam den Saum einer weiten, mit reichen Ernten und herrlichen Obſtbäumen bedeckten Ebene. Enge Kanäle ſchlängeln ſich hier und dort hin und marmoriren das Moraſtland in ſeiner ganzen Ausdehnung. Dieſe Kanäle nennt man hier (Waſſergänge); ſie ſind ſehr tief, völlig ſenkrecht, und zur Zeit der Ebbe oder bei niedrigem Waſſerſtande faſt leer. Wenn hohes Waſſer kommt, füllen ſie ſich plötzlich mit ſchäumenden Wellen.

Das Dorf Roz-l'Eveque bildet beinahe den Mittelpunkt dieſer Ebene. Der Waſſergang Düval zieht ſich etwa hundert Schritte von ſeinen letzten Häuſern hin. Auf dem andern Ufer, dem Dörfchen gegenüber, breitet ſich eine Flugſandpfütze aus, welche mit der Ueppigkeit der Vegetation rings umher einen lebhaften Kontraſt macht. Dieſe von grünen Aepfelbäumen und wogenden Kornfeldern umgebene kleine Sahara iſt in Miniatur ganz das Gegentheil jener lachenden Oaſe Afrika's, an welche der heiße Sand der Wüſte von allen Seiten andringt. Mehrmals hat man dieſelbe urbar zu machen verſucht, allein immer vergeblich. Sie iſt ein wahres Sandmeer. Die guten Bewohner von Roz nennen ſie „das Sandloch."

In dieſem Dorfe Roz-l'Eveque lebte zu Anfang des Jahres 1833 ein großer Burſche, welcher ſeines Gewerbes Sondirer war und Yaumi hieß. So unharmoniſch dieſer Name auch klingen mag, iſt er nichts deſtoweniger im Departement Ille- und Vilaine ſehr gebräuchlich, und unſer Sondirer hatte ihn in der Taufe nach ſeinem Pathen erhalten. Yaumi wohnte im letzten Hauſe des Dorfes am Ufer des Düval, dem „Sandloch" gerade gegenüber. Er ſtand wohl in großem Anſehen wegen ſeiner außerordentlichen Körperkraft, nicht aber in ſonderlich gutem Rufe wegen ſeiner Leutſeligkeit: manche nannten ihn ſogar brutal. Er ſprach wenig, und nur wenn er nicht ausweichen konnte; gewöhnlich war ſeine Unterhaltung eine Art Pantomime, ſein Beifall gab ſich durch ein kurzes und flüchtiges Lächeln kund, ſeine Mißbilligung durch ein ſtarkes Kopfſchütteln, das ſein langes, dichtes Haupthaar in Bewegung ſetzte. Wenn Yaumi lächelte, war ſein Geſicht ſehr einnehmend. Seine Züge waren ſtark ausgeprägt, aber regelmäßig und nach einem glücklichen Vorbilde; unter der harten Linie ſchwarzer Augenbraunen ſtrahlten ſeine großen blauen Augen melancholiſch und faſt zärtlich. War er jedoch übler Laune, dann mochte man bei ſeinem Begegnen zurückprallen, ſo viel wilde Rohheit lag in ſeinem Blicke. Uebrigens hatte er faſt 6 Fuß Höhe, eiſenfeſte Muskeln, und ſeit dem Feſte des heiligen Wilhelm das zwanzigſte Lebensjahr zurückgelegt.

Nach dem Hauſe Yaumis kam das des Herrn Noël, welcher zu Roz-l'Eveque die Geſchäfte des Schulmeiſters verſah. Herr Noël hatte ehemals von anderer und höherer Beſtimmung geträumt. Er ſagte oft, daß nur die abſcheulichen Ränke ſeiner Neider ihn verhindert hätten, in einem größeren Wirkungskreiſe zu glänzen und einen Platz als Oberlehrer in der Stadt Dole zu erhalten. Dieſe Ungerechtigkeit des menſchlichen Geſchlechts gegen Herrn Noël machte ihn zu einem argen Menſchenfeinde. Bei ihm lebte ſein Sohn Brize und ſeine Nichte Scholaſtika. Herr Noël, Brize und Scholaſtika waren die einzigen Perſonen, welche Yaumi beſuchte.

Anſtatt des Abends nach vollbrachter Arbeit in ſeine einſame Wohnung zurückzukehren, richtete er ſeine Schritte nach dem Hauſe des alten Schulmeiſters. Beim Eintritt drückte er Brize die Hand, machte ſeinen Bückling gegen Scholaſtika und grüßte Herrn Noël

Digitized by Google

mit einem leichten Kopfnicken. Dann nahm er auf einem Fußschemel Platz und verbrachte lange Stunden träumend und das junge Mädchend anblickend. Währenddem ließ die Letztere ihr Spinnrad schnurrend ertönen und sang dabei einige jener schwermüthigen Volkslieder des Küstenlandes, in denen Thränen und Hoffnung abwechseln; dann plauderte sie mit Brize und sprach von Sammetbändeen, damit ihr Yaumi den folgenden Tag deren von Dole mitbringen möchte. Der Greis blätterte im Rechenknecht odee in iegend einem andern alten Buche. Wenn er seine Lectüre unterbrach, so geschah es nue, um auf das Menschengeschlecht loszudonnern. Natürlich waeen seine Predigten immee an Yaumi gerichtet, der kein Wort sprach und daher einen ziemlich aufmerksamen Zuhörer vorstellte.

Auf die Feeundschaft eines Mannes, auf die Liebe einer Frau, auf die Biederkeit irgend eines Menschen rechnen, schloß Herr Noël unabänderlich seinen Sermon, heißt auf den Sand bauen, Nachbar, auf das Sandloch ein Haus setzen!

Yaumi mochte vielleicht mit diesem Grundsatze nicht einverstanden seyn, allein er hütete sich, mit der Sprache herauszugehen. Der sanften Stimme Scholastika's zuhörend, überließ er seine ganze Seele schönen Träumen an die Zukunft.

Beize war ein schwächlicher, elender, bleicher und furchtsamer Junge. Er hatte lesen gelernt und die Leute von Roz-l'Eveque hielten ihn für einen Gelehrten ersten Ranges. Wir können nicht verbürgen, ob er Yaumi sehr liebte; allein er schmeichelte ihn gern, weil die breiten Schultern des Sondirers ihm einen mächtigen Schutz gewährten und Brize, trotzig und spöttisch wie alle Memmen, eines Schildes bedurfte. Yaumi war ihm aufrichtig und grenzenlos zugethan.

Scholastika hatte schwarze, kühne Augen, eine Taille wie eine Wespe und ließ bei fröhlichem Lächeln ihre Zähne gleich zwei und dreißig wunderschön aneinandergereihete Perlen sehen. Yaumi liebte Scholastika bis zum Rasendwerden, indessen hatte er ihr es nicht gesagt, obgleich sie es längst wußte.

Man war im Monat Februar. Brize und Yaumi waren dieses Jahr konseriptionspflichtig und mußten loosen. Eines Moegens gingen sie, von Scholastika und Herrn Noël begleitet, übee den Wassergang Duval. Der Geeis und seine Nichte verließen sie am Ende des Sandlochs, nicht ohne ihnen die Hände gedrückt zu haben.

„Glück auf!" sprach Scholastika, ihr süßes Lächeln schwesterlich unter beide junge Leute theilend.

„Was das betrifft, meine Kinder," beummte Herr Noël, sein kahles Haupt schüttelnd, „so müßt Ihr nicht daran denken. Ihr seyd arm, man wird Euch weit wegschicken. Auf die Teeue eines Menschen rechnen, seht, ist gerade soviel, als wenn man sich einfallen lassen wollte, hierher" — er zeigte auf den Flugsand im Sandloche — „ein Haus von drei Stockwerken zu bauen."

(Fortsetzung folgt.)

Der österreichische Lloyd.*)

Wer ist denn eigentlich der österreichische Lloyd? hört man seit einiger Zeit überall fragen, wohin die Kunde von den großartigen Bestrebungen dieses Institutes zur Begründung einer britisch-deutsch-orientalen Post- und Handelsstraße gedrungen ist. Wer ist dieser Herr Lloyd? redete mich in Wien ein Fabrikant an, als er während der Industrie-Ausstellung an das Redactions-Bureau der halboffiziellen Berichte im polytechnischen Institute gewiesen wurde. Wer ist dieser Lloyd, fragen die Statistiker in Deutschland, Frankreich, England und Italien, dem wir so verläßliche und intelligent zusammengestellte Daten über Welthandel, Schifffahrt und Industrie verdanken? Geht zum Lloyd, sagt man Euch, wenn Ihe in Triest das beste Sorbet zu nehmen wünscht. Ihr wollt nach Konstantinopel, nach Trapezunt, Jerusalem, nach Aegypten, Indien und China reisen: Ihr müßt Euch an den Lloyd wenden, der auch Postanstalt ist und die kaiserliche Postflagge führt; Ihr möchtet Visitenkarten, Annoncen, Reisekarten drucken lassen, beim Lloyd, der auch Holdruckerei ist, wird das am besten besorgt; Ihe wollt auf die Börse gehen, dort steht wohl das Börsengebäude, aber die Börse selbst wird beim Lloyd gehalten; Ihr wollt das schönste Gebäude in Triest sehen, da müßt Ihr nach dem Lloyd; Ihr wollt wissen, wo dieser oder jenee Kauffaheer sich gerade befindet, beim Lloyd ist es aus trefflich geführten Büchern zu erfahren; dort rauchen die Essen einer Eisengießerei und stampfen die Räder und Hobel einer Maschinen-Werkstätte, es ist das Arsenal des Lloyd; auf einem Werfte wird ein mächtiges Dampfboot gebaut, es gehört dem Lloyd; jene Offiziere, die Euch begegnen, sie sind Lloyd'sche Schiffscapitäne; diese uniformirte Musikbande, sie gehört dem Lloyd. Die Capitalien und das Genie seiner Theilhaber lassen Eisenbahnen, Theater, Hotels, Molos u. s. w. u. s. w. erstehen. Alles in Triest hängt mit dem Lloyd zusammen, und auf jede Frage heißt die Antwort: Lloyd. Doch geht weitee nach allen Hasenstädten des Mittelmeeres, durch die Dardanellen bis Galacz am Donaustrande, ja, nach Ameeika und beiden Indien, überall begegnet Ihr Lloyd'schen Agenten und Correspondenten; auf der Landenge von Korinth fahren seine Omnibus, und seine Couriere fliegen mit unerhörter Schnelligkeit von Triest bis London. In der That, es ist schwer, die weitverzweigte Thätigkeit dieses herelichen Institutes in ein System zu bringen, das Schlagwort seiner Tendenz zu finden. Geldgewinn ist es nicht, denn bei der ersten Section der Anstalt gibt es keine Nutznießer, und was gewonnen wird, muß wiedee zum allgemeinen Besten verwendet werden. Bringen z. B. die Abonnements-Gelder und Inserate der Zeitungen („Journal des österreichischen Lloyd", „Journal di Lloyd austriaco" und „Osservatore triestino") mehe ein, als die Kosten beteagen, so muß der Ueberschuß zur Erweiterung der Blätter verwendet werden. Denn die eigentlichen Eigenthümer sind die ersten Unteezeichnee für Errichtung der Lesesäle und Einrichtung einer Lokalität als Mittelpunkt persönlichen Zusammentreffens, so wie die jetzigen einen jährlichen Beitrag zahlenden Mitglieder — die aber alle nur auf freien Eintritt und freie Benutzung der Anstalt Anspruch machen, wie bei einem Museum. Die von ihnen gewählte Direktion verwaltet. (Das Lokal besteht aus einer Anzahl Räume in der großen kreuzförmigen Glasgalerie des „Teegesteums"; über ihnen sind die Geschäfts-Kanzleien der aus einem Peäsidenten und vier Direktoren bestehenden Direktion, die Redactions-Lokale, die Ateliers der Druckerei — dabei zugleich die Bureaux füe die Commission der Veesicherungs-Gesellschaften.) Die zweite Section, welche die auf Actien gegründete Dampfschifffahrts-Gesellschaft umfaßt, hat zwae in den letzten Jahren sehr günstige Bilanzen gezogen, aber nie die Höhe der Superdividende zum Maßstabe ihees Thätigkeit gemacht, sondern sich stets den geoßartigen Standpunkt bewahrt, von dem aus sie als gemeinnütziges Institut Hebung und Verbeitung des österreichischen Seehandels sich als Ziel gesteckt hat. Wie die erste Section theoeetisch duech Vereinigung zerstreuter Kräfte, durch Wort und Schrift wirkt, so fällt der zweiten Section die praktische Thätigkeit durch Brief-, Passagier- und Wagen-Spedition zu. Der österreichische Lloyd gebietet nun über 21 Dampfschiffe von 4000 Pferdekraft, wäheend sich deei neue auf den Werften erheben, unterhält bei 80 besoldete Agenten auf allen Handelsplätzen der civilisirten Welt; er besitzt eine Buchdruckerei von 12 Pressen, darunter eine doppelte und zwei einfache Schnellpressen; er ver-

*) Köln. Ztg.

Digitized by Google

fügt über vier Journale, wovon eines in deutscher Sprache mit einer ausgebreiteten, auch den ganzen Kaiserstaat umfassenden Correspondenz, und besoldet im Ganzen nicht weniger als 1350 Angestellte. Mit der ersten Section ist auch die Commission von 18 Versicherungs-Gesellschaften vereinigt, welche hier einen Centralpunkt für ihre Correspondenzen und Schiffsnachrichten finden. In drei Lesesälen liegen bei 250 Zeitschriften in allen Sprachen, und ich zweifle, daß sich außer der neuen Zeitungs-Halle in Berlin irgendwo ein Lese-Institut von ähnlichem Umfange befinde. Diese Lokalitäten bieten dem Fremden täglich die interessantesten Scenen dar. Eine große Glocke erschallt. Im Augenblicke springt Alles, was von Anwesenden da ist, auf und eilt in einen der Säle. Hier steht einer der Bediensteten der Anstalt, einen Brief in der Hand haltend, den er feierlich in conspectu omnium erbricht und dann vorliest. Es ist eine eben eingelaufene Schifffahrts-Nachricht, eine wichtige Handels-Depesche — ein Dreidecker hat glücklich die Anker gesenkt im Hafen von Sante Thomas — ein Dampfer ist gescheitert am Cap Matapan u. s. w. u. s. w. Wie elektrisirende Schläge treffen solche Botschaften dann die Betheiligten in der Versammlung, die lebhaften Italiener fangen an zu gesticuliren, hier tönt ein Fluch von einem slawischen Munde, dort reibt sich ein vergnügter Deutscher in stiller Gemüthlichkeit die Hände. — Erst nachdem die Briefe so veröffentlicht sind, gehen sie an die Redaktion der Journale.

Das ist nun in wenigen Zügen das Institut des österreichischen Lloyd; doch woher der sonderbare Name? — Vor etwa 80 Jahren gab es in London einen Mann Namens Lloyd, der ein Kaffeehaus besaß, in welchem sich zu gewissen Stunden die Tages Kaufleute, Rheder, Versicherer und Mäkler einfanden, um ihr Geschäft zu besorgen. Alle Neuigkeiten, die aus allen Weltgegenden eintrafen, wurden hier zuerst vernommen; die Räume wurden bald zu eng, und heute nehmen die Lokalitäten des Londoner Lloyd einen großen Theil des Börsen-Gebäudes ein. In kolossalen Sälen sind hier Zeitungen, Briefe, Landkarten und Bücher aufgestapelt, und bei 3000 Menschen wogen in geräuschvoller Thätigkeit durch einander oder sitzen schreibend und Geschäfte machend an den Pulten. Nach diesem Muster entstanden nun bald ähnliche Anstalten zu Liverpool, Bordeaux, Marseille, Havre, Cette, Boston u. s. w. und auch zu Triest.

Der eigenthümliche Geist ungebundener Bewegung, welcher in dem Freihafen Triest herrscht, die Vereinigung des deutschen, gründlichen, beharrlichen Elementes mit dem italienischen, leicht erregbaren, beweglichen und unternehmenden, so wie die glückliche Lage dieser Stadt brachte es mit sich, daß die Schranken des ursprünglichen Lloyd bald zu eng wurden und am Ende fast nur der Name übrig blieb, um an den Ursprung zu erinnern. Das Alles geschah in dem kurzen Zeitraume von zwölf Jahren. Zuerst ward ein italienisches, dann ein deutsches Blatt begründet, die Dampfschifffahrt begann im Jahre 1835, die Buchdruckerei kam 1842 hinzu, die Lokalitäten erweiterten sich, die Journale, den engen Kreis der Schiffsnachrichten durchbrechend, fingen an, sich zu allgemeinen Organen für Handel, Industrie, Schifffahrt und National-Oekonomie zu erheben, und gaben zuerst in Oesterreich das Beispiel der freisinnigen Besprechung inländischer Angelegenheiten, freilich nur innerhalb der Gränzen der materiellen Interessen. Die Dampfschifffahrt wurde im Jahr 1845 durch Uebernahme der Seeboote der Donau-Gesellschaft und Einrichtung des Dienstes auf der Linie von Alexandrien erweitert, und die Geldkräfte der Anstalt erhielten durch ein kaiserliches Darlehen von zwei Millionen Fl. C.-M. einen mächtigen Zuwachs. So ist nun der österreichische Lloyd in der Lage, als Repräsentant der deutschen Interessen und europäischer Gesittung in allen Ländern des Orients aufzutreten und eine Angelegenheit von so welthistorischer Wichtigkeit, wie die deutsche Ueberlandpost, mit kräftiger Hand durchzuführen. Diese kleine Skizze darf nicht geschlossen werden, ohne der hohen Intelligenz und seltenen Uebereinstimmung zu gedenken, mit welcher die Direktion dieses Institutes von fünf Männern aus dem Handelsstande geführt wird; und es wird Ihre Leser freuen, zu vernehmen, daß zwei derselben dem Rheinlande angehören.*)

*) v. Bruck, der portugiesische, und Lutteroth, der preußische, auch badische Consul in Triest.

Beim sechsundvierziger Wein.

So perlt denn endlich im Pokale
Ein mächt'ger Feuergeist.
Er sey willkommen bei dem Mahle
Als Nektar, den man preist!
Es wird so manches Herz erwärmen
Durch seine Zauberkraft;
Drum laßt uns jubeln, laßt uns schwärmen
Bei diesem edeln Saft!

Laßt And're nur den Alten loben,
Es ist nur selten rein;
D'rum auf, wir halten Nagelproben
Beim sechsundvierz'ger Wein!
Die Sonne hat ihn ausgebrütet;
D'rum sprüht aus ihm nur Gluth.
Er ist so feurig, denn er siedet
Selbst altes Zecherblut.

Und wollt ihr euch recht hoch begeistern,
Ihr Dichter insgemein,
So könnt die Musen ihr bemeistern
Beim sechsundvierz'ger Wein.
Selbst wenn ein Liebchen schnöd' gebrochen
Das traute Herzensband,
So sey dem Kummer Hohn gesprochen!
Den Becher nehmt zur Hand!

Und statt das Leben Euch zu rauben
Bei Gram und Herzenspein,
Sucht lieber Trost im Saft der Trauben,
Beim sechsundvierz'ger Wein!
Und stellt sich der mit seiner Sense
Vielleicht bei mir bald ein,
Ich fürcht' ihn nicht, denn ich credenze
Ihm sechsundvierz'ger Wein.

D..fh..m. Ant. Seelig.

Mannichfaltigkeiten.

Der Halle'sche Courier enthält Folgendes: „In den Zwölften, wo nach dem Volksglauben es nicht geheuer ist und allerlei Ungethüm spuken soll, ist auch zu meinem Namen ein Doppelgänger gekommen. Unter den Mitarbeitern eines mir gänzlich unbekannten und dunkeln Blattes, ist bei Aufzählung der Scheelbhelden zuletzt auch ein Jahn erwähnt, und noch dazu mit u. s. w. — Namen und Nachsatz foppen den Leser. Ich bin nicht Derjenige, der dort den Rückzug deckt. Auch schreibe ich nur selten, und niemals mit der Wetterfahne auf dem Kopfe und der Windrose im Herzen. Und weiß ich aus der Kirchengeschichte, daß nach Rom mancherlei Wege gehen, und Eiferer, Bedächtiger, Verunglimpfer allemal unchristliche Scheinleute sind, „klingendes Erz

Digitized by Google

und tönende Schellen." Ueber ein halbes Jahrhundert lebe ich in der Mitte der neuern Geschichte, weiß Vieles wie Viele, Manches besser wie Manche, Einiges nur allein. Aus den Quellen habe ich die frühere Geschichte geschöpft, zumal die unseres Volkes, ohne wie ein Tintenfisch erst den Sprudel zu trüben. So neunklug bin ich aber nicht geworden, um zu extifteln, wenn sich eine Henne zum Brüten auf die Eier setzt, was für buntes Gefieder die Küchlein einst bekommen. Freiberg a. U., den 6. Jan. 1847. Fr. Ludw. Jahn."

Friedrich Halm hat so eben ein neues dramatisches Gedicht in vier Acten mit einem Vorspiele vollendet: „Donna Maria de Molina." — Von Ernst Ritter (Frau von Binzer) ist auf dem Hofburgtheater ein neues Drama: „Die Neuberin", mit Beifall gegeben worden.

Korrespondenz.

Limburg a. d. L., 5. Jan.

Wenn in unserer Zeit, wo das Ringen nach materiellem Besitze die Hauptrichtung des menschlichen Handelns bezeichnet, dem Leser öffentlicher Blätter manches düstere Bild aus dem Volksleben vorgeführt wird, so ist es ein um so wohlthuenderes Gefühl, durch jene Organe der Oeffentlichkeit auch solche, die Menschheit ehrende Charaktere in einem größeren Kreise besprechen zu können. Hierzu bot sich in diesen Tagen in unserer Stadt die Gelegenheit dar, indem gestern die irdische Hülle einer der edelsten Frauen Limburg's zu ihrer letzten Ruhestätte geleitet wurde. Viele Hunderte aus allen Ständen und von jedem Alter — Alle von tiefer Wehmuth erfüllt — folgten dem Sarge, da seit Jahren kein Todesfall eine so allgemeine Theilnahme, als der besprochene, dahier erregt hat. Diese aber nicht blos deshalb, weil die Verblichene, als wahre Christin, langes und schweres Leiden bis zum letzten Athemzuge mit stiller Resignation erduldet, oder weil der unerbittliche Tod, allen Hülfsmitteln der Kunst zum Trotze, einem tiefgebeugten Gatten eine liebende Gattin, einem einzigen, noch unmündigen Sohne eine zärtliche und in jeder Beziehung achtungswerthe Mutter entrissen und zugleich das innig geknüpfte Band der Eintracht zwischen Geschwistern getrennt hat, sondern vorzüglich darum, weil mit ihr die Stütze und Wohlthäterin zahlreicher Armen zu Grabe getragen ward, deren heiße Thränen offen genug bezeugten, welchen Verlust sie erlitten und wie Vieles Jener für sie im Stillen gethan. Sonderbare Fügung der Vorsehung, daß selbst in Zeiten allgemeiner Bedrängniß solche seltenen Wohlthäter der Dürftigen einem frühen Tode erliegen müssen, während tausend unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ihr kümmerliches Daseyn fristen. Schließlich noch berichtend, daß der dahier allgemein verehrte Hr. Stadtpfarrer, geistliche Rath Halm, mit gewöhntem würdevollem Tacte an der Gruft der Verblichenen deren segensreiches Wirken und standhaftes Dulden in eindringlichen Worten schilderte, glaubt Einsender dieses, in Uebereinstimmung mit der von der Verklärten im Leben überall bewiesenen Bescheidenheit, ihren in hiesiger Gegend wohlbekannten Namen verschweigen zu dürfen. Möge ihr nach dem Ausspruche des Heilandes: „Was ihr dem Geringsten unter diesen meinen Brüdern gethan, das habt ihr mir gethan", in den schöneren Gefilden des Jenseits reicher Lohn dafür werden, wie sie hienieden die ihr von der Vorsehung reichlich verliehenen irdischen Güter benutzt hat. Ruhe ihrer Asche und Ehre ihrem Andenken! .....

Wiesbaden, 13. Jan.

Schon oft ist in diesen Blättern des Schulwesens im Herzogthum Nassau rühmlichst gedacht worden und es findet sich jetzt wieder eine erfreuliche Gelegenheit, dieses Lob zu wiederholen. Schon lange wurde in hiesiger Stadt die Errichtung einer höheren Töchterschule für Mädchen gebildeter Eltern lebhaft als Bedürfniß gefühlt; aber die Ausführung, von herzogl. nassauischer Regierung schon längere Zeit projectirt, blieb darum immer in die Zukunft hinausgeschoben; aus welchen Gründen, ist unbekannt. Doch jetzt ist aller Zweifel gehoben, die Schule wird schon kommende Ostern eröffnet, der Lehrplan ist veröffentlicht und, was sehr erfreulich ist, wird namentlich auf den Unterricht in der deutschen Sprache ein größerer Werth gelegt, als es bisher in allen höheren Lehranstalten des Herzogthums Nassau der Fall gewesen ist.

Gießen, 7. Jan.

Wenn in Nro. 6 der Didaskalia von diesem Jahre von Berlin aus gemeldet wurde, daß die dortigen Communal-Behörden einen abermaligen Beweis ihrer Fürsorge für den Volksunterricht gegeben haben, indem die Stadtverordneten-Versammlung in ihrer letzten Sitzung einer Anzahl städtischer Lehrer in Berücksichtigung des durch die Theuerung der Lebensmittel vorhandenen Nothstandes eine bedeutende Zulage (bis zu je hundert Thalern) bewilligt haben, so kann von hier aus das Gegentheil berichtet werden. Ein von dem Dirigenten des Schulvorstandes in dieser Beziehung gestellter Antrag fiel bei dem Gemeinderath einstimmig durch. Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung hat in der That ein erhebendes Beispiel gegeben und das um so mehr, als sie die mit Kindern gesegneten Familienväter ganz besonders bedacht hat. Während die Lehrer auf dem Lande, weil sie verschiedene Naturalien (namentlich Korn) zu beziehen haben, in dieser Zeit gar nichts zu klagen haben, steht es bei denen, deren Stellen fixirt sind, ganz besonders schlecht. Sie müssen dies um so mehr fühlen, da auch allen andern im Staate angestellten Dienern wenigstens ein Theil ihres Einkommens nach den Naturalienpreisen berechnet wird. Leider fängt man in neuerer Zeit an, auch die Schulstellen auf dem Lande von allem Naturaliendezug zu entblößen und zu fixiren und zwar aus dem angeblichen Grunde, damit die Lehrer durch keinerlei Nebengeschäfte ihr Amt versäumen, in der That aber, damit die Gemeinden ferner nicht nöthig haben, Oeconomiegebäude für die Lehrer zu bauen oder zu unterhalten. Es sind uns Beispiele bekannt, daß Lehrer in Folge solcher Verwandlungen im verflossenen Jahre über 200 fl. eingebüßt haben. Bei der zunehmenden Bevölkerung sieht man sich in die Nothwendigkeit versetzt, die Zahl der Schulstellen zu vermehren. Da dies aber in der Regel dadurch bewirkt wird, daß das Einkommen einer Stelle in zwei oder noch mehrere Theile getheilt wird, so dürften mit der Zeit gute Schulstellen nur noch zu den größten Seltenheiten gehören. Wird aber, wenn Beförderungen auf bessere Stellen nicht mehr stattfinden können, nicht auch der Eifer von Seiten der Lehrer erkalten?

Worms, 6. Jan.

Unsere Stadt hat sich durch die Fürsorge unserer löblichen Verwaltung seit einiger Zeit auf solche Weise verschönert, daß wir sie mit Recht zu den ansehnlicheren Städten am Rheine zählen dürfen. Einsender dieses will nur, um den beengten Raum Ihres weitverbreiteten Blattes nicht zu schmälern, den seit kurzer Zeit aufgeführten, neuen Paradeplatz, der nicht nur dem hier garnisonirenden dritten Infanterieregimente sehr erwünscht (da der vorige erwähntes Militär nicht sämmtlich fassen konnte), sondern auch der hiesigen Stadt zur Zierde gereicht, in Erwägung bringen, der, in der Hauptstraße und beinahe in der Mitte unserer Stadt gelegen, auch eine schöne Aussicht darbieten würde, wenn nicht in dessen nahrr Umgebung hier und da unstattliche Gebäude zum Vorschein kämen, die durchaus nicht damit in Einklang stehen. Letzterem sollten einige Capitalisten abzuhelfen suchen, die diese Häuser ankaufen, theilweise niederreißen und im modernen Style aufbauen lassen sollten. Oder dürften einige derselben nicht zur Errichtung eines neuen Postgebäudes dienen? Unsere musterhafte Behörde und hiesigen Bewohner, die zur Verschönerung unserer Stadt kein Opfer scheuen, werden auch in dieser Sache nicht die Hände müßig in den Schooß legen und das Zweckmäßigste anzuordnen nicht unterlassen.

Bruchsal, 13. Jan.

Auch hier ist in der jetzigen Zeit der Noth der Wohlthätigkeitssinn erwacht und zeigt sich im schönsten Lichte. Im Einverständniß unserer städtischen Behörde wurde nämlich in dem ehemaligen Kapuziner-Kloster eine Suppenanstalt errichtet. In dieser Anstalt erhalten Arme die Portion nahrhafter Suppe mit Fleisch vermengt zu 2 Kr., ganz Arme und Arbeitsunfähige dagegen unentgeltlich. Ferner sind in demselben Kloster täglich mehrere Säle zum Aufenthalt der Armen geheizt und einige Betten für Kranke aufgestellt. Die Kosten hiezu werden theils aus Gemeindemitteln, theils durch freiwillige Beiträge gedeckt. B.

Frankfurt a. M.

Nächsten Mittwoch den 20. d. M. wird Hr. Stahl, Mitglied der k. Oper in Petersburg, im Saale des Weidenbusches ein Konzert geben unter gefälliger Mitwirkung der Herren Bockmühl, Sachs, Conradi, Caspari, Regensburg u. A. Näheres werden die Programme besagen.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 17. Sonntag, den 17. Januar 1847.

Baue nicht auf den Sand.

Nach dem Französischen des Paul Feval von C. L. C. Koch.

(Fortsetzung.)

Brize und Yaumi schlugen den Weg nach Dole ein; aus ihnen beiden bestand das ganze Kontingent von Roz-l'Eveque. Brize war noch blässer als gewöhnlich; das Gehen wurde ihm sehr sauer. Die Aussicht, Soldat zu werden, eine schwere Flinte tragen und vielleicht nach Afrika in den Kampf gegen die Araber gehen zu müssen, machte ihm großes Herzeleid. Die Araber vorzüglich mißfielen ihm im hohen Grade. Er sah im Geiste ihre schwarzen, in weiße Tücher gehüllte Gesichter, ihre scharfen Dolche und die Mündungen ihrer langen Donnerbüchsen, welche Dinge alle von mehreren Lithographien, die Brize an dem Laden eines Bildhändlers zu Dole oft bewundert hatte, mit schreckhafter Genauigkeit dargestellt wurden. Yaumi's Gesichtszüge hingegen drückten die vollkommenste Ruhe aus. Mit dem lässigen und schwerfälligen Schritte eines bretagnischen Bauers ging er seinen Weg und dachte nur an Scholastika's Lächeln.

Der Maire leitete die Loosziehung in Person. Jetzt kam die Reihe an Brize und Yaumi.

„Greif' Du zuerst hinein," sprach Brize, der ohnmächtig werden wollte.

Schnell entschlossen beachte Yaumi die Hand in die Urne; er zog sie aber nicht sogleich wieder heraus. Eine Wolke lag auf seiner Stirne, ein trübes Gedanke war in ihm emporgetaucht und hatte ihm auf ein Mal alle seine Sorglosigkeit geraubt.

„Ich müßte mich von ihr trennen," sprach er bei sich.

Andere hätten viel früher daran gedacht, aber Yaumi liebte zu heftig, um oft nachzudenken.

„Nun!" sagte der Maire ungeduldig.

Yaumi zog seine Hand heraus und brachte ein Loos zum Vorschein. Einen Augenblick strahlten seine Augen vor Freude. Dann kreuzte er die Arme auf der Brust und nahm seine äußerliche Apathie wieder an.

Nun kam die Reihe an Brize. Der arme Junge ließ seine zitternden Finger in die Urne gleiten, tappte lange darin herum, wählte sorgfältig und ergriff Nummer 2. Ein Seufzer der Angst entfuhr seiner Brust.

„Ach, Du lieber Gott!" lispelte er, „die Beduinen."

Der Sondirer zog die dicken Augenbraunen in gewaltige Falten. Wäre die Loosnummer eine Person von Fleisch und Bein gewesen, so würde ihr Yaumi sicherlich das schlimme Spiel mit seinem Freunde Brize entgeltet haben. Einen Augenblick sah er sogar den Herrn Maire mit einer Miene an, die nichts Gutes ahnen ließ; allein die gar zu einfältige Physionomie des ehrlichen Magistrats entwaffnete Yaumi. Er nahm Brize am Arm und zog ihn fort, ohne ein Wort zu sagen. Dieser jammerte noch immer, sprach aber nicht mehr von den Beduinen. Der erste Ausruf war aus der Tiefe seiner Seele gekommen; er schämte sich dessen und zwang sich, seinem Schmerze einen achtbareren Beweggrund zu geben.

„Mein Vater, mein armer Vater!" rief er schluchzend, als ob ihm das Herz bersten wollte.

Und immer diesen pathetischen Ausruf wiederholend, sah er die schrecklichen und finsteren Profile einer arabischen Eskadron vorüberziehen. Die Abenddämmerung zeigte ihm in jedem Baume am Wege gigantische Beduinen, von unglaublichen Schnurrbärten entstellt. Sein Herz wurde immer enger und kälter, denn jedes dieser Phantome trug in der Hand einen langen, breiten, ausgeschweiften Dolch, der spitzer als eine Nadel war und schärfer als die Rasiermesser des alten Schulmeisters. Und wie nach und nach die Nacht einbrach, wurden die Araber schwärzer, ihre Schnurrbärte länger und ihre Säbel blitzender. Das konnte Einen vor Schreck wahnsinnig machen. Daher wiederholte auch der unglückliche Brize bei jedem Schritte mit erstickter Stimme:

„Mein Vater! mein armer alter Vater!"

Dieses Klagelied ging Yaumi zu Herzen. Sein Arm schauerte unter Brize's Arm; er schüttelte konvulsivisch sein dickes Haupthaar und stampfte mit den Füßen so zornig gegen den Erdboden, daß die starken Sohlen seiner plumpen Schuhe die Steine im Wege zermalmten. Er ging sogar ein Mal so weit, daß er das Wort ergriff:

„Was geschehen ist, ist geschehen!" brummte er barsch, was aber ein Zuspruch des Trostes seyn sollte.

In Brize's Innern regte sich ein eifersüchtiger Haß gegen Yaumi.

„Wenn Dich das Loos getroffen hätte, so würde ich Dich wenigstens beklagen," sagte er.

Yaumi blieb stehen; er legte seine Hand auf Brize's Schulter und blickte ihm mit vorwurfsvoller Miene in's Gesicht; dann setzte er seinen Weg schweigend fort und beschleunigte den Schritt. Als sie vor seinem Hause angekommen waren, ließ er Brize mit hineingehen, zündete einen harzigen Spahn an und zeigte nach einem Schemel. Der traurige Konscribirte ließ sich auf diesem Sitze nieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, indem er, vielleicht das hundertste Mal, wiederholte:

„Mein Vater! mein armer alter Vater!"

„Der ist ein braver Mann," fiel Yaumi schnell ein; „wenn er auch gewohnt ist, wie ein böses Herz zu sprechen. . . . Ich — ich habe keinen Vater; ich stehe allein da."

Ungeachtet seiner kümmerlichen Stimmung konnte sich Brize nicht enthalten, einen Blick des Erstaunens auf den Sondirer zu werfen; so viel Worte auf ein Mal, das war fast ein Wunder.

„Weis Dein Loos her."

„Was willst Du damit?"

Digitized by Google

Yaumi zuckte ungeduldig mit den Achseln, zog sein Loos aus der Tasche und warf es Brize auf die Knie.

„Gieb mir das Deinige," wiederholte er.

Brize sperrte die Augen weit auf und gehorchte.

„Jetzt," fuhr der Sondirer fort, „sprich kein Wort hiervon zu Deinem Vater, dem guten Manne, und geh'."

„Aber," wollte Brize einwenden, dessen enges Herz den Zug dieses großmüthigen Tausches nicht so leicht fassen konnte.

Am folgenden Tage machte Herr Noël dem Sondirer seine Beileidsbezeigungen.

„Nachbar," sprach er, „Jedermann ist Egoist. Ich bin überzeugt, daß Ihr dem Loose flucht, nicht lieber Brize als Euch betroffen zu haben, und doch ist Brize Euer Freund. . . . . Ich zürne Euch deswegen nicht, Nachbar; der Mensch ist nun ein Mal so. Auf das Herz des Besten unter uns rechnen, heißt auf den Sand bauen."

„Oh, Vater! . . ." wollte Brize einfallen, dessen Dankbarkeit noch ganz heiß war.

„Auf das Sandloch!" fügte der alte Schulmeister hinzu.

Yaumi antwortete nicht. Er sah Scholastika an und glaubte eine Thräne zwischen ihren schwarzen Augenwimpern zu bemerken.

„Ihr werdet uns also verlassen, Monsieur Yaumi?" sprach leise das junge Mädchen, sich neben ihn setzend.

Er bebte und brachte die Hand an's Herz. Scholastika's Stimme erschien ihm noch sanfter als ehedem. Diese einfachen Worte deuteten ihm auf ein so großes Glück, daß er nicht daran zu glauben wagte. Er hätte auf die Knie fallen und Scholastika's nasse Augen küssen mögen, denn er war es, dem ihre Thränen galten.

„Wenn ich gewußt hätte!..." dachte er in ängstlicher Freude.

„Nun," hob Herr Noël leichtsinnig wieder an, „man muß sich ein Ziel setzen, Nachbar! Ihr werdet vielleicht als Sergeant wiederkommen."

Yaumi schien nicht sehnsüchtig nach dieser reichen Zukunft; er schritt gegen die Thüre, drehte sich auf der Schwelle und warf einen Blick auf Scholastika, welche lächelte und auch fortgehen wollte.

„Willst Du auf mich warten," sprach der Sondirer schüchtern, „so nehme ich Dich zur Frau, wenn ich meine Zeit gedient haben werde."

„Ich will schon," antwortete das junge Mädchen, ohne sich lange zu bedenken.

Yaumi's Augen funkelten vor Liebe und Dankbarkeit.

„Doch wird es acht Jahre dauern," fügte er immer noch mit einiger Besorgniß hinzu.

„Ich werde gewiß warten," erwiederte Scholastika.

Yaumi erfaßte ihre Hand und küßte sie laut und inbrünstig. Somit war die Verlobungsfeierlichkeit zu Ende.

Der Augenblick zur Abreise erschien. Scholastika weinte; Brize stellte sich, als ob er weine. Herr Noël, der Lebensart besaß, wollte mit den Seinigen dem Nachbar das Geleite geben bis über den Wassergang Düval.

Am Sandloche blieb er stehen und sprach:

„Wenn irgend ein Mensch gut seyn könnte, so würde ich Euch, Nachbar Yaumi, für einen solchen halten und Euch zurufen: Behaltet uns lieb! Allein ich bin nicht so thörig. . . . Nein! . . . Eben so gerne ließ ich mir einfallen, hierher eine Kathedrale zu erbauen, wie die zu Dole!"

Um seinen Lieblingsspruch dies Mal mit einer energischen Erklärung zu begleiten, stach der Greis sein spanisches Rohr bis an den Knopf in den Treibsand des Sandlochs. Yaumi drückte ihm die Hand und küßte Scholastika auf die Stirne. Sodann streckte er seine Arme nach Brize aus.

„Leb' wohl, lieber Freund! leb' wohl, lieber Bruder!" schluchzte dieser Letztere.

„Auf Wiedersehen!" rief der Sondirer mit fester Stimme. „Bewahre mir Deine Freundschaft, ich bedarf ihrer. . . . Rede manchmal mit Scholastika von mir . . .

Er schritt querfeldein nach dem Damme zu. Als er auf den Doler Berg, die einzige etwas beträchtliche Höhe im ganzen Moraslande, kam, blieb er stehen, nicht etwa, um die weite Seelandschaft zu bewundern, welche Kankale mit seiner Bucht, der Berg St. Michel und der zwischen den gebirgigen Küste der Bretagne und dem fernen Gestade der Normandie mit dem Himmel zusammenfließende Ocean bildet: sein Blick forschte unter der runden Krone der Aepfelbäume des Moraslandes nach dem kleinen Dorfe Roz-l'Eveque. Einige Secunden blieb er in stummes Anschauen versunken, dann wischte er mit seiner schwieligen flachen Hand eine Thräne von der Wange.

(Fortsetzung folgt.)

Charakterskizzen in Federzeichnungen.

(Von H. Leonard.)

Vier Heirathskandidaten.

Vier Loose auf eine Nummer! Vier Hände nach einer Blume! Und sämmtliche Zuschauer in gespanntester Erwartung. So war das Spiel der Leidenschaften und Hoffnungen, das sich eines schönen Sonntagvormittags in dem Landstädtchen Jungbunzlau (in Schwedisch- oder Preußisch-Pommern, eigentlich auf der Gränze beider) eröffnete, als der alldort zwei Mal wöchentlich erscheinende „hinkende Eilbote", ein auswärts wenig gelesenes Lokalblättchen, seinen Lesern folgende Anzeige und Erklärung brachte:

„Vor meiner Abreise nach New-York ersuche ich alle Diejenigen, welche an mich, resp. meine verstorbene Großmutter, Forderungen zu haben glauben, dieselben in der Frühstunde von zehn bis elf Uhr in meiner Behausung, kleine Wehrgasse, geltend machen zu wollen. Clara Wunderlich."

Napoleon hat die Welt bekanntlich durch seine Bülletins mehrmals in großen Aufruhr versetzt; auch die Bewohner Jungbunzlau's, so weit sie von der Heerstraße der Weltbegebenheiten abseit liegen mochten, hatten nicht theilnahmslos dabei gestanden, als ihr künftiger Bürgermeister, nunmehr Maire geheißen, an ihre Kirchenthüre das Plakat anheften ließ, wodurch ihnen die höchst ehrenvolle Mittheilung gemacht wurde, daß sie von nun an als ein einverleibter Theil des großen Königreichs Westphalen betrachtet werden sollten. Aber, welche Stürme auch im Lauf der Zeiten über die Dächer Jungbunzlau's dahingerast seyn mögen: nie hatte Etwas seine Einwohnerschaft in leidenschaftlichere Aufregung versetzt, als diese Aufforderung ihrer Mitbürgerin, sich für das, was sie ihnen schulde, bezahlt machen zu wollen. Sonderbare Leute, diese Jungbunzlauaner!

„Wir dürfen es nicht zugeben", rief der Gewürz- und Tabakhändler Gottlieb Veilchen, und schlug dabei mit der Faust auf den hinkenden Eilboten, daß die Gläser auf dem Tische tanzten. „Wenn Mamsell Wunderlich die Stadt verläßt, so gedeiht's Korn im Feld nicht mehr. Das schönste Mädel, das je aus Gottes Hand herfürging, auswandern zu lassen. Gott verdamm's, Herr Bäckermeister, ich müßte, wie Ihr, meine Alte los seyn, ich wollte Euch anders zugreifen."

„Ja, was sie nur hinaustreibt? Schön, wie ein Engel, an jedem Finger ein Liebhaber, dabei ihr Schäfchen im Trockenen."

„Meint Ihr? Im Trockenen! Ja, Herr Dings, da eben sitzt der Haken. Die Auseinandersetzung von wegen der Erbschaft stellt heraus, daß sie nichts hat, nicht Das. Nun steht sie mutterseelenallein da, gottverlassen, ein arm Waisenkind. Was soll sie nun thun? Was kann sie thun?"

„Ihr Bruder lädt' sie nach Amerika, will sie zu sich nehmen."

Digitized by Google

„Paperlapap!“ der Gewürzkrämer dem Sprecher in die Rede fallend, „Clärchen ist unser Kind, Kind der Gemeine ist Clärchen. So ziehen lassen um der Paar lumpigen Groschen willen — ich verlang' keinen Deut für die Kaffeebohnen, die sie bei mir gekauft hat — sie ziehen lassen, hieß' erklären: Wir haben keinen Burschen unter uns, dem sie hold ist. Und das wär' doch der größte Schimpf, der einer Gemeine widerfahren könnte.“

Auf diesen Ausfall des Gewürzhändlers, der, wie man sieht, in Jungbunzlau die erste Flöte spielte (auch in ihren politischen Klubbs überschrie er Alle — ein ächter deutscher Jacobiner) auf diesen seinen wohlberechneten Ausfall kamen gar mancherlei Meinungen zu Tage. Man sprach sich trocken und der Wirth verzapfte viel des edelen Getränkes an seine werthen Gäste, bis die Mittagsglocke zu läuten begann; da erhob sich der Küster des Orts, ein sanfter, stiller Mann mit einem schwarzen Sammtkäppchen auf dem dünnbehaarten Scheitel und sprach: „Ihr Herren, ein Vorschlag zur Güte!“

„Stille da, der Küster hat das Wort!“

„Wie wär's“, fuhr dieser fort, „wir ernennten eine Deputation aus unserer Mitte im Namen der Gemeine, die sich zu Fräulein Clara Wunderlich begäbe, um sie förmlichst und feierlichst zu bitten, daß sie abstehen möge von ihrem verzweifelten Vorhaben.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und die Gesellschaft ging mit dem Versprechen auseinander, sich Nachmittags vier Uhr in dem Brauhause zum wilden Mann zu versammeln, um allda das Weitere zu überlegen und vorläufig Eins auf die Gesundheit ihrer schönen Einsamen zu trinken.

Die vierte Stunde des Nachmittags rückte heran und das Comité versammelte sich allgemach im wilden Mann, um über Schön Clärchens An-Mannbringung und Ausstattung (ein seltsamer Gegenstand für eine Gemeindeberathung!) Beschluß zu fassen. Es dauerte nicht lange, so war der große Saal, so groß er auch war, zu klein für die zuströmenden Neugierigen; der Gewürzhändler stand auf dem Tisch und sprach, so laut er konnte, über die Pflichten einer Gemeinde.

Alles umsonst. Niemand verstand ihn. Man mischte fremdartige Dinge ein, kam ganz vom ursprünglichen Zwecke ab. Der Lärm ward unglaublich. Mit genauer Noth brachte man es bis zu einer Abstimmung über einen Fackelzug, den man der schönen Auswanderin bringen wollte. Aber auch nur bis dazu; denn, als man abstimmen wollte, entstand neuerdings Streit über das wie man abstimmen sollte. Man berief sich auf Amerika, Frankreich, England, Baden. Die Einen wollten mit Kugeln stimmen, die Andern mit Papierstreifen, Andere duech Auseinandergehen nach verschiedenen Seiten; der Küster schlug Hutabnehmen vor; Gottlieb Veilchen erklärte dies für durchaus unrepublikanisch. Und über alle Dem und Dem gerieth man auf's neue in Streit, vergaß, warum es ging, und gegen sieben Uhr Abends war man gerade so weit als um vier Uhr Nachmittags. Armes Clärchen!

Mittlerweile — wir überlassen die weitere Ausmalung der Versammlung der Jungbunzlauaner den verschiedenen Einbildungskräften unserer Leser — ergingen sich vier Spaziergänger, jeder einzeln, fern von dem Geräusche der Stadt, auf den Feldwegen zwischen den Gefilden, die sich friedlich um Jungbunzlau's zerbröckelnden Mauern und halbverschütteten Gräben lagern. Es war ein milder Spätsommerabend und die Gegend zwang gewissermaßen zu Selbstbetrachtungen, wenigstens einen einsamen Spaziergänger.

„Bon!“ sprach der Erste, das heißt Derjenige von den Vieren, der zunächst bei der Stadt wandelte, zu sich, „Bon!“ sprach er, „die Sach' ist ausgemacht, ich nehme sie. Schöne Bäckerei — funfzig Hufen in der besten Lage — sieben fette Schweinchen jedes Jahr — und obend'rein Wittwer. Was will sie mehr? Ich bin zufrieden; sie ist zufrieden. So sind wir es denn alle Beide. Sie bleibt hier; ich ging ohnedies nicht. Sie hat ihren Mann; ich meine Frau. Es ist nebenbei ein christlich Werk. Und bringt sie auch nichts mit in die Eh', ich bring' desto mehr mit. Wir haben alle Zwei genug daran und, wenn der Herr uns segnet, nun, ein Paar Kinderchen sollen auch noch satt werden. Basta! die Sach' ist abgemacht. Mag die Frau Metzgerin keifen, so viel sie will, Schönheit und frische Jugend geht über Geld und alte Tugend.“

So der wohlangesessene und hochachtbare Bürger und Bäckermeister Sebastian Bunteschuh, derselbe, den der Spezereihändler Gottlieb Veilchen am Morgen dieses Tages um seiner losledigen Junggesellenfreiheit und Wittwerschaft willen beneidet hatte. O, schönes Clärchen, hättest du auch nur im Traume ahnen können, welches Glück dir der Bäckermeister zudachte! Aber so ist das Schicksal zartfühlender Seelen. Derweil sie nach Freundschaft und Liebe schmachten, geht, ihnen unbekannt, Derjenige, welcher, wenn sie, und vorausgesetzt, daß sie ihn kännten, durchaus ihr Freund werden müßte — Schicksalstücke! — einsam in irgend einem Thale und seufzt: Wo lebt das Wesen, das ich lieben werde! Schon Klopstock schrieb über diesen Gegenstand — gegenstandlose Liebe — seine tiefgefühlte Ode: „An die künftige Geliebte.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Darmstadt.) Wir werden, wie man vernimmt, nächsten Sonntag, den 17. Januar, das Vergnügen haben, im großh. Hoftheater wieder ein vaterländisches Kunstprodukt zu hören, von welchem wir uns viel Gutes versprechen dürfen. Hr. Hofmusikdirektor Schlösser, von dem wir schon eine mit Beifall aufgenommene große heroische Oper: „Das Leben ein Traum“, besitzen, wird uns nun in einem andern Genre ein neues Kunstwerk vorführen: „Die Braut des Herzogs, komische Oper in zwei Acten.“ — Auch der Text — einem historischen Stoffe aus der Zeit des spanischen Königs Carl II. entnommen — ist von dem Componisten selbst, was die Harmonie des Ganzen nur fördern kann.

(Bern.) Den 9. ereignete sich in Bern ein bedauernswerther Selbstmord. Hr. Simon, Sohn von Simon-Lehmann, ein circa 28jähriger Handlungs-Commis, stürzte sich Mittags nach 12 Uhr von der bekannten Platteform herab und wurde von der schiefen Mauer gegen ein Haus an der Matte durch ein Fenster des ersten Etages, wo die Leute eben an ihrem Mittagessen saßen, geschleudert. Er war noch am Leben und wurde nach der Insel transportirt, wo er aber sogleich verschied. Die Ursache dieses verzweifelten Sprunges ist unbekannt; es soll an dem jungen, gut beleumdeten Manne schon lange eine tiefe Melancholie beobachtet woeden seyn.

Mit Recht sagt ein Aufsatz in Kühne's Europa, mit dem revolutionären Aufrufe unserer lyrischen Geister sey es, wie mit den Toasten bei unsern Festgelagen. Man gebe sie stoßweise von sich und krieche dann zu Hause wieder im alten Schneckengang weiter. Es ist Erhitzung in diesem poetischen Lärm, aber keine Begeisterung; jene plötzliche Aufregung aber, welche nicht zur Gesinnung erwächst, um das ganze Leben zu durchdringen und zu erfassen, ist nur dem aufgeputzten Rocke vergleichbar, welchen man Sonntags für seine Gefühle anzieht, um am Werktage im alten Schmutze weiter zu gehen.

Digitized by Google

Die Karlsruher Zeitung, unter der Redaktion des Dr. W. Weick, hat von Neujahr an durch Verwandlung ihres bisherigen Feuilletons in ein besonderes, viermal wöchentlich erscheinendes Unterhaltungsblatt einen willkommenen Zuwachs erhalten. Diese belletristische, vorherrschend humoristisch gehaltene Beilage führt den Titel: „Der Gesellschafter", und ist dessen Leitung dem talentvollen, schon durch die Redaktion der früher in Darmstadt bestandenen Zeitschrift „Gutenberg" vortheilhaft bekannten Dichter August Schnezler anvertraut worden.

Korrespondenz.

Weimar, 5. Jan.

Dem Tabakrauchen auf der Straße, welches durch die zahlreichen mit der Eisenbahn ankommenden Fremden sich hier einbürgern zu wollen schien, ist dadurch ein Damm entgegen gesetzt worden, daß die deshalb bestehenden gesetzlichen Vorschriften mit verschärfter Strenge erneuert worden sind. — Fast scheint es, als ob die Theaterverwaltung die Manen Schiller's wegen des bekannten Mißgriffs an seinem Geburtstage wieder zu versöhnen suchen wolle. Denn seit längerer Zeit kamen die Schiller'schen Stücke nicht so oft zur Aufführung, als eben jetzt. Kaum war „die Jungfrau von Orleans" über die Bretter geschritten, so folgten auch schon „die Piccolomini." Obschon die Darstellung dieser Dichtungen nicht ganz tadelfrei war und die Charaktere nicht ganz in der edeln Weise gehalten wurden, wie sie der Dichter vorgezeichnet hat, so genügten sie doch im Allgemeinen und den Darstellern wurde öfters applaudirt. Unter den übrigen Novitäten, welche zum Erstenmale zur Aufführung kamen, nennen wir besonders das Lustspiel: „der Vetter" von Benedix. Die auf einer Verwechselung mit Bräuten beruhende Verwickelung ist zwar nicht neu, aber sehr geschickt und spannend angelegt. Es wurde hier schon einige Mal mit vielem Beifall gegeben.

Darmstadt, 14. Jan.

Die Ernennung des Dr. Külp*) zum Professor und provisorischen Direktor unserer Real- und höheren Gewerbschule wurde auch von den Zöglingen dieser Anstalt (etwa 350 jetzt) mit höchster Freude aufgenommen. Sie brachten ihrem schon lange schwärmerisch verehrten Lehrer gestern Abend einen feierlichen Fackelzug, wobei folgendes, von einem Schüler verfaßte und von unserem C. L. Mangold componirte Lied abgesungen wurde:

Tön' Gesang zur Feierstunde,
Schalle froh aus jedem Munde:
„Preis der Wissenschaft!"
Hoher Mann, Du lehrst sie üben,
Lehrst uns Licht und Wahrheit lieben,
Kennen unsre Kraft!

Auf des Geistes lichten Schwingen
Wirst Du uns zum Ziele bringen,
Gerne folgen wir;
Steigst voran zur Himmelsleiter,
Zeigst den Weg uns jung und heiter,
Ehr' und Preis sey Dir!

Ja, wir seh'n schon fern es tagen,
Fühlen uns hinweggetragen
Aus des Zwanges Joch!
Du bringst uns des Himmels Segen,
Bringst den jungen Tag entgegen,
Dir erschall' ein Hoch!!!

Drei der ältesten Jünglinge wurden abgeordnet, im Namen Aller die Gefühle tiefer Anhänglichkeit und Liebe dem gefeierten Mann auszudrücken, bei welchem alle anderen Lehrer der Anstalt sich eingefunden hatten. Da Hr. Külp es ungeeignet halten mochte, zu der auf der Straße versammelten Menge zu reden, so begrüßte er heute Vormittag die im Local der Anstalt vereinigten sämmtlichen Schüler mit folgenden Worten: Meine lieben jungen Freunde! Innerlich tief bewegt stehe ich in diesem Momente unter Euch da. Wohl thut dem Herzen die rege Theilnahme, die liebevolle Aufmerksamkeit, die Ihr an den Tag zu legen in dem Augenblick Euch gedrungen fühlt, in welchem die Gnade des Fürsten mit einem ehrenvollen Titel mich beschenkte, und die Güte der Regierung ihr schätzbares Vertrauen mir zu erkennen gab. Euch also meinen herzlichen Dank für den aufrichtigen Beweis von Achtung und inniger Zuneigung! Mit tiefer Rührung habe ich die aus der Seele kommenden Worte vernommen, welche, in einem schönen Gewande verköpert, die aus Eurer Mitte Erwählten in der gestrigen Abendstunde mir überbrachten. Eng sind wir unter einander verknüpft durch das gemeinschaftliche Band der Wissenschaft, welche täglich ihr Reich erweitert und durch Kampf nur erungen wird; eng sind wir unter einander verknüpft durch das gemeinschaftliche Band der Liebe, die ewig war und bleibt in Dem, welcher sie in unsere Brust pflanzte. Ein wehmüthiges Gefühl erfaßt mich jedoch bei dem Gedanken, daß dem seitherigen Dirigenten unserer Anstalt von der Vorsehung nicht vergönnt ward, die gewünschte Thätigkeit dem Fortbau eines nützlichen Werkes widmen zu können, zu dessen Gründung eine fördernde Hand anzulegen er das Glück hatte. Wird das Schicksal mir gewähren, was dem Vorgänger versagt wurde? Der Wille, so lange mir die neue Sphäre anheim gegeben ist, wird bestimmt und entschieden dahin streben, daß die Schule werde, was sie ihrer Natur nach werden soll und unter den gebotenen Verhältnissen werden kann. Der Wille erwärmt sich an dem Feuer der Jugend, die bei einer freudigen Hingabe an das Wahre und Gute nie vergißt: daß ohne Ordnung und strenge Einrichtung keine tüchtige Anstalt möglich ist. Ein gedeihliches Vollbringen verspricht der Wille einer Regierung, die allen Bildungsanstalten eine väterliche Fürsorge zuwendet; ein gedeihliches Vollbringen verspricht das seltene Wohlwollen, welches der hiesige städtische Vorstand für die junge Anstalt hegt; ein gedeihliches Vollbringen verspricht das einmüthige Zusammenwirken aller Lehrer zu einem und demselben Ziele hin. Doch ohne Gottes Segen ist jede menschliche Bemühung nichtig. Darum nimm, allgütiger Vater! die Schule unter deinen mächtigen Schutz, daß sie werde eine schöne Pflanzstätte sittlicher und wissenschaftlich-technischer Ausbildung für edle Jünglinge zum Frommen der jetzigen und der spätern Welt!

*) Die Notizen über denselben in der Didaskalia vom 9. d. sind dahin zu berichtigen, daß er in Gießen, wo er allerdings Doctor wurde, nicht studirt hat, und daß er nicht 1827, sondern schon 1826 als Lehrer angestellt worden ist.

Langen, im Jan.

Das nun verflossene Jahr 1846 brachte unserem Orte und unserer Umgegend nebst manch anderen, annoch fühlbaren schmerzlichen Verlusten auch den eines tüchtigen, hochachtbaren Beamten am hiesigen Landgerichte. Hr. Assessor Schäfer nämlich, ein vorzüglich gewandter, erfahrener Geschäftsmann und darum für unseren Bezirk eine große Wohlthat, wurde ganz unerwartet nach Ortenberg, in die Provinz Oberhessen, versetzt. So ehrenvoll und in materieller Beziehung verbessernd auch diese Versetzung für den genannten Beamten einerseits seyn mochte, so mußte sie doch andererseits den intelligenteren Theil der Bezirksangehörigen, die seine Verdienste zu würdigen wußten, sehr unangenehm berühren, was sich auch ganz unzweideutig in der zahlreichen Theilnahme des ihm zu Ehren gegebenen Festmahles bekundete. Neben einer tüchtigen Amtswirksamkeit bewies Hr. Schäfer aber auch unserer hiesigen, etwa 200,000 fl. Kapital umschlagenden Bezirks-Sparkasse als mehrjähriger Dirigent ein so warmes Interesse und eine solch' aufopfernde, unermüdete Thätigkeit, daß wir auch in dieser Beziehung seinen Abgang von Grund unseres Herzens beklagen müssen. Der übrige Ausschuß vorgedachter Sparkasse glaubte dem scheidenden Lenker des Vereins ein schwaches Zeichen der Anerkennung für seine mehrjährigen Verdienste dadurch an den Tag zu legen, daß er ihn zum „perpetuellen Ehrenmitgliede" desselben ernannte. Möge Hr. Schäfer auch in seinem neuen Wirkungskreise neben gewohnter, rastloser Amtsthätigkeit auch allgemein-humanen Anstalten, wie seither, sein praktisches Augenmerk zuwenden!

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Jan. Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 3 Abth. von L. Feldmann. Hierauf: Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Abth., von J. v. Plötz.

Redactrur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 18. Montag, den 18. Januar 1847.

Baue nicht auf den Sand.

Nach dem Französischen des Paul Feval von E. L. C. Koch.

(Fortsetzung.)

II.

In Paris sollte Yaumi zu seinem Regimente stoßen. Zu diesem Marsche brauchte er zehn bis zwölf Tage. An einem kalten Morgen hätte man ihn sehen können, wie er mit schwerfälligen und gemessenen Schritten die Straße von Severs nach der Barriere von Passy abmaß. Leichter Nebel bedeckte die Seine; der Thau hing seine Diamantschnüre an die nackten Zweige der Bäume. Mit dem langschooßigen Rocke des Bauers aus dem Departement von Ille und Vilaine bekleidet, auf dem Kopfe einen breiten runden Hut von langhaarigem Filze, sein Bündel auf dem Rücken, wanderte Yaumi der Nase nach einher in einem Paar stattlichen Schuhen, wie sie in der Bretagne vom Vater auf den Sohn übergehen und sich vor der fünften Generation nur wenig abnutzen. Er hatte seine alte Sorglosigkeit wieder angenommen. Sein schönes blaues Auge erglänzte sogar manchmal von ungewohntem Muthwillen. Dann ergriff er seinen Knotenstock am schwachen Ende und führte damit, zum Zeichen seines guten Humors, den Umschwung eines Mühlrades vortrefflich aus. Ohne Zweifel dachte er an den Ruhm, welcher zu allen Zeiten den Kriegern zu Theil geworden ist; er sah sich, mit ehrenden Auszeichnungen beladen, die Korporalsborden auf den Armen, nach seinem Dörfchen heimkehren. Die Vorübergehenden wichen ihm bei seinem Annähern aus und drehten sich dann um, ihn von hinten zu betrachten. Sie bewunderten seine athletische Schulterbreite und die zerzaus'ten Locken seines langen Haares, das, vom Morgennebel weiß gepudert, einer ungeheuren Karnevalkperücke glich. Jene Begegnenden hätten wohl lachen mögen, wenn ihnen sein Knotenstock nicht zur Vorsicht rieth.

Gegen elf Uhr Vormittags zog Yaumi in Paris ein. Den ganzen noch übrigen Tag widmete er seiner Pflicht als Konscribirter: er gaffte. Die Kolonnade kam ihm sehr schön vor, vorzüglich aber staunte er die Löwen des Instituts und die Giraffe im königlichen Garten an. Gegen Abend speiste er für 12 Sous in einem schlechten Wirthshause. Die Theurung dieser Mahlzeit gab ihm viel zu denken, und er versprach sich, in Zukunft sparsamer zu leben. Als er aus der Herberge fort ging, war es schon ganz Nacht geworden; das helle Gaslicht blendete ihn. Zum Schrecken der Kinder, welche auf dem Boulevard spielten, ließ er seinen Stock kunstfertig durch die Finger tanzen und stieß einen lauten Freuderuf aus. Von diesem Augenblicke an kam er von Ueberraschungen zu Zaubereien. Bald blieb er vor der Bretterbude eines Marionettenspielers stehen und wurde durch die geistreichen Possen der Strohmänner in einen Enthusiasmus gebracht, welchen zu beschreiben ich verzichten muß; bald betrachtete er in reizendem Entsetzen den geheimnißvollen Katalonier mit der Polizeimütze, welcher eine unschuldige Prinzessin von Wachs vor dem Salon des Curtius erbarmungslos erwürgt. Jeder Schritt führte Yaumi zu einem neuen Wunder. Es befremdete ihn höchlich, daß Paris bei den Bewohnern des Morastlandes nicht berühmter war; nach seiner Meinung verdiente diese Stadt, bekannt zu werden. Er hätte gerne die Hälfte seiner Baarschaft, welche ungeachtet der Reisekosten in acht Franken und mehreren dicken Sous bestand, darum gegeben, wenn Scholastika alle diese merkwürdigen Dinge hätte sehen können.

Er verließ den Boulevard du Temple. Als er das Thor St. Denis hinter sich hatte, kam er wohl an Gasröhren, allein es gab nun keine Gaukler mehr. Yaumi wurde nachdenkend. Kaum zogen die herrlichen Magazine, welche immer prächtiger wurden, je mehr er sich dem Mittelpunkte der Stadt näherte, seinen zerstreuten Blick an. Eine Erinnerung hielt seinen Geist gefesselt. Das spöttische, runzelige Gesicht des alten Schulmeisters grimassirte vor ihm, mit seinen dünnen Lippen zuckend und ihm schalkhaft zulächelnd. Yaumi glaubte, dessen ewigen, trostlosen Refrain zu vernehmen. Er stopfte sich die Ohren zu, aber trotz dem drang die Stimme des Herrn Noël in sein Herz und erfüllte es mit Zweifel und Traurigkeit.

„In acht Jahren!" sprach er bei sich, „in acht Jahren . . . wird sie mich da noch lieben?"

Man muß gestehen, daß dies eine sehr kitzliche Frage war; weniger mißtrauische Leute als Herr Noël hätten sie lösen können, und wir kennen deren eine große Menge, die in keiner Beziehung Menschenfeinde sind, indessen bei dem Worte „acht Jahre" alle Zuversicht verlieren und mit dem alten Schulmeister im Chor ausrufen würden:

„Baue nicht auf den Sand!"

Wie dem auch seyn mag, Yaumi's Melancholie währte nicht lange; die hellerleuchteten Eingänge des Opernhauses zogen ihn aus seiner Träumerei.

Yaumi trat unter die Gallerien; dort sah er schöne Kupferstiche und hinter den Glastafeln der Magazine junge Personen, die ihn lächelnd anblickten, was ihn zu glauben verleitete, daß sie mit einem sehr fröhlichen Charakter begabt seyn müßten. Er sah noch eine Menge interessanter Sachen, welche zu beschreiben überflüssig seyn würde; dann fiel er beim Austritt aus dieser so schön erleuchteten Halle unmittelbar in einen schmutzigen Hof, der in einem dunkeln Verbindungsgange endigte.

„Eine Eintrittskarte zum Ballet!" sagte neben ihm ein junger Mensch, dessen Gesicht er kaum unterscheiden konnte.

Yaumi drückte instinktmäßig seinen Stock in der Hand, entschlossen, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, im Falle jener junge Mensch mörderische Pläne gegen ihn genährt hätte. Die barsche Anrede, welche man in ungewohnter Sprache an ihn richtete, gab Anlaß zu dieser Besürchtung. Da er das andere

Digitized by Google

Ende des Ganges zu erreichen suchte, um das Licht wieder zu finden, so zog ihn der junge Bursche an seinem Rockschooße und begann von Neuem:

„Das ganze Ballet . . . nicht theuer! sogleich wird der Vorhang aufgehen."

Als Paumi einmal aus dem Korridor war, faßte er wieder Herz. Er beschaute den Burschen neugierig von oben bis unten; dieser war mit einer uneinlichen Blouse bekleidet und hielt zwei kleine viereckige, sehr schmierige Kärtchen in der Hand.

„Wollen Sie sie? . . . dreißig Sous!" begann dieser wieder. Dann fügte er mit beschwatzendem Lächeln hinzu: „Weil Sie es sind."

Seit dem Morgen hatte Paumi schon manche erstaunliche Sachen gesehen, allein diese ging über alle Grenzen. Seine Augen hefteten sich an diese kleinen Stückchen schmutzige Pappe, die dreißig Sous kosteten, mit einer Art Schwindel. Er glaubte an etwas Teufelei, so entsetzlich außer allem Verhältniß erschien ihm der Preis zur Waare.

„Dreißig Sous!" stotterte er, „dreißig Sous!"

„Ist so viel als nichts, Bürger," antwortete der Bursche.

„So viel als nichts," wiederholte Paumi ganz verblüfft, „aber guter Gott, was soll ich damit?"

Der Billetverkäufer überließ sich nun jener, die Leute seines Schlags in so hohem Grade auszeichnenden poetischen, eingebildeten Beredsamkeit und machte ihm ein phantastisches Bild von allen den Genüssen, die ihn im Parterre der Oper erwarteten. Der von dieser Schilderung bethörte Paumi gab seine dreißig Sous hin, ergriff die kostbaren Kärtchen und rannte in den Versaal. Die Billeteurs hatten viel Mühe, seine so theuer bezahlten Billets ihm wieder abzunehmen; was den Knotenstock betrifft, so mußte man verzichten, Paumi von demselben zu trennen. Sein Eintreten machte allgemeines Aufsehen. Der Balkon glaubte, daß dies eine Artigkeit der Herren Directoren sey, eine Posse außerhalb der Versprechen auf dem Zettel; die Seitenlogen ließen ein rauschendes Bravo ertönen und die dritte Gallerie hielt ihn für einen Eingebornen Algeriens, der Regierung als Probe übersendet. Paumi kümmerte sich keineswegs um diesen Lärm, die fünfzehn Hundert auf seine Person gerichteten Augengläser brachten ihn um so weniger außer Fassung, als ihm diese Instrumente völlig unbekannt waren. Er drückte seinen breiten Filzdeckel weiter über die Stirne herein, um seine Augen vor den blendenden Strahlen des Kronleuchters zu schützen, und ließ seine Ellbogen so kühn spielen, daß er bald in die vorderste Reihe gelangte. Hier setzte er sich so gut als möglich fest, drängte seine erstaunten Nachbarn rechts und links zurück, stieß ihnen seine harten Kniee in die Waden und stemmte seine beiden Arme, bequem gekreuzt, auf das Gitter, welches das Parterre vom Orchester scheidet. Hiermit fertig, erhob er den Kopf und betrachtete sehr aufmerksam den Vorhang, den er wohl hübsch fand, indessen für dreißig Sous nicht hübsch genug.

(Fortsetzung folgt.)

Charakterskizzen in Federzeichnungen.

(Von H. Leonard.)

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nunmehr zu unserem zweitnächsten Spaziergänger.

„Guten Abend, Herr Doktor! So spät noch so weit von der Stadt? Und einsam? Was hat der Mann? Er scheint taub vor lauter Denken. Sie starren ja diesen Apfelbaum an, als wollten Sie den Krüppel mitsammt den Wurzeln — — Hören Sie nicht?"

„Ei schau — Monsieur Handgeld sein hier?"

„Nein, Sie hier, wenn Sie erlauben."

„Wir Beide denn — Spaßvogel Sie!" Und sie reichten sich die Hand. „Was soll man von dem Manne halten? Ein Literatus, ein Poet, hm, hm. Er ist wohl in Verzweiflung, mit welchem Fülsel er morgen sein Schmerzenskind, den hinkenden Eilboten, füttern soll. — Doch nein, das war es nicht."

„Ja wär' es das! Kein Wort davon, wenn ich bitten darf. Morgen die letzte Nummer."

„Nicht möglich, Herr Fridolin."

„Doch, mein Bester; ich gehe ernsthaft damit um, ein ordentlicher Mensch, ein Philister — Sie lachen? — ein Spießbürger — ja, ich sage Ihnen, pater familias zu werden.

„Das wär'! Ihr Herr Vater wird sich sehr über diesen Entschluß seines gelehrten Herrn Sohnes erfreuen, zumal er einsehen muß, wieviel Herzeleid Ihnen dieser Uebergang von dem zugvogelähnlichen Literatenleben in das bescheidene Daseyn eines praktischen Agrikulturbeförderers kosten muß. Sie wollen also heirathen? Natürlich eine reiche Erbin."

„An Schönheit — Millionärin."

„Der Nebenumstand wird Ihren Herrn Vater etwas weniger angenehm überraschen."

„Ich denke, seine baldige Großvaterschaft, ein paar blonde Enkelchen auf seinem Schooß und die Reize seiner Schwiegertochter sollen den Mangel bald ausgleichen. Was die Reize betrifft, so beauch' ich Ihnen nur den Namen meiner Künftigen zu nennen: Clara Wunderlich."

„Wunderlich! Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß?"

„Ein schmucker Junggesell, wie ich, und Doktor obendrein, ich bitte Sie."

„Wo der nur den Doktorhut her hat?"

„Es ist mir noch nie mit einer Dirne mißlungen, soll sie mir den ersten Korb geben."

„Glück in der Liebe Spiel, Unglück im Ernst, Herr Fridolin."

„Hahahaha! Sie sind ein Philosoph."

Nun bemerke, mein lieber Leser, in welch' Labyrinth von Ueberraschungen und Verwicklungen ich dich zu führen für gut befunden habe.

Dieser Dritte, der jenen Zweiten vor einem Apfelbaum antraf, war — unser dritter Heirathskandidat: Herr Handgeld, wie wir hörten, Apotheker seines Gewerbes, gebürtig und wohnhaft in Jungbunzlau, seinem Stand und seinen Jahren nach Jung- oder richtiger Altgesell; denn er hatte seine vierzig hinter sich. Was sein Verhältniß zum andern Geschlechte betrifft, so gehörte Herr Handgeld zu derjenigen Klasse von Männern, welche ich die coquetten Junggesellen nennen möchte. Diese Klasse der Junggesellen charakterisirt sich durch einen Widerspruch zwischen ihrem äußerlichen Erscheinen und ihren wirklichen Neigungen. Durch diese ihre Jahre lang fortgesetzte Verstellung schieben sie sich selbst den Riegel vor die Ehestandspforte. Sie prahlen viel mit Liebschaften, die sie in ihren jüngeren Jahren erlebt haben wollen, werden zuweilen auf Schleichwegen vor Schlüssellöchern ertappt, tragen aber im Leben eine gewisse Verachtung und Geringschätzung gegen das weibliche Geschlecht zur Schau. In dieser Klasse gehörte in hohem Maße der sonst sehr achtbare Apotheker Herr Handgeld.

„Sapperment", sagte er zu sich, als er gegen 9 Uhr Abends einsam auf seiner Stube anlangte. „Sapperment, wenn ich wollte! Möcht' doch seh'n, wer den Korb nach Hause trägt, ich oder du, armer Federfuchser. Und ich will", fuhr er fort, indem er mit großer Heftigkeit einen seiner Stiefel auszog und denselben wieder den Bettpfosten schleuderte. „Ich will!" rief er triumphirend, sprang auf und machte einige ungleiche Schritte durch das Zimmer. „Heirathen will ich, Hochzeit machen will ich!" Dann setzte er sich wieder, zog den andern Stiefel etwas sanfter aus, knöpfte die Weste auf und runzelte die Stirn bedenklich. „Es

Digitized by Google

ist halt doch ein gewagtes Stück", ließ er nach einer stummen Pause vernehmen. „Heijah popeiah — Ehstand und Wehstand — Freiheit — Gewohnheit — nein, Junge, bist zu alt zum Heirathen. Und, was würde der Veilchen und die Anderen lachen. Schlag' dir's aus dem Sinn, Handgeld, es geht nicht." Abermals eine stumme Pause. Er litt augenscheinlich an jener rath- und thatlosen Unentschlossenheit vierzigjähriger Junggesellen, die da nicht wissen, sollen sie die Liebe der Freiheit (sc. Junggesellenfreiheit) oder die Freiheit der Liebe opfern. Das Zünglein der Ehestandswaage schlug bald hierhin, bald dorthin über. Und so wägte der unglückselige Apotheker nun schon seit zwanzig Jahren und konnte das Zünglein nicht zum Stillstehn bringen. Oft meinte er Morgens kopfschüttelnd: Alt der Mann und jung die Frau, Handgeld, das geht nimmer gut. Und Abends, wenn er so einsam dasaß, schien es ihm doch wieder eine gar herrliche Sache, so'n jung lieb Weibchen, die ihn in seinen alten Tagen pflegte und hätschelte. Aber — aber — aber das verwünschte Lachen Derer, die ihn als Weiberfeind kannten. Es hat größere und tapfere Männer gegeben als der Apotheker Handgeld, die dieser Macht nicht zu trotzen vermochten. Indeß die Zeit drängte, schön Clärchen sollte morgen reisen. Also Entschluß! Er überschlug in Gedanken seine Jahre, seine Einnahme, seine Kräfte. Die letzteren gaben den Ausschlag. Herr Handgeld fühlte sich nach dem Spaziergang ungewöhnlich wohlauf und jugendlich. „Was?" rief er lachend, „ich zu alt zum Heirathen! Haare wie Wolle auf dem Kopf und Waden wie Buchenbäume! Die Sach' ist abgemacht. Hopheisah, ich nehme sie!"

Herr Handgeld stieg zu Bett und träumte die ganze Nacht in Siegsgewißheit.

Und wo war unterdeß der Gegenstand seiner Träume? Die arme Verlassene, sie saß bei einem mattglimmenden Nachtlämpchen, die glühende Wange auf ihre Hand gestützt und konnte keine Ruhe finden vor innerer Unruhe. Die große Seereise, die sie bestehen, das neue Land, das sie betreten sollte, die bevorstehende Trennung von dem Schauplatz ihrer Kindheit: diese und tausend andere Gedanken verscheuchten den Schlaf von ihren Augen.

Sie erhob sich und blickte durch's Fenster in die mondscheinhelle Nacht hinaus. Ha, wie schrak sie da zurück. Auf dem Dache des gegenüberliegenden Hauses saß eine Gestalt zusammengekauert, unbeweglich, starr, entsetzenerregend. „Er ist's!" flüsterte sie. Wer ist's? Sie schaute noch einmal aus dem dunkeln Hintergrunde ihres Kämmerchens hin — die Gestalt war verschwunden. Wer war die Gestalt?

Am andern Morgen stand Clärchen früh auf; ihr erster Blick war nach jenem Dache, ihr zweiter auf ihre noch offenstehenden Koffer, ihr dritter in den Spiegel. Sie erwartete jetzt nur noch die Ankunft einer stillen Familie aus der Nachbarschaft, die ebenfalls nach Amerika auswandern wollte und ihre Gesellschaft gewünscht hatte.

Gegen zehn Uhr kamen einige ihrer Freundinnen und erzählten athemlos, aus dem wilden Mann komme eine Prozession, bestehend aus den Honorationen Jungbunzlau's, auf die Wehrgasse anrückt, offenbar in der Absicht, den Scheidenden den Abschied und das Geleit zu geben. Eine laute Musik von der Straße her bestätigte die Richtigkeit ihrer Vermuthung. Mit einem wüthenden Tusch und einem einstimmigen Vivat machten die Jungbunzlauaner Halt vor schön Clärchens Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Galvanoplastik.) Die im Städel'schen Kunstinstitute in Frankfurt a. M. ausgestellten galvanoplastischen Gegenstände aus der Fabrik von Joh. Val. Crede erregen das Interesse des Publikums. Es ist sehr anerkennungswerth von obengenannter Handlung, diese schöne, von einem Deutschen im Auslande gemachte Erfindung auf heimischen Boden verpflanzt zu haben. Was man bis jetzt auf galvanoplastischem Wege dargestellt sah, waren flache, höchstens relief gehaltene Gegenstände. Hier sehen wir aber runde und hohle galvanoplastische Arbeiten, die in Ausführung und Schärfe den gelungensten Guß übertreffen. Eine lebensgroße Büste, von dem rühmlichst bekannten Hrn. Prof. Zwerger nach dem Leben modellirt, steht galvanoplastisch dargestellt neben dem Originalmodell. Bis in die kleinsten Einzelnheiten findet man die galvanoplastische Darstellung dem Originale ähnlich, und der plastische Künstler kann gewiß nur höchst befriedigt von dieser Nachbildung seyn. Verschiedene kleine Gegenstände sind eben so vorzüglich in ihrer Ausführung, unter welchen sich besonders ein Krebs auszeichnet, der ohne Zweifel nach der Natur geformt und unverkennbar sehr schwierig darzustellen ist. Ein kleiner hautrelief gearbeiteter Kopf, Modell von Hrn. v. Nordheim, ist ganz in der schönen, naturgetreuen Art dieses Künstlers galvanoplastisch wiedergegeben, und man sieht, daß Hr. v. Kreß, der Verfertiger dieser galvanoplastischen Arbeiten, seinem Fache ein umfassendes Studium gewidmet haben muß, welches ihm möglich macht, auch größere plastische Werke auf diesem Wege auszuführen, was ohne Zweifel für die plastische Kunst ein unberechenbarer Vortheil ist.

Vor einigen Wochen hatten Jagdliebhaber in der Nähe von Seligenstadt einen Wald umstellt, in welchem sie Füchse vermutheten. Einer der Jäger sendete einen Bauernburschen, den er zum Tragen des Wildprets mit sich genommen, um den Wald herum, damit er sich auf die andere Seite desselben begebe. Der Jäger hatte auf den Burschen nicht weiter acht und dieser entfernte sich. Plötzlich hörte Ersterer ganz nahe im Walde etwas rascheln, und in der Meinung, er sähe im Waldes Gestrüpp einen Fuchs, feuert er den einen Lauf seiner Flinte und bald darauf auch den zweiten nach dem vermeintlichen Fuchse ab, trifft jedoch damit keinen Fuchs, wohl aber seinen abgesendeten Burschen, der wahrscheinlich statt um den Wald, der Kürze halber in den Wald gegangen war, in die Beine. Die entstandenen Verletzungen sind, wiewohl bedeutend, doch zum Glück nicht lebensgefährlich. Indessen mögen Jagdliebhaber aus diesem Vorfalle, der gewiß manches Unangehme in seinen Folgen hat, eine Lehre ziehen. (Fremdenbl.)

(Nürnberg, 11. Jan.) In dem drei Stunden von hier entfernten Marktflecken Feucht fanden vor einigen Tagen zwei unwillkürliche Vergiftungen mittelst Arsenik statt. Die Herrschaft — so erzählt man sich — war ausgegangen, die zurückgebliebenen zwei weiblichen Dienstboten wollen diese schöne Gelegenheit, nach ihrer Art, benützen, kochen Kaffee, und als sie den Zucker dafür nicht nach entsprechendem Bedarf vorfinden, durchsuchen sie die Kasten, wo sie endlich eine Dute entdecken, die, nach ihrer Meinung, diesen süßen Stoff enthält. Sie greifen, nicht aber sparsam zu, und nach wenigen Minuten wüthet der Tod in ihrem Innern.

Am 23. Dez. wurde ein Arbeiter in den Bleiminen des Hrn. Vinaque, in der Gemeinde Lötschen (Kanton Wallis), von einem Geier in dem Augenblicke angegriffen, als er in die Hütte der Bergleute treten wollte. Der Geier, dessen Flügel in der Ausspannung 10—12 Fuß maßen, hatte ihn bei den Schultern gepackt, mußte aber seine Beute wieder fahren lassen. Der Geier hat sein Nest auf einem hohen senkrechten Felsen in der Nähe der Minen und schon große Verheerungen unter den Schafen angerichtet.

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Am 12. d. M. wurde zum Erstenmale gegeben: „Anna von Oesterreich." Dies Drama in 4 Abtheilungen, nach einem Romane des Alex. Dumas bearbeitet von Chael. Birch-Pfeiffer, wird von dieser ein Intriguenstück genannt. Die Benennung klingt etwas sonderbar; denn eigentlich hat jedes Drama eine Intrigue und wäre demnach jene Bezeichnung eine ganz allgemeine. Was im vorliegenden Falle darunter verstanden werden soll, ergibt sich jedoch aus dem Inhalte des Stückes. Es wird in ihm eine Hofintrigue unter der Regierung Ludwig XIII. dermaßen zur Hauptsache gemacht, daß alles Andere in den Hintergrund tritt und die Intrigue ausschließlich dominirt. Die Charaktere, die Zeitverhältnisse und die eigentlichen Motive der Handlung gehen in der Intrigue unter und werden von dieser verschlungen. Auf die Verwickelung, Steigerung und Lösung der Intrigue ist Alles berechnet und nach Anderem wird nichts oder doch nur sehr wenig gefragt. Hieraus folgt von selbst, daß man es nicht mit einem Drama in der rechten Bedeutung des Wortes, sondern nur mit Theatereffecten, Ueberraschungen, Unwahrscheinlichkeiten, Ver- und Entwirrungen und dergleichen zu thun hat und daß man sich wie inmitten eines dramatisirten Rechenexempels befindet, wobei man sich zusammen nehmen muß, um den Faden aus dem Labyrinthe nicht zu verlieren. Dergleichen Stücke werden in Deutschland nicht leicht Grund und Boden gewinnen, da man bei uns höhere Anforderungen stellt und Geist und Gemüth auch betheiligt sehen will. Nur bei ganz ausgezeichneter Darstellung kann bei uns ein derartiges Stück besondere Erfolge erzielen. Was die hiesige Aufnahme desselben betrifft, so war sie nur lau und wir möchten der neuen Arbeit der Mad. Birch-Pfeiffer keine so günstigen Erfolge in Aussicht stellen, wie solche den dramatischen Productionen derselben gewöhnlich zu Theil werden.

Die Aufnahme der zweimal nach einander gegebenen Oper von Lortzing: „Der Waffenschmied" war günstiger. Wir sind überzeugt, daß dies anziehende Tonwerk bei wiederholter Anhörung den Hörer mehr und mehr fesseln und ihm einen vermehrten Kunstgenuß gewähren wird. Eine weitere Besprechung desselben folgt demnächst.

Die National-Gesänge der acht pyrenäischen Sänger haben verdiente Würdigung gefunden. Es dürfte kaum ein anderer Verein von wandernden Virtuosen ein so reichhaltiges Album von Empfehlungen und günstigen Berichten aller Art besitzen, als dieser. An den meisten Höfen und in fast allen größeren und vielen mittleren Städten unseres Welttheils haben sie mit Beifall gesungen und gastliche Aufnahme gefunden. Ihren Kunstleistungen muß man außer dem Prädicat der Originalität und der nationalen Haltung auch den Vorzug einräumen, daß sie sehr präcis und in harmonischer Abrundung, so wie mit Nuancirung und mit dem den einzelnen Pieçen angemessenen Ausdruck executirt werden. Da die Sänger dem Vernehmen nach noch einmal hier auftreten und dann ihre Kunstreise in die Nachbarstädte fortsetzen werden, so halten wir es für Pflicht, sie der freundlichsten Beachtung bestens zu empfehlen. W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 14. Jan.

Von der dem hiesigen Spediteur Selphius zwischen hier und Langen von seinem Wagen gestohlenen Summe, beiläufig 6,000 fl. betragend, hat man bis jetzt keine weitere Spur erhalten, als daß, glaubhaften Angaben zufolge, die eiserne Kiste, in welcher das Geld verwahrt war, auf freiem Felde, zwischen Arheilgen und dem Walde, leer wieder gefunden worden sey. Blos die Papiere sollen sich noch darin befunden haben. — Bei unserem Theaterpersonal hat sich die Ungunst und Strenge der Jahreszeit schon durch öftere Erkrankungsfälle geltend gemacht; besonders scheint Hr. Becke schon seit einiger Zeit ernstlich unwohl zu seyn, wodurch große Störungen im Repertoir entstehen, die uns seine Abwesenheit von der Bühne um so fühlbarer machen. Dagegen nehmen die Opernvorstellungen ihren ungestörten Fortgang und haben dieselben durch die Rollen der Mad. Marlow, die nicht bei Eröffnung der Saison zugegen war, sondern erst zu Anfang November auftrat, an künstlerischem Interesse um so mehr gewonnen, als diese jugendliche Sängerin der Gaben viele besitzt, welche sie auf der Bühne zu einer äußerst anziehenden Erscheinung machen.

Frankfurt a. M.

In der Montag den 18. Januar stattfindenden zweiten Soirée des Hrn. Conrad Rosenhain werden zur Aufführung kommen: Trio von Beethoven (D dur), vorgetragen von den Herren Eliason, Ripsel und Rosenhain, und Septuor von Hummel.

Aufforderung.

So vielseitig auch die Ansprüche sind, welche dahier in jüngster Zeit an die Mildthätigkeit gemacht werden, so wendet sich gleichwohl das unterzeichnete Comité an seine werthen Mitbürger und an sämmtliche Einwohner hiesiger freien Stadt in dem festen Vertrauen, daß dieselben auch die ihnen im Folgenden dargebotene Gelegenheit mit Freude ergreifen werden, um nach Kräften mitzuwirken, die durch die Strenge der Jahreszeit und die Theuerung der Lebensmittel so sehr gesteigerte Noth in hiesiger Stadt zu lindern.

Es wird nämlich der von Paris zurückgekehrte, durch seine Leistungen rühmlich bekannte hiesige Künstler, Hr. Conrad Baldenecker, unter gefälliger Mitwirkung des verehelichen Instrumental-Vereins und anderer bedeutender musikalischer Kräfte, zum Besten hiesiger Armen ein Konzert veranstalten, dessen Ertrag durch das unterzeichnete Comité zu diesem mildthätigen Zweck, und zwar vorzugsweise für verschämte Arme verwendet werden soll, da gerade sie es sind, welche am schwersten unter dem Druck der Theuerung leiden.

Das unterzeichnete, zu diesem Zweck vereinte Comité erlaubt sich daher, alle Freunde der Armen und alle Freunde der Kunst auf das demnächst im Saale des Weidenbusches statt findende Konzert des Hrn. Conrad Baldenecker, worüber der Anschlagzettel das Nähere mittheilen wird, aufmerksam zu machen, und verbindet damit die herzliche und angelegentliche Bitte, durch zahlreiche Theilnahme und sonstige Beiträge, zu deren Entgegennahme jeder der Unterzeichneten bereit ist und worüber seiner Zeit öffentliche Rechnung abgelegt werden wird, den beabsichtigten edlen Zweck zu fördern.

Das Bewußtseyn, manche Thräne des Kummers getrocknet zu haben, wird den Gebern der schönste Lohn seyn.

Frankfurt a. M., 15. Jan. 1847.

Moritz von Bethmann, Geistliche Rath Stadtpfarrer **Bohn**, **L. Brentano**, **J. C. J. Einbigler**, **Moritz Getz**, Direktor **Grimm**, Schöff **Dr. Harnier**, Pfarrer **Dr. König**, de **Neufville-Humser**, **Dr. Schlemmer**, Pfarrer **Schrader**, **Leopold Stein**, Rabbiner, **G. J. A. Wagner**.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste nennt uns eine Stadt,
Die diese Sylb' nicht bei sich hat;
D'rum macht man dort auch wen'ger Reverenzen,
Als wie es üblich in den Residenzen.
Wie heißt nun diese Stadt im Bayerland?
Dem Leser ist sie sicherlich bekannt.
Der Sylben zweite darf ein Trost uns seyn,
Kommt sie vom Freund und dient nicht blos zum Schein.
Sie ist — wie's Ganze — auch ein Prädicat,
Ertheilt dem Ehrenmann im Staat.

G. Adolf Otto.

Geschichtliche Vorlesung.

Vierzehnte Vorlesung; Montag, 18., so wie auch Dienstag, 19. Jan.: Tod Ludwig's XVI. — Schreckensherrschaft. Direktorialregierung. — Erstes Auftreten Napoleon's. Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 17. Jan. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., von Fr. Kind, Musik von C. M. v. Weber. (Gastrolle) Aennchen: Fräul. Wilkens, vom Stadttheater zu Hamburg.

Montag, 18. Jan. Hamlet, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare, für die Bühne bearbeitet von Schlegel.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 19. Dienstag, den 19. Januar 1847.

Baue nicht auf den Sand.

Nach dem Französischen des Paul Feval von C. L. C. Koch.

(Fortsetzung.)

„Guter Freund," redete Yaumi's Nachbar zur Rechten ihn an, „Sie zertreten mir den Fuß."

Yaumi erröthete wie ein Kind und zog sein Bein sogleich zurück. Dieser schnelle Gehorsam machte den Nachbar dreist, der nichts Geringeres war, als ein junger Handelscommis, und ob dieser Eigenschaft glaubte, viel muthwilliger seyn zu müssen, als ein simpler Bürgersmann.

Er schielte nach einem seiner Kameraden, welcher nicht fern stand, und zwinkerte ihm mit den Augen auf eine dummdoßhafte Weise zu, die sagen sollte: „Aufgepaßt! ich will Einen foppen!"

„Guter Freund," sagte er hierauf, „wie geht's auf dem Lande?"

Yaumi starrte ihn gutherzig an, und wollte eben zur großen Freude des Ladenjünglings antworten, als der Vorhang aufging. Das Wort blieb dem Sondirer im Munde stecken; eine naive, grenzenlose Bewunderung malte sich auf seinem Gesichte. Dann, als ein Schwarm Frauen, alle weiß und rosig, deren graziöse Gestalten von wallender Gaze nur wenig verschleiert waren, auf die Bühne zog, als die Houris, kaum den Boden berührend, mit ihren kleinen atlasbeschuheten Füßchen einhertanzten; da sperrte Yaumi den Mund weit auf und hielt den Athem an; seine ganze Seele lag in seinen Augen.

„Nicht wahr, die sind sehr hübsch?" flüsterte der Commis, welcher eine Mystifikation versprochen hatte und nicht zum Lügner werden wollte.

Yaumi athmete laut. Er faßte mit beiden Händen die gepolsterte Einfassung des Gitters, als ob er sie hätte herabreißen wollen. Die Adern seiner Stirne waren angeschwollen, sein ganzer Körper war aufgeregt; sein bezaubertes Auge schweifte von einer Tänzerin zur andern.

„Ich bin überzeugt," begann der Commis von Neuem, „daß Sie wohl eine von diesen Damen lieben würden?"

„Oh, ja!" entgegnete aufrichtig der ehrliche Sondirer.

„Welche denn?"

Das Orchester folgte einer langsamen, schwebenden, aufregenden Walzertour. Paarweise flogen die Tänzerinnen nacheinander ganz im Vordergrunde vorüber; ihre Arme verflochten sich, die Blumenkronen auf ihren Köpfchen schaukelten lieblich bei den sanften Wellenschlägen ihrer Körper. Yaumi wollte wählen und konnte nicht. Die eben vorüberfäuselnde schien ihm die schönste, aber eine andere kam, deren Lächeln noch einnehmender war, wieder eine mit üppigerem Nacken, dann wieder eine andere mit schmachtenderen Augen.

„Alle! . . . ich liebe sie alle!" rief Yaumi, unwillkürlich die Frage seines Nachbars beantwortend.

„Pst!" machte dieser, indem er einen Ausbruch des Lachens erstickte; „Sie müssen sich mit der Phantasie begnügen."

Yaumi sah ihn fragend an, sein Blick sprühte Flammen.

„Doch mit Geld," fuhr der Nachbar fort, „kann man in Paris Alles erlangen."

Der Commis sagte da eine abscheuliche Impertinenz, die indessen seit langer Zeit gleichsam zum Sprüchworte geworden ist.

Yaumi fing den Ball im Rollen auf.

„Geld hab' ich schon!"

„Wie viel?"

„Sechs Franken, zehn Sous."

Der Commis brachte sein Taschentuch vor den Mund.

„Das ist eine hübsche Summe, aber noch nicht hinreichend. Gleichwohl ist dem Uebel abzuhelfen; ich weiß einen Ort, wo man in einem Abende Millionär werden kann."

„Millionär?" wiederholte Yaumi, der dies Wort nicht verstand.

„Ja, guter Freund, Millionär . . . das heißt, sehr reich, reich genug, um den Saal, in welchem wir uns befinden, mit Louisd'ors pflastern zu können."

Yaumi brachte seine Blicke maschinenmäßig wieder nach der Scene. Die Gruppen hatten ein Ganzes gebildet; eine lebhafte, rauschende Musik riß den Frauenhaufen wie im Strudel fort; überall reizende Stellungen, lustige Entrechats, heitere Pantomimen. In diesem Augenblicke kamen die Tänzer aus den Coulissen hervor; jede Nymphe hatte nun ihren Halbgott. Yaumi fühlte eine Anwandlung von schrecklichem Zorne im Herzen, die Eifersucht brachte ihn außer sich vor Wuth. Er stieg auf und wies die Faust den Männern, die in sein Serail eingedrungen waren, um ihm seine Almeen vor der Nase wegzunehmen. Der Commis warf sich, einem rasenden Gelächter zur Beute, über seinen Sitz hin. Yaumi drehte sich nach ihm um, rückte seinen Hut zurecht und nahm seinen Knotenstock.

„Ich will Millionär werden," sprach er mit entscheidendem Tone.

„Das nimmt mich nicht Wunder, mein Lieber."

„Führen Sie mich nach dem besagten Orte."

Das lag außer dem Plane des Commis, welcher die Foppere lieber auf der Stelle fortgesetzt hätte. Er versuchte, seinen wilden Nachbar zurückzuhalten, und bat ihn, wenigstens das Ende des Ballets abzuwarten; aber Yaumi's Blut kochte in den Adern, sein Kopf brannte. Er faßte den Commis und zog ihn, ungeachtet seines Widerstandes, durch ein Konzert von „Nieder!" „Ruhe" und Flüchen aller Art mit sich fort. Da der Commis sich wehrte und dabei lachte, daß ihm die Augen übergingen, so wurde das Publikum bewogen, sich nicht in den Vorfall zu mischen.

Als sie auf der Straße waren, nahm Yaumi seinen Hut ab und gab die Stirne der rauhen Nachtluft preis. Die Reverberes

Digitized by Google

tanzten um ihn herum. Er wollte die Augen schließen, und sah Rosenkronen auf wallenden Haaren, schwarze, funkelnde Augen, magisches Lächeln. Dann gewahrte er in nebelicher Ferne den Schattenriß Scholastika's, deren Gesicht unter dem ungeheuren Kopfputze des Moraslandes verschwand. Scholastika trug ein wollenes kurzes Röckchen, das ihren Wuchs verunstaltete, und schwere Schuhe mit zinnernen Schnallen, die ihr plumpe Füße machten. Yaumi seufzte und zuckte mit den Achseln.

„Nun," sprach er, den Schritt beeilend, „kommen wir bald dorthin, wo man Millionär wird?"

Der Commis, welcher sich nur noch mittelmäßig an seinem unbesonnenen Streiche ergötzte, lief voran, die Straße Vivienne hinab; sie kamen an das Palais royal. Hier gab es neuen Glanz, allein Yaumi war gesättigt. Die beiden jungen Männer bogen eilig um die Gallerien und gelangten durch einen engen Gang in die Straße Montpensier.

„Sehen Sie, da!" sprach der Commis, indem er mit dem Finger nach einer Laterne zeigte, neben welcher man die Nummer 113 lesen konnte.

Yaumi blickte auf.

„Das ist der Ort, wo man Millionär wird," fügte der Commis ernsthaft hinzu.

Yaumi betrachtete noch die Laterne. Als er sich umwendete und Erklärung verlangen wollte, war der Commis verschwunden.

Einige Minuten nachher gab es großen Lärm im Vorzimmer des Hauses Nummer 113. Gegen den Willen der Wächter wollte Yaumi den Eintritt erzwingen, auch seinen großen Hut und Knotenstock nicht ablegen. Ein Vergleich kam zu Stande. Man ließ Yaumi eintreten, welcher seines Theils so weit nachgab, daß er jenen Leuten Hut und Stock überließ, was nicht ohne einen Seufzer geschah.

Hier war es nicht wie in der Oper; Keiner blickte nach ihm auf. Die Spieler sind nicht gewohnt, sich umzudrehen und die Neuangekommenen zu examiniren. — Als im Juli 1830 die Kanonen vor dem Palais royal donnerten, verloren die Spieler nicht einen Rouletlauf. Nicht eher ergriffen einige von ihnen zum Kampfe die Waffen, als bis die königliche Garde ihnen den Eingang zur Spielhöhle versperrte.

Yaumi stürzte sich gegen den Tisch, an dessen Mitte ein Mann saß, der mit einer kleinen, langstieligen Krücke bewaffnet war und in gleichen Zwischenräumen unverständliche Worte aussprach. Eine fünffache Reihe von Spielern umgab die Anstalt; da indessen der Sondirer über alle diese gelben, elenden Monomanen einen Kopf hoch emporragte, so konnte er ganz bequem den grünen Teppich und das darauf rollende Geld betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Charakterskizzen in Federzeichnungen.

(Von H. Leonard.)

(Fortsetzung.)

Bald darauf erschien, begleitet von einer Elite seiner Mitbürger, unter welcher man unter Anderen den Bäckermeister, den Herausgeber des Wochenblättchens und den Apotheker erblickte, Herr Gottlieb Veilchen mit einem geräuschvollen Kratzfuße und hochgeröthetem Antlitze, in dem bescheidenen Kämmerlein unserer überraschten Schönen.

„Mein Fräulein", begann er, verlor sich dann in fürchterlich verwickelte unnachschreibliche Redewendungen und endigte damit, daß er, das Fenster aufreißend, sein rothes Taschentuch in der Hand, mit einer unglaublichen Stimmwucht in die lautlose Straße hineinschrie: „Auf das Wohl unserer Allerschönsten, Hoch!" Hoch! riefen die Untenstehenden und das ganze Schützencorps knallte seine Büchse in die Luft ab.

Schön Clärchen dankte stumm und nicht ohne einige Verlegenheit.

Der gute Gottlieb Veilchen war doch etwas gar zu stürmisch. „Halloh, ihr Bursche Jungbunzlau's", rief er jetzt in's Zimmer hinein, „wer wirft sich auf?"

Auf dieses Signal stürmten drei Männer aus der Elite vor und knieten zu den Füßen der Angebeteten. Der letzte Herr Handgeld, der Apotheker, die beiden ersten Herr Bunteschuh, der Bäckermeister und Herr Fridolin, der Literatus.

„Ich! Ich! Ich!" schrien alle Drei; Zwei griffen nach einem Zipfel ihrer Schürze, der Literatus nach ihrer Hand.

Schön Clärchen stand ganz Verwunderung da; sie wußte nicht, wie ihr geschah.

„Was wollen diese Herrn?" fragte sie, einen Schritt zurückweichend.

„Dich zur Frau, Clärchen", erklärte der Gewürzhändler. „Also zugegriffen und nichts da Amerika."

Schön Clärchen lächelte. „Auch Sie, Herr Handgeld?" frug sie.

„Auch ich, Fräulein Claea", war die Antwort — eines Vierten, der bis jetzt unbemerkt unter den Zuschauern gestanden hatte und auf diese Anrede, die er auf sich bezog, gleichfalls zu den Füßen der Gefeierten niederkniete. Es war der jüngere Bruder des uns bekannten Apothekers. Die Gleichheit des Namens mußte das Mißverständniß herbeigeführet haben.

„Auch Du hier?" rief der ältere Handgeld, seinen brüderlichen Nebenbuhler voll Erstaunen an seiner Seite gewahrend.

„Wie Du siehst, Bruder", entgegnete dieser ruhig, „und, wie Du gleichfalls siehst, reisefertig; denn, damit Ihr es wißt, meine werthen Mitbürger, ich bin entschlossen, Jungbunzlau zu verlassen und in Amerika mein Glück zu versuchen."

Nun wurde das Erstaunen epidemisch.

„Was?" fuhr der Bruder auf, „und mir keine Sylbe davon zu sagen?"

„Mein Entschluß ist kaum zwölf Stunden alt", sprach der Andere. „Gestern Nachmittag auf einem Spaziergange bin ich damit zu Stande gekommen."

„Bist ein Schwäemer", poiterte der ältere Bruder heraus; „Fräulein Clara bleibt hier, ich heirathe sie" (allgemeines Gelächter!), „dann wirst Du auch wohl bleiben können. Punktum! Die Sach' ist abgemacht."

„Verzeihen, Herr Handgeld Senior", fiel schön Clärchen ein, „die Sach' ist noch keineswegs abgemacht."

„Keineswegs!" riefen der Bäckermeister und der Literatus. „Das meinen wir auch."

„Herr Handgeld Junior", fuhr die Schöne fort, „ich nehme Ihr gütiges Anerbieten an, begleiten Sie mich nach Amerika. Sie werden mir meine Heimath ersetzen. Und Ihnen, meine Herren, sage ich meinen innigsten Dank für Ihre freundlichen Gesinnungen."

„Das wär' ein Korb in optima forma", brummte der Bäckermeister und stand auf. Der Literatus that deßgleichen und zuckte die Achsel und Herr Handgeld nannte sich im Stillen einen alten Esel. Und alle Drei zogen sich unter die Uebrigen zurück, die ihnen nicht ohne einigen Hohn, wie um sie zu trösten, ganz leise die Hand schüttelten.

„Sie wollen also nicht bei uns bleiben und verachten uns Alle, die wir da sind?" frug Herr Veilchen kathegorisch.

„Ich achte und schätze Sie Alle als meine werthen Mitbürger", erwiederte die Auswanderin, „aber hier bleiben —"

„Wollen Sie nicht", ergänzte Herr Veilchen und „Rechtsumkehrt!" schrie er zum Fenster hinaus. „Marsch, Jungens, sie will nicht anders. Der Teufel steckt in dem Mädel."

„Hierbleiben! Hierbleiben!" scholl es einstimmig von unten.

Digitized by Google

„Wollen Sie wirklich mitziehn?“ lenkte jetzt Clara ein. Die Frage galt Herrn Handgeld Junior.

„Ich? folge — Ihnen“, erwiederte der blöde Liebhaber (denn zu dieser Klasse gehörte Herr Handgeld Junior, der vierte Heirathskandidat).

„Und wenn ich nun bliebe, was thäten Sie?“ frug sie abermals.

„So“ — stammelte er — „nun ja, so bliebe ich auch.“

„Meine Herren, die Sach' ist abgemacht“, begann Clara jetzt laut, „ich bleibe für einstweilen.“

Ein tausendstimmiges Hurrah und Vivat erfolgte auf diese Entscheidung.

Vier Wochen darauf schied schön Clärchen aus dem Jungfrauenstand, dessen Zierde sie gewesen war. Der blöde Schäfer pflückte das Blümchen.

Ganz Jungbunzlau und Umgegend verwunderte sich über diesen Ausgang. Schön Clärchen aber und ihr überglücklicher Gatte verwunderten sich nicht: sie liebten sich; warum, wußten sie selbst nicht. Erst, nachdem die Flitterwochen in möglichst stiller Glückseligkeit verjubelt waren, verfiel der junge Ehemann darauf, zu fragen, warum denn gerade sie Zwei so herzinnig sich lieben müßten.

(Schluß folgt.)

Ein vaterländisches Drama.

Thomas Münzer, der begeisterte Kämpfer gegen Adelsbedrückung und Pfaffenthum, der mit seinem Blute die Schuld sühnte, seine Zeit mißverstanden zu haben, ist in der jüngsten Vergangenheit gleichzeitig in Königsberg und Braunschweig von zwei vaterländischen Dichtern zum Helden eines Drama's erhoben. Das Schicksal der dramatischen Schöpfung Gottschall's in Königsberg ist allbekannt, und so wenig Hoffnung sich für die Verbreitung seines Drama's daran knüpfen läßt, um so viel mehr Grund bietet es dem unbefangenen Beurtheiler, das Publikum auf den Dichter und sein Werk aufmerksam zu machen. Das andere oben genannte Drama ist: Thomas Münzer, geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Adelbert Schröder in Braunschweig. Unseres Wissens ist diese dramatische Schöpfung, welche augenblicklich vor uns liegt, das erste dramatische Werk, mit dem der Dichter vor das Publikum getreten und da unter diesen Umständen sein Name noch wenig bekannt seyn dürfte, halten wir es für Pflicht, auf das unbestreitbare Talent, welches sich in seiner Dichtung kund gibt, öffentlich hinzuweisen. Die Dichtung Schröder's reihet sich würdig den besseren Strebungen auf dem Felde der dramatischen Literatur an und berechtigt zu schönen Hoffnungen. Der herzoglichen Hofbühne in Braunschweig, die, wie es auf dem Titel bemerkt ist, am 27. September 1846 Schröder's Münzer zuerst zur Aufführung brachte, muß man die Protection solcher Erstlingsarbeiten Dank wissen und gewiß werden die übrigen bedeutenden Bühnen des Vaterlandes dem schönen Beispiele folgen und das Publikum mit einem Kunstwerke bekannt machen, welches der hohen Aufgabe folgt, das Ideale, Ewige in einer geschilderten Zeitepoche zu veranschaulichen. Wie übrigens der Dichter den Münzer aufgefaßt hat, und wie er die nothwendige dramatische Lösung in dem Charakter des Helden vollzieht, dafür mag nachstehende Stelle aus der vierten Scene des fünften Actes zeugen.

Die Bühne stellt das Gefängniß von Mühlhausen dar.

Der Rathsherr Eoban Hesse und Thomas Münzer.

Hesse. Nicht alle deine Freunde waren gut.
Münzer. Der hat die Freundschaft nimmermehr erprüft,
Der nicht auch schlechte Freunde hat besessen.
Hesse. Was du gewollt, es sank durch deine Freunde.
Münzer. Was ich gewollt, kann nimmer untergeh'n,
In bessern Zeiten wird es neu ersteh'n!
Im Briefe des Jacobus liegt es vor
Und die Apostel haben es verwirklicht
In den Gemeinden, die sie selbst gestiftet. —
Allein ich beuge mich vor dem Geschick,
Das mir es sagt, daß ich nicht war berufen! —
Der Zeiten Zeichen hab' ich stets beachtet
Und dennoch hab' ich sie nicht ganz verstanden,
Weil meine Zeit mich niemals ganz verstand.
Hesse. So kennst du keinen Irrthum, der dich trieb? —
Münzer. Und ist es nicht des Irrthums schon genug,
Wenn man die Zeit, die eig'ne, überschätzte? — —
Hesse. Weil ich wie du geirrt, so darf ich's sagen: —
Du hast dich nicht in deiner Zeit allein,
Du hast dich in dir selbst getäuscht, mein Münzer. —
Ob je dein schöner Traum sich wird erfüllen,
Ob je die Menschheit dieser weiten Erde,
Befreit von allen Mängeln, nur in Gott
Wird leben und der reinen Bruderliebe —
Ich weiß es nicht, das aber ist gewiß,
Du, Münzer, du, mit deiner großen Seele,
Du wärst doch nicht der Meister, aus den Trümmern
Der alten Welt die neue zu erbauen!
Du bist kein Staatsmann, bist kein Lebenskünstler,
Du gleichst dem Morgenstern, das nächt'ge Dunkel
Durchbricht dein Glanz, doch wenn der Tag erscheint,
Verschwindest du in deiner Himmelsschöne!
Münzer. O Eoban, daß du die Wahrheit redest. —
Hesse. Ich rede sie, weil du ein Mann der Wahrheit
Dein Lebelang gewesen — bis zum Tode! — —
Münzer. Gottlob! — Es ist schon groß, das Wahre wollen!
Hesse. Es ist schon groß, auch wenn es Irrthum war! —

Mannichfaltigkeiten.

(Jena, 11. Jan.) Heute um 11 Uhr starb Frau Karoline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld, im 86. Lebensjahre, die letzte Theilnehmerin des schönen, Weimar verherrlichenden Dichterlebens. Als Verfasserin von „Agnes von Lilien“ führte sie Schiller in die Schriftstellerwelt ein, wogegen sie, nahe befreundet mit Schiller, ihrem Schwager, dessen Biographin ward. Ausgestattet mit den edelsten Gaben des Geistes und den reinsten Tugenden des Herzens, hat sie mit den ausgezeichnetsten Männern der vergangenen Zeit, wie Goethe, Herder, Humboldt, Dalberg, Schlabrendorf, in näherer Verbindung gestanden. Außer mehreren anderen Schriftwerken hinterläßt sie eine Biographie des Fürsten Primas von Dalberg. Wer sie kannte, zollte ihr Verehrung und freute sich ihres vielumfassenden, doch anspruchlosen Geistes, ihrer für alles Edle und Schöne begeisterten Gesinnung.

Ein 27 Jahr alter Engländer, welcher nach Wien gekommen war, um in einem österreichischen Husarenregiment zu dienen, brachte den Weihnachtsabend im Kreise einiger Freunde zu, und Punsch und Champagner steigerten den Uebermuth der jungen Leute dermaßen, daß sie das Fenster öffneten und die Wachtposten mit Gläsern warfen und beschimpften, wobei der junge Mann noch das Uebergewicht verlor, auf die Straße stürzte und auf der Stelle das Leben einbüßte.

Laube's „Karlsschüler“ werden in der Allg. Preuß. Zeitung bitter ohne irgend eine Spur von „Wohlwollen“ getadelt. Gleich daneben wird aber das Werk des französischen Dichters Ponsard: „Agnes de Meranie“ in den Himmel gehoben. Das ist Delikatesse und Nationalsinn des Feuilletons der Allgem. Preuß. Zeitung.

Digitized by Google

Die letzten deutschen Auswanderer, die sich in Antwerpen und Dünkirchen nach Brasilien einschifften, sind sehr unglücklich angekommen. Sie sind meist Menschenkäufern in die Hände gefallen, welche sie als Sklaven in das Innere des Landes schickten, wo sie hoffentlich ein baldiger Tod von ihren Leiden befreien wird. Man warnt allgemein vor der Auswanderung nach Brasilien, da das Clima der deutschen Natur einen frühen Tod bringe und bei den Behörden kein Schutz und kein Recht zu finden sey. Nur auf drei Punkten in Brasilien, in Rio Grande, St. Catharina und St. Leopoldo leben deutsche Colonisten, doch haben auch diese mit der lieben Noth zu kämpfen und fristen nur kümmerlich ihr Daseyn.

(Neapel, 30. Dec.) Mercadante's Oper: „Die Horatier und Curiatier", fährt fort, das Publikum zu entzücken, und wahrlich mit Recht; es weht ein herrlicher Geist durch diese Töne, und es ist da nichts von sinnekitzelnder Bänkelsängerei und verpuffenden Schallmanöver's zu vernehmen. Auf die hier weilenden Deutschen macht dieses Meisterwerk einen besondern Eindruck; man fühlt sich nicht selten in eine Welt von Tönen versetzt, wie Haydn, Beethoven, Händel, Bach und Mozart sie einst hervorgezaubert, und erkennt freudig Mercadante's Vertrautsyn mit diesen Geistern. Der seelenvolle Gesang und das großartige Spiel der Frezzolini (die Braut des Curiatiers), unterstützt von den Herren Balzar (Orazio) und Fraschini (Curiazio), reißt Alles enthusiastisch hin. Die schöne Heldenepisode aus der Geschichte Roms und Alba's ist würdig bearbeitet, sey es nach französischem oder italienischem Muster.

In Frankreich entstehen immer mehr evangelische, und zwar deutsche Gemeinden. Eine solche hatte sich aus deutschen, ursprünglich nach Amerika bestimmten Kolonisten in Havre gebildet, wo mehr als Tausend derselben zurückgeblieben waren. Meist evangelischen Glaubens, entbehrten sie des öffentlichen Gottesdienstes, da sie, der Sprache unkundig, dem französisch-reformieten Kultus nicht mit Andacht beiwohnen konnten. Dieses Bedürfniß ist jetzt befriedigt worden. Das Konsistorium von Paris hat einstweilen, bis der Staat die betreffende Stelle dotiren wird, einen deutschen Prediger mit 3000 Fr. Gehalt nach Havre gesandt, welcher seit vorigem Sommer allsonntäglich dort in der reformirten Kirche deutschen Gottesdienst hält. Auch in den französischen Häfen des Mittelmeeres, in Toulon, in Hyères, befinden sich jetzt deutsche Gemeinden, die aber blos durch Reiseprediger besorgt werden.

Der Deutschkatholicismus, der jetzt ohne eitles Gepränge, aber darum sicherer fortschreitet, hat auch seine eigne Zeitschrift: die Lesehalle, herausgegeben von Johannes de Marle. Sie enthält Nachrichten und viele gute Aufsätze. Die Sache der Christkatholiken bedarf auch eines solchen äußern Bandes und Vereinigungspunktes, und das vorliegende ist zweckmäßig.

Korrespondenz.

Worms, 7. Jan.

Die öffentliche Stimmung ist dahier im Ganzen getrübt und gedrückt, denn wo sich die Blicke hinwenden, sieht man wenig Erfreuliches. Die Preise der unentbehrlichsten Lebensmittel sind hoch, die Arbeit für die geringste Klasse von Menschen ist selten und man hört viel von Krankheiten, namentlich von Schleimfiedern, denen auch schon manches Opfer gefallen ist. Das gesellige Leben hat für diesen Winter duech einige Trauerfälle einen empfindlichen Stoß erhalten und der Schauspieldirektor Geyser wird sich, obschon er leistet, was bei den hiesigen Verhältnissen nur immer gefordert werden kann, wahrscheinlich nicht mehe lange dahier halten können. Dazu kommen noch die Aeußerungen so Vieler, die mit dem Ergebnisse unserer Landtagsverhandlungen unzufrieden sind. Die Vermögenszustände sind theilweise hohl und untergraben; das Pfandhaus soll mit Pfändern überfüllt seyn. — Die deutsch-katholische Bewegung ist durch besondere Verhältnisse in etwas gehemmt, wiewohl die Thätigkeit und Berufstreue Einzelner nicht zu verkennen ist. Hr. Pfarrer Marx hat ein treffliches Gesang- und Gebetbuch entworfen, welches die Synodalcommission wahrscheinlich dem ganzen Kreisverbande empfehlen wird. In Mölsheim wird sich eine neue deutsch-katholische Gemeinde, als Filial von Worms, bilden; Hr. Pfarrer Marx, der dort bereits vor einer großen andächtigen Menge gepredigt hat, fand daselbst mannichfache Anhaltspunkte der Sympathie und Liebe. — Der Turnverein, der dahier im verflossenen Sommer in's Leben gerufen werden sollte und vielen Anklang fand, scheint nur ein todtgebornes Kindlein zu seyn; eben so scheint es mit einer Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und höheres Leben zu ergehen, die viel verspeach und an Mißverständnissen, Indigestionen und der Flachheit der Menge gescheitert zu seyn scheint. Im Sterb- und Krankenvereine, einem äußerst dürgerlichen Institute besonderer Art, ist es zu Wirren gekommen und nach langen Debatten über Verbesserung und Ergänzung der Statuten hatte die Abstimmung keinen andern Erfolg als: es soll beim Alten bleiben! Die seit zwei Jahren dahier bestehende Wittwenkasse erstarkt allmählig und ist sehr zu empfehlen. In öffentlichen Gesellschaften ist die Stimmung gereizt, theilweise niedergeschlagen, und der Winterhimmel liegt mit Centnerschwere auf manchem Gemüthe.

Bretten, 9. Jan.

Wie zu erwarten stand, ist die von unserem Oberamtmann erlassene Verfügung in Betreff der Störung der Sonntagfeier durch Israeliten von dem größten Theile der Bürgerschaft mit großer Befriedigung aufgenommen worden, und erkennt man jetzt schon allgemein, selbst von Seiten des loyal gesinnten Theils der diese Maßregel betreffenden Glaubensgenossen, die schönen Folgen mit Dank an, um so mehr, als die gute Wirkung derselben die ihr anfänglich gesetzten Gränzen noch erweiterte. Man hat nämlich, und zwar mit Recht, Hrn. Pfizer daeauf aufmerksam gemacht, daß in den Kanzleien seines Amthauses während des Vormittags der Sonn- und Feiertage regelmäßig gearbeitet werde und ihn der Inconsequenz beschuldigen wollen, wenn er dies förderhin noch dulden würde. Auch dies Bedenken gerecht findend, verfügte der wackere Beamte mit gleicher schätzungswerther Toleranz die Schließung aller amtlichen Schreibstuben an genannten Tagen. Möge sein Verfahren den andern badischen Amtsverwalteen als Vorbild dienen, und dann wird ihnen gewiß eine gleiche Popularität zu Theil werden, wie diesem an Geist und Herz so reichen Mann.

Cäcilienverein.

Zweites Abonnementskonzert.

Donnerstag, den 21. Jan. 1847, im Vereinslocale, Döngesgasse im ehemaligen Meyer'schen Hause. Anfang sieben Uhr.

1. Misericordias Domini von W. A. Mozart.
2. Kyrie aus der großen Messe (D dur) von L. v. Beethoven.
3. a. Et in carnatus est für sechs Solostimmen aus der D moll-Messe von L. Cherubini.
   b. Crucifixus für achtstimmigen Chor von A. Lotti.
   c. Benedictus für vier Solostimmen aus der D moll-Messe von L. Cherubini.
4. Salve regina von M. Hauptmann.
5. Magnificat, fünfstimmige Cantate von S. Bach.
6. Der 114te Psalm für achtstimmigen Chor von Dr. F. Mendelssohn-Bartholdy.

Eintrittskarten zu 1 fl 30 kr. sind in der André'schen Musikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Jan. Hamlet, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare, für die Bühne bearbeitet von Schlegel.

Dienstag, 19. Jan. Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abth., nach einem neu bearbeiteten Buche von Lenz, Musik von Mozart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 20. Mittwoch, den 20. Januar 1847.

Baue nicht auf den Sand.

Nach dem Französischen des Paul Feval von C. L. C. Koch.

(Fortsetzung.)

Nachdem Yaumi zehn Minuten immer aufmerksamer Beobachtung gewidmet hatte, begriff er gerade weiter nichts, als daß es sich um ein Glücksspiel handelte. Er hatte also für den Augenblick kein geringeres Ziel, als Millionär zu werden; sein Geld auf den Tisch hinwerfen, hielt er hierzu für das sicherste Mittel. Er fuhr daher mit der Hand in seine Hosentasche, entzog das einzige Fünffrankenstück der Gesellschaft von einem Dutzend dicker Sous, streckte den Arm über die Köpfe der Spieler aus und schleuderte es auf den Teppich. Das Geldstück kollerte einige Spannen fort und blieb auf einem der nummerirten Felder liegen, welche den Teppich in seiner ganzen Länge bedeckten. Der Croupier brachte das Roulet in Umschwung; Yaumi war seinem Geldstücke mit unruhigen Blicken gefolgt. Er bedauerte es und hätte alle seine Sous hingegeben, um es wieder wegnehmen zu können, aber er wagte es nicht. Diese Leute, welche so mit den Händen im Golde wühlten, flößten ihm Respekt ein. Während er bei sich lamentirte, hörte das Roulet auf zu laufen und die eintönige Stimme des Bankhalters sprach einige im Morastlande von Dole völlig unbekannte Worte. Sechsunddreißig sehr geschickt hingeworfene Fünffrankenstücke gesellten sich zu demjenigen, welches der unvorsichtige Sondirer gewagt hatte. Er machte einen Sprung und suchte seinen Knotenstock, um triumphirend eine Mühle zu schlagen, konnte ihn aber nicht finden.

Nichtsdestoweniger war er noch ungewiß, ob er das Recht habe, jenes Geld alles wegzunehmen, welches um sein Stück herum lag. Während er unschlüssig war, rollte das Roulet von Neuem; dieselbe Nummer kam. Diesmal fielen Louisd'ors wie Hagel auf Yaumi's Einsatz. Bei diesem Treffer verschwand alle seine falsche Scham; war er jetzt nicht eben so reich wie die ihn Umgebenden? Indem er hiernach dasselbe Verfahren wieder anwandte, welches schon im Parterre der Oper so guten Erfolg gehabt hatte, war er bald in der ersten Reihe. Nunmehr setzte er sich, zog seinen Schatz ein und stützte seine Ellbogen auf den Tisch.

„Wie viel Geld muß man eigentlich haben, um Millionär zu seyn?" fragte er einen alten Spieler, der sein Nachbar war.

Dieser sah ihn scheel an, antwortete aber, von der naiven Freimüthigkeit besänftigt, welche auf dem Gesichte des jungen Menschen zu lesen war:

„Eine Million."

Yaumi deutete auf das vor ihm liegende Geld.

„Ist das eine Million?"

„Bah!" entgegnete der alte Spieler, „kaum fünfzehnhundert Franken."

„So viel?" rief Yaumi. „Doch ich brauche eine Million; wenn sie zusammen ist, werden Sie mir einen Wink geben."

„Ich mache mich hierzu verbindlich," antwortete lächelnd der Greis; „aber glauben Sie mir, Sie werden es nicht so weit bringen."

Yaumi konnte nun sehen, wie sich die anderen Spieler dabei benahmen. Er that wie sie und versuchte nicht mehr die höchsten Glücksfälle; nur setzte er seinen Schatz, anstatt blos einen Theil desselben zu wagen, jedes Mal ganz und gewann immer. Wahrlich, wer die Theorie der Proportionen kennt, muß wissen, daß man wenig mehr als zehn Parolis braucht, um von fünfzehnhundert Franken zu einer Million zu gelangen. Sein alter Nachbar fing an zu glauben, daß es Yaumi nicht fehlschlagen würde. Er selbst hatte das Spiel aufgegeben, um dem des jungen Burschen zu folgen.

„Mein lieber Nachbar," sagte er endlich mit einer gewissen Rührung, „ziehen Sie sich zurück, folgen Sie meinem Rathe ... fünfhundert und sechzigtausend Franken liegen vor Ihnen, das ganze Vermögen eines Mannes!"

„Ei was! es sind etwa tausend Thaler und ein Haufen Papierchen, welche nicht fünf Sous werth sind."

„Dies sind Bankbillets, mein lieber Herr."

Yaumi hatte dergleichen nie gesehen, wußte indessen, daß sie in großem Rufe standen.

„Desto besser!" rief er lustig aus. „Wird es bald eine Million seyn?"

Dem alten Spieler blieb keine Zeit zur Antwort. Das Roulet hatte seinen Umlauf vollendet; Yaumi gewann nochmals. Der Bankhalter war für diesen Schlag unempfindlich, weil das verlorene Geld nicht sein eigenes war, leerte die Kasse und verdoppelte des Burschen Einsatz.

„Es ist eine Million," sprach der Nachbar, „es ist mehr als eine Million, mein theurer Herr!"

Yaumi stand sogleich auf, zog ein gewürfeltes Tuch aus der Tasche und brachte seine Reichthümer in ein Packet zusammen. Mehr als ein Spieler warf ihm neidische Blicke zu; der mit den Gebräuchen des Orts vertraute alte Nachbar rieth ihm, sich von Stadtsergeanten escortiren zu lassen, aber Yaumi drückte seinen Hut tief in's Gesicht, streichelte seinen Stock und sprang in vier Sätzen die Treppe hinab.

Auf der Straße fing er an zu laufen, wie wenn er von Sinnen wäre, dann hielt er inne, um aus voller Kehle ein Volkslied seines Landes zu singen. Des Herumlaufens mit seiner Million unterm Arme endlich müde, pochte er an die Thüre einer Winkelschenke und fragte nach dem Preise eines Nachtlagers. — Einen Franken, hieß es. — Er war in großer Versuchung, seines Weges weiter zu gehen, um anderswo eine weniger kostspielige Lagerstätte aufzusuchen; doch, Alles erwogen, gestatteten ihm seine Mittel diesen dummen Streich.

Digitized by Google

„Gute Frau," sprach er zur Wirthin, „lassen Sie mir eine wohlverschließbare Kammer anweisen, denn ich habe eine Million in meinem Tuche."

Die Dame blickte nach dem Bündel, machte eine geringschätzige Miene und stallte Yaumi in einem dunkeln Loche ein, das seiner ehemaligen Schlafkammer in Roz-l'Eveque bei weitem nicht gleichkam. Er warf sich vollständig gekleidet auf das Bett; wie sehr er auch bemüht war, seine Gedanken in Ordnung zu bringen, so gelang es ihm doch nicht. Bald träumte er sich in fleischfarbigen Anzuge auf den Brettern der königlichen Akademie der Musik, mitten unter einem Haufen junger engelschöner Mädchen. Sie nahmen ihn auf ihre Arme und trugen ihn im Triumph davon. Dieser Yaumi hatte das Blut eines Paschas in seinen bretagnischen Adern.

Er erwachte und sprang auf; dicker Schweiß rieselte von seinen Gliedern.

„Wie schön sind sie," sprach er bei sich. „Morgen will ich ihnen die Million bringen .... sie werden mir gehören .... Alle!"

Mit diesem angenehmen Bilde schlummerte er wieder ein. Diesmal hatte er einen anderen Traum. Er sah sich, seinen Tornister auf dem Rücken, längs des Doler Dammes hinwandeln. Er hatte acht Jahre im Dienste zugebracht, acht lange Jahre, während welcher Zeit ihm von Scholastika keine Nachricht zugegangen war. Hatte sie ihn vergessen? Auf dem Gipfel des Berges von Dole angekommen, warf er einen gierigen Blick nach Roz-l'Eveque. Da lag sein Häuschen vor dem des alten Schulmeisters. Nichts hatte sich in der Landschaft verändert; das Morastland war noch so grün und platt wie zuvor, gleich einer gigantischen Wiese, in symetrischen Zwischenräumen von den Erdlinien der Wassergänge durchschnitten. Waren nicht acht Jahre über diese unbewegliche Natur wie ein Tag dahin gezogen? wie aber über das Herz eines jungen Mädchens? Yaumi stemmte sich auf seinen Knotenstock und überließ seine Seele beunruhigenden Gedanken. In einiger Entfernung von Roz-l'Eveque bemerkte er einen leeren Raum, welchen die untergehende Sonne mit ihren röthlichen Strahlen vergoldete. Es war das Sandloch, von welchem Herr Noël so oft sprach, wenn er seinen mißtrauischen Groll gegen das Menschengeschlecht recht handgreiflich machen wollte. Yaumi schauderte bei diesem Anblicke. Ein grausiges Vorgefühl erfüllte sein Herz, und er stieg den Hügel hinab, um endlich sein Urtheil kennen zu lernen. Auf der Schwelle des Hauses Herrn Noëls saß Scholastika, ihr Haupt sinnend auf die Hände gestützt. Das junge Mädchen stieß einen Freudenschrei aus und warf sich halb ohnmächtig an seine Brust.

„Sey willkommen, Bruder," erscholl zugleich Brize's Stimme; „ich habe mein Versprechen gehalten und Dir ihre Liebe bewahrt."

— Als Yaumi erwachte, schwammen seine Augen in Thränen, tausend Erinnerungen, nur einen Augenblick vergessen, drängten sich in sein Herz.

„Brize! Scholastika!" dachte er, „mein Bruder, meine Verlobte! Ach, weil mich Gott reich gemacht hat, müßt Ihr auch reich werden; dieses Vermögen gehört nicht mir, es gehört uns allen Dreien .... Armes Mädchen! sie liebte mich noch nach acht Jahren der Trennung!"

Herr Noël würde mitleidsvoll über den letzteren Gedanken gespottet haben und nicht ohne scheinbaren Grund der Meinung gewesen seyn, daß man auf den Sand baue, wenn man einen Traum ernstlich nehmen wollte. Indessen ist es, Thorheit um Thorheit, immer besser, sich in einem Traume schaukeln zu lassen, als gegen viel Geld ein ganzes Balletpersonal zu gewinnen. Yaumi war seiner ersten Liebe wieder ergeben und versprach sich, nicht mehr in die Oper zu gehen. Nachdem er seine Million sicher unterbracht hatte, begab er sich zu einem öffentlichen Schreiber und diktirte ihm einen langen Brief, den er nach Roz-l'Eveque, Kanton Islemer, Bezirk Dole, Departement Ille und Vilaine, franko, adressiren ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Charakterskizzen in Federzeichnungen.

(Von H. Leonard.)

(Schluß.)

„Ich will dir es erklären," erwiederte schön Clärchen. „Von allen Männern, die ich kennen zu lernen Gelegenheit fand, warst du der Einzige, der eine wahrhafte Verehrung für unser Geschlecht zu empfinden schien. Doch du? Was war's, das dich gerade zu mir hinzog?"

„Was mich zu dir? Wie du so fragen magst!" lächelte der Glückliche und zog sie sanft zu sich herüber, wie das blühende Schilf, das vom stärkeren Winde gebeugt, sein Bild im Wasser küßt. „Du warst das Ideal weiblich-sittsamer Natürlichkeit, das ich, wohin mich auch die Liebe zu den Wissenschaften trieb, vergebens suchte. Bei dir brauchte ich nicht zu fürchten, in der Braut das Mädchen, in der Gattin die Beaut zu verlieren."

„Warst mir ein blöder Liebhaber!" lachte die junge Frau.

„Ich hielt mich deiner unwerth", flüsterte er. „Doch", fuhr er lebhafter fort, „wie du nur mein Geheimniß errathen konntest?"

„Zu schön die Frage! Ein Mädchen zweifeln, wer ihr gut ist?! Du kennst die Weiber. Als mein Vater noch Amtmann und wir noch Kinder waren, hatt'st du mir schon zu tief in's Auge geseh'n. Als du um Ostern von der hohen Schule nach Hause kamst, gesteh' es, Sünder — was war's, das dich nach Hause zog? Meinst du, ich wüßte nicht, wer, seinen Jean Paul in der Hand, in den Feldern Jungbunzlau's spazieren ging? Wer schrieb die Sonette in das Wochenblättchen, Signor Petrarka? Warum kam der junge Herr Doktor Handgeld so auffallend regelmäßig zu meiner kranken Großmutter, die doch, wie er wußte, nicht zu retten war? Und à propos, du Scheim, wer saß an jenem Abend vor dem Tag, da ich abreisen sollte, wie ein Nachtwandler dort drüben auf dem Dache?"

„O du Ausbund aller weiblichen Spione", lachte nun seinerseits der verrathene Ehemann. „Also hast du mich doch geseh'n? Und ich lief doch, sowie ich dich am Fenster sah, so schnell über die Dächer zurück, daß ich Hals über Kopf in des Nachbaes Kalle purzelte."

Schön Clärchen meinte vor Lachen zu sterben, als ihr Held nunmehr den Aermel aufstreifte und ihr zum Beweise seiner That einen rothen Fleck auf seinem linken Ellbogen zeigte.

Kurze Zeit darauf erhielt der junge Arzt einen Ruf nach Dresden, dem er mit seinem jungen Weibchen folgte. In der fremden Stadt verlor sich allmählig seine fast unmännliche Schüchternheit, welche in Jungbunzlau noch nach seiner Verheirathung so weit ging, daß er beim öffentlichen Erscheinen vor seiner eigenen Frau verlegen werden konnte. Was seitdem aus ihnen geworden, weiß ich nicht; doch das weiß ich: wenn sie nicht glücklich leben, so liegt die Schuld nicht an ihnen.

Herr Handgeld Senior verheirathete sich aus Aerger gar nicht und lebt nach wie vor mit seiner alten Haushälterin in seiner Apotheke — ein warnendes Beispiel für alle coquetten und unentschlossenen Junggesellen. Herr Fridolin, der Literatus, nahm nach seines Vaters Tode und mehemaligen gleich unglücklichen Versuchen bei Damen der haute volée, kinderlosen Wittwen und reichen Erbinnen, ein Bauermädchen aus der Nachbarschaft zur Frau, welche statt seiner die Wirthschaft führt und für seine Bedürfnisse sorgt, während er nach wie vor Gedichte und Rezensionen liefert. Herr Buntschuh, der Bäckermeister, kehrte zu seiner Wittwe, der Metzgerin, zurück, die ihn mit Liebe verpflegt, Gottlieb Veilchen, der Gewürzhändler, ist weit stiller geworden;

Digitized by Google

er prophezeit große Nachwehen von Mehemed Ali's Absterben, Krakau's Einziehung, Schleswig-Holsteins Thronstreit und was er sonst aus Doktor Feldolins Wochenblättchen erfährt. Jungbunzlau steht noch auf der alten Stelle und — hony soit, qui mal y pense! Wer's nicht glaubt, geh' hin und seh', sagt ein altes Studentenlied. Ich aber meine, man bedarf nicht erst einer Reise nach Jungbunzlau, um die Originale zu meinen Portraits zu finden. Schaut Euch um, schöne Leserinnen, in dem Kreise eurer Bekanntschaft, sucht euch vier Gegenstücke zu meinen vier Heirathskandidaten aus, laßt sie niederknien zu euren Füßen und dann — wählt Denjenigen, der euch am meisten zusagt. Gewiß, es wird eine angenehme Prüfung seyn für euren Geschmack und eure Neigungen.

Sollte diese Junggesellen-Ausstellung sich Ihres jungfräulichen Beifallslächelns erfreuen, so bitte ich, mich es umgehend wissen zu lassen; denn alsdann werde ich mir die Ehre nehmen, Ihnen eine neue Folge von Heirathskandidaten vorzuführen, unter welchen Sie gewiß, um mit der hochgebornen Gräfin Hahn-Hahn zu reden, „den Rechten" finden werden. Und füge das Glück es, daß Sie alsdann in der Wirklichkeit so keck zugreifen dürfen, wie schön Clärchen in meiner Erzählung.

Für Freunde des Schlittschuhlaufens.

Den zahlreichen Freunden des Schlittschuhlaufens dürfte in gegenwärtiger Jahreszeit eine eben erschienene kleine Broschüre: „Die Kunst des Schlittschuhlaufens als Zweig der Turnkunst betrachtet ꝛc. von Karl G . . . . ., Mainz, in Kommission der G. Faber'schen Buchhandlung (Pr. 24 kr.)" nicht unwillkommen seyn. Dieselbe gibt kurze, aber klare und auf Erfahrung beruhende Regeln und ist als eine sehr praktische Anleitung zu empfehlen. Der Verfasser sagt in der Einleitung wie folgt:

„Nur durch das Beachten und Befolgen von Regeln ist es möglich, das Schlittschuhlaufen in kurzer Zeit sicher und ohne Gefahr und schön zu erlernen. Bisher aber war man blos auf mechanische Nachahmung angewiesen und mußte sich eine ewige Zeit abquälen, bis man durch unendlich viele Versuche und unter fortwährendem Hinfallen endlich eine Tour erlernte. Die meisten Schlittschuh-Läufer, die große Gefahr des Fallens und die fruchtlosen Anstrengungen scheuend, begnügten sich ein paar Tage nach der gewöhnlichen Manier zu laufen und dann die Schlittschuh wieder auf ein Jahr auf die Seite zu legen. Keine Leibesübung verleihet aber dem menschlichen Körper eine größere Gewandtheit, als das Schlittschuhlaufen, keine bringt alle Muskeln, ausgenommen die der Arme, in so manchfaltige gelinde Anstrengung und befördert die freie Circulation der Säfte mehr, und ist darum gesunder und stärkender für Leib und Seele, wie das Schlittschuhlaufen. Kaum gibt es etwas Unterhaltenderes, als die feinen künstlichen Touren des Schlittschuhlaufens; man schwebt und fliegt ohne Anstrengung auf einer spiegelglatten Fläche dahin, sich selbst und dem Zuschauer ein wahres Vergnügen schaffend. Darum ist auch dieses Vergnügen, das sich leicht bis zur Begeisterung steigert, von dem großen Herder und Goethe, sogar von ersterem oftmals, besungen und geschildert worden.

Wir dürfen wohl die Kunst des Schlittschuhlaufens auch als einen Zweig der Turnkunst betrachten, und zwar als denjenigen Theil, welcher die Balance und Gewandtheit zum Zwecke hat, während das meiste Turnen mehr auf Vermehrung der Kraft und der Ausdauer hinarbeitet. Wir kommen aber im Leben eben so oft in den Fall, von der Balance als von unserer Körperkraft nützliche Anwendung machen zu können.

Wir glauben insbesondere, daß kaum eine Körperübung durch die abwechselnde Anstrengung der Muskeln aller Theile des menschlichen Organismus, die Kräfte der einzelnen Organe und Muskeln mehr steigern und eine wohlthätigere und kräftigere Totalwirkung hervorbringen möchte, als gerade dieses Schlittschuhlaufen nach vorgezeichneter Art."

Mannichfaltigkeiten.

Berthold Auerbach sagt: „Wenn auf dem Lande Lesevereine, Leseabende u. dergl. eingerichtet werden, sollte nicht das Schulzimmer, sondern ein Zimmer des Rathhauses dazu gewählt werden. In den Erwachsenen regt sich mit Recht eine Widerspenstigkeit gegen die Anmuthung, sich noch einmal in die Schulbänke einzwängen zu lassen; das Rathhaus ist der Ort für Männer, die sich selbstständig am Leben betheiligen. Das Gemeindeleben ist ein sichtbarer Mittelpunkt der Menschengemeinschaft, es wird auch in der Volksschrift seine Bedeutung geltend machen und geht die Kinder nichts an. Eben so sehr es sich innerlich widerspricht, das Volksleben wieder in die Kinderhaftigkeit hinab zu zwängen, eben so verkehrt ist es aber auch, den Unterricht in der Staatsverfassung ꝛc. zu einem Schulgegenstande machen zu wollen. Was soll den Kindern ein so krockenes Paragraphenwesen, dessen Inhalt sie doch nicht fassen können? Sollen die Kinder in der Schule noch durch eine weitere Langweiligkeit gemartet werden? Solches Ansinnen beruht auf einer innern Verkennung des organischen Lebens; es hängt, trotz seines liberalen Scheines, mit jenem bureaukratischen Schulmonarchismus zusammen, der alles Wachsthum gern mit dem Schulbakel großziehen möchte und den dürren Stock zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt. Es muß für die zu erringende Betheiligung am Staatsleben andere Mittel und Wege geben, als die Kinderschule. Laßt nur ein gesundes Gemeindeleben aufkommen, einzelne Klänge werden in den stillen Kreis der Familie hineintönen; dem aufhorchenden Kinde braucht nicht alsbald Alles klar zu seyn, um was es sich handelt u. s. w.; gerade solche unversehens empfangene, halb verhüllte Eindrücke graben sich am tiefsten in die Seele und werden zu den wurzelfestesten Jugenderinnerungen.

(München, 12. Jan.) Die öffentlichen Vergnügungen des Carnevals begannen gestern mit einer maskirten Akademie im Odeon, welche jedoch, da bekannt geworden, daß JJ. MM. nicht erscheinen würden, nur wenig besucht war. („Maskirte Akademie" heißt hier ein Rout, wobei man maskirt oder in Domino erscheint, während auf einer kleinen Bühne Pantomime gespielt wird.)

(Würzburg, 14. Jan.) In dem der königl. bayr. Gränze ganz nahe gelegenen sachsen-weimarischen Orte Behrungen grassirt das Nervenfieber auf eine sehr bedenkliche Weise, indem bereits die Hälfte der dortigen Bewohner davon befallen ist.

Literatur.

Die Völker des Erdballs, nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht. Geschildert von Dr. Heinrich Berghaus. Mit 150 naturgetreuen colorirten Abbildungen. Brüssel und Leipzig, Carl Muquardt.

Dieser erste Theil einer der vollständigsten und vortrefflichsten Ethnographieen besteht aus 462 Seiten Text, Roy. 8. und 64 Abbildungen. Vollendet mit dem zum 1. Juni 1847 erscheinenden zweiten Theile (mit 86 Abbildungen) wird sie ungefähr 900 Seiten und 150 colorirte Darstellungen der verschiedenen Völker der Erde enthalten. Inhalt und äußere Ausstattung lassen Nichts zu wünschen übrig; das Buch verdient

Digitized by Google

als ein lehrreiches und unterhaltendes die allgemeinste Beachtung. Der Text, von Berghaus, dem fleißigen und kenntnißreichen, rühmlichst bekannten Forscher auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, liefert in ansprechender Einkleidung so viel Interessantes und (dem Laien wenigstens) Neues, daß es schwer wird, sich von der begonnenen Lectüre zu trennen. Ersichtlich sind bei der Ausarbeitung eben sowohl, wie bei den Zeichnungen kostbare ethnographische Werke benutzt, die, wenn sie sich auch in öffentlichen Bibliotheken befinden, gerade ihrer Kostbarkeit wegen zur häuslichen Benutzung nur selten verliehen werden. Die Abbildungen, sauber gemalte Aquarelle, sind mit vieler Umsicht gewählt; man macht hier die Bekanntschaft gar wunderlicher Gestalten (man sehe z. B. den Krieger von der Insel Solor); viele sind so hübsch ausgeführt, daß sie dem Besten gleichgestellt werden können, was sich in englischen und französischen Prachtwerken dieser Art findet. — Wie reichhaltig der Inhalt, zeigt folgende kurze Angabe desselben: Einleitende Betrachtungen. Völker des mongolischen Menschenstammes: Asiatische Völker. Amerikanische Völker: Indianer Nord-Amerika's; Indianer Süd-Amerika's. Der malayische Menschenstamm. — Der zweite Theil, der unter andern die Afrikaner, Muselmänner, Perser u. s. w. enthalten wird, bietet sowohl dem Hrn. Verfasser als dem Künstler mannichfaltigen Stoff zu den anziehendsten Darstellungen dar. — Wer seinen jüngeren und älteren Freunden ein recht stattliches, werthvolles Geschenk machen will, der beschaue in unseren Buchhandlungen „Berghaus Völker des Erdballs" und seine Wahl wird nicht lange unentschieden bleiben.

Korrespondenz.

Braunschweig, im Jan.

Ueber die nächste Zukunft unseres Hoftheaters hört man hier so viel Widersprechendes im Publikum, daß man, ohne einem der Gerüchte Glauben zu schenken, unwillkürlich an das Sprüchwort erinnert wird: Es fällt kein Span, es ist was d'ran. Die Vermuthungen, daß unser Hoftheater eingehe, daß unser Schauspiel aufgelöst, durch eine französische Truppe ersetzt werden soll, daß der Kammerherr von Münchhausen seine Stelle als Intendant niederzulegen gesonnen sey, durchkreuzen sich und erregen hier und da Besorgniß, Zweifel, Widerspruch, wie das bei dergleichen Gerüchten stets zu geschehen pflegt. Unter solchen Umständen glauben auch wir unsere Ansichten von der Sache auf den Markt der Oeffentlichkeit bringen zu dürfen, nur mit dem Unterschiede, daß wir für unsere Aussprüche Gründe geben müssen, eine Verpflichtung, der man sich bei Verbreitung von Stadtgerüchten meist überhebt. — Unsere Hofbühne nimmt eine so anerkannte Stellung unter den vorzüglichsten ähnlichen Instituten des deutschen Vaterlandes ein, daß die Nachricht von dem gänzlichen Eingehen derselben, wenn sie sich bestätigte, für die ganze Kunstwelt von Bedeutung seyn würde. Doch wir sehen ganz und gar keinen Grund für diese Behauptung, da das große Interesse, welches Se. Hoh. der Herzog von Braunschweig an der Bühne nimmt, wie der Antheil, welchen das hiesige Publikum derselben schenkt, uns nicht an dem Fortbestehen derselben zweifeln lassen. Möglich, daß Vorschläge zu Ersparnissen, hinsichtlich der ökonomischen Verwaltung, die Quelle dieses unbegründeten Gerüchtes sind. Was die Auflösung des deutschen Schauspiels zu Gunsten der hier engagirten französischen Truppe betrifft, so kann dieselbe ebenfalls nichts anderes seyn, als eine Grille Derer, welche von der Manie für die französischen Vorstellungen, die hier augenblicklich in der Mode ist, so sehr befangen sind, daß sie das Fremde unbedingt über das Einheimische erheben, ohne daß es indeß im entferntesten geeignet wäre, sich vom künstlerischen Standpunkte mit demselben messen zu können. Ein anderes Gerücht spricht übrigens gleichzeitig und wahrscheinlich mit mehr Grund von dem baldigen Ende der französischen Herrlichkeit. — Der Rücktritt des Kammerherrn v. Münchhausen von der Intendanz endlich ist schon mehrmals im Publikum zur Sprache gekommen und hat sich bisher durch das Fortbestehen der früheren Verhältnisse selbst widerlegt. Ob es wahr ist, daß derselbe um seine Entlassung nachgesucht, wissen wir nicht, sicher aber wäre sein Rücktritt von der Intendanz ein Verlust, der nicht so bald ersetzt werden dürfte; da ihn seine langjährige Erfahrung, sein vorurtheilsfreier, practischer Blick und seine Bildung besonders für diesen Posten befähigen, wie das seine bisherige Leitung unserer Hofbühne sowohl, als der Antheil beweisen, den das Publikum an dem Gerüchte von seinem Rücktritte nimmt. †

Mainz, 16. Jan.

Der Aufsatz in Ihrem vorgestrigen Blatte der Didaskalia über die Verhältnisse des hiesigen Wochenblattes machte nicht unbedeutendes Aufsehen. Die Behörde in dieser Angelegenheit einer Vernachlässigung der Interessen des Hospizienfonds beschuldigen zu wollen, glaube ich aber um so mehr widersprechen zu können, da man schon seit mehreren Jahren daran ist, dem jetzigen Inhaber den Besitz als Verleger streitig zu machen, und es müssen Gründe vorliegen, die bis jetzt ein anderes Reglement unmöglich machten. Unverantwortlich bleibt aber immer der langsame Gang, womit diese Sache betrieben wird. Eben so auffallend ist das Benehmen unserer Behörde in Bezug auf den Viehhof, ein Markt, wohin jeder Viehbesitzer sein zum Verkaufe bestimmtes Vieh treibt und dem Wirth daselbst für jedes Stück Vieh ein Standgeld zu entrichten hat. Der Besitzer des Viehhofes hat ebenfalls, wie der Verleger des Wochenblattes, außer seinem Geschäftspatent, keinen Pacht oder Abgabe zu leisten, und der Behörde ist schon von mehreren Seiten ein Pacht von 12 — 1500 fl. offerirt worden, was leider bis jetzt mit Stillschweigen übergangen wurde. Ferner liegen die Bauplätze der neuen Colonnade zwischen dem Fisch- und Eisenthor schon zu lange ruhig; da sich keine Steigliebhaber seiner Zeit dazu meldeten und bis heute nicht melden, so wäre es im Interesse der Stadt, diese Plätze so bald wie möglich zu großen, einfach aufgeführten Hallen herzustellen, und den Fisch-, sammt den Töpfer-Markt ꝛc. hinein zu verlegen, indem ja doch die jetzigen, dazu verwendeten Plätze verbaut werden sollen. Auf solche Art würden die Hallen schöne Zinsen tragen und gewiß sehr zweckmäßig verwendet seyn. Niemand wird es einfallen, auch dort kostspielige Läden zu bauen, um ihren Verschönerungsplänen sein Vermögen zu opfern. — Unser heutiges Wochenblatt bringt eine Bekanntmachung der Wegnahme von 97 Laib Brod wegen zu schlechter Qualität. Warum macht man die Namen solcher Bäcker nicht bekannt? Denn wenn Brod ausgeboten wird, welches das Bürgermeisteramt nach der Wegnahme zum Viehfutter bestimmt, so bedarf ein solches Vergehen wohl größerer Züchtigung, als der bloßen Wegnahme des Brodes!

Eltville im Rheingau, 13. Jan.

Heute Morgen 10 Uhr ist die sterbliche Hülle des Gutsbesitzers M. Müller zur letzten Ruhestätte geleitet worden. Dem Leichenzuge folgten aus allen Orten des Rheingaues, von Rüdesheim bis Biebrich, mehrere Hundert Personen und erinnert man sich seit langer Zeit hier nicht eines solchen großen Begräbnisses. — Der Verblichene, welcher sein Alter auf 74 Jahre gebracht hat, hat sich durch sein eine Reihe von Jahren redlich betriebenes Wein-Commissionsgeschäft, wodurch er den Weinproducenten viele Gelegenheiten zum Verkauf ihrer Weine dargeboten und auch dadurch Manchem aus der Noth geholfen hat, sowohl im Rheingau, als auch in der Pfalz und dem Hardtgebirge, ein dauerndes Andenken gestiftet. Seine beiden Söhne M. und F. Müller haben seit einigen Jahren dieses Wein-Commissionsgeschäft übernommen und eine mousirende Rheinweinfabrik errichtet; sie betreiben beide Geschäfte mit gutem Erfolg und ist gewiß für den Producenten erfreulich, zu vernehmen, daß dieselben in hiesiger Stadt seit dem Herbste über 70, sodann weiter im Rheingau und auf der Haardt ꝛc. zusammen über 700 Stück (siebenhundert) 1846r Weine angekauft und hierdurch manchem Winzer nach so vielen Mißjahren aus der Noth geholfen haben.

Auflösung der Charade in Nro. 18.

Hofrath.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. Jan. Idomenens, König von Kreta, große Oper in 3 Abth., nach einem neu bearbeiteten Buche von Lenz, Musik von Mozart.

Donnerstag, 21. Jan. Die Musketiere der Königin, romantische Oper in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen, Musik von Hae vy.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 21. Donnerstag, den 21. Januar 1847.

Baue nicht auf den Sand.

Nach dem Französischen des Paul Feval von E. L. C. Koch.

(Fortsetzung.)

III.

Der Eilwagen von Saint Malo sollte um drei Uhr ankommen. Schon zu Mittag ging Yaumi im Posthofe auf und ab. So oft ein Wagen herein fuhr, eilte er auf ihn zu und jedesmal, als er im Coupé, im Innern und auf den hinteren Sitzen derjenigen nicht ansichtig wurde, welche er erwartete, sah er wieder nach der Uhr und stempfte ungeduldig mit dem Fuße.

Wie man denken kann, hatte Yaumi einen Stellvertreter für seine Militärpflicht gekauft. Bei meiner Treu, er hatte noch wen mehr gethan: sein Absalonshaar war unter der Scheere eines Coiffeurs gefallen, sein langer Rock hatte einem schönen blauen, mit goldenen Knöpfen verzierten Fracke Platz gemacht; ein seidener Hut, hoch und mit schmalen Krämpen, bedeckte jetzt seine Stirne. Man muß gestehen, daß Yaumi, auf diese Art herausstaffirt, viel verlor. Seine breiten Schultern fühlten sich unter dem Fracke nicht heimisch; sein Haupt, des langen Haares und des Filzdeckels beraubt, erschien ungeheuer groß; der scheue, fast wilde Ausdruck seiner großen blauen Augen bildete mit dieser großstädtischen Kleidung einen seltsamen Kontrast. Neulich noch lag wirkliche Poesie in dieser, mit herkulischer Kraft gepaarten kindlichen Anmuth; sein trotziges Wesen war einnehmend, seine Einfachheit hatte so viel Grazie. Gegenwärtig boten Kraft, Sanftmuth, Einfachheit und linkisches Benehmen einen komischen Anblick dar. Er war ein schöner Bauerbursch gewesen, jetzt war er ein häßlicher Städter, was nicht wenig sagen will. Aber wie würde auch seidene Quaste und goldener Knopf auf einen starken eichenen Stock passen, dessen Rinde mit Firniß überzogen ist?

Endlich schlug es Drei. Von der Straße Saint Honoré her hörte man eine so jämmerliche Posthornfanfare, daß man die Ohren zustopfen mochte; dann sah man eine runde Postkutsche, schmutzig und mit Staub bedeckt, heranrollen; der hochthronende Kondukteur blies die Backen furchtbar auf, um dem Instrumente seine lieblichen Töne zu entlocken. Bei diesem Anblicke erweiterten sich Yaumi's Nasenlöcher, er glaubte den Duft frischer Austern und Sardellen zu wittern, das Aroma seiner Heimath. Neben dem Kondukteur sah er ein Mädchen im kankalischen Kopfputze und einen Burschen, dessen mageres Gesicht unter der Krämpe seines Hutes nur wenig sichtbar war.

„Scholastika! Brize!" schrie Yaumi.

Die beiden jungen Leute erkannten diese Stimme und blickten sich um. Sie sahen Niemand, als einen großen, starken Herrn in blauem Kleide. Das war der Yaumi von Roz-l'Evêque nicht; sie glaubten sich getäuscht zu haben.

„Brize! Scholastika!" rief nochmals der Sonderer und flog mit offenen Armen an den Wagen heran.

Jetzt war das junge Mädchen nicht mehr in Zweifel. Sie hüpfte herab und lag an Yaumi's Brust. Brize stieg auch ab, jedoch mit mehr Vorsicht. Nun wollten heiße Umarmungen und Liebkosungen kein Ende nehmen. Brize vorzüglich schien sich nicht fassen zu können; der vortreffliche Junge lachte, weinte und konnte des Händedrückens und der Umhalsungen nicht satt werden. Yaumi hatte nach dem Dorfe geschrieben, daß er Millionär geworden war. Wahrhaftig wußte Brize, der in seines Vaters Rechenknecht bewandert war, sehr wohl was eine Million bedeutet; er war gegen Yaumi unbeschreiblich zärtlich. Als man sich endlich zur Genüge umarmt hatte, winkte Yaumi einem Fiaker. Das Gepäck war nichts weniger als beschwerlich und wurde bald in das Fuhrwerk gebracht. Tausend Fragen kreuzten sich: in der ersten Rührung der Freude hatte man nicht gesprochen, Zeichen hatten die Worte ersetzt.

„Was hat sich Neues in unserer Heimath zugetragen?" fragte Yaumi.

Scholastika's freudiges Lächeln verschwand bei diesen Worten. Brize machte eilig ein langes Gesicht, griff nach seinem Taschentuche und trocknete seine nicht weinenden Augen damit ab.

„Mein Vater! mein armer Vater!" sprach er.

Erschrocken über diese plötzliche Traurigkeit wollte Yaumi eben weiter fragen, als sein Blick auf Brize's Hut fiel, der mit einem breiten, schwarzen Flor überzogen war. Zwei Thränen perlten auf Scholastika's Wangen. Yaumi errieth.

In traurigem Schweigen wurde der übrige Weg zurückgelegt. Erst an der Thür Yaumi's Wohnung, ein neues Haus in der Straße Montmartre, stellte sich wieder einige Heiterkeit ein. Brize und Scholastika wären beim Anblick der Wunder im Innern beinahe umgefallen. Der Sonderer hatte seit einem Monat, so lange er Millionär war, das Leben ein wenig kennen gelernt, kostbare Möbels, große Spiegel und schöne Teppiche schmückten die Gemächer.

„Und das Alles gehört Dir?" rief Brize in Entzücken.

„Uns," antwortete Yaumi, mit dem einen Arme seinen Freund, mit dem andern seine Verlobte umfassend, „Dir, mein Bruder, Dir, meine Frau . . ., wenn Ihr Euch nicht anders besonnen habt."

„Anders besonnen!" wiederholte Brize, wie wenn er vor dieser Idee tiefsten Abscheu hätte; „anders besonnen? ach! wenn ich eine Frau wäre! . . ."

„Ich habe Ihnen mein Wort gegeben und liebe Sie, Yaumi," sprach Scholastika kurz, „aber ich bin arm . . ."

„Das ist wahr", fiel Brize ein, „ich auch; doch um so besser! wir werden ihm Alles zu verdanken haben."

Bei Scholastika's Worten hatte Yaumi die Stirn in Falten gezogen.

Digitized by Google

„Meinetwegen!“ richtete er sich an Brize, „Du wenigstens fürchtest Dich nicht, mir etwas zu verdanken.“

Scholastika hatte ein gutes Herz. Das edle Benehmen ihres Verlobten rührte sie lebhaft; von der andern Seite jedoch war das blaue Kleid des Sondirers so prächtig, daß das arme Mädchen die ehemalige Vertraulichkeit nicht wiederfinden konnte. Ohne daß sie es wußte, mischte sich etwas Hochachtung in ihre Liebe, was vielleicht ein Unglück war. Wenn der Rebensaft auch an sich eine sehr schätzbare Flüssigkeit ist, so bedarf es doch nur eines Tropfens davon, um einen Topf Milch umschlagen zu lassen. Ebenso ist die Achtung ein Gefühl, welches einzuflößen man stolz seyn muß, aber viele Leute behaupten, daß sie auf die Liebe gerade so wirkt, als der Wein auf die Milch. Andere, es ist wahr, bestätigen das Gegentheil. Diese beiden Sätze sind oft mit geistreichen, subtilen und wenig ergötzlichen Beweisgründen verfochten worden, wir wollen sie nicht wieder auf die Bahn bringen.

Bei den wahren Bretagnern erlaubt sich die Freude niemals, dem Appetit Abbruch zu thun. Als die Speisestunde heranrückte, führte Yaumi seine Gäste in eine jener prächtigen Restaurationen, wo die Leute vom Lande vor Bewunderung kaum essen können. Dann nahm er eine Loge im Theatre français. Scholastika war ganz hingerissen, aber Brize erstaunte über nichts. Bei Tafel trank er den Bordeauxwein aus vollem Glase und meinte, daß er dem Obstmost des Morastlandes sehr nachstehe; im Schauspiele schlief er ein zum großen Verdruß der Demoiselle Mars und des Herrn Marivaux.

Vor Schlafengehen nahm Scholastika Yaumi bei Seite.

„Der arme Herr Noël,“ sprach sie zu ihm, „hatte erfahren, was Sie für Brize gethan haben. In der Geistesverwirrung seiner letzten Krankheit nannte er oft Ihren Namen. An seinem Todestage händigte er mir ein Papier für Sie ein, ohne Zweifel sein Testament. Hier ist es.“

Yaumi nahm das Schreiben, auf dessen Couvert sein Name in schönen Schriftzügen gemalt war, an welchen er sogleich die Hand des alten Schulmeisters erkannte. Er wollte das Siegel brechen.

„Noch nicht!“ rief Scholastika schnell; dann fügte sie verlegen hinzu: „Herr Noël wollte, daß dieser Brief nicht eher geöffnet werden sollte, als am Tage unserer . . . unserer Hochzeit.“

„Wollen wir ihn bald öffnen?“ fragte lächelnd der Sondirer.

„Wann Sie wollen, Herr Yaumi,“ antwortete Scholastika, die roth wurde wie eine Kirsche.

Es ist wohl zu glauben, daß Yaumi hätte „sogleich“ antworten und Anstalt zur Hochzeit treffen mögen; allein in der Bretagne versteht der niedrigste Bauer die Trauerzeit mit gehöriger, strenger Würde abzuwarten. Der Schulmeister hatte bei Scholastika Vaterstelle vertreten; übrigens war sie auch seine Nichte: sechs Monate lang mußte sie ihr schwarzes Kleid tragen. Die Hochzeit wurde also auf den ersten Tag des siebenten Monats festgestellt.

Als Scholastika am folgenden Morgen erwachte, standen zwei junge Mädchen neben ihrem Lager, deren eine ihr Hüte zur Auswahl darreichte, die andere Kleider zum Anprobieren. Sie wählte den frischesten Hut und nahm die schönste Robe. Anderntheils wurde Brize beim Aufstehen von einem Schneider begrüßt, den er mit sehr großer Ehrerbietung empfing; es fand zwischen Beiden ein langer Austausch von Höflichkeiten statt, in deren Folge sich Brize vom Fuß bis zum Scheitel ankleidete. Als er sich im Spiegel erblickte, zog er vor seinem Bilde, das er für irgend einen vornehmen Herrn hielt, respectvoll seinen Hut. In der That stand ihm sein neues Kostüm nicht zu übel; er war klein, mager und blaß, unsere Uniform paßte zu seinem Wuchse; nach Verlauf von acht Tagen kam es ihm vor, als hätte er in seinem Leben nichts Anderes getragen. Was Scholastika betrifft, so war ihre Lehrzeit noch viel kürzer, schon nach einigen Stunden fühlte sie sich ganz wohlbehaglich in ihrer prächtigen Robe und fragte sich alles Ernstes, wie sie bisher in ihrem Leibchen von Indienne und ihrem schweren, wollenen, tausendfaltigen Röckchen habe leben können. Als sie aus ihrem Zimmer ging, blieb Yaumi begeistert vor ihr stehen, und Brize, so sehr er auch mit der Bewunderung seines eigenen Ich's beschäftigt war, konnte sich nicht enthalten, seine Nichte als ein höchst reizendes Mädchen anzuerkennen.

Die sechs folgenden Monate erschienen Yaumi recht lang; er zählte Tage, Stunden, Minuten. Scholastika war ihm Alles, Gegenwart und Zukunft, er liebte sie herzinnig und dachte immer an sie und nie an etwas Anderes. Wir können nicht genau angeben, ob es mit Scholastika durchaus eben so stand; Yaumi hatte sie vollkommen gewünscht und ihr Lehrer gegeben. Der „Professor“ des Tanzes und der Musiklehrer wechselten mit einander ab. Scholastika konnte wahrlich nicht an Yaumi denken, während man ihr die Geheimnisse des Contretanzes beibrachte und die schwierige Kunst der Musik erlaubt eben so wenig Zerstreuung.

Brize wohnte als erklärter Freund der freien Künste den Unterrichtsstunden gern bei; er tanzte mit, um Scholastika als Partner zu dienen, er sang mit, um sie zu begleiten. Yaumi fühlte sich kaum vor Freude, als er dies Alles sah: sein Freund und seine Verlobte waren so glücklich.

Auf diese Weise wurde Scholastika eine junge Dame, wie man ihrer viele sieht. Brize lernte in seinen Mußestunden Poule spielen, besuchte öffentliche Bälle und machte sich alle Gewohnheiten eines Dandy niedrigen Ranges zu eigen. Yaumi allein blieb, was er im Morastlande war.

(Schluß folgt.)

Was ist fatal?

Fatal ist, wenn man ohne Geld in einee Stadt ankommt, in welcher man nur einen Freund hat, auf dessen Aushülfe man rechnet, und der, wie man nun erfährt, gerade Tags zuvor nach Newyork ausgewandert ist.

Fatal ist, wenn man sechzig Jahre zählt und plötzlich verliebt wird.

Fatal ist, wenn man erfährt, daß in dem Hause, das man so eben mit Familie bezogen hat, in der verflossenen Nacht mehrere Personen am Typhus abdominalis gestorben sind.

Fatal ist, wenn man sich zu einer entscheidenden Gelegenheit ein wenig Muth trinken will und plötzlich entdeckt, daß man schon einen Rausch hat.

Fatal ist, wenn man ein französisches Stück übersetzt hat und nun hinterher erfährt, daß bereits fünf andere Uebersetzungen desselben Stückes, von Th. Hell, C. Töpfer, W. Friedrich, B. A. Herrmann und X. Y. Z. an die Bühnen versandt worden sind.

Fatal ist, wenn man als Sängerin die Julie in Bellini's „Montecchi und Capuletti“ darstellen und, im Sarge liegend, nießen muß.

Fatal ist, wenn man in Gesellschaft ein Buch sehr albern nennt, und der Verfasser befindet sich in Mitte der Gesellschaft.

Ein Scherzgedicht von Glasbrenner.

(Aus der Zeitschrift: „der Anecdotenjäger.“)

Ueber alle Heerescher groß,
An Macht und Willen beispiellos,
Von je bis zu den fernsten Tagen,
Herrscht der Tyrann: der kleine Magen.

Digitized by Google

Und hat es auch die Poesie
Bisher, so wie Philosophie,
Besonders auch Theologie,
Und alle Wissenschaft vergessen,
Ich sag's zuerst: wir müssen essen?
D'rum in unser'er Sprache ist
Gleichklingend auch das Ist und Ist,
D'rum reduciren alle Fragen
Sich auf den Magen!
D'rum reimt sich alles Klagen
Und alles Tagen,
Und alles Wagen,
Und alles Zagen,
Behagen,
Ertragen,
Sagen und Schlagen,
D'rum reimen sich alle Lagen
Auf den Magen!
Und alles Ermessen,
Und Vergessen,
Und alles Erpressen,
Auf's Essen und Fressen.

Mannichfaltigkeiten.

(Würzburg, 16. Jan.) In der Nähe von Kirchheim, k. Ldgs. Würzburg l. M., im sogenannten Hauschberg, hat sich am 9. d. ein gar seltener Gast — ein Wolf von bedeutender Größe — blicken lassen. Möchten die Schützen der dortigen Umgegend in ihrem Streifzuge gegen das Ungethüm glücklicher seyn, als die Würtemberger, denen es noch immer nicht gelingen wollte, ihres Abd-el-Kaders Ies zu werden.

(Vom Niederrhein, 25. Dez. — Kölner Dom.) Die Berichte vom sichtbaren Fortschreiten der Bauthätigkeit am Kölner Dom, diesem herrlichen Werke deutscher Baukunst, lauten höchst erfreulich; sie geben die Ueberzeugung, daß dessen Vollendung im Geiste des ursprünglichen Planes herbeigeführt werden kann. Vereinte Kräfte fördern dieses schöne Ziel, dessen Erreichung früher für ungewiß gehalten wurde. Das Nord- und Südportal steigen rasch zu ihrer Höhe; die Seitenschiffe sind gewölbt, die Gallerien werden im Mittelschiffe aufgestellt, die Fundamente zum nördlichen Thurme sind gelegt. Alle Theile schreiten vorwärts. Das Jahr 1848 wird den Gläubigen die neuen Eingangsthore zum Wunderbaue eröffnen, und die Versammlung in den neuen Tempelhallen wird den ersten Abschnitt in dem großartigen Unternehmen feiern und zu fernerem Zusammenwirken auffordern. Bei dem regen Eifer, welchen die Hülfsvereine seither so ersprießlich bethätigt haben, darf mit Zuversicht erwartet werden, daß ihre Theilnahme auch fernerhin der nachhaltigen Förderung des Werkes zugewendet bleibe. Cole deutsche Gesinnungen bürgen dafür. (Freib. Z.)

(München, im Jan.) In dem letzten Abonnementskonzerte der k. Hofkapelle kam David's „Wüste" zur Aufführung und wurde mit Unterstützung der hiesigen Liedertafel im Ganzen recht gelungen exekutirt. Das Tonwerk hat, wenn auch nicht ohne große Mängel, dennoch manche tiefgedachte Einzelnheiten und vermeidet mehr und mehr das hohle Tongeklingel der gewöhnlichen französischen Musik. Hat sich auch David von Motiven unserer großen Tondichter im Allgemeinen leiten lassen, so kann diesem Werke doch das Prädikat der Originalität und einer ergreifenden Wirkung nicht versagt werden. Die gestrige Aufführung war besonders durch den kräftigen, starkbesetzten Chor vor der vorjährigen, von dem Komponisteur selbst dirigirten zu ihrem Vortheile unterschieden. — Man schmeichelt sich hier allgemein mit der versprochenen Wiederkehr der nordischen Nachtigall zugleich eines Besuches Meyerbeer's, dessen Bruder Michel Beer bekanntlich hier lebte und auf dem hiesigen israelitischen Friedhofe ruht. — Unseres Feldmann's neuestes Lustspiel: „Ein Mädchen vom Theater", hatte sich bei der ersten Aufführung nicht des gewohnten allgemeinen Beifalls zu erfreuen, was seinen Grund wohl in der schleppenden Handlung des Stückes hat. Der geistvolle Verfasser scheint sich nicht die nöthige Mühe zur Ausarbeitung seiner Leistungen zu gönnen und sich durch seine in letzter Zeit etwas reiche Produktivität zu schaden.

(Sinsheim, 10. Jan.) Ein warnendes Beispiel, wie vorsichtig man mit der Ofenfeuerung seyn muß, trug sich hier in der Nacht vom 6. auf den 7. d. zu. Als man am 6. Morgens die Wilh. Bräuninger'schen Eheleute nicht ihrer gewohnten Beschäftigung nachgehen sah, auch das Wohnhaus derselben über die gewöhnliche Zeit verschlossen blieb, verschaffte man sich, ein Unglück ahnend, mit Gewalt Eingang in das Wohnhaus. Der zuerst in die Wohnstube eintretende Arzt fand den 78 Jahre alten Wilhelm Bräuninger vor dem Bett sitzend, mit dem Ausziehen seiner Kleider beschäftigt, und dessen 68 Jahre alte Ehefrau behaglich im Bett liegend — beide todt. Die eigenthümliche Lage der Leichen, so wie der im Zimmer sich kundgebende brenzliche Geruch leitete alsbald auf den Gedanken, daß in dem im Zimmer heizbaren Kochofen die Todesursache zu suchen sey. Die legale Untersuchung setzte es auch außer allen Zweifel, daß die Todesart hier keine andere war als Erstickung, oder vielleicht besser gesagt Vergiftung durch Kohlendunst.

(Florenz, 6. Jan.) Schon seit einigen Tagen, namentlich aber seit gestern Abend, tönen uns mit gellendem Lärmen die in dieser Zeit üblichen Glastrompeten ins Ohr, schaurig wie Posaunentöne der zum Gerichte rufenden Engel, doch nicht uns zum Weltgerichte zu laden, sondern den nahenden Carneval uns anzukündigen. Das glückliche Volk der Straße begeht die Festa della befane (Epifania), die wahrscheinlich ein Ueberrest der alten pantomimisch-religiösen Vorstellungen ist. Die schwarzen Puppen, die man auf laubbedeckten Wagen durch die Straßen einiger Stadtquartiere bei Fackelschein und unter dem Schall der gedachten Glastrompeten führt, dürften die Ankunft der Weisen erinnern. Trotz des trostlosen Regenwetters, das uns noch nicht verlassen, seit die beispiellose Kälte aufgehört, geschah dem Volksvergnügen sein Recht. Der Carneval naht — das genügt. Darum haben sich auch die Theater erschlossen und locken durch mächtige Anschläge in ihre Räume. Die beiden Stentorelli sind erfolgreich thätig. In der Pergola gibts Ballet und Oper, und auch in andern Theatern wird gesungen oder recitirt. Die Spaziergänge sind verwaist, dagegen die Salons und Bälle reich besucht.

(Wien, 11. Jan.) Gestern gegen 5 Uhr Abends wurde hier bei heiterem Himmel ein sehr schönes Meteor gesehen, welches in der Größe einer feurigen Kugel von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser mit weißem Lichte erschien, sich dann plötzlich in zwei Streifen theilte, von denen der eine nach aufwärts ging, der andere aber wie eine langsame Rakete sich von Nord nach Süd abwärts senkte und einen blassen Streif zurücklassend zerplatzte. An dem blassen Streife bildeten sich zwei Knoten, die dann wie lichte Nebel verschwanden. — Dem Vernehmen nach wird sich unsere berühmte Fanny Elsler mit einem französischen Marquis C . . . (nicht aber, wie der Nürnberger Correspondent meldet, mit einem reichen Fleischhauer) vermählen.

Digitized by Google

(München, 15. Jan.) Unser verdienstvoller Hofkapellmeister Franz Lachner hat vorgestern die schmeichelhafte Nachricht erhalten, daß die k. belgische Akademie in Brüssel, in ihrer Sitzung vom 8. d. M. als Beweis der Würdigung seines bedeutenden künstlerischen Wirkens ihn zum auswärtigen Mitglied für die Classe der schönen Künste ernannt hat.

Korrespondenz

Weimar, 16. Jan.

Gestern feierte die hiesige Bürgerversammlung den Jahrestag ihres einjährigen Bestehens. Schon mit Beginn des Abends hatte sich in dem hell erleuchteten und gut erwärmten Saale des Stadthauses eine große Anzahl von Theilnehmern eingefunden, welche im Laufe der Stunden noch so bedeutend zunahm, daß der Raum kaum hinreichend war, sie alle u fassen. Von einigen Mitgliedern wurden recht gediegene Vorträge, welche den Zweck und die Wirksamkeit der Versammlung zum Gegenstande hatten, gehalten, während von einigen anderen sinnreiche und der Feier angemessene Toaste ausgebracht wurden. Auch der aus der Mitte dieser Gesellschaft hervorgegangene Verein zur Erweckung und Veredlung des Volksgesanges legte einige sehr gelungene Proben seiner Fertigkeit ab. Möge daher diese Versammlung, in welcher schon mancher schätzenswerthe Vorschlag zur Abhülfe bestehender Mängel zur Sprache gebracht wurde, noch recht lange bestehen; mögen aber auch die darin gehaltenen Vorträge von der Art seyn, daß sie durch inneren Gehalt den Zuhörer fesseln; mögen die Leiter dafür sorgen, daß das verflachende Element nicht das herrschende werde, dann auch wird man auf eine lebendige, auf eine sich stets mehrende Theilnahme rechnen können. — Am vergangenen Sonntage beging die deutschkatholische Gemeinde einen abermaligen Gottesdienst, welchem auch diesmal ihre protestantischen Freunde wieder in großer Anzahl beiwohnten. Diese junge Gemeinde, welche seit ihrem Bestehen noch durch einige Mitglieder vermehrt wurde, wächst und gedeiht im Stillen fort wie das Veilchen, welches, von den erwärmenden Strahlen des Frühlings hervorgelockt, sich immer mehr entfaltet und bestockt. Auch wird in dieser Gemeinde nächstens die erste Trauung stattfinden. — Seit der Eröffnung der thüringischen Eisenbahnstrecke von hier bis Halle ist der Cours dieser Actien merklich in die Höhe gegangen. Doch stehen sie noch immer unter Pari. Die Erdarbeiten an der Baulinie von hier nach Erfurt hin sind durch die anhaltende strenge Kälte unterbrochen worden; die fremden Arbeiter haben sich bei den Bauern als Taglöhner verdungen. — Der Großherzog hat dem Professor Rauch zu Berlin, wahrscheinlich bei Gelegenheit seines 50jährigen Jubiläums, den Hausorden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken verliehen.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 16. Jan.

In Nro. 15 der Didaskalia vom Jahre 1847 wird von einem Einsender aus Oberhessen berichtet, daß in der Stadt Gießen von einem Mitglied des Schuloorstandes bei dem Stadtoorstande der Antrag gestellt worden sey, den städtischen Lehrern eine Theuerungszulage zu verwilligen. So gut gemeint dieser Antrag auch seyn mag, so kann uns die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit desselben doch nicht einleuchten. Die Lehrer in Gießen beziehen, so viel uns bekannt ist, eine jährliche Besoldung von 700 bis 950 fl.; dabei ist ihnen vielfache Gelegenheit dargeboten, durch Privatunterricht noch etwas zu erwerben. Daß es schwer sey, mit einem solchen Gehalt in gegenwärtiger Zeit wohl auszukommen, wird Niemand in Abrede stellen. Gleiches Loos aber, und ein noch viel härteres, trifft gegenwärtig Unzählige; insbesondere ist es der Mittelstand, welcher durch die herrschende Theuerung empfindlich leidet und zum großen Theil zu Grund gehen wird. An ein Aufschlagen der Arbeitspreise darf der Handwerksstand gar nicht denken; denn dies würde zur Folge haben, daß Viele mit Bestellungen von Arbeiten sich noch mehr beschränken, als ohnedies schon geschieht. Und gerade dieser Stand würde bei der projectirten Besoldungszulage das Meiste beisteuern müssen. Fordert denn nicht schon die Erhaltung der Armen in dieser Zeit ungewöhnliche Opfer? — Es ist diese Sache so klar und in die Augen fallend, daß eine nähere Erörterung überflüssig erscheinen dürfte. Wir sind daher der Meinung: die Lehrer zu Gießen mögen sich — wie Millionen in noch höherem Grade thun müssen — beschränken; sie mögen den Druck der Zeit mit ihren Mitbürgern gemeinschaftlich in Geduld tragen und nicht von diesen ein Opfer in Anspruch nehmen, das sich weder rechtlich, noch billig begründen läßt; sie dürften bei einem guten Haushalt um so eher auskommen, da sie sämmtlich noch junge Männer sind, welche zum Theil erst wenige Jahre in Diensten stehen. Es gibt nicht wenige Diener im Staate, welche viel länger im Amte stehen, wohl gar noch eine zahlreiche Familie haben, ein geringeres Einkommen beziehen, — und dennoch durchkommen müssen. — Wohin sollte es denn aber auch kommen, und woher sollten die Mittel fließen, wenn man so vielen Dienern im Staate Theuerungszulagen bewilligen wollte? — Wir haben darum mit Vergnügen vernommen und es wird ohne Zweifel allgemeinen Beifall finden, daß der Stadtoorstand zu Gießen den gestellten Antrag einstimmig abgelehnt und dadurch den Lehrern die Gelegenheit bewahrt hat, durch weise Sparsamkeit und Einschränkung ihrer Bedürfnisse mit ihrem Beispiel Andern voranzugehen, nicht aber den Bürgern eine Last aufgebürdet hat, welche den Druck der Zeit, der ohnehin schon schwer auf ihnen ruht, noch vermehren und mit Recht allgemeine Unzufriedenheit erregen würde. Ist die Stadtkasse in guten Umständen, so würden wir eher rathen, zurückgekommene brave Handwerker mit unverzinslichen Vorschüssen zu unterstützen und dadurch einen Stand aufrecht zu erhalten, dessen Bestehen eine mächtige und nothwendige Stütze des Gesammtwohls ist. Denen aber, welche, wie die städtischen Lehrer zu Gießen, vor dem Untergang und vor wirklicher Noth wenigstens gesichert sind, dürfen wir billig mit dem Apostel zurufen: „Schicket euch in die Zeit!“

Ein Gießer Bürger.

Mainz, 17. Jan.

Gestern gingen Laube's „Karlsschüler“ über unsere Bühne, und mit Vergnügen melden wir Ihnen, daß diese Vorstellung mit zu den besten gehört, die wir hier gesehen haben. Sämmtliche Mitwirkende bezeugten durch ein abgerundetes Zusammenspiel, daß sie diesem Werke eine besondere Liebe gewidmet. Die Herren Blattner (Schiller); Rennert (Herzog Friedrich), Reinhardt (General Rieder) und Andree (Spiegelberg), so wie die Damen Anna Schirmer (Franziska v. Hohenheim), Burg-Bender (Generalin Rieder) und Bertha Schirmer (Laura) verdienen ganz besonders genannt zu werden. Das Publikum zeigte während des ganzen Stückes die lebhafteste Theilnahme und brach bei allen Stellen, die auf Zeitverhältnisse anspielten (und deren sind nicht wenige), in stürmischen Beifall aus. Es war ein genußreicher Abend, und man wünscht sehnlichst eine baldige Wiederholung des Stückes.

Frankfurt, 19. Jan.

Bei der Mittwoch den 20 Jan. 1847 stattfindenden vierten Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner jun. werden folgende Quartette aufgeführt: 1) von Haydn aus H moll, 2) von Heinrich Wolff aus Es dur, 3) von Beethoven aus C dur.

Cäcilienverein.

Zweites Abonnementskonzert.

Donnerstag, den 21. Jan. 1847, im Vereinslocale, Döngesgasse im ehemaligen Meyer'schen Hause. Anfang sieben Uhr.

1. Misericordias Domini von W. A. Mozart.
2. Kyrie aus der großen Messe (D dur) von L. v. Beethoven.
3. a. Et in carnatus est für sechs Solostimmen aus der D moll-Messe von L. Cherubini.
   b. Crucifixus für achtstimmigen Chor von A. Lotti.
   c. Benedictus für vier Solostimmen aus der D moll-Messe von L. Cherubini.
4. Salve regina von M. Hauptmann.
5. Magnificat, fünfstimmige Cantate von S. Bach.
6. Der 114te Psalm für achtstimmigen Chor von Dr. F. Mendelssohn-Bartholdy.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in der André'schen Musikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

a.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Jan. Die Musketiere der Königin, romantische Oper in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen, Musik von Halevy.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 22. Freitag, den 22. Januar 1847.

Baue nicht auf den Sand.

Nach dem Französischen des Paul Feval von C. L. C. Kosch.

(Schluß.)

Die sechs Monate verflossen. Yaumi hatte die Vorbereitungen mit vieler Geschäftigkeit begonnen, um seine Ungeduld zu täuschen. Er warf sein Geld den Lieferanten, so zu sagen, an den Kopf und wollte Scholastika wie eine Madonna geputzt sehen. Am Abende vor dem ersehnten Tage legte sich Yaumi bald nieder, um Zeit zu gewinnen; allein er schlief nicht. Beim Aufgang der Sonne hatte er sein Lager schon verlassen. Scholastika schlummerte noch; wahrscheinlich schnarchte auch Brize seiner Gewohnheit nach in den Tag hinein. Was sollte Yaumi thun? Zuerst kämmte und bürstete er sein starriges Haar, überschwemmte es mit Pomade und suchte sich möglichst schön zu machen. Es gelang ihm jedoch nur, sich das triumphirende Ansehen eines Dorfbräutigams zu geben. Dies war ein Erfolg; allein was sollte er in so früher Stunde weiter beginnen? Als Yaumi diese Frage an sich richtete, gewahrten seine Augen auf dem Kamine das zurückgelassene Schreiben des Herrn Noël.

„Wahrhaftig," dachte er, „jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich das Recht habe, den Brief des Nachbars zu lesen .... zehn Minuten kann ich wohl in meiner jetzigen Lage entbehren."

Er nahm das Schreiben, betrachtete es von allen Seiten und öffnete es endlich mit jener berechnenden Langsamkeit, mit welcher der Weinkoster ein Glas guten Wein hinunterschlüest.

„Hoho!" sagte er, indem er das innere Blatt aus dem Umschlage zog und entfaltete, „das wird nicht lang seyn."

Der Brief hatte in der That nur eine Zeile und die Zeile nur fünf mit großen Buchstaben geschriebene Worte:

„Baue nicht auf den Sand!"

„Diesmal war der gute Mann toll," rief Yaumi, aus Herzensgrunde lachend, „toll zum Einsperren! Baue nicht auf den Sand! Welch hübsches Testament!"

Seine erste Bewegung war, diesen letzten Zuruf des mit dem Tode ringenden alten Menschenfeindes in's Feuer zu werfen, allein ein kurzes Nachdenken hielt ihn zurück. Suchte er nicht einen Vorwand, Scholastika zu wecken? Dieser war gefunden. Yaumi legte den Brief wieder zusammen und zog sein Hochzeitskleid an. Noch nie war er zu dieser unschicklichen Zeit in das Gemach des jungen Mädchens gedrungen. Schon wollte er eintreten, als ihn ein unbeschreibliches Angstgefühl überkam. Obschon er Rechte hatte, so war Scholastika doch so rein! Und dann hatte sie jetzt den Zuschnitt einer Pariser Dame, sie kannte die Regeln des Anstandes ... wenn sie es übelnähme? Er blieb einen Augenblick unentschieden, die Hand auf den Thürknopf gelegt.

„Wie schön muß sie seyn!" sprach er bei sich. „Wie gerne möchte ich sie, lächelnd wie ein Kind, dessen Seele noch nie von einem bösen Gedanken angehaucht worden ist, erwachen sehen!"

„Jetzt hab' ich's!" dachte er plötzlich; „mit lautem Lachen will ich eintreten; Scholastika wird mich um die Veranlassung fragen, ich zeige ihr den Brief. Auf diese Weise werde ich keine verlegene Miene machen."

Sogleich setzte er sein Auskunftmittel in's Werk und trat mit gellendem Lachen in Scholastika's Gemach. Dieses Lachen ging aber in einen rauhen, herzzerreißenden Schrei über. Ein Mann lag auf den Knieen vor Scholastika und hielt die Hände des jungen Mädchens in den seinigen. Mit einem Satze stürzte der Sondirer hinzu und erfaßte ihn an der Kehle. Scholastika erhob den Kopf. Yaumi erkannte Brize. Er gab ihn los und ließ seine Arme längs des Körpers herabfallen.

Mehrere Minuten vergingen. Er blieb unbeweglich, starren Blickes und gedankenlos.

„Gnade!" sprach Scholastika mit schwacher Stimme.

Durch diese Worte wurde Yaumi rasch aus seiner Betäubung geweckt; er winkte Scholastika, zu schweigen. Brize wagte sich nicht zu rühren; er empfand keine Reue, aber er fürchtete sich.

Wohl hätte Yaumi mit einem einzigen Schlage diese beiden schwächlichen Kreaturen vernichten können, welche ihn so mitleidslos getäuscht hatten; indessen waren sie die einzigen Wesen, die er jemals geliebt hatte, und sein tödtlich beleidigtes Herz hatte nicht die Kraft, sie zu hassen. Er sah Scholastika an, dann Brize, dann wieder Scholastika. Seine starke Natur beugte sich unter diesem grenzenlosen, unerwarteten Schmerze. Zwei große Thränen, die er nicht zurückzuhalten suchte, entperlten seinen Augenwimpern; alle Rachsucht war ihm fremd.

„Gnade!" wiederholte Scholastika.

Yaumi schüttelte langsam das Haupt und zeigte mit Nachdruck auf die Schriftzüge des alten Schulmeisters. Dann zog er Brize und das junge Mädchen in sein Schlafzimmer, öffnete seinen Sekretär und machte zwei Theile aus seinen Bankbillets, wovon er die Hälfte zu Scholastika's Füßen warf. Brize hob sie auf. Scholastika fiel auf die Knie und zerfloß in Thränen.

„Barmherzigkeit!" sprach sie. „Ich liebe Sie ... Sie allein."

Ein hinreißendes, gutmüthiges Lächeln strahlte auf Yaumi's Gesicht. Er öffnete die Arme, wie wenn er das junge Mädchen an sein Herz drücken wollte; aber seine Arme sanken plötzlich wieder herab; seine Stirne wurde blaß; er schüttelte nochmals das Haupt und zerknitterte konvulsivisch das Papier, auf welches Herr Noël seinen drohenden Spruch geschrieben hatte. Eine Stunde nachher machte sich Yaumi auf den Weg nach der Bretagne; er hatte seine bäurische Weste, seinen großen Hut und seinen Knotenstock wieder genommen.

Scholastika, welche im Grunde ein gutes Mädchen war und ihren Verlobten sehr liebte, weinte acht lange Tage; dann tröstete sie sich. Brize handelte nicht schlecht gegen sie. Er verschaffte ihr

Digitized by Google

einen Platz als Modehändlerin und behielt die Bankbillets, durch deren Reiz er der Gatte einer reichen Erbin wurde.

IV.

Alle Welt erinnert sich im Moraftlande von Dole jenes Narren von sonderbarer Art, der sich im Frühling des Jahres 183... zu Roz-l'Eveque niederließ. Einige glaubten, einen jungen Kerl aus dem Dorfe in ihm wieder zu erkennen, der das Jahr vorher als Konscribirter fortgegangen war. Doch was berechtigte sie zu dieser Meinung? Yaumi, der Sondirer, war kaum einundzwanzig Jahre alt, als er Roz-l'Eveque verlassen hatte, während der Narr, von dem wir sprechen, unzählige Runzeln auf der Stirne trug, die Leute mit Greisenaugen anblickte und auf seinem niedergebeugten Haupte kein einziges Haar hatte, das nicht grau war. Er hatte das Haus des seligen Herrn Noël, des Schulmeisters, gekauft und ließ sich nie außerhalb desselben blicken. Weil er alle seine Tage in einer Ecke des niedrigen Zimmers, in welcher das Bette Scholastika's, der Nichte des Herrn Noël, stand, auf den Knieen liegend und mit wie zum Gebete gefalteten Händen zubrachte, so schloß man im Dorfe daraus, daß er von Sinnen seyn müsse. Zu jeder Stunde sahen ihn die Vorübergehenden, welche einen Blick durch die schmutzigen Scheiben des Fensters warfen, in dieser Stellung und an diesem Orte.

Gegen Frühlingsanfang desselben Jahres nahm seine Narrheit einen weniger leidenden Charakter an. Zu Aller Erstaunen ging er eines Tages aus seinem Hause und schritt durch das Dorf, mit beiden Händen gestikulirend, als ob er Jedermann einladen wollte, ihm zu folgen. Man folgte ihm. Er ging über den Wassergang Düval und blieb mitten in jener Sandoase stehen, die den Namen „das Sandloch" führt. Die ganze Bevölkerung von Roz stellte sich im Kreise um ihn herum und erwartete mit Ungeduld, daß es dem Narren gefallen möchte, nach Art seines Gleichen Sprünge und possierliche Grimassen zum Besten zu geben. Man hatte sich getäuscht. Der Narr blieb eine Zeit lang unbeweglich und schweigend, dann richtete er auf einmal seine lange Gestalt auf, durchlief die Menge mit einem flüchtigen Blicke und sprach mit trauriger, tiefer Stimme:

„Wer will mir auf das Sandloch ein Haus bauen helfen?"

Ein tobendes Gelächter empfing diese ungereimte Frage.

„Lacht nicht!" nahm der Wahnsinnige gebieterisch wieder das Wort; „ich habe Geld."

Indem er dies sagte, warf er Fünffrankenstücke aus vollen Händen auf den Sand. Die guten Leute von Roz-l'Eveque hatten ihrer nie so viel gesehen. Als sie dieselben alle aufgerafft hatten, nahmen die Männer die Mützen ab und die Weiber machten ihren Bückling; man ist dem Gelde Respekt schuldig, selbst wenn es aus der Hand eines Narren kommt.

„Gnädiger Herr," riefen zwanzig Stimmen zugleich, „wir wollen Ihnen ein Haus auf das Sandloch bauen."

Er zog langsam ab. Die Leute von Roz eskortirten ihn mit entblößten Köpfen. Am folgenden Tage, da gab es am Sandloche reges Treiben und ungewöhnliches Lärmen; man durchwühlte den Sand und richtete Baumstämme zu; man löschte Kalk; der Narr war zugegen und trieb zur Arbeit. In einem Tage erhob sich das Haus fast ein Stockwerk hoch, aber am folgenden Morgen stand nichts mehr davon; der Sand hatte Alles verschlungen.

„Laßt uns von Neuem anfangen!" sprach der Narr.

Und wiederum ließ er einen Platzregen von Fünffrankenstücken niederfallen. Man begann den Bau abermals. Vier Mauern stiegen empor. Am folgenden Morgen war keine Spur von den Mauern mehr zu finden.

„Laßt uns von Neuem anfangen!" sprach der Narr wieder.

Er folgte der Arbeit mit funkelnden, fieberhaften Blicken. Des Abends war er der Letzte, des Morgens der Erste am Sandloche, und wenn er das Werk des vorigen Tages vernichtet fand, war er weit entfernt, sich zu beklagen; er lachte. Die guten Bewohner von Roz beklagten sich eben so wenig, denn der Narr bezahlte reichlich.

„Unser Herr," sagte man, „hat nun einmal seine Idee; das ist erlaubt und bringt Geld unter die armen Leute."

Wir können nicht genau angeben, wie lange dieses thörige Streben währte; nach Hunderten mußte man die Versuche des Narren rechnen. Unaufhörlich besiegt, behielt er Muth und sein Geldbeutel schien unaufhörlich zu seyn.

„Laßt uns von neuem anfangen", sprach er immer mit einer Art finsterer Fröhlichkeit.

Wenn er Abends heimkam, zündete er einen Span an und knieete auf der Stelle hin, wo ehemals Scholastika schlief. So wie die Tage mehr und mehr zunahmen, so verschwanden sichtlich schnell seine Kräfte; sein Athem war kurz und keuchend, seine Beine schlotterten unter dem Gewicht seines Körpers.

Eines Morgens kamen die guten Leute von Roz vor ihm auf den Sammelplatz. Das Sandloch hatte wie gewöhnlich die ganze Arbeit des vorigen Tages verschlungen, doch wo blieb heut' der Narr? Die Bauern sahen einander unruhig an, weil es nunmehr acht Tage her war, daß „der gnädige Herr" ihre spöttische Arbeit nicht mehr baar bezahlte. Sie fürchteten einen Bankrott und schlugend murrend den Weg nach Herrn Noëls Hause ein. Die Thür war verriegelt, sie wurde gewaltsam erbrochen. Der Narr lag wie immer, auf seinem Platze. Sein zusammengekauerter, abgemagerter Körper war nichts mehr, als eine träge Masse.

„Der Schurke!" sprachen die guten Leute; „er ist gestorben, ohne uns zu bezahlen."

Da keine Möbels im Hause waren, so hatten sie wegen Durchsuchen der Schubladen keine Mühe, und begnügten sich, die Taschen des Verstorbenen zu inspiziren. Man fand darin nichts als ein Stückchen schwarzes Brod. Hierüber äußerst aufgebracht, waren sie im Begriff sich zu entfernen, als Einer von ihnen freudig aufsprang und ein Papier ergriff, welches die zusammengeschrumpfte Hand des Todten festhielt.

„Allen gleichen Theil!" schrie man aus Einem Munde. Die guten Leute hielten das Papier für eins jener Bankbillets, die der Narr neulich noch in Menge besaß. Man trat ans Fenster und entfaltete es hurtig. Ach! es war nur ein ekelhaft schmutziger, abgenutzter, zerknitterter Fetzen, auf dem noch in schönen, halbverloschenen, vielleicht von Thränen verwischten Schriftzügen jene Worte zu lesen waren, welche den guten Leuten von Roz noch als eine Mystifikation von jenseits erschienen:

„Baue nicht auf den Sand!"

Schiffbruch des Newyork und Boston Steamers Atlantic.

Eines der schönsten amerikanischen Dampfschiffe, der „Atlantic", ist am 26. November, demselben Tage, wo der „Great Western" Newyork verließ und wegen des heftigen Sturmes sich bis zum nächsten Morgen unter Staaten-Island bergen mußte, zwischen Boston und Newyork an den Riffs von Fishers-Island gescheitert. Von den darauf befindlichen 70 bis 80 Personen haben gegen 40 das Leben verloren. Das Schiff verließ Boston am 26. Morgens und war noch nicht weit gelangt, als der Dampfbehälter sprang und der Wind zugleich nach Nordwest ging und fast zum Orkan wurde. Mehrere Personen wurden verbrüht; ihr Geschrei war schrecklich. Kapitän Dustan befahl sogleich die Anker zu werfen, eine Arbeit, die bei der Heftigkeit des Windes und den hohen Wellen, über eine Stunde kostete. Das Schiff schwankte sehr und schleppte bei jedem Stoß die Anker nach. Bis zum Tagesanbruch hatte es sie elf Miles geschleppt. Als der Tag

Digitized by Google

anbrach, wurden die Feuer ausgelöscht und die Reisenden hatten furchtbar von der starken Kälte zu leiden. Jedermann dachte nun [illegible]te Rettung, legte die Lebensretter (life preservers) an und [illegible]ete sich auf den äußersten Fall. Die Thüren, Luken, Bänke ꝛc. [illegible]rden ausgehoben und zu Flößen benutzt. Vierzig Tonnen Kohlen und die Dampfröhren wurden über Bord geworfen, der Sturm ward indeß immer heftiger und trieb das Schiff vor sich her; die Gefahr ward immer größer, so daß Kapitän Duftan das Verdeck von Allem säubern ließ, was im Wege stand; Stiefel- und Schuhkisten, Mehlfässer, Oefen, auch eine Kiste mit 7000 Dollars wurden des Nachmittags über Bord geworfen. Es half jedoch Alles nichts. Um Mitternacht riß eines der vier Ankertaue; der Sturm ward zum völligen Orkan; das Schiff trieb der Küste immer näher, es war nun bereits 22 Miles getrieben — da lief es, mit dem Hintertheil zuerst, auf ein Riff an Fishers-Island. Eine furchtbare Welle trieb es fast bis an die Spitze des Riffs, so daß es nahe daran war, nach der andern Seite umzuschlagen: fünf Minuten nachher war es in Stücke gegangen. In diesen fünf Minuten fand mindestens die Hälfte aller an Bord des Atlantic befindlichen Menschen ihr Grab. Das Geschrei, das Krachen, das Toben der See war entsetzlich. Unter den Reisenden befanden sich sechs Frauen und sechs Kinder, von allen diesen ward nur ein Knabe gerettet, zugleich der einzige Ueberlebende einer ganzen Familie von Vater, Mutter, zwei Schwestern und zwei Brüdern, welche sämmtlich ertranken. Unter den Verunglückten befand sich auch der Kapitän Duftan selbst. Als man ihn zuletzt sah, stand er auf dem Promenade-Deck und ertheilte so ruhig und besonnen seine Befehle, als ob nichts vorgefallen wäre: er dachte nur an die Rettung seiner Passagiere, sein eigenes Schicksal theilte er mit dem seines Schiffes. Sein Leichnam ward an den Strand geworfen, an der Stirn hatte er eine tiefe Wunde, vermuthlich war er bei dem Springen über Bord mit dem Kopf an einen Stein gestoßen und dadurch betäubt worden, so daß er nicht schwimmen konnte. Jedem Passagier waren so viele life preservers gegeben, als er mochte, und diese haben denn auch Viele gerettet. Kapitän Duftan ließ auch Planken für die Passagiere zusammenbinden; Alles, was geschehen konnte, geschah. Die Passagiere benahmen sich würdig und es herrschte keine Verwirrung, keine selbstsüchtige Aufregung; Jeder schien mehr an die Sicherheit des Andern, als die eigene zu denken. Nach den letzten Berichten waren an 38 Leichen aufgefunden worden und 5 vermißte man noch, im Ganzen also sind 43 Menschen umgekommen. Als der Sturm am stärksten war, wollte eine Sloop von Mystik aus dem Atlantic zu Hülfe kommen, sie ward jedoch schnell an die Felsen getrieben und die Mannschaft konnte sich nur mit Mühe auf ein Wallfischboot retten. Ein Hr. Gould hatte beträchtliche Geldsummen für Newyorker Banken an Bord; er that sie in ein Faß, das er, als das Schiff auf den Felsen stieß, über Bord warf. Vier Miles von dem Ort des Schiffbruches ward es am Strande von Bewohnern der Fisher-Island aufgefunden und völlig unversehrt Hrn. Gould zurückgestellt; es fehlte kein Dollar. Das Schiff brach in der Mitte; die Maschinerie ging durch den Boden. Kurz vor dem Scheitern waren einige fünfzig Passagiere mit dem Geistlichen Armstrong zu einem Gebet vereint gewesen. Das Schiff ging in etwa zwölf Stücke; als man das Wrack zuletzt sah, stand noch ein Balken mit der Schiffsglocke aufrecht, die unter dem Sturme läutete. Es war das Grabgeläute so vieler Unglücklichen!

Mannichfaltigkeiten.

Man lies't in den „Wiener Sonntagsblättern": Ein Kreis von Künstlern, Dichtern, Malern, Musikern, Gelehrten und Virtuosen hatte sich neuerlich in dem prächtig erleuchteten Saale „zur Kaiserin von Oesterreich" versammelt, um dem berühmten Komponisten Meyerbeer ihre Huldigung zu bringen. Ein freudig lärmender Willkommen begrüßte den Eintretenden und ein in Sammet gebundenes, reich verziertes Album, in das jeder Anwesende ein Gedicht, eine Komposition, eine Zeichnung niedergelegt hatte, wurde ihm überreicht. Hierauf begann das Fest mit einem Gedicht von F. Kaiser, melodramisch von Proch komponirt, von Anschütz vorgetragen. Bei einer bezüglichen Stelle wurde ein von Fickle trefflich gelungenes Brustbild des Meisters enthüllt, unter welchem eine mit frischem Lorbeer geschmückte Lyra stand, von der Döbler einen hellstrahlenden Stern emporleuchten ließ. Während des Souperd, nachdem Dessauer einen Toast auf den Gefeierten ausgebracht hatte, wechselten dichterische und musikalische Vorträge. Einem Gedichte von Dr. Gustav v. Franck folgte ein von Prechtler gedichteter, von Dessauer componirter Chor, diesem ein Gedicht von Bauernfeld, und verschiedene Klavier- und Gesangs-Vorträge. Zum Schlusse endlich kam ein in österreichischem und hochdeutschem Dialect verfaßter Dialog von Castelli und L. A. Frankl. Weiter noch wurde der Beschluß der Gesellschaft, auf Meyerbeer eine Medaille prägen zu lassen, ausgesprochen. Meyerbeer dankte in lieben Worten, die in ihrer Einfachheit und mit herzlicher Wärme gesprochen, seine Freude und Bewegtheit deutlich erkennen ließen. Erst gegen Morgen zerstreute sich der Kreis, den Liebe und Verehrung um den in seiner Sphäre hier lebenden Meister geschlungen hatte.

(Eine alte Familie.) Es existirt zu Willemont in Commun Tillet (Luxemburg) eine Familie aus drei Personen bestehend, welche zusammen 278 Jahre zählen. Es ist dies die Familie Hottert; der Vater ist 102, die Mutter 100 und die Tochter 76 Jahre alt.

Auf den belgischen Eisenbahnen hat man jetzt Apotheken in den Waggons eingerichtet. — Nicht schlecht! Jetzt fehlt gar nichts, als noch ein kleines Spital, und allenfalls ein Kirchhof — dann aber ist für das zukünftige Wohl und Wehe der Passagiere hinlänglich gesorgt!

„Betrachten Sie mich als einen Bettler, der Sie um ein Almosen anfleht und geben Sie mir zur Gabe einen Kuß", mit diesen Worten redete einst ein feines Herrchen ein geistreiches schönes Mädchen an. „Ich bedaure", erwiederte diese, „ich kann nichts geben, denn ich habe schon einen Hausarmen."

Korrespondenz.

Nürnberg, 10. Jan.

Die Zahl der Krankheiten, welche durch die Industrie hervorgerufen werden, ist duch eine neue vermehrt worden, durch die Phosphorkrankheit, wie man einstweilen diese betrübende Erscheinung betitelt. Erst in letzter Zeit ist in öffentlichen Blättern davon die Rede gewesen, während die Sache schon früher die Aufmerksamkeit der medicinischen Welt erregt hatte; einige nähere Andeutungen werden daher nicht unwillkommen seyn. Die neue Krankheit wurde zuerst vor etwa drei Jahren beachtet und erkannt; blos die Personen (vorzugsweise weibliche) verfielen ihr, die in den Zündholzfabriken arbeiteten, nicht aber in Phosphorfabriken Beschäftigte; gewiß ist es, daß nur solche Individuen dem Unheil bringenden Uebel erlegen, die cariöse Zähne hatten. Langsam entwickelt sich die Krankheit, kein Mittel vermag ihren gräßlichen Verlauf zu hemmen; sie erscheint bei Personen, welche schon längere Zeit mit der Zündholzfabrication sich nicht mehr beschäftigt hatten; sie greift um sich, wenn auch die Arbeiterinnen gleich nach dem Erscheinen der ersten Symptome die Fabriken verlassen. Zuerst zeigt sich heftiger Zahnschmerz, dem man Anfangs durch Ausziehen des leidenden Zahnes zu beseitigen meinte; Einige schenkten den Verlust mehrerer gesunder Zähne, die nebenan standen, nicht, um von der Qual erlöst zu werden. Vergebens war ihre Hoffnung! Die Wange und die Drüsen der angegriffenen Seite schwellen an, das Antlitz wird ganz entstellt, die Schmerzen immer heftiger. Allmählig löst sich das Zahnfleisch ab, Eiter und eine stark riechende Jauche

Digitized by Google

fließt, der befallene Knochen löst sich ab und muß durch eine Operation entfernt werden; bei einigen Individuen hat sich die kranke Hälfte des Unterkiefers selbst einen Weg gebahnt, den die chirurgische Hülfe nur erwartete, um ihn heraus zu nehmen. Die bis jetzt beobachteten Fälle zeigten, daß blos Unterkiefer und Oberkiefer von der Krankheit befallen werden; beim letztern ist die Stelle begränzt, die Anschwellung auch nicht so bedeutend, wie bei ersterm, dessen halber Knochen in der Regel verloren geht. Man hat jetzt, wo man die Operation früher vornimmt, als Anfangs geschah, da man das Uebel noch nicht erkannt hatte, gefunden, daß den Knochen eine Parasitenbildung fast ganz umhüllt; diese wird jedenfalls durch das Periost (Knochenhaut) erzeugt, alle Erscheinungen aber lassen erkennen, daß keine Necrose vorhanden ist. Diese Parasitenbildung kam bis jetzt blos am Unterkiefer vor, wahrscheinlich weil der sie hervorrufende Stoff nicht abfließen kann wie beim Oberkiefer. Das Periost liegt am Kiefer der atmosphärischen Luft zunächst, es saugt die schädlichen äußeren Einflüsse daher leichter ein als alle anderen, mehr bedeckten Knochen. Daher zeigt sich die Phosphorkrankheit auch nur begränzt; in Straßburg ist aber ein Fall beobachtet worden, wo einige Knochen weiter aufwärts als angegriffen erschienen. Bis jetzt nahm man an, daß an dieser unter traurigen Umständen verlaufenden Krankheit die eingesaugten Phosphordämpfe schuld wären. Der hier lebende bekannte Chemiker Freihr. v. Bibra hat gefunden, daß durch den Zutritt der atmosphärischen Luft Ozon sich entwickelt und daß dieser Stoff, von Schönbein in Zürich genau beschrieben und dargestellt, die Desorganisation bewirke. Versuche an Thieren, Phosphordämpfen ausgesetzt, zeigten bei der Section dieselben Erscheinungen, wie die bei Menschen beobachteten; die Venen waren mit schwarzem dickem Blute angefüllt, die Arterien aber leer. Die Afterbildung ist mit dem Knochen nicht ganz fest verbunden. Die Untersuchungen mit dem Mikroskop geben für die chemische Physiologie merkwürdige Aufschlüsse, die jedoch nur für den Mann vom Fach weiteres Interesse haben können. Bis jetzt sind etliche 60 Fälle von der Phosphorkrankheit bekannt geworden; in Nürnberg kamen 15 Fälle vor, ein Mädchen ist noch in Behandlung, 12 sind gestorben. Bei diesen hatte sich ein hektischer Zustand entwickelt, in den Lungen fand man Tuberkeln. Ein Mädchen, das vom Anfang der Krankheit beobachtet wurde, litt 73 Tage. Der eckelhafte Geruch der herausgenommenen Knochen verliert sich lange nicht, selbst wenn man sie eine Zeit lang in Wasser legt. Es hat diese Krankheit durch ihren jammervollen Ausgang die Aufmerksamkeit der Sanitätspolizei überall, wo sie bis jetzt erschien, erregt, und es ist die Aufgabe der Wissenschaft, Mittel dagegen zu suchen. Eine genaue Controlle über die Arbeiter in den Zündholzfabriken sollte geführt und alle Beschäftigten von Zeit zu Zeit ärztlich untersucht werden; besonders aber ist auf Erneuerung der Luft in den Arbeitslokalen Bedacht zu nehmen. Die Zündholzfabrication läßt sich nicht verbieten, sie sind ein Gegenstand des Welthandels, aber prophylactische Maßregeln können gebolen werden und darunter wäre vielleicht das Ausstellen von Amylon (Stärkmehl) zu rechnen, da dieses den Unheil bringenden Stoff neutralisirt. Auch sollten die Arbeiterinnen (solche sind vorzugsweise in Nürnberg mit dem eigentlich gefährlichen Betupfen der Hölzer beschäftigt) angehalten werden, Amylon enthaltende Früchte, wie Kartoffeln, zu kauen und nicht zu lange (gegenwärtig stets 10 — 12 Stunden täglich) in den Fabriken sich aufhalten. Jeder Tag bringt neue Entdeckungen und Erfindungen, die Wissenschaft hat den Gewerben die Hand gereicht; vielleicht verdrängt eine neue Erscheinung ein Fabrikat, das dem Menschenfreunde Anlaß gibt, es zu verwünschen.

Mainz, 18. Jan.

In der Didaskalia vom 14. d. befindet sich ein Korrespondenzartikel aus Mainz vom 9. d., das hiesige Wochenblatt, resp. dessen Privilegium betreffend, welcher einer Widerlegung bedarf, da darin ausgesprochen ist, daß das Blatt Eigenthum der Hospizien sey, was keineswegs der Fall ist. Das hiesige St. Rochus-Hospital erhielt ein Privilegium zur Herausgabe eines Anzeige-Blattes zu Kurfürsten Zeiten, und blieb in ungestörtem Besitz desselben bis zum Jahre 1810, wo durch die kaiserlichen Decrete d. d. Paris, 5. Febr., 3. Aug. und 14. Dec., so wie durch ein Arrêté des Ministeriums des Innern vom 9. Juli 1811 die Druckerei jenes Etablissements unterdrückt wurde. Im Jahre 1811 erschien hier gar kein Anzeigeblatt; dagegen wurde 1812 dem damaligen Präfectur-Buchdrucker Pfeiffer, dem Vorfahren des jetzigen Besitzers der Seifert'schen Buchdruckerei, die Concession zur Herausgabe eines Wochenblattes ertheilt, und zwar zu äußerst günstigen Bedingungen, indem damals der politischen Zeitung die Aufnahme von Annoncen untersagt war. Der Abonnements-Preis wurde vom Präfecten auf 8 Francs per Jahr festgesetzt und die Gebühr für Annoncen jeder Art auf 20 Centimes per Zeile fixirt, während gegenwärtig der Abonnements-Preis vom Verleger selbst auf fl. 2 per Jahr und die Insertions-Gebühr auf einen Kreuzer per Zeile reducirt ist, was um so billiger erscheinen muß, wenn man bedenkt, daß alle amtlichen Verordnungen und Bekanntmachungen, so wie diejenigen der Central-Armenkommission gratis aufgenommen werden. Wir wissen allerdings, daß der Gemeinderath bei der höheren Behörde in dieser Angelegenheit eingekommen ist, können aber durchaus nicht begreifen, wie man do jure ein Recht für die Hospizien vindiciren will, was denselben gar nicht zukommt, indem, wie oben bemerkt, diesen das Privilegium zur Herausgabe des Wochenblattes bereits 1810 klar und deutlich entzogen wurde. Daß man aber dem jetzigen Besitzer blos aus dem Grunde, weil er, seit wir wieder deutsch geworden, keine neue Concession erhalten hat, die Concession entziehen sollte, können wir kaum glaublich finden, und steht im Gegentheile zu erwarten, daß die höhere Behörde, nach genommener Einsicht von der Sachlage, den dermaligen Besitzer in seinem Geschäfte schützen werde. Ein Privilegium zur Aufnahme von Annoncen scheint aber hier durchaus nicht zu bestehen, da die Mainzer Zeitung dies Recht ebenfalls hat und selbst die voriges Jahr eingegangenen „Stimmen vom Rhein" dazu autorisirt waren. Was endlich die etwas sonderbare Bemerkung anbelangt, als habe sich der Besitzer der in Rede stehenden Druckerei zur Vergrößerung des Formats des Wochenblattes durch einen Artikel in der Mannheimer Abendzeitung veranlaßt gefunden, so ist dies keineswegs der Fall, indem schon im Monat Juni Probeblätter gedruckt wurden und die Vergrößerung lediglich darin besteht, daß die Blätter früher zusammen gelegt wurden, was nun nicht mehr geschieht; durch diese Manipulation aber hat das Blatt nun die doppelte Größe, so daß sein Format die Mainzer Zeitung um ein Beträchtliches überragt, mit der es in neuerer Zeit häufig verwechselt wird.

Programm des Museums.

Am 22. Januar.

Zweite Symphonie von Aguillar.

August Wilhelm Schlegel; ein literar-historisches Charakterbild; von Hrn. Dr. Heinrich Bihr; gelesen von dem Verfasser.

Die drei Liebchen, Ballade von H. Hoffmann, in Musik gesetzt von Wilh. Speyer; gesungen von Hrn. Anschütz.

Erster Satz aus dem Clavierkonzert von Hummel A-moll; vorgetragen von Fräul. Bertha Diehl.

Thema und Variationen für die Violine, von Vieuxtemps; vorgetragen von Hrn. Ernst Möhrenschläger.

Scene aus Julius Cäsar von Shakespeare (Act. 3. Sc. 2); gesprochen von Hrn. Breuer.

„In die Ferne", Lied von B. Lachner; vorgetragen von Hrn. Caspari.

Fantasie und Variationen für die Clarinette, componirt und vorgetragen von Hrn. Ernst Möhrenschläger.

Schifferlied von Kopisch, componirt von W. Speyer; gesungen von Hrn. Anschütz.

Ouverture zu der Oper Euryanthe von C. M. v. Weber.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusche) wird um halb 6 Uhr geöffnet. — Alle Museumskarten sind persönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Jan. Die Musketiere der Königin, romantische Oper in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen, Musik von Halevy.

Samstag, 23. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Anna von Oesterreich, Zeitgemälde in 4 Abth., nach dem Roman des Alex. Dumas, frei für die Bühne bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 23. Samstag den 23. Januar 1847.

Beethoven's Monument in Bonn.

Von Wolfgang Müller. *)

Komm' mit! Durch diese Stadt noch einen Gang!
Die Mitternacht erklang vom Dome mächtig,
Rings herrschet Ruh' die Häuserreih'n entlang,
Der Himmel glänzt von tausend Sternen prächtig,
Der stille Vollmond schifft groß und klar.
Das ist die Stunde friedlich, feiernd, nächtig,
Um hier vor einem hohen Kunstaltar
Am Heil'genbild die Andacht abzuhalten.
Mir wird, als lebt' er auf so wunderbar: —
Du mächt'ger Geist, laß deine Zauber walten!

Beethoven, großes Herz! Das ist dein Haupt,
Das deine Züge, die sich hier entrollen,
Dein Bild urmächtig, wie ich's stets geglaubt,
Gewitterdrohend ist die Stirn entquollen,
Das Auge wie von dunkelm Blitz erhellt,
Auf trotz'gen Lippen ein verwegnes Grollen,
Und jedem Zug die Liebe doch gesellt!
Sey mir gegrüßt, der Töne größter Meister,
Der im Gesang erfaßt die ganze Welt,
Und im Gesang sie gießt in uns're Geister!

Es haben And're wohl vor dir gelebt,
Getränkt durch der Natur gewalt'ge Brüste,
Daß sie in Anmuth, Fülle, Kraft gestrebt;
Doch suchend nach der sel'gen Insel Küste,
Erreichten nimmer sie den gold'nen Strand:
Sie waren nur wie Stimmen in der Wüste.
Du bist der Heiland, der das Ufer fand,
Dir flüsterte der Geist geheime Kunden,
Du führtest uns, die Leier in der Hand:
Der Töne Himmel ward durch dich gefunden!

Beethoven, großes Herz! Des Dankes Zoll,
O nimm ihn hin, der mir die Brust erweitert
Wenn himmeljauchzend mir die Seele schwoll,
Die hellste Lust hast heller du erheitert:
Du gabst mir Trost, wähnt' ich auf ödem Meer
An Schmerzensklippen meinen Geist gescheitert;
Du löst'est jedes Leid, wenn scharf und schwer
Die Leidenschaft durch meine Seele brannte,
Weil ich in deinen Liedern, brausend, hehr,
Das größ're Leid, die größ're Lust erkannte.

Oft sucht' ich sie, die treue Mutter, auf,
Die göttliche Natur, in Lust und Schmerzen,
Die jede Wonne spornt zu raschem Lauf,
Die Balsam gießt in alle wunde Herzen.
Ihr gleicht dein Geist; sie spiegel't drin mit Lust
Ihr ernstes Zürnen und ihr jauchzend Scherzen,
In dir ist sie sich froh und stolz bewußt
Des gluthbeseelten mächtigen Propheten,
Dem Gottes Athauch einst belebt die Brust,
Als noch des Paradieses Lüfte wehten.

Drum kommt's bei deinen Liedern über mich
Wie süßer Lenz! Ich fühl' ihn, froh erschrocken:
Die Schwalbe schießt, die Lerche hebet sich,
Es streut der Frühlingsbaum mir Blüthenflocken,
Mailieder weh'n, es prangt die tiefste Kluft,
Die breiten glanzbestreuten Ströme locken,
Wo fern die Landschaft schwimmt in leisem Duft;
Du bauest vor des Geistes inn'res Fühlen
Gebirge, Ebnen, Seeen in die Luft. —
Fata Morgana, komm', die Gluth zu kühlen!

Bald ziehst du durch der Länder hellen Glanz,
Der Liebe bist du hold und süß verfallen,
In deiner Hand erglüht ein Blumenkranz,
Dein Herz durchklingen tausend Nachtigallen;
Bald schwimmt dein Lied in tiefen Seufzern fort,
Wir hören deine Thränen schluchzend fallen;
Bald jauchzest du des Zaubers Lösungswort;
Du schwärmst auf Bergeshöhn in Rosenlauben
Mit deinem Lieb; wir seh'n dich hier und dort
Umarmungen bestehn und Küsse rauben!

Dann streifest du in der Genossen Schaar. —
Hinaus, hinaus! Es gilt ein freud'ges Leben!
Wie sind die Stirnen frei, die Augen klar!
Es strotzt en'r Lockenhaar von Sommerreben!
Ihr setzt euch an der Freude vollen Tisch:
Wir seh'n euch schäumende Pokale heben,
Den sprudelnden Humor erhebst du frisch,
Den Saal durchklingt ein Lachen, Jubeln, Singen;
Doch oft ist's mir, ich hörte träumerisch
Hinein ein stilloerhaltnes Weinen klingen.

*) Aus dessen herrlichem größerem Gedichte: „Rheinfahrt." Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1846.

Digitized by Google

Und wieder stimmst du unsre Seelen um:
Wir hören plötzlich Elemente toben.
Seht der Natur umfriedet Heiligthum
Von Wetternacht getrübt, vom Sturm umstoben!
Die zack'ge Alpe trotzt den Himmel an,
Der Blitze Feueraugen leuchten eben,
Laut durch den Urwald peitschet der Orkan,
Hoch im Gebirge kracht die Eiche fallend,
Wild um die Klippen heult der Ocean,
Als wollt' er alles Land verschlingen wallend.

Doch tief durch diesen wilden Marterschrei
Ertönt wie eines Donnergottes Stimme
Dein eigner Schmerz: du rasest wild und frei
Als flöhest du die Welt in wirrem Grimme,
Als triebest du in finsterm Menschenhaß,
Auf daß es scheiternd in dem Meer verschwimme,
Dein Lebensboot. Wir seh'n dich bleich und blaß,
Ein riesig Bild am finstern Abgrund ringen;
Die Angst durchzittert uns ohn' Unterlaß,
Es möchte dich die tiefe Kluft verschlingen.

Doch nein, die Sühne folgt! Es siegt dein Geist,
Du kehrest um in holden Melodieen!
Wie Gott im Hauche ob der Schöpfung kreist,
So hören flüsternd wir im Lied dich ziehen.
Wie nach der Fiebernacht ein süßer Traum,
Nach Winterstarre Frühlingsphantasieen,
Erquickst du uns. Bald unterm Blüthenbaum
Ruh'n wie bei dir, bald unter Märchenzelten,
Bald schweben wir mit dir im Aetherraum
Wie sel'ge Geister zwischen Sternenwelten.

Dort stimmst du plötzlich an das Siegeslied,
Das schwillt, als wollten alle Gräber klüftern;
Ha! wie ein Bacchuszug, so rauscht und zieht
Es lebenweckend über allen Grüften!
Dämonen fliehern in der Tiefe Schlund,
An dem du standst; es jubelt in den Lüften:
Der Haß, der Zorn, der Neid stürzt in den Grund,
Du läßt die Liebe ob den Welten thronen:
Begeistert tönt es wie aus Einem Mund:
Triumph! o „seyd umschlungen, Millionen!"

Der Päan ist's der neuen goldnen Zeit,
Das tausendjähr'ge Reich weissagt sein Tönen;
Wir haben überlebt den alten Streit,
Die Völker nah'n, die Wahrheit hell zu krönen.
O hört: die Welt ist Gott und Gott die Welt,
Die alten und die neuen Zeiten söhnen
Im Bruderkuß sich aus, und glanzerhellt
Ersteht das letzte Reich in lichter Klarheit.
Wir bauen auf, was keine Macht zerschellt:
Die ew'ge Welt der Liebe, Freiheit, Wahrheit!

Stürmst du uns so zur stolzen Liederschlacht,
Die wogt im Formenwechsel tausendfluthig,
Wie fassen uns die Weisen stets mit Macht,
Wie wächst der Geist so stark, so fest, so muthig!
Du treibest rings die bleiche Selbstsucht aus,
Und ist das Herz von hundert Wunden blutig,
Dir jauchzt es taumelnd zu im Tönebraus;
Entflammt von Liebe, lernt es groß entsagen,
Für Freiheit fordert es den Tod heraus,
Kühn wie von Adlersittichen getragen.

Beethoven, großes Herz, siegstolzer Held
Du Bannerträger künft'ger edler Zeiten,
Folgt heut ein kleines Häuflein dir ins Feld,
Einst werden sich die Völker um dich breiten.
Du eilte st unsrer Bildung mächtig vor:
So hilfst du stolz ans Ziel die Menschheit leiten,
Ich hör' prophetisch schon vom Völkerchor
Dein „Alle Menschen werden Brüder!" sausen!
Mein Lied, mein Lied, wie wagst du dich empor?
Des Meisters Lob laß seine Lieder brausen!

Ringsum ist's still. Hell wird die dunkle Luft:
Des Münsters Thurm erglüht im Morgenrothe,
Berauschend weht der süße Lindenduft,
Der Falke strebt empor, des Tages Bote;
Fern über Feldern hebet schmetternd wild
Die frühe Lerche weckend ihre Note. —
Hochsommertag — des Meisters treues Bild!
Du läßt die Liebe ob den Welten thronen! —
Wir geh'n. In unsre Herzen tönet mild
Die Hymne: „Seyd umschlungen, Millionen!"

Tycho de Brahe.

Männer, welche den Wissenschaften und Künsten durch ihre Arbeiten und Erfindungen wichtige Dienste geleistet haben, haben bleibende Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nachwelt, wenn sie auch schon längst dem Kreise ihres Daseyns und Wirkens durch den Tod entrückt worden sind. Die Erneuerung ihres Namens, die lebendige Erinnerung an ihre Thaten ist eine Art Kultus des menschlichen Geistes, geeignet, das Große und Schöne der Vergangenheit in dem glänzenden Lichte der Gegenwart zu zeigen und dadurch den herrlichen Keimen künftiger intellectueller Größe, welche sie in ihrem Schooße birgt, eine neue befruchtende Entwickelung zu ertheilen.

Den in der Geschichte der Wissenschaften gefeierten Namen des berühmten Astronomen Tycho de Brahe zum Gegenstande der Huldigungen des Tages zu machen, und nach dem vollendeten Ablaufe von drei Jahrhunderten seit seinem Eintritte in die Welt (er war geboren im Jahre 1546 zu Knudstrup in Schonen) den glorreichen Tag seiner Geburt durch die Wissenschaft und für die Wissenschaft zu feiern, war ein für die naturwissenschaftliche Gesellschaft zu Dresden ehrender patriotischer Gedanke, welcher sie am 14. Dezember v. J. zu einer festlichen Sitzung vereinigte.

Tycho de Brahe gehörte zu jenen seltenen Geistern, die von der Natur schon frühzeitig den Beruf vorgezeichnet erhalten, zu welchem sie ausschließlich bestimmt zu seyn scheinen. Er war erst vierzehn Jahre alt, als eine im Jahre 1560 sich ereignende Sonnenfinsterniß seine Wißbegierde rege machte; ihr Eintritt, ihr Verlauf und ihre Dauer war ein neuer herrlicher Beleg für die Wahrheit der astronomischen Wissenschaft, welche sie mit der ihr eigenen, auf die Kenntniß der mathematischen Gesetze unseres Planetensystems gegründeten Zuversicht mit Gewißheit vorher verkündiget hatte. Eine Sonnenfinsterniß warf — wenn ich mich so ausdrücken darf — den ersten Lichtstrahl großer geistiger Erkennt-

Digitized by Google

niß in des jungen Tycho wißbegierige Seele, und seinem erhabenen Wissensdrange folgend, hörte er mehr auf die Eingebungen seiner inneren Stimme, als auf den Rath seiner Familie und seines Erziehers, welche den Sternen nicht besonders hold waren und den talentvollen Jüngling gerne in einer niederen Sphäre, wo, nach ihrer Ansicht, mehr Ehre und Brod zu verdienen war, zurückhalten wollten. Durch die Sonnenfinsterniß vom Jahre 1560 für immer dem Himmel vermählt, jedoch nicht wie ein der Welt abgestorbener, gedankenloser Mönch, sondern wie ein in dem Lichte der Wissenschaften wandelnder Mann, der der Menschheit nützen und nicht auf ihre Kosten faullenzen will — reis'te Tycho nach Deutschland, von der Ueberzeugung geleitet, daß diese wissenschaftliche Reise seinen Absichten und Strebungen von großem Nutzen seyn würde. Einem jungen Manne wie ihm konnte es nicht schwer fallen, mit den angesehensten Männern, mit den ersten gelehrten Notabilitäten in nähere Verbindung zu treten. Folgenreich für ihn wurde seine Bekanntschaft mit dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, der als Liebhaber der Astronomie (er hatte eine Sternwarte erbauen lassen und zwei vorzügliche Astronomen, Rothmann und Byrgius, zu sich berufen) unseren Tycho nicht allein sehr gut aufnahm, sondern ihn auch dem Könige von Dänemark dringend empfahl. Dahin zurückgekehrt, gab ihm König Friedrich die unzweifelhaftesten Beweise der Gunst, indem er durch die edelste Freigebigkeit den jungen Sternkundigen in den Stand setzte, für die Folge seiner astronomischen Neigung ungetheilt leben zu können. Auf der kleinen Insel Hween im Oresund stieg unter Tycho's Leitung eine Sternwarte empor, von ihm Uranienburg genannt, auf welcher er 21 Jahre lang beobachtete, nicht ohne bleibenden Nutzen für die Wissenschaft, indem er daselbst einige Entdeckungen von Erheblichkeit machte. — Mit dem Tode des Königs Friedrich ging in Dänemark auch sein Glücksstern für ihn unter, obschon die Sterne des Himmels ihm stets sehr geneigt geblieben waren. Jener Neid, jene Eifersucht, die unter Gelehrten so gewöhnlich und öfter gegen Geister des ersten Ranges gerichtet ist, ward nach des Königs, seines Beschützers, Ableben plötzlich gegen ihn rege und entzog ihn seiner erhabenen Einsamkeit auf seiner von den Meereswogen umbrausten Sternwarte auf Uranienburg, wo er 21 Jahre hindurch in einem wissenschaftlichen Verkehre mit dem Himmel gestanden hatte. Ja, man ging sogar gegen den verdienstvollen Mann, der seinem Vaterlande und der ganzen europäischen Welt zum Ruhme gereichte, noch viel weiter, indem ihm, hauptsächlich durch die elenden Intriguen des gegen ihn feindlich gesinnten Ministers Walchendorp, die Fortsetzung seiner astronomischen Beobachtungen förmlich verboten wurde. Damals erstreckte sich die königlich dänische hohe Staatspolizei bis in die Sternenwelt; heutzutage hat sie sich einen viel engeren und bescheideneren Wirkungskreis gezogen, den sie einhalten muß. Dankenswerther Fortschritt der Aufklärung der Machthaber, welche uns wenigstens die Lichter des Himmels nicht mehr zu verdunkeln trachtet! Des großen Galilei Schatten zieht in diesem Augenblicke trauernd an mir vorüber, schwere Anklage erhebend gegen jene Kardinäle zu Rom, die, zu einem Tribunal der Inquisition vereiniget, ihn, den siebenzigjährigen ausgezeichneten Mathematiker und Naturforscher, vor die Schranken ihres vorurtheilsvollen Gerichtshofes luden und ihn, auf den Knieen liegend, seine angeblich antibiblische Lehre von der Bewegung der Erde feierlich abschwören ließen. O Religion, zu welchen Dummheiten und zu welchem ausschweifenden Wahnsinne hast du nicht schon deinen reinen Namen in der Welt hergeben müssen! Man hat in deinem Namen furchtbar gemordet, man hat die erhabensten Wahrheiten des forschenden menschlichen Verstandes kraft deiner vorgeschützten Autorität geächtet, und man hat noch tausend andere Thorheiten zu deiner angeblichen Verherrlichung begangen. Warum? Damit der in den Nimbus der Heiligkeit arglistig gehüllte Betrug das Reich der Dummheit und des Aberglaubens in seinem Interesse auf Erden verewige. — —

Freilich hatte man für den berühmten Tycho de Brahe in seinem Vaterlande keine heilige Inquisition, keine flammenden Scheiterhaufen; allein dennoch war der Einfluß seiner Widersacher stark genug, um ihm selbst den Aufenthalt in Kopenhagen zu verleiden, wohin er nach seiner Entfernung von dem geliebten Uranienburg zurückgekehrt war. Deutschland hatte ihn in seiner vielversprechenden Jugend gesehen; Deutschland sollte ihn in dem gereiften Mannesalter, wo er die Verheißungen der Jugend glücklich erfüllt hatte, zum zweiten Male, und für immer, bei sich aufnehmen. Was Dänemark schmachvoller Weise verschmähte, wußte Kaiser Rudolph II. desto mehr zu schätzen, welcher den verfolgten dänischen Asteonomen in seine Dienste nahm, gut besoldete und für seine angemessene Niederlassung in Prag die erforderlichen Einrichtungen treffen ließ. Hier ereilte ihn der Tod am 24. Oktober 1601, in einem Alter, wo er noch lange nicht das äußerste Ziel seiner Beobachtungen und Forschungen erreicht zu haben schien.

Für das Technische der Astronomie, für die Verbesserung von Instrumenten und für die Erfindung von neuen hat Tycho sehr viel gethan, wie auch für die Schärfe der Beobachtungen, deren er in seinem Leben eine so große Menge gemacht hatte. Diese Beobachtungen leiteten ihn auf die Entdeckung der Bewegung der Knoten der Mondsbahn, auf die Ungleichheit dieses Trabanten, welche man unter der Benennung Variation kennt, auf die Wahrnehmung, daß die Kometen jenseits der Mondsbahn sich befinden, auf eine genauere Kenntniß der astronomischen Strahlenbrechung und auf die nähere Betrachtung anderer Erscheinungen in unserem Planetensysteme, welche für den berühmten Kepler eine kostbare Fundgrube für seine wichtigen Entdeckungen waren. Auch verdankt man seinem unermüdlichen Fleiße und seiner seltenen Beobachtungsgabe ein verbessertes Fixstern-Verzeichniß, welches an Vollkommenheit und Genauigkeit das ältere des griechischen Astronomen Hipparchus und das spätere des arabischen Astronomen Ulugh Beigh weit übertrifft.

Wenn etwas den Glanz des Namens des Tycho de Brahe zu verdunkeln geeignet war, so war es sein hartnäckiges Festhalten an jener veralteten falschen Lehre von der Unbeweglichkeit der Erde in Mitte des Weltalls und an allen jenen verkehrten Schlußfolgerungen, welche sich aus dieser Hypothese nothwendig ergeben mußten. Das berühmte Werk von Copernicus, welches das wahre Weltsystem enthüllet, war bereits um das Jahr 1543 erschienen, und lag sohin während Tycho de Brahe's Laufbahn zu seinem Studium und zu seiner prüfenden Beurtheilung offen. Aber es scheint nicht, daß es je sein ernstliches Bestreben gewesen, in den Geist dieses Werkes einzudringen und sich die großen und wichtigen Wahrheiten desselben zu eigen zu machen. Der Mann der Erfahrung, der unermüdlichen Beobachtung, der mit Auge und Geist mehr im Himmel als auf Erden wohnte, zog es dagegen vor, den seltsamen Träumereien und dem Aberwitz der Sterndeuterei (Astrologie) nachzuhängen und als ihr Vertheidiger aufzutreten. Diese Schwachheit muß man ihm verzeihen, wie so mancher Irrthum in der Geschichte großer Männer entschuldigt zu werden verdient, welcher, seinem Ursprunge nach, bisweilen in den ersten Anfängen der Kultur des menschlichen Geschlechts zu wurzeln scheint. Dies scheint aber gerade mit dem Vorurtheil der Astrologie der Fall zu seyn. So schön und scharfsinnig auch der berühmte Bayle (geb. 1647, gest. 1706) gegen diese vorgebliche Wissenschaft geschrieben hat, so hat er doch meines Wissens zu bemerken vergessen, daß die Astrologie, welche noch heutzutage im Orient bei den Großen und an den Höfen ihre Rolle spielt, in dem Naturkultus der alten Völker Asiens wurzelt, welche Sonne, Mond und Sterne anbeteten und sie als intelligente Wesen sich vorstellten, welche auf der Menschen irdisches Geschick unablässig einzuwirken bemüht

Digitized by Google

seyen. Ist einmal ein solcher Glauben fest gegründet, so ist die Astrologie eine natürliche Folge davon und sie gewinnt den Charakter einer heiligen Wissenschaft, welche dem zwischen Furcht und Aberglauben unablässig hin und her schwankenden menschlichen Geschlechte die Rathschlüsse des Himmels zu verkünden verspricht.

Dänemark steht eben im Begriffe, dem großen Astronomen durch Errichtung eines prächtigen Denkmals vor der gerechteren Nachwelt eine glänzende Genugthuung zu geben für die schweren Kränkungen, welche er im Leben zu Kopenhagen zu erdulden hatte. (S. Frankfurter Journal, No. 9.) Tycho's Geburtstag, der 24. Dezember, erzeugte diesen glücklichen Gedanken, der ohne Zweifel im Lande der Dänen zur schönen patriotischen That heranreifen wird. Wenn aber in der eben erwähnten Journalnummer zu dieser Nachricht zugleich noch hinzugefügt wird, daß Tycho de Brahe blos dadurch berühmt geworden sey, daß er zu Gunsten der Kirche ein Weltsystem erfand, indem er die ewige Wissenschaft der Theologie unterordnen wollte, — so ist dies ein großer Irrthum, den wir durch des berühmten Mannes gedrängte biographische Skizze hinlänglich aufgeklärt zu haben glauben.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Uriel Acosta als historische Person.) Bei dem großen Beifalle, den Gutzkow's neues Trauerspiel erhält, ist von Interesse zu erfahren, welche geschichtliche Thatsachen ihm zu Grunde liegen. Bayle liefert im Dictionnaire historique (1702) II. edit. I. vol. p. 68 einen ausführlichen Artikel über den von seinen Glaubensgenossen Verfolgten. Er schöpft aus einer Autobiographie desselben, betitelt: Exemplar vitae humanae. Hiernach muß man bewundern, wie genau Gutzkow sich an die Geschichte gehalten hat. Er war portugiesischer Edelmann und von jüdischen Eltern geboren, jedoch gleich nach seiner Geburt getauft; im katholischen Glauben erzogen, widmete er sich der Rechtswissenschaft. Der Zweifel an der Ablaßlehre befiel ihn, und ließ ihn mit Mutter und Brüdern aus Furcht vor der Inquisition im Anfange des 17ten Jahrhunderts Porto verlassen und sich nach Amsterdam einschiffen. Hier ging er zum Mosaismus mit seiner Familie über. Seine philosophische Schrift von der Unsterblichkeit der Seele (1623) zog ihm den Haß der Rabbiner zu. Er ward mit dem Bannfluch belegt, that endlich nach sieben Jahren Buße, welche ganz so, wie bei Gutzkow, beschrieben wird, nur daß auch 39 Geißelhiebe vorkommen; die Zahl 40, als den Hebräern heilig, durfte nicht erreicht werden. Als die Gläubigen über seinen Körper wegschritten, erblickte er unter ihnen auch seine leiblichen Brüder, namentlich auch einen persönlichen Feind, von dem Bayle nicht zu sagen weiß, ob er sein Bruder oder Vetter gewesen. Nachher faßten den Unglücklichen Rachegedanken; er sah seinen Hauptfeind an seiner Thür vorbeigehen, schoß auf ihn, fehlte und erschoß sich dann selbst. Dies geschah 1647, nach Andern 1640, genau weiß man es nicht. Von dem Liebesverhältniß, das Gutzkow zum Hauptmotiv der Handlung macht, kommt nur vor, daß die feindlichen Brüder eine zweite Heirath Uriels zu hintertreiben wußten. Nimmt man 1647 als Todesjahr Acosta's an, so ist auch das Auftreten des Knaben Spinoza (der 1632 geboren war) noch ganz wohl möglich. Kurz, der Dichter hat sich wenig von der Wahrheit entfernt.

Das in Augsburg zusammengetretene List-Comité erwähnt in dem öffentlichen Aufrufe, welchen es erläßt, der Thatsache, ein einfacher Schönfärbermeister aus München habe ihm an demselben Tage, als der König Ludwig von Bayern für die Familie List's die Leibrente aussetzte, einen Ducaten zugesendet, mit einem rührenden Briefe, wie er, der an List's Nationalökonomie sich gebildet und erbaut habe, nicht der letzte seyn wolle unter denen, welche ein Zeichen der Liebe auf sein Grab legen. Wohl noch wenige Deutsche haben so allgemeine Anerkennung gefunden, wie Fr. List: aber freilich erst, wie um Versäumtes gut zu machen, nach seinem Tode.

(Mißverständniß.) Am Schlusse einer großen Jagd führte der Zufall einen sehr jugendlichen Lieutenant in die unmittelbare Nähe des Königs und huldvoll wandte sich Se. Majestät gegen seinen Nachbar mit den Worten: „Wir haben heute ein herrliches Abendroth!" — „Ja wohl, Ew. Majestät", erwiederte durch die unerwartete Rede ungemein befangen der Lieutenant, „ich freue mich unaussprechlich darauf, denn ich habe sehr viel Hunger." (Er hatte „Abendbrod" verstanden.)

Die französischen Journale sind ein beständiger Gegenstand des Schachers. Am 15. Dec. ist wieder eines verkauft worden — „Esprit Public". Der Käufer war Hr. Pava, der bisherige Gerant, dem das Journal um 20,100 Fr. zugeschlagen worden ist.

Korrespondenz.

Mainz, 17. Jan.

Bei den jetzigen ungünstigen Zeitverhältnissen, von denen unsere Stadt so mannigfach berühret wird, ist es ein erfreuliches Zeichen, daß inmitten derselben der Gewerbfleiß nicht verzagt und Etablissemente in's Leben ruft, die um so freudiger begrüßt werden müssen, als sie vielen Menschen den Broderwerb sichern und zugleich den Beweis liefern, daß es nur eines beharrlichen Strebens bedarf, um Dasjenige, was wir von dem Auslande zu entnehmen gewohnt sind, bei uns selbst heimisch zu machen. Referent zählt zu den industriellen Unternehmungen dieser Art die neu errichtete Leinen- und Damastweberei des Hrn. J. A. Heil von Mainz zu Königsborn bei Finten, womit eine Naturbleicherei nach irländischer Musterart verbunden ist. Der Eigenthümer des vorgenannten Etablissements hat es sich zur Aufgabe gestellt, seinem Fabrikate durch große Gediegenheit Eingang zu verschaffen und daß ihm dieses gelungen, davon zeugt die rastlose Thätigkeit, die sich in allen Branchen der Weberei kund gibt. Da in dem Etablissement des Hrn. Heil ungebleichtes Garn in jeglicher Weise angenommen, gewebt, gebleicht, appretirt und so, dem beabsichtigten Zwecke in großer Vollkommenheit entsprechend, wieder abgeliefert wird, so dürfte dieser Umstand für viele Hausfrauen eine erwünschte Gelegenheit seyn, sich vorzugsweise auf diesem Wege mit Hausrath zu versehen. Wo ein Unternehmen mit so entschiedener Willenskraft, „nur Vorzügliches zu leisten", geleitet wird, da läßt der gute Erfolg und das Gedeihen sicherlich nicht auf sich harren.

Frankfurt a. M., 22. Jan.

Zum Besten der im Jahr 1834 gegründeten „Allgemeinen Kranken- und Invalidenkasse für Buchdrucker" dahier wird morgen, Samstag den 23. d. eine Abendunterhaltung im Saale des Wolfseck stattfinden, die, nach dem bereits ausgegebenen Programm zu urtheilen, eine recht genußreiche zu werden verspricht. Die Gesangs- und Declamationsstücke werden größtentheils von Typographen selbst ausgeführt, die als rüstige Vermittler zwischen Schriftsteller und Publikum wohl gerechten Anspruch auf die thatkräftige Unterstützung des letztern haben, um so mehr, als es hier einer wohlthätigen Anstalt gilt, die den alterschwachen Jüngern Gutenbergs Schutz und Schirm in bösen Tagen verleihen soll — Eintrittskarten für die Abendunterhaltung liegen à 12 kr. bei Hrn. Fay im Wolfseck bereit und sind auch Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Anna von Oestereich, Intriguenstück in 4 Abth., nach dem Roman des Alex. Dumas, frei für die Bühne bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 24. Sonntag, den 24. Januar 1847.

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.*)

1.

Gegen das Ende des Februars 1805 war in Nantes ein glänzender Royalistenball, wobei jedoch auch die anwesenden Notabilitäten des Kaiserreichs Zutritt fanden. Der Amphytrion selbst gehörte dem alten Adel des Landes an, und mehrere ehemalige Häupter der Chouans hatten sich, ihre heroischen Täuschungen vergessend, mit ihren Familien zu dem Ballfeste begeben. Die Gesellschaft war eben so glänzend als zahlreich und die allgemeine Freude belebte selbst die strengsten Züge. Alle reichten einander bereitwillig die Hand, um, wie man sich ausdrückte, im „Schatten der Lorbeern" zu tanzen, und manche blaue Uniform bewegte sich unter den weißen Festkleidern der schönen Bretagnerinnen.

Eine der letzteren zog bald die Aufmerksamkeit der tanzlustigen Männer auf sich. Es war eine junge Dame von etwa vierzig Jahren, welche, eben so einfach als reich gekleidet, einen Ehrenplatz im Hauptsalon einnahm. Sie schien der Glanzpunkt der Konversation zu seyn, denn es hatte sich ein Kranz der gewähltesten Gesellschaft um sie versammelt. Kaum gaben daher die ersten Bogenstriche das Zeichen zum Beginne des Tanzes, als eine ganze Reihe tanzlustiger Kavaliere sich durch die Menge drängte, um sie zum Tanze aufzufordern. Der erste war der junge Marquis von B**; er näherte sich der Dame mit einem, für einen Offizier des Kaiserreiches sehr bescheidenen Anstande und bat mit einer tiefen Verbeugung um die Ehre, mit ihr zu tanzen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich tanze nicht," erwiederte sie mit einem sonderbaren Lächeln.

Der Marquis machte eine zweite, nicht so tiefe Verbeugung als zuvor, und zog sich, sehr verdrießlich über den Korb, zurück. Junge Damen gehen auf einen Ball in keiner anderen Absicht, als um zu tanzen, und die schöne Unbekannte wurde unter Allen am meisten aufgefordert; mehrere andere Tänzer folgten dem Beispiele des Marquis, und alle wurden, wie er, mit demselben ironischen Lächeln abgewiesen. Diese Entdeckung beruhigte die etwas verletzte Eigenliebe des Marquis, erregte aber desto mehr seine Neugierde.

Er fing an, die geheimnißvolle Schöne mit der größten Aufmerksamkeit zu betrachten. Sie war blond und ungewöhnlich blaß, aber ihre Züge waren gleichwohl sehr belebt, ihr Wuchs durchaus tadellos. Die durchdringende Lebendigkeit ihrer südlich glühenden Augen bildete den überraschendsten Kontrast zu ihrer völlig deutschen Gesichtsform, und bei jenem sonderbaren Lächeln, welches sich von Zeit zu Zeit auf ihrem schönen Munde zeigte, beurkundete eine eigenthümliche Zusammenziehung der Oberlippe ihre ungewöhnliche Verschlossenheit und Charakterfestigkeit. Dieselben Gegensätze fanden sich in ihrer ganzen Erscheinung, sogar in ihrer Haltung. Während die reichen, üppigen Formen ihres Oberkörpers jene reizende Vollkraft, welche das ausschließliche Erbtheil der Jugend ist, zu erkennen gaben, schienen Hüften und Knie unter den Falten ihres weißseidenen Kleides zusammengesunken und ihr zarter Fuß ruhete so unbeweglich auf dem Fußboden, als ob ein schöner Fuß gar kein der Betrachtung würdiger Gegenstand wäre.

Die Dame, welche so allgemeine Aufmerksamkeit erregte, war offenbar der Mehrzahl der Gäste völlig unbekannt. Der junge Marquis, welcher erst vor wenigen Tagen mit seinem Regimente in Nantes eingetroffen war, wandte sich daher an den Baron F**, einen benachbarten Edelmann, der ihn eingeführt hatte.

„Gut, daß ich Sie treffe, lieber F**," sagte er, ihn lebhaft bei Seite ziehend; „Sie müssen mir sagen, wer diese wunderbar schöne Blondine ist, die ein Gegenstand der allgemeinen Huldigung zu seyn scheint und sich gleichwohl so hartnäckig weigert, ihren Platz zu verlassen, wo sie so unbeweglich ist, wie eine Statue auf dem Piedestal. Ist es Vorurtheil, Laune oder Nothwendigkeit, wodurch wir des Vergnügens beraubt werden, sie als Königin des Balls zu sehen? Haben wir es mit den Bedenklichkeiten einer besorgten Mutter oder mit der Eifersucht eines Gemahls zu thun?"

„Nichts von dem Allen, mein Freund!" erwiederte der Baron, den Kopf schüttelnd.

Der Anblick der Dame, welche der Marquis ihm zeigte, machte einen heftigen Eindruck auf ihn, und er fuhr ernst, fast feierlich fort: „Sie verdient mit Recht Ihre Aufmerksamkeit; denn es giebt kaum etwas Merkwürdigeres und Interessanteres, als die Ereignisse, welche sich an ihr Leben knüpfen. Wollen Sie ihre Geschichte kennen lernen?"

In diesem Augenblicke ging ein großer schöner Mann vorüber und begrüßte den Baron auf vertrauliche Weise.

„Dieser Kavalier," fuhr der Baron fort, als er sich mit dem Marquis wieder allein fand, und ohne des Letzteren Frage abzuwarten, „dieser Kavalier ist der Held der Entwickelung. — Kommen Sie und hören Sie die Geschichte der Dame, und Sie werden begreifen, warum sie selbst mit einem Kavalier, wie Sie sind, nicht tanzen will."

Bei diesen Worten zog er den Marquis, dessen Neugierde den höchsten Grad erreicht hatte, in das Spielzimmer, wo sich Beide so setzten, daß sie die schöne Bretagnerin beständig im Auge behielten. Der Baron begann seine Erzählung:

In der Schreckenszeit der Revolution bewohnte ein Marquis von Roan das an der Loire, ungefähr eine Stunde von Nantes gelegene Schloß S**. Um der Guillotine und der Auswanderung zu entgehen, nannte er sich „Citoyen Roan" und vertilgte sorgfältig von den Wänden des alten Herrschaftsbesitzes sein Fa-

*) Aus der „Wiener Theaterzeitung."

Digitized by Google

milienwappen, welches indessen in der Tiefe seines Herzens eingegraben blieb. Während er im Stillen damit umging, sein Vermögen zu realisiren, um gleich dem Philosophen Alles mitnehmen zu können, hatte er keinen anderen Schutz, als sein tiefes Schweigen, und keine andere Lebensgefährtin, als seine Tochter.

Clementine von Roan besaß neben ihren körperlichen Reizen auch die seltensten Vorzüge des Geistes und Herzens, und diese liebenswürdigen Eigenschaften waren ohne Zweifel die vorzüglichste Ursache der Geduld, womit der Marquis seine Einsamkeit ertrug. Clementine schien der Schutzengel des Schlosses zu seyn, und der Marquis hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß sein Heil und seine Ruhe von der Gegenwart seiner Tochter abhänge.

Clementinens kindliche Liebe war um so verdienstlicher, da sie ihr eignes Glück der Zufriedenheit ihres Vaters zum Opfer gebracht hatte. Ein Edelmann vom Hofe der Königin Marie Antoinette, der Vicomte Heinrich von Frossay, hatte sich Clementinen während ihres kurzen Aufenthaltes in Paris genähert. Aus der zarten Aufmerksamkeit, welche er ihr bewies, wurde bald die innigste Liebe; er wurde wieder geliebt, und der Marquis von Roan versprach ihm die Hand seiner Tochter.

Schon wurden alle Anstalten zur Vermählung getroffen, als das Ungewitter der Revolution ausbrach. Während den Vicomte seine Pflicht an die Prinzen fesselte, rief das Heimweh, die gewöhnliche Krankheit alternder Personen, den Marquis auf seine Güter in der Bretagne. Er zeigte seiner Tochter den Weg nach Nantes und die Straße nach Koblenz und sagte mit zitternder Stimme: „Wähle, mein Kind, ob Du als Vicomtesse von Frossay oder als Fräulein von Roan von hier abreisen willst."

Clementine zögerte einen Augenblick, denn Heinrich sah sie mit Thränen an; allein sie sah ihren Vater an, welcher ebenfalls weinte, und sie sank in seine Arme, während sie zum Abschiede die Hand des Geliebten drückte.

„Auf Wiedersehen, Clementine," sagte Frossay, sich willig der harten Nothwendigkeit fügend.

„Auf Wiedersehen, Heinrich," antwortete Clementine, und sie ging mit ihrem Vater nach der Bretagne, während ihr Verlobter den Prinzen nach Deutschland folgte.

Bald waren die entfesselten Dämonen der Revolution über ganz Frankreich losgelassen, und die Liebenden sagten einander im Gedanken das versäumte Lebewohl. Eine einzige Hoffnung nur blieb Clementinen, eine traurige Hoffnung, um deren Erfüllung sie den Himmel nicht zu bitten wagte; — sie hoffte, Frossay werde, dem Beispiele mehrerer Emigrirten folgend, an dem Kampfe in der Vendée und Bretagne Theil nehmen. Allein unter den berühmten Namen, welche zuweilen bis in das Schloß S** drangen, wurde der Vicomte nie genannt.

Ein einziges Mal drangen die Schaaren der Chouans bis an die Loire vor, und der Marquis von Roan erkundigte sich sorgfältig nach dem Namen des Anführers. Dieser war kein Edelmann, sondern der furchtbare Martial, der zweite Cathelineau in diesem Riesenkampfe. Nach vielfachen Beweisen wunderbarer Kühnheit und Tapferkeit wurde er mit seiner Schaar in die Vendée zurückgeworfen.

In dieser Zeit der ängstlichen Spannung bekam der Marquis die Liste der verurtheilten Emigrirten in die Hände. Schaudernd durchlief er das Verzeichniß, der Name Frossay war nicht darin!

„Gott sey gelobt!" rief Clementine in der ersten Aufwallung der Freude, die Augen zum Himmel erhebend; allein diese Freude wich der quälendsten Unruhe, als sie in den Augen ihres Vaters eine düstere Ahnung las.

Ein so bekannter Name wie der des Vicomte würde weder der Aufmerksamkeit der Schreckensmänner entgehen, noch auf Begnadigung Anspruch machen können; wenn Heinrich nicht verurtheilt ist, so lebt er nicht mehr!

So sorgfältig er diese Ueberzeugung auch zu verbergen suchte, so begriff Clementine das düstere Schweigen ihres Vaters zu gut, um sich länger zu täuschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die sieben Tragödien des Sophokles.

Als vor einigen Jahren die „Antigone" des Sophokles in Berlin zur Aufführung gelangt war und von dort aus die Runde über die meisten der besseren deutschen Bühnen machte, als die Darstellung derselben, unterstützt von Mendelssohn's gehaltvoller Musik, überall die Anerkennung des gebildeten Theiles des Publikums fand, da wurde die Aufmerksamkeit der Freunde des Schönen mehr und mehr den Meisterwerken der griechischen Tragödie und namentlich denen des Sophokles zugewendet. Wenn diese Werke früher nur den Gelehrten von Fach und einem kleinen Kreise von Literaturfreunden bekannt waren, so gingen sie jetzt in weitere Bahnen und zur Kenntniß fast aller Gebildeten über. Man holte die halbvergessenen Uebersetzungen derselben hervor und neue wurden bearbeitet; man schrieb populäre Commentare und kritische Analysen derselben und selbst in den Tageblättern verhandelte man über dies zur Mode gewordene Thema. Wenn man in dieser Bewunderung auch zu weit ging und sogar an die Wiederaufführung griechischer Trauerspiele die Hoffnung einer Regeneration des gesammten heutigen Bühnenwesens in Deutschland knüpfte, so hatte doch diese Begeisterung das Gute, daß sie die hohen Gebilde jener alten Meister uns wieder näher brachte und veredelnd, sowie den Geschmack bildend, wirken ließ. So gewiß es ist, daß die griechischen Tragödien auf der heutigen Schaubühne nur vorübergehend erscheinen, unmöglich aber festen Fuß fassen können, was ja in der Natur der Sache liegt und keiner Beweise bedarf, so unbestreitbar ist gegegen ihr bildender Einfluß auf den guten Geschmack; denn in jenen Werken offenbaren sich so viel Größe und Erhabenheit, so viel Würde und Vollendung, so viel Kraft und Anmuth, so viel Einheit und Abrundung, daß man ihnen die gerechte Bewunderung nicht verweigern kann. Für alle Zeiten werden sie Muster und Vorbilder bleiben, nicht nur wegen des in ihnen liegenden sittlichen und idealen Elementes, wegen der Natur und Wahrheit ihrer Charaktere, wegen der erschütternden und ergreifenden Gewalt ihrer Leidenschaften und Gefühle, sondern auch wegen der Vollendung ihrer klassischen Form und wegen der reichen Schönheiten ihrer Details. Unter ihnen nehmen die Trauerspiele des Sophokles, in welchen die genannten Eigenschaften am glänzendsten hervortreten, den ersten Rang ein, und Niemand wird anders als mit Erhebung und mit Nutzen bei ihnen verweilen. Es ist daher verdienstlich, ihr Verständniß zu erleichtern und immer wieder von neuem auf sie zu verweisen, und in dieser Beziehung halten wir es für Pflicht, einer unlängst erschienenen Schrift auch in unserm Blatte Erwähnung zu thun, welche den Titel führt: „Die sieben Tragödien des Sophokles. Erklärungen von Konrad Schwenck. (Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag".) — Der Verfasser führt den Leser bei dem größten der griechischen Tragiker in einer Weise ein, daß er sich zu einer genaueren Bekanntschaft mit demselben unwiderstehlich hingezogen fühlen muß; er weis't nach, wie meisterhaft Sophokles in den sieben Trauerspielen, die wir von ihm noch besitzen — es sollen deren mindestens 70 gewesen seyn — seine Aufgabe gelöst hat; er zeigt uns nicht nur die sittlichen Motive, nicht nur den Kern und die Bedeutung der einzelnen Tragödien, sondern auch alle Schönheiten, welche der Dichter im Verlauf seiner Stücke zu entfalten Gelegenheit fand. Der Verfasser ist als Gelehrter und als Mann von Geist zu bekannt, um von dieser Seite unseres Lobes zu bedürfen. Was

Digitized by Google

das Werkchen selbst betrifft, so wird durch dasselbe dem griechisch Studirenden ein ächt geistiger Genuß geboten und ein weiterer vorbereitet, und Manchem, der den Sophokles schon gelesen hat, werden hier Schönheiten enthüllt, die ihm bei der Lektüre dieses Schriftstellers entgangen waren. Nicht weniger dürfte aber auch jener große Kreis Gebildeter, die zu dem Studium der vollkommensten aller Sprachen keine Gelegenheit hatten, sich nach Durchlesung dieser Schrift angeregt fühlen, mit jenem größten Dramatiker des Alterthums in einer oder der anderen guten Uebersetzung näher bekannt zu werden. In den Anmerkungen hat Schwenck treffliche Andeutungen über einzelne Werke späterer und neuerer Dichter (Shakespeare, Schiller, Goethe, Bulwer ꝛc. ꝛc.) beigefügt. Die hier besprochenen Trauerspiele sind: Elektra, die Trachinierinnen, Ajas, Philoktetes, König Oedipus, Oedipus in Kolonos und Antigone. — Um aus dem reichen Stoffe nur Einiges anzudeuten, so wird in der Elektra die Lehre anschaulich gemacht, daß Gleiches mit Gleichem vergolten werde. Elektra erscheint als eine edle Frauennatur und Heldin mit schwärmerischer Begeisterung. Klytämmestra ist keine gemeine, der Tragödie unwürdige Verbrecherin; denn Mutterliebe war der Ausgangspunkt des Verbrechens, zu welchem sie nachher die unerlaubte Liebe zu Aegisthos antrieb. — Im Oedipus wird auf's bestimmteste bewiesen, daß der Dichter in der Person des Oedipus nicht die Idee der Vorausbestimmung des Menschen in ihrer folgerechten Schroffheit durchführen wollte, denn sonst hätte Oedipus nicht so kurzsichtig, leidenschaftlich und heftig geschildert werden dürfen. — Im Oedipus auf Kolonos wird dieser verklärt, weil nicht der Gräuel der That, sondern der frevelnde Wille des Menschen der Strafe der göttlichen Gerechtigkeit unterliegt. — In der Antigone führt der Dichter die Idee durch, daß wir selbst bei Ausübung der, nach unserer Ueberzeugung heiligsten Pflichten keine Leidenschaftlichkeit, keinen Trotz zeigen sollen. Ist solche Schuld auch klein und erscheint Derjenige, welcher sie auf sich ladet, in unseren Augen sogar als groß, im Sittlichen ist jede Schuld unberechenbar. Weder Antigone ist schuldlos, noch Kreon; denn beide sind hartnäckig und verharren mit rücksichtsloser Unbeugsamkeit auf ihrem Sinne. Aber selbst edle Leidenschaften, wenn maßlos, können zum Furchtbarsten führen. — In den Trachinierinnen wird Herakles dargestellt durch die Schwäche menschlicher Leidenschaft untergehend in qualvollem Verderben. Er, der starke Sohn des Zeus, welcher durch seine kühnen Thaten und seinen Heldenmuth die Welt in Erstaunen gesetzt hatte, wird uns vorgeführt, in der Schmerzenspein jammernd, wie der schwächste der Menschen, nach dem Tode verlangend, als dem Erlöser von unerträglichen Leiden. Wir sehen, daß es keine Menschengröße gibt, die nicht plötzlich von der Höhe des Glückes und des Glanzes in die Nacht herabgestürzt werden könnte, weil keine frei ist von Leidenschaften und Verirrungen. — Ajas stellt die Idee dar, daß Stolz zum Fall führt, wenn er das Maß überschreitet, mag er dabei auch von der edelsten Art seyn. — Die Idee, welche Sophokles in der Tragödie Philoktetes darstellt, ist das Verhältniß des einzelnen Gliedes eines Volks diesem gegenüber, und zwar eines gegen sein Volk schwer erbitterten Gliedes, zur Zeit, wo dieses Volk seiner dringend bedarf. Die Lösung, welche die Tragödie diesem Verhältnisse gibt, lautet dahin, daß der Einzelne sich die Versöhnung, welche ihm geboten wird, soll gefallen lassen, daß er seinen Groll zum Opfer bringen und das Wohl und den Ruhm der Gesammtheit zu fördern bereit seyn soll. — So hat der Verfasser nicht nur die Grundideen jener Tragödien hervorgehoben, sondern auch die Durchführung derselben, den Verlauf der Handlung und die Charaktere klar und scharf entwickelt, und dabei haben seine Erläuterungen den Vorzug einer anziehenden, lebensvollen und von Pedanterie freien Darstellung. Wir verweisen nochmals auf die obengenannte Schrift, die wir mit Interesse gelesen haben, nicht nur wegen des ihr zu Grunde liegenden würdigen Gegenstandes, sondern auch wegen der gehaltvollen, geistreichen und dabei möglichst gedrängten Bearbeitung derselben. W.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Ballen mit Büchern, der von Köln nach Paris abgesandt wurde, hat zu dieser Reise achtzehn Tage gebraucht, ein anderes Paket von Brüssel bis Paris zwölf Tage, wie ein Pariser Tageblatt versichert; beide wurden auf der Nordbahn versendet. Das ist doch noch stärker als in Deutschland, wo Briefe, welche die Post befördert, nur etwa doppelt so viele Zeit brauchen, um anzukommen, als die Reisenden nöthig haben, welche die Strecke von einem Orte zum andern zurücklegen!

(Hamburg, 16. Jan.) Beim Uebergang über die Elbe sind wiederholt sehr bedauerliche Unglücksfälle geschehen. Drei Milchführer aus einem nahen Werder geriethen im Morgendunkel in ein Loch, und Einer ertrank. Ein Schullehrer, der mit seiner Frau in Altona gewesen, ging im Abenddunkel über die Elbe nach Hause und verschwand sammt der Gattin angesichts eines Freundespaares unter dem Eise. — Hamburg hält bekanntlich der Sicherheit des Eigenthums wegen eine Schaar von 300 militärisch organisirten Nachtwächtern, die noch immer in altspießbürgerlicher Weise die ganze Nacht durch in allen Straßen brüllen. In der Neujahrsnacht nun verübten diese Sicherheits- und Ruhewächter einen solchen Scandal, daß sie die halbe Stadt alarmirten und ein friedliches und unbescholtenes Frauenzimmer mit Hellebardenstichen verwundeten. Es wurde bereits ein scharfes Gericht über diese Ruhestörer gehalten.

(Köln.) Man theilt sich hier eine „das Tragen der Schnurrbärte" betreffende Verfügung des Hrn. General-Postmeisters mit. Zum Tragen eines Schnurrbartes sind nach derselben nur befugt: 1) die dem Post-Departement zur Versorgung überwiesenen Offiziere; 2) die auf Grund der durch Militärdienst erworbenen Versorgungs-Berechtigung im Postdienste; 3) die beim stehenden Heere ihrer Militärpflicht genügenden Freiwilligen; 4) die activen Offiziere der Landwehr; 5) die Gemeinen und Unteroffiziere der Landwehr, in so fern sie der Landwehr-Uebung wirklich beiwohnen. Da diese Ausnahmen sich lediglich auf ein Militärverhältniß gründen, so muß auch der Schnurrbart derjenigen, die zum Tragen derselben berechtigt sind, der militärischen Vorschrift entsprechen.

Ein neuer „ewiger Jude" existirt gegenwärtig in Prag. In einer kleinen engen Gasse mit himmelhohen Häusern — aber nicht ganz so eng wie das Dr. Faust-Gäßchen — bricht Feuer im zweiten Stockwerk eines Hauses aus; die Treppe brennt ab, die Tragbalken derselben ebenfalls, so daß ein Jude, der mit Gummiwaaren handelt, sein Leben nicht anders retten kann, als daß er aus seinem vierten Stockwerk zum Fenster herausspringt. Um sich jedoch bei diesem Sprung keinen Schaden zu thun, zieht er zehn oder zwanzig Paar Gummihosen über einander an; zieht ferner solche Gummihosen als Jacke über Arme und Schultern, wickelt sich Kopf und Füße mit Gummiwaaren ein, und so wohl verwahrt, tritt er die Luftfahrt an. — Eins, — zwei, und auch gleich — — drei!! Puff ist er auf der Straße, aber in demselben Moment, wie er das Pflaster berührt, wird er von der Federkraft des Gummi elasticum wieder in die Höhe geschnellt, und setzt wie ein Löschharzball unwillkürlich seine Sprünge fort. Der arme Teufel soll noch nicht zu Ruhe gekommen seyn, und vor Hunger und Durst gräßlich jammern. Neuesten Berichten zu Folge, soll er ein gar jämmerliches Gesicht machen, ungefähr so wie ein Sperrling unter einer Luftpumpe.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Darmstadt, im Jan.

Unser menschenfreundliches Darmstadt erschöpft sich gegenwärtig in Unterstützungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten. Davon werden jedoch die vielen Armen nicht fetter und die wenigen Reichen nicht magerer; der Mittelstand aber geht dabei zu Grunde. Auf ihm lastet der Druck der Zeit am schwersten. Es ist eine irrige Ansicht, wenn man glaubt, die Geschäftsleute würden weniger von der Theuerung berührt, da sie in gleichem Maße mit ihren Gewerbserzeugnissen aufschlügen. Zu Zeiten, wie die gegenwärtigen, wo man sich nur auf das Nothwendigste beschränkt, liegen die Geschäfte gänzlich darnieder und nur das Borgen ist an der Tagesordnung. Was aus öffentlichen Mitteln für die Armen gethan wird, fällt der Gemeinde zur Last, und da ist es gerade der Mittelstand, welcher die schwersten Opfer zu bringen hat. Statt auf eine allgemeine Erleichterung des Nothstandes hinzuwirken, werden die Kräfte zersplittert. Die Armen verlassen sich auf die öffentlichen Unterstützungen und lassen die Gemeinde für ihren Unterhalt sorgen. Etwas durch Arbeiten zu verdienen, liegt gar nicht in ihrer Absicht. Ein Beweis davon ist der, daß sie die ihnen hierzu gebotene Gelegenheit nicht benutzen, sondern lieber müßig herumlungern, als sich durch Arbeit zu ernähren suchen. Warum also Alles für verfehlte Zwecke aufwenden? Noth thut es vor allen Dingen, der allgemeinen Theuerung so viel als möglich zu steuern. So lange aber die Staatsregierungen nicht mit energischen Maßregeln einschreiten, wird wenig gebessert werden. Alles, was bis jetzt von dieser Seite geschehen, ist zwar recht wohl gemeint gewesen, verfehlte aber seines Zwecks. Man machte erst dann den Anfang mit dem Aufheben der Eingangs- und Erhöhen der Ausgangs-Zölle, mit den Einkäufen geringer Quantitäten überseeischer Getreides, als die Preise schon enorm gestiegen waren und wegen vorgerückter Jahreszeit keine Zufuhren mehr geschehen konnten. Das einzige durchgreifende Mittel, wie vor Kurzem auch in diesen Blättern in einem gehaltvollen Aufsatze dargethan wurde, ist: eine feste Preisbestimmung der Mehlfrüchte. So lange diese Maßregel nicht zur Ausführung kommt, ist keine Rettung aus den Klauen des Wuchers zu hoffen und die Theuerung wird das Volk selbst in den gesegnetsten Jahren wie ein bleiches Gespenst verfolgen; denn einmal von der Speculationswuth als lucratives Geschäft ergriffen, wird das Getreide ohne diese Maßregel niemals mehr auf einen natürlichen Preis herab sinken. Ein Weiteres hierüber zu sagen, erlauben die Gränzen dieses Aufsatzes nicht. Wenn man aber darum diese Maßregel scheuen wollte, weil sie den Anstrich einer Beschränkung der allgemeinen Handelsfreiheit an sich trägt, so möge man bedenken, daß ungewöhnlicher Zustände nur durch ungewöhnliche Mittel gehoben werden können. Doch genug davon! Jeden Wohlmeinenden erfüllt die Zukunft mit Besorgniß und eine Noth, wie wir sie seit dreißig Jahren nicht mehr erlebt haben, verbittert die Gegenwart. Vergebens versucht es die Kunst, das Leben zu erheitern; wo die Mittel des Genusses fehlen, bleibt sie Vielen eine verschleierte Göttin.

(Schluß folgt.)

Aus der Provinz Starkenburg, 20. Jan.

In Ihrem geschätzten Blatt ist schon manches Nützliche besprochen, meines Wissens aber noch niemals der Müller gedacht worden, die eben, besonders was die Klassen derjenigen betrifft, die für Kundern mahlen, eine bedeutende Rolle spielen. Jeder Geschäftsmann ist, wie neulich in der Didaskalia, gelegentlich der Besprechung der Noth ꝛc., sehr schön und wahr hervorgehoben wurde, mehr oder weniger der Controlle unterworfen, nur die Müller nicht, und es möchte deßwegen, besonders jetzt, an der Zeit seyn, auch das Maltern der Müller zur Sprache zu bringen, nämlich das Zuviel-Maltern. Die Klagen darüber sind bekanntlich alt und allgemein, und gewiß wird zu keiner Zeit der Wunsch um baldige Abhülfe dieser Willkür gerechter und verzeihlicher gewesen seyn, als gegenwärtig, wenn man die jetzigen hohen Fruchtpreise berücksichtigt. Die Mittel zur Abhülfe sind einfach und nichts weniger als kostspielig; Referent begnügt sich inzwischen heute damit, diesen Gegenstand öffentlich angeregt zu haben, damit derselbe zur Kenntniß unserer höchsten Staatsregierung kommt, die schon so vielfache Beweise gegeben hat, wir gerne sie mit ihrer Hülfe bereit ist, wenn solche möglich.

Wiesbaden, im Jan.

Von allen in unserem Lande bestehenden Vereinen blüht keinem eine so große Zukunft als dem noch jungen Gewerbverein, auf dessen Erweiterung, Kräftigung und Ausbildung der bessere Theil unserer Bürger und Staatsbeamten mit Freude blickt. Wie aus der Sonntagsschule zu Frankfurt viele andere segensreiche Anstalten, als Sparkassen ꝛc., erblüht sind, so scheint auch manches Institut zum Wohl der arbeitenden Klasse, an welches man bei Gründung des Vereins nicht denken konnte, aus demselben hervorgehen zu wollen. Als ein sehr erfreulicher Fortschritt darf es betrachtet werden, daß, wie mit Gewißheit verlautet, die Räume der naßauischen Industriehalle in der neuen Colonnade um das Dreifache erweitert werden. Da diese unumgänglich nöthig scheinende Erweiterung sehr bald ausgeführt werden wird, so werden die Besucher unserer Stadt während der nächsten Kurzeit durch den Anblick eines der segensreichsten und prachtvollsten Werke überrascht werden, welche thatkräftiger Gemeinsinn noch je in unserem Lande gegründet hat. Dieser den stillen Fleiß eines jeden Bürgers belebende und belohnende Anstalt wird unserer Stadt und unserem Lande zu größerer Ehre und zu weit größerem Nutzen gereichen, als dies irgend ein Denkmal von Erz und Marmor zur Erinnerung an diese oder jene problematische Größe vermöchte.

Bornheim, 22. Jan.

Nächsten Sonntag den 24. Jan., Nachmittags, findet im Local der hiesigen Kleinkinderbewahranstalt die letzte Ausstellung der zum Besten der Anstalt eingegangenen Geschenke statt. Es sind bis jetzt über 200 theilweise sehr werthvolle Gegenstände eingeliefert worden, die Sonntag den 31. Jan., Nachmittags, im Schullocale öffentlich verloost werden sollen.

Frankfurt a. M.

Monatberichte über das hiesige Transportwesen.

Wir haben schon bei verschiedenen Gelegenheiten uns verpflichtet erachtet, auf das „Wochenblatt für das Transportwesen", herausgegeben von Postrevisor Vogtherr dahier, aufmerksam zu machen. Wenn das Publikum bei den neuerlichen häufigen Zeitungsberichten in Beziehung auf eine deutsche Portoreform der Hoffnung auf baldige Beseitigung eines großen Hemmnisses des Verkehrs gerne Raum geben wird, so soll dabei nicht vergessen werden, daß diese Zeitschrift es war, welche die Frage über deutsche Portoreform zuerst einer gründlichen Erwägung unterworfen und die Wege bezeichnet hat, auf denen zu practischen Resultaten in der Sache zu gelangen ist. Die Ansichten des „Wochenblattes für das Transportwesen" in Betreff der deutschen Portoreform haben in der That auch in der Tagesliteratur allgemeine Geltung erhalten. Ist dieses Blatt bei seiner dem Fortschritte huldigenden Tendenz dem Publikum im Allgemeinen zu empfehlen, so wird die hiesige Einwohnerschaft auf ein neuerliches damit in Verbindung gesetztes Unternehmen noch ganz besonders aufmerksam zu machen seyn. Einem vor uns liegenden Circulare gemäß veröffentlicht Postrevisor Vogtherr nämlich vom Februar an: Monatliche Nachweise der sämmtlichen, die hiesige Stadt berührenden Transporte aller Art, insbesondere der Personen-, Brief- und Päckerei-Posten, der Fahrtenplanen der Eisenbahnen bis Mainz einer-, dann Basel andererseits; der Fahrtenplane der den Rhein befahrenden Dampfschifffahrtsgesellschaften in der Ausdehnung auf die ganze Länge des Stromes; der Rhein-Main-Schleppschifffahrt; der Main-Dampfschifffahrt, der Frankfurt-Mainzer Localboote; der regelmäßigen Fracht- und Boten-Fuhren. Was diese Nachweise besonders practisch macht, ist, daß keine Bezugnahmen von einem Monat auf den andern stattfinden, daß jedes Heft vielmehr für sich selbst und vollständig ist; daß über belangreiche Veränderungen innerhalb Monats überdies den Abonnenten Notizen angefertigt werden, und daß für die Monatsberichte das Taschenbuch-Format gewählt wurde. Während die hiesigen Abonnenten des „Wochenblattes für das Transportwesen" bei dem Jahrespreise von 3 fl. diese Monatsanzeigen gratis geliefert erhalten, ist für letztere allein ein besonderes Abonnement eröffnet, und man pränumerirt auf die Monatsberichte um den billigen Preis von 1 fl. 12 kr. für das ganze und 45 kr. für das halbe Jahr bei dem Herausgeber, Postrevisor Vogtherr und in der Hermann'schen Buchhandlung. Nach kurzer Andeutung des Inhaltes der erwähnten Monatsberichte, in welche auch die bezüglichen Personen- und Fracht-Tarife vollständig aufgenommen werden, dürfte unsere Ansicht gerechtfertigt erscheinen, daß solche in keinem Bureau, keinem Comptoir, keiner Gaststube fehlen sollten.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Anna von Oesterreich, Intriguenstück in 4 Abth., nach dem Roman des Alex. Dumas, frei für die Bühne bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 24. Jan. (Neu einstudirt): Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., von Scribe, Musik von Auber.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 25. Montag, den 25. Januar 1847.

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.

(Schluß.)

Seit vierzehn Tagen hatte Clementine ihren Verlobten beweint, als zwei Reisende im Schlosse ankamen. Der eine trug das Kostüm eines deutschen Studenten, mit ganz kurz geschnittenen Haaren, nach der Mode der damaligen Zeit; der andere, als Bauer gekleidet, barg eine schlaue Miene hinter seinen langen, unordentlich herabhängenden Haaren.

„Albert Spachmann," antwortete der erstere mit eigenthümlichem Accente dem Citoyen officieux *), der ihn um seinen Namen fragte; „und Jean Pierre Audrain, mein treuer Führer," fügte er, auf seinen Begleiter deutend, hinzu. — „Saget dem Bürger Roan, daß wir ihm Nachrichten von dem Bürger Frossay bringen."

Er hatte kaum ausgeredet, als er in den Empfangsaal des Schlosses geführt wurde, und zwei Minuten darauf lag der Vicomte — denn er war es — in den Armen des Marquis und seiner schönen Braut.

Der Vicomte hatte sich in Deutschland als Heinrich von Frossay den Tod gegeben, um in Frankreich unter dem Namen Albert Spachmann wieder aufzuleben. Clementine hing zärtlich an seinem Halse und dankte ihm, daß er so vorsichtig gewesen sey, vorzüglich aber, daß er an keinem unnützen Kampfe Theil genommen habe.

„Welch' ein Unglück, wenn der Himmel unseren früheren Wunsch erhört hätte!" rief Clementine. „Gefangen oder geächtet, gleich allen Anführern der Vendéer, würdest Du Dein Glück und das unserige zerstört haben, ohne eine unwiederbringliche, verlorene Sache zu retten!"

Der Marquis, welcher die Sache der Royalisten ebenfalls für verloren hielt, stimmte von Herzen in diese Worte ein, anstatt die Wirkung, welche sie auf Heinrich hervorbrachten, zu beobachten. Dieser brach seine Mittheilungen plötzlich ab und fuhr mit der Hand über die Stirne, um seine Unruhe zu verbergen.

„Wir wollen nicht mehr an das Verlorene denken," sagte der Marquis; „der Marquis von Roan und der Vicomte von Frossay sind todt; aber die Bürgerin Clementine wird sich glücklich schätzen, als Spachmanns Gattin Schutz zu finden."

Der zärtliche Vater fühlte sich in diesem Gedanken so glücklich und Clementine blickte so dankbar zum Himmel empor, daß der Vicomte das Geheimniß, welches diese Freude vergiftet haben würde, tief in seine Seele zurückdrängte.

„Ja, wir wollen das Vergangene vergessen!" rief er; „wir wollen die Gegenwart genießen, ohne uns mit der Zukunft zu beschäftigen."

Bei diesen Worten wendete er sich zu seinem Begleiter, Jean Pierre, um, legte schnell einen Finger auf seine Lippen und, beruhigt durch ein gleiches Zeichen des Bretagners, überließ er sich ganz der Freude des Wiedersehens.

Vierzehn Tage später bot das Innere des Schlosses einen seit langer Zeit ungewohnten Anblick dar. In dem sorgfältig verschlossenen Familiensaale saßen um den großen, grün behangenen Tisch vier in der Stille eingeladene Notablen des Ortes in ausgewählter Toilette; hinter ihnen standen die „Citoyens officieux" des Schlosses, unter denen sich auch Jean Pierre befand; Clementine, weiß gekleidet, stützte sich mit sichtbarer Bewegung auf den Arm ihres Vaters und der Vicomte, in Namen, Accent und Kostüm den Deutschen darstellend, stand neben der schönen Braut und erwartete mit Ungeduld den Augenblick der Vermählungsfeier. Diese bestand in der Lesung und Unterzeichnung des Ehekontraktes zwischen dem Bürger Spachmann, genannt Albert, und der Bürgerin Roan, genannt Clementine.

Der Notar hatte die Abfassung des Kontraktes in allen damals vorgeschriebenen Formen mit Mühe vollendet, und begann die Ablesung des Aktenstückes mit feierlich langsamer Stimme. Ein unparteiischer Zeuge dieser Scene würde erstaunt seyn über die Nachlässigkeit, womit die Hauptpersonen ein Aktenstück von solcher Wichtigkeit anhörten. Der Marquis, im höchsten Grade erstaunt über den lächerlichen Bombast, suchte sich auf alle mögliche Weise zu zerstreuen, um die Worte nicht zu genau zu hören. Clementine, welche die Ungeduld ihres Vaters und ihres Verlobten theilte, war nicht aufmerksamer als diese. Die vier Notablen folgten, entweder in Folge ähnlicher Ansichten oder aus Schmeicheli, dem Beispiele der Schloßbewohner, und selbst Jean Pierre brach sein gewohntes Schweigen, um sich mit den Bedienten auf Kosten des republikanischen Styles lustig zu machen.

Aber der Vicomte, welcher sich unter allen Anwesenden am meisten mit dem Ehekontrakte hätte beschäftigen sollen, schenkte demselben am wenigsten Aufmerksamkeit. Unruhig und mißtrauisch, als ob ihn ein unheimliches Vorgefühl quälte, betrachtete er die ihn umgebenden Personen; bei dem geringsten Geräusche fuhr er auf und blickte aufmerksam durch's Fenster, gleich einem Menschen, der, dem Ziele seiner Wünsche sehr nahe, eines glücklichen Gelingens noch nicht gewiß ist.

Bei aller Eile, womit der Vicomte die Vorkehrungen zur Vermählung traf, hatte er gleichwohl den Wunsch geäußert, gleich nach der Ceremonie mit seiner jungen Gemahlin und seinem Schwiegervater abzureisen und sich außerhalb Frankreich anzusiedeln, ohne eine gefährliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

„Wer weiß," sagte er zum Marquis, „ob man mein Incognito nicht entdeckt, ob Sie nicht durch irgend einen Umstand selbst Verdacht erregen."

*) So wurden in jener Zeit die Bedienten genannt; man schaffte den Namen ab, duldete aber natürlich die Sache.

Digitized by Google

„Sie sind jetzt völlig vergessen," antwortete der Marquis mit der vollkommensten Sicherheit. „Habe ich nicht meinem Range so gut entsagt als Sie, und sichere ich mir durch die Vermählung meiner Tochter mit dem Bürger Spachmann nicht die Gunst der Sansculotten? — Ihr Plan war vortrefflich; zerstören Sie ihn nicht durch einen widersprechenden Plan und überlassen Sie mir die Sorge, Ihr Werk zu vollenden."

Diesen Gründen hatte der Vicomte nur Eine Antwort entgegenzustellen, allein auf diese hatte er schon längst verzichtet. Er überließ sich daher, obwohl nicht ohne die größte Unruhe, dem Marquis und der Vorsehung.

Diese Unruhe erreichte in dem Augenblicke, als der Notar die Lesung des Aktenstückes vollendete, einen so hohen Grad, daß Clementine sie bemerkte und ihren Verlobten erstaunt ansah.

Ein fernes Geräusch, das nur er allein vernommen, raubte ihm seinen noch übrigen Gleichmuth.

„Heinrich! was fehlt Dir?" fragte Clementine, sich ihm nähernd.

Diese Frage gab ihm einigermaßen seine Besonnenheit wieder. „O, nichts — nichts!" sagte er mit der Kraftanstrengung eines Mannes, der eine schreckliche innere Unruhe zu bekämpfen sucht.

Er riß sich los von dem schrecklichen Phantom, welches ihn ergriffen hatte, und um die süße Wirklichkeit seines Glückes wieder völlig zu begreifen, nahm er die Feder, welche der Notar ihm überreichte, und sagte zu Clementinen:

„Unterzeichnen Sie, Fräulein!"

Die Braut legte ihre zitternde Hand auf den Kontrakt und war eben im Begriffe, den Federstrich zu thun, von dem sie das ganze Glück ihres Lebens erwartete, als sie dasselbe Geräusch vernahm, welches der Vicomte schon zuvor gehört hatte. Dieser hielt sie zurück und rief:

„Unterzeichnen Sie nicht!"

Das Geräusch, welches dieses Mal von Allen gehört wurde, und der Ausdruck dieser Worte machte einen heftigen Eindruck auf die Anwesenden. Heinrichs Unruhe theilte sich Allen, gleich einem elektrischen Schlage, mit, und während der alte Marquis aufmerksam horchte, suchte der Vicomte seinen treuen Begleiter Jean Pierre.

Dieser war wie durch einen Zauberschlag verschwunden; aber er trat sogleich wieder in den Saal. Die Hofhunde bellten hinter ihm her und er hatte nur die Zeit, dem Vicomte zuzurufen: „Retten Sie sich!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Frossay an ein Fenster eilte; aber zwei ihm entgegengestreckte Bajonnette zwangen ihn, zurückzuweichen, und als er wieder unter der Versammlung stand, drangen zwanzig Soldaten in den Saal.

Clementine sank bewußtlos in die Arme ihres Vaters. In wenigen Augenblicken war Heinrich von vier „Blauen" umringt und der Marquis von zwei andern bewacht.

„Was wollen Sie von diesem Fremden, Kapitän?" fragte der Marquis den Anführer der Truppe. „Er ist der Bürger Albert Spachmann, mein Gast und der Verlobte meiner Tochter, und was auch Ihre Beweggründe seyn mögen, ihn zu arretiren, ich werde nebst allen Anwesenden Bürgschaft für ihn leisten."

„Alle hier Anwesenden würden sich umsonst kompromittiren und Sie selbst würden sich schon kompromittirt haben, wenn Sie nicht selbst im Irrthume wären. Dieser junge Mann hat Sie getäuscht, indem er sich Albert Spachmann nannte!"

Die erschrockenen Notablen stießen einen Schrei aus und der Notar warf einen kläglichen Blick auf sein ungültiges Aktenstück.

„Der Vicomte ist erkannt; es ist Alles verloren!" sagte der Marquis zu sich selbst. Aber wie groß war das Erstaunen der Anwesenden, als der Kapitän, auf Frossay deutend, hinzufügte: „Es ist kein Anderer, als Martial, der Anführer der Chouans!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Mainz.

Mainz, der alte ehrwürdige Sitz der ersten rheinischen Kurfürsten, die so manchen deutschen Kaiser auf den Thron erhoben, Mainz, die wichtigste alte Gränzfestung gegen den Feind, der so oft von Westen her das deutsche Reich bedrohte, die Festung, welche so manche Belagerung erfahren und so oft schon beschossen und von stürmenden Feinden verwüstet worden, Mainz hat sich in den letzten Jahrzehnten ganz und gar umgewandelt. Nach allen Richtungen hin sind neue Straßen mit herrlichen himmelan strebenden Gebäuden und mit schönem gleichem Pflaster entstanden; die großen Paläste, die hin und wieder noch in Trümmern lagen, als Zeichen der rohen Barbarei, wie vorzüglich das große kurfürstliche Schloß, sind auf's zweckmäßigste mit vielem Aufwande wieder aufgebaut und bieten ihre gefälligen, freundlichen Räume sinnigen Kunstschätzen und belehrenden Natur-, Alterthümer- und Literatur-Sammlungen dar, so daß in der That diese Stadt in ihrem jetzigen Zustand, von ihrer herrlichen Lage begünstigt, mit Recht die schönste, die interessanteste der Rheinstädte genannt werden kann. Bist du ein Freund von Architektur, so eile hin an den Rhein und du wirst die großartigen, allzu prunkvollen Gasthäuser bewundern, die in gefälligem, fest gediegenem Style hoch empor streben; oder du wirst bewundern die allen Stürmen trotzenden, für die Ewigkeit gebauten neuen Bollwerke und Castelle der Festung. Werke, die in der That die Kunst, die Kraft und Ausdauer der Menschen auf's glänzendste offenbaren; besonders wirst du anstaunen, außer den Bauten am Rheine, die neue große preußische Caserne im Südwesten der Stadt, die zugleich eine mächtige Festung für sich bildet, oder nach Westen hin die einzelnen drohend sich erhebenden runden Forts, die in ihrer festen Gediegenheit einem Feinde allein schon lange Zeit Trotz zu bieten vermögen, — nach allen Seiten hin findest du Gegenstände für deine Bewunderung und dein Staunen, und wenn du eine Vergleichung anstellst mit Dem, was in dem Mittelalter Aehnliches gebaut und was so oft als unerreichbar geschildert worden ist, so wirst du dich leicht überzeugen, daß die früheren Werke von den jetzigen bei weitem nicht nur an Kunst, sondern auch an Gediegenheit und Unverwüstlichkeit übertroffen werden. — Oder bist du ein Freund von schönen Aussichten, so eile bei günstigem Wetter hin auf jene Höhe im Südwesten der Stadt, wo früher eine Windmühle gestanden, oder auf den hoch emporragenden Stephans-Thurm, und du überschauest unter und vor dir weithin die große Stadt mit ihren vielen Kirchen und Thürmen, und in der Ferne siehst du das üppige Wiesbaden aus seinem stillen Thale hervorblicken, während ringsum eine Menge Dörfer und Flecken deinen Gesichtskreis beleben, und weiter nordwärts erkennst du am Horizonte die Platte, das herzogliche Jagdschloß, das aus gewaltiger Höhe in seiner hellen Farbe die ganze Gegend weithin überschaut; — oder willst du zugleich lustwandeln im Genießen der herrlichsten Aussicht, so eile zu jenem sogenannten neuen Kästrich, und du findest eben hinter der hohen röthlichen Mauer einen freien ebenen Raum von zweihundert Schritten Länge, wo du gegen Abend noch im Sonnenschein wandeln und zugleich in der entzückendsten Aussicht nach Osten über die Stadt hin schwelgen kannst; — so bieten sich dir noch mehr der anziehendsten Punkte in den Anlagen auf den Rhein und Main und nach anderen Seiten hin dar, und überall wirst du erkennen, daß die Lage von Mainz unstreitig die interessanteste und schönste der Rheinstädte ist.

Was das Leben im Innern der Stadt anbelangt, so zeigt sich noch immer neben dem geschäftig regsamen Handel und Wandel die frühere bekannte Jovialität, eine Lebenslust, die in Theater und Bällen, in Putz und Aufwand, besonders in prunkvollen Gesellschaften mit allen Genüssen, die sich daran schließen, ihre Be-

Digitized by Google

friedigung sucht, und, leider die goldne Mittelstraße nicht immer festhaltend, oft in unangenehme Verlegenheiten sich stürzt. Indessen unter diesen Erscheinungen des äußeren materiellen Lebens, die wir wohl in den meisten größeren Städten wahrnehmen, fehlt es auch nicht an wissenschaftlichem Sinne, an Vereinen für Kunst und Industrie, für Gesang und Literatur, für Alterthum und Physik, und wie sie alle heißen, und mancher dieser Vereine hat die schönsten Sammlungen aufzuweisen, — ob sie aber Interesse finden, und gehörig benutzt, ob die so nöthigen Studien allseitig daran geknüpft, ob sie überhaupt zum Gemeingut für alle Gebildeten gemacht werden, und so, wie sie es sollen, ihre Früchte ins Leben übertragen, — das mögen Andere entscheiden. Doch auch diese Vereine sind nicht die einzige Gelegenheit, die dem Gebildeten und überhaupt dem geistig Strebsamen zur Unterhaltung und Belehrung geboten werden; — sowie schon in dem vorigen Winter, so werden auch an den stillen Abenden dieses Winters in weiteren und engeren Kreisen von begabten Männern Vorlesungen gehalten, die in der That recht wohlthuend und segensreich wirken und deren Fortbestehen wir um deßwillen von ganzem Herzen wünschen müssen. Herr Dr. Riffel, der, seitdem er Gießen verlassen, in Mainz privatisirt, trägt in dem Saale eines Gasthauses Weltgeschichte, besonders in Beziehung auf die welthistorischen Wirkungen des Christenthums, wöchentlich zwei Mal vor und hat sich eines sehr zahlreichen Auditoriums zu erfreuen, so daß er wahrlich bei seinen vielseitigen Kenntnissen viel Gutes stiften kann, wenn er den rechten Ton zu finden und sich von allem unwürdigen Polemisiren fern zu halten versteht. — Hr. Freipr.diger Nonweiler hält in seiner Wohnung wöchentlich ein Mal in einem engeren Kreise von etwa 50 bis 60 Zuhörern beiderlei Geschlechtes freie Vorträge über die Entwickelungsgeschichte der Kirchenreformation, und sowie dieser junge Mann durch seine ansprechenden, erweckenden Predigten sich die Achtung und Liebe Aller, die ihn hören, gewinnt und gewonnen hat, so finden auch diese geistreichen Vorträge, die sein wissenschaftliches Streben deutlich beurkunden und sich streng auf historischem Boden bewegen, in ihrem sinnigen, gemüthvollen Tone allgemeinen Beifall, und es würden gerne noch mehr Zuhörer Theil nehmen, wenn ihnen Raum und Einladung geboten wäre. — Endlich trägt Hr. Böttche, der etwa seit einem Jahre in Mainz mit seiner Gemahlin eine Mädchenschule errichtet hat, in einem Kreise von gebildeten Frauen wöchentlich ein Mal neuere Literaturgeschichte vor, und beweis't hinreichend durch seine lebendigen Veranschauungen, daß er gerade in diesem Fache recht erfreuliche Studien gemacht hat und etwas Tüchtiges zu leisten im Stande ist. — So wird von mancherlei Seiten dem Mainzer Publikum Gelegenheit geboten, sich auf eine edle Weise zu unterhalten und zu belehren, und wenn der Sinn und das Interesse füe dieses wissenschaftliche Streben wie bisher fortbestehen und mehr noch wachsen und zunehmen wird, so kann es nicht fehlen, es werden die segensreichsten Erfolge für das ganze Leben daraus hervorgehen.

Dürfen wir zum Schluß noch auf einen fatalen äußern Mißstand aufmerksam machen, welchen die jenseitige Umgegend von Mainz und vorzüglich der Reisende sehr unangenehm empfindet, so sind es die, in der That schlechten Anstalten zur Ueberfahrt über den Rhein, wäheend die Brücke im Winter abgefahren ist und der Strom mit Eis geht. Oft mit Gefahr muß man sich in die kleinen offenen Nachen stellen, und so, durch die Eismassen hindurchsteuernd, oft eine ganze Stunde hindringen, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Könnte nicht auch hier durch Dampfschiffe, wie an anderen Orten, geholfen werden? —

Mannichfaltigkeiten.

Den zahlreichen Freunden des für die Frankfurter Bühne wieder engagirten und beliebten Schauspielers Heinrich Schneider, dermalen in Hamburg, dürfte es angenehm seyn, zu erfahren, daß ein lithographirtes Portrait desselben erschienen ist. Es ist auf Stein gezeichnet nach einem sehr gelungenen Oelgemälde des Malers J. Steinberger aus Frankfurt a. M., der schon viele gelungene Arbeiten dieser Art geliefert und seine Befähigung genugsam bewährt hat. Auch von H. Schneider gibt er uns ein sehr ähnliches und besonders durch die Haltung des Ganzen ausgezeichnetes, was den Gesichtsausdruck betrifft, in sinniger Auffassung wohl veredeltes Bild, welches, wie nicht minder dessen technische Ausführung, sein Talent zu bekunden geeignet ist. Der Steindruck aus der lithographischen Anstalt von Fr. Hanfstängel in Dresden ist gleich den meisten aus dieser hervorgehenden Arbeiten ausgezeichnet schön und gelungen. Das genannte Portrait ist in allen Kunsthandlungen vorräthig.

Das treffliche Pierer'sche Universal-Lexikon zweiter Auflage, welche sich gewiß im Besitz vieler unserer Leser befindet, ist nun der Vollendung dieser neuen Ausgabe ganz nahe gerückt und wird mit der zweiten Abtheilung des 34. Bandes beschlossen seyn. Die erste Abtheilung desselben liegt vor uns und geht von West bis Xaver. Auch diese enthält gleich allen früheren ein vollständiges Repertoir alles Dessen, was in ein derartiges Lexikon gehört. Von größeren Artikeln verweisen wir z. B. auf Wettrennen, Wiedertäufer, Wien, Wilhelm, Würtemberg, Westphalen, Würzburg ꝛc. ꝛc. Nach dem Erscheinen der nächsten Abtheilung werden wir einen allgemeinen Ueberblick dieses ausgezeichneten, der deutschen Literatur zur Ehre gereichenden Werkes geben.

(Deutsch-amerikanische Zeitungen.) Der Senior der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten, der „Readinger Adler", einst von Friedrich List redigiet, hat sein 50jähriges Jubiläum gefeiert, indem dieses Blatt seit dem 1. Jan. 1777 ununterbrochen erschienen ist. Das nächste deutsche Blatt dem Alter nach ist die in Newyork erscheinende „Hannover Gazette", welche sich kürzlich erst erweitert hat. — In Cincinnati erscheint jetzt auch eine illustrirte deutsche Zeitung unter dem Gutes bedeutenden Titel „fliegende Blätter." Der Redakteur heißt E. Klauprecht.

† (Kassel, 22. Jan.) Unseres vielgefeierten Hofkapellmeisters Dr. L. Spohr 25jähriges Amtsjubiläum ward vorgestern Abend auf der hiesigen Hofbühne auf das herzlichste und festlichste gefeiert. Aus nahen und fernen Orten fanden sich die vielen Freunde und Verehrer des Jubilars ein, und das Haus war gedrängt voll. All die einzelnen Scenen und Gesangstücke aus den vielen schönen Spohr'schen Opern wurden mit bewundernswerther Schnelligkeit, mit reicher und sorgfältiger Kostümirung und scenischer Ausstattung so trefflich vorgeführt, daß das Publikum zu stürmischem Applaus hingerissen wurde. Später wurde die schöne Idee verwirklicht, daß man im Hintergrunde der Bühnenscene Spohrs einfaches Geburtshaus zu Seesen erblickte. Als hierauf der gefeierte Jubilar, von einer Deputation abgeholt, unter schmetterndem Spiele und wiederholtem Jubel die Scene betrat und demselben in sitzender Stellung von Mad. Birnbaum der verdiente Lorbeerkranz auf's Haupt gesetzt wurde, ertönte ein unbeschreiblicher Jubel von der Scene und aus dem Saale; ein Regen von Gedichten, Kränzen und Blumen erfüllte das Haus. So empfing der gefeierte Componist von „Zemire und Azor", „Jessonda", „Faust", „Pietro von Albano", „Alchymist", „Berggeist", „den Kreuzfahrern" ꝛc. an seinem Jubelfeste die lautesten Beweise der Anerkennung und der Liebe des Publikums.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Darmstadt, im Jan.

(Schluß.)

In unseren Theaterräumen herrscht eine frostige Oede, obwohl man es an guten Stücken, wenigstens in der Oper, nicht fehlen läßt. Eine neue Oper: „die Braut des Herzogs", von unserem talentvollen Musikdirektor Schlösser wird zur Aufführung vorbereitet. Sie sollte schon am zweiten Weihnachtsfeiertage gegeben werden; Hindernisse aber (ob absichtliche oder zufällige?) haben die Darstellung hinaus geschoben. „Die Rollen dieser Oper werden von unseren ersten Opernkräften besetzt seyn;" — das ist nämlich die Phrase, die man häufig in auswärtigen Theaterberichten über hiesige Operavorstellungen findet, wenn von einigen Personen die Rede ist, die das Privilegium des öffentlichen Lobes an sich gerissen haben. Wenn man diese wenigen Namen liest, so sollte man glauben, unsere Opernkräfte müßten sehr gering seyn; dem ist aber nicht so. Unter den Nichtgenannten sollten füglich die Namen des Hrn. Kreuzer und der Fräul. Neukäufler oben anstehen. Beide sind die Lieblinge des Publikums und sie verdienen es. Hr. Kreuzer ist ein vortrefflicher, kunstgebildeter Sänger, der sich in allen hohen Tenorpartieen auf das glänzendste hervorthut und Fräul. Neukäufler wird an Wohlklang und Gewandtheit der Stimme in colorirten Partieen von wenig Sängerinnen ersten Ranges übertroffen werden. Insofern reihen sie unsern ersten Opernkräften oben an; was freilich in gewisser Beziehung über den Gesang hinaus geht, darin haben die andern den Vorzug. Fragen wir nun, warum ihrer so selten in auswärtigen Theaterberichten Erwähnung geschieht, so liegt das in dem überall herrschenden Cotterien- und Recensionsunwesen. Haben wir doch neuerdings wieder ein Pröbchen davon gehabt, worüber der Verfasser bis in die Fingerspitzen erröthen müßte, wenn ihm die Wahrheit heiliger wäre, als die Milchkuh der Lobhudelei. — Wenden wir uns von dem Theater zu den sonstigen Wintervergnügungen, so sehen wir auch hier nur magere Verkümmerungen des Zeitverhältnisses und Manches, was uns höchst unerfreulich entgegen tritt. Das in Preußen neuerdings beliebte Absonderungssystem des Militär- und Civilstandes beginnt auch bei uns Platz zu greifen. Es hat sich bereits ein Offizierclub gebildet; die Herren von diesem Stande fangen an, sich aus den übrigen Gesellschaften auszuscheiden und sich unter sich zu concentriren. Man scheint zu vergessen, daß wir Alle Söhne eines Vaterlandes sind; daß der Soldat aus dem Bürgerstande hervorgegangen. Es kann daher diese Absonderung des Militärs nicht anders als ein Zeichen der Zeit betrachtet werden, von welchem eben nichts Erfreuliches zu erwarten steht. — Die Mainzer Narrhalla hat um den Schatten eines Undings Trauer angelegt und ihre Pforten für dieses Jahr geschlossen. Die hiesige (seit vorigen Jahr besteht nämlich eine solche auch hier) hat keinen solchen Trauerfall zu beklagen; dennoch mag es traurig genug darin hergehen; bis jetzt hat sie wenigstens noch kein Zeichen des Lebens von sich gegeben. Nüchterner Witz gleicht der Schießbaumwolle; sie explodirt wohl, zündet aber nicht. Wer sich's in den Kopf setzt, kann leichter zum Spitalnarren als zum Narrhallanareen werden, denn zum ersteren gehört nichts als der Mangel Desjenigen, was man zu letzterem doppelt nöthig hat. — Von Festen, Bällen und Konzerten vernimmt man weniger als sonst und zeigt hierin wenigstens mehr wie anderwärts eine gewisse Scheu, sich der allgemeinen Noth gegenüber nicht mit schwelgerischem Luxus breit zu machen. Alles knüpft an den nahenden Frühling die Hoffnung des Besserwerdens. Möge er uns keine täuschende Erscheinung in seinem blumendurchwirkten Smaragdgewande seyn!

Frankfurter Theater.

Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Acten von Albert Lortzing.

Lortzing scheint berufen, uns von dem Vorurtheil zu befreien, als würden jetzt alle deutschen Musiker mit Zöpfen im Nacken geboren. Wäre der Mann vor siebenzig Jahren erschienen, wir würden ohne Zweifel seine Werke jetzt eben so preisen, wie die von manchen Berühmtgewordenen aus jener Zeit. So aber hat er das Unglück, gerade in unsere Zeit zu fallen, in welcher die deutsche Opernmusik mehr wie je als Stiefstochter in ihrem Vaterlande behandelt wird. Er muß also alle Vorurtheile bekämpfen, die auf ihr lasten, und wird ihm der Sieg gelingen, so legt erst eine dankbare Nachwelt den Lorbeer auf seinen Aschenhügel. „Nichts Neues unter der Sonne", sagt ja schon der alte Horaz. Zu behaupten, daß Lortzing der deutschen komischen Oper wieder aufhelfen wird, ist nicht schwer, da seine Musik trotz unserer verwöhnten und überreizten Ohren, trotz unserer Blasirtheit und unseren übertriebenen Ansprüchen in Deutschland interessirt und in's Volk dringt. Lortzing's „Waffenschmied" sey hier blos als Beleg für diese Behauptung aufgestellt, weil sich darin die Grundeigenschaften seines in der That blühenden Compositionstalents vereinigen, und diese sind: gefällige und haltbare Melodieen, reiche und dabei den Gesang nie deckende Instrumentation, pikante Charakteristik, gemüthlicher Humor, regelrechte Formen, und vor Allem eine heitere Begeisterung für seine Kunst. Ohne, wie gesagt, in Zergliederungen einzugehen, mögen einzelne Citate nur dazu dienen, unser Urtheil zu rechtfertigen:

Die Cantilene auf den Worten: „Gern gäb' ich Rang und Reichthum hin für deine Liebe", welche sich wie ein Goldfaden durch die Oper zieht und schon im Mittelsatz der Ouvertüre vorbereitet, ist so anspruchslos als reizend und zeigt zugleich von der Leichtigkeit, durchgreifende Melodieen zu erfinden. Die Pointe z. B. in „Czaar und Zimmermann": „Ja er ist klug und weise" und ähnliche geben uns dieselben Beweise. Gleiches Lob verdienen die declamatorischen und recitirenden Stellen, wovon es in seinen Opern wimmelt und wobei die Melodie, obgleich untergeordnet, doch immer dominirt. Hier, wie in dem Bestreben, jedem Empfindungswechsel der Dichtung auch eine neue musikalische Periode unterzulegen und namentlich sein Final in kleinere Sätze einzutheilen, hat Lortzing sich offenbar den Schöpfer des Figaro und Così fan tutte zum Vorbild genommen. Daß ihn dabei seine eigene Dichterader unterstützt, die ihn von allen Librettisten unabhängig macht, ist kein kleiner Vortheil für ihn, doch möchte er sich in Zukunft hüten, Worte zu gebrauchen, für deren Bezeichnung es keine Töne gibt und welche nie in den Bereich des Schönen gezogen werden sollten. Es sey hier nur der Schluß der Arie Stadinger's (As dur) angeführt. Besonders glückliche Treffer — wobei es auch den Sängern wohl wird — that L. in dem Terzett des ersten Finals: „Ich weiß vor Zagen kein Wort zu sagen", und in dem Anfang des Sextetts: „Der Mann scheint mir von Sinnen." Diese und so viele Zwischenmelodieen seiner stets fließenden Ensembles begleiten die Zuhörer unwillkürlich mit nach Hause — woraus mit immer bedeutenden Werth legen. Ferner sind der modulatorischen Steigerungen zu gedenken, die große Wirkungen hervorbringen, ohne sich in Schwulst oder Pomp zu verirren. Wie können uns hier mit harmonischen Wogen in die Höhe tragen lassen, ohne doch zu vergessen, daß wir uns in der komischen Oper befinden, und jedem Element widerfährt seine Gerechtigkeit. Wir citieren hier die prächtig durchgeführten Schlüsse des Sextetts im zweiten Final und des Septetts in Es dur.

In seinen Liedern und Arieen ist Lortzing natürlich nicht minder melodiös, wie im Ensemble. Die Ariette der Irmentraut in E moll, nur etwas an den kleinen Hans von Curschmann erinnernd, ist ganz sylladisch und im italienischen Genre gehalten. Er scheint sich in dieser Form besonders zu gefallen. Georg's volksthümliches Strophenlied in A dur mit dem bizarr hervorstechenden Chorsätzchen: „Das kommt davon", ferner Mariens Arie in G moll mit dem neckenden Schluß und Stadinger's Lied: „Auch ich war ein Jüngling", das, obgleich wie das Czaarenlied am unrechten Platz, doch eben so berühmt werden dürfte — alle diese Solo's zeigen uns wieder den liebenswürdigen Melotheten.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M.

Die bereits früher angekündigt gewesene musikalische Abendunterhaltung des Liederkranzes zum Besten der Armen unserer Dorfschaften findet Samstag den 30. Januar im Saale des Weidenbusches statt.

Geschichtliche Vorlesung.

Fünfzehnte Vorlesung; Montag, 25, so wie auch Dienstag, 26. Jan.: Frau Roland — Charlotte Corday ꝛc. — — — Napoleon der Kaisee — Carnot — Totalüberblick über die Geschichte der Jahre 1804 — 1807.

Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. Jan. (Neu einstudirt): Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., von Scribe, Musik von Auber.

Mittwoch, 27. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Faucon, das Leyermädchen, Oper in 3 Abth., von Himmel.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 26. Dienstag, den 26. Januar 1847.

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.

(Fortsetzung.)

2.

Der gefürchtete Name Martial erfüllte die Anwesenden mit einem solchen Schrecken, daß sie, ungeachtet ihrer Zuneigung zu dem Marquis, beinahe die Flucht ergriffen hätten, und selbst wenn der Letztere eines Einverständnisses mit dem gefüchteten Bandenführer verdächtig gewesen wäre, so würde ihn seine außerordentliche Bestürzung vollkommen gerechtfertigt haben.

Nur zwei Personen behielten unter der allgemeinen Bestürzung ihre Fassung, und gerade bei diesen beiden Personen würde eine Verlegenheit am leichtesten zu begreifen gewesen seyn. Diese waren Frossay und Clementine. Sobald sich die Gefahr als unvermeidlich darstellte, nahm Ersterer die Haltung eines Mannes an, der gewohnt ist, ihe in's ernste Antlitz zu blicken. Zuerst suchte er die Anwesenden durch einen Wink zu beruhigen; dann deutete er den Soldaten an, daß sie keinen Widerstand zu fürchten hätten, und warf dem Kapitän endlich einen Blick zu, der allein schon hinreichend gewesen wäre, ihn als den gefürchteten Martial zu bezeichnen. Endlich sah er Clementinen mit einem ganz anderen Ausdrucke an, und der Blick, den er von ihr zurück erhielt, war so voll Ermunterung und Trost, daß er das größte Unglück vergessen haben würde.

Der Marquis, welcher noch immer seinen Sinnen nicht zu trauen schien, wollte indessen dem Hauptmanne begreiflich zu machen suchen, daß er sich täusche, und gab dem Vicomte einen Wink, seine Papiere zu zeigen; allein Beide antworteten ihm nur mit Lächeln und Kopfschütteln. Der Vicomte und sein Feind, der Hauptmann Morin, hatten einander auf dem Schlachtfelde gegenüber gestanden, und Beide erkannten einander auf den ersten Blick; alles Leugnen war daher fruchtlos.

„Es ist wahr, meine Freunde," sagte er, sich zu dem Marquis und Clementinen wendend, „ich bin der Anführer der Chouans, dessen Kriegsname soeben genannt wurde. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie betrogen. Der Himmel straft mich dafür, daß ich Ihre Ruhe auf ein so gewagtes Spiel setzte, und ich danke ihm, daß er mir ein Verbrechen ersparte, dessen Entschuldigung Sie vielleicht in meiner Liebe finden werden. — Bedenken Sie," fügte er, auf jene Worte, welche sein Geheimniß betrafen, sich beziehend, hinzu; „ein Anführee der Chouans hätte doch nur Ihr Glück zerstören können, und verzeihen Sie dem Bürger Spachmann, daß er Ihnen den Namen des geächteten Martial verbarg. Ach! ich hoffte, ihn auch der Republik zu verbergen, und deßhalb bat ich Sie oft, Frankreich mit mir zu verlassen. Leben Sie zufrieden und glücklich, und sagen Sie mir, daß ich Ihre Verzeihung mit auf's Blutgerüst nehme."

„Sie sterben nur als der Gemahl Clementinens von Roan!" rief das Fräulein in ihrer Begeisterung über die hochherzige Rede, welche ihren ganzen Stolz von Neuem erregt hatte; die schrecklichen Gefahren vergessend, in welche sie sich und ihre Familie stürzte, und stolz die Thränen trocknend, welche die Rührung ihr ausgepreßt, eilte sie mit erglühendem Gesichte zu dem Tische, worauf der Ehekontrakt lag, ergriff hastig die Feder, die ihr entsunken war, und unterzeichnete mit fester Hand.

Umsonst rief ihr Frossay zu: „Halten Sie ein, Unglückliche!"

Clementine wandte sich zu ihm um, hielt ihm die Feder und den Kontrakt entgegen und sagte zu ihm mit zärtlicher, aber entschlossener Stimme: „Unterzeichnen Sie auch, Martial!"

„Unterzeichnen Sie, Martial!" antwortete der ebenfalls begeisterte Marquis dem Vicomte, der ihn seagend ansah. Und als dieser der Aufforderung Folge geleistet, unterzeichnete der würdige Vater ebenfalls.

„Dies erzählen Sie Carrier, Kapitän!" fügte er dann, die beiden Verlobten umarmend, hinzu; „und sagen Sie ihm, wir würden mit Freuden gemeinschaftlich das Blutgerüst betreten, wenn unser Verbrechen eine solche Strafe verdient."

„Ihr Verbrechen verdiente die Gnade der Menschen," erwiederte der Offizier, vergebens gegen eine Rührung ankämpfend; „aber die Republik kennt nur das Gesetz, — so wie ich nur meine Pflicht kenne," fügte er hinzu, indem er dem Vicomte einen Wink gab, ihm zu folgen, und den Uebrigen andeutete, sich ruhig zu verhalten.

Frossay drückte den Marquis und Clementinen an's Herz, warf einen Blick zum Himmel und entfernte sich mit dem Worte: „Lebewohl!"

„Sagen Sie ihm: auf Wiedersehen, Fräulein," murmelte in diesem Augenblicke eine leise Stimme in Clementinens Ohr; „das wird Ihnen Beiden Glück bringen, und mir Muth geben, über ihn zu wachen."

Clementine stammelte leise: „Auf Wiedersehen!" und sah auf ihrer Schulter den zottigen Kopf Jean Pierre's.

Der Bretagner verhielt sich ruhig, bis Alle den Saal verlassen hatten. Dann zog er ohne Umstände sein Kamisol aus, kehrte die Aermel um und zog es verkehrt an; er machte es eben so mit seiner Kappe, gab seinem Gesichte ein neues Ansehen, indem er seine Haare hinter das Ohr strich, nahm einen ganz veränderten Gang an, indem er sich wie ein Lahmer auf seinen Stab stützte, und verließ das Schloß, ohne von der Dienerschaft erkannt zu werden.

Der Marquis und Clementine eilten an's Fenster, um ihn mit staunenden Blicken zu verfolgen, und sie konnten nicht umhin, den Wink, welchen er ihnen zurückjandte, durch ein Zeichen des Dankes zu erwiedern.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch war der Marquis mit Clementinen noch im Saale. Sie hatten die ganze Nacht

Digitized by Google

vom Vicomte geredet, und klagten bald ihn, bald sich selbst als Urheber seines Unglückes an. Durch die heftigen Erschütterungen des gestrigen Tages, sowie durch die schreckliche Unruhe dieser Nacht im höchsten Grade erschöpft, entwand sich Clementine gegen Morgen den Armen ihres Vaters und wankte dem Fenster zu, um ihre brennend heiße Stirne an den Scheiben zu kühlen. Die Nacht war dunkel und der Himmel sternenlos; aber das Fenster bot die Aussicht nach Nantes, wohin auch Clementinens Gedanken wanderten.

„Er muß schon lange in Nantes angekommen seyn," sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, als es fünf Uhr schlug. „Wo er wohl jetzt ist und was aus ihm geworden ist?" fügte sie mit einem Fieberschauer hinzu. „Ohne Zweifel hat man ihn in den Entrepôt*) gebracht, wo er sein Urtheil erwarten soll. Ach Gott! er hat sein Urtheil schon empfangen, und die Guillotine ist sein Tribunal. Wer weiß, ob Heinrichs edles Haupt nicht schon in dieser Nacht unter dem Henkerbeile gefallen ist, ob sein entseelter Körper in dem kalten Leichentuche nicht vielleicht in diesem Augenblicke von dem Strome der Loire unter dem Schlosse S** vorübergetrieben wird?"

Während dieses Selbstgespräches schlug's auch draußen im Schloßthurme Fünf, und die Lampe auf dem Tische erlosch plötzlich, so daß es völlig finster im Saale wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Josias v. Rantzau.

Von diesem merkwürdigen Haudegen entwirft Barthold in seiner trefflichen Geschichte des großen deutschen (30jährigen) Krieges ein interessantes Bild. Dieser holsteinische Edelmann entlief als dreizehnjähriger Knabe seinen Eltern, trat in die Leibwache des Prinzen von Oranien, diente dann den Dänen, nachher den Kaiserlichen, trat dann unter schwedische Fahnen und lief endlich zu den Franzosen. Er wollte lustig leben, wollte Ruhm und Sold, und alles Das wurde ihm zu Theil. In der Liebe hatte der kecke Bursch so viel Glück, daß man ihn, wie es scheint mit Unrecht, für den Vater König Ludwig des Vierzehnten ausgab. Rantzau war einer der größten Trinker und Raufer seiner Zeit. Nachdem er 1645 katholisch geworden war, gab man ihm den Marschallstab und die Herzogswürde mit 50,000 Thalern Einkünften. Er starb, nachdem er in Saus und Braus seine sämmtliche Habe und die reiche Mitgift seiner Frau vergeudet hatte, noch nicht vierzig Jahre alt. An seinem Leibe trug er sechzig Wunden; von allen Gliedern, welche der Mensch doppelt hat, besaß Josias v. Rantzau nur noch eins. Balgen und Raufen war sein zweites Element; um diesem fröhnen zu können, mischte er sich verkleidet unter die gemeinen Soldaten, und mit dem Oberst Wieringshofen schlug er sich einst, weil dieser — seinen Namen nicht richtig geschrieben hatte! In seinem Geschlecht ging die Sage, Rantzau's Urgroßmutter habe einst eine Nixe entbunden und von dieser dafür Gold erhalten, woraus sie eine Münze, einen Härig und einen Spinnrocken habe verfertigen lassen. Auf Josias erbte der Häring; er ließ ihn in seinen Degengriff einschmieden und hielt sich nun für unüberwindlich. Als aber Kaspar v. Borkwald das Geheimniß ausplauderte, warf Josias den Degen in den Rhein und bestand einen Zweikampf mit dem Beleidiger. Damals waren solche Raufereien, die man jetzt wieder für ritterlich ausgeben will, obwohl sie nur eine Brutalität sind, an der Tagesordnung. Der berühmte Johann von Werth, ein Bauernsohn, der in der That ein Ritter war, befand sich einst an der Tafel des Kurfürsten von Köln. Als man dort ein Stündlein oder etliche sich verlustiret, gerieth der Oberst v. Merode mit dem Obersten Philippi in Händel. Die Ruhestörer wurden aus der Thür geworfen. Merode blieb ergrimmt und mit gezogenem Säbel an der Hausthür stehen. Als nun Johann von Werth Abschied genommen hatte, um sich nach Hause zu begeben, rannte Merode auf ihn zu und rief: Einer sey so gut wie der Andere. Also zog auch Johann von Werth vom Leder, erlegte den von Merode in geregeltem Zweikampfe, und damit war Alles abgethan. Kein Hahn krähte danach. Das war damals Zeitgeist. (Br. Z.)

*) Ein dumpfer Kerker, wohin Carrier alle zum Tode bestimmten Personen bringen ließ.

Laurahütte.

In der Wanderung durch einen Theil des slavischen Oberschlesiens, von Eisner in der Augs. Allg. Ztg., wird über diesen nicht blos deutschkatholisch merkwürdigen Punkt und über dessen Umgebung erzählt: „Bis nach Myslowitz fuhr der König von Preußen auf seiner letzten Reise und wandte sich von da nach Laurahütte. Soviel mir bekannt, befindet sich hier das größte Eisenwerk im preußischen Staat. Es ward erst vor wenigen Jahren auf Aktien angelegt, hat aber einen Betrieb, der ins Kolossale geht. Es liegt auf dem Grund und Boden des Grafen v. Henkel-Donnersmark, des Bruders des Standesherrn. Im Vorbeigehen muß ich erwähnen, daß es bekanntlich diese Laurahütte war, von wo aus Johannes Ronge sein Sendschreiben an den Bischof von Trier erließ. Die Kolonie ist fast nur von Beamten und Berg- und Hüttenleuten bewohnt, hat aber vermöge der Hochöfen und der vielen Werke eine ziemliche Ausdehnung. Fast noch großartiger ist, besonders wenn wir nur auf die Eisenproduktion sehen, hier das Treiben als in Königshütte. Man prophezeite dem Werke anfangs keinen ganz günstigen Fortgang. Es hat sich jedoch mächtig emporgearbeitet, und soll den Aktionären schon jetzt sehr ansehnlichen Gewinn bringen. Nahezu eine Million von Centnern Eisenbahnschienen hat es schon geliefert, die, nebst denen von Königshütte, einen rühmlichen Mitbewerb mit den englischen bestehen. Man arbeitet überhaupt jetzt, in Folge des erhöhten Schutzzolles, mit ziemlichem Gewinn auf den sämmtlichen oberschlesischen Eisenwerken, und es steigt nunmehr ihr Aufschwung von Jahr zu Jahr. Eine Merkwürdigkeit in der Nähe von Laurahütte dürfen wir nicht unbeachtet lassen. Es ist dieß das seit langen Jahren brennende Kohlenfeld, das schon in weiten Strecken von den Flammen ergriffen ist, deren man sich nur mit großer Mühe erwehrt, und die bereits Hunderttausende, ja Millionen von Tonnen Steinkohlen verzehrt haben. Den Brand abzusperren ist das einzige Mittel, was den Bergleuten zu seiner endlichen Bewältigung zu Gebote steht. Es ist aber nur mit unendlichen Schwierigkeiten anzuwenden, und es spottet die Flamme nur allzu oft der Gegenwehr, indem sie in unvorhergesehenen neuen Richtungen ausbricht und sich weiter verbreitet. Das Schlimmste dabei ist, daß man dem Brande wegen der übermäßigen Hitze nicht nahe genug kommen kann, um ihn mit Kraft zu beschränken. Die vom Feuer ergriffenen Flötze liegen nicht allzu tief, und die auf der Oberfläche der Erde sich zeigenden Risse und Senkungen geben an, wie weit und gewaltig es schon vorgedrungen ist. (M. U.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Times" meldet, daß ein Herr Brown ein unverletzliches Briefcouvert erfunden hat, welches allen Künsten des vorigen Staatsministers und allen Oblatenbrechern Trotz bieten werde. Die untere Befestigung des Siegels oder vielmehr Schloß-

Digitized by Google

ses besteht aus sehr dünnem und leichtem aber starkem Metalle, an welches die Ecken des Couverts gewissermaßen angelöthet sind, ohne Teig, Lack oder Gummi; an diesem unteren Schlosse befindet sich ein kleiner hervoragender Zapfen, ähnlich wie der Zapfen an einem Percussionsgewehre, auf welchen man das Zündhütchen setzt, nur flacher. Die äußere Seite des Schlosses enthält das Hütchen zu diesem Zapfen, welcher hineinpaßt, sobald das Couvert zugemacht wird. Ein leichter Schlag, auf das Siegel geführt, macht das Hütchen und den Zapfen vollkommen platt, wodurch der untere und obere Theil der Verschließung so mit einander vereinigt und gewissermaßen zusammengeschweißt werden, daß man sie ohne Zerreißung des Couverts unmöglich öffnen kann. Der Erfinder hat auf diese wichtige Vorrichtung ein Patent genommen.

(Speyer, 23. Jan.) Die hiesige Zeitung bemerkt: „Dr. Wirth's „Geschichte der Deutschen" ist nunmehr in einer zweiten, sehr vermehrten Ausgabe (bei Hoffmann in Stuttgart) in vier starken Bänden vollständig erschienen. Es ist ein schönes und werthvolles Werk, und man wird ihm dieses Lob selbst dann zugestehen müssen, wenn man, wie wir, mit verschiedenen Hauptansichten des Verfassers nicht einverstanden ist (so namentlich wegen der frühesten Rechts- und Verfassungsverhältnisse des deutschen Volkes, welche dem Grundprincip nach durchaus freisinnig waren, während sie Wirth für höchst unfrei hält.) Der Verfasser beurkundet vielfach einen äußerst scharfen Blick, tiefes Forschen und eine geniale Auffassungs- und Darstellungsweise. Der Preis des Werkes ist, für dessen bedeutenden Umfang, äußerst billig (5 fl. 24 kr.)

(Würzburg, 20. Jan.) Im heutigen Abendblatte lesen wir: Gestern Vormittags kam auf der Domstraße ein Ochse an einem bespannten Wagen zum Falle. Alsbald versammelte sich eine Menge Leute, um dem Führer des Ochsenwagens bei Aufrichtung des mit phlegmatischer Ruhe liegen gebliebenen Ochsen behülflich zu seyn. Man zog ihn am Schwanze, zerrte ihn an den Ohren, versuchte ihn auf die Füße zu stellen, schob einen Hebebaum unter, — Alles umsonst! der Ochse blieb liegen. Die verehelichen Anwesenden, deren Hülfsmittel nun erschöpft waren, stunden rath- und thatlos da, und es gewann schon den Anschein, als ob die Gleichmuth des Ochsen die Oberhand behielte. Da nahte in unscheinbarer Gestalt der Retter aus der Noth. Ein Sohn Israels, ein Ochsenkundiger, trat näher, und prüfenden Blickes das Ganze überschauend, rief er aus: „Worum hält mer dem Ochsen nit die Nasenlöcher zu? eher als er erstickt, eher springt er auf." Gesagt, gethan! und der Ochse stand auf seinen Füßen.

(Hamburg, im Jan.) Mit Einschluß der Vorstädte und des Landgebietes erscheinen in Hamburg 41 Publikationen der periodischen Presse. Die Zahl, welche für die Hamb. Neue Zeitung ausgefallen, ist sogleich durch ein Witzblatt „Mefistofeles" ersetzt worden, als dessen Redakteur ein Hr. Marr genannt wird. Auch soll von demselben und Hrn. Gallois eine Wochenschrift unter dem Namen „Bügerfreund" herausgegeben werden, die, dem Stadtgerede zufolge als ein Organ der radikalen Opposition angekündigt wird.

Zwei Berliner Dandys stritten sich, wessen Schneider dem Einen oder dem Andern am meisten zu Danke verpflichtet sey. „Denken Sie sich", sagte A. zu B., „der meinige hat seine Tochter allein von meinen Rechnungen ausgestattet." — „Oho", erwiederte B., „mein Schneider hat schon drei Häuser von Dem gebaut, was ich ihm schuldig bin."

(Breslau, 19. Jan.) Vorgestern wurde ein Mann auf einem Wagen nach Ujest gebracht, welcher beinahe ein großes Unglück durch seine Unbesonnenheit auf der Eisenbahn zwischen Rudziniz und Schlawenzitz herbeigeführt hätte, wenn nicht die Entschlossenheit des betreffenden Wärters hindernd dazwischen getreten wäre. Der Zug war von Rudziniz abgegangen, die Barrieeen geschlossen, und dennoch versuchte dieser Mann, indem er die Barriere wegnahm, noch über die Bahn zu fahren. Der Wärter eilte hinzu, riß die Pferde und den Wagen auf die Seite und erhielt dafür von dem Fuhrmanne einen Schlag mit einem Stocke über den Kopf. Der herankommende Zug erfaßte das eine Pferd und tödtete es, zertrümmerte den Wagen und beschädigte den Fuhrmann selbst bedeutend. Er ist dem dortigen Kriminalgerichte übergeben.

Am 14. Jan. fand in Hamburg ein eigenthümlicher Theaterscandal statt. Hr. Baison hatte zu seinem Benefiz ein von ihm verfaßtes Stück „Eine Gastrolle" angekündigt, in welchem ein Jude Namens Schlappfuß vorkommt, der mit einem jüdischen Abonnenten des Stadttheaters große Aehnlichkeit hat. Dem erwähnten Abonnenten war dies verrathen worden; er hatte vergebens die polizeiliche Einschreitung begehrt, und erschien bei der Vorstellung im Theater, um dem Aergerniß Trotz zu bieten. Alle Lorgnetten richteten sich auf ihn, und es gab einen unmäßigen Jubel. Das Stück gefiel übrigens.

(Hoch und wohllöblich.) Nach einer neuern Bestimmung des Hrn. Generalpostmeisters v. Schaper sind die Postbehörden angewiesen, ohne besondere Kurialen sich gegenseitig zu schreiben, das heißt: in der Anrede nicht mehr den unbestimmten Artikel zu gebrauchen, wenn die Behörde höher steht, und, den bestimmten, wenn sie untergeordnet ist, sondern stets den bestimmten; auch das hoch- und wohllöblich wegzulassen. Die Justizbehörden haben, so viel uns bekannt, von jeher wenig Werth auf diese Ungereimtheiten gelegt, so daß die völlig nutz- und sinnlose Schreibweise eigentlich lediglich nur den Verwaltungsbehörden übrig gelassen wird. Man war vor mehreren Jahren auf dem besten Wege, sich einer natürlichen Schreibart zu befleißigen, und diese stylistischen Auswüchse, die gewiß dem schreibenden Beamten ein Fünfzigtheil der Arbeitkzeit rauben, zu beseitigen. Da wurde mit einem Male von Seiten des damaligen Ministeriums des Innern nicht nur die strenge Anwendung jener Formen befohlen, sondern deren Ausdehnung angeordnet, worüber damals vielfach gespöttelt woeden ist. Jetzt hat man sich zwar wieder daran gewöhnt — denn der Mensch vermag sich Allerlei anzugewöhnen — aber es möchte doch wahrlich an der Zeit seyn, diesem Wesen ein Ende zu machen, was nur dadurch geschehen kann, daß, wie Hr. von Schaper bereits gethan, Anweisungen dazu von den oberen Behöeden gegeben werden, welche sich um die deutsche Schreibweise dadurch verdient machen würden. (R. B.)

Aus Dresden schreibt man: Gutzkow hat mit dem 1. Januar seine Funktionen als Dramaturg angetreten. Das Gerücht, als habe derselbe wegen bedrohter Beschneidung seines „Uriel Acosta" bereits ein Entlassungsgesuch eingereicht, scheint demnach ein leeres gewesen zu seyn.

Der Rhein. Beobachter erzählt, daß in Bayern gegenwärtig viel von einer Teufelsbeschwörung die Rede sey. Schenkbrüder, die in einem Dorfe bei Maisach zusammensaßen und kein Geld mehr hatten, beschworen den Teufel mit seinem Gelde und er erschien wirklich. Sie vergaßen vor Schreck den Teufel zurückzubannen, und seitdem sitzt er fortwährend in der Schenke, und man kommt weit her, um scheuen Blicks durch die Fenster zu blicken, um den Teufel zu sehen!

Digitized by Google

Korrespondenz.

Stuttgart, 19. Jan.

In unseren städtischen Berathungen spielt seit einer Reihe von Jahren der Bau eines neuen Schlachthauses eine höchst sonderbare Rolle. Allgemein wird das vorhandene Schlachthaus, welches mitten in der Stadt steht, keinen hinlänglichen Raum besitzt, aber Eigenthum der Metzgerzunft ist, als eine Calamität für einen ganzen Stadttheil betrachtet, da es die ganze Umgegend verpestet. Allein die Metzger wußten es seit dieser Zeit zu hintertreiben, daß ein neues, mehr entfernt gelegenes Schlachthausgebäude gebaut werde, wogegen sich aber die öffentliche Stimme stets so erhob, daß in jedem jährlichen Bericht über den städtischen Haushalt das Versprechen enthalten war, daß man hoffe, dem dringenden Verlangen nach einem anderu, den Bedürfnissen der Zeit angemessenen Schlachthaus bald entsprechen zu können. Endlich wollen sich die städtischen Behörden nicht mehr länger von den Metzgern an der Nase herumführen lassen und man hat daher den Metzgern einen vierwöchigen Termin gesetzt, innerdessen sie ihre Wünsche wegen eines neuen Schlachthauses, namentlich in Betreff des zu erwählenden Platzes und der inneren Einrichtungen aussprechen können, indem später der Stadtrath, ohne sie zu hören, zur Verwirklichung schreiten werde. — Die Verhandlungen unserer Abgeordnetenkammer nehmen dermalen das allgemeine Interesse in hohem Grade in Anspruch und die Gallerien, die freilich viel zu wenig Raum haben, sind stets überfüllt.

Mainz, 20. Jan.

Laube's „Karlsschüler", welche am 16. d. zuerst hier über die Bretter gingen, wurden gestern bereits wiederholt. Durch die günstigen Berichte aus andern Städten, wo das Stück bereits zur Aufführung gekommen, aufmerksam gemacht, war das Publikum schon zur ersten Vorstellung herbei geströmt, und die überaus günstige Aufnahme, welche das Stück fand, ließ voraussehen, daß es ein Kassenstück würde. Bei der gestrigen Aufführung war schon eine halbe Stunde vor Beginne des Stückes im Parterre kein Platz mehr zu finden, und alle Räume unseres großen Hauses waren überfüllt; mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte das Publikum und eine seltene Ruhe herrschte im ganzen Hause, welche nur durch die rauschendsten Applause unterbrochen wurde. Außerordentlichen Beifall fanden die Scene am Schlusse des zweiten Actes, wo Schiller die Fürstengruft verliesst, so wie im vierten Acte die Scene des Herzogs mit der Gräfin von Hohenheim, und die Scene des Herzogs mit Schiller, wo der Beifall gar kein Ende nehmen wollte; im fünften Acte aber, als bei Verlesung des Briefes an Dalberg die Generalin Rieger dem genialen Schiller, der Hoffnung des deutschen Vaterlandes, ein Hoch bringt, wozu bei der gestrigen Vorstellung unser Orchester mit einem dreimaligen Tusch einfiel, überschritt der Jubel alle Schranken, und die ganze Versammlung brach in ein begeistertes Hoch aus. Die zweite Aufführung war noch abgerundeter als die erste, und hat allgemein befriedigt. Hr. Blattner (Schiller) wurde viermal und Hr. Rennert (Herzog Karl) zweimal gerufen, eben so erntete Fräul. Anna Schirmer (Gräfin von Hohenheim) großen Beifall. Auch die übrigen Mitwirkenden, Mad. Burg-Beuder (Generalin Rieger), Fräul. Bertha Schirmer (Laura) und die Herren Reinhardt (General Rieger), Ph. Meyer (Silberkalb) und Andrée (Anton Koch), trugen durch ihre Leistungen zum Gelingen wacker bei. Wir erinnern uns seit Jahren keines Stückes, welches hier einen solchen Erfolg gehabt hätte, und man sieht weiteren Wiederholungen verlangend entgegen. Nächsten Freitag sehen wir einmal wieder das alte „Donauweibchen", zum Benefiz der Mad. Scheele, und dürfte, da dies Stück hier seit langer Zeit nicht mehr gegeben wurde, und Mad. Scheele durch ihre Leistungen sich einer großen Beliebtheit erfreut, der Besuch zahlreich werden.

Mainz, 22. Jan.

Der letzte, auf vorgestern Abend anberaumte Casino-Ball war noch spärlicher besucht, als der Sylvester-Ball, und die bei weitem größere Zahl der Mitglieder dieser achtbaren Gesellschaft scheint entschlossen, für diesmal diesen Wintervergnügungen zu entsagen. Ob unter solchen Auspicien der auf Fastnacht bestimmte Maskenball überhaupt zu Stande kommen wird, ist sehr zu bezweifeln. — Die in der heutigen Didaskalia enthaltene Erwiderung auf die letzthin in demselben Blatte gegebene Mittheilung über das hiesige Wochenblatt und dessen Verleger wird den Letztern, vorausgesetzt, daß die Angaben ganz richtig sind, vor fernerer Anfechtung in Bezug auf das Verlagsrecht des Wochenblattes ohne Frage sicher stellen. Die darin enthaltene Schlußbemerkung, daß das Wochenblatt in neuester Zeit wegen seines größeren Formats häufig mit der Mainzer Zeitung verwechselt werde, regt unwillkürlich zur Heiterkeit an und läßt den Verfasser der Erwiderung als einen Mann erscheinen, der sich in Hyperbeln gefällt, nur in der Wahl derselben nicht ganz glücklich ist.

Frankfurter Theater.

(Schluß)

Noch Etwas, das Lortzing von vielen der neueren Componisten unterscheidet, ist, daß jede Nummer irgend einen musikalischen Witz, eine Pikanterie oder humoristische Pointe aufzuweisen hat, daß alle Effecte ganz in der Natur der Composition liegen und folglich aus sich selbst hervorgehen. Als Citate dienen hier die wiederholte Schlußstelle des äußerst komischen Duetts zwischen Stadinger und Georg: „Das, das wär' ein guter Spaß", dann der verdüsternde Satz im ersten Final: „Graf Liebenau, schau, schau", und das kleine Cabaletchen in Mariens großer Scene am Schluß des ersten Actes: „Zu thronen beim Turnier inmitten schöner Frauen", das und vieles Andere noch sind wahre Originalitäten, für welche man nur Sinn und Wille haben muß, um sie in ihrer ganzen Bedeutung zu fühlen.

Und dennoch will die gestrenge Kritik nichts von Lortzing's Originalität wissen. Wenn man sich vorerst nur über den Begriff dieses Wortes in's Klare setzen wollte, das immer in aller Welt Mund ist, und worüber doch eben so viel Unerhebliches geplaudert wird, wie z. B. über die Prädicate: klassisch, schulgerecht, melodisch, dramatisch, u. s. w., u. s. w. Zugegeben, daß Lortzing mit seiner Musik keine neue Bahn brechen wird wie ein Beethoven, Weber, Spohr, Mendelssohn, oder wie die spitzige, frivole und revolutionäre Schule, die mit Meyerbeer begann, durch Halevy fortgesetzt wird und — vor der Hand — mit Berlioz endet; aber dafür ist auch Lortzing keiner jener unglücklichen Nachbeter, die beständig zwischen Scylla und Charibdis irren, weil sie selbst keinen Styl haben und gar keiner Schule angehören. Noch viel weniger gehört er zu Jenen, die, von unersättlicher Eitelkeit und steter Aufregung geplagt, um jeden Preis originell seyn wollen, daher die Form mit Verachtung alles Herkömmlichen zerbrechen, nur mit Keulen drein schlagen und doch nie den Nagel auf den Kopf treffen. Uns däucht, Lortzing ist gerade deshalb originell, weil er es nicht seyn will, weil er eine edle Inspiration im Herzen und eine gute Schule vor Augen hat, weil er ohne Unsterblichkeitsvisionen seinen Weg ruhig fortwandelt, hauptsächlich aber, weil er sich jener heiteren und naiven Muse wieder zuwendet, welche des Menschen Herz erfreut, aber nicht peinigt und in Zweifel stellt. Lortzing ist — oder seine Werke müßten schamlos lügen — ein glücklicher Componist. Und deshalb ist er vielleicht kein origineller.

Jene Kritik, welche es nicht der Mühe werth findet, ein deutsches Werk einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, und wohl glauben mag, die ganze Summe ihres Urtheils mit einem vornehmen Kopfnicken oder Achselzucken beendet zu haben, jene dürfte wohl geneigt seyn, zu glauben, wir wollten Hrn. Lortzing hiermit ein Compliment machen, und dennoch ist diese Skizze nur der natürliche Ausdruck aller Unparteiischen, welche die Intentionen dieses genialen Componisten verstehen und ihm ihre herzliche Anerkennung zollen.

Der Beifall, den die Oper zweimal hintereinander erlebte, konnte kein forcirter seyn, da erstens der Componist nicht unter uns wohnt und zweitens die Oper durch keine äußere Bestechungsmittel blendet.

Was die Darstellung betrifft, so hat allerdings das schöne Bestreben unserer Sänger und des Orchesters viel dazu beigetragen, diese Oper von einer so vortheilhaften Seite würdigen zu können. C. G.

Theater-Anzeige.

Montag, 25. Jan. Das Geheimniß, Operette in einem Akt, aus dem Französischen von Herklots, Musik von Solié. - Hierauf folgt: Der Vetter, Lustspiel in 3 Abth., von Roderich Benedix.

Dienstag, 26. Jan. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von C. Gutzkow.

Mittwoch, 27. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Fanchon, das Leyermädchen, Oper in 3 Abth., nach dem französischen Vaudeville bearbeitet von Kotzebue, Musik von Himmel. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 27. Mittwoch, den 27. Januar 1847.

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.

(Fortsetzung.)

Clementine eilte mit einem Schrei des Schreckens zu ihrem Vater, und als ob die Natur den Eindruck dieser Scene noch schauerlicher hätte machen wollen, schlug ein heftiger Regen gegen die Fensterscheiben. Bald jedoch fing der erste Schimmer des Tages an, das Licht der Lampe zu ersetzen. Der Marquis und Clementine unterschieden deutlich den Tisch, worauf der Kontrakt und die Feder, womit sie unterzeichnet hatten, neben einem Handschuhe des Vicomte lagen, dann die im Kreise aufgestellten Stühle — kurz Alles, was an diesen lieblichen, durch ein so schreckliches Erwachen gestörten Traum erinnerte.

Dieser Anblick gewährte Beiden die Wohlthat der Thränen; aber kaum hatten sie in diesem Himmelsthau einige Ruhe und Erleichterung gefunden, als an der Schloßpforte plötzlich ein starkes Geräusch sich vernehmen ließ. Die mit Heftigkeit gezogene äußere Glocke weckte die Dienerschaft und die Hofhunde auf.

„Schon wieder die Blauen!" rief ein Bedienter in der Saalthüre, während die übrigen nach dem Schloßthore eilten.

„Verdieg Dich, Vater, man will Dich arretiren!" rief Clementine, indem sie die Hand des Marquis ergriff und ihn in ein anderes Zimmer zu führen suchte.

„Gut, man arretire mich!" antwortete der Greis mit der Resignation eines Menschen, dessen Muth zu Ende ist.

„Dann soll Niemand uns trennen!" rief Clementine, sich fest an ihren Vater schmiegend.

Bald jedoch wurden sie beruhigt bei dem Anblicke des Mannes, der im Saale erschien.

Es war ein junger Offizier der Republik, mit ernstem, aber höflichem Benehmen, mit zierlich gestutztem Schnurrbart, der gegen seinen dunkeln Tituskopf sehr abstach.

Er näherte sich dem Marquis mit militärischem Anstande und begrüßte Clementinen mit einer ehrerbietigen Verbeugung. „Ich bin der Lieutenant Larion," begann er ernst; „ich erhielt in dieser Nacht Befehl, mit dreißig Mann aufzubrechen, und der Bürger Platzkommandant von Nantes fordert Sie auf, mir nebst der Mannschaft Quartier anzuweisen."

Der Marquis und Clementine athmeten wieder freier auf, als sie diese Worte vernahmen. Der Hauptmann Morin hatte sie in seinem Berichte offenbar verschont, und sie galten bis jetzt nur noch als Verdächtige, die man beaufsichtigen müsse.

In der Hoffnung, vom Vicomte etwas Näheres zu erfahren, nahm der Marquis die ungebetenen Gäste mit Zuvorkommenheit auf. Allein der Offizier wußte nur von seiner Gefangennahme, und vergebens wurden Boten nach Nantes geschickt, um dem Tribunal das schreckliche Geheimniß zu entreißen.

Eines Abends endlich, als Larion sich frühzeitig auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, befand sich Clementine mit ihrem Vater allein im Saale. Sie betrachtete eben das hohe gothische Fenster, wo sie bei der Gefangennahme ihres Verlobten so heiße Thränen geweint hatte, als sie plötzlich einen Schatten vorübergleiten sah und unmittelbar nachher drei Mal an's Fenster klopfen hörte.

„Wer ist da?" fragte sie, sich furchtsam an ihren Vater schmiegend.

Bald jedoch wurde sie durch eine freudige Ahnung wieder beruhigt; sie eilte an's Fenster und öffnete.

Es war Jean Pierre, Martials treuer Gefährte.

Clementine erkannte ihn nur mit Mühe, so sehr war er seit vierzehn Tagen verändert. Außer den Mühen und Entbehrungen, welche sein Gesicht entstellt, hatte er sich ein doppeltes Opfer auferlegt, welches ihn ohne Zweifel große Ueberwindung gekostet: zuerst war sein langes Haar unter der revolutionären Scheere gefallen und dann hatte er seine zweideutige Mütze gegen einen republikanischen Tschako vertauscht.

Solche Anstrengungen ließen natürlich auf große Entwürfe schließen, und er war kaum im Stande, die Fragen zu beantworten, womit er bestürmt wurde.

„Lebt Heinrich noch?" war die erste unter allen.

Jean Pierre antwortete durch ein Kopfnicken und ein Lächeln, welches einen so freudigen Eindruck auf Clementinen machte, daß sie auf die Kniee sank und ihrem überwallenden Herzen durch ein mit Inbrunst gesprochenes Dankgebet Luft machte.

Der Marquis drückte die rauhe Hand des Bretagners, welcher ihm, ohne sein geheimnißvolles Schweigen zu brechen, ein zusammengefaltetes Stückchen Papier überreichte, worauf folgende, mit dem Blute Frossay's geschriebene Worte standen:

„Ich bin noch immer im Entrepôt, und bin glücklich, daß ich noch lebe, denn Ihr habt mir ja verziehen! — Uebermorgen kommt die Reihe an mich; allein Jean Pierre, der bis zu mir gedrungen ist, hat auf morgen einen Entweichungsplan ausgesonnen. — Unterrichtet ihn genau von Allem, was im Schlosse vorgeht, und wenn Ihr mit mir fliehen wollt, so trefft Eure Vorbereitungsmaßregeln. Morgen bin ich entweder unwiederbringlich verloren, oder wir sind mit einander gerettet. Euer Gemahl und Sohn

Heinrich."

Ungeachtet der Angst, womit Nachrichten dieser Art den Marquis und Clementinen erfüllten, fanden Beide doch Geistesgegenwart genug, um den Bretagner mit der Lage der Dinge bekannt zu machen.

Jean Pierre schien etwas unruhig zu werden, als er die Anwesenheit der Soldaten erfuhr; er gab jedoch noch nicht alle Hoffnung auf und rieth dem Marquis, den Offizier für sich zu gewinnen. Seinen Entweichungsplan für den Vicomte konnte er jetzt nicht ausführlich mittheilen; er forderte nur noch ein Mal dringend auf, sich auf Alles gefaßt zu halten, denn er wußte

Digitized by Google

elbst noch nicht, auf welche Weise er Martial in's Schloß bringen wollte. Endlich trat er wieder seinen Rückweg über eine zehn Fuß hohe Mauer an.

Eine Stunde später lag im Schlosse Alles im tiefsten Schlafe, während der Marquis und Clementine sich angelegen seyn ließen, die von dem Bretagner empfohlenen Vorkehrungen zu treffen. Während Clementine vor dem Kruzifix kniete und den Beistand des Himmels zu ihrem Vorhaben erflehete, ging der Marquis, die Vorsicht des Greises mit jugendlicher Thätigkeit vereinigend, von einem Zimmer zum andern, vertilgte Alles, was seine Flucht hätte kompromittiren können, theilte alles Gold und alle Kostbarkeiten in kleine, leicht zu verbergende Päckchen, überließ seiner Tochter die Sorge um einige andere häusliche Anordnungen und begab sich bei Tagesanbruch an das äußerste Ende des Parks. Dort wurde einem vertrauten und gewandten Landmanne ein leichtes Fahrzeug übergeben. Der Marquis befahl ihm, bis zur nächsten Nacht auf seinem Posten zu bleiben, und eilte zu Clementinen zurück, um die letzten Vorkehrungen zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spinnen als Wetterpropheten.

Den nachstehenden Artikel entnehmen wir dem „Deutschen Volksblatte" (Leipzig, bei F. A. Brockhaus), welches mit dem Januarhefte 1847 seinen dritten Jahrgang begonnen hat und sich durch seinen gesunden, kernigen Inhalt wie durch ein ansprechendes, elegantes Aeußere vor vielen ähnlichen Unternehmungen vortheilhaft auszeichnet. Das erwähnte Heft enthält außer dem hier mitgetheilten Aufsatze: „Chronologisch-astronomische Unterhaltungen" mit in den Text gedruckten Abbildungen von Sternbildern; eine interessante „Abhandlung der Schützenbrüderschaften, Schützengilden und Freischießen am Rhein, in Schwaben, besonders in Ober- und Niedersachsen und im westöstlichen Deutschland: 1) Schilderung der deutschen Städte im Mittelalter in Bezug auf öffentliches Leben und Volksfeste, 2) die Entstehung der deutschen Schützenbrüderschaften" von F. W. Barthold. — „Das Dörfchen im Thale", eine anziehende, das Volksleben in seinen Licht- und Schattenseiten darstellende Erzählung von F. Schröder. Endlich „Lebensbilder" mit kräftigen Pinselstrichen nach der Natur gezeichnet von L. Prätorius. — Möge das Streben der Verlagshandlung, dem Volke für wenig Groschen eine gesunde, nahrhafte Kost zu bieten, dankbar anerkannt werden und der Leserkreis des „deutschen Volksblattes" sich mehr und mehr erweitern.

In dem Dörfchen Oberweimar — so lesen wir in dem genannten Blatte — starb vor einiger Zeit ein Bauersmann, welcher immer oft Tage lang vorher genau den Wechsel der Witterung anzuzeigen wußte und deßhalb auch in der ganzen Umgegend der „Wetterprophet" genannt wurde. Wenn man ihn fragte, wo er diese Wetterkunde habe, so antwortete er stets: „Aus der Natur."

Nun ist allerdings die Beobachtung der Natur immer das sicherste Studium zur Witterungskunde, woher es auch kommt, daß Jäger, Fischer, Schäfer und andere Leute, welche im Freien handthieren und nur einigermaßen Sinn für die Natur haben, immer im Stande sind, wenigstens für den nächsten Tag genau das Wetter zu bestimmen. Dabei ist die Art der Beobachtung stets verschieden; denn Einer richtet sich nach dem Zuge der Luft, ein Anderer nach der Färbung der Berge, ein Dritter nach dem Untergange der Sonne u. s. w. Die sicherste Wetterkunde erlangt man aber durch die Beobachtung mancher Thiere, besonders der Spinnen. Diese waren es auch, welche dem obenerwähnten Bauersmann zu seinen stets richtigen Vorhersagungen des Wetters gedient hatten. Eine große Kreuzspinne in einem Winkel seines Gehöfts hatte ihm die nächste Veranlassung dazu gegeben. Ohne zu wissen, daß diese Thiere Wetterpropheten seyen, beobachtete er die Bewegungen jenes langfüßigen Thieres Wochen lang ganz genau, was ihm am Ende so viel Vergnügen machte, daß er darüber Essen und Trinken vergaß. Nach mehreren Monaten endlich hatte er es in seinen Beobachtungen so weit gebracht, daß er sich bei seinen Feldarbeiten, wobei es auf's Wetter bekanntlich ankommt, immer nach seiner Spinne richten konnte. Theilte er seine Prophezeiungen seinen Nachbarsleuten zur Beachtung mit, so wurde er anfangs in der Regel ausgelacht, bis man endlich einsah, daß er wahr gesprochen hatte. Jedermann wunderte sich später über das sichere Eintreffen seiner Vorhersagungen, die zuletzt für wahre Orakelsprüche betrachtet wurden. Ja, seine Wetterprophezeiungen wurden am Ende so hoch geschätzt, daß Niemand aus der nächsten Umgegend eine Reise oder sonst etwas unternahm, ohne zuvor seinen Rath eingeholt zu haben, und siehe da, seine Worte gingen stets in Erfüllung.

Hätte dieser Bauersmann hundert Jahre früher gelebt, so würde man ihn gewiß für einen Hexenmeister gehalten haben; in unserer aufgeklärten Zeit aber stand er im Rufe eines Mannes, dessen Bekanntschaft sich Himmelskundige, Kalenderschreiber und andere gelehrte Leute zur Freude rechneten. Auch ich suchte seine Bekanntschaft und, wenn er gegen Andere die Quelle seines Wissens zu verschweigen pflegte, so war ich glücklich genug, ihn bei guter Laune zu treffen; denn er führte mich augenblicklich zu dem Netze seiner Kreuzspinne und gab mir dabei eine ausführliche Erklärung.

Ich erfuhr von ihm, daß, je früher die Kreuzspinne im Freien zu weben beginne, desto früher trete warme Witterung ein, besonders wenn sie ihre Scheibe gegen Norden oder Westen ausspanne. Anhaltend schönes Wetter erfolge, wenn sie langsam ordentlich fortwebe, weniger, wenn sie eine gewisse Hast zeige und ihre Arbeit gleichsam hinsudele. Trockenes, schwüles Wetter und Windstille würde es, wenn sie geschäftig an ihrem Gewebe putze. Ziehe sie aber mehrere Fäden ein, um es zu lichten, so komme Wind, und zwar, wenn sie dabei sehr emsig sey, noch an demselben Tage. Sitze sie ruhig im Mittelpunkte ihres Netzes mit an sich gezogenen Füßen, so habe man dauernde gute Witterung zu hoffen, und bleibe sie in dieser Stellung selbst bei Sprühregen, so werde sich, trotz alles Anscheins dagegen, das Wetter bald wieder aufheitern. Habe sie aber die Füße nicht an sich gezogen, sondern sprungfertig ausgebreitet, so wäre große Hitze und ein Gewitter nahe, das aber bald vorüberziehe. Verlasse sie ihr Gewebe und nähme Platz an einem Winkel der Hauptfäden; sey überdies das Gewebe schon gelüftet, wohl hier und da zerrissen, so folge Sturm und heftiger Regen, und meistens lasse sie nun die alte Wohnung ganz im Stich. Komme sie aber wieder, um diese auszubessern, so sey auf eine Reihe heiterer Tage zu rechnen. Webe sie mehrere Scheiben in einiger Entfernung von einander, und zwar in verschiedenen Richtungen, dann lasse sich aus der jedesmaligen Wahl ihres Aufenthalts mit vieler Gewißheit nicht nur der gegenwärtige Luftzug, wäre er auch noch so leise, sondern auch die Gegend bestimmen, aus welcher der Wind zunächst wehen werde.

Auch die Haus- und Winkelspinnen, sagte mir jener Bauersmann, wären gute Wetterpropheten und hätten vor den Kreuzspinnen noch den Vorzug, daß man sie das ganze Jahr hindurch beobachten könne, während die Kreuzspinnen nur in der wärmeren Jahreszeit arbeiteten. Wenn im Winter die Winkelspinne ihr abgerissenes Gewebe an derselben Stelle wieder baue, so sey noch ein milderes Wetter zu erwarten. Webe sie nicht fern vom Ofen, so folge noch strenge Kälte; wähle sie aber die Seite des Fensters, dann erfolge Thauwetter. Habe sie im Spätherbst in ihrem Gewebe nach Süden sich gekehrt, so sey, trotz sonstiger Gegenanzeigen, noch strenge Kälte zu besorgen. Verschwänden

Digitized by Google

plötzlich die Fäden, die wie ein Netz vor ihre eigentliche Kammer gewebt wären, so deute das auf baldige schöne Witterung. Sitze sie in ihrer Kammer, den Kopf auswärts gekehrt, so sey schlechtes Wetter noch fern, und um so mehr, je weiter sie hervorrage. Sitze sie aber einwärts gekehrt, ohne eben einen Raub zu verzehren, so gäbe es Regen und rauhe, kalte Tage. Dasselbe habe man zu erwarten, wenn viele Fliegen unverzehrt zum künftigen Aufzehren eingesponnen wären. Manche dieser Spinnen, fügte mein Gewährsmann noch hinzu, zeigten die Witterung oft mehrere Tage voraus an, und von diesen hauptsächlich habe er seine Witterungskunde.

Da nun die Kalendermacher aufgehört haben, das Wetter in ihren Kalendern aufzuzeichnen und der Landmann nicht immer im Besitz eines Wetterglases ist, so möchte es sich, da die landwirthschaftlichen Unternehmungen größtentheils vom guten Wetter abhängen, der Mühe lohnen, wenn man die Bewegungen der Spinnen beobachtete und dabei obige Andeutungen in Anwendung brächte. Ein billigeres und sicheres Wetterbeobachtungsinstrument dürfte schwerlich erfunden werden.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig.) Mehrere deutsche und deutsch-amerikanische Blätter brachten in der letzten Zeit einige neue politische Gedichte Freiligraths, die er von London ausgehen ließ. Kühne's „Europa" (in der Nr. vom 9. Jan.) bemerkt darüber: „Daß unsere Lyriker den Fürsten einen Fehdehandschuh hinwerfen, hat sich nun schon mehrfach wiederholt. Neben diesem gewaltsamen lyrischen Aufschwung hat dann unsere Prosa doppelt viel zu thun, und Fürsten und Völkern die Wahrheit zu sagen und die Verworrenheit der Aufregung ins Klare zu bringen. Das bedeutendste, was die Lyrik in ihrer Oppositionsstellung dieser Art geleistet hat, waren Herweghs kraftvoll gewappnete Dithyramben, ob sie schon oft in Declamation ausliefen und seine letzten Epigramme platt und scurril wurden. Hoffmann's Bänkelsängergedichte hatten dagegen den Vorzug, daß sie sangbar waren, während jene sich nur deklamiren ließen. Beide aber waren in der deutschen Entwickelung von heute epochemachend. — Freiligrath hat manchen Wandel in sich erlebt. Die oft eilfertig zwischenredende Kritik hat vielleicht Manches an ihm verdorben. Wie er in der Gluth tropischer Bilder seine Wüstenlieder brachte, schrie sie, er wisse nichts von der deutschen Freiheit. Er hatte der Poesie eine „höhere Zinne" über der Aufregung der Parteien sichern wollen und war gegen Herwegh zu Felde gezogen. Da hieß es, er sey reactionär, er sey bestochen. Das hielt Ferdinand Freiligrath nicht aus, und am Rhein haben sie ihn, wie man zu sagen pflegt, breitgeschlagen; Hoffmann hat beim Glase Wein geholfen seine bisher zahme Natur gegen sich selbst aufzuhetzen. Freiligrath hatte sogar die Schwäche einem Fürsten die von ihm selbst nachgesuchte kleine Pension mit großem Gelärm vor die Füße zu werfen. Diesen Lärm muß er nun lyrisch fortsetzen; in dieser Erhitzung, die an die Stelle der Begeisterung getreten ist, muß er seine Stimmung erhalten. Er singt jetzt nach der Melodie der Marseillaise. Wer von uns will da mitsingen? Welcher Vaterlandsfreund, dem die Heranbildung der Massen, die gesammte Entwickelung der Nation am Herzen liegt, kann die Oppositionsstoffe mit diesem lyrischen Aufruhr verpuffen lassen? — Es bleibt der Prosa dann nur um so mehr Arbeit übrig, um unsere Entwickelung unausgesetzt mit Ernst und Satyre ins Auge zu fassen. Mit dem Aufruhr dieser lyrischen Geister ist es wie mit den Toasten bei unsern Festgelagen. Man gibt sie stoßweise von sich, und kriecht dann wieder zu Hause im alten Schneckengang weiter. Sonntags für seine Gefühle einen Bratenrock anziehen und alltags im alten Schmutze weiter zu werkeln, ist recht sehr deutsch. Die Frömmigkeit, welche Sonntags betet und die Woche über Wucher treibt, ist auch nicht die rechte. Unsere Aufregung und Erhebung muß zur Gesinnung erwachsen, die das ganze Leben durchdringt und erfaßt."

Die Redaktion und Verlagshandlung von C. W. Leske in Darmstadt beabsichtigen, in der von ihnen begründeten Zeitschrift: „Der deutsche Auswanderer, Centralblatt der deutschen Auswanderung und Kolonisirung", alle auf diesen wichtigen Gegenstand sich beziehenden Interessen zu vereinigen, und dadurch den Staatsregierungen wie den Einzelnen eine wahrheitsgetreue Uebersicht der Auswanderung aus den deutschen Bundesstaaten nach den verschiedenen Weltgegenden zu geben. Die Tendenz dieser Blätter geht, nach dem Prospektus, dahin, zuverlässiger Rathgeber, redliche Warnungsstimme und umfassender Berichterstatter zu seyn; sie will „neuen Boden für das Vaterland in andern Ländern und Welttheilen mit erobern helfen." Das neue Blatt giebt wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in Quart und kostet jährlich 3 fl. 30 kr. Die Redaktion wird besorgt von den Herren Fr. Haas, H. Künzel und H. Malten. Wir werden Gelegenheit finden, auf dieses gewiß sehr zeitgemäße literarische Unternehmen zurückzukommen und unsere Leser mit dem hoffentlich günstigen Fortgange und der weiteren Wirksamkeit desselben in Kenntniß zu erhalten.

(Stuttgart, 22. Jan.) Der famose Wolf, welcher unser schönes Würtemberg so lange in Contribution setzt und in Athem erhält, namentlich Schäfern und Jägern so viel zu thun macht, scheint, trotz der bei der hohen Kammer gegen ihn eingereichten Klage, noch immer sein Wesen zu treiben. Heute Mittag wurde plötzlich auch Stuttgart durch ihn in Aufruhr versetzt. Bei dem königl. Hofoberjägermeister Frhrn. v. Spitzenberg langte heute ein Expresser mit der Nachricht an, daß besagtes, schon lange steckbrieflich verfolgtes Individuum im Gerlinger Wald sich zu zeigen unterstanden habe, und Jung und Alt in nicht geringe Angst versetzte. Se. Excellenz verfehlte nicht, augenblicklich zur Beruhigung der Gemüther Alles auf Wägen wohlverpackt auszusenden, was je auf eine Stunde Wegs an ein Jagdgewehr hingeschmeckt hatte, und so bleibt denn jetzt die — Hoffnung, Stuttgart werde endlich auch den Wolf zu sehen bekommen, wie den Luchs selig im vorigen Jahr. (Ulm. Schpft.)

Aus Annaberg wird berichtet, daß sich in dortiger Gegend, wo man sich früher so sicher fühlte, aller Gemüther eine Furcht vor Raubanfällen und Einbrüchen bemächtigt habe, da keine Woche vergehe, wo nicht mehrere derartige Verbrechen verübt werden. — Aus dem Berichte des Vereins zur Fürsorge für die aus Straf- und Versorgungsanstalten Entlassenen erfährt man, daß im vorigen Jahre von 40 Entlassenen 32 auf dem Pfade des Rechts erhalten worden waren. — Der Stadtrath zu Adorf, die Nothwendigkeit erkennend, der Bürgerschaft so viel als möglich Gelegenheit zu geben, seine amtliche Thätigkeit zu überblicken, veröffentlicht jetzt die Protokolle über seine Sitzungen, in'oweit sie irgend ein Gemeinde-Interesse bieten, in dem dortigen Wochenblatte.

(Ein salomonisches Urtheil.) Man hat oftmals erzählt, wie Aussprüche der englischen Richter sich streng nach dem Buchstaben des Gesetzes richten; ein Gleiches ist in Amerika der Fall. In New-Orleans wurde vor kurzem ein Mensch angeklagt, zur Nachtzeit in ein Haus eingebrochen zu seyn und einen Diebstahl begangen zu haben. Er hatte nämlich eine Oeffnung in die Mauer gemacht, durch dieselbe den obern Theil seines Körpers gezwängt, und sich dann der Gegenstände bemächtigt, die er zu haben wünschte. Sein Anwalt behauptete, nicht der Angeschuldigte sey in das Haus eingedrungen, sondern

Digitized by Google

nur ein Theil von ihm. Die Jury gab hierauf das Verdikt, daß die obere Hälfte des Menschen schuldig sey, und sprach den übrigen Theil frei. Der Richter verurtheilte darauf die schuldige Hälfte zu einem Jahre Gefängniß und überließ es ihrer Wahl, die unschuldige Hälfte abzuschneiden oder mit sich zu nehmen.

Ein Wiener Fiaker mißhandelte ungerechter Weise einen Knaben. Die Umstehenden wollten sich eben an ihm vergreifen, als ein feiner Herr einstieg und fortzufahren befahl. Wohin Ew. Gnaden? rief der Kutscher. — Nach der Polizei. — Was krieg' ich? — Fünf und zwanzig. Der Herr war ein Polizeibeamter. Das Publikum gab sich zufrieden.

Das Februarheft der „Neuen Jahrbücher der Geschichte und Politik" des Prof. Bülau enthält einen zweiten Artikel von A. Boden über den Weidig'schen Prozeß und die Art seiner öffentlichen Besprechungen.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 17. Jan.

Am 9. und 14. d. M. veranstalteten die Herren Schlossermeister Georg und Adolph Weiß dahier öffentliche Feuerproben eines von ihnen gefertigten, feuerfesten, eisernen Kassenschrankes von 34 Zoll Höhe, 24 Zoll Breite und 22 Zoll Tiefe. Diese Versuche verdienen um so mehr eine öffentliche Besprechung, als sie mit größter Unparteilichkeit und ohne alle vorgefaßte Meinung angestellt wurden, und somit geeignet sind, den practischen Werth der in öffentlichen Blättern bereits mehrfach besprochenen Erfindung in's rechte Licht zu setzen. Bei der am 9. vorgenommenen Probe hatten wir die Absicht, die äußerste Gränze kennen zu lernen, bis zu welcher der genannte Schrank aufbewahrten Papieren noch Schutz gewähren könne. Wir stellten ihn daher frei auf zwei Eisenstangen und setzten ihn 2½ Stunden lang dem heftigsten Feuer aus, das sich durch einen dreimal erneuerten Scheiterhaufen von langspaltigem Buchenholze irgend erzielen ließ. Der Schrank war ringsum zwei Stunden lang rothglühend. — Beim Oeffnen zeigten sich die darin enthaltenen Papiere gleichmäßig gebräunt und mürbe, sonst unverändert, so daß man sie, falls es Werthpapiere gewesen wären, ohne Anstand hätte einlösen können, denn sowohl bei Gedrucktem, wie Geschriebenem konnte man jeden Buchstaben lesen. — Bei der am 14. angestellten Probe wurde der auf Backsteinen frei gestellte Schrank mit gespaltenem Fichtenholze scheiterhaufenartig um- und überbaut, und dieses alsdann entzündet. — Die Hitze wurde bald so stark, daß die dem Experimente beiwohnenden Personen genöthigt wurden, 20 Fuß zurück zu weichen, und der Schrank schon nach 8 Minuten zu glühen begann. Nachdem er so eine halbe Stunde lang dem stärksten und gleichmäßigsten Feuer ausgesetzt gewesen und auf allen Seiten glühend geworden war, wurde er herausgenommen und am folgenden Morgen in Beisein des Hrn. Justizrath Schweikart, des Hrn. Professor Dr. Thomae und des Unterzeichneten geöffnet. Die darin enthaltenen Papiere der mannigfachsten Art zeigten sich nicht im mindesten verändert; sie waren namentlich weder gelb, noch mürbe geworden und legten somit ein unverwerfliches Zeugniß, sowohl für die sorgfältige und gelungene Ausführung des geprüften Schrankes, wie für den practischen Werth der Sache ab. Nach meiner festen Ueberzeugung, wie nach dem Urtheile aller Anwesenden dürfte es selbst bei einem großen Brande nicht vorkommen, daß ein Kassenschrank einer so starken, gleichmäßigen und andauernden Hitze ausgesetzt seyn wird, wie dies bei den Versuchen der Fall war, indem auch bei sonst gleichbleibenden Umständen die Berührung mit dem Boden und dem Schutt der zusammenstürzenden Wände schon eine bedeutende Ableitung und Abhaltung der Wärme sichert.

Prof. Dr. Fresenius.

Aus der Wetterau, im Jan.

Die Aufmerksamkeit der nahen und fernen Umgegend ist fortwährend auf die gegen das Ende v. J. bei der kurf. hess. Saline Nauheim aus einem über 500 Fuß tiefen Bohrversuche hervorgebrochene, höchst reichhaltige, warme und gasreiche artesische Soolquelle gerichtet. Durch diese überaus interessante Erscheinung ist zugleich das Andenken des durch Schicksale schwergeprüften Salineninspectors Wilhelmi erneuert worden, indem der hier in Frage stehende Bohrversuch, dessen Erfolg erst nach 5 bis 6 Jahren durch ein Naturereigniß gekrönt wurde, eine seiner vielen, den Interessen der Saline Nauheim förderlichen Unternehmungen gewesen. Wilhelmi, welcher gegenwärtig still und zurückgezogen zu Neubau im Fürstenthum Waldeck lebt und sich der Achtung und Liebe Aller, die ihn näher kennen, erfreut, war bekanntlich eine Reihe von Jahren hindurch als Betriebsbeamter bei der Saline Nauheim angestellt und hat als solcher beinahe sämmtliche unter seiner Aufsicht und Leitung mit gründlicher Wissenschaftlichkeit auf geologischem und technologischem Gebiete unternommenen Versuche durch die herrlichsten Erfolge belohnt gesehen — ja, ihm verdanken, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, Ort und Saline Nauheim einen großen Theil des Glanzes, der nunmehr schon beide umgibt. Ohne Zweifel kann dieser Glanz noch unendlich vermehrt werden, wenn Nauheim, durch das neueste Phänomen ganz geeignet, ein Wallfahrtsort für Geologen und Touristen zu werden, nach dem von der Natur gegebenen Fingerzeige von einer erleuchteten Staatsregierung berufen wird, in die Reihe der ersten Badeorte Deutschlands zu treten. Möchte dann, wenn diese Periode vermehrten Glanzes für Nauheim beginnt, derselbe auch dadurch noch erhöhet werden, daß man von dem erhabensten menschlichen Rechte, zu begnadigen und die Erinnerung an geschehene Unbill „in des Lethe stillen Strom zu versenken", zu Gunsten Wilhelmi's Gebrauch gemacht und denselben einem seinen erprobten Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreise wieder gegeben hat! —

Wetzlar, 20. Jan.

Seit dem 1. d. M. erscheint wöchentlich dahier, unter Aufhebung des früheren Wetzlarer Intelligenzblattes, ein Regierungsblatt für das Fürstenthum Solms-Braunfels, vereinigt mit dem Kreisblatt für den Kreis Wetzlar, das, wohlbemerkt, in der Kreisstadt selbst keinen Drucker gefunden hat und deshalb den Verleger nöthigte, die Nachbarstadt Herborn damit in Anspruch zu nehmen. Es ist nicht abzureden, daß das neue Blatt in seiner so eben angegebenen Vereinigung einem Bedürfnisse Abhülfe gewährt und nach den bereits ausgegebenen Nummern desselben auch größere Gemeinnützigkeit in sichere Aussicht stellt; aber während dieses der verständigere Theil der Stadtbewohner recht gut einsieht, so ist doch die Gesammtheit mit diesem Wechsel der Dinge höchst unzufrieden. Er bildet das Tagesgespräch, und man ist sogar Seitens der Stadtbehörden Willens, für die Erhaltung des Wetzlarer Intelligenzblattes Schritte zu thun. Daß einem aus frei-reichsstädtischer Zeit bis auf die heutige übergekommenen Blatte der Stab gebrochen wuede, um einem Regierungsblatte einer Standesherrschaft, mit dem nur nebenbei ein Kreisblatt combinirt ist, ein größeres Feld einzuräumen, das ist es, was unsere Bürger nicht verschmerzen können. Unser „Wetzlarisches" Intelligenzblatt hat ein hohes Alter erreicht, war immer friedfertig und gut und findet darum mit Recht Leidtragende. Jedoch, es hat in der letztern Zeit freiere Censur gehabt und sich bei mehreren Gelegenheiten auf's hohe Pferd gesetzt! Sollte dies nicht etwa sein Lebensende beschleunigt haben? — Für heute sey uns nur noch erlaubt, mitzutheilen, wie auch unser Armen-Collegium in dem gerechtfertigten Vertrauen auf die Mitwirkung seiner bemittelten Mitbürger für die Dauer dieses Winters eine Suppenanstalt errichtet hat, vermittelst welcher den arbeitslosen, für wirklich bedürftig erkannten Personen und Familien unentgeldlich kräftige Nahrung verabreicht wird. Es verdient dies um so größere Anerkennung und öffentlicher Belobung, als sich das Armen-Collegium durch die Errichtung eines Krankenhauses ein dauerndes Denkmal der Liebe vor noch wenigen Monden erst gesetzt hat, wobei alle Hülfsmittel erschöpft zu seyn schienen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. Jan. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von C. Gutzkow.

Mittwoch, 27. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Fanchon, das Leyermädchen, Oper in 3 Abth., nach dem französischen Vaudeville bearbeitet von Kotzebue, Musik von Himmel. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 28. Donnerstag, den 28. Januar 1847.

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.

(Fortsetzung.)

3.

Morgens beim Frühstück war Larion erstaunt über das veränderte Benehmen der von ihm zu beaufsichtigenden Personen. Die Züge derselben drückten noch keine vollkommene Ruhe und Sicherheit aus, aber ein Schimmer von Hoffnung leuchtete deutlich aus ihren Blicken. Anstatt der gezwungenen Höflichkeit, womit man den Offizier Tags zuvor behandelt hatte, zeigte man ihm eine freundliche, fast vertrauliche Zuvorkommenheit. Durch diese vortheilhafte Aenderung in dem Benehmen des Marquis und des Fräuleins wurde der republikanische Argus vollkommen getäuscht, und Jene hatten ihrerseits auch die größte Ursache, mit ihrem unwillkommenen Gaste zufrieden zu seyn.

Unglücklicherweise sollte diese gegenseitige Zufriedenheit nicht lange dauern. Als der Morgen ohne Nachrichten von Frossay verging, wurde der Marquis und vorzüglich Clementine von Neuem unruhig. Um Mittag waren sie noch ohne Nachricht, und die Besorgniß ging in Schrecken über. Der Abend kam und noch immer keine Nachrichten! Die von der schrecklichsten Angst gefolterte Clementine fiel in Gegenwart des Offiziers in Ohnmacht.

„Was bedeutet das?" rief Larion erstaunt, welcher jetzt auch die Todtenblässe des Marquis bemerkte.

Zugleich trat der Sergeant in den Saal und übergab ihm mit bedenklicher Miene eine Depesche.

Dieser Mensch, einer der wahnsinnigsten Sansculotten, hatte das entsetzliche Vergnügen, der Schrecken aller Schloßbewohner zu seyn, welche ihn nie, ohne ein Unglück zu fürchten, sich nähern sahen. Sogar auf den kommandirenden Offizier machte er stets einen widerlichen Eindruck, denn er schien ihn beständig wie ein unheimlicher Schatten zu verfolgen, um ihn mit Hohnlächeln an die strengen Pflichten des Dienstes zu erinnern. Er führte den unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr bezeichnenden Namen Romulus, welcher den Lieutenant mit einem unwillkürlichen Schauder erfüllte; denn Larion war überzeugt, daß dieser ihn ohne alle Rücksicht opfern würde, wenn er, nach dem Beispiele des Remus, sich einfallen ließe, die Gränze der erhaltenen Befehle zu überschreiten.

Der Eindruck, den das Erscheinen eines solchen Menschen in jenem Augenblicke hervorbringen mußte, ist daher leichter zu begreifen, als zu schildern.

„Heinrich ist hingerichtet!" rief Clementine in einer krampfhaften Aufwallung.

Während dieser Ausruf, und vorzüglich der Name Heinrich, den Offizier mit Staunen erfüllte, suchte sie in den Augen des Letzteren den Inhalt der Depesche zu lesen. Allein Larion faltete sie mit finsterer Miene zusammen, und ohne zu antworten, zog er sich zurück, indem er zwischen den Zähnen murmelte: „Ich möchte wissen, was der Name Heinrich bedeutet!"

„Ich will es Ihnen sagen, Lieutenant," erwiederte Romulus, der ihm folgte. „Ich habe die Sache schon lange gewittert," fuhr er höhnisch lächelnd fort. „Heute habe ich aber etwas Zuverlässiges von dem Gärtner erfahren, mit dem ich eine Flasche ausstach."

Er erzählte dem Lieutenant wirklich die ganze Geschichte von dem Bürger Spachmann, von dessen Ankunft im Schlosse bis zur Gefangennahme.

„Das ist also jener Heinrich," fügte er hinzu; „und deßhalb hat man Sie so viel über ihn befragt. Diese „Ci-devant" stoßen die Offiziere der Republik mit Verachtung zurück, aber sie encanailliren sich gerne mit den Bandenführern der Chouans."

Larion bemerkte nur die widerwärtige Wahrheit dieser Worte, welche auf plumpe Weise ausgesprochen wurden.

„Dieser Martial also, dieser wilde Chouan, heißt Heinrich! — er ist Clementinens Verlobter! — Und es wird mir gemeldet, daß Martial entsprungen ist!" fügte er heftig hinzu, indem er die Depesche zwischen den Fingern zerknitterte.

„Entsprungen! er ist entsprungen! Mille tonnerres!" rief Romulus, der nicht aufgehört hatte, seinen Lieutenant zu beobachten. — „Ja, es ist wahr!" fuhr er, die Depesche durchlesend, fort. „Und gerade die Chouans läßt man immer so entwischen. Es ist nicht anders möglich, der Repräsentant Carrier muß mit Pitt und Koburg unter einer Decke spielen!"

Diesen wunderlichen Einfall des Sansculotten würde Larion zu jeder andern Zeit sehr belustigend gefunden haben; als aber Romulus die Nachricht der Depesche las, worin ihnen verdoppelte Wachsamkeit empfohlen wurde, schauderte er bei dem Gedanken, daß Martial im Schlosse erscheinen könnte.

Am folgenden Morgen war Larion eine Zeit lang allein beim Frühstück. Clementine kam nicht. Der Marquis erschien allein und meldete, seine Tochter sey krank. Er war eben so gerührt als erstaunt über den Eindruck, den diese Nachricht auf den Offizier machte, und gab sich alle Mühe, ihn zu beruhigen, indem er seine Fragen genau beantwortete, als Romulus hastig eintrat und einen Expressen meldete.

Der Marquis gab dem Lieutenant einen Wink, ihn nur in den Saal kommen zu lassen, und er wollte eben zu Clementinen zurückkehren, als er — Jean Pierre eintreten sah.

Der Bretagner war dieses Mal in völliger Uniform, und selbst Romulus hätte den Lieutenant nicht mehr sansculottisch begrüßen können, als er es that.

„Von dem Hauptmanne der ersten Kompagnie des 24. Regimentes," sagte er, dem Lieutenant einen Brief überreichend.

Das Schreiben enthielt folgende Worte:

„Brechen Sie sogleich mit Ihren dreißig Mann auf; ich be-

Digitized by Google

darf der ganzen Mannschaft, um einen wichtigen Plan auszuführen. Hauptmann Leblanc."

„Hauptmann Leblanc?" wiederholte Larion; „was bedeutet das?"

Er betrachtete den Tschako des Bretagners; es stand die Zahl 24 darauf. Er kannte weder das 24. Regiment, noch den Hauptmann Leblanc, und es kostete ihn um so mehr Mühe, dem Boten vollkommenen Glauben beizumessen. Dieser entfernte jedoch jede Spur von Verdacht, indem er ihm in's Ohr sagte: „Unter uns gesagt, Lieutenant, verlieren Sie keinen Augenblick; es kommt darauf an, den Chouan Martial zu fangen, der sich mit hundert Mann in den Steinbrüchen von Gigant verschanzt hat."

„Der Chouan Martial!" riefen Larion und Romulus wie aus einem Munde, und der Erstere, Alles vergessend bei der Hoffnung, sich mit seinem persönlichen Feinde zu messen, gab Befehl zum Aufbruch.

„Der Vicomte wird in fünf Minuten hier seyn!" sagte Jean Pierre hastig zum Marquis; „Sie haben eine halbe Stunde Zeit, um mit ihm zu fliehen."

Der Marquis war so überrascht durch diese Nachricht, daß er beinahe die Fassung verloren hätte. Er verließ, ohne ein Wort zu reden, den Saal und gab dem Bretagner durch ein Zeichen zu verstehen, daß er zu Clementinen gehen wolle.

Kaum hatte diese erfahren, daß Martial lebe, daß er ihr nahe sey, so erhob sie sich neu gestärkt und ermuthigt von ihrem Lager und eilte hinunter in die Arme des so lange beweinten Frossay.

Dieser hatte in wenigen Worten sein Entkommen erzählt und wollte wegen Clementinens Schwäche die gemeinschaftliche Flucht noch aufschieben; allein sein Zureden war vergebich.

„Wir sollten noch ein Mal die Vorsehung versuchen und täglich von Neuem sterben!" rief Clementine. „Nein, nein! ich bin genesen! ich bin stark! Ich würde Dir folgen bis an's Ende der Welt!"

Sie bestätigte durch ihre Thätigkeit, was sie sagte; in weniger als einer Viertelstunde waren die Vorkehrungen beendigt.

„Ein Kahn liegt seit drei Tagen am Ende des Parkes bereit," sagte der Marquis.

„Und seit sechs Tagen," erwiederte Frossay, „erwartet uns vor Couëron ein völlig ausgerüstetes Schiff!"

Sie warfen Alle noch einen letzten Blick auf die theuern Gegenstände und theilten schweigend unter einander die Kostbarkeiten, welche sie mit in's Exil nehmen wollten, — als plötzlich Jean Pierre in der höchsten Bestürzung in den Saal trat.

(Fortsetzung folgt.)

Das Buch des Herrn.

(Von K. E. Tenner.)

Lies oft und gern im Buch des Herrn,
Und kommt ein Wort, das dir zu schwer,
Das nie von dir zu fassen wär',
So gehe drüber weg in Ruh'
Und schlage drob das Buch nicht zu;
Und kommst du an die Stellen gar,
Worüber schon viel hundert Jahr'
Der Brüder unglückselger Streit
Den Tempel Christi rings entweiht —
Wir hier auch deine Meinung sey,
Geh' um so schneller d'ran vorbei!
Denn, wahrlich! was ohn' Unterlaß
So lange Zeit geführt zu Haß,
Zu bitterm Haß bei Groß und Klein,
Kann nimmermehr die Wahrheit seyn!
Fällt aber in dem heil'gen Buch
Dein frommes Aug' auf einen Spruch,
Der wie ein Stern am Himmel steht,
Daß jedes Kindlein ihn versteht,
Und über den die Christenheit
Zur Stunde sich noch nicht entzweit;
Dann bleibe schön beim Spruche steh'n,
Und präg' ihn rein in's Herz dir ein;
Denn da — und da nur, glaube mir! —
Spricht Gott durch seinen Sohn mit dir.

Pestalozzi-Vereine.

Der „Elberfelder Zeitung" wird über die auch in den Rhein- und Mainstädten im vorigen Jahre mit vielem Feuer angeregten, aber seitdem nicht viel weiter vorgeschrittenen Projekte zur Gründung von Pestalozzi-Vereinen Nachstehendes aus dem Großherzogthum Hessen unterm 19. Jan. berichtet:

„Wie Sie wissen, haben sich Pestalozzi-Vereine auch in unserm Lande bilden wollen. Der in Darmstadt in Anregung gebrachte, ist an einem sogenannten Mißverständnisse gescheitert. In Wahrheit war es den Urhebern des Planes nicht Ernst mit der Sache. Sie schufen sich viele Schwierigkeiten allein zu dem Zwecke, um die öffentliche Theilnahme zu ermüden, was ihnen auch nach Wunsch gelungen ist. In Bingen hat man es am hundertjährigen Geburtstage Pestalozzi's bei einem Festessen bewenden lassen, und bei dieser Gelegenheit, wo nicht im Geiste Pestalozzi's, doch in dem Geiste, den der Notar Faber dem Kaiser Franz von Oesterreich auf dessen Frage: „was für ein Geist in Bingen herrschend sey?" so treffend durch das eine Wort: „Weingeist" definirte, sich bis zum höchsten Enthusiasmus für Pestalozzi erhoben. Etwas Aehnliches, jedoch im verkleinerten Maßstabe, hat sich auch in Alzei und Bensheim zugetragen. So lange die Gläser kreiseten, war die Begeisterung groß, als es aber um Beiträge zur Anbahnung der Sache zu thun war, fand die nüchterne Vernunft sehr viel auszusetzen an den Bestrebungen Pestalozzi's, die für unsere Zeit nicht mehr geeignet seyen. Das altberühmte Worms, dessen Bevölkerung jetzt wieder 10,000 Seelen übersteigt, verhielt sich schweigsam in der Sache, eben so das gewerbige Offenbach, weit über 10,000 Seelen enthaltend; eben so auch das gelehrte Gießen, dessen 50 Professoren und 9000 Bürger zu sehr der studirenden Jugend sich zu widmen haben, um an eine Pestalozzistiftung denken zu können. Das kleine Friedberg mit seinen 4000 Seelen war die einzige Stadt in der Provinz Oberhessen, welche in der eben beregten Beziehung etwas zu thun wenigstens versuchte. Bei zu beschränkten eigenen Mitteln, schloß es sich, übereinstimmend mit einigen Offenbachern, dem Pestalozzivereine zu Frankfurt a. M. an. In dem goldenen Mainz endlich fanden sich 16 bis 20 Personen zusammen, angeregt durch einen jungen evangelischen Geistlichen, um einen selbstständigen Pestalozziverein zu gründen. Den beiden christlichen Glaubensgesellschaften angehörig, ließen sie den Landesbischof Dr. Kaiser und den Provinzial-Commissär Freiherrn von Dalwigk, wie mehrere andere durch ihre Stellung ausgezeichnete Personen einladen, ihren Verhandlungen beizuwohnen. Der Bischof entgegnete, daß wenn man einen andern Namen, als den eines Protestanten, für den Verein wählen wolle, er erscheinen werde; geschähe dies nicht, so werde er sich begnügen, einen entsprechenden Beitrag in Geld zu geben. Bei sehr lauer Theilnahme im Allgemeinen, indem bei den Berathungen gewöhnlich kaum mehr als 10 bis 12 Anwesende sich betheiligten, worunter auch ein Israelit, der zur Beförderung der Bestrebungen des Vereins 25 fl. schenkte, hatte der provisorische Pestalozziverein in Mainz auch noch mit

Digitized by Google

der Schwierigkeit zu kämpfen, daß die Volkslehrer erklärten, sie wünschten nicht, daß in den Satzungen des Vereins die Bestimmung aufgenommen werde, der Zweck des Vereins bestehe darin, vorzugsweise der Waisen armer verstorbener Volkslehrer sich anzunehmen. Sie verlangten ausdrücklich, daß man ohne Unterschied aller verwahrloseten und verwaiseten Kinder sich annehmen solle, obgleich ihnen bemerkt wurde, daß zu solchem Zwecke bereits Waisenhäuser, Kleinkinder- und andere Bewahranstalten beständen. Demungeachtet setzten sie ihren Antrag mit Stimmenmehrheit durch, was für die Sache, unter dem streng zweckgemäßen Gesichtspunkte, eben nicht förderlich war. Die Satzungen des Vereins wurden von der Staatsregierung genehmigt, gingen seitdem aber in der kreisräthlichen Registratur zu Mainz verloren, und können also weder gedruckt noch in Anwendung gebracht werden. Das ist die kurze und wenig erbauliche Geschichte der Pestalozzistiftung in unserem Lande. Möge der gütige Himmel in Zukunft ihr eine befriedigendere Entwickelung verleihen."

Aus dem Kanton Aargau, dem Schweizerkanton, in welchem Pestalozzi vorzüglich seine erste vielgepriesene Wirksamkeit entfaltet hatte, schreibt man dieser Tage: „Die Pestalozzistiftung in Olsberg ist nach dem Schweizerboten in erfreulichem Gange. Elf Kinder sind aufgenommen, bis Ende 1846 beliefen sich die Beiträge auf 23,000 Fr., wovon 18,000 zinstragend angelegt sind. Die Anstalt soll durch Bildung einer zweiten Kinderfamilie erweitert werden."

Mannichfaltigkeiten

(Berlin, 22. Jan.) Das Weihgeschenk, welches Se. Maj. der König dem Prinzen von Wales, seinem Pathkinde, bestimmt hat, ist in dem Atelier des Hofgoldschmieds Hoßauer jetzt vollendet. Ein kunstvoll erhaben gearbeiteter Schild, nach Cornelius Zeichnung, modellirt von Fischer (dem bekanntlich von Sr. Maj. dem König der ehrenvolle Auftrag geworden ist, die Marmor-Gruppen zum Erinnerungs-Denkmal an die Schlacht von Waterloo, zur Aufstellung auf dem Belle-Alliance-Platz, zu arbeiten), in Silber gegossen von Wolf und Lamko, ciselirt von Mertens, gibt in einer Reihe von Bildern religiöse Beziehung zur heil. Taufhandlung. Den Anfang des äußeren Frieses bildet Christi Einzug in Jerusalem, darauf der Verrath durch Judas und dessen Folgen: Tod, Grablegung und Auferstehung des Heilandes, dann Ausgießung des heiligen Geistes, Petri Predigt vor allerlei Volk, die Taufe und Hinüberführung auf die neueste Zeit durch das Wasser aus dem Jordan, welches durch Priester der englischen Kirche zur Taufe des Prinzen von Wales gebracht wird, die Königin Victoria auf dem Ruhebett, den Prinzen von Wales im Arm haltend, ein eilender Bote meldet den durchlauchtigsten Pathen, den König von Preußen, der auf dem Dampfboot in Begleitung Alex. von Humboldt, des Generals von Natzmer und des Grafen von Stolberg, durch die Nymphe der Themse und durch St. Georg gastlich eingeführt wird, während der Prinz Albert nebst dem Herzog v. Wellington, die Schaale der Gastfreundschaft darreichend, für die glückliche Fahrt opfert. Den Mittelpunkt bildet ein Christuskopf in Gold, um welchen sich ein Kreuz mit der allegorischen Darstellung von Glaube, Liebe, Hoffnung und Gerechtigkeit (in Gold) gruppirt. Die Zwischenbilder füllen Darstellungen aus dem alten und neuen Testament. Kameen in Onyx, die zwölf Apostel, ebenfalls nach Modellen von Fischer von Calandrelli geschnitten, erheben sich auf Emaillebildern, nach Stiller's Zeichnung. Ränder von Emaille und Niello, durch edle Steine und Rosetten aus Mille Fiori gehoben, umgeben in Kreisen die einzelnen bildlichen Darstellungen. Am Fuße des prachtvollen Schildes ist in Niello die Inschrift: Fridericus Guilelmus, Rex Borussorum, Alberto Eduardo Principi Walliae in memoriam Diei Bapt. XXV. M. Ian. A. MDCCCXLII.

Auch in Paris sind einem der medicinischen Akademie vorgelegten Berichte zufolge Versuche mit der neuerfundenen „Unempfindlichmachung gegen wundärztliche Operationen" vermittelst Einathmung von Schwefeläther angestellt worden und vollständig gelungen. Hr. Malgaigne im Hospital St. Louis gebrauchte dies Mittel bei einem achtzehnjährigen jungen Menschen, welcher eine eiternde Wunde im Beine hatte, und begann seine Schnitte, nachdem der Patient den Aether zwei Minuten lang eingesogen hatte. Als er aufwachte, sagte Hr. M. ihm, er wolle jetzt die Operation beginnen, und der Patient sagte: „Es ist gut, wenn's einmal seyn muß." Er hatte von der Operation nichts gemerkt. Auf dieselbe Weise schnitt er einem Italiener ein Ueberbein aus dem Nacken, und einer jungen Frau eine Geschwulst aus dem Halse: der Erstere mußte jedoch 5, die Letztere 8 Minuten einathmen, bevor sie bewußtlos wurden. Ein Mann, dem ein Bein auf der Eisenbahn zerschmettert war, konnte in 15 Minuten nicht zu voller Unempfindlichkeit gebracht werden, die Operation war indeß dringend und Hr. Malgaigne verzögerte die Abnehmung des Beins nicht länger. Der Patient verglich den Schmerz, den er gefühlt habe, mit dem Ritzen eines Federmessers. Ein bekannter amerikanischer Zahnarzt in Paris, Dr. Brewster, benutzt das Mittel beim Zahnausziehen bereits regelmäßig und fast immer mit dem besten Erfolge.

In Breslau ist am 18. Jan. in der Abendstunde zwischen 8 und 9 Uhr durch gewaltsamen Einbruch in das Mineralien-Kabinet der Universität ein großer Diebstahl an dieser Anstalt begangen worden. Beinahe alle Edelsteine, und zwar die kostbarsten Exemplare, mehrere Gold-, Silber- und Kupferstufen, unter den ersteren eine von 20 Dukaten an Goldwerth, und verschiedene andere meist krystallisirte kostbare Mineralien, im Ganzen über 200 Exemplare, wurden entwendet. Es befinden sich darunter mehrere Diamant-Krystalle, zwei große vollkommen auskrystallisirte wasserhelle und mehrere gelbe brasilianische Topase in langen Krystallsäulen, eine Anzahl geschliffener brasilianischer Topase, mehrere lange Säulen von edlem Beryll (Aquamarin), ein großer geschliffener hochrother Rubin und ein geschliffener Sapphir, beide in goldene Ringe gefaßt und von hohem Werthe, ein großer geschliffener peruanischer Smaragd, viele Krystalle von edlem rothem Spinell und zwei große schwarze Spinell-Krystalle, ein zwei Zoll langer Sapphir-Krystall, eine große Menge kleinerer geschliffener Sapphire, Rubine, Spinelle, Smaragde, Berylle, Zirkone, Hyacinthe, Granaten, eine große Krystalldruse von Kanelstein, über zwanzig Krystallsäulen von edlem Turmalin, grün, rosenroth und weiß; zwei große schwarze Schörl-Krystalle, einige brasilianische Chryso-Berylle, viele Chrysolithe, Olivine und eine beträchtliche Anzahl anderer Mineralien.

Deutschland ist gegenwärtig nach Quantität und Qualität das wichtigste Wollproduktionsland der Erde. Vorzüglich der Zollverein ist der Sitz dieses hochgebildeten Wirthschaftszweiges: er zählt (21,961,554) in runder Summe 22 Millionen Schafe. Nehmen wir an, daß zehn Schafe 22 Pfund Wolle geben, so erzeugt dieser Schafstand jährlich 48½ Million Pfund Wolle, oder bei einer Bevölkerung von 27½ Mill. Menschen für jeden Kopf 1¾ Pfund Wolle. Auf unseren Wollmärkten erscheinen die britischen, belgischen und französischen Wollhändler und Tuchfabrikanten, ja, diese sind es sogar häufig, welche den ersten Impuls zur Wendung der Preisfluctuation geben, indem sie mit mehr Kühnheit ihren Gang einzuschlagen und festzuhalten pflegen. Der österreichische Kaiserstaat ist mit etwa 700,000 Ctr. jährlich der größte Wollproduzent Europa's. Etwa ⅔ dieses Erzeugnisses fallen auf Ungarn, Siebenbürgen und die Militär-

Digitized by Google

gränze; nächst diesen erzeugen Böhmen, Galizien und Mähren die meiste Wolle. Der Beschaffenheit nach sind dagegen Mähren und Schlesien, dann Böhmen und Galizien und dann erst Ungarn und Oesterreich zu nennen. Die Ausfuhr der deutschen Wolle geht hauptsächlich über die nördlichen Häfen, besonders Hamburg, weniger über Triest. Die Vortheile, welche die Veredlung der Schafheerden gebracht hat, sind nicht zu verkennen. Die vorzüglichen Eigenschaften der deutschen Wollen führen herbei, daß sie in allen Manufakturländern geschätzt und gesucht, daß sie als die besten der Welt anerkannt sind. Keine andere Wolle ist so sanft, so seidenartig und eignet sich zu einem so mannichfachen Verbrauche wie die deutsche. (Aus Dr. von Viehbahn's Schrift: „Ueber Leinen- und Wollmanufakturen. Berlin 1846.")

Korrespondenz.

Heildronn, 15. Jan.

Vor einigen Tagen wurde auf der hiesigen Bühne zum Erstenmale gegeben: „Die Bergknappen", Drama mit Gesang in zwei Acten, nebst einem Nachspiel; Gedicht von Ferd. Joost, Musik von Aug. Springer. Da Hr. A. Springer längere Zeit Mitglied des Frankfurter Orchesters gewesen, so dürfte Nachstehendes manchem Ihrer dortigen Leser nicht unwillkommen seyn. Im schwedischen Eisenbergwerke Falun stürzte ein Schacht ein und verschüttete einen jungen Bergmann, der Bräutigam gewesen. Nach 50 Jahren stößt man bei der Arbeit wieder auf denselben Schacht und findet den Leichnam des Bergmanns noch ganz wohl erhalten und unversehret. Die 70jährige Braut, die ihm treu geblieben, eilt herbei, erkennt ihren früheren Verlobten und stirbt vor Freude. Diese Sage hat Hr. Joost benützt zu dem obigen Drama. Die Motivirung der Handlung ist zwar theilweise etwas mangelhaft, doch entschädigen viele Schönheiten der Situationen für diesen Mangel und die Lieder haben viel Poesie und Schwung. Was die Musik betrifft, so hat ein glückliches Einverständniß zwischen dem Dichter und dem Componisten gewaltet und Hr. Springer hat nicht nur ansprechende Melodieen, sondern auch eine effectvolle Instrumentation zu erzielen verstanden. Die Aufnahme der Novität war beifällig und weitere günstige Berichte darüber enthält das hiesige „Tageblatt" und das „Neckar-Dampfschiff", auf welche Blätter wir verweisen.

Darmstadt, 25. Jan.

Die von dem großh. Hof-Kapell-Musikdirektor Hrn. Louis Schlösser componirte und gedichtete zweiactige komische Oper: „Die Braut des Herzogs" ging gestern zum Erstenmale über unsere Bühne und hatte sich im Allgemeinen einer günstigen Aufnahme zu erfreuen, welche sich bei mehreren der gelungensten Stellen in wiederholten Beifallsbezeigungen zu erkennen gab. Den Don Carlos II. sang Mad. Marlow mit dem vollen Zauber ihrer klangreichen Stimme und ereegte für ihre Partie ein um so höheres Interesse, als auch die theatralische Darstellung mit der Würde der Rolle vollkommen harmonirte. Als Don Gaston war Hr. Cramolini sehr in Anspruch genommen und hat gleichsam die Feuerprobe seiner Stimme bestehen müssen. Hr. Reichel sang den Don Manriquez, und Hr. Kühnle den Gonzales. Donna Maria fand in Mad. Pirscher eine würdige Repräsentantin, sowohl im Spiel als im Gesang. Uebrigens scheint es uns, daß die neue Oper, welche sich durch eine sehr ansprechende Musik auszeichnet, an ästhetischem Interesse noch gewinnen dürfte, wenn bei einigen Scenen, die etwas zu gedehnt erscheinen, eine entsprechende Abkürzung angebracht würde. — Unser Carneval ist jetzt in vollem Zuge: vorgestern war eine musikalische Abendunterhaltung der „Melomanen", in welcher Fräul. Liebel ihren Beruf zur angehenden Sängerin in der erfreulichsten Weise bethätigte, und an demselben Abend ein sehr besuchter Abonnementsball in dem Gasthause zur Traube. „Narrhalla" wird in der Kürze sich wieder versammeln, wie auch der Mozartverein, der nächsten Mittwoch den Geburtstag Mozart's feiert, und der Gesangverein „Harmonie", der künftigen Samstag den Jahrestag seiner Gründung durch eine festliche Abendunterhaltung mit Ball feiern wird. Dazwischen werden auch die Pyrenäensänger sich hören lassen. — Der großh. Kammermusikus Hr. Müller, der als ausgezeichnetes Contrabassist rühmlichst bekannt ist, wird in der Kürze, erhaltener Einladung zufolge, nach St. Petersburg reisen und dort auf seinem Instrumente sich hören lassen.

Frankfurt a. M., 24. Jan.

Der Quartett-Cyclus der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Eisner jun. wurde am 20. d. durch die vierte Unterhaltung geschlossen. Die an diesem Abend vorgeführten Compositionen eröffnete würdig das gemüthliche H moll-Quartett von Haydn, diesem ewig jungen Meister im Reich der Töne. Zum Erstenmale brachte sodann Hr. Wolff eines seiner eigenen Quartette zur Aufführung. Ueber diese Composition ließ sich nur Eine Stimme der ehrendsten Anerkennung vernehmen. Als besonders rühmenswerth müssen wir die gleiche Vertheilung der Stimmen in dem ganzen Quartett hervorheben. Während der zweite Satz uns Hrn. Wolff als gediegenen Contrapunctisten erkennen ließ und durch seinen humoristischen Charakter sehhaft ansprach, trat gleichwohl das leidenschaftlich gehaltene Adagio als der Glanzpunkt der ganzen Composition hervor. Zuletzt kam das unvergleichliche C dur-Quartett von Beethoven, welches durch die vollendete Ausführung, namentlich durch den feurigen Vortrag der Schlußfuge, die Zuhörer wahrhaft elektrisirte. Schöner und genußreicher hätte dieser Abend unmöglich schließen können. Somit hätten wir im Verlauf dieses Cyclus die drei sogenannten russischen Quartette von Beethoven vorgeführt erhalten, wofür den Unternehmern um so mehr Dank gebührt, je seltener man Gelegenheit hat, diese schwierigen Quartette im würdigen Vortrag zu hören. Die Theilnahme des Publikums, welche diesen Cyclus in stets wachsendem Maße begleitete, ist ein unzweideutiger Beweis dafür, nicht nur, daß ein Kunstgenuß dieser Art für Frankfurt Bedürfniß war, sondern auch, daß die Unternehmer durch die gediegene Ausführung den Erwartungen des Publikums auf's ehrenvollste entsprochen. Gewiß wird eine nicht minder lebendige Theilnahme den am 29. d. M. beginnenden zweiten Cyclus begleiten.

Alljährig pflegen zur Winterszeit Turner aus Frankfurt und der Umgegend den Gipfel des Feldberges zu besteigen, was auch heuer wieder am 24. Jan. stattfand. Es ist dieser Gebirgszug um so bemerkenswerther, als die Hindernisse, welche der diesesmal ganz ungewöhnlich tiefe Schnee den Tureen entgegen stellte, gar nicht undedeutend waren. Nur dem begeisternden Gedanken, sich duech solche harte Arbeit für des Lebens Ernst zu stärken und zu stählen, mochte es zuzuschreiben seyn, daß sich gegen 3 Uhr Nachmittags 4 Mann von Reifenberg und 7 Mann von Homburg aus auf dem Gipfel am Felsen zusammen fanden. Belohnt durch das seltene und großartige Naturschauspiel, welches sich in dem Glühen der von dem Streiflichte der Sonne beschienenen Schneefelder ihren Augen darbot, zogen die Turner ihrer Heimath Homburg und beziehungsweise Frankfurt wiedee zu. Auch von Mainz und Ilsingen hatten sich in Königstein und Reifenberg mehrere Turner eingestellt.

Preiszuerkennung.

Der Musik-Verein Mannheim, welchem in Folge seiner Ausschreiben vom 10. Mai 1846 — wie bereits angezeigt — 27 Preisbewerbungen zugekommen sind, (einige konnten, als verspätet, nicht angenommen werden), zeigt hiermit das Ergebniß der Beurtheilung an, und erstattet zugleich öffentlich seinen Dank, sowohl an diejenigen Herren Componisten, welche dieser Aufforderung entsprochen haben, wie den verehrlichen Herren Preisrichtern, ohne deren Gefälligkeit dieses Unternehmen nicht geachtet und anerkannt auszuführen war. Gleiche dankbare Anerkennung ohnerhalten wir der völlig uneigennützigen Bereitwilligkeit derjenigen geehrten Redactionen, welche die bezüglichen Anzeigen, diese Sache achtend und fördernd, in ihre Blätter aufgenommen haben.

Preisrichter waren: die Herren Hofkapellmeister Kalliwoda in Donaueschingen, B. Lachner in Mannheim und J. Staub in Karlsruhe.

Die Preise erhielten zuerkannt, den ersten, das Werk Einl. Nr. XIX. mit den Worten: „Fahret hin, fahret hin, Grillen, geht mir aus dem Sinn!" von Hrn. C. A. Mangold in Darmstadt; den zweiten, das des Hrn Sylphin von Walde in Rudolstadt mit dem Motto: „Senza stella non si sa." Besonders belobt wurden folgende Bewerbungen: zuerst C. Nr. I. des Hrn. G. Helmesberger jun. in Wien, und Nr. XII. des Hrn. T. Uhlig in Dresden; sodann Nr. V. des Hrn. K. A. Zwicker in Freiburg, Nr. XVIII. des oben genannten Preisträgers Mangold und Nr. VI., dessen Verfasser nicht genannt seyn will.

Mannheim, 15. Januar 1847. A. Schüßler.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Fanchon, das Leyermädchen, Oper in 3 Akth., nach dem französischen Vaudeville bearbeitet von Kotzebue, Musik von Himmel. —

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 29. Freitag, den 29. Januar 1847.

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.

(Fortsetzung.)

„Bleiben Sie und verbergen Sie den Vicomte!“ rief der Bretagner. „Es ist Alles entdeckt, und Sie sind verloren, wenn man ihn hier findet! Die Soldaten kommen zurück. Der Park und das Schloß sind in fünf Minuten umzingelt! Verbergen Sie nur den Vicomte!“

Die Wirkung dieser Nachricht glich einem Blitzstrahle. Clementine sank besinnungslos zu Boden und mußte auf ihr Zimmer getragen werden.

In jener Zeit hatten alle Schlösser und Herrschaftsgebäude Frankreichs einen verborgenen Schlupfwinkel, als letztes Asyl der Verfolgten. Ein solcher befand sich auch im Schlosse S**, im höchsten Theile des Gebäudes, und der Marquis führte Martial und Jean Pierre dahin, während ein Bedienter alle Spuren der Vorkehrungen zur Flucht vertilgte.

Während der Marquis die beiden Verfolgten auf einem geheimen, von Niemanden gekannten Wege zur Dachstube führte, erzählte Jean Pierre mit wenigen Worten, wie sein Plan mißlungen sey. Eine halbe Stunde vom Schlosse begegnete die Besatzung einer Abtheilung Jäger, welche Larion aus Neugierde oder Mißtrauen über den Hauptmann Leblanc und dessen beabsichtigte Expedition befragte.

„Da der Hauptmann Leblanc sammt seinem Briefe von meiner Erfindung war,“ sagte Jean Pierre, „so sah ich meinen Plan gescheitert, und hatte kaum die Zeit, mich aus dem Staube zu machen und Ihnen zu sagen, daß die ganze Besatzung schon wieder umgekehrt ist. — Es war Zeit!“ fügte er, durch ein Fenster sehend, hinzu; „denn schon sind die Zugänge des Schlosses besetzt, und Sie haben keine Zeit zu verlieren, sich wieder in den Saal zu begeben und den Lieutenant zu empfangen.“

Der Marquis verschloß sorgfältig die zum Verstecke führenden Gänge, und es war ihm ein Leichtes, Larions Fragen zu beantworten, als dieser das ganze Haus durchsucht und nichts Verdächtiges gefunden hatte.

„Mille bombes!“ rief Romulus, indem er die Hand an den Säbel legte. „Wir wollen ein wachsames Auge haben, und wenn sich hier nur der Schatten eines Cidevant oder eines Weißen blicken läßt — —“

Eine ausdrucksvolle Handbewegung des Sergeanten ergänzte deutlich genug die abgebrochene Rede.

„Und Sie, Lieutenant,“ sagte er, sich zu Larion wendend, „werden Sie nur nicht weichherzig, wie es mir scheint, und bedenken Sie, daß der Kamerad Romulus hinter Ihnen steht!“

Der Lieutenant schauderte um so mehr vor diesem Rathe zurück, als er nicht allein für Clementinen zitterte, sondern auch in seiner Eifersucht fest überzeugt war, daß Martial im Schlosse verborgen sey.

Der Versteck, wo der Letztere mit Jean Pierre die Entwickelung des Drama's erwartete, stand mit dem Garten durch eine geheime Treppe in Verbindung. Die Flucht war daher noch möglich, wenn auch höchst gefährlich; man mußte warten, bis der Verdacht etwas beruhigt war und Clementine sich wieder erholt hatte.

Dazu war mindestens eine Woche erforderlich, und der Marquis überzeugte seine Kinder leicht von der Nothwendigkeit, sich ruhig zu verhalten, und von der Unmöglichkeit, einander zu sehen und zu sprechen: eine eben so grausame als nothwendige Entbehrung, wofür sie sich bald zu entschädigen suchten.

Das kleine Fenster, welches der Zelle der beiden Gefangenen Licht gab, hatte die Aussicht auf eine offene Stelle des Parkes. Sobald sich Clementine stark genug fühlte, das Zimmer zu verlassen, suchte sie ihren Vater zu überzeugen, daß nichts ihrer völligen Wiederherstellung so förderlich sey, als die freie Luft und die Einsamkeit des Parkes.

Nichts glich dem Eindrucke, den das Erscheinen Clementinens auf den lauschenden Frossay machte. Sie war weiß gekleidet, um von dem dunkeln Hintergrunde der Gebüsche desto leichter bemerkt zu werden. Der Vicomte merkte sehr wohl diese zarte Aufmerksamkeit, welche er unbesonnener Weise dadurch belohnte, daß er das Fenster seiner Zelle öffnete. Die Entfernung machte indessen ein deutliches Erkennen unmöglich. Unglückliche wünschen sich stets mehr, als ihnen der Augenblick gewähren kann. Frossay begnügte sich bald nicht mehr mit der Freude, Clementinens weißes Gewand zu sehen. Jean Pierre, der jede Nacht die Nahrung für den folgenden Tag holte, bat daher einst den Marquis um ein Fernrohr, womit der Vicomte zum Zeitvertreibe die umliegende Gegend betrachten wolle.

Der erschrockene Marquis verweigerte das Fernrohr; endlich gab er den wiederholten Bitten nach, jedoch nur unter der Bedingung, daß das Fenster nicht geöffnet würde.

Da das Fenster indessen schon öfter geöffnet war, so zog Frossay den Schluß, es könne auch ferner ohne Gefahr geschehen. So suchten die Liebenden sich auf der einen Seite mit dem Fernrohre, auf der andern mit der Lorgnette einander näher zu bringen, und bald trieb Frossay die Kühnheit so weit, daß er jeden Tag ein an einen Stein befestigtes Billet vermittels einer Schleuder in den Park warf. Die vorgelegten Fragen wurden von Clementinen durch vorher angedeutete Zeichen beantwortet, so daß Beide eine ziemlich vollständige Korrespondenz unterhielten.

Unterdessen war Romulus Tag und Nacht auf der Hut; Larion verlor das bischen Vernunft, das ihm noch geblieben war, als er Clementinen täglich immer schöner und heiterer fand. Der Marquis Roan hielt jetzt den Zeitpunkt für günstig, und setzte die Flucht auf die dritte Nacht fest.

Digitized by Google

Die beiden dazwischen fallenden Tage wurden zu sorgfältigen Vorkehrungen benützt. Die mitzunehmenden Kostbarkeiten wurden in Clementinens Zimmer, das unverletzbarste Asyl, gebracht; der Kahn nahm wieder seinen Platz am Ende des Parkes ein; Jean Pierre sollte die Kostbarkeiten nehmen, der Marquis sollte ihm vor Tagesanbruch folgen und Frossay endlich mit Clementinen nachkommen.

Man war vorzüglich darauf bedacht, Larions Vertrauen zu gewinnen. Einige freundliche Worte Clementinens genügten, den Unglücklichen zu verblenden, welcher übrigens kaum mehr an Martials Gegenwart glaubte und sich immer mehr und mehr dem Wahne hingab, er werde einst dessen Stelle einnehmen.

„Martial ist geächtet," sagte er oft zu sich selbst; „und ich habe eine reiche Zukunft vor mir; er zieht Clementinen in's Verderben, und ich kann sie retten! Wer weiß, ob man ihn nicht am Ende ganz vergißt, ob es ihm nicht gelungen ist, zu entfliehen, und wer weiß, ob dann — —"

Dann stieg dem jungen Republikaner der Schwindel in den Kopf; denn er sah sich schon im Geiste, wie er den von Martial unterzeichneten Kontrakt zerriß und von Clementinen den Lohn einer beharrlichen Liebe erhielt.

Wenn der Verblendete mitten in einem solchen Traume ein freundliches Wort, ein Lächeln von Clementinen erhielt — welchen Widerstand konnte er da wohl der schönen Bittenden entgegensetzen, wenn sie ihm vorwarf, er lasse sie zu strenge bewachen.

Die Aufsicht war daher schon am Abend vor dem entscheidenden Tage weit gelinder als zuvor, so daß sie durchaus nicht an dem Gelingen ihres Unternehmens zweifelten, und sich am Abend ohne große Besorgniß niederlegten, um einige Stunden der Ruhe zu genießen.

Unglücklicher Weise wachte jedoch ein Argus im Dunkel der Nacht, während Larion seine verblendeten Augen schloß. Der Marquis und die Seinigen glaubten sich geborgen; allein sie hatten ihre Rechnung ohne Remu'us gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Quellen der erhöhten Preise der Rohprodukte des Land- und Ackerbaues.

Der erhöhte Preis der Rohprodukte des Landmanns, welche wir als die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse kennen, erregt in fast allen Klassen der menschlichen Gesellschaft große Sensation. Allerwärts hat man sich ernstlich mit diesem Gegenstand beschäftigt, um die Ursachen dieses Phänomens zu erforschen und dem gefürchteten Uebel auf den Grund zu sehen. Daß auf diesem Wege die Möglichkeit einer radicalen Heilung in Voraussicht gestellt werden kann, ist einleuchtend. Die Regierungen, Kammern und menschenfreundliche Privaten und Vereine widmen diesem Punkte ihre ganze Aufmerksamkeit und mit nicht genug lobenswerther Theilnahme und Opfern der verschiedensten Art sucht man dem Nothstande thatkräftig zu steuern und Hülfe zu schaffen. Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß die Art dieser Wirksamkeit weithin allen Einfluß überwiegt, welchen gelehrte und ungelehrte Abhandlungen zu versprechen vermögen.

In dem Wucher sieht man fast allgemein die Ursache der Theuerung, und es scheint im ersten Augenblick sehr gewagt, sich mit diesem Urtheil des großen Haufens nicht in allen seinen Beziehungen einverstanden zu erklären. Ohne uns jedoch auf Definitionen und Bestimmungen des sehr relativ erscheinenden Begriffs Wucher einlassen oder dessen Antheil und Einfluß auf den Cours der Produktionen des Landwirths bestreiten zu wollen, sey es bloß erlaubt, noch einige Momente zu berühren und anzudeuten, welche als Ursachen und Quellen in letzter Instanz allerdings eine Steigerung der Preise herbeizuführen vermögen.

Vorerst verdienen hier (eine Ausnahme abgerechnet) die nur mittelmäßigen und mitunter geringen Aernten der 1840r Jahre erwähnt zu werden. Das Mißrathen und die Krankheit der Kartoffeln letzter Jahre sowie den Rost beim Roggen mit einbegriffen. Die für die Landwirthe so unheilvolle Periode der zwanziger Jahren, die jedem älteren Landwirthe noch im Andenken seyn werden, herbeigeführt durch den Untergang vieler deutschen Fabriken und Herabkommen der deutschen Industrie im Allgemeinen (in Folge der Aufhebung der Continentalsperre), durch eine Hindrängung der ganzen Bevölkerung auf den Ackerbau, und eine allgemeine Wohlfeilheit der Produkte, die außerdem durch mehrere reiche Getreide-Aernten vermehrt wurde, kann als das andere Extrem der heutigen Verhältnisse namhaft gemacht werden.

Das große Bedürfniß, die vermehrte Nachfrage, herbeigeführt durch die stets wachsende und sich mehrende Population, mit welcher auch die Technik und Manufaktur und Gewerbswesen, die Verarbeitung der Rohstoffe in progressivem Maßstab sich vervielfältigt und in Folge wissenschaftlicher Fortschritte und gesteigerter Intelligenz sich verbessert hat, welches Alles nicht ohne Einfluß auf den Preis der Rohprodukte des Landmanns seyn dürfte, muß hier in Betracht kommen.

Der Vertrieb und Verkehr, außerordentlich erleichtert und befördert durch das Element des Dampfes, welches die heutige Menschheit auf eine so großartige Weise sich dienstbar gemacht hat, muß dem Handel und Gewerbswesen nothwendig großen Vorschub leisten und einen Aufschwung herbeiführen, der früher nicht geahnt werden konnte.

Auch der Produktionspreis ist in der Landwirthschaft nicht derselbe wie vormals geblieben. Der Kapitalwerth des Grund und Bodens ist bedeutend gestiegen. Käufe und Pachtungen haben sich demgemäß gewaltig geändert. Die direkten und indirekten Abgaben vermehrten sich und selbst auch die eigenen Bedürfnisse des Ackerbauers, welche in der Regel den in der Cultur vorwärts schreitenden Völkern auf der Ferse zu folgen pflegen, haben sich vervielfältigt. Diese insgesammt nach allen Richtungen hin gesteigerte Produktionskosten, mit deren specieller Würdigung und Aufzählung wir den geehrten Leser verschonen möchten, erhöhen den Produktionspreis und somit den Verkaufs- und Marktpreis.

Man wird es, ungeachtet des letzteren Umstandes, nicht in Abrede stellen können, daß der Verbrauch, die Consumtion im letzten Decennium bedeutend zugenommen und daß mit diesem Mehrverbrauch die Mehrproduktion nicht gleichen Schritt gehalten hat. Es hat den Anschein, als wären wir dem Punkte nahe gerückt, wo sämmtliche normale und ungestörte Thier- und Pflanzenproduktion nöthig erscheint, um das Bedürfniß, die Nachfrage zu decken und daß spärliche und geringe Aernten einen allerdings fühlbaren Mangel herbeizuführen vermögen, der sich, wie eben jetzt der Fall ist, an den erhöhten Preisen zu erkennen gibt. Daß unter diesen Verhältnissen die Speculanten bei Mangel an Concurrenz zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke im Vortheil sind, bedarf keineswegs weiteren Beweises.

Das aus dem Boden Producirte reicht nur für eine gewisse Summe, nur für eine begränzte Menge und Masse von Menschen hin, um sie mit diesen Produkten hinlänglich zu versorgen. Die mit jedem Jahr zunehmende Auswanderung nach Amerika dürfte ebenfalls als eine direkte Folge jenes Mißverhältnisses zu betrachten seyn, welches sich durch die großartige Uebersiedelung auf transatlantischem Boden auszugleichen unabänderlich bemüht ist.

Gänzlich mißverstehen würde mich jedoch Der, welcher meinte, daß ich hierdurch der Landwirthschaft in der Thier- und Pflanzenproduktion den Fortschritt absprechen und dieselbe als stillstehend,

Digitized by Google

als im letzten Decennium stationär geblieben bezeichnet wissen wollte. Dagegen muß ich mich verwahren und kann mir Derartiges nicht in den Sinn kommen. Die Landwirthschaft ist bei dem Fortschritt der Naturwissenschaften nicht leer ausgegangen. Ja es bildet dieser Gegenstand, welcher auf Steigerung und Vermehrung der Intelligenz beim Betriebe der Landwirthschaft hinsteuert, eine Hauptfrage der Staatenlenker. Hebung des Ackerbaues und der Gewerbe ist jetzt das große Losungswort, das in ganz Europa erschallt, und bei allseitigem guten Willen ist nur die Frage, wie soll und wie kann geholfen werden, das zu lösende Problem.

Der National-Oekonom Dr. Friedrich List sprach bei der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe 1845 in München „über die Beziehungen der Landwirthschaft zur Industrie und zum Handel" sehr ausführlich. Im amtlichen Bericht auf Seite 77 heißt es:

„Harmonische Ausbildung der drei Faktoren der materiellen Nationalproduktion — der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels — ist die Grundbedingung aller Prosperität bei großen und civilisirten Nationen." Am Schlusse jenes Actenstückes sagt List: „Auch haben alle großen Herrscher vorzugsweise für die Brodlade und den Küchentopf der arbeitenden Klassen Sorge getragen, und ob sie später dem Unglück oder dem eigenen Uebermuthe zum Opfer fielen, wie Heinrich IV. und Napoleon, so folgte ihnen doch die Liebe des Volks ins Exil oder in den Tod."

Goldstein, im Jan. 1847. Anthes.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt) Den Theaterfreunden wird die Notiz willkommen seyn, daß unser wackeres Bühnenmitglied, der Bassist Herr Conradi, nachdem er ein Engagement nach Stuttgart ausgeschlagen, durch Erneuerung seines Kontraktes unserer Bühne erhalten ist.

(Aachen, 24. Jan.) Vor einiger Zeit gewahrten Vorübergehende in der Nähe des Bahnhofes einen anständig gekleideten Mann, der emsig beschäftigt, die harte Eisrinde, welche den Boden deckt, durch heißes Wasser zu lösen. Als seine Bemühungen fruchtlos blieben, hält er einen in der Nähe nach Lehm grabenden Fuhrmann an und bittet ihn, den Boden mit seiner Haue zu lockern; es geschieht, und siehe, es kommt aus einem Kästchen, das von den Streichen der Haue getroffen worden, eine Masse blanken Goldes zum Vorschein. Der Fuhrmann empfängt ein Goldstück als Belohnung, und hackt auf Geheiß des Herrn noch muthig weiter, während der Herr mit seinem Kästchen sich rasch aus dem Staube macht; die Polizei erhält Wind davon, und einige Stunden später sitzt der Schatzgräber durch die Bemühungen unseres wackeren Polizeikommissär Brendamour bereits in sicherm Gewahrsam und ist ein Busenfreund eines französischen Grafen, dem kurz vorher eine Summe von mehr als 4000 Frcs. entwendet worden und wahrscheinlich Niemand anders als der gesuchte Dieb.

Auf der Main-Neckar-Eisenbahn zeigte sich dieser Tage recht auffallend, welche große Vorzüge die 6rädrigen Wagen vor den 4rädrigen haben. Zwischen Darmstadt und Frankfurt brach ein Rad an einem 6rädrigen Personenwagen. Der Zug konnte trotz dieses Vorfalls ohne den geringsten Aufenthalt und ohne Beschädigung irgend Jemandes seine Fahrt vollenden. — Man erinnert sich dagegen, daß an dem vor kurzem auf der schlesischen Eisenbahn stattgehabten sehr traurigen Falle ein 4rädriger Wagen Schuld war. (Hess. Z.)

Zufolge amtlicher Uebersicht hat die Redemptoristen-Korporation im Jahre 1846 in Bayern 26 Missionen gehalten, wovon 15 auf die Erzdiözese München-Freysing, 9 auf die Diözese Regensburg und zwei auf die Diözese Passau treffen. Vorgemerkt sind bereits wieder 82 Missionen für die genannten Diözesen nebst Eichstätt; und vom bischöflichen Ordinariat Würzburg wurden eben erst 14 Missionen verlangt. Gegenwärtig verweilen 30 Patres in Altötting.

(München, 23. Jan.) Gegenstand vielen Interesses, namentlich von Seite unserer Physiker, ist der 17 Pfund schwere Meteorstein, der neulich in der Gegend von Mindelheim niederfiel und welchen die königliche Regierung von Schwaben und Neuburg dem königlichen Ministerium des Innern einsandte. So viele Aerolithen auch die Sammlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften bewahren, so ist dieser doch erst der dritte, von dem amtlich constatirt ist, daß er in Bayern zur Erde gefallen.

(Auswanderer-Elend.) Die „Weser-Zeitung" vom 19. November v. J. enthielt einen Bericht über die gewissenlose Behandlung eines Auswanderer-Transports, welcher im genannten Monate an Bord des „Pontiac" in Liverpool eingeschifft wurde. Dies Schiff ist in Newyork nach einer Fahrt von 63 Tagen angekommen, während welcher an Bord eine förmliche Hungersnoth herrschte und 19 Passagiere, darunter fünf Deutsche, starben. Der Kapitän selbst schreibt an den „Newyork-Expreß", er habe drei Tage vor der Ankunft das letzte Stück Brod unter die Passagiere vertheilt, — ein deutlicher Beweis für die gewissenlose Verproviantirung des Schiffes. — Die Newyorker Blätter dringen darauf, daß der Kongreß den Gräueln dieses Menschentransports Einhalt thue, und namentlich — nach dem Vorbilde der Bremischen Gesetze — die Passagierzahl auf einen Mann per 5 Tonnen beschränke. Von Liverpool, heißt es, kämen jetzt Schiffe an, um gleich ihre ganze Ladung den Spitälern zu überlassen.

In Petersburg stellt sich die auffallende Erscheinung dar, daß die weibliche Bevölkerung nur halb so groß ist als die männliche; es kommen nämlich auf 292,000 Männer nur 148,000 Weiber. Auch nimmt dort die Zahl der Ehen fortwährend ab, woraus sich der fernere, nicht weniger auffallende Umstand von selbst erklären dürfte, daß Petersburg eben so viel uneheliche Kinder in das Findelhaus liefert, als das doppelt so stark bevölkerte Paris, nämlich 4—5000.

Man fühlt es immer allgemeiner und tiefer, wie dringend nothwendig es ist, daß die deutschen Lande zu einer gemeinsamen Regulirung ihrer Postverhältnisse sich vereinigen. Wir schweigen von dem Beispiele, das der Abgeordnete der Stadt Stuttgart jüngst in der würtembergischen Abgeordnetenkammer anführte, daß ein Brief von Stuttgart nach Paris 11 kr. weiter koste, als ein Brief von Paris nach Stuttgart; aus Köln beklagt man sich nun, daß während der Engländer im Bereiche seines ganzen großen Staates von einem Briefe 1 Penny oder 10 Pfg. bezahle, man 12 Sgr. für den einfachen Brief aus England nach Köln und 5 Sgr. für die kleine Strecke von der Elbe bis zum Rheine zu bezahlen habe.

Korrespondenz.

Alsheim in Rheinhessen, 23. Jan.

In der Nacht vom 16. auf den 17. d. Mts. fand dahier ein schauderhafter Raubmord an einer beinahe 73jährigen Frau statt, der bei sämmtlichen Einwohnern unserer ruhigen, nicht an tragische Begebenhei-

Digitized by Google

ten der Art gewöhnten Gemeinde die tiefste Entrüstung hervorgerufen hat. Die gemordete Frau bewohnte allein ein Häuschen und stand in dem Rufe, im Besitze von vielem Gelde zu seyn. Wie gewöhnlich, wollten am letztverflossenen Sonntag ihre Enkel zu ihr gehen, fanden aber Thor und Thüren verschlossen und gingen wieder, in der Meinung, die Großmutter habe bei Befreundeten einen Besuch abgestattet, nach Hause. Als jedoch am Abende das Gebiet immer noch verschlossen war, so wurde dies den Anverwandten bedenklich; sie erbrachen die Eingänge und fanden zu ihrer größten Bestürzung und zu ihrem innigsten Leidwesen die Frau todt in der Stube liegend, die Füße im Bett und den Kopf auf dem Stubenboden. Bei näherer Besichtigung der Leiche und der Umgebung erkannte man bald, daß sie wahrscheinlich erdrosselt worden war, und daß ein nicht unbedeutender Kampf zwischen dem Mörder und der Getödteten stattgefunden haben mußte. Ein seidenes Halstuch war sehr fest um ihren Hals gebunden; am Kopf war sie durch ein starkes Instrument, wohl durch ein Gradscheit (Spaten) verletzt und auf der Brust fand man auch Läsionen, die von Fußtritten herzurühren schienen. Der Mörder, oder die Mörder waren durch's Fenster eingebrochen, hatten die Schränke durch den vorgefundenen Schlüsselbund zum Theil aufgeschlossen, zum Theil erbrochen und alles vorhanden gewesene Geld bis auf einige Kreuzer (nach der Angabe der nächsten Verwandten mehrere Tausend Gulden) sich angeeignet. Eine Masse von Weißzeug und anderen Kleidungsstücken blieb unberührt. Die Thäter ließen in der Eile ein Sacktuch, das seinem Aeußeren nach einen namhaften Schnupfer zum Eigenthümer haben muß, und zwei tüchtige Prügel zurück. Ersteres leitete auf Vermuthungen, die noch mehr Consistenz durch Zeugenaussagen und entdeckte Blutspuren erhielten, so daß man bereits ein Individuum, als vor der Hand verdächtig, gefänglich eingezogen hat. Allen Indicien nach aber scheint diese schändliche That nicht von Einem allein verübt worden zu seyn, und es steht zu hoffen, daß es der anerkannten Thätigkeit unserer sehr guten Justiz gelingen werde, die ruchlosen Mörder vor das Forum der wägenden Themis zu bringen. — Nachschrift. So eben wurden noch zwei andere Individuen, als verdächtig, verhaftet.

Edenkoben, im Jan.

Wenn dem Menschenfreunde leider nur zu oft ein Seufzer entsteigt, weil er dem Genius der Gerechtigkeit so manche Unbill zufügen gewahrt, so ist es dagegen seinem Herzen desto wohlthuender und dringlicher, zu empfinden und zu verkünden, wenn auf den Altar der Humanität ein reines Opfer auf würdige Weise niedergelegt wird. Ein solches Gefühl entsendet die gegenwärtigen Zeilen, um einen von der hiesigen Stadtverwaltung zu Gunsten ihres Lehrerpersonals gefaßten Beschluß im Dienste der Philantropie einem größern Kreise kund zu geben. Doch zuvor einige für den Theilnehmenden nicht uninteressante Notizen über das hiesige Schulwesen überhaupt! Noch sind nicht zwei Decennien verflossen, da hier für eine Anzahl von mehr als 600 Kindern nicht mehr als 5 Lehrer, und zwar 4 protestantische und 1 katholischer, angestellt waren. Von den Schullocalen waren, im umgekehrten Verhältniß zu der enormen Schülerzahl, mindestens 3 eng, niedrig, dumpf, ungesund. Allmälig hat Alles eine andere Gestalt gewonnen. Im Jahre 1830 errichtete die israelitische Gemeinde für ihre 40 — 50 Kinder eine besondere Schule und ließ sofort ein neues, geräumiges Schulhaus mit einer Lehrerwohnung aufführen. Im Jahre 1835 erstand ein zweites neues Schulgebäude mit 2 Sälen für die katholische, so wie im Jahre 1836 ein drittes — 6 Säle enthaltendes — für die protestantische Schuljugend. Alsbald wurden in denselben Jahrgängen eine katholische und zwei protestantische Schulgehülfenstellen etablirt und die frühern Schullocale zu Wohnungen, theils für die neuangestellten Gehülfen, theils für einige andere Lehrer, umgeschaffen. Im Jahre 1837 erblühte eine lateinische Schule nebst einem damit verbundenen Realcursus, deren Bevölkerung von 50 — 60 Schülern mit einem Subrektor und einem zweiten Lehrer im Jahre 1841 aus dem ihnen anfänglich aushülfsweise angewiesenen städtischen Gebäude in ein anderes, herrlich gelegenes, eigends dazu acquirirtes einzog. Aus den deutschen Schulen sind ferner ein katholischer, ein protestantischer und der israelitische Lehrer an gedachter Anstalt als Gesang-, Zeichnen- und Schreiblehrer angestellt. Daß aber bei einem solchen Sinne und Streben, das Unterrichtswesen zu fördern und zu heben, nicht alle Wünsche in Beziehung auf die Besoldung der Lehrer gleich schleunige Erfüllung finden konnten, ist sehr begreiflich. Dennoch ist auch in dieser Hinsicht längst schon, wie besonders neuerlich, der gute Wille im Kampfe mit den Hemmnissen so siegreich in die Erscheinung getreten, daß gegenwärtig nur noch wenige gerechte Ansprüche ihrer vollen Befriedigung entgegen sehen, solche aber auch sicher von der nächsten Zukunft zu erwarten haben. Denn wenn die Verbesserung der Lehrergehalte eine der wichtigen Zeitfragen mit ist, welche jetzt in Deutschland widerhallen, so hat unsere verdienstvolle Stadtbehörde den schönsten Beweis gegeben, daß sie auf der Höhe der Zeit steht, indem sie so eben 8 Schullehrer — darunter auch den israelitischen — auf die anerkennenswertheste Weise jeden um 50 fl. Gehalt per Jahr erhöhte. Ist, wie hier, das Amt eines Verwaltungs-Collegiums — namentlich das seines Vorstandes — ein solches, welches die Opfer der Zeit und Kraft, der Mühe und Anstrengung ohne allen Entgelt in Anspruch nimmt und in der reinsten Uneigennützigkeit weihet, so ist gewiß sein Hinblick auf solch' edle Pflanzungen und Leistungen, wie die oben beschriebenen sind, geeignet, einen Hochgenuß zu gewähren, welcher allen Sold der Welt aufwiegt. Möchte nur allenthalben jene heilige Angelegenheit vom Herzenswunsch der oft schmachtenden Lehrer zur Ehrensache aller Freunde der Jugendbildung, zum selbstständigen Bestreben der Berather des Gemeinwesens sich erheben und der Zeitpunkt nicht mehr ferne seyn, den der Geist des großen Sehers *) mit den Worten bezeichnet: „Alle deine Kinder werden Jünger Gottes, und ihr Friede ausgebreitet seyn."

Castel bei Mainz, im Jan.

Die Fürsorge, welche die Bewohner von Castel, bei den dermaligen bedrängten Zeitverhältnissen, ihren armen Ortsangehörigen zuwenden, verdient öffentliche Anerkennung. Durch Spenden an Geld, Kleidungsstücken, Brennstoff, Vertheilung von Suppe steuert man der Noth, Jeder hilft nach Kräften. Die neu ernannte Armencommission zeigt eine lobenswerthe Rührigkeit, und bleibt hier der Wohlthätigkeitssinn der in Castel garnisonirenden Herren Offiziere und der Eisenbahnangestellten besonders zu erwähnen. Für das materielle Wohl ist seit einigen Jahren Seitens des Ortsvorstandes, im wohlverstandenen Gemeindeinteresse, Namhaftes geschehen, und der Grund, daß manche Wünsche der Gemeinde heute noch nicht realisirt sind, keineswegs im Willen Derer zu suchen, welche die Gemeinde zu vertreten haben. Der bereits über sechs Jahre dauernde Kampf wegen Landung der Dampfschiffe am Castler Ufer zur direkten Verbindung der Eisenbahn mit dem Rhein hat, obgleich auf alle erdenkliche Hindernisse stoßend, bis jetzt den Eifer des Ortsvorstandes keineswegs erkalten lassen, da in dieser Beziehung der Gemeinde Castel Recht und Billigkeit zur Seite steht, und der Vortheil für den Staat, wie für die Gemeinde in Frage kommt. Aber schneller möchte der Sieg zu erfechten seyn, würde die Stadt Mainz, statt ihrer Besorgniß wegen des Biebricher Hafenbaues, dem so nahe liegenden Castel einmal einen freundlichen Blick zuwenden!

Frankfurt, 27. Jan.

Der zweite Quartett-Cyclus der Herren Heinrich Wolff, Seifide, Posch und Eisner beginnt Freitag den 29. Jan. Die aufzuführenden Quartette sind: 1) von Mozart aus A due, 2) von Mendelssohn aus D dur, 3) von Beethoven aus C moll. — Abonnement-Billets zu fl. 4, so wie einzelne zu fl. 1 45 sind in der Musikalienhandlung des Hrn. C. A. André und Abends an der Kasse zu haben.

Künftigen Samstag den 30. Jan. findet die von dem Liederkranze zum Besten der Armen der Frankfurter Doeffschaften veranstaltete musikalische Abendunterhaltung im Saale des Werendusches statt. Eintrittspreis: 1 fl. Extra-Beiträge werden dankbar angenommen. Anfang: 7½ Uhr. Der Saal wird um 6½ Uhr geöffnet.

---

*) Jesaias 54, 13.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. Jan. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abth., nebst einem Vorspiel in einem Act, genannt: „Das heimliche Gericht", von Heinr. v. Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Samstag, 30. Jan. (Neu einstudirt): Die feindlichen Brüder, oder: Der Doctor und der Apotheker, Possenspiel in 4 Abth., von Dr. E. Raupach.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 30. Samstag den 30. Januar 1847.

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.

(Fortsetzung.)

4.

Es war zwei Uhr nach Mitternacht, und Alles im Schlosse schlief oder schien zu schlafen. Clementine träumte halb wachend von den bevorstehenden Ereignissen, als sie plötzlich durch laute Fußtritte, welche sich im Korridor ihrem Zimmer näherten, aufgeweckt wurde. In ihrem Schrecken über dieses Geräusch erhob sie sich und horchte. Mehrere Männerstimmen unterbrachen die ringsum herrschende Stille, und eine dieser Stimmen sagte im befehlenden Tone:

„Dort, durch das Zimmer der Bürgerin!"

„Durch mein Zimmer!" rief Clementine mit halb erstickter Stimme. Sie fand kaum Kraft genug, das Bett zu verlassen.

Wenn man, ohne die in den Park führende geheime Treppe zu benutzen, in den Versteck des Vicomte wollte, so mußte man durch Clementinens Schlafzimmer gehen, da alle übrigen Zugänge vermauert waren.

Dieser Gedanke, obgleich noch dunkel und unbestimmt, giebt Clementinen wieder einigen Muth. Sie hüllt sich schnell in einen Pudermantel, zündet die erloschene Lampe wieder an und nähert sich der Thüre. Die Stimmen kommen immer näher; sie glaubt einige derselben zu erkennen.

„Ist das Zimmer erleuchtet?" fragte ein noch etwas entfernter Mensch.

„Ja, es ist hell darin," erwiederte ein Anderer.

„Und die Bürgerin schläft?" fragte ein Dritter.

„Es ist wenigstens ganz still."

„Wir wollen sehen, ob die Thüre von innen verschlossen ist — —"

„Ja, sie ist verschlossen," antwortete eine Stimme, nachdem eine kräftige Hand den Drücker ergriffen hatte.

„Dann nehme ich meinen Hauptschlüssel," sagte eine stärkere und drohendere Stimme, und in wenigen Augenblicken ist die Thüre durch einen schweren und starken Fußtritt aufgesprengt.

„Romulus!" ruft Clementine bebend.

Während sie vor dem abscheulichen Gesichte des Sergeanten zurückbebt, wichen die Soldaten ihrerseits scheu vor ihr zurück. Der Anblick einer bleich und starr wie eine Bildsäule dastehenden weiblichen Gestalt erfüllt die rohen Menschen mit Schrecken, wie vor einem Gespenst; und um Clementinen wieder zu erkennen, bedarf es erst einer plötzlichen, heftigen Bewegung der Letzteren, welche von einem Gedanken ergriffen zu werden schien.

Ueber die Absicht dieses plötzlichen Ueberfalls konnte Clementine nicht im Zweifel seyn; trotz des Getöses und Schreckens stand die Wahrheit auf ein Mal ganz klar vor ihrer Seele. Romulus hatte ohne Zweifel ihre Spaziergänge im Park belauscht; er hatte gewiß Martials Versteck entdeckt und wollte ihn jetzt darin überraschen. Sie allein hatte den Vicomte in's Verderben gestürzt; sie allein konnte ihn noch retten! — — Aber wie? Großer Gott! wie sollte sie zwanzig wüthende Soldaten zurücktreiben?

Während die Soldaten sich allmählig von ihrem Erstaunen erholten, ward Clementine durch einen Hoffnungsschimmer aus ihrer Erstarrung geweckt. Das folgende Zimmer war das Waffenkabinet des Marquis; da waren starke Eichenthüren, schwere Geräthe, geladene Gewehre; da zog sich ein Drath der Glocke hindurch, welche allnächtlich den treuen Jean Pierre herabrief. Dahin wollte sie den Bretagner kommen lassen; sie wollte im Nothfall eine Belagerung aushalten; wenigstens sterben wollte sie, ehe die Barbaren bis zu Frossay dringen konnten!

Vor diesem verzweifelten Entschlusse bebte ihre weibliche Schwäche einen Augenblick zurück. Allein bald siegte die Liebe. Anstatt den wüthenden Romulus einer Antwort zu würdigen, eilt sie in ihres Vaters Waffenkammer, verriegelt schnell die Thüre, zieht aus allen Kräften an der Glocke und schleppt Alles, was sie fortbewegen kann, an die Thüre. In wenigen Minuten tritt Jean Pierre in die Waffenkammer und bleibt schaudernd auf der Schwelle stehen.

Clementine stand bleich, mit aufgelöstem Haare und deutete schweigend auf die von ihr vertheidigte Thüre, welche von schrecklichen Kolbenstößen erdröhnte. Mehr bedurfte es nicht, um ihm die ganze schreckliche Wahrheit in einem Augenblicke völlig klar zu machen. Er ergreift eilends ein schweres Geräth und trägt es mit kräftigen Armen zur Thüre; in wenigen Augenblicken ist die Thüre mit einem zweiten und dritten Stücke völlig verammelt. — Aber um ihrer selbst willen hat ihn Clementine nicht gerufen; sie befiehlt ihm, zum Vicomte zurückzukehren.

„Und im Vorübergehen benachrichtigen Sie meinen Vater," sagte sie mit der Kaltblütigkeit der Verzweiflung; „der Park ist frei und der Kahn bereit! Sagen Sie, daß Beide keinen Augenblick verlieren sollen! Fort! fort!"

Jean Pierre eilte der Thüre zu, kehrte aber schnell wieder um. — — Was sollte aus Clementinen werden, wenn er sie allein ließe? — „Gehen Sie selbst, Fräulein!" sagte er, „und retten Sie sich mit ihnen; ich will die Thüre hier so lange vertheidigen, als ich kann."

„Aber siehst Du denn nicht, wie ich wanke und zittere?" sagte Clementine. „Die Soldaten würden den Vicomte früher erreichen, als ich."

Bei diesen Worten trieb sie den Bretagner zur Thüre hinaus und ging mit konvulsivischer Entschlossenheit auf ihren Posten zurück.

Der Angriff der Soldaten wurde indessen mit verdoppelter Wuth fortgesetzt. Romulus gebärdete sich wie ein Tiger, der seine Beute wittert. Die von zwanzig Kolben schrecklich bearbei-

Digitized by Google

tete Thüre gab endlich nach, — sie stand halb geöffnet; noch eine ähnliche Kraftanstrengung, und auch die aufgeschichteten Geräthe müssen weichen, und der wüthende Sergeant erreicht den Vicomte, ehe Rettung möglich ist. — —

Die von der höchsten Angst gefolterte Clementine war einer Ohnmacht nahe. Ihre verworrenen Blicke fielen auf die an den Wänden hängenden Waffen. Sie nahm in jede Hand ein geladenes Pistol, legte ein Doppelgewehr hinter sich und hielt dem zuerst eindringenden Soldaten die Pistolen entgegen.

„Halt! oder Du bist des Todes!" sagte sie mit schwacher, aber schrecklicher Stimme.

Der Soldat wich zurück und ein zweiter drang mit vorgehaltenem Bajonnet ein. Clementine, welche nicht mehr wußte, was sie that, berührte mit einer zuckenden Handbewegung den Drücker eines Pistols, und der Knall warf den ganzen Soldatenhaufen in den Hintergrund des Zimmers zurück. Die Kugel hatte indessen nur die Decke des Zimmers durchdrungen, und das erste Pistol entsank Clementinen, welche kaum die Kraft fand, das zweite den Angreifenden entgegen zu halten.

Allein der Sergeant gebärdete sich wie ein Rasender, als ob die Kugel ihm das Herz getroffen hätte.

„Feuer auf die Aristokratin!" rief er einem seiner Leute zu.

Der Soldat hob das Gewehr, ließ es aber sogleich wieder sinken; — er wollte auf ein wehrloses Weib nicht feuern.

„Du zauderst, Memme?" rief der wüthende Sergeant und entriß ihm das Gewehr. Er legte an — und schoß.

Clementine stieß einen Schrei des Schmerzes aus, stammelte den Namen des Vicomte und sank an der Thüre zu Boden.

„Da ist sie ja fertig," fuhr Romulus fort. — „Vorwärts, marsch! Kameraden!"

(Schluß folgt.)

Merkwürdige Titel alter Gesangbücher.

In der großen Bücherversteigerung, die am 25. Januar im „Prinzen Karl" zu Frankfurt a. M. begonnen hat, kommen, nach dem darüber ausgegebenen Verzeichnisse (S. 264 u. ff.), viele alte evangelische Gesangbücher und geistliche Lieder aus dem 17. und 18. Jahrhundert vor, deren Titel — wovon wir hier einige mittheilen — schon auf den Inhalt schließen lassen, und als Beweis dienen mögen, daß wir in der geistlichen (wie der weltlichen) Literatur seitdem bedeutende Fortschritte gemacht haben. Wäre der Stillstand, wie Manche wollen, so wünschenswerth, mit welchem Unsinn wäre die Welt noch belastet!

Eines hungrigen Bettelkindes einfältige Trauben-Nachlese nach dem reichen Lieder-Herbst auf verschiedenen Weinbergen gesammelt. S. l. 1758.

Schmolcke, Benjamin, das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz. Frankfurt und Leipzig 1735.

Seiffarts, Daniel, mel melicum e. memorabilibus principum morientium d. i. Seelen-lebendes Letztes Trost-Honig, welches Fürsten und große Herren aus geistreichen Psalmen, Gesängen und Liedern gesogen. Altenburg 1705.

Des Herren Jesu vnd seines Gold-güldenen A B C Gesangbüchlein ꝛc. in wolbekanten Reimen Lutherischen Gesangweisen auffgesetzet, gerichtet und zugerichtet durch D. Pecken. 4 Theile. Leipzig 1654. 55. 12°.

Des Geistlichen Würtz- Kräuter- und Blumen-Gartens, oder Universal-Gesangbuchs zwei Theile, bestehend in einer Auswahl von tausend alten und neuen geistlichen Liedern. Homburg 1738. 39.

Zollikofer, C., himmlisch-gesinnter Seelen Himmel-durchschallende ꝛc. Gebät-Music d. i. geistreiches Gesang- Gebät-Buch, bestehend in 1000 geistlichen liebl. Liederen. St. Gallen 1738. Mit Melodien.

Grosse geistl. Seelen-Harpffe oder vollständ.-Würtembergisches Gesang-Buch. Tüb. 1738.

Die Drey Chörige, durch Engel, Männer u. Frauen angestimmte Music, mit einstimmender Andacht entw. vom Trauernden (M. Joh. Hofmann). Eßlingen 1701. 12°. Unbedeutend wasserfleckig.

Himmlischer Jubel-Schall oder Gesang-Buch samt e. Gebett-Büchlein. Stuttg. 1710. 12°.

Schmolck, Benj, Freuden-Oel in Traurigkeit oder gesammlete Klag- u. Trost-Lieder. Breslau u. Liegnitz 1731. — Desselben geistlicher Wanderstab. Leipz. 1736. — Desselben kleine Harffe v. zweymahl Zehn Saiten. Schweidnitz und Leipz. 1732. — Desselben lustiger Sabbath in d. Stille zu Zion. Leipzig 1733.

Unfehlbare Engel-Freude oder geistliches Gesang-Buch, darinnen M. Lutheri u. anderer evangel. Männern geist- und trostreiche Lieder u. Psalmen zu finden. Leipzig 1726.

Musika der Gläubigen in e. Auswahl alter und neuer Geistes-Gesänge mitgetheilet. Büdingen 1727.

Lieb-Seufzer zu St. Anna am Steinerberg. Zug 1775.

Geistliche Gebetter und Gesänger der heil. Mission. Rottweil 1719. Etwas beschrieben.

Delieberierbüchlein, auserlesenes, oder geistl. Suchveriohren v. e. alten Klosterbeichtvater, noch unverdorbenen Mädchen u. Jünglingen ans Herzen gelegt. S. l. 1784.

Kaefer, J. Ph., süsse Gemüths-Ruhe oder der dritte musikalische Jahrgang in geistreichen Cantaten in der Hof-Capelle Carols-Ruh aufgeführt anno 1720 biß 21. Carols-Ruh.

Gott-geheiligte Kern-Lieder, mehrentheils aus sächsischen evang.-luther. Gesang-Büchern zsmgetragen Im Jahr 1721.

Geistliche Seelen-Musik bestehend in zehen Betrachtungen u. 400 außerlesenen Gesängen, mit schönen, unter andern fünffzig gantz neuen Melodeyen gezieret und hersausg. v. Hch. Müller. Frkf. 1684. Mit Melodien.

Himmel-durchdringende Herzen-Seufzer oder neue geistl. Lieder. Nürnb. 1646.

Der Kinder Gottes Himmel aufsteigende Hertzens- und Seelen-Music bestehend in e. merckl. Anzahl geistreicher Lieder ꝛc. Nürnb. 1700.

Andächtiger Seelen geistliches Brand- u. Gantz-Opfer d. i. vollständiges Gesangbuch, aus vielen Gesangbüchern u. andern Autoren zsmgetragen, durch e. große Menge nie gedruckter Lieder vermehrt ꝛc. nun an der Zahl nahe 5000. Thl. 1. 2. 3. 6. u. 8. Leipz. 1697.

Geistliche Hirten-Lieder der in ihren Jesum verliebten Seele. Berlin 1702. 12°.

Neues Musikalisches Seelenparadies in sich begreiffend die allerfürtreflichste Sprüche d. heil. Schrifft, A. Test., in gantz Lehr- u. Trostreichen Liederen u. Hertzens-Andachten, herausg. von Joh. Rist. Lünneburg 1660. Mit Melodien.

Hiller, Ph. Fr., geistliches Liederkästlein zum Lobe Gottes aus 366 kl. Oden. 2 Thle. Stuttg. 1768. 16°. Einige Blt. ganz unerheblich befleckt.

Singende und klingende Berge d. i. Bergisches Gesangbuch, bestehend in 878 auserlesenen Liedern. 2 Thle. Lemgo 1770.

Aus Mainz.

Als im Mai 1845 der Wasserstand des Rheins eine Höhe bei uns erreicht hatte, die jener des Jahres 1784 nur wenig nachstand, verdoppelte unsere bewährte Central-Armen-Commission ihre Bemühungen, um unsere bedrängten Mitbürger zu unterstützen, neben ihr aber und mit ihr bildete sich ein Comité aus allen Ständen und Confessionen, theils um Beiträge zu sammeln, theils

Digitized by Google

um die erhaltenen Gaben gleich selbst wieder an die Bedürftigen zu vertheilen.

Binnen wenigen Tagen waren:

An baarem Gelde über	fl. 10000.
„ Victualien, Kleidungsstücke für mehr als	1000
Zusammen:	fl. 11000.

eingegangen, bei deren Austheilung sogar noch einige der am meisten beschädigten auswärtigen Gemeinden brüderlich berücksichtigt wurden.

So wie es später zur Gewißheit wurde, daß die Ernte desselben Jahres ein so bedauerliches Resultat lieferte, und die Fruchtpreise darauf hin so bedeutend stiegen, bildete sich gleich wieder eine Gesellschaft, die bedeutende Summen zusammenbrachte und dieselben zum Ankauf von Frucht und Mehl verwandte, von denen sie während mehreren Monaten Brod für die Unbemittelten backen und dasselbe um

3 Kreuzer pr. Laib von 4 Pfd.

billiger verabreichen ließ, als es die Bäcker thun konnten.

Es wurden dabei mehrere Tausend Gulden dem Allgemeinen zum Opfer gebracht und lieferte die Stadt dazu auch ihr Schärflein, indem sie in dem Lyzee-Gebäude mehrere Backöfen mit einem Kostenaufwand von beinahe fl. 1000 errichtete und sie zu jenem wohlthätigen Zwecke der genannten Gesellschaft unentgeltlich überließ.

Dieselbe sistirte endlich ihre Thätigkeit, und in derselben Woche öffnete die Stadt ihre Speicher, auf denen sie mittlerweile einen Vorrath von

2800 Mltr. Korn und
2500 „ Waizenmehl

gesammelt hatte und gab dieselbe zu solchen Preisen an die Bäcker ab, daß die Unbemittelten der Stadt auch fernerhin das Brod um 3 kr. unter dem gewöhnlichen Preise erhalten konnten und zwar geschah dies bis zur Ernte von 1846; mehrere Tausend Gulden mußten dabei von Seiten der Stadt geopfert werden.

Während dem Winter von 1845 auf 46 hatten alle Wohlthätigkeits-Anstalten, als namentlich die schon genannte Central-Armen-Commission, besonders aber auch der so verehrliche Frauen-Verein Alles aufgeboten, um die Noth zu lindern, und als Mittel dazu dienten ihnen,

fl. 13000	Betrag der jährlichen Suscription,
„ 4400	besondere Gaben,
„ 7500	Zinsen angelegter Capitalien,
„ 10600	jährlichen Beitrag der Stadt,
fl. 35500	zusammen.

Ueberdies hatte die Stadt der Armen-Commission noch eine Summe von fl. 1600 bewilligt, womit Suppe gekocht und an die Bedürftigen vertheilt wurde, so wie dieses bereits jeden Winter seit einer langen Reihe von Jahren geschah, da die Behörde dieses Unterstützungsmittel, namentlich auch in gesundheitlicher Hinsicht, als eins der zweckmäßigsten erkannt hatte.

Bei Beginn der 1846r Ernte waren die Getreide-Preise zurückgegangen und die Hoffnung auf günstigere Verhältnisse schien sich bewähren zu wollen, leider aber kam es anders, denn kaum war die Ernte eingethan, als sich deren noch größere Unzulänglichkeit als jene von 1845 herausstellte und die Steigerung aller Victualien in rascher Progression zunahm.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände entschloß sich die Stadt wieder zur Anschaffung eines Vorraths von Getreide und ließ demzufolge 2300 Malter Korn in Holland ankaufen und hierher auf ihre Speicher bringen.

Zugleich begann auch wieder die Vertheilung billigeren Brodes an die Unbemittelten und zwar jenes zweiter Sorte um

den Preis von 15 kr. pr. Laib zu 4 Pfd.

was gegenwärtig 4½ kr. niedriger wie bei den Bäckern ist, und da über 14,000 Laibe solchen Brodes jede Woche abgegeben werden, so bildet dies für die städtische Kasse eine wöchentliche Ausgabe von mehr als fl. 1000, die nur zum kleinern Theil durch den Preis-Unterschied an dem früher gekauften und nun an die Bäcker abgegeben werdenden Korn gedeckt werden.

Weitere 3000 Malter Korn sind neuerdings in Holland, für Rechnung der Stadt Mainz, freilich schon zu höheren Preisen angekauft, um bei wieder eröffneter Schifffahrt auf hier verladen zu werden.

Mit der gegen Ende vorigen Jahrs eingetretenen Kälte verdoppelten auch alle betreffende Anstalten ihre Wirksamkeit, um, unter den gegenwärtigen so betrübten Verhältnissen, den Bedürftigen wieder Trost und Hülfe zu bringen; es werden zuerst dazu die circa fl. 36,000 verwendet werden, die die jährliche Subscription, die besonderen Beiträge, die Zinsen der angelegten Capitalien und des Zuschusses der Stadt ergeben haben.

Zudem hat mit dem 1. Jan. auch wieder die Austheilung der Suppe angefangen, einer Suppe, die, wie wir uns öfter überzeugt haben, eine sehr gute und nahrhafte genannt werden kann; es werden davon nun

2800 Portionen jeden Tag

ausgetheilt, und wenn diese heilsame Maßregel, wie es unter den obwaltenden Umständen wohl zu erwarten steht, bis in den Monat Mäez fortgesetzt werden muß, so wird der Stadt dadurch eine Ausgabe von mehr als fl. 4000 daraus erwachsen.

Außer allem Diesen werden jährlich circa fl. 2000 freiwillige Beiträge zur Unterhaltung der Kleinkinder-Bewahranstalt gegeben, in diesem Augenblicke aber sind noch mehrere Privat-Vereine thätig, um die Leiden ihrer Mitbürger zu lindern, und hat der eine seine Wirksamkeit schon dadurch bewährt, daß er, abschläglich auf den Ertrag einer zu haltenden Verloosung verschiedener Gegenstände eine Summe von circa fl. 2000 an die Central-Armen-Commission und den Frauen-Verein abgeliefert hat.

Für dieselben steht auch noch eine Summe von mehr als fl. 2000 in Aussicht, welche das Comité der Karnevals-Gesellschaft, als Betrag der Kappe bei den Mitgliedern derselben gesammelt, und zu dem edlen Zwecke Linderung der Leiden armer Mitbürger bestimmt.

Von den vielen und mitunter reichlichen Privat-Unterstützungen kann hier keine Rede seyn.

Als kurzes Resumé wäre zu bemerken, daß die unbemittelte Klasse hiesiger Einwohner schon seit 1½ Jahren kein theureres Brod als zu 15 kr. pr. Laib à 4 Pfd., wohl aber öfter billigeres gegessen hat.

H. A.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 28. Jan.) Am Dienstag Morgen ließ ein Einwohner zu Niederrad aus dem Schwanheimer Forste auf dem längs des Mains führenden Fahrwege Holz nach Hause fahren. An der Stelle der sogenannten Wolfslöcher rutschte der Wagen auf dem glatt gefrornen Boden nach dem Strome, und da die Pferde wahrscheinlich nicht hinlänglich scharfe Eisen hatten, stürzten dieselben dem hinabrutschenden Wagen nach in den Main, wo sie beide verunglückten, und gestern, Griesheim gegenüber, geländet wurden. (Fremdenbl.)

Das große Loos der königl. spanischen Lotterie in Havannah wurde unlängst von einer Gesellschaft von 50 Negern gewonnen, meist Sklaven. Sie hatten zusammengelegt und drei Loose genommen, worunter das eine den Hauptgewinn mit 100,000 Dollars davon trug. Die Sklaven können sich nun frei kaufen.

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Fanchon, das Leyermädchen.

Am 27. d. M. wurde in neuer Einstudirung und zum Vortheil des Hrn. Conradi die nie alternde Fanchon gegeben. Betrachten wir zuerst das Sujet, nach einem französischen Vaudeville von Kotzebue bearbeitet, so könnte man vielleicht mit Recht behaupten, daß dies Stück, wenn es heute zum Erstenmale gegeben würde, wenig ansprechen dürfte; doch wäre daraus nicht zu folgern, daß es keinen Werth besäße. Wir haben die Einfachheit und Anspruchslosigkeit einer frühern Zeit verloren und in Folge des vielen Kritisirens uns gewöhnt, vielerlei Prätensionen zu machen. Vergleiche man nur die neue mit der alten Fanchon, so wird sich die Frage über den Geschmack von Sonst und Jetzt leicht beantworten lassen. In beiden Stücken ist die Grundlage dieselbe; aber die neue Fanchon hat mehr Extensives, die alte mehr Intensives. In der neuen ist mehr Handlung, mehr Bühneneffect, mehr Bewegung nach Außen, mehr modernes Element und auch mehr Frivolität, — in der alten dagegen mehr Einheit der Sache, mehr Concentrirung, mehr Naivetät und eine im Ganzen edlere und in den Einzelnheiten feinere Haltung. So hat die alte Fanchon eine Parallele mit der neuen nicht zu fürchten, und nimmt man noch die Musik hinzu, so ist das Uebergewicht von jener unbedingt entschieden. Friedrich Himmel war kein großartiger, aber ein ungemein lieblicher und sinniger Componist. Seine Lieder oder doch wenigstens viele derselben sind eben so klar, als freundlich ansprechend, eben so zart, als warm empfunden und gleichen einem frischen, duftigen Strauß von Blumen, die nicht im Treibhause gezogen, sondern auf ländlicher Flur gepflückt sind. Unverkünstelt, einfach und anmuthig erfreuen sie den Hörer und gefallen, weil sie die Absicht und den Anspruch nicht zur Schau tragen. In diesem Punkte können wir von den guten Alten viel lernen und jenen besten Ton, der zum Herzen dringt, haben sie nicht selten besser zu treffen gewußt, als wir. Himmel's freundliche Musik hat in Kotzebue's gefälligen und mitunter trefflichen Liedern eine schöne Grundlage gefunden und beide vereinigt haben in ihrer Fanchon ein stets werthvoll bleibendes Werk geschaffen, das wir nicht sowohl eine Oper, als vielmehr ein veredeltes Vaudeville nennen möchten. — Ohne in die Einzelnheiten der Aufführung eingehen zu wollen, dürfen wir dieselbe als eine recht sorgfältige und belebte bezeichnen. Wir wollen nicht bezweifeln, daß manche Rolle in früherer Zeit mit mehr Naivetät und in feinerer Haltung gegeben wurde, weil damals Darsteller und Sänger mit diesem Genre eben noch vertrauter waren; aber den Fleiß unserer heutigen dürfen wir nicht unbelobt lassen. Den Preis des Abends möchten wir der Mad. Anschütz zuerkennen. Ihre Fanchon war ganz die liebe und gemüthvolle Erscheinung, wir sie in der Dichtung bezeichnet ist und ganz vortrefflich wußte sie in der Scene mit Frau von Rouffel (Act II.) den Ton der rechten Vermittelung und des gekränkten, aber nicht überreizten Frauenstolzes zu treffen. Auch die Lieder sang sie mit Anmuth und wahrer Empfindung. Mad. Anschütz hat vor Vielen den seltenen Vorzug, daß sie dem Herzen des Hörers sich zu empfehlen versteht und dieser Empfehlungsbrief verliert so leicht seine Geltung nicht. Hr. Hassel gab mit ergötzlicher Laune den Tapezier Martin, dieselbe Rolle, in der er am 29. Mai 1821 die Bühne seiner Vaterstadt wieder betrat, welcher er nun seit mehr als 25 Jahre seine ununterbrochene und stets anerkannte Thätigkeit gewidmet hat. — Nach der beifälligen Aufnahme, welche dem genannten Liederspiele geworden, dürfte eine Wiederholung desselben vielleicht schon am nächsten Sonntag der Theaterkasse eine gute Einnahme machen. W.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Jan.

Ein Aufsatz aus Darmstadt in Ihrem geschätzten Blatt vom 25. d. M. stellt unter Anderem die Behauptung auf, die Bildung eines Offiziers-Clubs habe die Absonderung der Offiziere zum Zweck, und nennt dies „ein unerfreuliches Zeichen der Zeit." Ihr Korrespondent *) scheint die hiesigen öffentlichen Zustände wenig zu kennen, oder absichtlich ignoriren zu wollen, sonst müßte er wissen (was so ziemlich jeder Darmstädter weiß), daß die große Majorität der Offiziere hiesiger Garnison durch die Bande der Blutsverwandtschaft, der Verschwägerung, der Jugend- und Schulkameradschaft, der freundschaftlichen Beziehungen ꝛc. mit dem größten Theile der nicht-militärischen Bevölkerung (Staatsdiener, so wie Bürger im engeren Sinne des Worts) so innig verbunden ist, daß eine Absonderung in der von Ihrem Korrespondenten angedeuteten Weise nahe an's Unmöglicher gränzt, wollte man auch (wahrheitswidrig) unterstellen, daß einer oder der andere Offizier auf Herbeiführung eines solchen Resultats hinarbeite. Eben so allgemein ist es in Darmstadt bekannt, daß in den hiesigen geschlossenen Vereinen, als: „Vereinigter Gesellschaft", „Casino", „Ressource" ꝛc., so wie bei zufälligen Begegnungen an öffentlichen Orten in- und außerhalb der Stadt Offiziere und Civilisten in ungezwungenster und freundlichster Weise mit einander verkehren, ohne daß es irgend einer Seele einfällt, Standesprätensionen voranzustellen. Aber auch in der Aufforderung zur Gründung eines Offiziers-Clubs ist von vorne herein ausdrücklich erklärt, daß dabei keinerlei Absonderung von den übrigen Ständen beabsichtigt, sondern andere nöthigere Zwecke erreicht werden sollen, deren Erörterung nicht hierher gehört, da Ihr Korrespondent sie nicht berührt, die aber das Licht der Oeffentlichkeit sicherlich nicht zu scheuen brauchen. Möge daher Ihr Korrespondent sich beruhigen! Die freundschaftlichen Berührungen, die bisher in Darmstadt zwischen Civilisten und Offizieren statt fanden, werden fortbestehen, trotz des Offiziers-Clubs. Von dem im Allgemeinen durch solide Bildung, so wie durch Urbanität ausgezeichneten großh. hess. Offizierscorps läßt sich nicht erwarten, daß es zu den Ansichten der guten alten Zopfzeit zurückkehren werde, wornach man nicht wohl ein guter Offizier seyn konnte, ohne den Civilisten „souverainement" zu verachten. — So viel zur Berichtigung jenes Aufsatzes für auswärtige Leser; für einheimische war sie überflüssig.

*) Jener Artikel rührte nicht von unserem ständigen Korrespondenten her. D. Red.

Ems, 26. Jan.

Gestern hat hier zum zweitenmale eine Abendunterhaltung im Gasthofe des Hrn. Becker zum Besten der hiesigen Armen stattgefunden. Nicht allein, daß ein hier bestehendes Comité dafür sorgt, daß den Armen täglich Suppe und Fleisch verabreicht wird, sondern das edle Streben hat darin seinen Beweggrund, überall, selbst bei Vergnügungen der nothleidenden Menschheit zu gedenken. Die erste Abendunterhaltung eröffnete Hr. Dr. Schenkel mit einer trefflichen Rede, worin besonders hervorgehoben wurde, daß die Leistungen im Bereiche der Musik und des Gesanges mehr dem milden Zwecke, als der edlen Kunst anheim fallen sollten. Indessen muß von jedem wohlmeinenden Anwesenden nur Rühmliches darüber dargethan werden. Bei der gestrigen Abendunterhaltung wurden die von hiesigen Damen gefertigten Arbeiten verloos't, welches Hr. Pf. Spieß leitete, und wurde somit der sich ergebende Betrag von 124 fl. zu fraglichem Zwecke verwendet. Möge das schöne Ausfallen der lieben Emser Einwohner die herrlichsten Früchte bringen! E. M.

Frankfurt, 29. Jan.

Die bereits angekündigte musikalische Abendunterhaltung des Liederkranzes verspricht nach ihrem reichhaltigen, des Ernsten, wie des Heitern Vieles bietenden Programme nicht nur einen sehr anziehenden Abend, sondern hat sich auch, wie wir vernehmen, der freundlichsten Betheiligung vielseitig zu erfreuen und sind bereits dankenswerthe Spenden eingegangen, unter andern von dem verehrlichen Vorstand des Collegs im Württemberger Hof, durch Vermittlung des Hrn. J. F. Quilling, die Summe von 15 fl. — Eintrittspreis: 1 fl. Extra-Beiträge werden dankbar angenommen. Anfang: 7½ Uhr. Der Saal wird um 6½ Uhr geöffnet.

Charade.

Alltäglich zur bestimmten Stunde
Erscheint die erste Sylbe neu.
Die zweite ist ein schlimmer Kunde:
Heimtückisch, voller Schelmerei,
Ist er zu schaden nur bedacht;
Drum nehmt euch wohl vor ihm in Acht!

Das Ganze will ich kurz beschreiben
Nach seiner wahren Eigenschaft:
Geschäftlos sich herumzutreiben,
Nutzlos verschwenden Zeit und Kraft,
Darin besteht sein ganzes Thun.
Gebt ihm den rechten Titel nun!

B—m. G. Buck.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 31. Sonntag, den 31. Januar 1847.

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.

(Schluß.)

Romulus war eben im Begriffe, über Clementinen wegzuschreiten, als eine starke Stimme hinter ihm rief: „Halt, Ihr Elenden!"

Es war der Lieutenant Larion, der, durch das Geräusch geweckt, eben zur rechten Zeit ankam, um Clementinen niedersinken zu sehen.

„O, Ihr Niederträchtigen!" wiederholte der junge Offizier, der in seinem gerechten Abscheu jede andere Rücksicht und jedes andere Gefühl vergaß. „Ein wehrloses Weib zu ermorden, und dann über ihren Leichnam den Weg zu bahnen! — — Zurück, Ihr Elenden! — Ich lasse Euch Alle wie die Hunde erschießen!" Und mit der unwiderstehlichen Gewalt, welche der gerechte Zorn seinem Ansehen als Offizier verlieh, trieb er die Soldaten bis an das andere Ende des Zimmers zurück. Vergebens rief ihm Romulus zu: „Martial ist da oben! — Wir müssen ihn arretiren! — Er wird gewiß wieder entwischen!" — Larion hörte nichts als die schwachen Klagetöne Clementinens, welche er aufhob und in seinen Armen hielt.

„Ich sagte es ja immer, er liebt die Cidevant!" sagte Romulus, seine Leute mit sich fortziehend. — „Gut, ich will ihnen schon den Ehesegen geben, wenn ich in diesem Aristokraten-Labyrinthe keinen anderen Weg zu dem Schlupfwinkel des Chouans finde."

Dies Alles war in wenigen Minuten vorgefallen, und Jean Pierre hatte eben nur die Zeit gehabt, den Vicomte und den Marquis von der schrecklichen Gefahr zu benachrichtigen. Keiner von Beiden dachte an Flucht und Beide eilten Clementinen zu Hülfe. Frossay kam, ungeachtet des Labyrinthes von Gängen, die er zu durchwandern hatte, zuerst an der Schwelle der Waffenkammer an. Aber, gerechter Himmel! Welch ein Anblick! Die ohnmächtige Clementine in den Armen des Offiziers!

Der Marquis kam auch und bebte vor demselben Anblicke zurück. Dann eilte er auf seine Tochter zu, berührte schaudernd ihr bluttriefendes Gewand, und — beide Beine waren von der Kugel durchbohrt — —

„Clementine! Clementine!" rief der Unglückliche; — „wer hat meine Tochter gemordet? — — Deine Soldaten haben sie gemordet!" fügte er, Larion erkennend, hinzu.

Er war schon im Begriffe, einen Degen zu ergreifen und sich auf den Offizier loszustürzen, als er mit Staunen bemerkte, daß dieser ebenfalls trostlos und der Verzweiflung nahe war.

Mitten in dieser Schreckensscene war der Vicomte der Einzige, der mit Besonnenheit und Umsicht handelte. So schrecklich auch Clementinens Wunden waren, so überzeugte er sich doch, daß sie lebe. Er legte sie sanft auf das Bette und gab sich ihr durch liebevolle Sorgfalt und zärtliche Worte allmählig zu erkennen.

„Heinrich!" sagte sie mit matter Stimme, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, indem sie einen Blick des tiefsten, innigsten Gefühls auf ihn warf und zugleich ihrem Vater die Hand drückte. Der Anblick des Offiziers, der mit bleichem Gesichte und unbeweglich da stand, schien sie erst wieder an das Vorgefallene zu erinnern.

„Ihr seyd noch hier?" rief sie mit Entsetzen. — „Fort, fort! Fliehet, oder Ihr seyd Beide verloren — —"

„Lieber tausend Leben verlieren, als Dich verlassen!" antwortete der Vicomte, welcher an ihrem Lager kniete. — „Ach, Clementine! warum hat der unglückliche Martial nicht auf dem Blutgerüste geendet, anstatt Dein Blut fließen zu sehen?"

Bei dem Namen Martial fuhr Larion, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen, und gleichwohl hatte er seinen Nebenbuhler erkannt, bevor dieser den bedeutungsvollen Namen aussprach. Die Qualen des Unglücklichen vermag keine Feder zu schildern. Clementine überzeugte sich bald, daß von ihm nichts zu fürchten sey; und sie sah ihn mit einem dankenden und bittenden Blicke an, welcher noch einen Hoffnungsstrahl in seine Seele warf.

„Martial," sagte er zum Vicomte, ihn auf die Seite ziehend, „alle meine Leute suchen Sie im Schlosse, und Sie begreifen wohl — —"

„Daß ich Ihr Gefangener bin. Das versteht sich!" erwiederte Frossay, der wieder zu Clementinens Lager eilen wollte.

„Nein, daß ich nur einen Augenblick habe, Sie zu retten!" antwortete Larion, ihn mit Gewalt zurückhaltend.

Heinrich sah ihn erstaunt an und reichte ihm dankbar die Hand.

„Danken Sie mir nicht," sagte der Offizier bitter; „an meiner Stelle würden Sie eben so handeln wie ich. Ich hätte mich übrigens gerne mit Ihnen auf dem Schlachtfelde gemessen; aber ich bin weder der Spion, noch der Gensd'arm der Republik. Sie haben also fünf Minuten, um sich zu retten — —"

„Mich zu retten?" wiederholte Martial; „und dieser gebeugte Greis und dieses im Blute schwimmende Mädchen? — —"

„Beide sind verloren, wenn man Sie hier sieht! Denn jetzt sind Beide nicht mehr als die unbewußten Helfer eines verkleideten Chouans, sondern als Martials Mitschuldige zu betrachten, und als solche ist der Tod ihr unvermeidliches Loos! Sie haben also kein anderes Mittel, sie zu retten, als die schleunigste Flucht."

Frossay fühlte tief, daß aus diesen Worten eben sowohl Larions Vortheil als die Vernunft sprach. Fest entschlossen also, seine Unbesonnenheit durch das Opfer des Theuersten wieder gut zu machen, sagte er mit halb erstickter Stimme: „Adieu, Marquis. Ich habe Ihnen schon zu viel Unglück gebracht; es ist Zeit, daß ich mein Geschick von dem Ihrigen trenne. — — Adieu,

Digitized by Google

Clementine!" fügte er hinzu, indem er der Thüre zueilte, und der Verwundeten, von ihr unbemerkt, noch einen Scheideblick zuwarf.

„Es sey," sagte ihm der Marquis in's Ohr; „aber nicht Adieu, sondern auf Wiedersehen! — Die geheime Treppe ist ohne Zweifel frei, der Park offen, das Fahrzeug bereit. Letzteres suchen Sie mit Jean Pierre zu erreichen, und erwarten Sie uns einige Tage in Couëron."

„Setzen Sie nur ihr Leben nicht auf's Spiel!" erwiederte der Vicomte, auf Clementinen weisend; und noch ein Mal eilte er auf sie zu, drückte ihre Hand an die Lippen und eilte durch die Waffenkammer davon.

„Der Himmel sey ihm günstig!" seufzte Larion, indem er die Thüre verschloß; — „und für allen Schmerz, den er mir verursacht," fügte er leise hinzu, „möge er das Glück am anderen Ende der Welt finden! — —"

Als er sich mit dem Marquis und Clementinen wieder allein befand, schöpfte er neue Hoffnung; — so schrecklich auch die Wirklichkeit für ihn war, so war sein geheimnißvoller Traum doch noch nicht verschwunden. — —

Am folgenden Morgen bewies Larion seinen Soldaten mit leichter Mühe, daß Romulus sich getäuscht habe. Der Letztere wurde bis zu einem definitiven Urtheile in strenger Haft gehalten. Allein unglücklicher Weise behielt der wüthende Sansculotte Hand und Zunge frei, und die Familie Roan wurde zuvor in Nantes denuncirt.

Seit fünf Tagen hatte Larion gemeinschaftlich mit dem Marquis Clementinen gepflegt, und in dem Maße als die Verwundete wieder Kräfte gewann, fühlte auch der Offizier seine Hoffnungen neu belebt.

Da erschien eines Abends eine Abtheilung Sensd'armen im Schlosse und arretirte den Marquis und Clementinen. Ungeachtet des traurigen Zustandes, worin Letztere sich noch befand, und ungeachtet der kräftigen Protestation des Offiziers, wurden Beide nach Nantes in's Entrepôt gebracht und zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung sollte schon am folgenden Tage stattfinden; allein auf den Betrieb eines Offiziers der Republik, der Clementinen für seine Frau erklärte, wurden die Verurtheilten gerettet. Dieser Brauch war bekanntlich von einigen Repräsentanten eingeführt, welche ihr Serail auf Kosten der Guillotine zu rekrutiren suchten, und vorzüglich der gefürchtete Carrier nahm solche republikanische Ehen sehr lebhaft in Schutz.

Der Marquis und Clementine wurden also in Freiheit gesetzt. Wie groß war ihr Erstaunen und ihr Dank, als sie in Larion ihren Befreier kennen lernten! In der Ueberzeugung, daß die Reklamation des Offiziers nichts als ein Werk des Mitleids und der uneigennützigen Freundschaft sey, überhäuften sie ihn mit Danksagungen. Da gestand der junge Offizier seine Liebe.

Statt einer Antwort nannte Clementine den Namen Frossay und ergriff in stiller Ergebung die Hand des Marquis.

„Gehen Sie und seyn Sie glücklich!" rief der edle und unglückliche Larion; „der Tod verlangt ein Opfer, und ich bin vom Schicksale dazu ausersehen; denn nur allein Ihre Liebe hätte mich an das Leben fesseln können!"

Noch an demselben Tage erreichte Clementine mit ihrem Vater das Städtchen Couëron, wo Frossay sie erwartete. — Larion, von dem Sergeanten Romulus denuncirt, wurde am folgenden Tage erschossen. —

Drei Monate später wurde in einer Kirche zu London eine feierliche Vermählung begangen. Während der Verlobte mit stolzem, edlem Anstande dem Altare zuschritt, trugen zwei nicht mehr junge Männer die schöne, bleiche Braut in ihren Armen dahin. Der Verlobte war der Vicomte Heinrich von Frossay-Martial, wie ihn die verbannten Royalisten nannten. Die beiden Männer waren der Marquis von Roan und der treue Jean Pierre, und die Braut, welche sie trugen, war Clementine von Roan; sie war in Folge der erwähnten Verwundung des ferneren Gebrauches ihrer Füße beraubt. — — — — —

„Sie sehen also, warum die Vicomtesse von Frossay-Martial alle Anforderungen zum Tanze zurückweis't," sagte der Baron, als er diese rührende Geschichte erzählt hatte.

Der Freund, im Innersten seines Gemüthes ergriffen, eilte in den Saal zurück, um die schöne Heldin, welche ihm ein so lebendiges Interesse eingeflößt hatte, von Neuem zu betrachten. Die Vicomtesse hatte ihren Platz verlassen, und hing an dem Halse ihres Gemahls, der sie in seinen Armen mitten durch die sichtbar gerührten Gäste und die Treppe hinab bis in den Wagen trug. Neben dem Wagen wartete der Marquis von Roan, ein Greis mit schneeweißen Haaren; der ebenfalls ergraute Jean Pierre, welcher seine einfache ländliche Kleidung trug, erhielt seinen Platz im Innern des Wagens neben dem kühnen Martial, dessen treuer Begleiter er so lange gewesen war, während ein anderer Bedienter sich rückwärts aufstellte.

„Was Sie so eben sahen," fuhr der Erzähler fort, „hat England und Italien mehrere Jahre lang gesehen. Der Vicomtesse wurden die Reisen als Stärkungsmittel anbefohlen, und diese rührende Gruppe wurde auf den Lagunen von Venedig, in den Kirchen Roms und in den Museen von Neapel gesehen. Wenn der Vicomte ermüdet war, so nahm Jean Pierre die süße Last, und der alte Marquis folgte ruhig, ein Bild betrachtend, das ihm keine Thräne mehr entlockte."

Anist.

Ach, was half es! Aus dem Kampfe
Ging er siegend nicht hervor,
Ruht er auch auf seinem Schilde
Unter Deutschlands Riesenthor!
Ja, dort ist er hingesunken
Wie ein Hüter vor dem Haus,
An dem Busen deutscher Alpen
Strömt sein letztes Herzblut aus.

Sehet, sehet, wie geschäftig
Man dem Todten Blumen streut,
Wie man nun der kalten Sterne
Trauernd einen Lorbeer beut!
Das war stets das Loos der Großen,
Das war stets des Schönen Loos:
Fremd, verlassen auf der Erde,
Und bewundert unterm Moos!

(M. J.)

Ein Verbrecher aus dem Berliner Börsenleben.

Die „Berliner Nachr." enthalten die Verhandlungen des k. Criminalgerichts über die schon berührte, von dem dortigen Wechselmäkler B. verübte Veruntreuung ihm anvertrauter Gelder. Der Fall ist interessant genug, um eine weitere Mittheilung zu verdienen.

„Zum ersten Mal, lautet der Bericht, seit der Einführung des neuen Verfahrens erblicken wir auf der Bank der Angeklagten einen Mann, der den höchsten Kreisen der Berliner Geld-Aristokratie, wenigstens mittelbar, angehört; er wird eines gemeinen, aus Geldgier begangenen Verbrechens angeklagt, „der Unterschlagung anvertrauten Gutes."

Der Angeklagte ist der vereidete Wechsel-Makler B., eine sehr

Digitized by Google

kräftige Gestalt mit einem wohlgeformten, jugendlich schönen Gesichte. Auch jetzt noch zeigt seine ganze Haltung deutlich, daß er es gewohnt ist, sich in den höchsten Kreisen der Geld-Aristokratie zu bewegen. Obschon von armen Eltern geboren und früh verwaist, hatte er durch seltene Glücksfälle eine glänzende Stellung in der hiesigen kaufmännischen Welt erlangt. Durch die Connexionen seines Schwiegervaters, welcher bis zu seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode einer der geachtetsten Makler an der hiesigen Börse war, gelang es ihm, schon in seinem 25sten Jahre eine Stelle als vereideter Wechsel-Makler zu bekommen; mehrere der bedeutendsten Berliner Banquier-Häuser betrauten ihn bald mit Ausführung ihrer Geschäfte. Dadurch wurde seine Lage eine wahrhaft glänzende, seine Einnahme belief sich durchschnittlich auf 5000 Thlr. jährlich. Wenn man erwägt, mit wie wenig Mühe und Arbeit ein gewandter Makler, der das Vertrauen seiner Auftraggeber genießt, derartige Summen zu verdienen im Stande ist, wenn ihn seine Berufsgeschäfte nur wenige Stunden des Tages in Anspruch nehmen, so konnte man B. gewiß mit Recht ein Schooßkind des Glückes nennen.

Während der Handwerker oft durch die angestrengteste Arbeit kaum das Nothdürftigste für sich und seine Familie erschwingen kann, während der Kaufmann von der Ungewißheit seiner Speculationen gequält, seine Nächte oft schlaflos hinbringt, erwarb B. die Mittel zu allen Genüssen des Lebens ohne Sorge und ohne Gefahr. Aber mitten in seinem Glücke war er nicht zufrieden — die Gier nach bleibendem großem Besitze, das Verlangen, selbst ein wirkliches Mitglied jener Geld-Aristokratie zu werden, unter deren Mitgliedern er sich täglich bewegte, ergriffen ihn unwiderstehlich. Die Speculation in Eisenbahn-Actien erschien dem Angeklagten, wie vielen Tausend Anderen, die günstigste Gelegenheit, ein reicher Mann zu werden. Trotz seines Eides, niemals für eigene Rechnung Geschäfte zu machen, unternahm er bedeutende Zeitgeschäfte in Eisenbahn-Actien. Seine Spekulationen mißglückten, und bald sah er sich von Gläubigern gedrängt, deren öffentliches Auftreten er in seiner amtlichen Stellung besonders zu fürchten hatte. Der Wunsch, seine Ehre an der Börse zu retten, und die Hoffnung jedes verzweifelten Spielers, ein unverhoffter Glücksfall könne ihn von dem nahenden Verderben retten, trieb ihn auf der Bahn des Verbrechens vorwärts.

Die Verwalter einer hiesigen frommen Stiftung, deren Mit-Curator B. war, hatten ihm ausländische Staatspapiere und Eisenbahn-Actien übergeben, mit dem Auftrage, theils sie umzusetzen und theils die erforderlichen Einzahlungen darauf zu machen. — Fast ein Jahr lang hatte er diese Papiere, im Betrage von etwa 26,000 Thaler, unter verschiedenen Vorwänden in seinem Besitz behalten, mußte aber endlich, da seine Machtgeber sich nicht länger hinhalten ließen, eingestehen, daß er dieselben veräußert und mit dem Erlöse seine in Eisenbahn-Actien erlittenen Verluste gedeckt habe.

Ungefähr eine gleiche Summe in Staatspapieren hatte B. von zweien Damen erhalten, um zu denselben neue Coupons zu besorgen. Nachdem er diese Monate lang mit der Ausrede getäuscht, die Coupons wären noch nicht zu erhalten gewesen, fand es sich, daß er auch diese Papiere veräußert und den Erlös zu seinem Nutzen verwendet habe.

Auf die von dem Staats-Anwalt gegen ihn erhobene Anklage bekannte sich der Angeklagte aller dieser Vergehen schuldig, und sein Geständniß wurde auch durch die Aussagen der Betrogenen in allen Punkten bestätigt. Unter diesen Umständen mußten die Bemühungen seiner beiden Vertheidiger, des Advokaten Volkmar und des Referendarius Barsekow erfolglos bleiben.

Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten zur Entsetzung seines Amtes als Makler, zum Verluste der National-Kokarde, zu einer Geldstrafe von 84,000 Thlr., für die bei seinem Unvermögen eine achtjährige Strafarbeit eintritt, und außerdem noch zu einjähriger Strafarbeit; verordnete auch die öffentliche Bekanntmachung des ergangenen Urtheils.

Nach wenigen Wochen vielleicht schon wird B. sich im Zuchthause befinden, unter Verbrechern der niedrigsten Volksklasse — er wird mit ihnen gemeinschaftlich arbeiten und ihre dürftige Mahlzeit theilen; sein Nachtlager wird mitten unter ihnen ein harter Strohsack seyn — ein solches Loos erwartet ihn — der bisher in den ausgesuchtesten Genüssen des Lebens geschwelgt hat, ihn, dem nur der beste Wein mundete, ihn, dem das weichste Lager nur bequem genug war. — Aber dennoch müssen wir behaupten, trifft ihn nur eine gerechte Strafe. Das Zuchthaus ist für ihn gewiß eine unendlich härtere Strafe, als für den Proletarier, der von Jugend auf an die Mühe des Lebens, an schwere Arbeit, schlechte Kost und ein hartes Lager gewöhnt ist; aber seine Verschuldung ist eine eben so unendlich größere.

Verübt ein Mitglied der s. g. gebildeten Stände ein gemeines Verbrechen, so trifft ihn mit Recht dieselbe Strafe, als den Proletarier, denn um grade eben so viel härter dieselbe für ihn ist, um eben so viel größer ist die Rechtsverletzung, die er durch sein Verbrechen begangen hat."

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 26. Jan.) Wie nothwendig es ist, die Romanen-Lektüre der jüngern Personen möglichst zu verhüten, oder doch zu überwachen, um sie vor überspannten Ideen zu bewahren, hat sich kürzlich wieder an einem traurigen Beispiele gezeigt. Der sechszehnjährige Sohn braver Eltern hat sich mit Schwefelsäure getödtet, weil er bei einem jungen Mädchen, dem er seine Liebe gestanden, aus sehr vernünftigen Gründen keine Erhörung gefunden. Der Verblendete hat sich nicht einmal die Zeit genommen, die Flasche mit dem verderblichen Inhalt zu öffnen, sondern hat deren Hals abgeschlagen, um nur recht schnell seinem Leben ein Ziel zu setzen, doch ist er nicht gleich, sondern erst nach unsäglichen Schmerzen gestorben. Ein Brief an seine Eltern und ein Gedicht an die Geliebte haben über die Ursache seines unsinnigen Entschlusses keinen Zweifel gelassen.

Die D. Allg. Ztg. zeigt an, daß der Prof. Kloß in einem Konzert Proben alt-abyssinischer Musik geben werde.

Da von Seiten einiger bedeutenden Cigarren-Fabrikanten in Berlin das Verbot des Tabakrauchens auf der Straße in einer Eingabe als eine große Benachtheiligung ihres Geschäfts, und in Folge dessen auch Verminderung der Möglichkeit, mehr Arbeiter zu beschäftigen, dargestellt und das Anerbieten gemacht werde, im Falle jenes Verbot aufgehoben würde, den Armen ein Geschenk von 10,000 Thlrn. zu machen.

Korrespondenz.

Breslau, 26. Jan.

Die Urheber des im Mineralienkabinet der hiesigen Universität verübten Diebstahls (siehe Nro. 28. der Didaskalia) sind bereits entdeckt und ergriffen. Einer der Diebe hatte bei einem Handelsmann die gestohlenen Diamanten umzusetzen gesucht, und wurde bei diesem Anlaß festgenommen. Sein Genosse, ein vielfach bestrafter Verbrecher, war ihm durch Nachschlüssel bei der That behülflich gewesen. Beide sind überdies eines andern nächtlichen Einbruchs überführt. Der größere Theil der entwendeten Mineralien, beinahe 500 Stück, ist wieder zur Stelle geschafft. — Auf dem, dem Freihrn. v. Rothschild gehörigen Gute Schillersdorf in Oberschlesien wird zur Abhülfe des gegenwärtigen Nothstandes wöchentlich eine bedeutende Quantität Brod theils unentgeltlich, theils zu ermäßigten Preisen vertheilt, theils auf künftige Abverdienung

Digitized by Google

an Arbeiter abgegeben. Der neue Direktor, Hr. v. Bernuth, beabsichtigt große Reformen. Das Gut soll immer mehr zu einer Musterwirthschaft umgeschaffen werden.

Darmstadt, 26. Jan.

Der Artikel aus Darmstadt in Nro. 24 und 25 der Didaskalia trägt eine sehr melancholische Färbung, die mehr in der subjectiven Anschauung des Verfassers, als in der Wirklichkeit der Verhältnisse gegründet zu seyn scheint. Der Druck der Zeit durch die Theuerung wird zwar überall mehr oder weniger empfunden, allein keineswegs in dem Grade, daß zu befürchten steht, der Mittelstand laufe Gefahr, seinem nahen Ruin mit beschleunigten Schritten entgegen zu gehen. Die Gewerbthätigkeit steht nie stille, und es möchte in der That schwer fallen, zu beweisen, daß gegenwärtig für die gewerbtreibenden Klassen weniger zu thun sey, als vor Monaten und Jahresfrist, wo, wie bekannt, keine Wohlfeilheit herrschte. Es fehlt hier nicht an Gelegenheit zum Erwerb, und wer sie mit Fleiß und Sachkenntniß benutzen will, wird die Ungunst der Zeit ohne empfindliche Entbehrungen ertragen lernen. Die Armen werden von der Commune da bereitwillig unterstützt, wo nur Unterstützungen helfen können, im entgegengesetzten Falle wird ihnen Arbeit geboten, welche sie dankbar anzunehmen gelernt haben. Dies ist sogar durch eine amtliche Bekanntmachung der Bürgermeisterei anerkannt worden. — Zur Beschwörung des Wuchergespenstes, welches nun einmal alle Uebel der Zeit verschuldet haben soll, schlägt der Verfasser des Eingangs erwähnten Artikels eine feste Preisbestimmung der Mehlfrüchte vor. (!) Nach welchem staatswirthschaftlichen System will er eine solche unerhörte Maßregel rechtfertigen? Sie wäre eben so ungerecht als unausführbar und würde, käme sie wirklich in Anwendung, mehr schaden als nützen. Dem alle gesellschaftlichen Grundlagen unterwühlenden System des Socialismus und Communismus dürfte sie wohl eher zusagen, allein bei dem jetzigen öffentlichen Rechtszustand wird sie wohl nimmer Eingang finden können. Die wahre Ursache der gegenwärtigen Theuerung liegt nicht in dem Wucher, sondern in der vorjährigen Mißernte, welche nur dadurch ausgeglichen werden kann, daß durch die Handelsindustrie für die nöthigen Zufuhren von dem ausländischen Markte zur Deckung des vorhandenen Bedürfnisses gesorgt wird. Dies ist zum Theil schon geschehen und läßt sich mit Sicherheit erwarten, daß bei der Fortdauer der dem Einfuhrhandel gemachten vortheilhaften Concessionen der fernere Bezug von Getraide aus dem Auslande nicht in's Stocken gerathen wird. Das Phantom des Wuchers vermag nur den großen Haufen zu schrecken, aber der Nationalökonom weiß recht gut, daß dasselbe in der Regel mehr ein Gespenst der dichtenden Einbildungskraft, als der nackten Wirklichkeit ist. Wir fragen blos, wo sind die Schätze des Wuchers, die groß genug wären, um den Staaten Deutschlands, dem Königreiche Frankreich und andern Ländern ökonomische Verlegenheiten zu bereiten, wie die sind, worüber jetzt allgemein geklagt wird? Doch genug davon, es verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe, weiter darüber zu sprechen. — Aus der rauhen Wirklichkeit geht der Vers. des mehrerwähnten Artikels in das freundlichere Gebiet der Kunst über und macht zunächst die Bemerkung, daß in unseren Theaterräumen eine frostige Oede herrsche. Wir haben überall nichts davon bemerken können, sondern im Gegentheil wahrgenommen, daß das Theater jetzt eben so besucht ist, als in der vorjährigen Saison. Das Gute, was er bei diesem Anlaß über Hrn. Kreuzer und Fräul. Neukäufler sagt, wollen wir keineswegs widersprechen, sondern im Gegentheil mit Vergnügen bestätigen; er hätte aber auch, wenn er der Wahrheit ganz die Ehre geben wollte, der Mad. Marlow erwähnen sollen, die eine anerkannte treffliche Sängerin ist und zu den ersten Zierden unserer Bühne gehört. Dieselbe hätte schon zweimal sehr vortheilhafte Engagements an auswärtigen Theatern des ersten Ranges erhalten können, allein sie hat es vorgezogen, lieber hier zu bleiben und unserer Bühne auch für die Folge ihr schönes Talent zu weihen. Wie wir übrigens vernehmen, so wird Mad. Marlow, erhaltener Einladung zufolge, in der nächsten Sommersaison, wo unser Theater geschlossen ist, nach Dresden reisen und dort in mehreren Gastrollen auftreten. — Unsere sonstigen Wintervergnügungen sollen, nach dem Verfasser des beregten Artikels, nur magere Verkümmerungen des Zeitverhältnisses seyn. Das ist wahrlich zu viel behauptet und steht mit den Thatsachen in geradem Widerspruche. Wie in dem vorjährigen Carneval haben wir auch in dem jetzigen Bälle und Konzerte in bunter Abwechselung, und es hat noch bei keiner dieser geselligen Vereinigungen weder an zahlreicher Gesellschaft, noch an sonstigen Erfordernissen zum Vergnügen im Umgange mit frohgestimmten Menschen gefehlt. — Endlich glaubt der Verf. auch seinen Unmuth über unsere Narhalla auslassen zu müssen, über einen zu heiterer Geselligkeit für die Dauer des Carnevals geschlossenen Verein, der, ohne besondere Ansprüche zu machen, sich mit Musik, Gesang und Scherz für einige Abende ergötzen will. Narhalla wird ihm für seine höchst verbindlichen Bemerkungen, die von eben so viel Tact, als Urbanität zeugen, eine Dankadresse mit Serenade votiren. Dadurch wird sie ihm beweisen, daß sie Gleiches mit Gleichem, d. h. Narrheit mit Narrheit, zu vergelten versteht.

Aus dem Kanton Wölfstein.

Da laß dich nieder, wo man singt;
Dem Bösen nie ein Lied gelingt.

In den 23 Ortschaften unseres Cantons bestehen eben 15 Gesangvereine, in denen mit regem Eifer gearbeitet wird. Der ganze Canton und sein Lehrerstand bewähren auch hierin ihr gewohntes Streben nach zeitgemäßer Bildung. Abgesehen von jedem materiellen Nutzen, ob etwa mehr oder weniger schön und kunstgerecht gesungen wird, ist doch der formelle Nutzen solcher Vereine, nämlich Bildung des sittlichen, vernünftig-religiösen Gefühls unverkennbar. Die schroffen Scheidewände unter den verschiedenen Glaubensbekennern verschwinden, Liebe und Zutrauen kehren zurück, und es wird dadurch wahr, was der Schlußchor aus Mozart's Zaide also sagt:

Es einet Natur, was der Glaube getrennt,
Die Tugend im Weltall sich nimmer verlor.
Es weichen des Irrwahns umdüsternde Schatten;
Die Sonne der Wahrheit bricht siegend hervor.

Es haben sich mehrere Vorsteher dieser Vereine entschlossen, im Laufe des kommenden Sommers, und nach Umständen schon im Mai ein gemeinschaftliches Gesangfest zu veranstalten, und zwar auf dem 1280' hohen Eichelberg, dem höchsten Punkte der Provinz, von wo aus man eine schöne Rundsicht genießt, ja jenseits des Rheins Darmstadt, den Odenwald tief herab, die Bergstraße sehen kann. Auf diesem mit Eichen belaubten Bergrücken hat der Gesangverein von Fürfeld bereits eine Anlage, ein Rondel, zu erbauen begonnen, das geeignet seyn wird, mehrere Hundert Sänger zu fassen. Größere musikalische Werke, als etwa obiger Schlußchor, werden daselbst nicht aufgeführt werden. Die Mehrzahl der Lieder werden das freie Naturleben besingen, durch den Hauch der Frühlingssonne von jedem Gemüth tief empfunden und dem Herrn der Schöpfung zum Preis. Mehrere Nummern aus den 12 Männerchören von F. G. Kunkel werden durch ihre leichtfließende Melodie in allen Stimmen gute Dienste leisten. Die Gesangvereine aus der weitern Umgebung werden zur Mitwirkung an diesem ländlichen Gesangfeste mit der Bitte ersucht, recht bald ihren Entschluß dem Gesangverein zu Fürfeld kundzugeben, damit ihnen die betreffenden Liederpartituren mitgetheilt werden.

Sänger oder sein Freund —
Sey uns herzlich willkommen!

Frankfurt, 29. Jan.

Im Laufe der nächsten Woche werden die Gebrüder Möhreuschlager aus Erlangen ein Konzert zu geben die Ehre haben. Da diese geschätzten Virtuosen bereits im Museum und in einer Sairée der Liedertafel die beifälligste Aufnahme gefunden und den Musikfreunden Vergnügen bereitet haben, so steht zu hoffen, daß sich auch bei ihrem eigenen Konzert unser Publikum wohlwollend betheiligen werde, um so mehr, als mancherlei Hemmnisse und ungünstige Umstände den Aufenthalt der genannten Künstler hier sehr verlängert und sie dadurch beeinträchtigt haben. Näheres über Ort und Zeit des Konzertes wird bekannt gemacht werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. Jan. (Neu einstudirt): Die feindlichen Brüder, oder: Der Doctar und der Apotheker, Possenspiel in 4 Abth., von Dr. E. Raupach. Hierauf: Humoristische Studien, Schwank in 2 Abth., von Lebrün.

Sonntag, 31. Jan. Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 32. Montag, den 1. Februar 1847.

Bruchstück aus meinen im Dienste der französischen Fremdenlegion gesammelten Memorabilien.

(Von F. A. Maffalsky.)

Da, wo die Alterthumsforscher das Grab eines Terentius fanden und das eines Scipio Africanus vermuthen, wo noch heute selbst in ihren Ruinen kolossale Bauten die Kolonisationsversuche jenes einst die Welt beherrschenden Volkes der Römer bekunden, da, wo später Spanien in den Jahren seines Glanzes unter dem Prinzen Peter von Navarra und Hieronymus Vianelli 1509 die Eingeborenen bezwang und die Küste sicherte, so daß Karl V. 1541 nach seiner mißlungenen Belagerung von Algier daselbst einen Zufluchtsort fand, wo er sich und seinen zerstreuten Truppen Erholung gönnen und sie sammeln konnte, — in Bougie, weht seit dem Jahre 1834 der Tricolor Frankreichs, in dessen Dienste auch ich unter dem Kommando des jetzigen General-Lieutenants, damaligen Colonel-Lieutenants und Bataillonschefs der Légion étrangère, Bedeau, jenen historisch merkwürdigen Boden im Jahre 1838 betrat.

Oestlich von Algier, 45 französische Lieus von dieser Stadt entfernt, liegt Bougie hinter einem Vorgebirge, welches einen Zweig des kleinen Atlas, der sich bis an das mittelländische Meer erstreckt, bildet, an einer versteckten Bucht, die seinen früheren Herren einen sicheren Hafen für ihre Seeraubzüge bot, bis Frankreich, sich für die Sicherheit der Gesammt-Schifffahrt Europa's opfernd, die Raubnester der Nordküste Afrika's und auch Bougie bezwang und dadurch die früher gefährdete Sicherheit auf dem mittelländischen Meere wieder herstellte. Wohl verdient es mehr den Namen eines Ruinenhaufens, als den einer Stadt, da das Erdbeben von 1755, welches Lissabon zerstörte, auch hier wüthete, und seine Bewohner, theils zu faul, theils zu unvermögend, die zerstörten Gebäude aus den Zeiten der spanischen Herrschaft wieder aufzubauen, sich nach Umständen und Möglichkeit in denselben einrichteten und sie noch bewohnen.

Nur drei Forts, die Casaubach, Moussa und Belkader, fest genug gebaut, um jenem Erdbeben und den Stürmen der Vorzeit zu widerstehen, bezeugen noch heute durch ihre vielfachen Inschriften die verschiedenen Besitzer, ihre und der Stadt Geschichte und Schicksale; außerdem erhebt sich vom Fuße des Meeres bis zum Gipfel des Vorgebirges, an welches sich die Stadt lehnt, ein Mauerwerk der Römer, welches, im Anfange die Stadtmauer bildend, eine Länge von zwei Stunden hat und in seiner ganzen Ausdehnung mit Thürmen, die jedoch größtentheils in Ruinen liegen, befestigt ist. Diesen Befestigungen des Alterthums fügten die Franzosen bei ihrer Ankunft durch Erbauung des Forts Gouraya, auf dem Gipfel des Vorgebirges gleichen Namens, noch eine der neueren Zeit hinzu, welche, sich tausend Fuß über die Meeresfläche erhebend, auf den Trümmern eines ehemaligen Marabout erbaut, die Einfahrt in den Hafen und die Stadt beherrscht. So krähet jetzt, wo früher kindliche Pietät die Gräber der Eltern pflegte und fromme Pilger den Propheten von Mecca verehrten, der gallische Hahn, tönet weit in's Land und Meer hinaus die französische Trommel. — Nach längerem Aufenthalte am Ende des Jahres 1838 wurde auch mir mein längst gehegter Wunsch, jenes Fort beziehen zu können, erfüllt; denn plötzlich erhielten die Grenadiere des 2. Bataillons der Legion den Befehl, die Besatzung von Gouraya abzulösen.

Am 16. Dezember dieses Jahres war es, als ein Detachement von ungefähr 80 Mann nebst einem Lieutenant durch die porte de grand ravin aus Bougie nach dem hochgelegenen Fort zogen. Wenn ein europäischer Soldat zufällig diese Mannschaft bei ihrem Ausmarsche aus der Stadt gesehen hätte, würde er sich versucht gefunden haben, zu glauben, es wäre ein Trupp, welcher so eben von einer Plünderung zurückkehre, denn mehr bepackt könnte auch ein solcher nicht gewesen seyn, als wir es waren, im Begriffe, einen Bergmarsch von zwei Stunden auszuführen, indem wir außer unseren in die wollenen couverts de campagne gerollten Hängematten auch überdies unsere ordonnanzgenäß gepackten Tornister mit den Kochgeschirren unserer Menage und eine bedeutende Munition trugen; dennoch waren wir Alle guten und frohen Muthes, denn die Aussicht, einen Monat frei zu seyn von den Plackereien unseres Kommandanten, und gewissermaßen als detachirter Vorposten, unter dem guten Kommando des genereusen Lieutenants Grafen Rapp (Sohn des Marschalls des Kaiserreichs gleichen Namens), unabhängig zu leben, ließ uns die zu ersteigende Höhe nicht betrachten, und überdies hatte uns unser chef de poste vor unserem Abmarsche noch, um unseren Kräften auch einen physischen Impuls zu geben, seiner bekannten Güte nach, mit Wein traktirt, und so spürten wir denn den mühsamen Bergmarsch weniger und erreichten unser Ziel zwar im Schweiße gebadet und nach mehreren Halts eher, als wenn der Colonel Bedeau mit seinen sprüchwörtlich gewordenen „serrez" und „filez" uns angetrieben hätte. Im immerwährenden Zickzack hatte sich die Straße, welche wir nur je Zwei und Zwei passiren konnten, bergauf gewunden; bis zwei Drittel vollendeten Weges war sie an den Seiten mit üppigen Staudengewächsen umgeben, als wir aber das Blockhaus Routines, welches auf einem Plateau des Gebirges sich befand, erreichten, sahen wir nur die afrikanischen Eichelgebüsche, welche, an Abhängen und aus Klüften wie der Epheu wuchernd, den steilen und kahlen Berggipfeln ein grünes Ansehen gaben. Sonderbar genug kam es mir vor, jene stattlichen Eichenbäume des Vaterlandes in diesem vegetabilen Lande zu vermissen und dann ihre Frucht und Blätter an solchen Zwerggebüschen wieder zu finden; diese Betrachtung gab mir Veranlassung, mich in Gedanken zu verlieren, und so den letzten Theil des Weges bis an das Fort zurück zu legen, ohne meiner Umge-

Digitized by Google

bung große Aufmerksamkeit zu schenken, als mich aber der Anruf der Schildwache und das Examiniren unseres Trupps durch eine Vorwache aus meinen Träumen aufschreckte, glaubte ich mich, trotz aller Vorherbeschreibung von Kameraden, auf's Neue in einen Traum versetzt. Der Gipfel des Vorgebirges war erstiegen und vor unseren Augen breitete sich nach Norden im unübersehbaren Spiegel das mittelländische Meer; eine Entfernung von dreißig französischen Meilen konnte unser Blick überschauen. Schon oft hatte ich das Meer gesehen, aber noch nie von einem solchen Standpunkte und solcher Höhe aus; ein lautes Ah! entfesselte meine von Staunen gelähmte Zunge, und nur das Kommando zum Einmarsch in's Fort war im Stande, mich von diesem Platze fortzubringen. Alle Mühe, aller Schweiß war durch diesen Anblick belohnt worden, und gewissermaßen froh und stolz, solches gesehen zu haben, was mancher reiselüchtige Lord, trotz seiner pekuniären Mittel selten oder gar nicht sieht, legte ich meinen Tornister ab, wechselte meine naß gewordene Wäsche und nachdem ich noch einen tüchtigen Zug aus meiner Feldflasche genommen und meine Pfeife angezündet hatte, knüpfte ich meine Hängematte an dem mir zugetheilten Plätzchen auf und legte mich, Siesta zu halten, in dieselbe, indeß meine im Dienste sich befindenden Kameraden den Ratatouf, unser Diner, bereiteten. — Wie früher in La Rasuta, so auch hier, hatten wir außer unserem Wachtdienst nichts zu thun; wir benutzten daher unsere Mußestunden zu allerlei Beschäftigungen, die Verbesserung des Zustandes unserer Börse und Menage bezweckten; Jagd und Kohlenbrennen, Eichelsammeln und Vogelstellen waren die Mittel, welche uns unsere Zwecke erreichen ließen. Jagd und Vogelstellen verbesserten die Menage, Kohlenbrennen für den Gebrauch der Bürger und Eichelsammeln für die Mast der Schweine in den Ställen unserer Magazins-Verwaltung verschafften uns Geld, und dieses verkürzte durch den dafür erlangten Wein die Langeweile unserer Abende. So lebten wir fröhlich und kameradschaftlich wie eine große Familie; nach der Retraite kam meist unser chef de poste in unsere Baracke, und dann erhob sich, ihn zu begrüßen, deutscher Gesang, in welchen er oft mit einstimmte. Demnach hatten wir vergnügt beinahe das Ende des Jahres 1838 erreicht und, freudiger Erwartung voll, wünschten wir das Neujahr herbei, hauptsächlich aber seinen Vorabend, den wir nach unserer Art zu feiern gedachten.

(Schluß folgt.)

Ueber Auswanderungen.

Die Auswanderungen, diese friedlichen Völker- und Kreuzzüge nach einem gelobten Lande der Freiheit und des Glückes, sind in den letzten Decennien zu einer früher unbekannten Ausdehnung und Bedeutung gelangt und zu einer der wichtigsten und gewiß folgereichsten Erscheinungen der Gegenwart geworden. Wenn in früheren Zeiten das Auswandern aus Europa nach andern Welttheilen nur zeitweise und vereinzelt hervortrat, so ist es in den letzteren ausgedehnt und massenhaft geworden. Im 16. Jahrhundert waren es nur kühne und verwegene Unternehmer, welche von dem Drang nach Abenteuern und von der Hoffnung nach Reichthümern verlockt, über's Meer gingen, und zwar besonders Leute aus dem südlichen Europa. Nachdem aber die spanische Herrschaft im südlichen Amerika festeren Fuß gewonnen, wurden die Auswanderungen dahin häufiger und man begründete Colonien, die mit dem Mutterlande in enger Verbindung standen. Die ersten Unternehmungen ähnlicher Art von Engländern und Holländern bezogen sich ebenfalls auf neubegründete und mit dem Mutterlande in Rapport stehende Niederlassungen, in welchen man sich zu bereichern und dann nach der Heimath zurückzukehren dachte. Im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts sehen wir die ersten Auswanderungen von Deutschen nach Amerika, jedoch waren es nur vereinzelte und besondere Veranlassungen, welche sie über das Meer führten, wo sie größere Duldung und Freiheit suchten. So wurden namentlich von Bewohnern der Pfalz in Folge der gegen sie verübten kirchlichen Intoleranz Niederlassungen in Amerika gegründet. Erst in Folge des nordamerikanischen Unabhängigkeitkrieges gewannen die Auswanderungen aus Deutschland, wie aus den meisten andern Ländern von Europa eine weitere Basis, denn jene freieren kirchlichen und politischen Institutionen regten die Geister auch diesseits des Oceans mächtig an und weckten in ihnen die Sehnsucht nach freierer Bewegung. Es kam die französische Revolution, und wenn sie auf einige Zeit den Blick von Nordamerika ablenkte, so wurde sie dagegen bald zu einer um so stärkeren Veranlassung zu Uebersiedelungen. Tausende waren in Folge getäuschter Hoffnungen, vielfacher Drangsale und Verfolgungen genöthigt, in Nordamerika ein Asyl zu suchen. Aus jener Zeitperiode ist der eigentliche Baum der Auswanderungen nach jenem Lande erwachsen, der jetzt während langer Friedensjahre seine Wurzeln immer weiter ausbreitet. Die Ursachen der heutigen Auswanderungslust sind bekannt und auf der einen Seite in der nicht in Abrede zu stellenden Uebervölkerung und der damit verknüpften theilweisen Nahrungslosigkeit zu suchen, sowie auf der andern Seite in dem Bedürfniß der Geister, sich in Bezug auf Staat und Kirche möglichst unabhängig bewegen zu dürfen. Was die Ansichten der Regierungen über den besagten Gegenstand betrifft, so sind sie getheilt, und während man hier den Auswanderungen möglichsten Vorschub leistet, sucht man sie dort zu hemmen und zu beschränken. Indessen ist, wie gesagt, diese Angelegenheit von so großer Wichtigkeit, daß sie allseitig erläutert und erörtert zu werden verdient, was denn auch in einer Menge von Schriften, Reisewerken, Handbüchern, Wegweisern, Abhandlungen, Streitschriften, Broschüren und in fast allen Tageblättern geschieht. Einiges hierher Gehörige soll nachstehend kurz berührt werden.

Unter dem Titel — „Allgemeine Auswanderungs-Zeitung" — erscheint, redigirt von Fröbel, im Verlage der Hofbuchdruckerei in Rudolstadt eine der Sache der Auswanderung gewidmete Wochenschrift, von welcher bereits dreizehn Nummern uns zugelangt sind. Wir finden darin leitende Artikel über Theorie und Praxis der Auswanderung, interessante Briefe deutscher Ansiedler, nützliche Notizen in Bezug auf Reiserouten, Ueberfahrt und Kosten, politische Nachrichten, welche auf das Wohl und Wehe der Auswanderer Bezug haben, Statistisches und Literarisches. Der Inhalt der vor uns liegenden Nummern ist mannichfaltig und beachtungswerth. — Eine zweite Zeitschrift führt den Titel — „Der deutsche Auswanderer" — und hat nicht nur dieselbe Tendenz, sondern auch einen ähnlichen Inhalt. Wir haben unsern Lesern von ihr bereits Anzeige gemacht, und da es zu weit führen würde, den Werth beider Blätter hier gegen einander abzuwägen, so möge nun das sich dafür interessirende Publikum seine eigene Ansicht festzustellen suchen. — In Nro. 2 des „Auswanderers" (Darmstadt bei Lekke) lesen wir einen Aufsatz über die nachtheiligen Folgen der europäischen Uebervölkerung, dem wir Folgendes entnehmen:

„Wir dürfen die Erfahrungen des Alltagslebens nicht übersehen, welche darin übereinstimmen, daß es keinen Stand und Beruf gibt, in dem nicht Alles mit Menschen übersetzt wäre, daß überall das Bedürfniß von körperlicher und geistiger Arbeit weit geringer ist, als die Menge derer, die durch diese ihren Unterhalt suchen, daß es in keinem Fache an Leuten fehlt, die etwas Tüchtiges gelernt haben, oft aber an der Möglichkeit, sie zu placiren, und daß es nicht bloß zu viele Literaten, Candidaten, Accessisten, Cadetten und andere, am Teiche Bethesda liegende Erspectanten aller Art giöt, sondern selbst zu viele Bürger und Bauern, die einander die Nahrung verkümmern und den Verdienst, wie den

Digitized by Google

Grund und Boden, in immer kleinere Parzellen zerlegen. Ueberall steht Einer dem Andern im Wege, Jeder muß sich Platz machen durch das Gedränge; die alte Ruhe, Behaglichkeit und Gemüthlichkeit des Lebens ist entschwunden, und, indem Einer den Andern zu überrennen und auszustechen strebt, ist eine auf Erwerb und Gewinn gerichtete speculative Hetzjagd an die Stelle getreten, welche, wie bedauerlich sie auch für alle Beziehungen der Humanität seyn möge, doch nur von Dem geschmäht werden kann, der ihre unvermeidliche Nothwendigkeit in dem immer dichter werdenden Menschengewimmel und Menschengetümmel nicht begreift. Preußens Bevölkerung ist seit dem Wiener Congresse, welcher den jetzigen Umfang der Monarchie constatirte, beinahe von zehn auf fünfzehn Millionen gestiegen; eine ähnliche Zunahme hat fast durchgehends in Deutschland stattgefunden, und man kann als gewiß annehmen, daß die Progression der Zunahme eine Intensität erreicht hat, welche in etwa 60 Jahren zur Verdoppelung führt. Einigermaßen hat bis jetzt die vermehrte Fürsorge für die materiellen Interessen nachgeholfen, die Verbesserung des Ackerbaues und Gewerbes, die Belebung des Handels und Verkehrs, die Erleichterung der Communicationen, die Verbreitung praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten. Aber wie gewaltig auch der menschliche Fortschritt hierin sich beurkunde, so ist doch dieser nur bis zu einem Punkte innerhalb der von der Natur gezogenen Gränzen möglich, während die Progression der Bevölkerung, wenn auch nicht ins Unendliche zunimmt, doch wenigstens jene Nachhülfe und jenen Fortschritt weit überflügelt und bis zu einem Exfolge fortzuschreiten droht, wo erst politische und sociale Katastrophen ihr ein natürliches Ziel zu setzen vermöchten."

Mögen nun auch Manche in ihren Befürchtungen über die nachtheiligen Folgen der Uebervölkerung zu weit gehen, so steht doch fest, daß in unseren Friedenszeiten, die hoffentlich noch lange andauern werden, die Population von Jahr zu Jahr sich so stark vermehrt, daß die Existenz der Einzelnen immer schwieriger und demnach das Bedürfniß der Auswanderung immer dringender wird, so daß diese noch weit davon entfernt sind, ihren Höhepunkt erreicht zu haben und daß sie als die hervorragendste Erscheinung unserer und der folgenden Zeit betrachtet werden müssen. Wir erkennen in ihnen ein neues Stadium der europäischen Völkergeschichte und halten es, vom höheren Standpunkte aus betrachtet, für heilbringend, wenn die hier dicht zusammengedrängten Menschenmassen abströmen und sich dort einen neuen Heerd gründen, wo weite, unermeßliche und fruchtbare Landesstrecken noch unangebaut liegen und der menschlichen Thätigkeit, der gesicherten Existenz und der freien Lebensbewegung von Millionen einen neuen Spielraum bieten. Es ist nun einmal in den Sternen geschrieben, daß das Menschengeschlecht wandern, und daß in ihm, wie in der Natur, ein ewiger Kreislauf bestehen soll. Die Uebergangspunkte mögen dabei oft unerfreulich und für das momentane Gleichgewicht störend seyn, aber die Folgen werden sich für das große Ganze um so segensreicher erweisen. Es scheint uns demnach im Interesse der Regierungen wie in dem der Privaten zu liegen, die Auswanderungen zu begünstigen, aber sie zugleich auch zu ordnen und zu leiten; jene mögen sie sorgfältig überwachen und diese mögen wohlorganisirte Actien-Gesellschaften und Vereine bilden, zum Nutzen nicht nur der Zurückbleibenden, sondern auch der ihre Heimath Verlassenden. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 27. Jan.) Ein großartiges vaterländisches Literaturunternehmen wird demnächst hier in's Leben treten. Es betitelt sich: „die Männer des Volks", dargestellt von Freunden des Volks. Unter den Mitarbeitern befinden sich unter anderen die Namen: Berthold Auerbach, Eduard Duller, Karl Gutzkow, Habermann, Friedrich Hecker, Hoffmann von Fallersleben, Heinrich König, Georg Lommel, Karl Matthy, Sauerwein, Schuselka u. s. w. Redakteur ist Dr. Duller, Verleger J. B. Meidinger. Das erste Heft enthält: Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen (von Duller), Pestalozzi (von Rodnagel), Latour d'Auvergne (von Lommel), Laffitte (von Sauerwein). In den nächsten werden Huß, Kosziusko, Payne, Jordan ꝛc. beschrieben werden.

Im Verlage von L. Pabst in Darmstadt ist erschienen: „Der Gesangfreund, eine Liedersammlung für das Schul- und Volksleben von P. Fölsing." Der Verfasser hat bei dieser Sammlung sich von dem Grundsatze leiten lassen, daß man nicht für die Schule, sondern für's Leben lernt. Die hier gesammelten Gesänge sollen den Schüler als liebe alte Bekannte und Freunde aus einer früheren freien und fröhlichen Zeit in das Leben begleiten und die Gassenlieder verdrängen helfen. Text und Melodien sind sorgfältig gewählt und durch beigegebene Notizen über Dichter und Komponisten, deren Biographien dem Lehrer selbst überlassen bleiben, ist ein Weg zur Kenntniß der Literatur gebahnt.

Die bekannte Sängerin Hermine Küchenmeister geborne Rudersdorff, früher in Frankfurt a. M. und dann in Mannheim engagiet, befindet sich gegenwärtig in Breslau, wo sie, laut uns zugegangenen Berichten, sehr beifällige Aufnahme findet. Eine jüngere Schwester derselben, Mathilde Rudersdorff, hat am 17. d. M. in einem Hofkonzerte in Weimar mit Beifall gesungen, und ist für die Stettiner Bühne engagirt.

(Koblenz, 26. Jan.) Der diesjährige lange Winter und die durch denselben erschwerte und mehrfach ganz unterbrochen gewesene Communication hat den Wunsch einer stehenden Brücke über den Rhein von neuem angeregt. Schon Napoleon beabsichtigte eine solche bei Mainz zu errichten. Die Beilage zur Köln. Ztg. Nro. 61 v. J. 1844 sprach sich über ein so großartiges Unternehmen, welches zunächst bei Köln zur Ausführung kommen möchte, näher aus, stellte jedoch dieselbe in ferne Aussicht, weil nicht nur ein Kostenaufwand von mehreren Millionen erfordert werde, sondern es auch eine höchst schwierige Sache sey, mitten im mächtigen Strome einige wenige Pfeiler anzubringen. Möchten Sachverständige nun sich recht bald über diesen augenscheinlich überaus wichtigen Gegenstand näher aussprechen und so die Veranlassung zur Ausführung an die Hand geben. Das k. Gouvernement dürfte, ungeachtet der so bedeutenden Einnahme, welche die bisherige Schiffbrücke abwirft, sich gewiß bereitwillig finden lassen, die Ausführung eines so großartigen Unternehmens einer Actiengesellschaft auf eine angemessene Zahl von Jahren zu überlassen, welche dagegen ein erhöhtes Brückengeld zu erheben berechtigt seyn müßte. (Rh. u. Mz.)

In England erlebt man noch zuweilen den mittelalterlichen Brauch des Weiberverkaufs. Vor einigen Tagen führte ein Mann sein Weib an einem Strick auf die Verkaufshalle zu Sheffield trotz ihres Sträubens, denn er hatte die furchtbarsten Drohungen ausgestoßen, wenn sie nicht folge. Der Mayor von Sheffield machte dem Scandal rasch ein Ende, indem er vor dem Zuschlage die Frau wegnehmen ließ und gegen den zärtlichen Ehemann einen Verhaftsbefehl erließ. Diese alte Sitte ist übrigens gesetzlich noch nicht aufgehoben, vorausgesetzt daß die Frau darin willigt.

Der beliebte Liedercomponist, Hr. Kücken, leitet jetzt in Stuttgart die Proben zu seiner neuen Oper, „der Prätendent", in welcher Pischek die Hauptrolle übernommen hat.

Digitized by Google

(Ein Häringe-Dankopfer.) Kaiser Karl V. war ein so großer Liebhaber von Häringen, daß er auf einer Reise durch das holländische Städtchen, wo Böckel, der Erfinder des Einböckelns und der Häringszubereitung, begraben lag, auf dessen Grabe einen Häring verzehrte, um gleichsam durch dieses Dankopfer das Andenken des Erfinders zu ehren.

(Eine gehaltvolle Auster.) Vor kurzem ereignete sich in Breslau in einer Weinhandlung der seltene Fall, daß gelegentlich eines Austerschmauses eine ansehnliche weiße Perle in einer holsteinischen Auster vorgefunden wurde. Unzweifelhaft übersteigt der Werth dieser ächten Perle mehrfach die Kosten für einige Dutzend Austern. Es frägt sich also, ob es nicht eine gute Spekulation sey, recht fleißig Austern zu essen, da man zugleich die Perlenfischerei mit verbinden kann?

Korrespondenz.

Weilburg, im Jan.

Die Einweihung der hiesigen neuen Synagoge geschah bereits im Mai 1845 auf eine sehr feierliche Weise, welcher alle hiesigen hohen Militär- und Civil-Behörden, so wie die Geistlichen der evangelischen und katholischen Kirche und viele der angesehensten Bürger beiwohnten und diese Feier sehr befriedigt verließen. Auch andere hohe Geistliche unseres Herzogthums, welche während dieser Zeit dem Gottesdienste beiwohnten, sprachen sich beifällig aus, sowohl über die schöne Einrichtung, als auch über den Vortrag des Hrn. Rabbiners Treuenfels und den Gesang des wohl kleinen, aber wackern Chors unter der trefflichen Leitung des christlichen Hrn. Musiklehrers Drors. Zur Verherrlichung des Gesangs, so wie besonders zur Hebung des ganzen Gottesdienstes trägt, was vielleicht noch bei den meisten israel. Gemeinden ein Mangel ist, das im Laufe vorigen Jahrs von der hiesigen Gemeinde angekaufte Aeolodikon bei, welches durch zwei Register mit Pfeifen für die beiden oberen Octave, einer Orgel ähnlich, verstärkt wurde. Die Gesänge sind theils deutsch, theils hebräisch, und gehört unter den ersteren die Cantate von Stein, mit Musik von Speirr, (beim Beginne des Vorabend-Gottesdienstes) wohl zu den schönsten. Da nun alle Gesänge auf eine sehr feierliche Weise vorgetragen werden, so verfehlen sie auch nicht, die Anwesenden zur Andacht zu stimmen und zu erbauen. Aber trotz den Vorzügen der deutschen Gesänge darf man doch behaupten, daß wenn die feierlichen hebräischen Gesänge ganz aus der Synagoge verbannt würden, diese nur schwer zu ersetzen seyn dürften, und der Gottesdienst dadurch sehr beeinträchtigt wäre. Damit Sie aber auch sehen, daß die hirsige Gemeinde in jeder Hinsicht dem Fortschritte huldigt, möge angeführt werden, daß seit den letzten hohen israel. Feiertagen die Vorlesung der seitherigen hebräischen Abschnitte aus den Propheten jetzt blos in deutscher Sprache geschieht, und eben so bleiben auch alle unnöthigen und nicht zeitgemäßen Gebete weg. Ich glaube, Ihnen nun eine hinlänglich genaue Beschreibung der hiesigen gottesdienstlichen Verhältnisse geliefert zu haben, und hege ich nur noch den Wunsch, daß der Zeitgeist auch an andern Orten nicht müßig vorübergehe und die Israeliten sich bestreben möchten, jene Mängel, woran der alte Gottesdienst nur zu sehr leidet, auszuroden; denn nur dann gibt es erst einen wahren Gottesdienst.

Idstein im Herzogth. Nassau.

Gleichzeitig mit andern Orten wurde auch hier vor mehreren Wochen eine Subscriptionsliste zu monatlichen Beiträgen vom Dec. 1846 an bis zum April 1847 einschließlich zur Bildung eines Fonds zur Unterstützung der Armen in hiesiger Stadt in Umlauf gesetzt. Das Resultat, wiewohl im Vergleich zu reicheren Orten geringfügig, entsprach nichtsdestoweniger vollkommen den Erwartungen. Es wurden dadurch etliche fünfzig Gulden für jeden der noch bevorstehenden drei Wintermonate in Aussicht gestellt, die mit Vermeidung von Unterstützungen in baarem Gelde theils durch Verabreichung von Suppe, theils durch Hinweisung von Brod an entweder ganz Verarmte, oder an mehr verschämte Hausarme verwendet werden sollen. Von dem Projecte, durch Vergebung von Arbeiten Verdienst an Handen zu geben, inwiefern wohl auf die zweckmäßigste Art eine Unterstützung im Allgemeinen gewährt werden dürfte, mußte abstrahirt werden, da die im Verhältniß zur Anzahl von Bedürftigen zu geringen Mittel dies nicht erlaubten. Durch herzogl. Amts-Armen-Commission dahier ist indessen in dieser Beziehung durch die Errichtung einer Spinnanstalt bereits einigermaßen Fürsorge getroffen worden. Außerdem soll von derselben noch in Kürze eine Strickerei-Anstalt eröffnet werden, die voraussichtlich bei eben so geringen Opfern von noch größerem Nutzen zu werden verspricht. Dieselbe ist nicht nur Erwachsenen, sondern auch Mädchen von offenbarem Vortheil. Beim Spinnen ist vor allen Dingen Hauptforderniß ein Spinnrad. Wie manche Arme aber besitzt nicht einmal ein solches? Und hat sie eins, woher ein zweites nehmen, um eine ältere Tochter auch an dem Verdienste Theil nehmen lassen zu können? Ueberhaupt, welchen Vortheil kann eine Spinnanstalt jüngeren Mädchen unter 12 — 14 Jahren gewähren? Eine Strickanstalt dagegen dehnt sich auf Alt und Jung aus und gewährt Allen gleiche Berücksichtigung. Die Errichtung solcher Anstalten möchte daher allenthalben um so mehr zu empfehlen seyn, als dadurch der beabsichtigte Zweck der Unterstützung durch Hinweisung von Arbeiten gegen Verdienst bei dem weiblichen Geschlecht am vollkommensten erreicht werden dürfte. Zudem sind die Controllen durchaus keiner Schwierigkeit unterworfen, indem das Gewicht der Wolle durch das Stricken keiner Veränderung unterliegt und sich nach wie vor gleich bleiben muß.

Aus der Wetterau, im Jan.

So viel auch über Weidig und sein Schicksal geschrieben worden ist, so ist doch das Publikum jetzt erst, also neun Jahre nach des Verfassers Tod, befähigt, über Weidig als Dichter zu urtheilen. Das Hofgericht in Gießen hat den Vormündern der beiden Kinder vor einem Jahre noch zwanzig Gedichte und vier Briefe ausgeliefert, die ursprünglich an Weidig's Gattin gerichtet waren, aber durch den Untersuchungsrichter zurückgehalten wurden. Diese Gedichte und Briefe nun sind im Verlage der Freunde bei Heinrich Hoff in Mannheim à 24 Kr. im Druck erschienen und da die in den Reliquien früher bereits mitgetheilten Gedichte der Sammlung einverleibt sind, so besitzen wir nun Alles, was von des geistreichen Mannes Poesieen gerettet werden konnte. Der Tod sollte Alles versöhnen und jede Leidenschaft zum Schweigen bringen! Nichts kann rührender seyn, als Weidig's Liede zu Weib und Kind, zu seinem schönen Hessenland, zu seinen Pfarrgemeinden Butzbach und Odergleen (im Vogelsberg) und nichts erhabener, als sein nie wankendes Gottvertrauen. Weidig war Geistlicher, Familienvater und Vaterlandsfreund in einem solchen Grade, daß man nicht sagen kann, welche von diesen drei Eigenschaften vorherrschend war. Dies möge genügen, die Aufmerksamkeit auf Weidig als Dichter zu lenken. Die erste Auflage von 2000 Abdrücken ist schon vergriffen, ehe sie in den Buchhandel kam und wir dürfen hoffen, daß der zweiten Auflage eine gleich günstige Aufnahme in weiteren Kreisen werden wird.

Haingründau, im Kreise Büdingen, 28. Jan.

In Breitenborn ereignete sich dieser Tage ein Unglück, das in seiner Art und in seinen Folgen einestheils den Bewohnern an Flüssen zur Warnung, anderntheils als ein treffliches Beispiel zur Nachahmung uns dienen mag, und das Gefühl des Mitleids insbesondere in Elternherzen um so mehr erregen wird, da es Eltern so schmerzlich traf. Die Wellen der stark angeschwollenen Gründau raubten den nahe 6 Jahr alten Sohn des dasigen Gastwirths. Ein Knecht, nahe dabei beschäftigt, sprang, von edlem Sinn getrieben, in die Fluthen und starb, nach seinem und des Kindes Leben ringend, den Knaben in seinen Armen, einen Tod, den der Allmächtige ihm jenseits vergelten möge! L. Scheib.

Geschichtliche Vorlesung.

Sechzehnte Vorlesung; Montag, 1., so wie auch Dienstag, 2. Februar: Die Jahre 1806 — 1809; Andreas Hofer.
Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 31. Jan. Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Montag, 1. Febr. Fanchon, das Leyermädchen, Oper in 3 Abth., nach dem französischen Vaudeville bearbeitet von Kotzebue, Musik von Himmel.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 33. Dienstag, den 2. Februar 1847.

Bruchstück aus meinen im Dienste der französischen Fremdenlegion gesammelten Memorabilien.

(Von F. A. Massalsky.)

(Schluß.)

Um unserem Posten-Kommandanten das Neujahr zu wünschen, hatte eines unserer Genies ein Lied gedichtet, mit dessen Absingen nach der Melodie des Zigeunerliedes aus der Präciosa: „Präciosa, Dir ꝛc.“, wir ihn um die Jahreswende überraschen wollten. Ich schalte einige mir im Gedächtnisse gebliebene Verse dieses Liedes hier ein, welche den Leser unsere Liebe zu diesem jungen Führer erkennen lassen mögen:

O, Marschalls-Sohn!
Dir folgen wir
Zum Kampfe, zum Sieg oder Tod!
Des Feindes Drohn
Verlachen wir,
Verfolgen ihn nach Deinem Gebot.

O, Führer, Dir,
Dir folgen wir
Im Lande, der Heimath so fern!
Fest steht unser Muth,
Dein sey unser Blut;
Wir opfern Dir es so gern!

Drum bringen wir
Ein Hoch heut' Dir,
Nach deutscher Lanzknecht Weis'!
Des Vaters Bild,
Es sey Dein Schild
Im Lande des Kampfes so heiß!

Am Morgen des so sehnlich erwarteten Tages konnten die regelmäßig in die Stadt zum Rapport und in das Magazin zum Fassen unserer Lebensmittel zu versendenden Leute kaum die Bestellungen alle annehmen, mit denen sie von allen Seiten bestürmt wurden; denn Jeder fast hatte, um den letzten Tag des Jahres festlich begehen zu können, gespart und Jeder wollte sich nun nach seinem Appetite und seiner Börse vergnügen; noch dazu hatte auch unser Chef seine Anstalten getroffen, sich und uns ein Fest zu bereiten. Daher kam es auch, daß wir die Augen gewaltig öffneten, als statt zweier mit Lebensmitteln beladener Maulthiere ihrer sechs ihren Einzug bei uns hielten; denn die schon mehe erwähnte Güte unseres Chefs hatte die vom Gouvernement am Neujahrstage gewöhnlich verdoppelte Portion Wein noch nicht zureichend für uns gehalten, und hatte sie daher aus seinen Mitteln zu unserer großen Freude ansehnlich vergrößern lassen. Als nun auch die den Maulthieren langsamer folgenden Kameraden aus der Stadt zurückgekehrt waren und ihre Taschen und Säcke von den erhaltenen Kommissionen geleert hatten und als die Distribution des Brodes und Weines beendet war, da begann ein reges Leben und Treiben in unserem Fort, vor Allem aber in der Küche, die sich mit Bratlustigen und Fricoteurs dermaßen anfüllte, daß unser Zirkoch (festangestellter Koch), um Platz zu haben, die Suppe der Menage zu kochen — nachdem er alle seine prosaischen und poetischen Flüche in schlechtem Deutsch und noch schlechterem Französisch erschöpft hatte — zur Wachtmannschaft seine Zuflucht nehmen mußte, mit deren Hülfe es ihm endlich gelang, die Ordnung in der Küche wieder herzustellen. Bis so weit war Alles gut gegangen; die Witterung war heiter, wenn auch frisch. Auf ein Mal erhoben sich aber Nebel, die uns und unser Fort gänzlich einhüllten; als nach einer Weile diese sich wiederum verzogen hatten, siehe, da hatte sich der Horizont dick umwölkt; unter uns und über uns jagte der Wind die Wolken, und was wir für Nebel gehalten hatten, mochten wohl auch Wolken gewesen seyn, die ihren Weg durch unser Fort genommen hatten; so viel sahen wir ein, ein Unwetter seltener Art war im Anzuge, und alle Vorsichtsmaßregeln, möglichen Schaden zu verhüten, wurden von unserer Seite getroffen, die Cisterne geöffnet und die Gewehre innerhalb der Baracke auf den Boden gelegt. Noch war es möglich, von der Brustwehr hinunter zu schauen in die aufgeregte Natur, zu hören, wie die Brandung in immer stärkeren Wellenstößen das Vorgebirge zu unterminen drohete, zu sehen, wie die im Hafen liegenden Schiffe, von ihren Ankern gerissen, das Weite suchten, um auf hohem Meere sich vor dem Untergange zu wahren. Jetzt brach die Nacht an; die Dunkelheit wurde nur momentan durch Blitze erhellt und drohender und drohender zogen die Gewitter zusammen; auf unserem Felsengipfel schienen sie sich ein Rendezvous zu geben, bei dem der Sturm, zum Orkane geworden, sekundirte. Ein grausenvolleres Unwetter hatte ich nie erlebt; immer kürzer und kürzer wurden die Pausen der Blitze, bis sie endlich ganz aufhörten und in ein fortgesetztes Leuchten übergingen, welches unser Fort wie im Brillantfeuer erscheinen ließ. Schaudererregend und doch schön zu nennen war der Blick in die Tiefe, in die unter uns liegende Ebene; hier kreuzten sich die Blitze in allen Farben. Ein eigenes Gefühl erweckte damals in mir der in regelmäßigen Pausen und Takten von den Posten auf den Blockhäusern und Forts ertönende Wachtruf; „sentinelle, prenez garde à vous!“ heulten sie mit dem Sturme und dem Echo, und wahrlich, sie hatten Recht; eine Schildwache in solcher Nacht hatte einen schweren und wichtigen Dienst. — Auf dem Meere fielen von Zeit zu Zeit Schüsse; es waren Nothschüsse gefährdeter Schiffe. Wir konnten nicht helfen, nur durch Signale, die wir mittelst Laternen den Wachtschiffen im Hafen gaben, und durch die Meldung, die wir durch's Speachrohr in die Stadt schickten, konnten wie zu ihrer Rettung beitragen, und dies geschah. — Aber alle diese Schrecken der Natur hinderten die Legion nicht, in ihrer zechenden Feier des Altjahrsabends fortzufahren; jauchzend ertönte der Gesang aus dem Innern der Baracke

Digitized by Google

in zwei und mehr Sprachen von den Lippen der Berauschten. Fürwahr, ein grausiges Bild! Es war um die elfte Stunde des Abends; der Regen ergoß sich in Strömen, und nur dieser hatte es vermocht, mich aus dem Freien von dem schrecklich schönen Anblicke der Natur weg und in's Zimmer zu treiben, wo der Becher kreisend in der Runde umherging, wo der aufregende Wein den Witz und Muthwillen zum Frevel begeisterte, — als auf ein Mal Todtenstille in dem so lebhaften Kreise eintrat — eine Erleuchtung, stärker als alle vorhergegangenen — ein Wanken der Erde unter den schon wankenden Füßen — das Hereinbrechen eines Tragbalkens vom Gebäude — ein erstickender Schwefeldunst — mehrere plötzlich ohnmächtig Umgefallene — bestätigte die allgemeine Meinung, es habe eingeschlagen; ja, es war so, der Blitz hatte in unsere fröhliche Versammlung geschlagen, hatte die Alumininten Köpfe in nüchternen Zustand versetzt. Schon jauchzten wir wieder: „Gottlob! es war ein kalter Schlag; er hat nicht gezündet, er hat Niemand beschädigt," — da hörten wir, der Posten am Pulvermagazin sey erschlagen; ein Doppelschlag mußte es demnach gewesen seyn, denn das Pulvermagazin befand sich am entgegengesetzten Ende des Forts. Ja, es war und blieb die traurige Wahrheit, trotz unserer Bemühungen, den Leblosen zu retten; er war vom Blitze neben seinem Schilderhause getroffen worden; das Gewehr, welches er nach Vorschrift bei starkem Gewitter, das Bajonnet nach dem Boden gerichtet, in dasselbe gestellt hatte, fanden wir unversehrt; er aber lag, bedeckt von der Flagge des Magazins, die, wahrscheinlich vom Sturme abgerissen, gerade auf seinen Körper gefallen war, neben, und auf ihm saß heulend der treue Wächter des Forts, ein Wolfshund. Wir trugen den Leichnam nach der Baracke und als wir uns überzeugt hatten, daß keine Rettung mehr möglich sey, in seine Hängematte gehüllt, in einen trockenen Raum unserer Cisterne. Als wir dies vollbracht hatten, bemerkten wir erst, daß wir das Jahr 1839 unbemerkt schon angetreten hatten; uns mit vollem Rechte beglückwünschend, gingen wir in unsere Baracke. Meine Kameraden führten ihren Entschluß noch aus, da sich Sturm und Gewitter gelegt hatten, und brachten unserem Grafen Rapp in deutschem Gesange einen Neujahrsmorgengruß; ich aber zog nach meiner Tour für den Erschlagenen auf Wache.

Warum. *)

Blick' ich zur Silberflur der Sterne,
In ihre stille Herrlichkeit
Hinauf zur blauen Himmelsferne:
Wird mir das Herz unendlich weit;

Ein heiliges Hinübersehnen
Zum nahen Gottesheiligthum
Lockt mir in's Auge heiße Thränen —
Und leise fragt das Herz: warum?

Steh' ich am blühenden Gestade
Und schau' in's weite Meer hinaus,
Wie auf dem schwanken Wasserpfade
Sich tummeln Sturm und Wogendrang:

Da möcht' ich mit den Fluthen branden
Den ganzen Ring der Erde um,
Spät wieder in der Heimath landen —
Und leise fragt das Herz: warum?

Vernehme ich die Glockenfeier
In lauter voller Harmonie;
Schwebt aus der Zither, aus der Leier
Der Liebe weichste Melodie:

So beben auch der Seele Saiten,
Als gälte es, des Sieges Ruhm
In Schmerzakkorden zu erstreiten —
Und leise fragt das Herz: warum?

Wenn aus des Winters kaltem Grabe
Der Frühling siegreich aufersteht;
Mit seinem frischen Zauberstabe
Verjüngend durch die Schöpfung geht:

Dann schau' ich in das Blüthenleben
Mit feuchtem Auge, wehmuthsstumm;
Sanft möchte ich hinüberschweben —
Und leise fragt das Herz: warum?

*) Aus: „Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow. 1846."

Ueber akademische Lernfreiheit.

(Gießen, im Jan.) Es ist kürzlich bei einer gewissen Veranlassung in diesen Blättern der Lehrfreiheit der Professoren auf hiesiger Hochschule rühmlich gedacht, des faktisch bestehenden Lernzwangs der Studiosen aber mit keiner Sylbe erwähnt worden, und doch steht Lehrfreiheit und Lernfreiheit in so inniger Verbindung, daß, wenn von einem freien Wirken und Pflegen der Wissenschaft die Rede ist, jene ohne diese nicht gedacht werden kann. Die angerühmte Lehrfreiheit findet daher (alle andere Beziehungen auf Seite gesetzt) schon in diesem faktisch begründeten Verhältniß einen nicht zu widerlegenden Widerspruch, der vor Allem beseitigt werden müsse, wenn ihr in höherem umfassenderem Sinne das Wort geredet und der beabsichtigte Zweck durch sie vollständig erreicht werden soll. Nichts aber ist leichter als dieses; man hebe nur den Zwang auf, der dem Studiosen auferlegt ist, indem man ihn nöthigt, diese oder jene Collegia zu hören, welche theilweise nicht einmal in sein Fach einschlagen, ihm Zeit und Mittel für das Nothwendigere entziehen, ihn darum entmuthigen und jeden geistigen Aufschwung, den die freie Wissenschaft einflößt, lähmen, also grade das Gegentheil von Dem bewirken, was man irriger Weise durch den Zwang zu erzielen vermeint. — Jeder Zwang hat etwas Gehässiges und ist besonders der freien Wissenschaft ärgster Feind. Kann er auch bei der unmündigen Jugend auf Gymnasien und Schulen nicht ganz umgangen werden, weil es dieser Jugend noch an der nöthigen Intelligenz gebricht, so fodert doch der den Kinder- und Knabenjahren entrückte, vom Schulzwang entfesselte junge Mann, der nun mit einer gewissen Selbstständigkeit in ein höheres Stadium seines Lebens tritt, auch einen dieser neuen Stellung würdigen freien Wirkungskreis, und warum sollte diesem billigen Verlangen, das doch in der Natur der Sache und in der freien Ausbildung des sich nun selbst überlassenen Jünglings liegt, nicht entsprochen werden? Er kennt ja, wenn er die Universität bezieht, seine ihm vorgezeichneten Pflichten, deren Erfüllung er angelobt; er weiß nach vorliegender Verordnung genau, was dereinst in dem von ihm ergriffenen Fache an ihm verlangt und worin er geprüft wird; warum will man ihm also die freie Wahl seiner Collegien beschränken, ihm solche vorschreiben, da er doch selbst vollständig weiß, welche Lehrstunden ihm zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung, zumal in seinem Fache, nöthig und nützlich sind. Ist es ihm sehr zu verdenken, wenn er mit einem gewissen Mißmuth die sogenannten Zwangscollegia besucht, und darf man sich wundern, wenn er sich darin bei dem Mißmuth, den er mitbringt,

Digitized by Google

eben nicht sonderlich erbaut und den Augenblick herbei sehnt, wo er des Zwanges überhoben ist? — Man überlasse also künftig dem Studiosen die eigene freie Wahl der Lehrstunden, wie dies früher hier der Fall war und auf anderen Universitäten noch heute der Fall ist. Der schönste Erfolg und die dankbare Anerkennung von Seiten der Studiosen würde eine solche der wahren Lehrfreiheit im höheren Sinne des Worts entsprechende liberale Maßregel nach dem Vorbilde der früheren Zeit vollständig rechtfertigen, denn nicht immer ist das Neue grade auch das Bessere, und hier namentlich wird Niemand die Behauptung aufzustellen wagen, daß der Zwang, von dem hier die Rede ist, zum Fortschritt gehöre. — Daß diesem Zwang auch außerdem noch manche andere Deutung in materieller Beziehung gegeben werde, liegt zu nahe, als daß es mehr wie dieser einfachen Hindeutung bedürfte, um die betreffende Behörde zu veranlassen, aufs baldigste und in kürzester Zeit einen Zwang aufhören zu lassen, dessen Fortdauer, unvereinbarlich mit der freien Wissenschaft und mit dem Begriffe liberaler Institutionen, unserer Hochschule den Rang streitig machen müßte, den sie außerdem in mancher Beziehung einnimmt und verdient.

Schließlich wird hier noch zur Vervollständigung des Eingangs erwähnten Artikels in confessioneller Beziehung nur kurz bemerkt, daß bezüglich des in jetziger Zeit besonders wichtigen Standes der Theologen auf hiesiger Universität in evangelischem Lande für die große Mehrzahl der evangelisch geistlichen Studiosen nur vier ordentliche Professoren, für die kleine Minderzahl der katholischen Theologen aber fünf ordentliche Professoren angestellt sind. Man berühret diese faktische Thatsache hier blos zur berichtigenden Ergänzung des oben erwähnten Artikels und hält übrigens jede weitere Bemerkung dabei für überflüssig.

Mannichfaltigkeiten.

Ueber einen jungen Frankfurter Künstler macht die „Züricher Zeitung" vom 29. d. folgende nicht uninteressante Mittheilung aus Zürich: „Wir hatten hier den 23. d. einen angenehmen Kunstgenuß in einem kleinen Zirkel von Kennern und Musikfreunden, und machen es uns zur Pflicht, dessen zu erwähnen, um einen jungen Künstler in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Die drückenden Zeiten und der erst beginnende Ruf des Klaviervirtuosen machten es nicht rathsam, ein großes Konzert zu veranstalten, obwohl uns bereits verschiedene öffentliche Organe auf das Lob aufmerksam gemacht hatten, welches Hr. Eduard Hetz aus Frankfurt a. M. bei jedesmaligem Auftreten erntete. Daß ein wirkliches Talent sich stets Bahn bricht, davon konnten wir uns während dem Vortrage des Künstlers, der noch nicht sein 22stes Jahr zurückgelegt hat, überzeugen; und wenn auch seinen Phantasien und den im Augenblicke selber ihm zur Aufgabe gestellten Variationen vielleicht die Tiefe der Komposition noch streitig gemacht werden düefte: so sind es gerade die überwogende Jugendwonne, der enthusiastische Flügelschlag seiner Muse, die bewundernswürdigste Fertigkeit, die uns hier interessiren, wenn wir bedenken, daß Hr. Hetz erst vier Jahre ausschließlich der Musik lebt. Sein Vater, ein biederer Reichsstädter, wollte den Sohn zu einem Pianofortebauer bilden. Als 14jährig gab er ihn deßhalb zu einem Schreiner in die Lehre und gestattete ihm auf sein Flehn wöchentlich 1—2 Klavierlektionen. Der Knabe war nur schwer vom Klavier wegzubringen und zog sich durch diese Neigung viele harte Vorwürfe und Schläge zu. Nach zweijährigem Kampfe zwischen dem Genius und dem Schreinermeister, entlief der geplagte Lehrling dem Letztern und wurde nun von seinem Vater zu einem geschickten Instrumentenbauer gebracht. Mit 17 Jahren finden wir ihn, das Reisebündel auf dem Rücken, als Instrumentenbauergehülfe, auf dem Wege nach Italien. Also berührte er Chur und Thusis, woselbst er sich hauptsächlich mit Stimmen der Instrumente beschäftigte, und wo man sich wundern wird, ihn nach so wenig Jahren als Künstler auftreten zu sehen. Nach diesen Wanderjahren trat er bei dem Instrumentenbauer Pecau in Berlin in Arbeit. Eines Morgens schickte ihn sein Herr ins Hotel Russi, einen Flügel zu stimmen. Nachdem dies geschehn, setzt sich der junge Mensch, der wußte, wessen Instrument er gestimmt, an den Flügel und spielt. Mächtig wogten in jugendlicher Ahnung die Töne durch die Saiten. Da tritt Liszt aus dem Nebenzimmer und läßt sich hochherzig in ein Gespräch mit dem jungen Spieler ein, der von diesem Tage an aus dem Handwerkstand in den Künstlerstand tritt. Während dem Aufenthalt seines großen Meisters steht er unter seiner direkten Leitung, besucht dann die Akademie, lebt nur der Musik, gehoben durch den Heroen derselben, dessen Edelmuth er das Ziel seines Strebens verdankt. In wie weit er sich dem Meister genähert, mögen Die beurtheilen, denen es vergönnt war, denselben zu hören."

Vor einigen Tagen ereignete sich in Potsdam ein merkwürdiges Beispiel von der unglaublichen Kraft eines durchgegangenen Pferdes. An der eisernen Brücke war ein vor einem Schlitten gespanntes Reitpferd flüchtig geworden und rannte mit dem Kopf gegen das eiserne Gitterthor des hiesigen Militär-Waisenhaus-Hofes, daß es vier schmiedeeiserne Stangen von 3/4 Zoll Stärke oben und unten nebst einem starken eisernen Riegel durchbrach, und mit dem Vordertheil des Körpers bis an die Hüfte durch die Lücke sprang, dort aber sich an den stehen gebliebenen Stümpfen der Eisenstangen den Bauch aufschlitzte und so vollends getödtet werden mußte.

Auf dem k. Theater zu Paris werden wir in kurzem das seltene Schauspiel erleben, daß Damen aus den höchsten Ständen auftreten werden, indem der Ertrag dieser Vorstellungen den Armen zufließen soll. Im Theater français soll die Gräfin P. in Andromaque die Rolle der Hermione übernehmen, und eine ausgezeichnete Sängerin der höheren Gesellschaft wird in der „Favorite" Mad. Stolz ersetzen. Die Eintrittspreise sollen füe die außerordentlichen Vorstellungen veedreifacht werden.

(Berlin, 21. Jan.) In einigen Blättern ist darauf hingewiesen worden, daß die Aufführung der griechischen Trilogie „die Oeestie" bald statthaben werde. Indessen scheint wenig Hoffnung vorhanden zu seyn, daß dieselbe noch in diesem Winter zur Darstellung kommen werde. Die Musik zu dieser von Prof. Franz teefflich aus dem Griechischen übersetzten Trilogie ist bekanntlich vom General-Musikdirektor Meyerbeer, dessen Abwesenheit von unserer Hauptstadt schon einer baldigen Aufführung im Wege stehen würde.

Die würtembergische Regierung will sich künftig auch ihrer ungetreuen Söhne, der Auswanderer, annehmen. Den Gewerbsbetrieb der Schiffsmäkler will sie einer strengen Beaufsichtigung unterwerfen. Kein Schiffsherr oder Mäkler darf ohne obrigkeitliche Erlaubniß einen Transport von Auswanderern übernehmen und auswärtige haben zur größern Sicherheit im Inlande einen veeantwortlichen Agenten zu bestellen, mit dem die Regierung in Vernehmen tritt.

In diesen Tagen kam in Berlin der höchst merkwürdige Fall vor, daß sich in einer hiesigen Irrenheilanstalt ein Wahnsinniger länger als 24 Stunden, nämlich von Sonnabend Nachmittag 1 Uhr bis Sonntag Abend 9 Uhr todt stellte. Alles, was man mit dem Köeper vornahm, ließ der Kranke geschehen, wobei er eine merkwürdige Kraft entwickelte, um die steif ausgestreckten Arme ohne Wanken in der ihnen gegebenen Richtung zu halten.

Digitized by Google

Zu der erwähnten Zeit mochte ihm jedoch die Verstellung zu langweilig werden, er wendete sich um und begehrte zu trinken, ein Begehren, das nach 32stündigem Hunger und Durst wohl zu erklären ist.

Berlin leidet Tantalusqual. Tag und Nacht wird auf den Dampfmühlen der Seehandlung bei Potsdam gemahlen, aber nicht für die Berliner und Potsdamer, sondern für die Engländer, mit denen die Seehandlung früher Lieferungsverträge abgeschlossen hat.

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. Jan.

Dem gestrigen Theaterabend ging ein auf offener Straße improvisirtes Vorspiel voraus, aufgeführt von einem Haufen Arbeiter, welche gegen 6 Uhr die Ochsengasse herabkamen, vor dem Hause des Spezereihändlers B. Front machten und die feindselige Absicht, in der sie gekommen waren, gleich dadurch zu erkennen gaben, daß sie in wenigen Augenblicken mit ihren Schippen und Hacken die Ladenfenster einschlugen, so daß die unmittelbar dahinter stehenden Flaschen und andere zerbrechliche Gegenstände alle zertrümmert wurden. Diese Demonstration, welche natürlich einen großen Auflauf veranlaßte, galt als schlagende Antwort auf einen in dem hier herauskommenden „hessischen Hausfreund" am 27. d. erschienenen, mit der Namensunterschrift des Eigenthümers des eben erwähnten Ladens versehenen Artikel, welcher das Glück der hiesigen Armuth preiset und den Armen selber einige moralische Lehren zur geneigten Beherzigung empfiehlt. Der befragte Artikel wurde jedoch von den Proletariern nicht in einem dem Verfasser günstigen Sinne aufgenommen, und so kam es, daß sie eine handgreifliche Protestation einlegten, welche man in den nordamerikanischen Freistaaten zu den Attributionen des Lynchgesetzes zählen würde. — Nach diesem Vorspiel, welches bei dem schon versammelten Theaterpublikum in der Unterhaltung ein vielfältiges Echo fand, ward das von Ed. Devrient aus dem Französischen übersetzte Schauspiel: „der Fabrikant" aufgeführt. Nach längerem Unwohlseyn erschien Hr. Becker zum ersten Male wieder auf der Bühne und wurde empfangen. Er bewegte sich in der Titelrolle mit jener Leichtigkeit und kunstgerechten Abgemessenheit, welche man an seinen Darstellungen gewöhnt ist. Fräul. Marie Fürst erregte hohes Interesse als Eugenie, wie auch Hr. Fischer, der den alten Cantal sehr treu und wahr darstellte, so daß man in die schöne Täuschung der Kunst fast unbewußt hineingezogen wurde.

Wetzlar, 28. Jan.

Wir bezahlen hier in der Gegenwart den 5pfündigen Laib Brod mit 25 Kr., ein Preis, der nicht im Verhältniß zu unseren Roggenvorräthen steht und nur darin seinen Erklärungsgrund findet, daß einestheils starke Ausfuhren nach dem Siegenschen statt gefunden haben, und anderntheils, daß es den hiesigen Bäckern gestattet ist, sich nicht allein den Brodpreis selbst zu bestimmen, sondern auch die kleinsten, ja die kleinsten Maße, die abgesondert von dem Fruchtmarkt auf einem andern Platze aufgestellt werden, um damit lediglich der Mittelklasse der Bürger zu dienen, aufzukaufen. Nebenbei ist denn auch der leidige Wucher, ziemlich offen betrieben, mit im Spiele gewesen. In Berücksichtigung des dermaligen noch so hohen Brodpreises hat das hiesige Armen-Colleg auf's Neue eine Aufgabe gelöst, welche den bisherigen menschenfreundlichen Bestrebungen und Handlungen desselben die Krone aufsetzt; denn es ist ihm gelungen, nachdem sich nämlich das Collegium der Mitbetheiligung zweier Kirchen-Stiftungsfonds versichert hatte, den Brodpreis, wenigstens für eine geraume Zeit, den Stadtbewohnern ansehnlich zu erleichtern. Seit heute läßt man von dieser Seite 5pfündiges Brod backen, welches an jeden hiesigen Einwohner, der es zu haben wünscht, für 15 Kr., wahrscheinlich in den nächsten 2 — 3 Tagen anfangend, in den verschiedenen Quartieren der Stadt verabreicht wird. Es ist folglich über Mangel und Theurung des Brodes vor der Hand hier nicht zu klagen. Dagegen tritt der Mangel an Kartoffeln sehr fühlbar hervor, da sie selbst für baares Geld à tout prix beinahe nicht zu haben sind, und die Brennereibesitzer lieber den Branntwein als die Kartoffeln verkaufen.

Worms, im Jan.

Dieser Tage erlebten wir in unserer Stadt einen Act der Liebe und Dankbarkeit. Hr. Müller, Lehrer am hiesigen Gymnasium, erhielt einen Ruf als Prorector an das Gymnasium zu Hadamar, im Herzogthum Nassau. Seine bisherigen Schüler, die in ihm nicht blos ihren Lehrer, sondern auch ihren Freund verehrten, brachten dem Scheidenden einen großartigen Fackelzug und überreichten ihm unter recht herzlichen, von einem der Zöglinge gesprochenen Worten ein herrliches Geschenk. Der so ganz anspruchslose, nur seinem Amte lebende Hr. Professor war über diese Handlung der Liebe und Achtung seiner Schüler so überrascht, daß er nur in wenigen Worten seinen Dank hierüber denselben aussprechen konnte. Er sagte unter Anderm, das sey sein größter Lohn, zu wissen, von seinen Schülern verstanden worden zu seyn, und daß er auch bei ihnen jene Wahrheit bethätigt sehe: „daß Liebe des Lehrers die gleiche Gesinnung in den Herzen der Schüler hervorrufe und befestige. Diese Wahrheit wird mein Leitstern, der Genius meiner künftigen Handlungen seyn." Ihre Liebe wolle er als Palladium in seinem Herzen aufbewahren und seine einzige Bitte wäre nun noch, ihn auch ferner in liebevollem Andenken zu behalten. Sein Andenken wird auch in unserer Stadt und besonders in der Chronik unseres hiesigen Schulwesens noch lange fortleben; denn er war ein Mann, der den Geist, welcher unsere hiesigen Schulanstalten belebt und zu einem Ganzen schafft, pflegen und entwickeln half. — Die Gymnasiallehrer, mit ihrem Hrn. Direktor an der Spitze, gaben ihrem scheidenden Mitlehrer ein Abschiedsessen, bei welchem sich die so heilbringende freundliche Collegialität aller Mitglieder ihres Collegs bekundete.

Aus dem Kreise St. Goar, 24. Jan.

Wenn auch der heurige Winter nicht grade zu den strengsten gezählt werden darf, so ist er doch für den Arbeitsmann, und besonders für den Taglöhner ein sehr harter zu nennen, da aller Verdienst stockt, wodurch denn auch die drückende Noth bei dieser Volksklasse noch gesteigert wird. Auch bei uns nimmt dieselbe fast überhand, und reicht der Ertrag des gesegneten Herbstes nicht aus, die weniger begüterten Winzer davor zu sichern; denn die Theuerung ist zu anhaltend, und lange vor Herbst war schon der größte Theil der Crescenz bei der ärmeren Winzerklasse an Brod verzehrt. Dazu kommt nun noch, daß viele Winzer nicht einmal Gelegenheit hatten, dieselbe abzusetzen, und gegenwärtig ist fast gar keine Nachfrage mehr nach Wein. Unter diesen schwierigen Verhältnissen ist es erfreulich, zu bemerken, wie fast allenthalben die größten Anstrengungen gemacht werden, der Noth zu steuern. Von Seiten der Hospitalverwaltungen wird das Mögliche gethan; auch von den höheren Familien geschieht Außerordentliches; namentlich liefert ein Act der Mildthätigkeit, den der Prinz Friedrich von Preußen königl. Hoheit an den Armen einer Gemeinde unseres Kreises — Trechtingshausen — geübt, den Beweis, welche große Aufmerksamkeit man auch in den höchsten Kreisen der Noth der Armen schenkt, und wie sehr man bemüht ist, dieselbe zu lindern. Hochderselbe schickte schon auf Neujahr dem dortigen Pfarrer eine bedeutende Spende an Geld zur Unterstützung der Armen, der gestern ein ansehnlicher Geldvorschuß zur Beschaffung von Hanf und zur Bestreitung des Spinnlohns, um dadurch den Armen Gelegenheit zum Verdienste zu geben, folgte. Solche Beweise von Menschenfreundlichkeit sind wohl geeignet, die Hochachtung, die die prinzliche Familie in unserer ganzen Gegend genießt, zu steigern.

Auflösung der Charade in Nro. 30.

Tagdieb.

Theater-Anzeige.

Montag, 1. Febr. Fanchon, das Leyermädchen, Oper in 3 Abth., nach dem französischen Vaudeville bearbeitet von Kotzebue, Musik von Himmel.

Dienstag, 2. Febr. Anna von Oesterreich, Intriguenstück in 4 Abth., nach dem Roman des Alex. Dumas, frei für die Bühne bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 34. Mittwoch, den 3. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günther.

I.

Seit jenen Tagen hat sich Manches geändert. Die Handhabung der Drehorgel ist schon keine Kunst mehr, die Civilisation hat die niedere Volksklasse dergestalt gehoben, daß Schneider und Schuster, zu Präsidenten in Bauvereinen gewählt, die Tribüne mit mehr Zuversicht besteigen, wie einer von den Volksvertretern bei den Alten; Weinhändler und Tabaksfabrikanten verstehen es schon, ihren auf Eigennutz basirten Zänkereien in Tagesblättern einen gelehrten Anstrich zu geben; der Jurist schon weiß dem Theologen über seine Dogmen dicke Broschüren zu verfassen; poetisirende Magister und höchst prosaische Pfeifenhändler reiten keck auf Maulthieren, den jungen Musenpferden, zur Hippokrena; kurz gesagt, Niemand will mehr bei seinem Leisten bleiben, auch ich nicht, ich könnte mir sonst manchen Purzelbaum vom Parnaß ersparen.

Nun heißt es aber: „Du sollst nicht gegen den Strom schwimmen;" daher geselle ich mich zu jenem Geschmeiß, welches athemlos hinter den Musen einhertrabt; daher datirt sich meine Erzählung, deren größtes Verdienst es seyn mag, daß sie mir zuraunt, sie habe kein Verdienst. Was kann es aber helfen? Der Anlauf zur lieben Presse ist in unserer Zeit eine Ehrensache, und wer ginge nicht gern einen Bund ein mit der Ehre?

Fünfzig und einige Jahre mag es schon gewesen seyn, als in der Goldgasse, einem Seitengäßchen der Johannisstraße in Köln, eine arme Familie, aus Mann und Frau konstruirt, in einem Häuschen wohnte, dessen Nummer jetzt gelöscht ist und dessen Aeußeres es schon damals verrieth, daß es nicht unempfindlich gegen die Zeit und das Wetter geblieben. Es war ein friedliches Paar. Michel, so hieß das Oberhaupt, hatte sich auf die Drehorgel und seine Gehülfin Grete auf das Tambourin verlegt, und Beide waren ihrem Fache gewachsen. Michel lebte in der guten alten Zeit, wo die Orgel noch etwas galt, und er hatte auch nur einen Nebenbuhler, das war der einäugige Peter, den man aber seines tückischen Wesens wegen nicht so gern musiciren hörte, wie den lahmen Michel und seine Grete; daher kam es, daß das Paar ein recht solides Leben führen konnte, wie sich Michel zuweilen auszudrücken pflegte.

Der Himmel erfüllte alle ihre Wünsche, nur zu einem schien er nicht „Amen" sagen zu wollen. Des Orglers Glück wurde getrübt, wenn er es erwog, in wessen Hände sein Instrument dereinst gerathen werde, wenn er sein Haupt niedergelegt zum langen Schlafe, und welche Finger einst auf dem Tambourin seiner Grete tanzen möchten, wenn auch sie ihr letztes Stück gespielt, — sie hatten keinen Erben!

Zehn Jahre waren seit ihrem Hochzeittage verflossen und schon hofften sie nicht mehr, als — die Schlägerin der Handtrommel inne ward, daß sie guter Hoffnung seyn dürfe. Bei dieser Entdeckung war Michel nahe daran, närrisch zu werden; seine Beine, auch das kurze, mußten Kapriolen machen; er erfand neue Tänze. Von diesem Tage ab erklärte er seine Frau für invalide, die Trommel mit ihren Schellchen zu rühren; sie mußte zu Hause bleiben und sich weidlich pflegen.

Ein Monat verging um den andern, und endlich kam das Stündlein der Grete. Michels Freude hatte keine Gränzen; dieser Tag, so meinte er, müsse feierlich verlebt werden, wie ein Festtag. Unter einem Festtage aber verstand der gute Michel nicht einen solchen Tag, an welchem man fastet und die Bibel zur Hand nimmt und Psalmen singt; das Fasten hatte ihm nie sehr zusagen wollen, die Bibel kannte er nicht und auf's Singen hatte er sich nicht verlegt, weil es bei ihm zum Prinzipe geworden, daß man in der Musik nur einen Zweig ergreifen dürfe, wenn man die Virtuosität erstrebe; daher hielt er sich nur zur Orgel.

Seine Begriffe vom Festtage waren mehr weltlicher Natur. An solchen Tagen ruhte die Orgel, er blieb fein zu Hause bei seiner Frau und Beide tafelten auf ihre Weise vornehm, d. h. sie aßen Wurst oder Schinken zu Kartoffeln und tranken dazu einen süßen Liqueur.

Er machte also einen Festtag und aß und trank aus Leibeskräften, bis ihm Grete bedeutete, daß es an der Zeit sey, Mutter Käthe, eine Amme in der Marminenstraße, zu rufen. Michel hatte tüchtig gefeiert, daher hinkte er stärker wie sonst zur Thüre hinaus. Die schwarzberauchten Laternen verbreiteten ein nur spärliches Licht; dieser Umstand, verbunden mit dem Rausche, ließ ihn das Haus der Geburtshelferin verfehlen. Er setzte einen Schellenzug zu drei Malen ohne Erfolg in Bewegung; da klopfte er mit seiner massiven Rechten eine Fensterscheibe im Parterre ein. Das weckte den Hausherrn, einen vierschrötigen, nicht mit den allersanftmüthigsten Eigenschaften ausgestatteten Fleischer; dieser ließ seinen starken Baß ertönen, fuhr in die Hose und zur Thüre hinaus. Michel hatte es bald begriffen, daß die Absicht des Metzgers keine friedliche sey. Das bewog ihn, sich in einen Sturmmarsch versetzen zu wollen; dazu waren aber seine Beine zu ungeschickt, auch ohne den Rausch, deßhalb konnte er es nicht über einen kaum zweifelhaften Trott hinausbringen. Der Hemmschuh, welchen der Rausch dem Musikus angelegt, hätte diesem sicherlich keine süßen Früchte getragen, wenn nicht auch der Fleischer durch seine ungewöhnliche Korpulenz gehemmt worden; so konnte dieser nur hintenherkeuchen, und nur seine Kraftflüche erreichten den eingeschüchterten Orgler; der trabte mit größerer Eile. Schon hörte er die unheiligen Zusprüche seines Verfolgers nur noch schwach, da — rannte er den Nachtwächtern in die Hände; sie ergriffen ihn, hörten die Klage des Fluchenden und führten den Missethäter, trotz seiner Bitten und Beschwörungen, er müsse nach Hause, weil seine Grete ein Kind bekommen wolle, auf die Wache.

Digitized by Google

Nachdem er sich etwa eine Stunde wie rasend gebärdet, schlossen sich seine Augen und er verfiel in einen tiefen Schlaf. Der Traumgott war nicht allzu hartherzig; er ließ vor der Phantasie des Gefangenen die schönsten Bilder vorübergleiten. Er sah, wie seine Grete ihm einen kräftigen Jungen geschenkt, den der Pastor Michel taufte; nach der Taufe wurde ein pompöser Schmaus gehalten, bei welchem eine ungewöhnlich lange Wurst figurirte, die gleichsam im Liqueur schwamm. Die Tafel war aufgehoben; er saß an der Wiege, der Kleine avancirte aus dem Band in den Rock und aus diesem in die Hose; er schloß aus der starken Stimme, welche sein Söhnchen nicht selten und stets mit großer Beharrlichkeit ertönen ließ, daß der Junge Anlagen zum Gesange habe. Da er nun einmal an's Singen gekommen, was doch unleugbar in's Fach schlug, so lag es auch wohl nahe, daß er ihm die beliebtesten Nationalmelodien vorortgelte, insofern diese sich im Bauche seiner Orgel vorfanden. Der kleine Schüler machte reißende Fortschritte; gar bald konnte er den Vater und die Mutter begleiten auf ihren Umzügen. Der Alte orgelte, Grete trommelte und Michelchen sang — das war ein wahres Konzert!

Da — wachte Michel auf. Die Sonne schien schon lustig durch die vom Wachtfeuer geschwärzten Fenster und die Stunde war gekommen, welche ihn in's Verhör bringen sollte. Man lachte über seinen Irrthum und über seine überstandene Angst, und entließ ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alfenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

Zweite Abtheilung.*)

Südlich von Alten-Baumberg, von seiner Berghöhe getrennt durch den Thaleinschnitt, in dem ein Bächlein rinnt, steht auf mäßiger Höhe der Ueberrest der Burg Treuenfels, zu Baumberg gehörend und eine schützende Vorburg für dieses. Raugraf Conrad II. erbaute die Burg im Jahre 1253 gemeinsam mit seinem Vetter, dem Raugrafen Heinrich I. von Neuen-Baumberg. Spätere Kämpfe sahen Burgmannen in diesen Mauern. Manches Lehen war daran geknüpft, und eine Urkunde von 1366 führt als „Gemeinere" der Burg Treuenfels auf: Philipp und Heinrich, Gebrüder von Montfort; Diether von Wachenheim; Bechtold Stango von Neuen-Baumberg und Johann Schweif Krispech von Partenheim. Sie errichteten und beschworen den Burgfrieden. Die Burg vererbte im Jahr 1358 an die Ritter von Bolanden, und diese gaben es den gedachten Gemeineren oder Gemeinherren wieder zu Lehen. Später wurde auch Eberhard von Scharfenstein noch in die Burggemeinschaft aufgenommen. Alle Gemeinherren übergaben 1391 die Burg dem Pfalzgrafen Ruprecht II., der sie den Freiherren von Sturmfeder zu Lehen gab, die sie behielten, bis Alten-Baumberg's Schicksal auch diese Burg zerstörend ereilte.

Auch an diese Burg knüpft sich eine Sage, die des Namens Ursprung deuten zu wollen scheint oder den Ursprung der Burg rechtfertigen will.

In jenen Zeiten der Fehde, wo auch die Bischöfe sich nicht entblödeten, statt des segnenden Krummstabes das Schwert zu ergreifen, lag Mainz in Fehde mit dem Raugrafen Conrad II. von Alten-Baumberg. Dieser hatte mit seinem Vetter Heinrich I. von Neuen-Baumberg eine Waffenbrüderschaft zu treuem Beistande in Noth und Tod geschworen. Und es kam die Zeit, wo sie sich bewähren sollte.

Der Erzbischof rückte mit seinem Heerbann vor Alten-Baumberg und bedrängte die Veste während sieben Wochen also, daß Denen auf der Burg aller Mundvorrath ausging und die Mauern schier nicht mehr widerstehen mochten.

Umsonst sah der Thurmwart und oft Raugraf Conrad selbst auf seinem Luginsland zu Neuen-Baumberg, ob nicht Heinrich käme zu Hülfe. Aber Conrad wußte nicht, daß des Mainzers Verbündete Neuen-Baumberg enge umschlossen hielten, wie die Jäger den Dachs in seinem Baue. Heinrich wußte vor Unruhe sich nicht zu helfen. Er hätte abkommen können, denn sein Bruder stand an seiner Seite und ihm konnte er ja Hab und Gut, Weib und Kind vertrauen. Doch wie sollte er's möglich machen? Und drüben war Conrad in großer Noth! Wie helfen?

Da erspähte er einst in mondheller Nacht, daß die Reisigen, welche am steilsten Theile seiner Burg Wache hielten, leise abzogen, und ahnete, daß Alten-Baumberg ein Hauptsturm drohe und dorthin die Hülfe eile.

Der Feind glaubte nicht, daß sein Abzug sey bemerkt worden.

Rasch war Heinrich entschlossen. Lange Seile wurden zusammen geknüpft und oben befestigt, daß sie hinabreichten auf einen Felsvorsprung, von dem man weniger schwierig hinabklettern konnte. In voller Rüstung ließ er sich zuerst hinab, wie auch Weib und Kinder flehten, daß er bleibe, da Alten-Baumberg so fest sey.

„Treue hab' ich ihm geschworen", sagte Heinrich, „und Er ließe mich auch nicht im Stiche."

Schier die Hälfte seiner Reisigen folgte, und glücklich erreichten sie den Thalgrund, wo Alles leer und sicher war. Auf weiten Umwegen wanderten sie die Nacht, und als es schier Tag werden wollte, sahen sie des Feindes Lager und des Heerführers Zelt auf der Stelle, wo später Treuenfels erbaut wurde.

Droben auf Alten-Baumberg war Alles todtstille, und es schien, als dächten sie dort oben nicht daran, daß hier unten des Feindes Bewegungen den Hauptsturm bereiteten.

Der Mond war untergegangen gegen Tag. Heinrich schlich mit seinen Reisigen dem Feindeslager so nahe als möglich. Das Gestrüppe, welches des Berges Seite gegen das Alfenzthal bedeckte, ließ es zu, daß er so nahe kommen konnte, daß er ihre Worte vernahm.

Kaum graute der Tag und die Wachfeuer begannen zu erlöschen, da hob der Sturm mit verdoppelter Macht an.

Aber während die Bischöflichen hinan zur Burg stürmten, ihre Pechkränze hineinzuschleudern und sie zu berennen, schlichen des Raugrafen Heinrich Mannen mit ihm heran und steckten das Lager in Brand. Darauf stürmten sie mit dem dem Raugraf Conrad wohlbekannten Schlachtrufe in der Feinde Rücken.

Der Anblick ihres brennenden Lagers, der wilde Schlachtruf im Rücken, und der ganz unerwartete Angriff machten die Bischöflichen verwirrt; sie begannen zu fliehen und liefen in die Schwerter der Neuen-Baumberger. Raugraf Conrad erkannte schnell die Lage der Sachen; brach aus seiner Ausfallpforte hervor mit all' seinen Mannen und verfolgte den Feind, der nach schwerer Niederlage in wilder Flucht sich davon machte. Viele wurden gefangen; Viele fraß das Schwert; und als die Morgensonne in das Alfenzthal ihre ersten Strahlen sandte, fanden sich die Waffenbrüder auf dem Felsen-Kopfe, wo des Mainzer Feldhauptmanns Zelt gestanden, und fielen einander in die Arme.

„Hier soll eine Burg erstehen!" rief Heinrich, „daß nicht wieder gleiche Gefahr Dir komme."

„Wir wollen sie zusammen bauen", sprach Conrad, „und sie soll als Zeuge Deiner Treue „Treuenfels" heißen."

Und so geschah's und die Burg erstand, stolz und hehr, und verkündete der Freunde Treue der Nachwelt.

Heinrich's Bruder hatte aber in jener Nacht auch nicht auf dem Lotterbette geruht. Auch er war ausgebrochen, hatte die schwachen Belagerer in die Flucht geschlagen und im Lager viel

*) Vergl. Did. Jahrg. 1846. Nro. 257 bis 268.

Digitized by Google

Beute erobert, die bei Alten-Baumberg ein Raub der Flammen geworden war.

Eine Sühne mit Mainz sicherte sofort den Frieden.

(Fortsetzung folgt.)

Konzerte in Frankfurt a. M.

Wie in den meisten großen und kleinen Städten und selbst auf dem Lande während der gegenwärtigen Wintersaison die Tonkunst im Dienste der Humanität zu wirken sich beeifert hat, so auch in Frankfurt a. M. Für Konzerte von hiesigen und fremden Virtuosen bleibt kaum noch ein Abend übrig, da unsere Musik- und Gesangvereine fast alle mit Beschlag belegt haben. Zum Vortheile der Armen wird gesungen und geblasen, gegeigt und deklamirt und den Bewohnern unserer Stadt muß man es lassen, daß sie jederzeit ein offenes Herz und eine offene Börse haben, wo es Nothleidenden zu helfen und Thränen zu trocknen gilt. Diesen schönen Trieb der Wohlthätigkeit müssen wir in Ehren halten, sowohl was die edlen Spender von milden Gaben, als was die Veranstalter jener der Humanität gewidmeten Abende betrifft. Solche und die mit ihnen verknüpften Kunstgenüsse und in heiterer Geselligkeit verlebten Stunden erhalten eine höhere Bedeutung durch die sie belebende Idee und durch das lohnende Bewußtseyn, den darbenden und leidenden Mitbrüdern Trost und Hülfe gebracht zu haben. Die auf solche Weise durch Vermittelung der Tonkunst gesammelten Beiträge haben bereits ansehnliche Resultate gegeben, und es stehen noch weitere bevor. Mögen unsere zahlreichen Musik- und Gesangvereine für ihren rühmlichen Eifer den wärmsten Dank entgegennehmen! In mehreren der bezeichneten Soiréen haben wir mit Vergnügen wahrgenommen, daß man anfängt, auch der Dichtkunst immer mehr gastliche Aufnahme zu verstatten, und gewiß ist dies wiederum als ein Fortschritt zu bezeichnen; denn es kann unsere Liedertafeln und Liederkränze nur verschönern, wenn sie auch die Blüthen deutscher Poesie nicht fehlen lassen, wenn neben einem Mozart auch ein Schiller, neben einem Mendelssohn auch ein Uhland, neben einem wackeren neuen Komponisten auch ein ehrenwerther neuer Dichter glänzt, wenn Sang und Wort sich ebenbürtig und verträglich vereinigen. So wird der Schatz vaterländischer Poesie erst recht gepflegt und so wird die Aussaat des Guten und Schönen erst recht gefördert werden. Aber auch abgesehen von diesen höheren Tendenzen wird die alte Erfahrung immer geltend bleiben, daß Abwechselung ergötzt und daß Geist und Gemüth mit einander gehen sollen.

Es verstattet uns der Raum nicht, die von den zahlreichen hiesigen musikalischen Vereinen, der „Liedertafel" und „Teutonia", dem „Orpheus" und „Arion", dem „Liederverein" und „Hermannsverein", dem „Großmann'schen Verein" und „Zoller'schen Verein", dem „Instrumental-Musik-Verein" und „Blech-Musik-Verein", dem „Frohsinn" u. a., im Einzelnen zu reden; sie wirken mit Liebe zur Sache und leisten Verdienstliches. Der „Cäcilien-Verein", unter der Leitung seines kunstsinnigen und eifrigen Direktors, Hrn. Messer, steht in erneuerter Blüthe, während der „Liederkranz" seinen bewährten Ruf unerschüttert zu behaupten weiß. Dieser, der älteste und zugleich an Thatkraft noch immer der jüngste, hat bereits ein Vierteljahrhundert überdauert, und wie er für ähnliche Institute Muster und Vorbild geworden, wie er reiche Kunstgenüsse geboten, großartige Feste veranstaltet, eine Mozartstiftung begründet und humane Zwecke aller Art vielfältig gefördert hat, so hat er auch das Palladium seiner Eintracht und der ihm innewohnenden Intelligenz zu erhalten gewußt, und sein Name ist von gutem Klang im deutschen Vaterland. Am 30. v. M. gab derselbe zum Besten der Armen der Frankfurter Dorfschaften eine Abendunterhaltung. Die Räume des großen Saales im Weidenbusch waren überfüllt und man sah die Elite unseres achtbarsten Mittelstandes versammelt. Heitere Geselligkeit und ein geschmackvoll arrangirtes Programm verschönten den Abend. Von dem letzteren deuten wir nur Einiges an. In der Introduktion aus der Oper „Faniska" von Cherubini (große Scene mit Solo und Chor) machte Hr. Basse seine schönen Stimmmittel geltend, und das Solo und Chor aus „Cosi fan tutte" von Mozart (Traget sanft ꝛc. ꝛc.) wurde ausgezeichnet executirt. Hr. Mohr bewährte in einem Solo für die Flöte nicht nur eine wahrhaft gediegene Virtuosität, sondern auch einen höchst geschmackvollen Vortrag. Fräul. Just sang zwei Sopran-Soli mit Vokal-Quartett-Begleitung mit ansprechendem Vortrag und fand allgemeinen Beifall. Besonders anregend wirkten die bei einem zahlreich versammelten Auditorium stets am meisten durchgreifenden heiteren Elemente der dritten Abtheilung, der Walzer und das ABC von Zöllner, die Historie von Noah und der Gesundbrunnen (ächt humoristische Dichtung von H. Hoffmann) von W. Speyer, und als vortrefflich zu bezeichnen sind die mit höchster Präcision und Reinheit, sowie mit zartester Nüancirung executirten, in ihrer Art vielleicht einzigen Vokalquartette mit und ohne Text, vorgetragen von den Gebr. Bamberger. Die Monumentrede von Carl Wolff, eine in den buntesten Farben des Witzes schillernde Mosaikarbeit in Saphir's Manier, die man in Oettinger's Theater-Almanach für 1847 jetzt auch gedruckt haben kann, war ein alter, aber immer noch lieber Bekannter und erregte allgemeine Heiterkeit. Außer den genannten Piecen wurde noch manche duftige Liederblüthe und noch manch' kräftiger Männerchor gespendet, Geist und Gemüth erhebend und den flüchtigen Augenblick mit der Freude mildem Sonnenstrahl verklärend. Wahrlich, unter dem Ernste, den Mühen, Entsagungen und Sorgen des Lebens sind solche Stunden der Erhebung des besten Dankes werth, und wie sie noch schön sind in der Erinnerung, so werden sie es um so mehr, wenn sich wie heute das Bewußtseyn an sie knüpft, der Armuth eine labende Quelle geworden zu seyn. Möge unser ehrenwerther Liederkranz, und mögen mit ihm die andern ähnlichen Vereine unserer Stadt in freudiger Thätigkeit fortfahren, das Gute und das Schöne zu fördern! W.

Korrespondenz.

Stuttgart, 25. Jan.

Unser Theater, das in diesem Augenblick wegen der Hoftrauer von dem Hofe nicht besucht wird, befindet sich dermalen in einem höchst traurigen Zustand, welcher das Publikum demselben immer mehr entfremdet. Es ist nicht zu läugnen, daß Mißgriffe der Intendanz, von welcher man hohe Erwartungen hegte, vor Allem die Schuld daran tragen. Freilich mag da und dort auch Uebelwollen wegen verletzter Interessen und Eitelkeiten dem Hrn. Intendanten, der ohne Zweifel das Gute wollte, nicht wenig zu schaffen machen; so viel ist aber auch nicht zu läugnen, daß arge Verstöße und Rücksichtslosigkeiten in den ohne irgend einen durchführbaren Plan begonnenen Umgestaltungen uns so weit gebracht haben, daß wir ganz ohne Repertoire von einem Tag auf den andern auf die ärmlichste Weise uns durchhelfen müssen, wobei es sogar schon vorkam, daß ein Stück, das Nachtlager von Granada, gar nicht zu Ende gespielt werden konnte. — Wie an verschiedenen Orten, so soll jetzt auch bei uns mit unserer Staatseisenbahn zur Ertheilung sicherer und schneller Signale ein electromagnetischer Telegraph in Verbindung gebracht werden. Ein hiesiger geschickter Mechaniker, der Nachfolger unseres auch im Ausland berühmt gewesenen Optikus und Mechanikus Baumann, ist mit Einrichtung dieser Telegraphen, vorerst nur für die kurze Strecke von hier bis Cannstadt, von der Regierung betraut worden. Anfangs war man mit einem Engländer in Unterhandlung, welcher schon mehrere solche Werke ausgeführt und der allerdings seine Probe schon bestanden hatte. Allein dieser machte gar zu lästige Bedingungen und spannte überhaupt seine Anforderungen viel zu hoch.

Digitized by Google

Außer einer auch die leisesten Andeutungen verschmähenden Geheimnißkrämerei verlangte er ein Alleinrecht zu Ausführung aller solche Werke für eine lange Reihe von Jahren, wozu sich unsere Regierung nicht gerne herbei ließ. Da erbot sich Mechanikus Geiger, auf eigene Rechnung Versuche anzustellen, wenn man nur später auf ihn Rücksicht nehmen wolle. Er war so glücklich in seinen Versuchen, daß er vorgestern bereits auf einer größeren Strecke, d. h. von seiner Wohnung bis in die Bureau's der Eisenbahncommission, einen solchen Telegraphen im Gang hatte, der vollkommene Dienste leistete. — Sie werden sich noch eines Streites erinnern, der sich hier zur Zeit des Einzuges des Kronprinzen und seiner Gemahlin wegen der damals auf Anordnung des Hofes gefertigten Decorationen erhob, zwischen dem vom Hofe damit beauftragten bad. Hoftheatermaschinisten Crabathi und einem hiesigen Baumeister. Letzterer suchte die Arbeit des Ersteren in öffentlichen Angriffen herabzusetzen, zog aber damals den Kürzeren. Es mischten sich indeß weder Kunstkritiker, noch sonst Jemand in den Streit. Jetzt scheint der Hof insofern sich für Crabathi ausgesprochen zu haben, als derselbe zu Neujahr mit einem huldvollen Schreiben des Hofmarschalls „als Anerkennung seiner Leistungen" einen höchst werthvollen Brillantring zum Geschenke von Sr. Majestät dem Könige erhielt.

Darmstadt, 28. Jan.

In neuerer Zeit mußte mehr als jemals sonst die Wahrnehmung gemacht werden, daß die Kunst sich von dem einfach erhabenen Standpunkt, den sie in ihrer höchsten Blüthe einnahm, mehr und mehr entfernt, daß sie, anstatt die Natur zu idealisiren, dieselbe allzu häufig nur carricirt. Diese Bemerkung drängt sich besonders in der Musik auf, wenn wir die Werke der alten Meister der Töne vernachlässigt sehen müssen, gegenüber den Bizarrerieen der neueren französisch romantischen Schule, welche sich in den seltsamsten Gebilden und Phantastereien so recht eigentlich zu gefallen scheint. Ihre Herrschaft hat namentlich durch das Virtuosenthum unserer Tage so überhand genommen, daß es wahrhaft überrascht, wenn man noch einmal auf einem Konzertzettel die Namen Mozart, Beethoven, Haydn, Gluck zu lesen bekommt. Um so mehr Dank verdienen Vereine, welche es sich zur Aufgabe machen, die klassische Musik in Ehren und Anerkennung zu erhalten. Solches ist der Zweck unseres Mozartvereins, der in der musikliebenden Stadt Darmstadt wohl die erste Stelle unter allen seinen Brüdern verdient. Dies hat er gestern, am 27., bewiesen, indem er zur Feier von Mozart's Geburtstag ein festliches Konzert veranstaltet hatte. In demselben kamen, außer einem einleitenden Chor von Markull, nur Mozartische Werke zur Aufführung. In dem schön und geschmackvoll decorirten Saale des Gasthofes zur Traube war eine außerordentliche Zuhörermenge versammelt und lauschte den grandiosen Tönen eines Männerchores, welcher in der That ausgezeichnet genannt werden muß. Die Leitung und Ausbildung desselben ist das Verdienst seines Direktors, des Hrn. Niederhof, eines wahrhaft durchbildeten Musikers, welcher auch schon treffliche Compositionen geliefert hat. Außer den Gesängen, welche ein poetischer Redevortrag auf Mozart's Gedächtniß einführte, sprach insbesondere das Quintett für Clavier, Oboe, Clarinett, Horn und Fagott außerordentlich an. Eine ausgezeichnete Clavierspielerin, Fräul. Emilie Kruning, hatte die Güte gehabt, ihr reiches Talent der Mitwirkung nicht zu entziehen, und beurkundete eine ungewöhnliche Meisterschaft. Die besten Künstler unseres Orchesters machten dies Quintett zu einer in allen Theilen ächt künstlerischen Production. Nach der ersten Abtheilung des Konzerts blieb man in geselligem Kreise zusammen. Mit rauschendem Zuruf ward der Toast aufgenommen, den Hr. Präsident Pabst den Manen Mozart's brachte; unter fröhlichen Gesängen und freundlicher Theilnahme schwand der Rest des Abends. Möchte der Mozartverein so schön fortfahren, wie er in diesem Jahre begonnen hat! — Unser Theater nimmt wieder einen neuen Aufschwung. Becker, unser allbeliebter Mime, ein denkender Darsteller, hat sich von einem längeren Unwohlseyn vollständig wieder erholt und wird morgen zum ersten Male im „Fabrikanten" auftreten. Was wir an ihm haben, sah man an der seitherigen Magerkeit des Repertoire's, das jedoch in der nächsten Zeit viele Novitäten verspricht, darunter die „Karlsschüler", die „Familie" der Birch-Pfeiffer, u. a. m. — Die jetzige trübe Zeit will oft durch Humor und Laune bewältigt und vergessen werden. In diesem Sinne hat sich hier eine „Narrhalla" gebildet; ein Verein, der sehr viele Mitglieder zählt und nicht allein erheiternd, sondern auch wohlthätig wirkt. Denn unsere edlen Narrhallesen gedenken in ihrem freudigen Zirkel auch gerne der Armen, und doppelt schön ist deshalb ihr Wirken zu nennen. Möge sich die Narrhalla Darmstadts in der Anerkennung Vieler über den Neid und die Mißgunst Mancher trösten, welche eben über Alles, was sie nicht kennen oder verstehen, witzeln zu müssen meinen. Wollte Gott, der gesunde Humor fände bald eine größere Stätte, als dir kleinen Eilande, wohin er sich geflüchtet!

Frankfurt a. M., 1. Febr.

In Nro. 30 der Didaskalia wird berichtet, daß am 26. d. unterhalb des Rothenhammes zwei Pferde im Main verunglückt seyen. Der Berichterstatter bemerkt dabei, dieser Unfall rühre daher, daß die Hufeisen der Pferde nicht gehörig scharf gewesen seyen. Einsender dieses sieht sich genöthigt, zur Steuer der Wahrheit letztere Bemerkung durchaus in Abrede zu stellen, da bewiesen werden kann, daß die verunglückten Pferde erst wenige Tage zuvor wegen des Glatteises geschärft worden sind. Nur dem schmalen und abschüssigen Wege, hart am Rande des Ufers hin, kann dieser Unfall zugeschrieben werden, um so mehr, da die bessere Seite des Weges mit Kies- und Steinhaufen bedeckt war, wodurch der Fuhrmann der Möglichkeit beraubt war, seine Thiere beim Rutschen des Wagens landeinwärts zu lenken.

Viele ältere Personen wissen noch, welche Schwierigkeiten das Erlernen des Schreibens früher gekostet; man wird das oft hundertmalige vergebliche Abmühen, die Schriftzüge nachzumachen, nicht vergessen. In der Schule wurde uns eine Vorschrift vorgelegt, und nach dieser wurde alsdann das mechanische Nachmachen der Buchstaben versucht; oft kamm bei dem ersten Zug war der Buchstabe bereits zum Krüppel oder zur Karrikatur geworden. Wie erstaunte ich nun, als vor längerer Zeit ein großer Rahmen mit vielerlei Schriften hier ausgestellt war, mit den Bemerkungen, die eine der Schriften könne der Eine in 14, der Andere in 16, in 18 Stunden erlernen. Ich betrachtete das Ganze als einen neuen Zweig des marktschreierischen Charlatanismuses, ging meines Weges und ließ die Sache unbeachtet. Vor einiger Zeit aber sprach einer meiner Bekannten, bereits ein Fünfziger, von dem Aussteller der Schriften, von Professor Duscheck, und bemerkte dabei, daß er, um seine in der Jugend nicht sehr ausgebildete, nunmehr durchaus unleserlich gewordene Handschrift zu verbessern, bei Duscheck Unterricht gehabt habe. Er sprach sich sehr lobend über die Persönlichkeit dieses Mannes aus. Ich wurde hierdurch bewogen, mit diesem Lehrer bekannt zu werden, nahm Unterricht und fand alle meine Erwartungen weit übertroffen. Der Schüler wird systematisch von Stufe zu Stufe fortgeführt, und muß, bei nur einigem Fleiß, die Schriftzüge in der angegebenen Unterrichtsstundenzahl vollständig und schön schreiben lernen, indem dabei an ein mechanisches Nachmalen nicht zu denken ist, sondern die Buchstaben der Hand des Schülers gleichsam ringeimpft werden. Hr. Duscheck ist bei dem Unterricht unermüdlich, und es lernt der Schüler, mag er jung oder bereits in höherem Alter seyn, mag er bereits schreiben können oder nicht, eine fließende Schrift auf eine unglaublich leichte Weise in der kürzesten Zeit. Ich glaubte, dieses im Interesse Vieler bekannt machen und besonders die Lehrer auf das System des Hrn. Duscheck aufmerksam machen zu sollen, und wünsche nur, daß recht Viele von der Anwesenheit dieses geschickten, äußerst thätigen und dabei liebenswürdigen Mannes Vortheil haben möchten!

Charade.

Mit der ersten Sylbe schmücken
Sich die Schönen allgemein;
Wenn die Zweite wir erblicken,
Flößt sie uns nur Abscheu ein. —
Wer das Ganze bei sich nährt,
Ist fürwahr bedauernswerth.

B—m. G. Buck.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. Febr. Anna von Oesterreich, Intriguenstück in 4 Abth., nach dem Roman des Alex. Dumas, frei für die Bühne bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 3. Febr. Die Sennerhütte, komische Oper in 1 Act, Musik von Adam. Vorher geht: Das goldene Kreuz, Lustspiel in 2 Abth., von Darcys.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 35. Donnerstag, den 4. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günthee.

(Fortsetzung.)

Kaum war Michel im Freien, so ließ er seinen Schritt in einen hinkenden Galopp moduliren, und er keuchte in Einem fort bis zur Käthe, die er zu seiner großen Freude in ihrer Wohnung antraf; er trieb sie zur Eile an. Aber Beide kamen zu spät. Der kleine Orgeldreher war zu ungestüm gewesen, als daß er einen solchen Aufschub geduldet; er hatte nicht gefragt, ob die Amme schon gekommen. Eine Fischerfrau, welche im zweiten Stocke in Michels Haus eingemiethet war, war in die Funktion der Mutter Käthe getreten. Grete war bald nach dem Passus eingeschlafen, weßhalb sie das Ausbleiben ihres Mannes nur kurze Zeit beunruhigte. Nun mußte sie herzlich über dessen Schicksale lachen. Es war nun keinem Zweifel unterworfen, wie der Junge heißen sollte; der Himmel hatte seinen Namen im Traume genannt, zudem war er von gutem Klange, und in der Familie stieß man auf viele Individuen dieses Namens.

Nach acht Tagen zählte die Verwandtschaft einen Michel mehr. Der Taufschmaus fand statt. Michel hatte den schon ein Mal im Traume durchgemacht; als er das den Gästen erzählte, hieß es: „Was wird wohl noch aus diesem Kinde werden?"

Michelchen, so nannte der Vater den Kleinen und so wollen auch wir ihn nennen, um ihn vom alten Michel zu unterscheiden, wuchs heran; er machte seinem Vater eine gewaltige Freude, nur hätte er seine Gesangstudien mit minder großem Eifer betreiben dürfen; auch verfiel er, wenn ihm der Vater vorargelte, nicht selten beim Nachsingen in seinen wilden Schlag, wie Michel sich ausdrückte.

Als Michelchen fünf Mal die Schollen den großen Strom jenseits der grauen Mauer hinabtreiben gesehen, war er doch allgemach zu Verstande gekommen; er sang nun weicher und hatte auch schon einige Melodien aufgefaßt. Nun war die ganze Familie musikalisch geworden; er drehte die Orgel, daß es schnarrte, sie schlug lustig auf die Trommel, daß es brummte und schellte, und es sang darein, daß man gerne das Kleeblatt musiciren hörte.

Michelchen hatte nun schon einen Beruf; es blieb ihm aber der Zeit genug, um nebenbei noch Dieses und Jenes betreiben zu können. Keiner von seinen Spielkameraden warf so geschickt wie er und keiner zertrümmerte mehr Scheiben, keiner stahl den Apfelhöckerinnen das Obst so geschickt wie er und fluchen konnte er wie ein Türke und schimpfen trotz dem keckſten Spatzen.

Die Drei waren recht glücklich; aber nur für eine kurze Zeit.

Michelchen war sieben Jahre alt, da erhoben sich die schwarzen Blattern; die Seuche schlich sich auch in Michels Haus und seine Frau wurde ein Opfer dieser furchtbaren Krankheit. Sechs Monde später kam das Nervenfieber und hielt eine reichliche Nachlese. Auch der Wittwer ward von der Krankheit ergriffen; er fühlte, daß er seiner Grete folgen werde. Daher ließ er den Fischer Johannes, welcher im zweiten Stocke wohnte, zu sich kommen und empfahl ihm sein Kind, bis es selbst für sich sorgen könne; bis dahin sollte er das Haus bewohnen und den ärmlichen Nachlaß als sein Eigenthum betrachten.

Am anderen Morgen war der Knabe schon eine Waise.

II.

Der Fischer Johannes Klein war dem Kleinen zum Vormunde, zum Adoptivvater eingesetzt. Dieser war nun bei seinen Nachbarn zwar als ein rechtlicher Mann bekannt; aber wie mancher sonst brave Mann wurde nicht schon durch die Versuchungen, welche dieses Verwaltungsamt mit sich bringt, zum Betrüger gemacht? Wie manche Eltern mögen wohl das Vermögen ihrer Kinder auf den betrügerischen Altar eines Vormundes gelegt haben, wo es unversehrt geblieben?

Der Fischer war wirklich im Ernste darauf bedacht, den Kontrakt, den ein sterbender Vater mit ihm geschlossen, buchstäblich zu erfüllen; er betrachtete Alles im Hause wie sein Eigenthum. Sobald ihm etwas gebrach, griff er zu den ihm deponirten Gegenständen und schaffte sie in's Leihhaus; da er das Einlösen in der Regel vergaß, so mußte es nothwendig dahin kommen, daß das ganze Ameublement aus dem Hause der Waise verschwand; nur noch die Orgel stand verlassen in einem Erker und einsam hing das Tambourin an der Wand.

Das kannte Michelchen noch nicht, wohl aber die Strenge seines Adoptivvaters; diese ruhte schwer auf ihm. Das mindeſte Vergehen wurde bestraft, und die Strafen des rohen Fischers waren empfindlich; Stock, Keller und Hunger waren der Inder seiner Disciplin. Elisabeth, die Frau vom Hause, theilte nicht die Herzlosigkeit ihres Mannes; ihre Vorstellungen bewirkten dem Knaben oft eine mildere Behandlung. Mehr Theilnahme noch äußerte die kleine Fischerstochter; sie weinte mit dem Knaben, wenn die Hiebe von der schweren Hand ihres Vaters auf den Armen herabfielen und ihm der Schmerz herzzerschneidende Klagelaute abzwang; sie stieg hinab in den finsteren und feuchten Keller und leistete dem geängstigten Gespielen Gesellschaft; sie aß keinen Bissen von ihrem schwarzen Brode, bis sie unbemerkt hingehen konnte, um mit ihm zu theilen — kurz, sie zeigte eine Theilnahme, wie man sie selten bei einem Kinde antrifft.

Solche Beweise der Theilnahme machten dem armen Knaben sein Loos leichter. Zwischen den beiden Kindern entstand ein Band der innigſten Anhänglichkeit; es entstand aus Mitleid, aus Erkenntlichkeit.

Mit seinen Gespielen durfte Michelchen nicht mehr verkehren; seine Munterkeit war dahin, er war still, bleich und traurig geworden. Zwei fürchterliche Jahre waren so für ihn dahin gegan-

Digitized by Google

gen, als sich seine Lage wieder besser gestaltete, als der Fischer milder, nicht aber besser wurde.

Des Orglers Sohn war nun stark genug geworden, die Orgel zu drehen. Johannes ließ ein Wägelchen anfertigen, befestigte die Orgel darauf, spannte den Knaben davor und so schickte er Beide hinaus auf das Verdienst. Des lahmen Michels Instrument hatte eine lange, eine zweijährige Pause gemacht; nun tauchte es wieder plötzlich auf und brummte seine Melodien in die Straßen hinein, daß man aufhoechte, wer da orgele; denn seit einem Jahre hatte auch der einäugige Peter nicht mehr gespielt. Der war auf einem Diebstahle ertappt worden, seine Orgel hatte man konfiszirt und ihn sperrte man in den alten grauen Thurm; bald wurde er am Halse aufgehängt, bis der Tod erfolgte.

Man erkannte bald die alte wieder an ihren beliebten Weisen und man hatte Mitleid mit dem verwaisten Knaben: die Gaben flossen reichlich; so hatte es der Fischer berechnet.

Michelchen hatte es nun besser, er war ja zu einer einträglichen Erwerbsquelle geworden. Dieses Geschäft ist noch nicht verloren gegangen; Wien zeigte uns jüngst, daß Kinder schon so artig tanzen können wie die Püppchen, von Italien her ließ man uns etwas vorgeigen, Amerika hat dargethan, wie Kinder auf eine gräßlich hübsche Art turnen können, auf dem Ziegelfelde wurde ein junges Blut beim Ziegeln zu Tode gestreicht, und sehen wir in unsere Fabriken, wie lustig es da aussieht, lustig zum — Weinen.

Michelchen war nun wieder der lebensfrohe Knabe, der er früher gewesen; die stete Beschäftigung in der freien Luft, die Bewegung, verbunden mit einer besseren Behandlung, waren recht geeignete Hebel, seine Gesundheit wieder zurückzurufen; seine Wangen färbten sich wieder, die Glieder wurden stark und der Sinn ward heiter und froh.

Seine Spielkameraden empfingen ihn mit großem Jubel und bald hatte die Nachbarschaft vollauf zu thun mit seinen genialen Streichen; die Marktweiber und Gärtner sahen mit Entsetzen den nun größer und kräftiger gewordenen Knaben an der Spitze seiner Gespielen wieder erscheinen; sie hatten sich nicht geirrt, denn die Kriegserklärung erfolgte recht bald und seinen Krieg führte Michelchen mit wahrer Umsicht.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Die Straße durch das Alsenzthal ist eine sehr stark benutzte, aber wie alle Wege der untern Pfalz nicht eben sonderlich. Der fast halbschuhhohe Staub ließ wohl ahnen, welche Metamorphose ins Weiche und Zarte ein gesegneter Regen hier hervorbringen könne. Buchstäblich zu nehmen, stiegen Wolken auf, und ein Bewohner des Thales bemerkte, daß, wie man auch über die preußischen Schlagbäume, die ein sehr poetischer Liberaler kürzlich die erhobenen Zeigefinger der Knechtschaft nannte, urtheilen möge, Viele sie freudig willkommen heißen würden, wenn die Consequenz trefflicher Straßen, wie in Preußen, daran geknüpft sey. Sie, in Rheinbayern, sagte er, müßten ansehnliche Steuerzuschläge für Wege bezahlen, die — nicht gebaut würden, während die die Straßen ruinirenden Fuhren frei sie gebrauchten.

Da liegt denn wieder das Pro und Contra sehr nahe, und ich meines Zeichens, möchte allerdings für das preußische System reden. Freilich scheint mir ein Neutrum das Beste, nämlich sehr gute Straßen ohne Schlagbäume, und ich sehe nicht ab, warum das der Staat überhaupt nicht könnte, zumal die Sache in einem so sehr nahen Bunde mit dem materiellen Wohle des Staates und des Volkes steht.

Das Thal des Hochstätten ist sehr lieblich. In mannichfaltigen Krümmungen schlängelt sich die Alsenz durch einen Wiesengrund, der im Faebenschmucke von viel Tausenden der schönen Blumen erglänzte. An ihren Ufern ist sie mit Weiden oder Erlen begränzt. Die Seiten der ziemlich niedrigen Berge sind durchweg mit Laubholz bedeckt, dessen wechselndes, schattirtes Grün dem Auge so wohl thut. Die tiefste Stille herrschte, nur hin und wieder unterbrochen von dem melodischen Gesange einer Drossel oder Nachtigall. Wenige Menschen, aber desto mehr Kohlenführer begegneten mir; die Menschen aber waren alle so höflich, daß ich angenehm davon berührt wurde. Es liegt in diesem Grüßen etwas so Gemüthliches, Anheimelndes, Warmes, daß man unmittelbar sich der brüderlichen Zusammengehöeigkeit bewußt wird, während in den Städten nur der kalte Egoismus hervortritt. Auch das ist wieder eine hausbackene, philiströse Ansicht, die ein fürnehmes, bedauerliches Lächeln hin und wieder hervorrufen dürfte. Jedem das Seine! Lächle, wer Lust hat; aber in unserm oberflächlichen Leben reiset das Innige, das Gemüthliche per Eisenbahn zum Leben hinaus je mehr und mehr, und die Urbanität, die doch eigentlich den Städten schon dem Namen nach angehören müßte, ist jetzt schon ein so seltner Vogel, daß, wie man diese nur ausgestopft in Sammlungen finden kann, auch sie nur noch — in Büchern zu finden seyn wird — und — da nicht einmal!

Hochstätten ist ein ansehnliches Dorf von etwas mehr als fünfhundert Seelen; ein Pfälzer Statistiker nennt's den „höchsten Ort der Pfalz."

Ich kann mir's kaum anders erklären, als daß er — nie dort war und bloß dem Namen nach einen kecken Schluß gewagt. Es soll 1420 Fuß über dem Meere liegen. Die Spitze des Amberg, der sich bedeutend hoch über Hochstätten erhebt, ist 1460 Fuß über dem Meere, und der Donnersberg, zu dem man von den das Dorf Hochstätten umgebenden Höhen recht hoch hinanschauen mag, 2200 Fuß. Wer übrigens noch ein wenig weiter gehen und die Madenburg bei Landau ins Auge fassen will, die Calmit und andere weiter oben liegende Höhen, möchte bescheiden fragen: Wie soll das zugehen?

Wenn das Thal hier unten dünnee bevölkert ist, so ändert sich das, je mehr man sich dem Donnersberge nähert.

Von Hochstätten, das einst Leiningen-Dachsburg gehörte, bis Alsenz liegt kein Dorf mehr. Das Thal erweitert sich etwas, behält aber seinen Charakter im Thalgrunde bei, während die flacher abfallenden Seiten der Berge urbares Land mit reicher Ernte-Hoffnung zeigen.

Alsenz ist ein ansehnlicher Ort, reich mit Juden gesegnet, deren keineswegs reizende Gestalten, die Hände in den Taschen des Rocks, die Pfeife im Munde, sich dem Auge überall darboten, dem dolce far niente fröhnend. Der Ort war ehemals Nassau-Weilburgisch. Schon hier merkte ich, wie die liebe Harlekinsjacke des seligen, heiligen Reiches mit lieblichen Läppchen so reichlich verziert gewesen. Wie auch die Zeit, Manches zerstörend, dessen Untergang man beklagen muß, gewaltet hat, diesen deutschen Jammer hat sie abgestoßen, obwohl das schöne Rheinland, das ein so herrliches Gebiet, eine so wackere Vorhut gegen die liebäugelnden wälschen Freunde bilden könnte, die von Sehnsucht brennen, diese Lande wieder zu beglücken, immer noch zeigt, wie schlau der diable boiteux, Talleirand, es verstand, in Wien die Möglichkeit zu begründen, daß Deutschland gegen Frankreich nicht allzu kräftig werde, damit wieder einmal ein Spaziergang an den Rhein möglich werde. Herr Thiers träumte auch etwas der Art, ist aber aufgewacht.

Alsenz ist alt. Ob es von den Römern seinen Ursprung ab-

Digitized by Google

leitet, wie Manche sagen, lasse ich dahin gestellt. Das „Alisontia" ist nichts weniger, als ein Beweis. Poststation ist hier.

Folgt man der Straße, so beginnt jetzt eine dichtere Bevölkerung. Das Thal erweitert sich bald, bald rücken die Felsen enger zusammen. Die Berge werden höher und gewinnen eigenthümlichere Formen, und auf mancher malerischen Stelle ruht das Auge mit Lust.

Das nächste Dorf ist Oberndorf. Es hat im lieben Deutschland mehr denn zehn Namensschwestern. „An der Alsenz" zubenannt, unterscheidet es sich von ihnen.

Schon 1128 erscheint der Ort in einer Urkunde des Disibodenbergs bei Joannis, worin reiche Güter dem Altare des heiligen Disibod überwiesen wurden. Es gehörte zur Raugrafschaft. 1327 hatten die Ritter von Randeck den Zehnten des Ortes. Später mit Alten-Baumberg an die Pfalz gekommen, belieh Friedrich I. den Marschall Conrad von Waldeck mit der Hälfte des Gerichts Oberndorf und zwar im Jahre 1458. Als gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Marschälle von Waldeck zu Soneck erloschen, ging das Lehen an die Landsberge über, von deren Einem, Carl Ludwig von der Pfalz, es 1660 eintauschte.

Die Straße, die bei der Mühle vor Alsenz auf das rechte Ufer der Alsenz trat, bleibt nun bis Rockenhausen auf dieser Seite. Das Thal wird jetzt allgemach mehr bebaut. Die größere Nähe der Dorfschaften hat das fesselose Walten der Natur beschränkt. Die Bodencultur beginnt ihre Bestrebungen und üppige Fluren lohnen den Fleiß.

Bei Mannweiler ist das Thal bedeutend erweitert und es sehen auf dem rechten Ufer die umfangreichen Mauern der Burg Randeck, und auf dem linken die kaum noch sichtbaren Reste von Stolzenberg, etwas weiter abwärts als Randeck gelegen, ins Thal hernieder. Es ist ein kleines Dörfchen, das aber schon im zwölften Jahrhundert vorkommt. Daß es seinen Ursprung der Burg verdankt, die auf bedeutender Höhe thronte, ist außer Zweifel, und gewiß hieß es darum Mannweiler, weil in diesem Weiler „Männer" der Burg seßhaft waren. Embricho, genannt von Löwenstein, und seine Ehefrau Loderadis trugen im Jahre 1283 ihren Hof zu „Mannewilre unter Randekin" mit allem Zubehör um sechzig Mark Aachener Pfennige dem Erzstift Trier zu Lehen auf, unter der Bedingung, daß, weil es eigene Güter seyen, nach dem Tode des Ritters Embricho dessen Gattin Loderadis solche lebenslänglich genießen solle.

In mehreren späteren Urkunden wird Mannweiler's, aber stets als Zubehör von Randeck gedacht. Uranfänglich gehörte es zur Raugrafschaft und ging, so ferne es aus Höfen bestand, und so ferne diese der Raugrafschaft zuständig waren, an die Pfalz über, welche sie zu Lehen gab. 1514 übergab Adam von Randeck sein Theil an Mannweiler auch an die Pfalz. Eine Urkunde von 1517 meldet, daß Berthold von Flörsheim als Gemeinherr von Randeck die Oberherrschaft über Mannweiler an die Pfalz abgab; dennoch blieb Mannweiler zur Hälfte noch 1548 den Junkern von Flörsheim, was es auch noch 1574 geblieben war, wo dann das Dorf zwischen Pfalz und den Flörsheimern getheilt war. Der Flörsheimische Antheil scheint indeß Reichslehen gewesen zu seyn; denn als während des dreißigjährigen Krieges dies Lehen erledigt wurde und an das Reich heimfiel, wurde es von dem Kaiser dem kurmainzischen Kanzler Nicolaus Georg von Raigersberg verliehen, und dieses Lehen im westphälischen Frieden bestätigt. Es blieb zwischen der Familie von Raigersberg und Pfalz getheilt, bis die Revolution die alten Unterthanenverbände löste.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Paris ereignete sich ein Unfall, welcher bald zu dem traurigen Balle des Fürsten Schwarzenberg unter Napoleon das Seitenstück hätte werden können. Die Herzogin Galliera, Tochter des französischen Botschafters, gab einen glänzenden Ball, wozu sich neben der Creme der Pariser Gesellschaft auch der Herzog von Montpensier eingefunden hatte. Als alle Säle von geputzten Damen wimmelten und die Tänze am belebtesten waren, brach plötzlich in dem Schlafzimmer der Herzogin Feuer aus, so daß die ganze vornehme Gesellschaft sich sofort in eine Löschmannschaft zu verwandeln für gut fand.

Da eben jetzt, wo die Auswanderungszeit herannaht, die „Anpreisungen von Texas" wieder beginnen, trotzdem das verflossene Jahr in diesem Betrachte höchst beklagenswerthe Resultate aufzuweisen hat, so ist es für unsere europamüden Landsleute jedenfalls von Belang, auch die Kehrseite von Texas kennen zu lernen und sich warnen zu lassen. Wir machen daher auf eine in diesen Tagen hier in Bremen (bei J. G. Heyse) herausgekommene Schrift des braunschweigischen Hauptmanns C. von Sommer aufmerksam. Sie führt den Titel: „Bericht über meine Reise nach Texas 1846, die Verhältnisse und den Zustand dieses Landes betreffend."

(Vermuthliche Witterung im Februar.) Vom 1. bis 3. gelind, trüb, Regen; am 4., 5. kälter, auch Regen oder Schnee; am 6., 7. heller, Duft, Reif, Eis; vom 8. bis 10. wieder regnerisch oder auch Schnee; am 12. bis 14. Aufheiterung, Eis; am 15., 16. gelind, Duft, ziemlich hell, leicht etwas Regen; vom 17. bis 20. wieder kälter, Duft, Aufheiterung; vom 21. bis 23. trüb und stürmisch mit Regen oder Schnee; am 24., 25. wärmer, heller; vom 26. bis Ende mild, auch zu Regen geneigt. Im Allgemeinen vorherrschend gelinde Witterung, doch einige Mal mäßige Kälte, ziemlich viel Regen, wenig Schnee.

(Prof. Stieffel's „Zeus.")

Die Abgeordneten-Wahl in Blaubeuren (Würtemberg) bietet ein äußerst belebtes Bild dar. Neben den beiden Haupt-Candidaten Becher und Lederer sind nun auch noch ein Oberamtmann (Zais von Weinsberg) und ein Bauer (Strübel von Seißen) aufgetreten. Letzterer bringt seine öffentliche Bewerbung in Versen an, und ladet zu seiner Erwählung in dem Blaubeurer Bezirksblatt auf folgende Weise ein:

Für's Wohl des Volks nur ginge ich in den Ständesaal,
Wenn ich von euch empfinge Vertrauen, Stimm' und Wahl,
Kann ich auch nicht wettrennen in Red', wie Mancher kann,
Wird' redlich reden können ich doch als freier Mann.

Den Glauben abzulegen, soll ferne von mir seyn,
Hält man auch allerwegen Zusammenkunft, Verein;
Ich glaub': Ich wär' nicht übel, bin ganz und bin nicht halb,
Ich bin Johannes Strübel von Seißen auf der Alb.

Mich kennen meine Freunde, hab' gutes Bauernblut,
Bin nicht dem Becher feinde, dem Lederer auch gut;
Doch in dem Bauernstande wohnt auch Verstand und Witz,
Und ihm gebührt im Lande auch Rede, Stimm' und Sitz.

Und somit ich empfehle mich euch zum zweitenmal,
Man wähle frei und wähle mich in den Ständesaal,
Ich werde doch beweisen und zeigen allerwärts:
Daß Strübel, Bau'r von Seißen, hat Muth, Verstand und Herz.

Ueber den Versen ist ein Pflug und ein Pferd als Vignette angebracht. Wir kennen den „Strübel von Seißen auf der Alb" nicht: aber darin hat der Mann vollkommen Recht, daß auch der Bauernstand mehr in der Kammer vertreten seyn sollte.

Digitized by Google

Auf der Great-Western Eisenbahn ereignete sich am 25. Jan. Nachmittags durch den Bruch einer Radschiene der Lokomotive ein Unglück, welches zwei Passagieren das Leben kostete; viele andere wurden verwundet.

Korrespondenz.

Weimar, 20. Jan.

In Folge der anhaltenden, ungewöhnlichen Theuerung haben einige hiesige Bäcker erklärt, für die städtischen Armen Brode aus Roggen- und Gerstenmehl zu backen und davon das Pfund 3 Pf. billiger als reines Roggenbrod zu verkaufen. Außer dieser Brodtheuerung sind es aber auch die unerschwinglichen Preise des Holzes, zur Zeit fast noch das einzige Brennmaterial, welche bei der anhaltenden Strenge des Winters das Leben den Armen zur Bürde macht. Es ist zwar nicht zu verkennen, daß von Seiten des großherzogl. Hofes, der Armenpflege und von dem anerkannten Wohlthätigkeitssinne der Bewohner Weimars auch in dieser Beziehung alles Mögliche aufgeboten wird, um die Armuth gegen Frost zu schützen. Allein sämmtlichen Armen der Stadt den ausreichenden Bedarf zu liefern, möchte außer den Gränzen der Möglichkeit liegen. Es mag daher öfter vorkommen, daß auch Unbemittelte sich den Holzverkäufern in die Arme werfen und dann das Brennmaterial viel theurer als jeder Andere bezahlen müssen, weil sie ihre Einkäufe nur in den kleinsten Quantitäten machen können. In Rücksicht auf solche Verhältnisse, welche fast alljährlich wiederkehren, kann es nur beklagt werden, daß hier nicht wie anderwärts Holz- und Proviant-Magazine, aus städtischen Mitteln angelegt, sich befinden, deren Vorräthe im Großen und zu möglichst billigen Preisen anzukaufen wären, damit sie im Winter den ärmeren Bewohnern, ohne Aufschlag, im Einzelnen für Geld abgelassen werden könnten. Auf diese Weise könnte man Holz, Torf, Steinkohlen, Getreide, Kartoffeln und Hülsenfrüchte aller Art aufspeichern und es bliebe dann den Unbemittelten die Hoffnung, ihre unentbehrlichen Lebensmittel auch in der für Viele erwerbslosen Jahreszeit des Winters einkaufen zu können. Statt dessen aber zieht man es vor, den Armen Almosen zu ertheilen, um damit den Beutel der Wucherer zu füllen. Gewiß ist dies noch ein wunder Fleck der Armenverwaltungen, der je eher, je lieber geheilt zu werden verdient.

Kassel, 31. Jan.

Heute Morgen hatten wir Gelegenheit, einem Vortrage des an der hiesigen lutherischen Kirche angestellten Pfarrers, Hrn. Meyer, beizuwohnen, dessen Inhalt es wohl verdient, von einem größeren Theile der Gemeinde, als gerade bei dem Gottesdienste anwesend war, gekannt und beherzigt zu werden. Der Zweck dieser Zeilen ist daher, der Wunsch auszusprechen, Hrn. Meyer möge es gefallen, seine Worte durch den Druck auch dem übrigen Theile der Gemeinde mitzutheilen. Die auf die Zeitumstände eingehende und deshalb interessante Predigt behandelte, um dieses mit wenigen Worten anzudeuten, nach einer kurzen Einleitung, worin der Redner darthat, daß, so wie der Einzelne in seiner religiös-sittlichen Bildung oft gerade von seinen Lieben und Denen, die es wohl mit ihm meinten, am meisten gehemmt würde, auch die evang. protest. Kirche am meisten von Denen in ihrer Entwickelung aufgehalten würde, welche ihre besten Freunde und eifrigsten Mitglieder seyen, als Thema, nach dem Texte 1. Cor. 3, 11 — 13: „die Gefahren, welche der evang. prot. Kirche von ihren Freunden drohen." Der Redner zeigte, daß es besonders drei Gefahren seyen, von denen die beiden letzten aus der ersten, der Grundgefahr, consequenter Weise folgten. Als diese Grundgefahr, wie sie der Text enthielte, wies er nach: das Verkennen eines Ewigen, Bleibenden und eines Zeitlichen und Veränderlichen in der Entwickelung der evang. Kirche, woraus denn nothwendig die von den eifrigen Gliedern der evang. Kirche drohenden beiden andern Gefahren, die Unterdrückung der freien Forschung und das Ueberhandnehmen des Geistes der Intoleranz und Lieblosigkeit sich ergäben. Zum Schlusse hielt der Redner, als Seelsorger, es für seine Pflicht, seine Gemeinde zur Wachsamkeit und zum Gebet zu ermahnen, da die Gefahr näher und größer sey, als man denke. Möge der verehrte Redner aus diesem Schlusse einen Unterstützungsgrund mehr für unseren oben ausgesprochenen Wunsch entnehmen und die Worte der Belehrung und Ermahnung auch dem Theil der Gemeinde, welcher nicht anwesend war, schriftlich zugänglich zu machen.

Leipzig, im Jan.

Die bekannte, bei Breitkopf und Härtel hier erscheinende „Allgemeine musikalische Zeitung", welche mit 1847 ihren 49. Jahrgang begonnen hat, wird seit einiger Zeit von dem in der musikalischen Welt nicht unbekannten Prof. Lobe aus Weimar geleitet und hat unter dessen Redaction unzweifelhaft einen höhern geistigen Aufschwung genommen. Besonders wird darin seit kurzem eine fortlaufende, geistreiche Abhandlung über die Idee, das innere Wesen und die dramatische Wirkung der Oper mitgetheilt, welche namentlich für angehende Componisten und Theaterdichter von hohem Interesse seyn dürfte.

Mainz, 31. Jan.

Gestern Abend wurde im hiesigen Schauspielhaus von dem aus früherer Zeit hier als trefflicher Schauspieler und kunstsinniger Bühnendirektor wohlbekannten Hrn. K. Haake ein selbstverfaßtes Stück gegeben: „der Banquerottirer", ein Schauspiel in zwei Acten. Die Kritiker mögen darüber streiten, in wiefern dieses neue Product der dramatischen Literatur das Ideal erreicht hat, welches die Theorie der Wissenschaft des Schönen an diejenige Gattung von Theaterstücken macht, wozu das fragliche gehört. So viel ist gewiß, daß es durch seine dramatische Composition und in Beziehung auf den Stoff der Fabel ein sehr gelungenes genannt zu werden verdient, und obgleich die äußere Begebenheit, in der sich der Charakter desselben zeigt, die Einbildungskraft weniger beschäftigt, indem das Interesse mehr auf den Personen ruht, die handelnd zu einem Ziele fortschreiten, theils frei und nach eigner Wahl, theils getrieben von den Umständen, so fesselt die Situation, in der sich die Hauptpersonen befinden, mächtig die Aufmerksamkeit der Zuschauer, die durch die geschickte Verwickelung und Auflösung der Fabel in lebhafter Spannung erhalten werden. Auch die Zeichnung der Seelenzustände, die eben so poetisch, als durch wahre Empfindung sich geltend machende Sprache und das unvertilgbare Interesse für Wahrheit, was darin herrscht, verleihen diesem Schauspiel seinen Werth. Der Verfasser gab die Rolle des Simondis und das Publikum ehrte durch lebhaften Beifall in ihm den Verfasser und geistvollen Darsteller. Wacker stand ihm zur Seite Hr. Reinhard als Makler Lohfeld. — Der so wahr, als schön gedachte und durchgeführte Begriff von Kaufmannsehre wird dem fraglichen Stücke insbesondere in Handelsstädten viele Verehrer verschaffen. Wie verlautet, wird Hr Haake demnächst hier mehrere Vorlesungen über dramatische Dichtungen halten und denselben eine Skizze der Zustände des deutschen Theaters vorausschicken.

Münster im großh. hess. Kreise Dieburg, 31. Jan.

Heute waren wir Zeuge eines schönen Actes christlicher Nächstenliebe, welcher um so mehr veröffentlicht zu werden verdient, als solche schöne Handlungen in jetziger Zeit confessioneller Spannung zu den seltenen gehören. Bei der heute hierselbst stattgefundenen Beerdigung der, evangelischer Confession angehörigen Frau des ebenfalls gleicher Confession angehörigen Hrn. Chr. Illig bethätigten der würdige katholische Seelsorger Hr. P. J. Pauli, so wie die ganze, ebenfalls rein katholische Gemeinde eine so aufrichtige und liebevolle Theilnahme in sinniger Anordnung der überaus feierlichen Beerdigung der Verblichenen, daß deren sehr zahlreich anwesende Angehörigen und Freunde auf's tiefste davon ergriffen waren. Wären alle Seelenhirten und Gemeinden in gleichem Maße von christlicher Nächstenliebe gegen Andersgläubige erfüllt, so würden wir keinen confessionellen Streit mehr erleben und die verschiedenartigen Glaubensbekenner in Eintracht und Liebe mit einander wandeln.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 3. Febr.: Hr. Candidat Julius Förster: Blicke auf Belgien, in Beziehung auf Land und Volk; nach einem fünfjährigen Aufenthalte daselbst. (Einmalige Vorlesung.)

Der Vorstand des geogr. Vereins.

Theater-Anzeige.

Donnerstg, 4. Febr. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Tamino: Hr. Barth, vom Theater zu Breslau.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 36. Freitag, den 5. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günther.

(Fortsetzung.)

Die Zeit hatte wieder einige Jahre in ihren unermeßlichen Schooß hinabgesenkt. Jetzt entstanden jene Wirren, welche den Weg der Revolution bezeichneten. Durchmärsche, Einquartierungen, Contributionen und Plünderungen zehrten am Marke vieler europäischen Völker. Man hatte nichts mehr übrig und wo noch etwas geblieben, da rieth die Vorsicht, es in aller Stille an einen verborgenen Ort zu bringen; man vermied den Schein des Ueberflusses. Daher kommt es denn auch, daß die Völkerfehde das Wohlthätigkeitsgefühl hinwegzunehmen scheint. Verdammen kann man diese Vorsicht nicht ganz, da man nicht weiß, was diese gefährlichen Zeiten mit sich bringen werden; Haus und Gut kann der Krieg hinwegnehmen, wie froh ist man dann nachher, wenn man zu einem verborgenen Schatze greifen kann.

Auch Michelchen begann das zu fühlen, seine Einnahme nahm ab und es lohnte der Mühe nicht mehr, seine Umzüge zu halten. Das übte einen wesentlichen Einfluß auf die Haushaltung des Fischers aus, da die Beisteuer des Knaben die größte Hälfte der Einnahme ausmachte.

Jetzt, so wird man denken und das nicht ganz unlogisch, brechen wieder harte Tage über den Waisenknaben herein; dem war aber nicht so. Sobald er Geld verdiente, hatte er die Zuneigung seines Vormundes gewonnen; der Liebe war zwar der Gewinn zum Grundsteine gelegt, aber es ging hier, wie es nicht selten im Leben zu gehen pflegt, eigennützige Lieben geben gar oft eine Brücke ab, über welche wahre Gefühle ihren Weg zum Herzen einschlagen. Johannes konnte seinen Pflegebefohlenen jetzt gerne leiden, jeder unedle Zug war gegen diesen jetzt aus seinem Charakter verschwunden.

Das Michelchen war nun bereits zum Michel herangewachsen und Johannes nahm ihn mit auf den Rhein zum Fischfange.

Nach einem Jahre war die Fischerei eine Zeit lang nicht recht ergiebig, die Einnahme war zu schwach für die Familie. Michel beschloß, den guten Leuten nicht länger zur Last zu fallen.

Auf einem Schiffe, welches Waaren vom Meere rheinaufwärts beförderte, fehlte ein Matrose; Michel trat die Stelle an.

Hier gefiel er sich; es ging ihm nichts ab und von seinem Lohne konnte er noch ein schönes Stück Geld seinem Adoptivvater zukommen lassen. Da er ein kraftvoller, verwegener Bursche war und eine gute Anzahl Flüche und Scheltworte mit auf's Fahrzeug brachte, von denen einige sogar sein Fabrikat waren, so war es ganz natürlich, daß er bald der Liebling der Schiffsmannschaft geworden.

Er kam nun selten zu den Seinen. Im Anfange kam es ihm wohl hart an, so lange vom Tummelplatze seiner Kindheit und von seinen Gespielen entfernt zu seyn; die neue Lebensweise aber bot ihm der Zerstreuung genug, als daß er den Schritt bereut hätte.

Oefter noch gedachte man seiner im Vaterhause und das besonders Anna; es zog sie mehr zu ihm hin, wie zu Jemand anderem, sie hatte sich so an ihn gewöhnt, daß ihr die ersten Tage der Trennung recht schwer ankamen, und manche Thräne weinte sie unbemerkt im Winkel; jetzt fühlte sie es, wie theuer er ihr geworden, Rechenschaft aber vermochte sie sich noch nicht zu geben über ihr Gefühl, — sie wußte noch nicht, daß sie ihn liebte.

Das ist der Mai des Lebens. In reinen, unschuldsvollen Seelen beginnen sich Gefühle zu entwickeln, welche bis dahin schlummerten; man wacht auf, um den seligsten Traum zu träumen, den Traum der Liebe; man fängt an, sich so einsam zu fühlen und auch wohl, sich nicht einsam zu fühlen, — die Freundschaft ist gekommen und die Liebe läßt nicht auf sich warten. Hier schweigen die äußeren Rücksichten, der Stand und Vortheil und die Sinne auch haben ihre Stimme noch nicht erhoben. Unsere Zeit aber befaßt sich mit so edlen Gefühlen schon weniger; der Fortschritt und die Aufklärung erstrecken sich bis in die Kinderjahre hinab, und kalt wie der Nachtfrost berührt das die zarten Pflänzchen, streift die edleren Blüthen ab und kräftiget die unedleren. —

Besonders lange wurde Anna die Zeit, bis Michel zum ersten Male von seiner Fahrt heimkehrte; einen um den andern Mond hatte sie in stiller Trauer geharrt. Endlich erfuhr sie, daß am folgenden Samstage die Mannschaft eintreffen werde.

Wie sie da harrte und wie lange ihr der Tag dauerte, und am Abende hielt sie es nicht mehr im düsteren Stübchen; sie eilte hinaus an's Ufer. Das geräuschvolle Treiben der Städter war verstummt. Ein schöner Tag war dahingegangen und ein schöner Abend gekommen. Im Westen schwebte das letzte Abendroth am Firmamente und hellschimmernd zog ihm der Abendstern nach; den Osten jenseits des Stromes erhellte der aufgehende Mond mit seinem milden Lichte, die glänzenden Wellchen glitten geräuschlos dahin. Das junge Grün der Bäume am Ufer, von denen gar viele als Opfer der neuen Bauwuth gefallen, ward auch erleuchtet, und die Blätter schienen blaßgelb.

Anna war der Mauer entlang hinabgegangen, wo das Schiff stets landete; der Ersehnte war noch nicht gekommen.

Sie hatte eine Weile geharrt, da bewegte sich ein Punkt aufwärts; er kam näher, ward größer und nach und nach gab er den Umriß eines Schiffes; es war das rechte.

Mehrere Fahrleute stiegen an's Land und gingen vorüber, ohne sie zu bemerken; endlich kam auch er. Gerne wäre sie ihm gleich um den Hals gefallen, aber eine plötzlich aufsteigende Verlegenheit hielt sie eine Weile davon ab; die Freude aber, welche ihr die Ankunft des Geliebten bereitete, überwand bald dieses Ge-

Digitized by Google

fühl; sie nannte seinen Namen eben noch laut genug, um gehört zu werden. Michel erkannte ihre Stimme, er eilte auf sie zu.

„Wie, Du?“ sagte er und damit hatte er sie auch schon umschlungen. Er gab ihr den Willkommskuß, der wohl etwas länger und inniger ausfallen mochte, wie derjenige, den er der Mutter mitbrachte.

„Wie kommt es, daß Du so spät am Abende so weit von Hause bist?“ fragte er sie.

„Du warst so lange — so lange — fort,“ entgegnete sie verlegen, „und ich wußte, daß Du kommen würdest, da — —“

Michel ward freudig überrascht durch das halbe Geständniß, und das erste Morgenroth fing auch an, um seine Gefühle heraufzudämmern; er zog das Mädchen mit sich auf eine nahe Steinbank und erzählte ihm, wo er gewesen und was er alles gesehen, wie oft er an sie gedacht und sich gefreut, sie wieder zu sehen.

„Also auch Du,“ so schloß er seine Erzählung, „hast recht oft an mich gedacht?“

„Oft,“ erwiederte sie ihm, „wurde es mir recht schwer um's Herz; Du bliebst aber auch so lange, und wenn ich dann dachte, mit welchen Gefahren Du vielleicht zu ringen hättest, daß Du vielleicht gar nicht wiederkämest — dann mußte ich weinen.“

„Wirst Du mir immer so gut bleiben?“ fragte der Matrose, „und wirst Du mich nicht vergessen?“

„Nimmer!“ lispelte sie und sank an ihres Michels Brust.

Der Strom glitt geräuschlos dahin, die Abendluft hielt ihren Odem an und die in der Nähe stehende, sonst stets geschwätzige Pappel ließ ihre silbergrünen Blätter ruhen und horchte; der Mond hatte sich gehoben und sah auf die Liebenden herab, er sah, wie sie sich in dem Herzen ihrer Herzen schwuren, sich gut zu bleiben und treu. Die Liebenden hielten sich noch umschlungen, als der Hammer der nahen Thurmuhr elf Mal auf die Glocke schlug. Anna schrak auf; ihre Eltern waren sicher über ihr Ausbleiben beunruhigt. Sie reichte Michel ihren Arm und Beide wandelten durch die Schatten dahin. Der so oft abgenutzte Liebesvogel erhob bei ihrem Aufstehen seine Stimme und ließ sein Adagio hören; er schien die Natur, welche durch ihre Ruhe die Stunde gleichsam heiligen zu wollen schien, aufzuwecken; ein mildes Lüftchen machte die Wogen sprechen und ließ die Pappel ihre geheimnißvolle Sprache reden; das Heimchen wollte auch nicht mehr schweigen; kurz, die ganze Natur sprach, sie sprach von dem Unermeßlichen, vielleicht auch von den Wundern der Liebe oder von der eben stattgehabten Scene; sie unterhielt sich in ihrer Sprache, in einer Sprache, welche zu abstrakt ist, um vom Menschen verstanden zu werden. Tiefe Gemüther und alle in's Sentimentale streifende Charaktere haben Augenblicke, wo sie die Natur erfaßt zu haben glauben; es sind das die seligsten Momente, welche der Mensch hienieden zu leben vermag; das Auge ist auf das Jenseits gerichtet und man betet ein Gebet, welches vielleicht das einzig wahre ist.

Michel und Anna kamen heim; sie traten in die Hausflur, wo, wie das am Sonnabende üblich war, vor einem Muttergottesbilde eine Lampe brannte, welche die grauen, gerissenen Wände matt beleuchtete. — Man hat aufgehört, so fromm zu seyn; solche Sitten sind heimgegangen; auch der tiefe Glaube geht, er zeigt sich höchstens noch im Wort und in herkömmlichen Formen.

Michel trat ein. Es war noch Alles, wie er es verlassen; das Licht auf dem Leuchter brannte dumpf, verbreitete aber doch Helle genug, Anna's Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe in recht vortheilhaftem Kolorite erscheinen zu lassen.

Der Empfang war recht herzlich.

„Aber,“ begann die Mutter bald, sich zu der Tochter wendend, welche sich zurückgezogen, „Du hast uns recht in Verlegenheit gebracht; eben wollte der Vater hinaus, Dich zu suchen — so spät draußen zu seyn!“

„Ich war — es war so schönes — ich wußte —“ ließ sich die Angeredete mit wachsender Verlegenheit hören.

„Sie wußte, daß ich kam, und da ist sie mir entgegengekommen,“ unterbrach Michel die Verlegene.

„Habe ich Dir's nicht gesagt, Vater,“ nahm die Alte wieder die Rede eifrig auf, „habe ich Dir's nicht gesagt, daß sie unsern Michel abhole; habe auch gedacht, nun werde sie auch nicht mehr so still seyn und wieder singen und lachen wie sonst und — —“

„Lasse das gut seyn, Mutter,“ fiel ihr der Fischer in die Rede; „es ist Zeit zum Schlafengehen, der Junge wird müde seyn.“

Nach acht Tagen lichtete das Fahrzeug die Anker und führte den Geliebten wieder den Rhein hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Die Burg Randeck war gegen Süden, wo der Berg jäh ansteigt, von der Natur befestigt; auf den andern Seiten aber erhoben sich mächtige Mauern und Thürme zu ihrem Schutze, und tiefe Gräben waren in den Felsen gemeißelt. Sie war eine Reichsveste, wahrscheinlich salischen Ursprungs, wie Ebernburg auch.

Unter den kleineren Dynasten dieser Gegend spielten die Ritter von Randeck eine bedeutende Rolle, und selten erscheint eine Urkunde in diesem Gebiete, zwischen Donnersberg und Hunsrück, worin nicht Randecker als Zeugen, selten entstand eine Fehde, worin sie nicht als Mitkämpfer erschienen, und — selten wurde eine kecke Wegelagerung, zu deutsch: Straßenraub, in jenen Tagen hingeschwundener Kaisermacht vollführt, wo sie nicht ihre Hände im Spiele hatten.

Im Jahre 1231 erscheint urkundlich der Erste Ritter von Randeck, Namens Gottfried, ein Bruder Embricho's, der sich 1250 bekannt machte. Jeder von ihnen stiftete eine Linie, sie behielten aber die Burg in Gemeinschaft, an der, wahrscheinlich durch eine Heirath mit ihrer Schwester, auch die Ritter von Löwenstein betheiligt waren, nebst einem Hofe in Mannweiler. Diese beiden Brüder theilten sich wieder in mehrere Stämme, und diese wieder in Aeste, welche erst im sechzehnten Jahrhundert mit Adam von Randeck und Wilhelm von Randeck erloschen. Gottfried's zweiter Sohn, Johann I., hatte mit seiner Gattin, einer Freiin von Ebernburg, drei Söhne: Eberhard I., Gottfried III. und Wilhelm I., von denen Ersterer mit seiner Gemahlin, Ida von Nackheim, vier Söhne hatte: Gottfried IV., Georg, Wilhelm III. und Eberhard II., der im Jahre 1364 die bischöfliche Würde empfing. Seines Vaters Bruder, der obgenannte Gottfried III., hatte zwei Söhne, Johann II. und Wilhelm IV. Ersterer nahm den Namen von seiner wahrscheinlich erheiratheten Burg Wiesenstein an und gerieth mit Gottfried IV. in Fehde, die jedoch geschlichtet wurde und die Festsetzung im Gefolge hatte, daß, wenn Gottfried die Eintracht breche, der Marstall desselben auf Randeck dem Johann verfallen seyn solle, wogegen dieser im gleichen Falle ihm seine Hofstätte, wahrscheinlich in Mannweiler, abträte.

Die zahlreiche schon an der Burg betheiligte Familie war durch die Verheirathung der Töchter in noch weitere Kreise aus einander gegangen, daher denn der Gemeinherren viele waren, unter denen die Löwensteine und Flörsheime besonders auftreten. Im Jahre 1414 erneuerte Kaiser Maximilian das Burglehen an Gottfried von Randeck und seine „Gemeinere“ nebst der Zubehör der Burg.

Die Randecken erloschen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wie schon gesagt, und in Folge dieser Katastrophe kam die Burg an die Ritter von Flörsheim zum Theil — und als diese auch ausstarben, fiel die Burg an das Reich zurück, und eben

Digitized by Google

jener Mainzische Kanzler von Raigersberg, oder auch von Reichersberg geschrieben, der Mannweiler als Lehen empfing, erhielt auch das Burglehen. Im Jahre 1684 wurde die Burg von den Franzosen gesprengt. Ueber die Schicksale der Burg selbst in frühern wie in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges habe ich keine Kunde finden können. Wahrscheinlich kamen die Schweden nicht hierher.

Im Volke scheint sich keine sagenhafte Mähr erhalten zu haben, wie denn überhaupt wenige traditionelle Nachrichten im Volke leben. Eine Sage fand ich handschriftlich angedeutet. Ein Randecker hatte im Bunde mit einem Emich von Leiningen in Erfahrung gebracht, daß das Kloster Eusersthal, unfern des Trifels, reiche Paramente in Mainz hatte machen lassen, und Beide lauerten Denen auf, welche sie von Mainz gen Eusersthal bringen sollten. An einer gelegenen Stelle überfielen sie die Knechte des Klosters und raubten die Schätze. Dies blieb jedoch nicht verborgen und der Bischof von Speyer bekam über Kurz oder Lang den Randecker in seine Gewalt. Er läugnete mit eiserner Stirne seine Theilnahme an dem Raube, und erbot sich, den Reinigungs-Eid zu schwören. Dies geschah und er wurde freigelassen. Er hatte einen Meineid geschworen. Da er ein gar wüstes Leben führte, starb er bald darauf plötzlich ohne Beichte und Absolution. Da in der Burg Randeck eine Kapelle stand, so wurde er am Altare beerdigt und ein Grabstein mit Bild und Wappen darauf gelegt und im Boden eingefügt. Am Morgen darauf war, als der Kaplan die Seelmesse lesen wollte, die gewaltige Steinplatte in der Mitte geborsten und die todte, kalte Hand stand heraus, mit den drei erhobenen Vorderfingern, während die anderen zweie eingeschlagen waren.

Todesschrecken überfiel bei diesem Anblick den Kaplan der Burg und die Anwesenden, denn das war das Zeichen — daß er falsch geschworen.

Sein Sohn ließ die Platte heben, die Hand abhauen und tief einscharren, die Platte kitten und wieder darauf legen; aber am andern Morgen war's, wie am Tage vorher; die Todtenhand stand heraus.

Alle Versuche, es zu ändern, mißglückten. Man wußte aber wohl, von wannen es kam. Blieb also nichts übrig, als das gestohlene Gut wieder an das Kloster zu ersetzen, was denn auch reichlich geschah. Nachdem dann aber durch viele, viele Sühnen und Seelmessen die Schuld getilgt war, trocknete die schreckliche Hand von selber ab und der Riß in der Steinplatte that sich zu, daß man ihn kaum mehr sah — ein Zeichen, daß der Himmel versöhnt sey.

Auf dem rechten Ufer der Alsenz, etwas abwärts von der Burg Randeck, von der nur noch die ziemlich niedern Ringmauern stehen, sieht man hoch auf dem Scheitel des Berges eine Erderhöhung, um die sich Gräben ziehen; sonst aber ist nichts übrig, das auf eine Burg schließen ließe — und doch stand hier eine ansehnliche, einst mächtige Ritterburg, die Stolzenberg hieß. Ihre Anfänge liegen in der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Sie war ein Reichslehen, zu dem die Orte Dielkirchen, Steingruben, Steckweiler, Baierfeld und andere, die seitdem von der Erde verschwunden sind, gehörten. Schon aus diesen Zubehören geht es hervor, daß die Herrschaft von beträchtlichem Umfange gewesen ist. Schon frühe kam sie zur Raugrafschaft und an Raugraf Georg I., der mit seinen Vettern, den Wildgrafen von Dhaun und Kyrburg wegen der Lehen, die zu der pfälzischen Reichs-After-Landgrafschaft gehörten, in steten Irrungen lag. Er starb 1309 und hinterließ zwei Söhne, Georg II. und Conrad V., und eine Tochter, Namens Loretta, welche an Otto von Bolanden vermählt war. Raugraf Conrad versetzte im Jahr 1334 dem Grafen Georg von Veldenz einen Theil der Burg Stolzenberg und nahm wieder drei Jahre darnach bei dem Grafen 40 Pfd. Heller auf, die er ihm auf die ihm gehörigen Güter bei Stolzenberg sicherte, worauf Raugraf Georg dem Veldenzer die Versicherung gab, daß er, wenn Conrad stürbe, ehe er die Güter eingelöset, er sie bei dem Reiche „vermannen" wolle. Darauf bezog Raugraf Georg das Schloß Stolzenberg und nannte sich nach demselben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Dem eben ausgegebenen Jahresbericht des Pflegamts der Anstalt für Irre und Epileptische entnehmen wir Nachstehendes: „War auch das abgewichene Jahr, so wie im Allgemeinen, so auch für unsere Ausgaben, ein schweres zu nennen, so haben wir gleichwohl das in demselben erprobte Wohlwollen löbl. Bürger- und Einwohnerschaft durch Zuwendung von Geschenken und Arbeitsbestellungen dankbar zu erkennen und bitten vertrauensvoll um dessen Fortdauer. Das Verzeichniß der im verwichenen Jahr in unseren beiden Anstalten gefertigten Arbeiten liefert einen erfreulichen Beweis der Thätigkeit unserer Pfleglinge. Der Personalstand der Irren war am 1. Jan. 1846 73. Aufgenommen wurden im Lauf des Jahres 15, entlassen 12, worunter 9 geheilt und 2 gebessert, 1 ungeheilt in eine auswärtige Anstalt gebracht. Gestorben sind im Lauf des Jahres 9; mithin verblieben am 1. Jan. 1847 67. Der Personalstand der Epileptischen war am 1. Jan. 1846 17. Aufgenommen wurden im Lauf des Jahres 2, geheilt entlassen 3, gestorben 2; mithin verblieben am 1. Jan. 1847 14."

In London haben sich in einem Monat neunhundert Personen in der Themse ertränkt und dreihundert sind durch Kohlendampf getödtet worden.

Der König von Bayern hat die Theuerungszulage für den niedern Beamtenstand noch auf weitere zwei Monate verlängert.

(Elberfeld, 26. Jan.) Vorgestern feierte der hiesige Mäßigkeitsverein sein Jahresfest. Die drei Festredner ergingen sich in Klagen, daß der Verein nicht zu-, sondern abnehme, und seyen 21 Glieder ausgetreten; die Großen, die Bewohner der Paläste, wollten nichts davon wissen, und so könne der Verein nicht aufkommen aus Mangel ermunternden Beispiels.

Korrespondenz.

Wetzlar, 30. Jan.

Wenn in einem Artikel vom 27. d. M. das Widerstreben der meisten hiesigen Bürger gegen die Einführung und Verbreitung des neuen sogenannten „Wetzlarer Kreisblattes" als „eine lächerliche, engherzige Reaction" alten reichsstädtischen Stolzes bezeichnet wurde, so zeugt dies entweder von parteiischer Gesinnung, oder von einer Verkennung wirklicher bürgerlicher und städtischer Interessen. Denn wenn man auch gewiß nicht behaupten kann, daß die selbstständige Stellung einer Stadt durch ein derselben besonderes angehöriges Blatt aufrecht erhalten werde, so beurkundet doch auf der andern Seite ein vernünftiges Festhalten an alten städtischen Rechten und Befugnissen unstreitig eine wahrhaft bürgerliche Gesinnung. Da sich aber ferner nicht verkennen läßt, daß sich die freie Würde einer Stadt auch in äußerlichen Erscheinungen kund gibt, so kann es nur als kleinlich erscheinen, wenn man das Bestreben der hiesigen Bürger, auch jene unbedeutenderen Privilegien sich unangetastet zu bewahren, zu perstisfiren sucht. — Was aber die angeblichen Vorzüge des neuen Wetzlarer Kreisblattes (resp. fürstl. Braunfelsischen Regierungsblattes) vor dem frühern Wetzlarer Intelligenzblatte betrifft, so sind diese sehr problematisch; jedenfalls kann man mit Recht behaupten, daß es den Erwartungen, die man hinsichtlich seines belletristischen Inhaltes gehegt, bis jetzt noch in keiner Weise entsprochen hat.

Digitized by Google

Hanau, 31. Jan.

In den nächsten Tagen verläßt uns unser bisheriger Hr. Postsecretär v. Gruben, um seine neue Dienststelle als Postmeister des Postamtes in Fulda anzutreten, welche Beförderung die freudigste Theilnahme unter dem hiesigen Publikum erregte. Sein fünfzehnjähriger Aufenthalt in unserer Mitte war reich an Beweisen der Liebe und Hochachtung, welche er sich durch seine Dienstfertigkeit und liebenswürdige Persönlichkeit bei allen Graden der hiesigen Einwohnerschaft stets zu erwerben wußte. Ganz besonders wird darum der Abgang des Hrn. v. Gruben von dem korrespondirenden Publikum aufrichtig bedauert, das sich auch veranlaßt fand, ihm als eine Erinnerung für sein würdevolles Benehmen und für seine anerkannten Verdienste einen werthvollen silbernen Pocal zu verehren, welcher ihm bei Gelegenheit seines Abschiedsmahles in dem Fuchs'schen Saale feierlichst überreicht wurde. Möge ihm nun auch an seinem neuen Bestimmungsorte dieselbe Theilnahme und das in ihn gesetzte Vertrauen zu Theil werden, das man ihm von allen Seiten her spendete. Uebrigens würde es sehr erfreulich gewesen seyn, wenn die vor Jahresfrist dahier erledigt gewesene Postmeisterstelle Hrn. v. Gruben verliehen worden wäre, welche aber dem Hrn. Oberpostamts-Secretär Lies aus Kassel übertragen wurde, in dem man einen eben so practischen, als diensteifrigen Postbeamten gefunden, durch dessen Vermittelungen schon viele Verbesserungen bei dem hiesigen Postamte getroffen worden sind, welche von dem Publikum dankbar anerkannt werden, indem durch die Vermehrung des Dienstpersonals die größte Präcision der Absendungen und Ausgaben alltäglich stattfindet. Auch ist zu erwarten, daß mit der nächsten Zukunft oder doch spätestens bei der Vollendung der Frankfurt-Hanauer Eisenbahn noch bedeutendere Veränderungen bei hiesigem Postamte veranstaltet werden.

L. Z.

Bad Homburg, 1. Febr.

Am vergangenen Mittwoch den 27. Jan. fand der erste Maskenball im hiesigen Kursaal-Lokale statt. Die Gesellschaft war glänzend und zahlreich, und von Frankfurt, Mainz, Darmstadt, Gießen und Mannheim waren Repräsentanten der guten Gesellschaft anwesend; mehr als tausend Personen durchströmten die von Licht und Glanz strahlenden Salons, die, da das Spiel während der Ballnacht geschlossen blieb, alle zur Disposition des Ballpublikums gestellt waren. Sehr gefiel das treffliche Ballet des tüchtigen und gewandten Hrn. Teschner. Während der Pausen führten diese anmuthigen Jünger der Terpsichore höchst graziöse und liebliche chorographische Darstellungen und Tänze auf. Sehr gefielen besonders die Nationaltänze, die Polka's, die Cracovienne und ein militärischer Tanz, von den Damen Catharine und Friederike Dittmann ausgeführt. Sehr graziös tanzte Hr. Dornevaß seine komischen Tänze, eben so die kleine zehnjährige Vogel, die zu den freudigsten Hoffnungen berechtigt und in so zartem Alter schon mit großen Tänzerinnen wetteifert. Gegen vier Uhr endete der Ball, obgleich das Publikum noch zahlreich anwesend und im besten Humor war. Die Masken waren reich, glänzend, pikant und man verließ den Saal mit der angenehmen Hoffnung, sich recht bald wieder zu einer so gewählten, mannigfaltigen Carnevalsunterhaltung in den schönen Räumen des prachtvollen Kursaales vereinigt zu sehen. Erst am folgenden Tag verließen die zahlreichen, zum Ball gekommenen Fremden unsere Stadt.

Frankfurt a. M.

Zur Berichtigung der in Nro. 33 d. Bl. enthaltenen Notiz über einen jungen Frankfurter Künstler sind wir mitzutheilen ersucht worden, daß derselbe nicht seinem Lehrmeister, einem Schreiner, entlaufen, sondern von demselben nach einer Lehrzeit von drei Jahren und fünf Monaten ordnungsmäßig entlassen worden, wobei ihm besagter Schreinermeister sieben Monate der Lehrzeit auf Wunsch und Bitte des Vaters erlassen. Was die im genannten Artikel erwähnten harten Vorwürfe und Schläge betrifft, so ist ebenfalls zur Vermeidung von Mißverständnissen zu bemerken, daß der junge C. H. von seinem Meister zwar öfters ernste Ermahnungen und Zurechtweisungen, nicht aber Schläge oder sonstige körperliche Züchtigungen erhalten hat.

Danksagung.

Durch das Vertrauen seiner Mitbürger wurde das unterzeichnete Comité ein Werkzeug der Mildthätigkeit und zugleich Zeuge heißer Thränen der Freude, so wie das Organ dankerfüllter Herzen getrösteter Armen, die ihre Gebete zum Vater senden, um Segen für ihre Wohlthäter zu erflehen; daher fühlt es sich gedrungen, seinen wärmsten, innigsten Dank für die ihm gewordene Unterstützung an milden Gaben sowohl, als wirkenden Kräften hiermit öffentlich auszusprechen. Möge der Allmächtige Allen reichlich vergelten!

Die Gesammteinnahme belief sich auf . . . . . fl. 960. 34 kr.
Die unvermeidlichen Unkosten auf . . . . . „ 163. 28 „

Verbleiben fl. 797. 11 kr.

welche an 121 Personen nach den in der Aufforderung ausgesprochenen Grundsätzen, mit Ausnahme einiger durch die Umstände gerechtfertigter Fälle, vertheilt wurden. Angemeldet waren 331 Hülfsbedürftige. — Fiel uns auch die Ausscheidung schwer, so fanden wir doch einige Beruhigung in der gefälligen Zusage löblichen Comité's des Baldenecker'schen Konzertes, welches zu gleichem Zwecke zusammengetreten, das Verzeichniß der Ueberbleibenden entgegen nehmen zu wollen.

Schließlich haben wir noch mit herzlichem Danke der unentgeltlichen Lieferungen und Arbeiten zu erwähnen von den Herren: Redacteuren des Frankfurter Journals, des Intelligenzblattes und der Ober-Post-Amts-Zeitung, Gastwirth Schmidt, Frankfurter Gastbereitungsgesellschaft, Major Reges, Kunstgärtner Grüneberg Sohn und Schmidt, Musikalienhändler Andre, Schreiner Büttler, Tapezier Seib, Möbelhändler Hill. Im rühmlichen Wetteifer für den edlen Zweck fanden sie ihren schönsten Lohn.

Das Comité.

H. Jacquet. J. v. Moers. H. Cornill jun. F. A. Jungé. Joh. Melbeck. G. Lansé. C. Adelmann. J. Meister. F. Mack. L. Knoblauch. A. de Neufville-de Bary. Wd. Oppenheimer.

Auflösung der Charade in Nro. 34.

Bandwurm.

Programm des Museums.

Am 5. Februar.

Symphonie von Mendelssohn (Nr. 3.)
Die Leidenschaften; frei nach Armstrong's „Kunst die Gesundheit zu erhalten", bearbeitet von Hrn. Dr. med. A. Clemens; vorgetragen von Hrn. Breuer.
Lieder von Schubert und Baldenecker; gesungen von Fräulein Moritz.
Concert für die Violine von Viotti (H-moll); vorgetragen von Hrn. Mohr jun.
Shakespeare's Haus, Gedicht von Oehlenschläger; gesprochen von Hrn. Breuer.
Lied von Schubert; gesungen von Hrn. André.
Lied von Proch; gesungen von Fräul. Wilkens.
Ouvertüre von A. André.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusche) wird um halb 6 Uhr geöffnet. — Alle Museumskarten sind persönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 4. Febr. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Tamino: Hr. Barth, vom Theater zu Breslau.

Samstag, 6. Febr. Die feindlichen Brüder, oder: Der Doctor und der Apotheker, Possenspiel in 4 Abth., von Dr. E. Raupach.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 37. Samstag den 6. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günther.

(Fortsetzung.)

III.

Diese Woche war schön gewesen für Michel und Anna und auch lang genug, ihnen Aufklärung über ihre Empfindungen zu geben, diesen eine Grundlage zu verleihen, an welcher die Zeit und die Verhältnisse, wie mächtig die auch waren, ihre volle Beschäftigung fanden. Anna war wieder froh geworden und wenn auch bei der Trennung ihr Auge sich trübte, so fand sie in dem Gedanken an ein baldiges Wiedersehen und in ihren Hoffnungen Trost genug, sich bald zu fassen und heiter der Zukunft entgegen zu sehen.

Auf Michel hatte die Liebe jenen Zauber ausgeübt, den wir nicht selten wahrnehmen an unverdorbenen, aber in's Robuste spielenden Charakteren; seine rauhe Seite fing an, sich abzuschleifen, er ward still und sanft und zog sich vom geselligen Verkehre zurück, er beschränkte sich mehr auf sich, es ging ihm eine eigene Welt auf, die der Ideen, wie ungeregelt diese auch noch seyn mochten.

Die Mannschaft merkte diese Charaktermetamorphose und entdeckte auch die Ursache derselben, geneckt aber wurde er nicht; man achtete seine Gefühle. Er durfte stundenlang an schönen Abenden in's Abendroth der scheidenden Sonne schauen, er durfte in der Nacht zum sternbesäeten Himmel andachtsvoll aufblicken und seiner Anna gedenken, er durfte am Tage dem Reiseliede zuhören, welches der Vogel vom Ufer her dem dahingleitenden Schiffe nachsang — man spottete seiner nicht.

Zu einem Jünglinge auf dem Schiffe zog es Michel mehr hin; er hieß Anton. Die Zierlichkeit seines Baues und die Feinheit seiner Züge bezeugten es, daß es nicht von jeher seine Bestimmung gewesen, die Arbeiten eines Matrosen zu verrichten; er aber murrte nicht und besorgte seine Verrichtungen mit Pünktlichkeit.

Michel und Anton waren bald gute Freunde, sie erschlossen sich ihre Herzen. Antons Geschichte ist in folgenden Zügen enthalten:

In Mainz erblickte er das Licht, sein Vater war Kaufmann und von Jedermann in der Stadt geachtet. Der einzige Sohn wurde nach Köln zum Gymnasium geschickt, seine glücklichen Anlagen halfen ihm bald von einer Klasse zur anderen, er war schon mit seinem sechszehnten Jahre bis zur Prima gestiegen; da sollte sein Leben eine Wendung nehmen. Im Geschäfte seines Vaters folgte auf unglückliche Spekulationen das Fallment; das wußte dieser frühe genug, um mit einer guten Summe sich auf die Flucht zur neuen Welt zu begeben. Seine Frau wollte er zurücklassen und den Sohn mitnehmen; dieser aber blieb, mußte er ja für die Mutter sorgen, wenn sie nicht dem Elende anheimfallen sollte.

Seine Studien fortzusetzen, fehlte es ihm an allen Mitteln; er ward Kommis in einem ansehnlichen Hause. Seine Mutter zog zu ihm und lebte von der Kindesliebe ihres Sohnes. Ihre Gesundheit war zu sehr erschüttert, sie überlebte nicht lange den Fall ihres Hauses und die Schande und den Betrug ihres Mannes; nach einem Jahre stand der verlassene Anton an ihrem Sarge.

Seine Trauer war groß, doch schien ihn das Geschick entschädigen zu wollen; sein Prinzipal achtete und dessen Tochter liebte ihn. Seine Stellung war noch zu untergeordnet, daher mußten seine Wünsche noch schweigen und die Liebe ein Geheimniß bleiben. Das trügerische Glück schien ihre Liebe in Schutz zu nehmen, denn Anton stieg in wenigen Jahren bis zum ersten Kommis.

Nun trat er mit seinen Wünschen vor den Vater. Das war sein Verderben; trotz der Bitten und Thränen der Tochter mußte Anton das Haus verlassen. Therese gab ihm den Schwur der ewigen Treue als Geleite mit. Das tröstete ihn.

Therese ward zu argwöhnisch beobachtet, als daß sie mit Anton ein Rendezvous hätte eingehen können; selbst Briefe konnten sie nicht einmal wechseln. Eine ergebene Dienerin, die es versucht, eine Korrespondenz in's Leben zu rufen, wurde entdeckt und aus dem Dienste entlassen.

Der Verstoßene bewarb sich vergebens um eine neue Stelle; in seiner Entlassung suchte man mehr, als da eigentlich zu finden war, weil über derselben noch ein dunkler Schleier ruhte und über jenen mehrere ehrenrührige Gerüchte in Umlauf gekommen; sein Zeugniß war nicht schlecht, aber es fehlte ihm an Wärme.

Drei Monate hatte er sein Daseyn gefristet mit seinen Ersparnissen; diese gingen zur Neige, als es in der Stadt hieß, seine Geliebte werde sich mit einem Kaufmanne vermählen. Dem kommenden Monate war es aufbehalten, zu zeigen, daß das kein Gerücht gewesen. Anton wohnte den Trauungsceremonien bei. Er erschrak beim Anblicke seiner ehemaligen Geliebten; ihr Auge hatte seinen Glanz verloren und ihre zarten Formen ihre Federkraft und ihre sonst so frische Wange war von einer hektischen Röthe angehaucht. Als sie das fürchterliche Ja aussprach, da sah er ihr an, daß sie sich mit dem Tode vermählt. Sie war für ihn verloren; sein Herz weinte und rang zu brechen. Sie liebte ihn noch; er hätte jubeln mögen, — und dieser Kontrast in seinen Gefühlen bereitete ihm einen Kampf, welchem seine physischen Kräfte eine Zeit lang unterlagen; er verfiel in eine schwere Krankheit. Auch Therese war krank.

Der Kaufmann hörte um den Kranken; er sah sein Kind dahinblühen wie eine Pflanze, die man in einen fremden Boden versetzte. Er fühlte Reue; aber die Kirche hatte ihr Wort gesprochen, und das ist unwiderruflich.

Er konnte nur für die Genesung der Leidenden Sorge tragen, und diese Pflicht hat er redlich erfüllt; er empfahl Anton der

Digitized by Google

Pflege eines geschickten Arztes. Lange rang dessen Kunst vergebens; endlich aber siegte sie; Anton kehrte zurück vom Rande des Grabes zum Leben. Er mochte nicht von dem Almosen leben, welches ihm der Zerstörer seines Glückes bot; er wollte hinaus in die Welt. Einer seiner Freunde war Schiffskapitän; dieser nahm Anton in der Hoffnung mit, daß eine Reise auf ihn wohlthätig einwirken werde. Anton wollte Beschäftigung, verrichtete sogar Matrosendienste, wie sehr sein Freund auch dagegen war.

Nicht so Therese; ihre Krankheit war nicht so wild, aber hartnäckiger; diese bezeichnete geräuschlos einen Weg zum Grabe. Die Ehe war noch kein Jahr alt, als sie mit einer Tochter niederkam. Sie überlebte die Geburt nicht; nicht das Leben des Kindes, die Liebe hatte ihr den Tod gegeben.

Nach ihrem Hintritte versuchte es der Vater, Anton zurückzurufen, der aber schlug das aus; die Heirath und der Tod der Geliebten hatten alle Fesseln gesprengt, die ihn an den Vater ketteten. —

(Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe. *)

Sie wandelte an meiner Seite
Des Lebens Blüthenflur entlang,
Ich schloß die herrlichste der Bräute
An's Herz im ersten Liebesdrang.

Die Engel sahen lächelnd nieder
Und riefen voll Verlangen aus:
O hätten wir die Schwestern wieder
Bei uns zurück im Vaterhaus.

Sie nahten sich im Flügelschritte
Dem ew'gen Thron mit fruchtem Blick;
Der Vater hörte ihre Bitte
Und nahm das liebe Kind zurück.

Nun spielt sie mit den Engeln wieder
Und harret mein, die süße Braut;
Mein Herz zerfließt im Quell der Lieder,
Den ihre Küsse aufgethaut.

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Die Fehde gegen den Wildgrafen Johann von Dhaun wegen der pfälzischen Lehen setzte Raugraf Georg fort. Der Wildgraf mit seinen Helfern belagerte Stolzenberg, erstieg die Burg im wilden Sturme, besetzte sie und verjagte den Raugrafen aus ihr. Als aber der Wildgeaf bald daeauf starb, ließ sich seine Wittwe, Margarethe, durch die Füesprache ihres Bruders, des Grafen Walram von Sponheim, dahin bewegen, daß sie im Jahr 1350 dem Raugrafen die Burg Stolzenberg wieder zurückgab, wogegen dieser auf alle Ansprüche und Forderungen, die er an die Herrschaft Dhaun gehabt hatte, gänzlich verzichtete und sich noch reserviren mußte, daß weder die Wildgräfin, so lange sie lebte, noch ihre „Fehdehalter" aus dem Schlosse Stolzenberg sollten beschädigt werden.

In demselben Jahre noch starb der Raugraf. Sein Sohn Wilhelm konnte den Verlust der pfälzischen Lehen nicht verschmerzen. Er schlug sich im Jahre 1355 auf die Seite des Wildgrafen Friedrich und dessen Sohn Gerhard von Kyrburg, die schon seit etlichen Jahren mit der Wildgräfin Margarethe und dem Rheingrafen Johann II. von Dhaun wegen Kirn und andeeen Gegenständen in eine Fehde verwickelt waren. Als aber die Wildgräfin noch in dem Jahre 1355 mit ihren Vettern, den beiden Wildgrafen, Frieden schloß, so sah sich der Raugraf blosgestellt, und es blied ihm nichts Anderes übrig, als es bei dem Verzichte seines Vaters zu belassen. Nachdem er im Jahre 1358 den Grafen Friedrich dem Alten und Friedrich dem Jungen von Leiningen noch einen Theil seines nach Stolzenberg gehörigen Waldes Steigelberg (Stahlberg) versetzt hatte, starb er. Seine Erben waren die Schwestersöhne seines Vaters, Philipp und Conrad von Bolanden, die im Jahre 1364 dem Grafen Walcam von Sponheim den dritten Theil der Burg Stolzenberg für zweitausend Gulden von Florenz verpfändeten und drei Jahre später dem Grafen Heinrich von Veldenz, mit Vorwissen der obgedachten Grafen von Leiningen, ihren Antheil an dem Walde Steigelberg (Stahlberg) für 500 Florenzer Gulden auf Wiederlösung verkauften, wie ihn der Raugraf Georg und dessen Sohn Wilhelm besessen hätten. Philipp von Bolanden gelobte auch dem Grafen Heinrich von Veldenz, daß er sein Schloß Stolzenberg an keinen Andern als an ihn und seine Eeben wolle kommen lassen, wenn er ohne Leibeserben stürbe. Im Jahre 1367 reservirten sich beide Brüder von Bolanden dem gedachten Grafen von Veldenz und dem Antilmann von Grasseweg, Burggrafen zu Bäckilheim, ihren „Gemeineren", daß sie das Haus und die Veste Stolzenberg weder „verzichteten", noch versetzen, verpfänden oder verkaufen wollten, ohne deren Vorwissen. Philipp von Bolanden starb 1376, nachdem er dem Pfalzgrafen Ruprecht I. einen Theil der Burg Stolzenberg versetzt hatte. Sein Bruder Conrad verkaufte demselben Pfalzgrafen die Burgen Bolanden, Alten-Baumberg, Ruwenburg und Stolzenberg sammt der Raugrafschaft, mit Ausnahme jener Theile, welche seine Schwester Anna, die Gemahlin des Raugrafen Philipp II. von Alt- und Neuen-Baumberg, daran besessen und auf ihre Kinder, den Raugrafen Otto und die Raugräfin Mena vererbt, die mit Philipp von Dhaun nnd Oberstein vermählt war.

Die an den Grafen von Veldenz versetzten Theile von Stolzenberg scheinen nicht eingelöst worden zu seyn, denn im Jahre 1387, als die Brüder Heinrich III. und Friedrich II. ihre Lande theilten, fiel die Burg Stolzenberg in das Loos Friedrichs, doch wurde seinem Bruder Heinrich ein Viertel davon zugestanden, um sich daraus, wie es wörtlich heißt, „zu behelfen."

Der gedachte Raugraf Otto bewittumte im Jahee 1415 seine zweite Gemahlin, Elisabeth von Arkenthal und Huffalz, auf den dritten Theil der Burg Stolzenberg, und Philipp von Dhaun und Oberstein steuerte seine an Johann von Krichingen vermählte Tochter Elisabeth mit dem halben Theil seines Antheils an der Burg aus. Durch die Eebtochter Anna von Veldenz kamen die an dies Haus versetzten Burgantheile an den Pfalzgrafen Stephan, der auch mit dem Raugrafen Otto und Elisabeth von Krichingen den Burgfrieden beschwor. Diese wurde Wittwe und überließ ihren Antheil an der Burg im Jahr 1446 an ihren Bruder Wirich VIII. von Dhaun und Oberstein, und Raugraf Otto verkaufte endlich seinen Antheil an die Pfalz. Von dem Pfalzgrafen Stephan vererbte der Veldenzische Antheil an seinen Sohn, Herzog Ludwig den Schwarzen von Zweibrücken. In der heftigen Fehde desselben mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, rückte Friedrich der Siegreiche vor Stolzenberg, eroberte es nach einem heftigen Kampfe und ließ es aus Rache für den in seinen Landen an der Pfalz verübten Schaden nicht nur niederbrennen, sondern bis auf die Grundmauern niederreißen, daß kaum seine Spur übrig blieb. So liegt die Stätte noch, ein

*) Aus: „Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow. 1846."

Digitized by Google

entsetzenerregendes Bild einer wilden Wiedervergeltung, wie sie im Geiste jener Zeit lag; denn nie ist Stolzenberg wieder aufzubauen versucht worden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Pariser Theater-Welt.

* (Paris, 26. Jan.) Die Entscheidung über die Vergebung der Direktion der großen Oper scheint endlich eingetreten zu seyn. Hrn. Leon Pillet ist von Seite des Ministers des Innern die Eröffnung gemacht worden, daß man mit seiner Führung unzufrieden sey und daß man seine Concession nach Ablauf derselben, am 8. Juli 1848, an einen Andern übertragen werde. Dieser Andere ist Niemand anders, als der frühere Direktor, Hr. Dupouchel, unter dessen Leitung die große Oper allerdings auf einem viel glänzenderen Fuße stand als jetzt. Zugleich wurde Hrn. Pillet die vertrauliche Mittheilung gemacht, daß wenn er die noch übrigen achtzehn Monate seiner Concession an Hrn. Dupouchel abtreten wollte, dieser ihm hierfür eine baare Entschädigung von 150,000 Fr. zu zahlen erbötig sey. Hr. Pillet wies diesen Antrag zurück, und es entspannen sich nun zwischen Hrn. Dupouchel und ihm Unterhandlungen, die wahrscheinlich zu dem Resultate einer Association zwischen Beiden und zu namhaften, vom Minister des Innern zur Bedingung gemachten Verbesserungen führen dürften. So soll es Hrn. Dupouchels Absicht seyn, Jenny Lind und Staudigl um jeden Preis zu engagiren, und so die Aufführung Meyerbeer's neuer Oper möglich zu machen. — Im Ballette soll neben der Charlotte Grisi noch Demoiselle Cerito oder Lucile Grahn als erste Tänzerin engagirt werden.

„Robert Bruce" von Rossini ist nach mannichfachen Schwierigkeiten und Hindernissen endlich in die Scene gegangen, ohne jedoch sonderliche Sensation zu machen. Das neue Buch ist gut, Dekorationen, Kostüme und die ganze Ausstattung sind prachtvoll; auch die Aufführung von Seite der Sänger läßt wenig zu wünschen übrig, aber leider enthält die ganze Partitur fast nichts Neues; alle diese Arien, Duette, Chöre u. s. w. aus „Donna del Lago", „Zelmira", „Moses" ꝛc. sind schon oft und dazu von Künstlern, wie die Malibran, Pasta, Rubini, Garcia und anderen, gehört worden. „Robert Bruce" wird also in Ermangelung anderer Novitäten fortgegeben werden, ohne jedoch Casse zu machen.

Das Theatre français hat den Geburtstag Molières (15. Januar) dadurch gefeiert, daß es dieses Dichters „Don Juan oder das steinerne Gastmahl" zum ersten Male im Original-Manuscripte, statt der üblichen Bearbeitung von Pierre Corneille, gab. Die ganze Ausstattung war glänzend, die Dekorationen ausgezeichnet schön und Mozarts Don Juan-Musik begleitete, sehr geschickt angepaßt, die entsprechenden Situationen des Stückes.

In der Oper comique wurde Boisselots neue Oper „Ne touchez pas à la Reine" zum ersten Male und mit sehr großem Erfolge gegeben; obwohl Boisselot noch ziemlich jung und unbekannt ist und kaum erst seine auf Kosten der Regierung in Italien geführten musikalischen Studien beendigt hat, so läßt sich doch schon sagen, daß der junge Kompositeur ein ungewöhnliches Talent entwickelt hat, das sich schnell nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande Bahn brechen wird. Vor der Hand erlaube ich mir, Sie auf die obige Oper aufmerksam zu machen, die ganz gewiß in Deutschland Glück machen dürfte.

Im Vaudeville-Theater produzirten sich neben den Repetitionen älterer Stücke die ungarischen Instrumental-Sänger, Grunzwag, Schwartz, Weiß, Zörer, sie gefielen ohne sonderlich Casse zu machen, und werden jetzt eine Reise nach den Departements antreten. Zu gleicher Zeit mit ihnen produziren sich in dem neuen Theater „Bonne Nouvelle" die ungarischen Musiker und Tänzer Dobosy Karoly mit ziemlichem Erfolge.

Im „Gymnase-Theater" ist ein neues Lustspiel von Scribe gegeben worden: „Maitre Jean, ou la comédie à la cour". Dieses Stück hieß ursprünglich: „La jeunesse de Goethe, ou la cour de Weimar." Es behandelt die Jugend Goethe's, der am Weimarischen Hofe in ein Hoffräulein, Namens Gretchen, verliebt ist und für sie Rollen zu einer Liebhaber-Komödie, in der sie spielt, schreibt; er entdeckt plötzlich, daß der Erbprinz Karl dem bewußten Gretchen nachstellt, und die Intriguen, die er nun anspinnt, um sie diesen Nachstellungen zu entziehen, bilden den Inhalt des Stücks, indem ein alter Wirth, der zu Anfange des Stückes keine Idee vom Theater hat und am Schlusse selbst ein Lustspiel macht, das komische Element bildet. Das Stück ist eine gränzenlose Absurdität, außerdem aber so gränzenlos langweilig, daß das Publikum schon im ersten Akt einschlief.

Im „Gaité-Theater" war neu: „Les mystères du Carneval", Melodrama in fünf Akten, dem bekannten Romane von Paul Feval: „Les amours de Paris", nachgebildet. Das Stück ist in demselben Genre wie die „Gesellen", und sehr reich an effektvollen Scenen.

Fast alle Theater bereiten eine Menge von Novitäten vor, und die Monate Februar und März dürften in dieser Hinsicht sehr Interessantes bringen.

In den hiesigen Theaterverhältnissen sind seit kurzem bedeutende Veränderungen eingetreten. Neue Theater entstehen, alte gehen ein, andere schon stehende Theater nehmen eine neue Richtung an. Das sogenannte „Theatre Montpensier", jetzt „Theatre historique" genannt, eröffnet Anfangs Februar mit dem neuen Drama von Alex. Dumas: „La Reine Margot". Die mit Sculpturen etwas überladene Façade ist bereits frei und das Innere ganz fertig. Die Arbeiten in den Nebengebäuden dürften jedoch der Eröffnung am festgesetzten Termine vielleicht noch Hindernisse entgegen setzen.

Das durch seine militärischen Spectakel-Stücke bekannte „Theatre Olympique" geht mit letztem April ganz ein, und an seine Stelle tritt in demselben Lokale mit 1. September das neue Operntheater der Herren A. Adam und Mirecourt, das den Namen „Theatre des Arts" führen wird, welches vorzüglich dazu bestimmt, den Partituren junger Compositeurs, die in den beiden großen Operntheater zu viele Hindernisse finden, die Bahn zur Oeffentlichkeit zu brechen.

Das Kindertheater des Hrn. Comte im Passage Choiseul geht ebenfalls ein, und an seine Stelle tritt ein nach dem Muster des „Gymnase" organisirtes Vaudeville-Theater, das den Namen „Theatre de la Fantaisie" führen wird.

Ein unterirdisches Theater, „Salle Bonne-Nouvelle" genannt, ist am 1. Januar eröffnet worden, und vorzüglich für Pantomimen, Seiltänzer, Taschenspieler, Gaukler und andern Spectakel bestimmt.

Hr. Batel, Direktor der italienischen Oper, hat sein Privilegium desselben an einen hiesigen Wechsel-Agenten um 300,000 Fr. verkauft.

Lablache ist wieder hier eingetroffen und bereits in „Don Pasquale" und dem „Barbier von Sevilla" aufgetreten.

Die talentvolle Schauspielerin des „Gymnase-Theaters", Rose Cheri, die beliebte Darstellerin der Clarine Harlove und der Helene in: „La protégée sans le savoir", heirathet den Direktor des „Gymnase-Theaters", Hrn. Montigny, dessen Vermögen auf 2,000,000 Frcs. angeschlagen wird. Dem. Rose Cheri war vor zwei Jahren noch eine ganz unbedeutende Anfängerin, die von einem kleinen Provinz-Theater nach Paris kam, und im „Gymnase" mit 600 Frcs. jährlich für Aushülfsrollen engagirt wurde. Eine Rolle, die sie wegen Erkrankung der damit betheilten Schauspie-

Digitized by Google

lerin übernahm, hob sie in der Gunst des Publikums; neue Rollen wurden für sie geschrieben, und jetzt bezieht sie eine Gage von 30,000 Francs.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 2. Febr.) So eben hat auch Hr. Hofzahnarzt Dr. Frisoni zwei vollkommen gelungene Versuche mit Anwendung von Schwefeläther bei Herausziehung großer Backenzähne gemacht. Die Betäubung trat nach 5 bis 6 Athemzügen ein. Die Operirten hatten das Gefühl, als schwebten sie in die Lüfte empor, in demselben Augenblicke, als die Operation vor sich ging. Nach einer halben Minute kamen sie zur vollkommenen Besinnung.

Die Theurungsfrage verschlingt gegenwärtig in allen Ländern Europa's beinahe alles anderweitige Interesse. Das alte, stolze Europa ist jetzt bei dem jungen Amerika Hülfe in der Noth zu suchen gezwungen. Man schreibt der „Allg. Zeitung" in einem Handelsberichte aus London, daß Nordamerika in den ersten 6 bis 7 Monaten des Jahres 1847 aus Europa 8 bis 10 Millionen Pfund Sterling ziehen werde, und daß ein so großartiger Geldabfluß natürlich nicht ohne eine Erschütterung der europäischen Geldmärkte vor sich gehen könne.

Korrespondenz.

Hamburg, Ende Jan.

Schneider's Benefiz. — Krebs' Konzert.

Ich habe Ihnen von einem höchst interessanten Theaterabend zu melden, dem Benefiz des nun bald von uns scheidenden Hrn. Heinrich Schneider. Hr. Schneider, der von Frankfurt zu uns kam und nun bald wieder zu Ihnen zurückkehrt, gehört zu denjenigen Künstlern, die, von der Natur mit herrlichen Gaben ausgestattet, durch Fleiß und unermüdlichen Kunsteifer sich in kurzer Zeit in überraschender Weise entwickelt und zu einem Liebling des Publikums emporgeschwungen haben. Das konnte man an diesem Abend recht wahrnehmen, wo Schneider in Dr. Wollheim's „Dom Sebastiam" einen wahren Triumph feierte. Der Benefiziant gab die schwierige Titelrolle mit so viel Wärme und Innigkeit, mit so viel Kraft und poetischem Feuer, daß der Jubel kein Ende nehmen wollte und er mehr als sechsmal gerufen wurde. Am Schlusse erhielt Hr. Schneider seinen wohlverdienten Kranz und dankte, sichtbar gerührt, in einigen angemessenen und bescheidenen Worten. — Am 29 Jan. fand das große Konzert unseres Kapellmeisters Krebs in der Tonhalle statt. Diese Krebs'schen Konzerte sind das Großartigste und Imposanteste von Allem, was uns alljährlich in der Art geboten wird; es sind großartige Musikfeste, die ihrem Lenker und allen Hamburger Künstlern zur höchsten Ehre gereichen. So hatten wir im vorigen Jahre den Genuß, die David'sche „Wüste" in einer wunderbaren Vollendung zu hören; diesmal war es die Pracht-Ouverture zu „Struensee" und die neunte Beethoven'sche Symphonie, die von 350 Mitwirkenden uns vorgeführt wurden. 350 Mitwirkende, 150 Musiker und 200 Sänger, darunter mehrere Liedertafeln, eine bunte Zusammensetzung; langbebartete Künstler und ehrbare Kaufleute sah man unter den Musikern und alte bemoos'te Häupter standen unter den Sängern wie Eichbäume, umkränzt von einem lieblichen Mädchenflor. Die Ouverture zu Struensee ist ein Prachtstück, wie alle Meyerbeer'schen Compositionen, etwas raffinirt, aber die Harfen- und Geigenpartieen sind zum Entzücken schön behandelt. Auch die jugendliche Sängerin, Tochter eines ergrauten Gesanglehrers, die eine Arie von Händel vortrug, zeigte ein sublimes Talent. Russische Sympathieen sind in Hamburg nicht vorhanden, das bemerkte man beim Vortrag einer russischen Sängerin, der ziemlich spurlos vorüber ging. Bei der rauschenden Lindpaintner'schen Jubel-Ouverture habe ich den Orchesterdändiger Krebs als einen Dirigenten, der seines Gleichen sucht, bewundert. Und nicht minder unsere Mad. Tornet (in der großen Arie aus „Hernani"), die eine wahre Gesangszauberin ist. Endlich die Symphonie von Beethoven mit Chor. Beschreiben läßt sich so etwas nicht; es wäre wie wenn man einen Hungrigen mit einer Vorlesung über einen Braten abspeisen wollte. Diese Symphonie ist das Jauchzen und Jubeln der Engel und Seraphim und die meisterhafte Ausführung machte einen ungeheuern Eindruck. Eine Dichterin gerieth darüber in Verzückungen, vor mir brach ein Philister mit dem Stuhle ein und ein in meiner Nachbarschaft sitzender Schwätzer, der mich lange durch seine unnützen Bemerkungen ennuyirt hatte — verstummte. — Und das Publikum? — Es war großentheils ein aristokratisches und daher eine gewisse vornehme Kälte in den Beifallsäußerungen. Wollten die Leute ihre glacéledernen Handschuhe schonen? Waren keine Pfotenhauer da? — Denn während im Theater aller Schund applaudirt wird mit Händen und Füßen, war man hier im Ganzen ziemlich kühl. Es ist daher vielfach der Wunsch ausgesprochen, daß Kapellmeister Krebs mit seinen Getreuen diese göttliche Symphonie einem größern Publikum noch einmal vorführen möge.

Wiesbaden, 2. Febr.

Als eine interessante Episode in den Productionen unserer Bühne, welche in ihrem Kreise ruhig und stille fortwaltet, erschien das Konzert, womit uns gestern Abend die 8 pyrenäischen Sänger auf ihrer Wanderschaft durch Europa erfreuten. Diese Sänger, welche sich uns in dem netten Costüm der Landleute in den Pyrenäen präsentirten, überraschten hier wie anderwärts durch die seltene Präcision in dem ganz eigenthümlichen Gesangsvortrage ihrer Nationallieder, worin Originalität mit Harmonie eng verbunden sind. Die ersten Stimmen dieses kleinen Sängercorps sind vorzüglich besetzt, und so lieblich und wohlthuend das Piano der Sänger im Bolero wirkte, so mächtig ergreifend erschien uns ihr klangvolles Forte im Kriegsgesange der Bergbewohner. Wie man vernimmt, gedenken die Wanderer noch ein zweites Konzert dahier zu geben, um sodann durch die Rheingegend und über Paris an die Ufer des Adour zurück zu kehren. — Dem Konzerte vorher ging: „der galante Abbé", ein Lustspiel nach dem Französischen, welches gleich seinen zahlreichen Geschwistern das Gepräge großer Oberflächlichkeit und Unwahrscheinlichkeit an sich trägt, und das selbst in Paris nur durch die meisterhafte Darstellung Bouffé's einige Zeit hindurch Glück machen konnte. Der gezwungenen Manieren und des geschraubten Conversationstons einiger Mitspielenden ungeachtet, erscholl lebhafter Beifall in den Scenen, wo der fromme Abbé wider seinen Willen zum Operettendichter und Schauspieler gemacht wird. Hr. Gremmer, ein tüchtiges Mitglied unseres Schauspiels, bewegte sich mit Leichtigkeit und Sicherheit in der Titelrolle. Am Schlusse des Stücks hervorgerufen, erschien derselbe — allein, was um deswillen hervorgehoben zu werden verdient, weil man hier beim Hervorruf eines Mitglieds das Erscheinen von drei und vier Personen zugleich in letzterer Zeit öfters wahrnehmen konnte. Dergleichen vermeintliche Auszeichnungen werden alsbald, gleich Ordensverleihungen, in die Statistik des Theaterjournals einregistirt, während damit für das Institut selbst durchaus nichts gewonnen wird.

Buchstabenräthsel.

Schreckhaft tönt Manchem es mit b;
Bald viel, bald wenig gilt's mit d;
Mit f erzeigt man ihm viel Ehr';
Mit m macht es das Leben schwer;
Leicht ist mit n es immerhin;
Mit s erscheint es uns stets grün;
Grau aber wird's mit u sich zeigen;
Mit t ist's nur den Fischen eigen.

B—m. G. Buck.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Febr. Die feindlichen Brüder, oder: Der Doctor und der Apotheker, Possenspiel in 4 Abth., von Dr. C. Raupach.

Redacteur: J. L. Hellre. — Druck und Verlag von Hellre und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 38. Sonntag, den 7. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günthee.

(Fortsetzung.)

Die Mittheilung der Erlebnisse Antons machte auf Michel einen tiefen Eindruck; er fühlte sich mehr zu seinem Freunde hingezogen.

Dieser Umgang hatte einen großen Einfluß auf Michels Leben und Bildung. Anton lernte das Herz seines Freundes kennen; auch konnte es seinem Blicke nicht verborgen bleiben, wie unwissend Jener noch war; er machte es sich zur Aufgabe, an dessen Bildung nach Kräften zu arbeiten.

Nachdem sie sich gegenseitig ausgetauscht, kamen sie seltener auf ihre früheren Tage zurück; in ihren Feierstunden erzählte Anton oder er las aus einem Buche vor. Bald war in Michel der Wunsch rege geworden, auch lesen zu lernen; der Leseunterricht begann und als hier Michels Fleiß die größten Schwierigkeiten überwunden, fing er auch an, zu schreiben. Der Kapitän hatte den Freund seines Freundes auch liebgewonnen, daher durften Beide jeden Abend einige Stunden in seiner Kajüte zubringen. Michels Fortschritte waren bald erheblich.

Wenn das Schiff zu Köln vor Anker lag, dann mußte der Freund jedes Mal mit ihm bei seiner Anna einkehren, und Beide fanden eine herzliche Aufnahme. Die Freude, welche dann in den häuslichen Kreis einzog, war groß, nur ward sie in etwas gedämpft durch Antons Ernst, welcher anfänglich durch der Liebenden Glück hervorgerufen wurde.

Es ging der Fischerfamilie jetzt erträglicher; Michels Ersparnisse waren beträchtlich und auch Anton vergalt die Gastfreundschaft so reichlich, daß man nicht wohl annehmen konnte, seine Geschenke seyen nur eine Vergeltung für die Pflege, welche man ihm angedeihen ließ.

Zwei Jahre ungetrübten Glückes waren seit der Jünglinge Bekanntschaft von der flüchtigen Gegenwart der unermeßlichen Vergangenheit überantwortet worden. Der Zugvogel hatte seine Heimath gewechselt, die Felder am Rheinesufer waren gelb geworden, die Bäume waren ergraut und vorangegangene Stürme hatten ihre Scheitel zerfaus't und das vergilbte Laub hinweggetragen. Der Herbst war gekommen.

Nur wenige Stunden unterhalb der Stadt fuhr ein Schiff stromaufwärts; im Schiffe war Michel. Er stand auf dem Verdecke und schaute der lieben Heimath zu und den theueren Angehörigen entgegen mit einem Herzen voll der größten Sehnsucht und der schönsten Hoffnungen.

Der Tag war schön und heiter wie des Matrosen Gemüth, es war einer von jenen Tagen, die uns die Seele mit Wehmuth füllen, indem sie uns an den schönen Lenz erinnern, der schon entflohen; einer von jenen Herbsttagen, an welchen der Sommer noch ein Mal sein Haupt schlummertrunken emporhebt, um uns ein „Ade" zu sagen vor seinem festen und unerbittlichen Schlafe.

Ein Bild dieses Tages waren Michels Hoffnungen, auch sie hoben sich empor, um für eine gute Zeit zu sinken.

Der folgende Tag zeigte ein finsteres Gesicht; auf dem Strome und über der Stadt lag ein dichter, grauer Nebelschleier, der von einem frostbringenden Nord nicht zum Weichen gebracht werden konnte; die Wellen, noch vor wenigen Stunden grün und still, waren lehmfarben und murmelten die melancholischen Weisen des Herbstes.

Das Fahrzeug war gelandet und die beiden Freunde schritten über das unter ihren Füßen rauschende Laub hin. Sie langten in der Goldgasse an; aber zu ihrem nicht geringen Befremden fanden sie ihr Absteigequartier verschlossen. Ein Nachbar gab die Nachricht, daß die Familie in Holland eine Erbschaft gethan und daß man vor vierzehn Tagen schon dahin gereist sey; man habe hinterlassen, wenn Michel käme, dann möge er zum Notar M..... gehen. Dahin begaben sich die Freunde.

Vor etwa dreißig Jahren traten zwei Brüder des alten Johannes in den Dienst eines Kauffahrers. Sie lebten sparsam und hatten sich nach einigen Jahren schon ein gutes Sümmchen zurückgelegt. Dieses und ihr kleines Vermögen lieferten sie an ihr Handlungshaus ab mit der Bitte, man möge das Geld im Geschäfte mit anlegen. Das Haus wae glücklich in seinen Unternehmungen; die Brüder wurden reich. Nach fünfundzwanzig Jahren starb der eine, der andere sah den Storch noch zwei Mal über das Meer fliegen, dann ging auch er hinüber zu seinem Bruder.

Klein war der alleinige Erbe; sein Vermögen belief sich auf fünfzigtausend Thaler. Ehe er nach Amsterdam abgereist war, hatte er den Notar autorisirt, an Michel dreihundert Thaler auszuzahlen, ihm in seinem Namen zu danken für seine Anhänglichkeit und ihm mit dem Danke zugleich ein Lebewohl zu sagen.

Michel schob die Summe, welche der Notar schon auf den Tisch zu zählen angefangen, unwillig zur Seite und bat, man möge das Geld an seinen Herrn remittiren mit dem Bemerken, er werde nach wenigen Wochen bei Herrn Klein einsprechen.

Als die beiden Freunde das Freie erreicht, wandte sich Michel verstimmt an Anton mit der Frage, was er über seines Pflegevaters Handlungsweise denke.

„Das liegt am Tage," entgegnete der Gefragte; „er glaubt, daß Anna zu etwas Größerem berufen, als die Frau eines Schiffers zu werden."

„Das ist auch mein Gedanke; er will mir meine Ansprüche auf seine Tochter um eine elende Summe abkaufen, — Ansprüche, welche ich für sein doppeltes Vermögen nicht aufgeben möchte."

„Aber was dann," wurde ihm replicirt, „wenn auch in der Tochter Herz dieselben Ansichten eingezogen, welche der Vater hegt?"

Digitized by Google

„Das ist nicht möglich," suchte sich Michel Hoffnung zu machen; „Anna denkt zu edel."

„Das meine auch ich, denn selten wird man es gewahren, daß das liebende Herz eines Weibes durch unvorhergesehene Glücksereignisse eine Aenderung erlitte," argumentirte Anton, indem die Schatten eines tiefen Ernstes sich über seine Züge lagerten. „Das Weib," so fuhr er fort, „ist in seinen Neigungen beständiger wie der Mann; dieser kann oft lieben, jenes aber, wenn es ein Mal wahr geliebt, stirbt eher am gebrochenen Herzen, als daß es seiner Liebe untreu würde. Es giebt Weiber, deren Gefühl zu tief und zu zart ist, als daß wir sie ganz verstehen und zu würdigen lernten, — zu diesen zähle ich Deine Anna."

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Schiersfeld ist das nächste Dörfchen. Es muß jedenfalls einst bedeutender gewesen seyn, als es jetzt ist, denn schon im Jahre 962 kommt es in einer von Kaiser Otto I. der Abtei Sanct Maximin bei Trier ertheilten Urkunde über deren Besitzungen im Nahgaue unter dem Namen Sceringesfeld vor. In dem Mainzer Synodalbuche von 1401 wird unter dem Aechidiaconat des Domprobsts im Landkapitel Münsterappel ein Pfarrer zu Scheringesfeld angegeben. Ursprünglich scheint der Ort zwischen mehreren Besitzern getheilt gewesen zu seyn; ein Theil nämlich gehörte zur Grafschaft Veldenz und kam nachher an Zweibrücken; ein anderer besaßen die Wildgrafen; als Lehen gaben sie es an ihre Vasallen. Johann Wolfgang von Löwenstein besaß es zuletzt, worauf es heimfiel. Im Jahre 1660 verkauften die Wildgrafen Georg Friedrich und Johann zu Dhaun ihren halben Theil an Schiersfeld und Niederkirchen an Herzog Friedrich Ludwig von Zweibrücken. Die andere Linie der Wild- und Rheingrafen besaß Leibeigene zu Schiersfeld, welche 1679 an Kurpfalz abgetreten wurden. Zweibrücken blieb im Besitze seiner Antheile, bis die Revolution den Zustand dieser Lande völlig umwarf.

Von Schiersfeld bis Cöln hat das Thal einen sehr lieblichen Charakter. Der Thalgrund ist breit und reiche, blumige Wiesengründe füllen ihn aus.

Cöln ist ein kleines Dörfchen. Der Name weckte eigenthümliche Erinnerungen, zumal bei dem Anblick des kleinen, noch neuen Kirchleins. Ob der Namen aus Colonia, wie dort unten am Rheine, entstanden ist, blieb mir dunkel, da keine historischen Erinnerungen mir schriftlich zu Gebot standen, die mich hätten belehren können.

Die Gluth des Tages begann sich zu legen und die gesunkene Kraft erhob sich wieder. Aus dem blühenden Wiesengrunde und vom duftenden Walde her wogten mir süße Düfte zu. Die Abendsonne verklärte das Kirchlein von Cöln an der Alsenz, wie den herrlichen Dom am Rheine im andern Cöln, und fromme Beter hier wie dort, haben gleiche Verheißung, gleichen Segen, selbst wenn dies Kirchlein evangelisch seyn sollte, was freilich manche ultrafromme Seele da unten am Rheine in Abrede stellt und nicht wenige Andere noch außer Cöln.

Bayerfeld war bald erreicht. Es bildet mit Steckweiler Eine Gemeinde. Sie liegen, durch die Alsenz getrennt, nahe bei einander.

In geringer Entfernung erreicht man Steingruben, wahrscheinlich so genannt von Steinbrüchen, die hier im Gange waren.

Dielkirchen war mein Rastort, ein freundliches Dorf, wo man im Gasthause bei Hofter sehr gut aufgehoben ist.

Das Thal hat sich hier erweitert und die Rebe gedeiht vortrefflich am südlichen Abhange der hohen Berge. Westlich von dem Dorfe erhebt sich in allmäligem Ansteigen der Stahlberg zu einer Höhe von 1337 Fuß. Die Aussicht von seiner Höhe soll entzückend seyn. Drückende Hitze hielt vor seinem Ersteigen ab. An Quecksilber-Erzen war er und ist er noch nicht arm. Sein Gipfel heißt Königsstuhl, wie der des Donnersbergs und des Berges, an den sich Heidelberg lehnt. Willkürlich sind solche Benennungen aus der Vorzeit schwerlich, und es möchte die Vermuthung vielleicht nicht zu keck seyn, daß es Gerichtsstätten waren. Dielkirchen war ehedem zwischen Zweibrücken und Falkenstein getheilt.

Mein nächstes Ziel war Rockenhausen, ein ansehnliches Städtchen, und ehemals kurpfälzisches Unteramt. Der Ort ist sehr alt. Schon 897 kommt es in einer Urkunde des Kaisers Arnulf vor, wo es Rogkenhuson heißt. In dieser Urkunde wird es den sogenannten „salischen Landen" zugezählt, gehörte also zu den ursprünglichen Kaiserländereien, den Tafelgütern, oder mit andern Worten zu jenem Gebiete, dessen Ertrag den Kaisern zum Unterhalte überwiesen war. Ueber diese Güter herrschten die Grafen, und hier namentlich die Raugrafen von Alten-Baumberg. Als sich später das Raugrafenhaus in die zwei uns schon bekannten Linien theilte, blieb Rockenhausen zwischen beiden getheilt. Auf besondere Bitten erhob Kaiser Ludwig IV. Rockenhausen zu einer Stadt und ertheilte ihr 1332 die Freiheiten und Rechte Frankfurts. Was aber die Gunst des Geschickes der Schwester am Maine gewährte, das versagt sie der am Ufer der Alsenz, und während dort sich Macht und Reichthum, Handel und Verkehr concentrirte, blieben die Freiheitsbriefe hier unbenutzt im Kasten des Raths, und der Fluch blieb, seine Furchen ziehend, hier Herr und Gebieter, während dort Alles, was der rasche Verkehr in seinem Gefolge hat, seine Vortheile darbeut.

Es ist dasselbe, was man halb scherzend, halb ernst so oft im Leben von Menschen hört, denen etwas nicht recht glücken will: „Ich bin zu spät geboren!" Indeß — was hätte dann das Städtchen an der Alsenz erobern können, auch wenn sein Freiheitsbrief noch so alt wäre? Frankfurt liegt in der Mitte zwischen Nord- und Süddeutschland — da liegt die Quelle des Glückes, — eine Quelle, die Gnadenbriefe nicht hervorbringen können. —

Schon bei Alten-Baumberg habe ich der Geschicke der Raugrafschaft gedacht. Rockenhausen erfuhr sie als ein Zubehör dieses Grundbesitzes mit. So kam Rockenhausen nebst seiner Burg an die Pfalz. Die Raugrafen besaßen nun die Stadt als pfälzisches Mannlehen, bis endlich 1457 Raugraf Otto sie völlig an die Pfalz verkaufte. Im Jahre 1470 gestattete Friedrich I. von der Pfalz, daß Wirich von Dhaun und Oberstein unter Vorbehalt der Oeffnung, Rockenhausen lebenslänglich besitze. Er verpflichtete sich aber dagegen, mit dem Heerbanne der Pfalz gegen Ludwig von Veldenz zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Konzert von Conrad Baldenecker.

Unter den Konzerten dieses Winters zu wohlthätigen Zwecken, deren wir neuerlich Erwähnung gethan haben, ist das obengenannte als das glänzendste und ergiebigste zu bezeichnen; denn es hatten sich bei demselben nicht nur die angesehensten und reichsten Bewohner unserer Stadt betheiligt, sondern auch in so großer Zahl eingefunden, daß die weiten Räume des Saales schon eine Stunde vor Beginn des Konzertes überfüllt waren. Das Gedräng im Saale und der Andrang zu demselben war so groß, wie wir es wohl seit Jahren nicht gesehen haben, und nicht nur jedes noch freie Plätzchen des Orchesters, sondern auch die Galerien und Corridors wurden von dem Auditorium so zu sagen er-

Digitized by Google

obert und in Beschlag genommen. Die mit einem solchen Zusammenströmen von Zuhörern verknüpften Unannehmlichkeiten der beengten Placirung, der immer steigenden Hitze, des Drängens und Stoßens, der fortwährend gestörten Ruhe und Aufmerksamkeit waren eben nicht geeignet, die dargebotenen Kunstleistungen genußreich zu machen, sondern mußten solche nur beeinträchtigen. Auch verließen Viele, zu welchen Ref. sich zählt, schon nach der ersten Abtheilung das Konzert, dessen Hauptzweck übrigens vollkommen erfüllt war, da es einen Ertrag von über fl. 1700 erzielt haben soll. Eine kritische Analyse dessen, was in künstlerischer Beziehung geleistet wurde, möge man uns dies Mal erlassen, denn das Programm war überreich und das Konzert währte bis 10½ Uhr. — Was den Konzertgeber, Hrn. Conrad Baldenecker, betrifft, so hätte derselbe, um dem Publikum seine Rückkehr in die Vaterstadt nach zweijähriger Abwesenheit zu vermelden, keine bessere Visitenkarte und keinen mehr gültigen Empfehlungsbrief ausgeben können, als diesen, der zu Alt und Jung, zu Reich und Arm gelangt ist. Sein ausgezeichnetes, alle technischen Schwierigkeiten kräftig und sicher bewältigendes und energisches Klavierspiel, das er auch heute genugsam und unter glänzender Anerkennung geltend machte, ist so bekannt, daß es keiner Anrühmung bedarf, und da es diesmal im Dienste der Humanität wirkte, so konnte es nur um so wohlwollender und beifälliger vernommen werden. — Aloys Baldenecker ist ein talentvoller und für sein Alter bereits sehr vorangeschrittener Kunstjünger. Er spielte mit Präzision und Kraft, sowie auch mit sehr belebtem Vortrag, und wurde nicht minder als sein Bruder Conrad durch den ungetheiltesten Beifall belohnt. — Schließlich dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß das ausgezeichnete Clarinettspiel des Hrn. Möhrenschläger aus Erlangen allgemein ansprach, wobei wir zugleich wiederholt auf das von ihm und seinem Bruder zu veranstaltende Konzert verweisen; beide Virtuosen verdienen freundliche Beachtung. — Ueber das finanzielle Resultat des Baldenecker'schen Konzertes wird das verehrte Komité öffentlichen Bericht erstatten.*) Unterdessen haben wir ihm sowie den Herren Baldenecker und allen Mitwirkenden gewiß im Einverständniß des Publikums den wärmsten Dank für die Veranstaltung und Ausführung des genannten Konzertes abzustatten. W.

*) S. Spalte 8 dieser Nummer.

Mannichfaltigkeiten.

Von einem neuen Versuche mit Anwendung des Schwefeläthers, der am 28. Jan. in der zweiten chirurgischen Klinik zu Wien von Prof. Schuh bei der Amputation eines Oberschenkels gemacht wurde, sagt ein Berichterstatter der „Allg. Ztg.": „Die Operirte fühlte gar keinen Schmerz und schien nach meisterhaft vollendeter Operation wie von einem leichten Rausche zu erwachen." — Von gleich günstigem Resultate war die ebendort von Prof. v. Wattmann unternommene Resection eines Unterkiefers, welche über 40 Minuten dauerte. An mehreren chirurgischen Instituten Englands und Frankreichs wurde diese Erfindung, deren Wiege Amerika ist, ebenfalls schon benützt, und einen neuesten Fall aus der Charité, der nicht nur schmerzlos, sondern mit angenehmen Empfindungen für den Patienten verbunden gewesen seyn soll, erzählt der „Galign. Messenger." Ein Mädchen, welches von der Narkose erwachte, rief aus: „Mein Gott, wie war es mir so wohl! Ich war bei den Engeln und erwache nun wieder, um die gräßliche Amputation zu erleiden!" Hierauf erhielt sie zur Antwort, daß diese bereits beendigt sey.

(Basel, 27. Januar.) Für das eidgenössische Freischießen in Glarus, das in diesem Jahre ganz besonders großartig gefeiert werden soll, gehen bereits von allen Seiten Ehrengaben ein, von hier sind schon ansehnliche Summen dahin abgegangen. Mehrere schieß- und wettlustige Engländer bewerben sich abermals um das Schweizer Bürgerrecht, lediglich im Hinblick auf die große Ehre, beim Freischießen auf die sogenannten eidgenössischen Scheiben schießen zu dürfen. Einige wettlustige Söhne Brittaniens hatten das auch bei dem hiesigen eidgenössischen Freischießen im Jahre 1844 gethan (was ihnen jedoch sehr theuer zu stehen kam.)

(Schaffhausen.) Die hiesige Regierung hat den Verkauf und Genuß des Fleisches von Pferden, Eseln und Maulthieren unter gewissen Bedingungen gestattet. Sie hat hierüber eine eigene Verordnung erlassen. (Zürch. Z.)

Korrespondenz.

Nürnberg, 2. Febr.

Die unangenehme Wahrnehmung, daß unsere vor Zeiten so gesuchten und weit verbreiteten Manufacten an Ruf und Geltung mehr und mehr verlieren und daß durch die nothwendig erscheinende Concurrenz die Preise auf einen betrübenden Stand herabgedrückt wurden, rief endlich eine Maßregel hervor, die allein im Stande ist, dem um sich greifenden Uebel zu begegnen. Patriotische Männer gründeten hier einen Verein im vorigen Jahre, der sich zum Ziele setzte, durch Herbeischaffung neuer Muster, Verschönerung und Verbesserung der hiesigen Producte mit Anwendung der neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen und durch gegenseitiges Zusammenhalten der Producenten dem Gewerbwesen aufzuhelfen. Es wurde demnach ein Gewerbverein in's Leben gerufen und er fand die regste Theilnahme unter allen Ständen; passende Localitäten räumte der Magistrat ein, der auch zur Anstellung eines sachvertrauten Chemikers als technischen Gewerbcommissairs die Mittel gewährte. Der Verein begann seine Thätigkeit im August v. J. und hielt wöchentlich eine Sitzung, in der die Arbeiten der einzelnen Sectionen vorgelegt wurden. Diese erstreckten sich zuerst über die Feuerungsweisen, führten aber bis jetzt zu keinem allen Anforderungen entsprechenden Resultate. Da hier die sogenannten Rustgen, die Rothschmiede, die bedeutendste und eine vielverzweigte Innung und namentlich ihre verschiedenartigen Erzeugnisse den Hauptartikel für den hiesigen Manufacturhandel bilden, so suchte man zunächst die Oberfläche dieser metallenen Producte zu verschönern. Die Entdeckungen der Physik bezüglich der Wirkung der Electricität und des Galvanismus auf Metalle gaben die Anhaltspunkte. Die ausgestellten Producte sind zu den ergiebigsten Hoffnungen berechtigend. Eine Reihe von metallenen Geräthschaften und galvanoplastischen Statuetten, ganz gelungene Galvanographieen von Kupferplatten und Holzschnitten, einige verplatinirte, contact versilberte und vergoldete Gegenstände des Luxus und Hausbedarfs geben Zeugniß vom Beginnen der Lösung der gestellten Aufgabe. Besondere Anerkennung erregt der durch galvanische Fermung erzeugte Anhauch der Metalle, der ähnlich dem Glanze der Perlmutter, nur feueriger, ist, und auch die Oxydation abhält. Das zum Erzeugen dieser überraschenden Färbung nöthige Verfahren wird bereits in einigen Werkstätten angewendet. Die ihnen zufließenden Aufträge zeigen, daß die Sache Anklang findet. Der Gewerbverein wird nun mehrere Gewerbs-Gegenstände verschiedener Art seiner Prüfung unterwerfen und theils durch practische Darlegung der erlangten Vortheile den Producenten an die Hand gehen, theils ihnen die Mittel zur geschmackvolleren Ausstattung bieten durch Vergleich mit ausländischen Waaren, die einer genauen Prüfung bezüglich ihrer Güte und ihres Preises unterworfen werden. Die Handwerkerunterstützungskasse hilft gerne jedem thätigen Manne; die Umsatzsumme derselben ist wirklich bedeutend, ihr Verlust seit ihrem Bestehen nicht erheblich. Der Verein erhält nun ein größeres Local, in dem auch ein umfangreicheres Laboratorium errichtet werden kann; die Miethe desselben von 310 fl. zahlt der Magistrat. Doch ist zu hoffen, daß die Kirchenverwaltung, der das seither für Schulen benützte Gebäude gehört, dasselbe für den Gemeinzweck unentgeltlich ablasse. Die Einnahme des Vereins, größtentheils gedeckt durch die Beiträge der Mitglieder, betrug 3091 fl., die Ausgaben 1418 fl.

Digitized by Google

Stuttgart, 3. Febr.

Leider hat bei uns vorige Woche das Brod wieder aufgeschlagen und auch gestern sind die Fruchtpreise an der hiesigen Schranne wieder in die Höhe gegangen. — Aus den Verhandlungen der letzten Sitzung unserer Abgeordnetenkammer entnahm man gelegentlich einer Anfrage des Abg. Barchet wegen wohlfeiler Abgabe von Viehsalz an die Landleute als Gegenmittel gegen die Kartoffelkrankheit, daß in diesem Augenblick von der Direktion des landwirthschaftlichen Institutes zu Hohenheim Versuche zur Erprobung dieses mehrfach empfohlenen Mittels angestellt werden, und daß sich auch der landwirthschaftliche Hauptverein ernstlich mit dieser Frage beschäftigt. An einer billigen Ablassung von Salz zu diesem Behufe an die Landwirthe ist nicht zu zweifeln. — Vorgestern trat der Bruder der berühmten Jenny Lutzer, verehlichten Legationsrath Dingelstedt, als Gast im „Liebestrank" auf und gefiel sehr. Er hat eine angenehme Baritonstimme und soll, wie es heißt, für zweite Rollen, die ersten hat bekanntlich Hr. Pischek, engagirt werden. Auch seine Schwester wird sich zur Freude unserer Gesangsfreunde demnächst in einem Abonnementskonzerte wieder hören lassen.

Darmstadt, 4. Febr.

Bei der Bürgerversammlung vom vorigen Sonntag ist ein Ausschuß gewählt worden, welchem der Auftrag ertheilt wurde, geeignete Vorschläge zur Verbesserung unseres Armenwesens an die betreffende Behörde gelangen zu lassen. Alles scheint hierorts auf die zweckmäßige Verwendung der auf belangreiche Summen sich belaufenden Armengelder anzukommen, und wenn dies durchgängig geschieht, so wird damit viel ausgerichtet werden können. — In Zwingenberg hat der Gemeinderath eine eben so einfache als zweckmäßige Vorkehrung zur Unterstützung der Armen getroffen, indem dort 80 Familien, die aus eigenen Mitteln die hohen Victualienpreise nicht zu bezahlen vermögen, täglich dreimal Kartoffeln erhalten können, und zwar zu dem geringen Preise von 5 kr. pr. Kumpf. — Unser Carneval erreichte gestern einen seiner Glanzpunkte, indem große Narrhalla-Versammlung mit Ball im Saale des Darmstädter Hofes war, bei welcher die der Gesellschaft zu Gebot stehenden mannichfachen Unterhaltungsmittel in bunter Abwechselung zur Verschönerung des Abends beitrugen. Musik, Gesang und Vorträge von zum Theil sehr belustigendem Inhalte folgten in bunter Abwechselung aufeinander und verfehlten ihre Wirkung nicht auf die Gemüther, die alle recht erheitert zu seyn schienen. Es fehlte nicht an verehrten Gästen, denen hoffentlich die Rückerinnerung das Wiederkommen nicht verleiden dürfte. Dem Ball, der um Mitternacht begann, ging eine pantomimische Darstellung voraus, die allgemein gefallen hat. Unsere noch junge Narrhalla (sie entstand erst im vorigen Winter) hat durch den gestrigen Abend einen glänzenden Schritt weiter gethan auf der Bahn ihrer Bestimmung, und wer Augenzeuge war und für Frohsinn Empfänglichkeit besitzt, wird uns sein beistimmendes Urtheil nicht versagen können. — Die Fenster der Druckerei des „Hausfreundes" waren am vorigen Samstag Abend einigen Steinwürfen ausgesetzt, welche mehrere Scheiben zerbrachen. Ob dieser Vorgang mit dem am Abend vorher in der Ochsengasse vorgefallenen Tumulte in Verbindung steht, oder ob er blos ein übel angebrachter Fastnachtsscherz war — dies wollen wir dahin gestellt seyn lassen. — Wie man vernimmt, so ist das Consortium von Straßenräubern, welches letzthin einem hiesigen Spediteur auf der nächtlichen Fahrt nach Frankfurt eine Summe von 6000 fl. raubte, kürzlich entdeckt und bereits zur gefänglichen Haft gezogen worden. — Der in seinem Fache sehr ausgezeichnete Professor der Magie, Dr. Ludwig Winter, welcher in Karlsruhe, Baden-Baden und andern Städten Vorstellungen mit großem Beifalle gegeben, ist unlängst hier angekommen und hat die Allerhöchste Erlaubniß erhalten, seine mannichfachen physikalischen Künste, die durch einen interessanten Vortrag noch mehr Reiz erhalten sollen, im großh. Hoftheater produciren zu dürfen. — Mad. Betty Knispel, geb. Fischer, welche im vorigen Jahre mit rühmlichem Erfolge als Sängerin zu Leipzig und London aufgetreten, ist mit ihrem Gatten, Hrn. Dr. Knispel, nach Paris abgereist, um dort in gleicher Absicht auf die Dauer von mehreren Monaten zu verweilen.

Frankfurt a. M.

Der hier lebende Maler Firmenich hat so eben eine größere Schweizerlandschaft vollendet, die, wie wir vernehmen, zu einer Ausstellung nach Antwerpen und Paris versendet, vorher aber am 7., 8. und 9. im Städel'schen Institut ausgestellt seyn wird.

Das auf mehreren Bühnen mit so großem Erfolg gegebene und dem Kenner der deutschen Literatur bereits rühmlichst bekanate Trauerspiel von Michael Beer: „Struensee" wird künftigen Montag den 8. d. zum Vortheil des Hrn. Breuer auch hier zur Aufführung gelangen und zwar mit der von dem Bruder des Dichters (Meyerbeer) eigens dazu componirten Musik. Die Anzeige dieser vielversprechenden Vorstellung wird genügen, die Aufmerksamkeit der Theaterfreunde auf deren Besuch hinzulenken und ist die Einstudirung, wie wie vernehmen, mit Fleiß und Sorgfalt geschehen.

Das von Hrn. Aguilar beabsichtigte Konzert wird erst am 17. d. M. stattfinden und behalten wir uns nähere Mittheilungen über dasselbe vor.

Danksagung.

Der Erfolg des am 2. d. Mts. zum Besten hiesiger Armen veranstalteten Konzerts, dessen Reinertrag, einschließlich mehrerer außerordentlichen Geschenke und nach Abzug der unvermeidlichen Kosten, nach untenstehendem Ausweis die Summe von fl. 1702. 7 kr. erreicht hat, legt dem unterzeichneten Comité mit Hinblick auf seine Aufforderung vom 15. Januar 1847 die angenehme Pflicht auf, allen denjenigen Freunden der Armen, welche durch Gaben oder durch Leistungen mitgewirkt haben, dieses so befriedigende Ergebniß herbei zu führen, hiermit den innigsten Dank öffentlich auszusprechen. Ganz besonders gilt derselbe dem Konzertgeber, Hrn. Conrad Baldenaecker, dem verehrlichen Instrumental-Verein, Hrn. Kapellmeister Guhr, Fräul. Moritz, Fräul. Wilkens, Hrn. Basse Hrn. A. Baldenecker, Hrn. Bockmühl, Hrn. Möhrenschläger ferner Hrn. Gastwirth Schmidt, im Weidenbusch, welcher den Saal, der löblichen Direktion der Frankfurter Gasbereitungsgesellschaft, welche dessen Beleuchtung, Hrn. Dondorf, welcher die Eintrittskarten, Hrn. Musikhändler André, welcher deren Verkauf, Hrn. Schreinermeister Büttler, welcher das Aufschlagen des Podiums, Hrn. Volz, welcher die Fahrten, und die löblichen Redactionen der Ober-Post-Amts-Zeitung, des Frankfurter Journals, und des Intelligenzblattes, welche die Aufnahme der betreffenden öffentlichen Bekanntmachungen unentgeltlich zu liefern und zu bewirken die Güte gehabt haben.

Die Vertheilung des obigen Reinertrags an hiesige Arme, und zwar vorzugsweise an verschämte Arme, durch das unterzeichnete Comité hat sofort nach möglichst gewissenhafter Erwägung statt gefunden.

Möge der reichste Segen sowohl für die Geber, als für die Empfänger den gespendeten Gaben zu Theil werden!

Frankfurt a. M., 4. Febr. 1847.

Moritz von Bethmann, Geistliche Rth Stadtpfarrer **Bohn**, **L. Brentano**, **J. C. J. Einbigler**, **Moritz Geß**, Direktor **Grimm**, Schöff **Dr. Harnier**, Pfarrer **Dr. König**, de **Neufville-Humser**, **Dr. Schlemmer**, Pfarrer **Schrader**, **Leopold Stein**, Rabbiner, **G. J. A. Wagner**.

Ausweis:

1109 Billets	fl.	1663. 30 kr.
Geschenke	„	187. 33 „
Zusammen	fl.	1851. 3 kr.
Kosten	„	148. 56 „
Reinertrag	fl.	1702. 7 kr.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Febr. Die feindlichen Brüder, oder: Der Doctor und der Apotheker, Possenspiel in 4 Abth., von Dr. C. Kanpach. Vorher geht: Ein Arzt, Lustspiel in einem Act, nach einem französischen Vaudeville frei bearbeitet von J. Ch. Wages.

Sonntag, 7. Febr. Die Jüdin, große Oper in 5 Abth., Musik von Halevy.

Montag, 8. Febr. (Zum Vortheil des Hrn. Breuer und zum Erstenmale): Struensee, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Michael Beer. — Die Ouverture, die Musik zu den 4 Zwischenacten und die sonst zur Handlung gehörige Musik ist von Giacomo Meyerbeer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 40. Dienstag, den 9. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günther.

(Fortsetzung.)

Klein, dem sein Reichthum nach Rabener einen durchdringenden Verstand verliehen, fand es nicht schwer, sich Eintritt zu verschaffen in der fashionablen Sphäre; wahre Bildung übersehend, ward er nicht wenig eingenommen von der verteufelten Bildung mancher Kaufmannstochter, mancher Salonpuppe. Große Beispiele muntern zu großen Thaten auf. Auch seine Tochter sollte eine Galoppade klimpern und eine ditto tanzen lernen; auch sie mußte eine Rittergeschichte lesen können und ein Gedicht memoriren und deklamiren lernen; auch sie sollte den Gänsekiel handhaben und Gelegenheitsgedichte anfertigen lernen; auch sollte sie ferner eine schöne Scenerie, einen Sonnen-Auf- und Untergang, ein Gemälde und wer weiß, was noch sonst, mit einem gefühlvollen Ach! oder O! bewundern lernen, wie es sich für eine „geschmackvolle" Dame geziemt.

Man schaffte nicht weniger als ein halbes Dutzend Lehrer an. Die arme Anna mußte nun von früh bis spät klimpern und hopsen, lesen und erzählen, deklamiren und bewundern und schreiben und dichten, das arme Mädchen!

„Der Tanzlehrer ist da," sprach der Vater; „mache Deine Pas gut."

Sie entfernte sich, um — zu tanzen.

„Unsere Bekanntschaft von früher berechtigt mich, Ihnen meine Mißbilligung erkennen zu geben," begann Anton. „Schicken Sie immerhin Ihr Kind mit blutendem Herzen zum Tanze; haben Sie es ja nur zu verantworten, wenn Ihre Unvernunft mit der eigenen Tochter den Todesreigen aufführt."

Der Mutter Auge ward naß; aber des Vaters Blick hielt sie im Zimmer.

Dann wandte sich der erzürnte Ex-Fischer zu Anton: „Es scheint, daß es nöthig ist, um Sie in Ihre Schranken zurück zu verweisen, Sie zu erinnern, daß Sie in meinem Hause sind und daß ich Sie gar nicht für befugt halte, mir Vorwürfe machen zu dürfen. Euer Auftreten gegen mich gibt mir das Recht, mit Euch alle Verbindung abzuschneiden."

Dabei sah er seinen ehemaligen Pflegling an; er nahm dessen Schmerz wahr und suchte sein Verfahren minder hart darzustellen. Er fuhr fort:

„Herr Heinzen ist mir noch lieb und werth, und wenn ich auch keine Verbindung zwischen ihm und Anna eingehen kann, so werde ich doch sonsten sein Glück zu fördern suchen, wo ich es nur kann. — Danke Ihnen bestens für diese Liebe; auch für jene, deren ich mich vormals zu erfreuen hatte. Wir scheiden."

Sie schieden.

Zwei Tage waren seitdem verflossen und der dritte ging stark zur Neige. An der Bucht schlich in dem Schatten der Abenddämmerung ein in einen grauen Mantel gehüllter Mann, die einzelnen Fahrzeuge musternd, umher.

Es war dunkel geworden, als man Michel hinausrief zum Graumantel, der nach ihm fragte.

Der Unbekannte stellte die Frage: „Was geschah, als der Mann die Treppe bald erstiegen?"

Ohne sich zu besinnen, antwortete Michel: „Er rutschte schneller wieder hinab, als er hinaufgesprungen."

„Ihr seyd es, zu dem mich Fräulein Anna sendet. Sie läßt Euch bitten, ihr ja nicht böse zu seyn, und Euch sagen, daß es mit ihr noch stehe wie vormals. Auch soll ich Euch bitten, morgen Abend an der anderen Seite der Stadt zu erscheinen und in der Mauer ein Gartenthürchen aufzusuchen, welches die Lettern M und A als das rechte bezeichnen. Auf diesen Abend ist meine Herrschaft zu dem Eigenthümer des Gartens, zum Rath Y., zu einer Soirée eingeladen. Unser Fräulein hat des Raths Tochter für ihren Plan gewonnen. Zwischen fünf und sechs Uhr werdet Ihr, wenn Ihr einen Schlag von innen an das Pförtchen mit drei Schlägen von außen beantwortet, eingelassen."

„Grüßt mir Euer Fräulein bestens, mit der Versicherung, daß mir der morgige Tag recht lange werden würde." Damit letzte Michel den treuen oder auch nicht treuen Domestiken und versuchte es, in seiner Hand einen Gulden zurückzulassen, was ihm aber nicht gelang. Die Worte: „Lasset das; wenn das nöthig wäre, so könnte das unser Fräulein besser," verhallten schon in der Nacht und der Postillon d'amour war verschwunden.

Michel hatte sich schon, als die Stunde des Stelldicheins kam, eingestellt.

Bold klopfte es; er antwortete und es ward ihm geöffnet.

„Liebe, gute Anna!" und damit hatte er auch schon die Rathstochter umfangen und herzte und küßte sie bestens, trotz ihres Sträubens.

Endlich kam er aus seiner Liebes-Extase zurück, er sah seinen Irrthum ein und bat die Gemißhandelte tausend Mal um Entschuldigung, und ließ sich bereitwillig in ein Gewächshaus führen, aus welchem man den Gärtner für diesen Abend entfernt, damit er das diensthabende Personal im Salon vergrößere.

Anna lag in seinen Armen auf dem Sopha, welches in einer Laube, aus exotischen Pflanzen gebildet, stand, und betheuerte ihm im Verlaufe ihrer Unterhaltung, die nach Verliebter Weise natürlich etwas breit gerieth und in welcher es an Rekapitulationen auch nicht gebrach, — daß sie ihn ewig lieben werde. Eben wollte sie ihm das noch ein Mal sagen, da stürzte die Intriguantin dieses Rendezvous in das Treibhaus mit den schrecklichen Worten: „Die Alten kommen! Schnell unter das Sopha!"

Eben war Michel unter der Bank, die ihren gepolsterten Bauch tief zur Erde senkte, als der Rath und Anna's Vater schon eintraten.

Digitized by Google

„Wo bist Du den ganzen Abend? Schon eine Stunde bist Du abwesend; Du wandelst doch nicht auf sündhaften Wegen?“ fragte dieser seine Tochter.

„Daß ich nicht wüßte, Vater,“ stotterte Anna, verlegen einen besorgnißvollen Blick auf die Polsterbank werfend, um sich zu überzeugen, ob nicht etwa ein Rockzipfel oder sonst etwas gerade das Gegentheil behaupte.

Anna und ihre Freundin gingen in den Salon.

„Ein schönes Treibhaus, das,“ meinte der weiland Fischer-Apostel und einen Augenblick darauf warf er sich auf das Polsterbett, daß seinem Pfleglinge die Rippen krachten, — noch einen Augenblick und puff! da hatte er auch den dicken Rath auf den Beinen sitzen. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren; aber er durfte sich nicht regen.

„Man hat seine liebe Noth,“ so hob Klein das Zwiegespräch an, „wenn man ein Mädchen im Hause hat.“

Der Rath, welcher drei heirathsfähige Töchter besaß, konnte nicht umhin, durch einen gewaltigen Seufzer diesem Prologe seine Zustimmung zu erkennen zu geben.

„Meine Tochter würde,“ so fuhr der Sprecher fort, „keinen Anstand nehmen, einem Matrosen ihre Hand zu reichen, wenn ich nicht mit allem Ernste dem Unding zu steuern suchte.“

„Unerhört!“ knurrte die Korpulenz, welche in den Rathsversammlungen das viele Sprechen erlernt hatte.

„Was würde dazu wohl die Welt sagen?“ fragte Johannes.

„Eine Mesalliance,“ faßte sich der Mann vom Bauche kurz.

„Und doch ist es ein recht schwierig Ding,“ hob Johannes wieder an; „sie kann nicht von ihrer Liebe lassen. Daran ist aber ihre Bildung schuld; sie hängt noch zu sehr an ihren alten Grundsätzen, nicht wissend, was sich für vornehme Leute geziemt. Mit ihr wollte ich wohl mit der Zeit fertig werden; aber der Schiffer! Der ist ein verwetterter Bursche und gefährlich. Vor drei Tagen hat er meinem Portier beinahe den Hals gebrochen. Was meinen Sie, daß ich da thun müsse, Herr Rath?“

„Für solche Dinge geht mir der Rath ab; ich meine nichts.“ Und abermals verstummte er.

Aergerlich fuhr Johannes fort: „Es soll nichts daraus werden und wenn sie Jahre lang wimmert. Ist das nicht der klügste Einfall?“ plagte er nochmals den Rath.

„Gut, ich würde es auch so machen. Aber gehen wir nicht zur Gesellschaft zurück?“ brummte der Rath zum Finale.

Sie erhoben sich. Michel glaubte, seine Erlösungsstunde sey gekommen; aber zwei Mal knackte die Feder im Schlosse: Michels Käfig war geschlossen. Die Vermuthung, man möge seine Anwesenheit bemerkt haben, und der Aerger um das Gehörte trieben ihn unter der Bank hervor. Seine Leidenschaft steigerte sich zur Wuth; es trieb ihn in dem Labyrinthe von Blumentöpfen herum, ließ ihn hier und da ein Gewächs umstürzen, bis er endlich zum Entschlusse gekommen, drei über einander aufgerichtete Bänke niederwarf, einige Scheiben zertrümmerte und — fort stürzte er hinaus in die schwarze Nacht.

Der Spuk wurde vom Rathe nicht überhört; er klammerte sich ängstlich an seinen Gefährten fest und stöhnte dabei: „Diebe — morden.“

Klein suchte sich, während Michel dem Pförtchen zueilen glaubte, zu befreien, um, da er mit seinen Gedanken gerade das Schwarze in der Scheibe traf, den Betrüger zu erhaschen; er rang noch — da rannte Michel, nur mit seiner Flucht beschäftigt, gegen die Beiden an und seine Eile warf sie nieder und ihn oben drauf.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alfenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Die braunrothe Breccie bildet im Falkensteiner Thal merkwürdige Felsen, welche hoch emporstarren und deren Gipfel zu schönen Ruheplätzen benutzt sind. Leider ist Vieles in Verfall gerathen, was um so mehr zu verwundern ist, als die Nähe des Eisenwerkes, wo der Besitzer wohnt, eine solche Erscheinung kaum erklärlich macht.

Das Falkensteiner Thal ist hier bei seinem Eingange angenehm lieblich. Es war Morgen. Noch war die Sonne nicht in seine Tiefe gedrungen, wo erquickende Kühle herrschte.

Auf einem ungemein reinlichen, mit zermalmten Schlacken beschütteten Wege tritt man in das schöne Thal, welches, hier noch breit, ganz das Ansehen eines englischen Parks hat. Links hin dehnen sich Feuchtfelder, rechts, wo der Weg eine schöne Buchenhecke umfaßt, welche sorgfältig beschnitten ist, ruht das Auge auf einem frischen, blumigen Wiesengrunde, jenseits dessen sich der schöne Wald zur Höhe erhebt.

Hat man den Meierhof erreicht, so wendet sich der Weg links, und nun erst betritt man das tiefe, stille, schattige, von einem Bächlein durchrauschte eigentliche Thal von Falkenstein. Ueberall herrscht dieselbe Nettigkeit und Sauberkeit der Wege. Das Gestein zu beiden Seiten, noch immer die Breccienmasse, macht interessante Formen und Gestalten. Der Weg bleibt zur linken Seite. Hohe Bäume hauchen Kühle und jenseits führt am Gesteine hinauf, durch Baumgrün hindurch, ein Fußpfad zu der berühmten Höhle und auf ein Belvedere, das weithin dem Auge die Umsicht auf die bewaldeten Gipfel gewährt.

Alles war hier stille. Das Pochen des Eisenhammers, das Getöse des Verkehrs drang nicht in dies herrliche Plätzchen, wo der Vögel Chöre ungestört erklangen. Alles athmete Ruhe, Frieden und Poesie. Man mochte nicht aus dieser Schlucht hinaus, aus diesem Waldfrieden, dieser duftigen Einsamkeit, in die nur ein schmaler Streifen blauen Himmels blickt, in die nur, durch Blättergrün gebrochen, der Sonnenstrahl für eine kurze Morgenstunde sich stiehlt und dann wieder dem Schatten die volle Herrschaft gönnt, die so wohlthätig war bei dieser fast glühenden Athmosphäre.

Da stieg in der Seele der Wunsch auf, hier ein Hüttchen zu haben, um den Mai d'rin verleben zu können.

Wie würde man neugestärkt und erquickt des Lebens Bürde auf Schultern und Nacken nehmen, wenn man hier ausgeruht, Kraft gesammelt und in sich selbst zurückgezogen gelebt und geträumt hätte.

Und doch, wer weiß, ob dieser Besitz auf die Dauer nicht seinen Werth verlöre, wie er ihn für den nicht mehr zu haben scheint, der dies herrliche Besitzthum sein nennt.

So ist das Herz. Der Wunsch nur ist Poesie, und der Besitz am Ende Alltäglichkeit Dem, dessen Sinn nicht in den stillen Schranken einer begränzten Zufriedenheit lebt.

Je weiter der Umkreis, je mehr der Blick in die Ferne dringen möchte. Darum gedeiht wahre Zufriedenheit einzig da, wo über der Pforte des engen Lebens das alte Sprüchlein steht: **contentus parro!**

Die Frische des Thales beförderte das Vorandringen.

Bald beginnt der Weg anzusteigen. Er wendet sich nun plötzlich über das rieselnde Bächlein hinüber, und alsbald steigt er bergan. Jetzt erscheinen hochoben die auf unzugänglichen Klippen ruhenden Trümmer der alten, einst mächtigen Burg Falkenstein, neben der, am Berge ansteigend, die Hütten des armen Dörfchens Falkenstein liegen, auf welche die Burgtrümmer wie ein verlaßner Adlerhorst herablicken.

Das Thal hat nun seinen Reiz verloren. Es ist öde und

Digitized by Google

wüste. Nur schroffe Klippen sieht man rings umher und steriles Land, dem auch der eisernste Fleiß kaum einen näheenden Ertrag abgewinnen kann.

Recht hohlaugig blickt die Ruine in das Thal; denn durch die Fensterräume blickt der blaue Himmel und Epheu rankt sich an den Felsen hin.

Wie stille ist's hiee! Droben die Reste vergangener Größe, unten im Dorfe tiefe Armuth. Ein Falke schwirrt um die Mauern, die von ihm genannt sind und er ist Burgherr; aber wie anders war es hier, als noch aus diesen leeren Fensteröffnungen die Geasen und die schönen Gräfinnen herabsahen in die Thaltiefe!

Im Jahee 1019 wird des Schlosses zuerst urkundlich gedacht. Ich thue nicht zuviel, wenn ich seinen Ursprung funfzig Jahre früher setze. Seine Erbauer waren die Stammväter der Herren von Bolanden. Anfänglich ließen sie es von Burgmannen bewohnen und beschützen. In den Jahren 1173 und 1185 erscheinen zwei dieser Buegmannen, Hunfeid und Heinrich, die sich von Falkenstein nannten. Im Jahre 1205 bewohnte Werner IV. von Bolanden die Burg, und als er starb, wurde sie seinem mit Guda, der Tochter des Mainzer Stadtschultheißen Hortwin von Weisenau, in zweiter Ehe erzeugten Sohne Philipp von Bolanden, der nun seit dem Jahee 1235 das in der Geschichte so berühmte Geschlecht der Herren und nachmals Grafen von Falkenstein anhob. Es blühete bis zum Jahee 1418, in welchem Jahre es mit dem Erzbischof Werner von Trier im Mannesstamme erlosch.

Die Kinder der Schwestern desselben, von denen die Eine, Agnes, mit dem Grafen Otto von Solms, die Jüngere, Lucardis, mit Eberhard von Eppstein vermählt waren, theilten sich in die reiche Erbschaft des Hauses dies- und jenseits des Rheines, in die Falkensteinischen und Münzenbergischen Lande.

Die fünf Kinder Agnesens empfingen zwei Drittheile, und unter diesen die Burg Falkenstein am Donnersberge, welche im Jahre 1420 der Gräfin Agnes von Solms, Gemahlin des Grafen Ruperts IV. von Virneburg mit aller Zubehör zugetheilt wurde. Diese Zubehör war sehr beträchtlich, denn sie bestand aus zwanzig Dorfschaften und erscheint als ein Reichslehen.

Graf Wilhelm von Virneburg und Wirich von Dhaun und Oberstein stifteten im Jahee 1456 zwischen ihren Kindern eine Eheverbindung in der Art, daß Wilhelm von Virneburg seiner an Melchior von Dhaun und Oberstein zu vermählenden Tochter Margarethe: „zu hinlicher sture und sunderlicher Giffte zu rechter, eygener, ewiger Erbeschafft das Schloß Falkenstein und Dale (Dorf) darunter, am Donnersberg gelegen, mit allen Mannen, Burgmannen, Lehen und Lehngütern und aller geistlichen Gaben und Lihungen und vorter mit allen anderen steten, flossen und dörfer, Höfen und Gerichten mit Mannen — wie die zu dem sloß Valkstein — gehörig sint oder dazu hören sullent."

Der Kaiser verlieh indessen die Reichs-lehnbare Hereschaft Falkenstein dem Herzog von Lothringen mit der Bedingung, daß er ihre rechtmäßigen Besitzer und Inhaber bei jedem Falle vertheidigen möge. In Folge hiervon wurde Melchior von Dhaun, Herr zu Oberstein, im Jahre 1487 von dem Herzog Renatus mit der Herrschaft Falkenstein belehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Königsberg, 31. Jan.) Vor einigen Tagen ereignete sich in der Nikolaiker Forst ein bedauerlicher Fall. Ein Forstschutz-Gehülfe traf einen Wilddieb und forderte ihn auf, das Gewehr abzulegen; statt dessen aber schoß ihm der Wilddieb ein Paar Finger der einen Hand ab und verletzte ihm den Arm. Der Jäger behielt noch so viel Besonnenheit, daß er das ihm entfallene Gewehr aufnahm und dem Wilddieb einen Schuß in die Lenden gab. Jetzt näherte er sich demselben und rang mit ihm um sein Gewehr, was aber nicht gelang, worauf der Wilddieb abermals davon lief. Da schoß der Jagd-Gehülfe nochmals auf ihn und traf ihn theils in das Genick, theils in die Schulterblätter, jedoch, wenigstens augenblicklich, nicht tödtlich. Die Untersuchung ist eingeleitet. Der Wilddieb ist der Schulze des Dorfes Selbongen und soll bereits gestorben seyn. In der Pupper'schen Forst haben vor einigen Tagen Forstschutz-Beamte Diebe, welche mit einer Dame reiseten, ergriffen, die ziemlich anständiger Art seyn müssen, da deren Pferde einen Werth von 250 Thlr. haben sollen.

(Gumbinnen, 28. Jan.) Ein Beweis mehr für die Nothwendigkeit der allgemeinen Einführung des „öffentlichen und mündlichen Verfaheens in Criminalsachen" ist bei einee Untersuchungssache vorhanden, welche gerade vor einem Jahee im hiesigen Gränzstädtchen S. gegen mehrere Peesonen wegen Hausdiebstählen und Theilnahme an denselben eingeleitet wurde. Die Untersuchung selbst dauerte ein halbes Jahr, wurde jedoch in den ersten Tagen des Juli v. J. völlig spruchreif geschlossen. Merkwürdiger Weise ist das Urtheil bis jetzt noch nicht eegangen. Es scheint eine größere Zeit als die weitläufige Untersuchung zu erfordern, während ein großer Theil der Inkulpaten sich seit Jahr und Tag in Haft befindet und meheere von diesen voraussichtlich nur die Verurtheilung zu 2 bis 3 Monaten Einsperrung zu gewärtigen haben.

Ein Jäger, der seiner Geliebten gerne einen Hasen schießen wollte, hatte das Unglück, daß ihm die Thiere immer zu schnell waren. Trostlos ging er heim; da bemerkte ee in einem Bauernhofe einen Burschen, der einen eingefangenen jungen Hasen fütterte. „Ist Euch das Thier feil?" fragte er. — „O ja, wenn Ihe es gut bezahlt." Der Handel wurde geschlossen; allein der Jäger, der seiner Braut das Wild nicht lebendig, sondern todt überbringen wollte, hielt Standrecht und verurtheilte den Hasen zum Tode. Lampe wurde mit seinem Stricke an einen Baum gebunden. Der Jäger trat fünf Schritte zurück und gab Feuer. Aber wundeebae! er traf nicht den Hasen, sondern zerschoß den Steick. Lampe aber lief nach dem Knall in's Weite, und verblüfft sah ihm der Jäger nach.

(München, 26. Jan.) Das von dem hiesigen Bildhauer Schaller modellirte, nach Weimar bestimmte Monument Herder's soll auf galvanoplastischem Wege ausgeführt werden, da die vorhandenen Fonds, circa 5000 fl., zum Erzguß nicht hinreichen; wahrscheinlich dürfte die Ausführung der Statue alsdann in der galvanoplastischen Fabrik des Hrn. von Kreß in Oberrad erfolgen.

Korrespondenz.

Stuttgaet, 4. Febr.

In Nachstehendem ertheile ich Ihnen Abschrift eines so eben hier eingegangenen Actenstücks, womit hoffentlich der so bedauerliche Streit und Zwiespalt unter der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde geschlichtet seyn wird, indem sich beide Theile dem schiedsrichterlichen Urtheil unterwerfen, welches so lautet: „In Sachen des Vorstandes der deutsch-kath. Gemeinde in Stuttgart und des Pfarrers derselben, Hrn. Georg Würmle, die von ersterem am 18. Nov. 1846 ausgesprochene Suspension und Entlassung des letzteren betr., sowie in Sachen eines sich los getrennt habenden Theiles der Gemeinde, die Beantragung der Inanklagestandsetzung des Vorstandes betreffend. — Nachdem sowohl der Vorstand der deutsch-kath. Gemeinde zu Stuttgart, als auch der Pfarrer derselben, Hr. Georg Würmle, und endlich ein sich los getrennt habender Theil der Gemeinde sich an unsee schiedsrichterliches Urtheil in den oben genannten Angelegenheiten gewendet und wir die Schriftstücke und Beleze, welche uns von allen Theilen übergeben

Digitized by Google

wurden, gelesen und geprüft haben, sind wir unterm heutigen Tag in Heidelberg zusammen getreten und geht nun unser nach bestem Wissen und Gewissen gewonnenes schiedsrichterliches Urtheil dahin: 1) Hr. Georg Würmle war bei der deutsch-kath. Gemeinde in Stuttgart nicht fest (definitiv), sondern nach den Bestimmungen des Vertrags nur einstweilig (provisorisch) angestellt worden. Nach diesen Bestimmungen stand der Gemeinde das Recht zu, Hrn. Würmle zu kündigen. Dieses auf den Vertrag gegründete Recht ist indeß überschritten worden, indem man die Kündigung in eine Strafhandlung verwandelte, in Entlassung und Suspension. Wir können die am 18. Nov. v. J. in ausschließlicher Gemeindeversammlung ausgesprochene Suspension und Entlassung des Hrn. G. Würmle nicht für verfassungsmäßig erachten und zwar aus folgenden Gründen: a) Die gegen Hrn. G. Würmle vorliegenden Beschwerden, auch wenn sie in der Wahrheit begründet, entsprechen nicht den in §. 67 unserer Verfassung junter a, b, c, d aufgestellten Entlassungsgründen. b) Selbst wenn die dort angeführten Entlassungs- und Suspensionsgründe auf Hrn. Pfarrer Würmle vollständig ihre Anwendung fänden, so würde dennoch das Verfahren gegen denselben unserer Verfassung nicht entsprechen. Nach §. 68 soll, wenn Entlassung und Suspension beantragt wird, vom Presbyterium das Gutachten von zwei Geistlichen und einem Vorsteher einer benachbarten Gemeinde eingeholt werden. Solches ist nicht geschehen und ist der verfassungsmäßige Weg nicht vor, sondern nach vollzogener Suspension eingeschlagen worden. c) Zwar ist nach demselben §. 68 in dringenden Fällen die Gemeinde berechtigt, den Pfarrer sofort von seinen Amtshandlungen zu suspendiren. Einen solchen dringenden Fall haben wir indessen in den gegen Hrn. Georg Würmle vorliegenden Anklagepunkten nicht erkennen können. α) Selbst wenn diese Anklagepunkte als völlig richtig angenommen werden sollten, so würden sie zum Theil wieder aufgehoben werden durch das in aller Form Rechtens dem Hrn. Pf. Würmle am 23. Oct. v. J., also 9 Tage nach beschlossener Wiederanstellung, ausgestellte Zeugniß, so wie durch die in einem Schreiben des Vorstandes vom 27. Nov. v. J., also 9 Tage nach erfolgtee Entlassung, ausgesprochene Erklärung, daß keine eigentlichen Beschuldigungen gegen Hrn. Würmle vorgelegen, sondern nur Wünsche und Bitten der Gemeinde. β) Was die Streitfrage über die Rechtsgültigkeit des zweiten Vertrags der Gemeinde mit Hrn. Würmle betrifft, welche Rechtsgültigkeit von letzterem beansprucht wird, so erkennen wir wohl an, daß die Gemeinde durch ihren Beschluß vom 14. Oct. ihre Absicht, Hrn. Würmle wieder anzustellen, ausgesprochen hat, und daß dies dem letzteren angezeigt worden ist; da aber der beabsichtigte Vertrag über die Wiederanstellung mit theilweise neuen Bedingungen nur im Entwurfe besteht und von Hrn. Würmle nicht unterzeichnet, überhaupt nicht in Rechtsform vollzogen worden ist, so vermögen wir nicht anzunehmen, daß derselbe rechtsgültig sey und demnach bindende Kraft habe. Es ist daher der alte Vertrag der Gemeinde mit Hrn. Würmle vom 18. Oct. 1845 bis jetzt in Kraft geblieben, und dauert derselbe, so wie demzufolge auch das Recht des Hrn. Würmle auf Bezug seines Gehaltes, wie solcher im Vertrage vom 18. Oct. 1845 festgesetzt worden ist, sowohl bis jetzt, als auch überhaupt so lange fort, bis die Gemeinde dem Hrn. Würmle auf verfassungsmäßigem Wege aufgekündigt haben wird. Dessenungeachtet halten wir es für nicht zweckmäßig, daß Hr. Pf. Würmle seine unterbrochenen Amtshandlungen wieder aufnehme, weil wir überzeugt sind, daß dies bei der gegenwärtigen Spaltung der Gemeinde nicht mit segenreichem Erfolge geschehen könne. γ) Was den von einem ausgeschiedenen Theile der Gemeinde gestellten Antrag betrifft, den Vorstand in Anklagestand zu versetzen, so ist die Anklage selbst um deswillen nicht begründet, weil der Vorstand offenbar nur irrend, nicht aber mit der Absicht gehandelt hat, irgendwie die Verfassung zu verletzen und zu umgehen, und offenbart sich in Allem das redliche Streben jener Männer für das Wohl der Gemeinde, in deren Namen sie gehandelt und deren größter Theil mit dem Verfahren des Vorstandes einverstanden ist. Ueberdies haben die Mitglieder der Gemeinde, welche sich von derselben losgesagt und verfassungswidrig einen für sich bestehenden Vorstand gewählt haben, kein Recht, bei der Gemeinde, von der sie sich ausgeschieden haben und welche fortwährend durch ihren gesetzlichen Vorstand vertreten ist, irgend einen solchen Antrag zu stellen. Am Schlusse dieses schiedsrichterlichen Urtheils halten wir es für Pflicht, sämmtliche Gemeindeglieder zur brüderlichen Eintracht mit herzlicher Bitte aufzufordern, daß sie, nur unseren hohen Zweck im Auge habend, alle persönlichen Leidenschaften bei Seite setzen und sich aufrichtig die Hand zur Versöhnung reichen. Möge der Himmel seinen Segen dazu geben! — Von unserem vorstehenden schiedsrichterlichen Urtheil sind sowohl dem rechtmäßigen Vorstand, als auch dem Hrn. Pf. Würmle und dem sich losgetrennt habenden Gegentheile gleichlautende, von uns sämmtlich eigenhändig unterzeichnete Abschriften einzuhändigen. So geschehen Heidelberg, am 22. Jan. 1847. Dr. Duller. W. Hieronymi, Pfarrer. Dr. Brugger, Geistlicher der deutsch-katholischen Gemeinde Heidelberg." — Auf nächsten Sonntag, wo Pfarrer Schell von Wiesbaden hier Gottesdienst halten wird, ist nun Nachmittags eine von beiden Theilen zu besuchende Gemeindeversammlung anberaumt, wo es, da beide Theile zur Versöhnung gestimmt sind, ohne Zweifel auch dazu kommen wird; vom protestirenden Theile, der übrigens nie aus der Gemeinde ausgetreten, sondern auch nach Ausbruch des Streites noch hier und da die Versammlungen besucht und mitgestimmt hat, ist auch nie ein Vorstand für die Gemeinde, sondern nur Geschäftsführer zur Verfolgung ihrer Streitsache gewählt worden, und es dürfte jetzt zu einer ganz neuen Vorstandswahl kommen.

Mainz, 5. Febr.

Endlich, nach fast zweimonatlicher Unterbrechung, ist die direkte Verbindung zwischen den beiden Rheinufern, vermittelst der Schiffbrücke zu Mainz, seit gestern Nachmittag wieder hergestellt. Es ist eine bedauernswerthe Lücke in dem großen Netze des raschen Verkehrs unserer Tage, diese für den Fremden oft mit Gefahr verbundene, jedenfalls sehr beschwerliche und verzögernde Passage des Rheines zur Winterszeit. Wer mit dem letzten Eisenbahnzuge von Frankfurt, um 6½ Uhr Abends, in Kastel eintrifft, vermag ohne Führer den Ort, wo er sich einzuschiffen hat, nicht zu finden. Keine Laterne deutet ihn an. Der Einnehmer, dem die 4 Kreuzer für jeden Kopf zu entrichten sind, hat zwar eine Handlaterne, aber nur zu seinem persönlichen Gebrauche. Weder in dem Nachen, der 20 Personen in sich aufnehmen kann, gewöhnlich aber mit 30 Personen, die dicht an einander gedrängt stehen müssen, überfüllt wird, befindet sich eine Laterne, noch regelmäßig an der Stelle, wo man an dem linken Ufer ausgeschifft wird. Die Ueberfahrt dauert wenigstens eine halbe Stunde, weil man am rechten Ufer ziemlich weit stroman gestoßen wird, um desto besser, wie die Schiffer sagen, hinüber getrieben zu werden. Bei dem geringsten unvorherzusehenden Ereignisse, ja selbst bei dem verspäteten oder unregelmäßigen Ankommen eines Dampf- oder Segelschiffes kann, in Folge der vorbezeichneten Unvorsichtigkeit und Nichterleuchtung des Nachens, dieser übergefahren werden, oder, gegen eine der Ankerstangen der Schiffbrücke anstoßend, umschlagen. Das unvermeidliche Ergebniß wird alsdann der Verlust vieler Menschenleben seyn. Die Rohheit der Schiffer, ihre pöbelhaften Zänkereien, die Unverschämtheit, mit welcher sie nach alledem noch ein Trinkgeld fordeen, das sind die kleinen Unannehmlichkeiten der Rheinüberfahrt bei Mainz, welche nach den vorangedeuteten, sehr ernstlichen Beschwerden kaum noch beachtet zu werden verdienen.

Mainz, 6. Febr.

Vor einiger Zeit meldete ich Ihnen, daß hier Vorbereitungen zur Abhaltung von Vorlesungen über und nach der „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts" von Schlosser getroffen würden, und daß man sich an den Herausgeber der „Schlosser'schen Weltgeschichte" gewandt hätte, um diese Vorlesungen zu übernehmen. Derselbe hat den Antrag aus Mangel an Zeit für jetzt abgelehnt, sich jedoch bereit erklärt, den nächsten Herbst und Winter, wenn möglich, jene Vorträge zu halten. Auf diese Erklärung hin hat man sich hier entschlossen, bis zur angegebenen Zeit zu warten, da man wünscht, daß vorzugsweise Dr. Kriegk diese Vorlesungen halte.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 37.

Grab ꝛc.

Theater-Anzeige.

Montag, 8. Febr. (Zum Vortheil des Hrn. Breuer und zum Erstenmale): Struensee, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Michael Beer. — Die Ouverture, die Musik zu den 4 Zwischenacten und die sonst zur Handlung gehörige Musik ist von Giacomo Meyerbeer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 41. Mittwoch, den 10. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günther.

(Fortsetzung.)

Der Fall hatte Klein von den lästigen Ankerhaken des Rathsherrn befreit; dieser aber war durchaus nicht gesonnen, seinen Begleiter zur Flucht kommen zu lassen, er griff auf's Neue und schloß — Michels Beine fest in seine Arme; dieser, den Lästigen zum Loslassen zu zwingen, griff kräftig in die Waden seines lieben Schwiegervaters; dafür beabsichtigte dieser, dem Rath den Zopf ein wenig zu zausen — aber o Jammer! der gab nach, weil er das Eigenthum einer Perücke war; er ließ den Haarputz fahren, nahm die Ohren als Ersatz in Beschlag und rüttelte die Rathskammer nach Herzenslust. Um sich zu befreien, glaubte man, nur fester zugreifen zu müssen. Michel biß seine Zähne zusammen und ließ seine Finger immer fester eingreifen; sein Part ließ die Ohren des Dicken länger werden und schüttelte fürbaß, und der arme Rathhausmann drückte des Matrosen Beine in seiner Pein fester an seinen respektablen Bauch und stöhnte und wimmerte gar kläglich, bis er endlich, vom Schmerze übermannt, in ein rührendes Hülfegeschrei ausbrach:

„Spitzbuben! Mörder! Zu Hülfe! Ich bin schon gestorben."

Im Gesellschaftssaale fingen nun die Tische an zu schwanken; dadurch wurden die Flaschen veranlaßt zu einem Tänzchen, mancher mochte auch wohl zur Ader gelassen werden unter dem Tische; die Gläser taumelten, die Stühle flogen, und man rannte zum Garten.

„Wo? wer? Was giebts?" schrie es bald im Garten durch alle Töne, vom tiefsten Baß bis zum höchsten Discant, recht bunt durcheinander.

„Im Treibhaus," ächzte der Verstorbene, welchem mit der Ankunft der Gäste der Muth wuchs. Er ließ die Beine fahren, Michel nahm seine Hände von den Waden hinweg und Klein gab den gefangenen Ohren ihre Freiheit. Der Mörder war unbemerkt entwischt.

Neben dem Treibhaus fand man Raths Geis, welche den Abend ein Festchen im Garten gefeiert; sie hatte nun die Störung veranlaßt und dafür trieb man sie fluchend und lachend in den Stall.

Klein hatte es wohl begriffen, daß ihn nicht der Rath in die Waden gekniffen; Anna las das in seinen Zügen und zu Hause gestand sie den wahren Stand der Dinge. Die Wuth des Vaters steigerte sich zur höchsten Potenz.

V.

Am folgenden Tage überreichte der Portier Michelen folgenden Brief:

„Daß ich nicht gesonnen bin, eine verwandtschaftliche Verbindung einzugehen, habe ich Euch schon deutlich genug gesagt. Ich glaubte Euch weit ehrenvoller, glaubte nicht, daß Ihr meiner Tochter auflauern würdet. Schwingt Euch zum Capitain empor, erringt Euch ein eigenes Fahrzeug, fahrt nach Ostindien und füllt Euer Schiff mit Geld, dann sollt Ihr meine Tochter haben; aber sputet Euch!

„Bis dahin lasset Euch nicht mehr sehen vor mir, falls Ihr mich nicht zwingen wollt, ernstere Maßregeln gegen Euch zu ergreifen. Klein."

Da stand er, mit dem Briefe in der Hand und mit dem Auge im Briefe, er las; aber der Schmerz hatte die Gedanken hinweggenommen.

„Was soll ich unserm Fräulein sagen?" fragte traurig der Pförtner zum andern Male, ehe den Gefragten seine Apathie verließ.

„Was Ihr ihr sagen sollt? Ueberbringt ihr diesen Brief und mein Lebewohl!" Damit wandte sich der Jüngling; im Auge des Alten schwamm eine Thräne.

Der Nordwind war kalt, er hatte den Winter vor seiner Zeit mitgebracht, eine dünne Eisrinde deckte die Buchten und Flüsse der Nordsee und die Fahrzeuge hatten den schützenden Hafen gesucht, sich zu rasten bis zum Lenze.

Für Michel war nun jene Zeit gekommen, wo für den Matrosen ein wahres Feiertagsleben beginnt, denn viele Arbeit giebt es nicht für die Mannschaft auf einem Schiffe während des Winters. Daß diese Zeit für Michel, da er nun unausgesetzt seinen Gedanken und Gefühlen nachhängen konnte, gefährlich werden könnte und ihn leicht in jenen Trübsinn hätte versenken können, in welchen so leicht mit tiefen Gefühlen begabte Personen verfallen, zog Anton in Erwägung, und er sann auch darüber nach, wie dem wohl auszubiegen sey. Es stand bei ihm bald unumstößlich fest, daß der Freund von diesem Orte entfernt werden mußte; aber wie? Nachdem er darüber reiflich nachgedacht, beschloß er, Michel recht bald für sein Projekt zu gewinnen.

An einem Abende fand er ihn allein im Gemache des Capitains; vor ihm lag der liebesieche Siegwart, und Michels Auge war dem Buche zugewendet; aber seinem Blicke sah man es an, daß er nicht viel mit dem Buchstaben der Klostergeschichte zu thun habe; ihn beschäftigte der Geist, er schwebte in jener Ideenwelt, in welche dieser Roman in seiner Glanzperiode so Manchen versetzte; gut, daß er heimgegangen mit seinem Bruder, dem Herrn Werther, denn wir haben unsere Thränen jetzt um andere, um edlere Dinge gar zu nothwendig.

„Das Leben auf dem Schiffe zwischen den rohen und ungebildeten Gefährten," so begann Anton, nachdem er seinen Freund geweckt aus seinem Traume, „hat mir schon lange nicht mehr behagt; ich glaube nicht, daß es meine Bestimmung ist, die harten und niedrigen Arbeiten eines Matrosen zu verrichten; ich bin daher gesonnen, mir einen andern Wirkungskreis zu suchen; Du

Digitized by Google

auch bist berechtigt, das zu wollen, und Du mußt Dich von hier entfernen, wo Dir so Unangenehmes begegnet, und wo sich so Vieles vereinigen würde, den Schmerz in Dir neu zu erhalten, ihn vielleicht zu vergrößern. Für einige Jahre mußt Du Dich von diesem Orte trennen, wenn Anna Dir dann treu verblieb, dann wird der Vater, jetzt noch Dein Feind, Dein Freund geworden seyn. Mein Entschluß steht fest, wir müssen fort!"

„In der folgenden Woche wird der Capitain zwei von uns gen Köln schicken, ich melde mich bei ihm und auch Du, wenn Du mich und Dich selbst lieb hast, wir vernichten dann die Aufträge, schreiben zurück, daß wir nicht wiederkehrten und werden Soldat. Wie mancher arme Jüngling ward nicht schon glücklich unter dem neuen Franzosenkaiser, wie Mancher gelangte nicht schon zu hohen Ehrenstellen?

„Solltest Du verzweifeln bei'm ersten Schlage des Geschickes, welcher Dein Glück traf? Verdiene sie, kehre zurück und führe sie heim."

So endete Anton, Michel fügte sich.

Acht Tage darauf reis'ten die Freunde ab; eben so viele Tage nach der Abreise zeigten sie dem Capitain ihren Entschluß an, und nach noch zweimal acht Tagen hatten sie vom Schiffe einen Brief zurück, in welchem man es bedauerte, sie zu verlieren. Im Briefe lag ein Schreiben vom Portier, welcher schrieb, daß sich Anna unwohl fühle und Michel bitten lasse, ihr gut zu bleiben, wie sie es ihm sey und bleiben werde.

Um diese Zeit aber konnte man schon die Beiden täglich auf dem Markte in K. ihre Exerzitien mit großem Eifer betreiben sehen; sie standen im Gliede neben einander, und ihr Unteroffizier hatte eine wahre Freude daran, wenn er sah, wie sie sich schickten. Nach wenigen Monaten schon waren sie auserexerzirt. Das Regiment rückte den Winter über nicht aus, daher blieb ihnen wieder Zeit zu ihren Studien; Michel verlegte sich mit großem Fleiße auf die Arithmetik. Der Gram hatte zwar an seiner Farbe gezehrt, aber bedenkliche Folgen waren nicht zu befürchten, die Vernunft hatte den Schmerz gedämpft, er liebte still. —

(Fortsetzung folgt.)

Im Alfenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1559 erhob der Kaiser die Grafschaft Falkenstein zu einer Reichsgrafschaft, und in dieser Eigenschaft empfing sie auch Graf Sebastian im Jahre 1580 von dem Herzog Carl von Lothringen als Lehen.

Die Grafschaft ging indessen bald durch Sidonia, die Tochter des Grafen Johannes von Falkenstein, welche sich im Jahre 1579 mit dem schwedischen Grafen Axel Löwenhaupt zu Straßburg vermählte, verloren, indem sich ihre Kinder wider Alles Recht in den Besitz dieser Grafschaft setzten und die rechtmäßigen Erben aus ihrem Besitze verdrängten.

Die Herren von Dhaun und Oberstein konnten indessen den Verlust ihrer väterlichen Grafschaft nicht verschmerzen. Sie suchten zwar dieselbe theils mit Gewalt, theils durch Beihülfe des Herzogs von Lothringen wieder an ihren Stamm zu bringen; allein in der Länge der Zeit geschah es, daß die Grafschaft Falkenstein wieder an Lothringen und durch den Herzog Franz, nachmaligem deutschen Kaiser, an das Haus Oesterreich kam, nachdem kurz vorher das Geschlecht der Herren von Dhaun und Oberstein mit Wilhelm Wirich im Mannesstamme erloschen war.

Die Burg erlebte in und nach dem dreißigjährigen Kriege mannichfache Schicksale. Von ihr nannte sich der Kaiser: Graf zu Falkenstein.

Im Jahre 1644 erstiegen sie die Schweden und nahmen die darin befindlichen Gelder des Herzogs von Lothringen, 60,000 Reichsthaler, weg; verließen aber [illegible] ungefähr sie besonders zu beschädigen.

Zum zweiten Male wurde [illegible] Marschall Schönbeck [illegible] sie 1647 von dem französischen genommen und die Befestigungswerke schleifen ließ. Mehrere wichtige, die Grafschaft Falkenstein betreffende Papiere, die sich in der Burg befanden, wurden damals glücklicher Weise gerettet.

Unter diesen befand sich auch das Tagebuch eines Hofmeisters eines der letzten Grafen von Falkenstein, in welchem sich unter Anderem die folgende Notiz befand:

„Als die beiden jungen Grafen anfingen, bengelhaft zu werden, hat sie ihr Herr Vater zu den Rauen (Raugrafen) nach Grumbach gesandt, um Mores zu lernen. Und hat solchen ein Gräflich Reisegeld mitgegeben, einem Jeden Dreißig Albus." Item die Erzählung von einem Kirchweihfest in Marienthal, wo die jungen Grafen mit ihrem Hofmeister drei Tage gebankettiret und sich gräflich aufgeführt haben, so daß sie in diesen dreien Tagen die „ungeheure Summe von neun Albus verprassten." Nach der oben beschriebenen Katastrophe war zwar die Burg theilweise zerstört, doch scheint sie wieder hergestellt worden zu seyn, wenigstens so weit, daß ein lotharingischer Commandant mit seiner Mannschaft dieselbe besetzt halten konnte. Er wurde 1654 im Bauernkriege von den Bauern, welche die Burg erstürmten, erschlagen, die Besatzung theilweise hingeschlachtet, theilweise vertrieben; die Bauern erschlugen indessen den Rest der Flüchtigen in der engen Felsschlucht, wohin sie sich gerettet hatten, und die noch heute die „Mordkammer" heißt ob dieses gräulichen Blutbades. Von einer Zerstörung ist nichts bekannt, vielmehr scheint die Burg nach und nach zerfallen zu seyn, wozu die Bauern des Dorfes das Ihre beitrugen, denn sie brachen die Mauern weg, um ihre Wohnungen aufzubauen.

Steigt man den sehr beschwerlichen Weg durch das äußerst steile Dorf hinan, wendet sich an dessen oberm Ende links, so erreicht man den Burgeingang. Diesen Eingang schützten starke Thürme und noch einmal ein südöstlich, etwas höher liegendes Vorwerk, von dessen Zinnen man diesen Eingang bestreichen konnte.

Wenige Reste stehen hier noch. Der Graben ist ausgefüllt und man steigt über Mauertrümmer zur Mitte des Burgraumes, wo ein hoher, seltsam geformter, fast würfelartiger Fels sich erhebt; von dessen Seite fällt die Mauer schroff hinab.

Es ist eine gräuliche Tiefe! Ein Greis aus dem Dorfe, der mich hierher geleitete, erzählte mir, wie vor Jahren sein liebliches, sechsjähriges Mädchen hier gespielt habe, ein Blümchen am Rande haschen wollte und dann in die entsetzliche Tiefe hinabstürzte. Mir graufete.

„Und wie ging's ihm?" fragte ich fast bebend.

„Nun", sagte der Greis, „die Engel Gottes tragen die Kindlein hinab. Sie kam unten an, ohne daß ihr der Sturz auch nur das Geringste geschadet hätte. Sie ist eine glückliche Mutter geworden und dann gestorben, zu früh für ihre Waisen, ihren Gatten und ihren alten Vater."

Er seufzte tief auf. —

Von drei Seiten war die Burg völlig unzugänglich, weil die Felsen schroff ansteigen. Daher lagen auch dort, wie das überhaupt der Grundtypus aller bekannten Burgen der Vorzeit zeigt, wo die wenigste Gefahr war, die Wohn- und Vorraths-Gebäude und die Ställe für Pferde und Milchvieh; eben so die Hallen für die Waffen. An der Stelle aber, wo die Zugbrücke, also der Zusammenhang mit dem umliegenden Terrain, wie auch die schwächste Stelle der Vertheidigung, da schützten Gräben, Thürme und Bollwerke. Da standen die Schleudermaschinen für die schweren Steinkugeln und all' der ganze Apparat mittelalterlicher Kriegskunst.

Digitized by Google

Geht man von dem eben genannten Felsen gegen Südwesten vor, so gelangt man zum sogenannten „Burgstalle", dem geräumigen, viereckigen Wohngebäude, das dort den Rand der Felsen einnimmt, aber der neueste Theil der Burg ist.

Die Aussicht ist zwar hier nur nach der südwestlichen Seite offen, wo man auf das Dörfchen im Vordergrunde, auf die Waldschlucht des Thales, durch welches ich gekommen, und dann ziemlich weit hinaus in eine Gebirgslandschaft blickt, wo Gipfel an Gipfel sich drängt und selten ein Dorf aus dem bewaldeten Gebirgskreise herausschaut.

(Fortsetzung folgt.)

Michael Beer's: „Struensee."

Da auf der Frankfurter Bühne das fünfaktige Trauerspiel: „Struensee" zum Vortheil eines geschätzten Bühnenmitgliedes, des Hrn. Breuer, in Scene gegangen ist, so glauben wir, daß es den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen seyn dürfte, über dieses Werk eines leider in der Blüthe seiner Jahre vollendeten, weniger bekannt gewordenen edlen Dichters,*) das Urtheil Eduard von Schenk's (des Herausgebers seiner sämmtlichen Werke, Leipzig bei Brockhaus 1835) zu vernehmen, welches wir dessen „Biographie und Charakteristik Michael Beer's" entlehnen. Eduard von Schenk sagt:

„Das Trauerspiel „Struensee" wird als das beste Werk des Dichters anerkannt, und es gehört gewiß zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuesten dramatischen Literatur. Schon die Wahl des Stoffs, so sehr sie aus politischen, vielmehr diplomatischen Gründen getadelt worden, ist in poetischer Hinsicht eine glückliche zu nennen, nicht blos darum, weil hier der rasche, tragische Sturz eines einzelnen Mannes zugleich eine Umwälzung in den inneren Zuständen eines bedeutenden Reiches hervorbringt, sondern auch, weil in dem Helden des Stücks sich ein ganzes Zeitalter wiederspiegelt. Struensee ist ein Liberaler im besten Sinne, der seine zwar aus der Zeitbildung des achtzehnten Jahrhunderts geschöpften, diesem Jahrhundert aber auch wieder vorauseilenden Ideen über Recht und Freiheit der Verfassung eines ihm fremden Landes aufdrücken, den ganzen Hof, das ganze Volk mit sich fortreißen will und in diesem Kampfe untergeht, allein im Unterliegen noch durch einen Blick in die kommenden Zeiten, die seine Hoffnungen erfüllen sollen, gestärkt und erhoben wird. Der Held des Stückes ist also ein Held unserer Zeit, die kaum einen andern Held mehr kennt, als den der politischen Grundsätze. Dabei ist der Stoff ein tragischer, denn der Fall des Helden ist ein selbstverschuldeter, sowohl durch sein blindes Vertrauen auf eigene persönliche Kraft und Wirksamkeit, als auch durch seine Leidenschaft zur Königin, welcher er gerade im entscheidendsten Momente seines Wirkens, den empörten Garden gegenüber, seine Festigkeit wissentlich opfert und hiedurch sich und der Königin Untergang bereitet.

„Mit großer Einsicht und Kraft sind auch die Charaktere, die sich um den Helden des Stückes reihen, entworfen, festgehalten und gegen einander gestellt. Zuerst die beiden Königinnen: Caroline Mathilde im vollen Nymbus der Jugend und Schönheit des Körpers wie der Seele, aber auch mit jener Mischung von Ehrgeiz und Leichtsinn, Muth und Schwäche, welche den Charakter so vieler geistvoller Frauen schwacher Könige bezeichnet hat; Juliane Maria dagegen, bejahrt und kalt, schlau und vorsichtig, ränkespinnend und entschlossen, daher zuletzt siegend über den ganzen Zauber ihrer reizenden, aber unklugen, unentschlossenen, nur dem Gefühl des Augenblicks folgenden Nebenbuhlerin. Dann unter den Feinden Struensee's der Graf Ranzau und der Obrist Köller, jener ein Aristokrat im edelsten Sinne, stolz und freimüthig, den freisinnigen Minister offen und aus Grundsätzen befehdend, nur mit Widerwillen in die gegen ihn sich anspinnende, nächtliche Verschwörung eingehend, ihn von ihrem Ausbruch warnend, nach seinem Fall seine Rettung vom Tode, ja seine Befreiung auf das Edelmüthigste versuchend; Köller dagegen scheinbar Struensee's Freund, heimlich sein Verräther und die Haupttriebfeder seines Sturzes. So stehen die Hauptcharaktere in den kräftigsten und dabei natürlichsten Gegensätzen zu einander, den schönsten Gegensatz aber bildet Struensee mit seiner weltbürgerlichen Politik, seinem philosophischen Theismus, und sein greiser Vater mit seinem alten kernhaften Christenthum, in erleuchteter Weisheit dem Sohne schon anfangs als liebender Warner den rechten Weg zeigend, dann am Ende ihm erscheinend zum Trost und zur Erhebung vor dem Todesgange in seiner doppelten Würde als Vater und Geistlicher. Diese beiden Scenen zwischen Vater und Sohn sind gewiß die schönsten, wie die erschütterndsten des Stücks. Unter den übrigen Personen machen sich noch Detlev mit seiner jugendlichen aufopfernden Hingebung und der alte in Ränken eingetrocknete Schack bemerkbar, so wie auch die Volksscenen zu Anfang des dritten Acts mehrere ächt komische, lebendig gezeichnete Figuren darbieten.

„Noch ist an diesem Werke die große historische Treue zu rühmen; man sieht, daß der Arbeit gründliche Geschichtsstudien vorangegangen sind. Dabei hat er zwei Klippen, welche der Stoff in sich trug, glücklich vermieden; das Verhältniß der jungen Königin zu Struensee ist mit der äußersten Zartheit behandelt, und der schwache König selbst bleibt unsichtbar, weil seine Erscheinung mit der königlichen Gewalt und Würde unvereinbar gewesen wäre, obgleich diese selbst immer gegenwärtig gehalten ist."

Zum Schlusse dieses Berichts wollen wir den Wunsch beifügen, daß die Darstellung des „Struensee" auch zur Wiederbelebung des einaktigen Trauerspiels Michael Beer's „Der Paria" Veranlassung geben möge, eines eben so geistvollen als tiefgedachten Werkes, welches sich früher auf hiesiger Bühne eines außerordentlichen Erfolges zu erfreuen hatte. B. S.

*) Michael Beer war geboren zu Berlin am 19. Aug. 1800 und starb zu München am 22. März 1833.

Mannichfaltigkeiten.

Gegen die Krankheit (Kiefer-Nekrose), von welcher viele Arbeiter in den Zündhölzchen-Fabriken in Nürnberg befallen wurden, sind medizinal-polizeiliche Maßregeln ergriffen und den Fabrikbesitzern eingeschärft worden. Seitdem hat die Krankheit aufgehört.

(Berlin, 24. Jan.) Eine merkwürdige Verhaftung hat dieser Tage, in Folge der Geständnisse einer ziemlich eleganten Gaunergesellschaft, stattgefunden. Sie betraf einen Schuhmacher, welcher sich damit beschäftigt hatte, gewiß nicht ohne Eigennutz, den Dieben Papiergeld in die Sohlen einzunähen. Bei Gelegenheit der versuchten Bestechung eines Gefangenwärters ist diese noble Kundschaft ans Tageslicht gekommen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. Jan.

Man sieht hier allgemein mit großer Freude der baldigen Ankunft der Gemahlin des Thronfolgers von Rußland entgegen, welche die schöne Jahreszeit auf dem überaus reizenden Landsitze bei Jugenheim zubringen und schon mit Beginn des Frühlings hier eintreffen wird. Dabei beklagt man nur allgemein, daß dieser fürstliche Landsitz, so wie der in seiner Nähe befindliche Sommeraufenthalt unseres allverehrten Regenten, das

Digitized by Google

freundliche Seeheim, nicht mit der Main-Neckar-Eisenbahn, welche doch so nahe an diesen reizenden Punkten vorbeigeht, verbunden ist. Es wurde nämlich seiner Zeit verfehlt, bei dem diesen fürstlichen Landsitzen zunächst gelegenen bedeutenden Dorfe Bickenbach ein Stationsgebäude anzulegen und so ist man, wenn man die Eisenbahn zum Besuch dieser herrlichen Punkte benutzen will, genöthigt, über Zwingenberg zu fahren, also einen Umweg von einer starken Stunde zu machen, oder auf die vorbeilaufende Eisenbahn ganz zu verzichten. Wenn gleich das Publikum für zweckdienliche Ersparnisse bei Anlage der Eisenbahn, den Stationsgebäuden, u. s. w. gestimmt ist, so wird doch innigst bedauert, daß man unserer vielgeliebten, allgemein verehrten Regentenfamilie diese kleine Aufmerksamkeit der Anlage eines wenn auch kleinen Stationsgebäudes bei Bickenbach außer Acht ließ, während man doch bei der Anlage des hiesigen Bahnhofes und auch an sonstigen Punkten Tausende ohne Umstände herausgabte. Abgesehen aber davon, daß eine Station bei Bickenbach eine Annehmlichkeit für unsere sich in dieser Gegend oft und lang aufhaltende Regentenfamilie bieten würde, ist auf der anderen Seite auch mit Sicherheit auf eine bedeutende Rentabilität dieser Station zu rechnen, indem die Bewohner von Seeheim, Jugenheim, Alsbach, Bickenbach und noch vieler anderer in der Nähe gelegenen Orte diese fleißig benutzen würden, während sie sich nicht leicht entschließen, in dem gegenwärtigen Zustande eine Stunde oder noch weiter zurück zu gehen, um sich ihrer zu bedienen. Außerdem wird aber auch eine Station bei Bickenbach den vielen Freunden und Besuchern der herrlichen Bergstraße die Annehmlichkeit bieten, mit dem Besuch der freundlichen Fürstensitze Seeheim und Jugenheim die Wanderung zu eröffnen, und so mit einem freundlichen Eingang zu beginnen, während es bei der gezwungenen Weiterfahrt nach der Station Zwingenberg leicht dazu kommen kann, daß diese beiden schönen Punkte ganz und gar übergangen werden.

Wiesbaden, 30. Jan.

Bereits seit einiger Zeit war hier von einem Portraitbilde, eine Lagerscene vorstellend, die Rede, welches das Offiziercorps des hier garnisonirenden ersten Infanterieregiments unserem vielgeliebten Landesherrn zu verehren beabsichtige. Es ist dieses nun vor einigen Tagen geschehen, und Se. Hoh. geruhten, dasselbe mit vielem Wohlgefallen entgegen zu nehmen. Die Portraitirung des Herzogs sowohl, als der übrigen Offiziere ist in der Aehnlichkeit schlagend; das ganze Bild, Landschaft wie Gruppirung, ist voll feiner Charakteristik. Das Offiziercorps hat hierdurch den schönsten Beweis seiner Verehrung und Anhänglichkeit bethätigt und in dem Bilde selbst sich in regem Andenken erhalten. Den Künstlern, Gebrüder Porttmann aus Düsseldorf, denen die Ausführung desselben übertragen war, gebührt die vollkommenste Anerkennung für ihre Leistungen. Gleichzeitig wurde unser Herzog Besitzer einer Sommerlandschaft von Wilhelm Porttmann dem Aelteren, dessen Werke durch die öffentliche Meinung der Kunstwelt gewürdigt sind. Obgleich seine Bilder in den Berichten über die niederrheinischen Ausstellungen als wahre Perlen bezeichnet sind, so müssen wir doch gestehen, daß unsere Erwartung bei Ansicht dieser Landschaft noch übertroffen wurde. Erfreulich ist es, durch den Ankauf dieses Bildes neuerdings den Beweis zu erhalten, wie unser Herzog die Kunst würdigt, und ist wohl zu erwarten, daß auch hierorts mit der Zeit das Interesse für dieselbe sich mehr und mehr entwickeln werde, wobei wir den Wunsch zu äußern nicht unterdrücken können, daß es ein Genuß für das Publikum gewesen, wenn demselben die Ansicht dieser zwei Bilder einige Tage gestattet worden wäre. △

Literatur.

Der Liederfreund, eine mit vielen Vorübungen versehene Sammlung von ein-, zwei-, drei- und vierstimmigen Liedern. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Seger, ordentlichem Lehrer an der Stadtschule und Gesanglehrer an der Realschule zu Offenbach. Verlag von Joh. André zu Offenbach a. M. Preis 30 kr., in Partieen billiger.

Alle bis jetzt erschienenen, für den Gesangunterricht in Schulen bestimmten Werke sind entweder theoretisch-practische Anleitungen, die sich zu viel mit Theorie beschäftigen, aber keine Auswahl von Liedern enthalten, oder es sind lediglich Liedersammlungen, denen man die nöthigen Uebungsbeispiele beizufügen versäumte. Ueberdies vermißt man fast immer einen großen deutlichen Druck und noch öfter eine sorgfältige und zugleich minder einseitige Auswahl in Bezug auf die Liedertexte, die bald nur für eine Confession oder Glaubensrichtung bestimmt, bald ungeeignet für den Gebrauch in Schulen oder für die Mitnahme ins's Leben waren. Vorliegendes Werkchen macht jedoch hiervon eine rühmliche Ausnahme. Dasselbe enthält neben einer großen Auswahl von Liedern (die Anzahl beträgt 124), deren Text und Composition sich durch wahrhaft künstlerischen Werth und eine die Jugend ansprechende Gemüthlichkeit auszeichneu, auch die wichtigsten rhytmischen, melodischen und dynamischen Uebungen, und es kann also dem Gesangschüler hierdurch ein Werk in die Hände gegeben werden, das alles für einen naturgemäß und stufenweise geordneten Lehrgang erforderliche Material enthält. Sämmtliche Lieder, nach Tonarten geordnet, sind mit möglichster Sorgfalt gewählt und nur solche aufgenommen worden, die für das jugendliche Alter verständlich und ansprechend, zugleich aber zur Erweckung und Befestigung einer tüchtigen und gediegenen Gesinnung geeignet sind; eben so ist bei der Auswahl der Melodieen nur auf solche Rücksicht genommen worden, die, frei von aller Künstelei, theils schon in das Volksleben eingedrungen sind, theils wenigstens sich vollkommen dazu eignen, in dasselbe überzugehen. Die von dem Verfasser selbst componirten Melodieen zeigen von dessen Befähigung, für die Hebung des Volksgesangs sehr Wesentliches beitragen zu können.

Da nun die Uebungsbeispiele und Lieder, vom leichtesten Anfang immer stufenweise fortschreitend, sehr zweckmäßig geordnet sind, so daß also das Buch in allen Schulklassen, selbst noch bei Schülern von 16 bis 18 Jahren, benutzt werden kann, so glauben wir den verehrlichen Lesern dieses vielgelesenen Blattes einen nicht unwesentlichen Dienst zu erzeigen, wenn wir sie auf dieses Werkchen aufmerksam machen. Gewiß kann es daher nicht fehlen, daß dasselbe eine weite Verbreitung finden wird, um so mehr, da auch die Verlagsbuchhandlung durch die äußere Ausstattung dazu beitrug, um den Werth des Werkchens zu erhöhen, namentlich aber den Preis so außerordentlich billig stellte (30 kr. für 6½ Bogen Notendruck, gr. 8., in Partieen noch billiger), daß die Einführung in Schulen sehr erleichtert ist.

Frankfurt a. M., 7. Febr.

Unter den diesen Winter hier stattfindenden Vorlesungen zeichnen sich die geschichtlichen Vorträge des Hrn. Dr. C. Heyden über den Zeitraum der letztvergangenen 100 Jahre, in biographischer Form, besonders aus. Die Auswahl der Hauptcharaktere (aus der Männer- und Frauenwelt) ist mit Umsicht getroffen, und die Auffassung und Beleuchtung derselben zeugt von einer genauen Geschichtskenntniß und umfassender Belesenheit. Auch ist der Zudrang zu diesen Vorlesungen aus den gebildeten Kreisen so groß, daß der Saal nicht Raum genug bietet, alle Subscribenten aufzunehmen, daher sich Dr. H. aus freien Stücken erboten hat, für Diejenigen, welche an den Montagabenden keinen Platz mehr finden, seine Vorträge an den darauf folgenden Dienstagabenden zu wiederholen und selbst an diesen Abenden ist die Zahl der Zuhörer und Zuhörerinnen noch immer beträchtlich.

Die bekannte und talentvolle Wiener Pianistin Mad. Schäfer beabsichtigt, nächstens unter Mitwirkung mehrerer ausgezeichneter hiesigen Künstler ein Konzert zu geben, dessen Repertoir dem geehrten Publikum einen genußreichen Abend verspricht. Wir erlauben uns deßhalb, hierauf aufmerksam zu machen. Der Tag wird später angezeigt werden.

Geographischer Verein.

Mittwoch den 10. Febr.: Einige Mittheilungen über die neuesten Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der Erdkunde. (Vorgetragen vom Secretair der Gesellschaft, Hrn. Dr. Heyden.)

Der Vorstand des geogr. Vereins.

Berichtigung.

In Nro. 38 der Didaskalia vom 7. Febr. 1847, in dem Aufsatze: „Im Alsenzthale" lies Zeile 28 von oben in der zweiten Spalte statt: „Fluch" — Pfing.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Febr. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth. Musik von Boieldieu. (Gastrolle) Georg: Hr. Barth, vom Theater zu Breslau.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 42. Donnerstag, den 11. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günther.

(Fortsetzung.)

Im Frühjahr 1812 rückte das Regiment aus, und es ward jenen Truppen beigesellt, welche der Rheinbund zu Napoleons Heer stoßen ließ, damit sie den Zug, welchen dieser Feldherr den Russen zugedacht, mitmachten.

Die beiden Freunde waren schon bei der Eröffnung des Zuges zu Unteroffizieren ernannt worden.

Die Russen hatten zwar ein großes Heer ausgehoben, und sie hätten es vielleicht versuchen dürfen in einer Hauptschlacht; aber das war ihr Kriegsplan nicht.

Sie griffen den Feind vereinzelt an, nahmen die Vorräthe mit hinweg und zündeten den eignen Herd an. Dabei rechneten sie auf einen kalten Winter; Hunger und Frost wollten sie zum Streite dem Feind in's Feld stellen.

Bei Smolensk und Borodina jedoch stellten sich die Russen, und es wurden blutige Schlachten geliefert, gegen fünfzigtausend Streiter bluteten.

Michel und Anton zeigten ihren Untergebenen, wie man fechten müsse; manchem Feinde nahm ihr Säbel das Gedächtniß hinweg, dafür wurde ihnen aber auch zurückbezahlt; nach der Schlacht wurde einer von Antons Armen begraben, und Michel hatte über die Stirne und in eine Wange einen Hieb geerntet.

Der Erstere war zum ferneren Dienste untauglich, sein Muth aber und sein Verdienst wurde durch ein Ehrenzeichen und mit der Aussicht auf eine Civilversorgung belohnt; vorab wurde einem Spitale die Obsorge für ihn übertragen, dieses schickte ihn bald zur Heimath, wo er bis zur Versorgung eine mäßige Pension bezog; Michel verließ das Heer nicht, er ließ sich seine Wunden verbinden und folgte. Nach wenigen Tagen war die Heilung seiner Blessuren schon so weit gediehen, daß er einen nächtlichen Streifzug mitmachen konnte, welchen sein Lieutenant mit zwölf Gemeinen und ihm unternahm. Das Häuflein wagte sich zu weit vor und fiel einem feindlichen Hinterhalte in die Hände. Der Anführer war das erste Opfer der zu großen Kühnheit; er fiel, und an seine Stelle trat der Unteroffizier, er rettete die Seinigen. Seine Kenntnisse und taktischen Fähigkeiten, welche er schon wiederholt entwickelt, sicherten ihm die Stelle, zu welcher er sich in der Gefahr berufen glaubte.

Er war nun Offizier, und seine Brust schmückten schon zwei Zeichen der Ehre.

Am fünfzehnten September zog das große Heer ein in die Residenz; an diesem Tage ward es geschlagen. Die Häuser waren verlassen und die Straßen öde, Todesstille hatte sich über die Stadt gelagert, ihre Sterbestunde war da. Napoleon zog in den Creml. Jetzt sah man hier und da verwilderte Menschen, deren Züge eine entschlossene Verzweiflung verriethen, in die Häuser schleichen, und bald zeigte sich ihr finsteres Werk in hellem Lichte; zuerst sah man einzelne Rauchsäulen aufsteigen, diese wichen, und die prasselnden Flammen gingen von einem Nachbarhause zum andern über. Alle Löschanstalten waren vergebens, ein Feuer zu dämpfen, welches eine ganze Nation beschlossen und vorsichtig geschürt; an vielen hundert Stellen arbeiteten die Flammen am Vernichtungswerke; die ganze Stadt glich einem Feuermeere, und noch immer ward angelegt.

Napoleon stand an einem Fenster der Czarenburg und schaute hinaus und hinein in das Flammenmeer; er mochte es vielleicht ahnen, daß das strafende Fatum ihm hier seine Todesfackel angezündet.

Das Obdach hatten die Flammen und die Nahrung die Russen mit hinweggenommen; nun stellte sich auch der strengste Frost ein.

Napoleon hatte es bald begriffen, daß seines Bleibens im Osten nicht länger seyn könne, er brach daher in der letzten Hälfte des Oktobers auf und verließ den großartigen Aschenhaufen.

Am 26. und 27. November zog das Heer über die Berezina; diese beiden Tage waren es vielleicht, welche dem Frankenheere die fürchterlichsten Wunden beibrachten; der Hergang an diesem Flusse war schauervoll.

Michel war in einem der letzten Regimenter, welche die Brücke passirten. Die Kosacken umschwärmten die Nachhut immer näher, die Gefahr wurde größer und der Andrang zur Brücke steigerte sich zur Wuth. Michel war mit den Seinigen auf der Brücke; da stürzte sie hinab und mit ihr der Unglückliche. — — —

Es war in jenen Tagen, wo hier und da ein bärtiger Krieger am Rheine auftauchte; sie kamen heim, der Eine auf einem Stelzfuße, der Andere hatte einen Arm in den Schneegefilden gelassen; Viele brachten ehrenvolle Narben mit, und fast Alle Frostwehen in ihren Gliedern; sie kamen, um zu erzählen von der großen Niederlage des kleinen Korporals.

Ein solcher meldete sich eines Tages bei Anton in Köln; er erzählte:

„Seit jenem großen Fackelzuge, den uns die Russen bei unserm Einzuge in die Hauptstadt veranstalteten, verließ uns das Glück. Wir zogen bald zurück. Die Ordnung löste sich auf, und unser Rückzug hatte so ziemlich das Ansehen einer Flucht; uns trieben Hunger, Frost und Feind, unser Heer schmolz mit jedem Tage.

„Ihr Freund wurde Lieutenant. Er sorgte für uns, als sey er unser Vater und wir seine Kinder; was er an Lebensmitteln und Kleidungsstücken auftreiben konnte, das theilte er redlich mit uns, jeden Vorzug zurückweisend. Unsere Liebe zu ihm steigerte sich; wir setzten stets unser Leben daran, das seine zu retten. Bis an die Berezina gelang uns das. Wir gehörten mit zu den Letzten; der Feind war uns auf der Ferse, alles drängte sich zu dem

Digitized by Google

Uebergang. Wir wanden uns zwischen den Reitern und Wagen hindurch über die Brücke, die Ersten waren schon geborgen, da stürzte die Brücke hinab, auch der Herr Lieutenant, ich sah ihn noch einmal auftauchen aus den schäumenden Eiswellen, ich wurde fortgeschoben." — — —

Krank zum Sterben war Anna nicht geworden, aber traurig und niedergeschlagen fast bis zur Schwermuth. Die Zeit dämpfte dieses Gefühl allmählig; sie fand sich mit ihrem Schicksale ab und resignirte sich in Geduld. Jede Bewerbung um ihre Hand wies sie mit Bestimmtheit zurück, der ihr Vater sich nicht entgegenzusetzen getraute; dieser fing an, die Gefühle seiner Tochter zu fürchten. Ihr Charakter hatte eine ganz neue Gestaltung angenommen, besonders sah man das ihrem Willen an, der zeigte eine Festigkeit, welche sich häufig bei der Jungfrau, auch bei der sanftesten, einfindet, wenn sich Hindernisse ihrer Liebe entgegenstellen.

Ein Jahr hatte die Gegenwart durchlaufen, zum zweitenmale war der Lenz dem Winter gefolgt, die gefiederten Sänger waren wieder so fröhlich wie sonst bei der Wiedergeburt der Natur; Anna nur sang zum Pianoforte stets wehmüthige Weisen, denn in edlen Herzen giebt es nur einen Lenz.

Noch hatte nicht die mindeste Nachricht von dem Lieben ihre Trauer erhöht oder ihren Schmerz gemildert, da, — es war am ersten Sonntag nach Christi Himmelfahrt, — traf ein Brief von Anton bei Kleins ein; der erzählte Michels Schicksal. Das griff tief in Anna's Seele ein; der Vater nahm das wahr, er fürchtete das Schlimmste für die Tochter, seine Härte reuete ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Die Hitze nahm allgemach zu und ich setzte mich im Schatten des schon erwähnten Felsens nieder. Mein gesprächiger Alter stand, auf seinen Stab gestützt, neben mir.

„Hat sich denn keine Geschichte im Munde der Falkensteiner von den Rittern dieser Burg erhalten?" fragte ich, hoffend, daß die Saga ihren Schleier lüften würde, und mich einmal wieder in ihr tiefpoetisches Auge blicken ließe und mit ihrem süßen Lächeln mir zuflüsterte, was sich begeben in diesen Mauern, ehe der Sturm der Zeit sie gebrochen!

Ein triviales „Gar nichts!" erschreckte mich und würde meine Hoffnungen ganz vernichtet haben, hätte sich nicht ein beruhigendes „als" daran geknüpft, woran meine Neugierde sich festklammerte. Er erzählte:

„Es ist eine kuriose Geschichte gewesen, daß über dem Burgthore hier vornen, ein Stein eingehauen war, worauf die Worte standen: „Melchior, wie Du willt." Ein zweiter Stein mit derselben Aufschrift fand sich im Gemäuer und, als ich mir die kleinen Pflanzfelder hier anrottete, fand ich den dritten mit derselben Schrift. Diesen hab' ich dem Herrn von Ginanth gegeben. Was sich von der Begebenheit, die diese Schrift veranlaßte, erhalten hat, ist dieses: Einer der Grafen von Falkenstein hatte einen jüngern Bruder, der Melchior hieß und ein zornmüthiger Mensch war, hitzig und blitzig, der gleich d'rein fuhr mit aller Macht. Wie's halt immer geht, wenn Menschen einig sind, der Teufel sendet seine Helfershelfer unter den Menschen, die Verläumder und Hetzer, dazwischen, weil ihm der Frieden ein Dorn im Auge ist. Das geht auch hier so. Die Brüder werden entzweit und eine recht arge Saat des Zornes und Grimmes ist zwischen ihnen in lauter Dornen und Nesseln aufgewachsen. Der Graf Melchior war der wildeste; er rückte mit vielen Mannen und Helfern zu einer Zeit vor die Burg, wo diese schwach besetzt war. Auf die Angriffe, auf die Schimpfreden des Bruders antwortete der Graf in den Mauern nicht. Kein Pfeil fliegt heraus, so viele auch mochten hineinfliegen. Als Melchior diese Ruhe sieht, hält er's für Verachtung und ruft seinen Bruder zum Zweikampf, nennt Feigheit, was Brudersinn war, und beschimpft ihn der Art, daß dieser endlich, nachdem er vergeblich ihn gebeten, zur Vernunft und Mäßigung zurückzukehren, mit den wehmuthvollen Worten: „Melchior, wie Du willt!" das Fenster schließt und zum Schwerte greift, um zum Zweikampf zu gehen.

„Aber das Wort: „Melchior, wie Du willt!" hat wie ein Blitz des Bruders Herz getroffen. Er erkennt des Bruders Unschuld, seine Schuld — und als dieser nun aus dem Burgthor tritt, eilt ihm Melchior entgegen, breitet seine Arme aus und sinkt mit Thränen der Reue an des sanfteren Bruders Brust. Nun sinkt die Zugbrücke nieder, die Reisigen ziehen ein, und beim frohen Becherklange feiern sie den Sieg der Liebe über des Zornes wildbrausende Gewalten.

„Und zum Andenken an dieses Wortes bewältigende Macht ließ es der Graf in Stein hauen, warnend und mahnend für die kommenden Geschlechter."

So mein Alter. Und ich dachte, herabsteigend: O daß doch allzeit so ein: „Melchior, wie Du willt!" besänftigend die Flammen des Bruder-, Familien- und überhaupt des Menschenzwistes löschte!

Falkenstein steht auf einem Felsvorsprung des Donnersberges und ist eine von den Burgen und Schlössern, welche diesen Vorwächter der Vogesen wie ein geharnischter Kranz umgaben.

Es möchte Vielen, die da herum wohnen, ansprechend seyn, wenn ich die Geschichte dieser Burgen hier kurz skizzire. Doch vorher einen Blick auf den Donnersberg selbst.

Er ist ein imposanter Koloß, auf dem der Blick von allen niederen Höhen seiner nähern und entferntern Umgebung und weither aus der Ebene des Rheines ruht. Feldberg und Altking drüben, der Melibocus und Kaiserstuhl, die Höhen des Schwarzwaldes und die beiden Calmit der Pfalz sind seine Freunde und Verwandten. Im blauen Gewande, oft mit der Nebelkappe auf, wie der Mythenstein droben, herrscht er weithin, und die Fernsicht von seiner 2200 Fuß messenden Höhe trägt den Blick in die schöne Rheinpfalz und grüßt Main und Rhein in weiter Ausdehnung mit ihren Uferlanden.

Die Breccienmasse des Falkensteiner Thales, aus Porphyrtrümmern zumeist bestehend, geht bei Falkenstein in compacte Porphyrmasse über, die mit buntem Sandstein wechselt, den die, wie es scheint, spätere Hervortreibung des Porphyrs hier vulkanisch zersetzt hat. Herrliche Buchenwälder bekleiden Scheitel und Seiten vorherrschend.

Ob er seinen Namen habe, weil er die Gewitter theilt und abstößt, so daß man nicht selten auf seinem Gipfel steht und tief unter Einem der Donner rollt; oder weil er in alter deutscher Zeit dem Donnergottr Thor geheiligt war, dem die sehr toleranten Römer ihren Jupiter substituirten und ihn Mons Jovis nannten, wen kümmert das in diesen Buchenhallen, auf dieser Höhe, wo Schillers Wort so wahr wird:

„Auf den Bergen ist Freiheit!
Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte."

Und doch, „es muß ja auch solche Kauze geben", wie Goethe sagt, die daran ihre Lust haben. Heimlich sey's gestanden, daß ich — allerdings zu ihnen gehöre.

Ihnen sey's zu Lieb gesagt: daß einer jener mächtigen Steinwälle hier oben war, theilweise noch merkbar ist, der 12,000 Fuß im Umfange maß. Sie sind räthselhafter Natur, und vielleicht möchte sich hier das Räthsel lösen, wo Thor's Verehrung mit diesem Steinwalle in Verbindung tritt. Waren sie nicht Stätten der Verehrung dieses Gottes? Römischen Ursprungs sind sie durch-

Digitized by Google

aus nicht! Ist es nicht ein Fingerzeig, daß der christliche Glaube in diesen Ringwall das Kloster baute, von dem ich weiter unten reden will, auf dessen Substruktionen der Hof jetzt steht?

Daß die Römer hier hauseten, verbürgen die aufgefundenen Münzen, Urnen u. dergl. und eine verwitterte, in den Fels gehauene Inschrift, welche der Verehrung Jupitees hier die Stelle sichert.

Die besuchtesten, unstreitig auch die schönsten Punkte des Berges sind: Der Königstuhl und Hirtenfels. Ersterer, also genannt, weil hier die fränkischen Könige zu Gericht sollen gesessen haben. Es ist ein etwa 20 Fuß hoher Porphyrfels. Die Aussicht ist groß und herrlich und endet nördlich bei den Kegeln der Eifel, westlich beim Idar und Hochwald, östlich beim Taunus und seinen beiden Häuptern Altking und Feldberg.

Von Hirtenfels sieht man in die paradiesische Ebene des Gottesgartens, den man die Pfalz nennt. Zur Rechten dehnt sich das in seinen Formen so schöne Haedtgebirge, und jenseits des Rheines der Odenwald mit dem Melibokus und andern Höhen — hochoben am Saume des Horizonts schließt der Schwarzwald ab. Und mitten in dieser Ebene so reich und schön liegen Städte und Döefer gesäet, und das Silberband des Rheines schlingt sich um das reizende Bild. Man kann kein schöneres sehen! Doch zurück zu unseren Burgen!

Wartenberg. Die Ruinen dieser Burg sind ausgedehnt und zeugen für ihee Geöße und Bedeutung. Ihre Anfänge liegen, wie die unserer meisten Burgschlösser, in einem undurchdringlichen Dunkel, denn in jenen Tagen des Handelns hatte der Kiel noch nicht dem Schwerte die Herrschaft entrungen. Man fand es eben nicht nothwendig zu schreiben, wie die Burg und durch wen sie entstand. Erst wenn sie eine Rolle, so oder so, spielte; erst wenn Lehensverträge, Burgfrieden geschlossen und beschworen wurden, treten sie in die Geschichte, und diese Pergamente oder die Blätter einee vergilbten Klosterchronik bringen uns die Kunde von ihnen.

(Fortsezung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 9. Febr.) Nach einer langwierigen Krankheit verschied dahier gestern Morgen um 5 Uhr der hiesige praktische Arzt, Hr. Dr. med. Anselm Wolf im 75. Jahre seines Alters. Bei einem sanften und ruhigen Charakter war der Hingeschiedene insbesondere ein beliebter Arzt am Krankenbette, und hatte überhaupt in seinem nicht unbedeutenden Wirkungskreise und ärztlicher Behandlung ein besonderes Glück, hauptsächlich in den Jahren, wo das Lazareth- und Nervenfieber hier in hohem Grade wüthete. Sein Hinscheiden wird tief betrauert. Frankfurt ist überhaupt so glücklich, eine nicht unbedeutende Anzahl berühmter, theils schon hingeschiedener, theils jetzt noch ruhmvoll praktizirender Aerzte zu den Seinigen zu zählen. Der Senior unserer hiesigen Aerzte ist der königl. preußische Hofrath Dr. F. J. Hoffmann der Aeltere, rühmlichst bekannt duech seine frühere starke Praxis in der Geburtshülfe und auch als Schriftsteller nicht unbekannt. Vorzüglich hat er sich durch sein herausgegebenes Werk: „Wie können Frauenzimmer frohe Mütter gesunder Kinder werden, und doch dabei gesund und schön bleiben", einen literarischen Ruhm erworben. Den zweiten Theil dieses Werkes hatte derselbe Ihrer Majestät der verstorbenen Königin Louise von Preußen und der Prinzessin Schwester derselben dedicirt und erhielt deßhalb von beiden hohen Personen sehr verbindliche Schreiben; auch wuede das Werk in die holländische Sprache übersetzt. Die Verlegung unseres Friedhofs außerhalb der Stadt verdanken wir ebenfalls den rastlosen Bemühungen dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Verdienste um das Gemeinwohl von über 250 Gästen, die seinem vor mehreren Jahren gefeierten 50jährigen Jubiläum auf dem Forsthause beiwohnten, öffentlich ausgesprochen wurden. Seine Herren äeztlichen Mitkollegen überreichten ihm bei dieser Gelegenheit einen hier verfertigten silbernen Pokal, der als Kunstprodukt gesehen zu werden verdient, und dem Scharfsinn des Erfinders sowohl, als der Geschicklichkeit des Verfertigers gleiche Ehre macht.

Von Bauerkellers vortrefflichem Handatlas sind nun auch die vierte, fünfte, sechste und siebente Lieferung erschienen, enthaltend: 1) Europa, Uebersicht der Meer- und Stromgebiete; 2) Schwedens und Norwegens südliche Hälfte, Dänemark, Norddeutschland und russische Ostseeländer; 3) Spanien und Portugal; 4) Zwei Pläne der Städte London und Paris; 5) die Fixsterne erster bis fünfter Größe und die Bahnen der Kometen von Biela, Enke, Haller, Olbers und des Kometen von 1680; 6) Deutschland, Uebersicht der Gebirgs- und Tiefländer; 7) Europa, Uebersicht der europäischen Staaten; 8) Oesterreich, und endlich drei Bogen Text, enthaltend: statistische Uebersicht und topographisches Register über Spanien und Portugal und die Weltkörper. — Haben die drei ersten Lieferungen eine sehr günstige Aufnahme gefunden, so werden die gegenwärtigen sich gewiß eines gesteigerten Beifalls erfreuen, denn sie stellen es unzweifelhaft heraus, daß der Bauerkeller'sche Atlas sich vor Allem, was der Art bisher erschienen ist, sowohl in wissenschaftlicher Hinsicht durch Gründlichkeit der Bearbeitung, als in technischer Beziehung durch größere Anschaulichkeit der Darstellung und durch die bei verhältnißmäßig geringem Preise (für die Lieferung 12 ½ Sgr.), wahrhaft glänzende Ausstattung rühmlichst auszeichnet.

(Ulm, 6. Febr.) Heute Vormittag hatten wir mitten in der Stadt das interessante und schöne Schauspiel einer Fata morgana. — Ungefähr um 8 Uhr erhob sich von der Spitze des Münsterthurms in halber Thurmhöhe ein schmaler dunkler Streifen in senkrechter Richtung, und blieb, bald schwächer, bald stärker in Farbe, etwa eine Viertelstunde unverändert stehen; nur hie und da neigte sich die Spitze nordwestlich. An diesen Streifen schloß sich von Zeit zu Zeit das getreue Bild des obern Theiles des Thurmes als Nebelbild — wie auf die östlich vom Thurm aufsteigenden weißen Wolken gezeichnet — an. Dieses Nebelbild entstand und verschwand in derselben Art, wie es bei den künstlichen Nebelbildern der Fall ist, und zwar mit dem Heraufsteigen und Entweichen dee auf einander folgenden Wolken. Es wiederholte sich diese Erscheinung etwa 6—8 Mal, und darunter war sie 3 — 4 Mal so deutlich, daß man nicht blos die allgemeinen Umrisse mit der Spitze des Thurmes gewahrte, sondern jedes einzelne kleine Thürmchen mit seiner Spitze und seinem Knopfe trat so deutlich hervor, daß man eine gute Lithographie vor sich zu haben glaubte. Der Morgen war ein sehr kalter, der Himmel außerordentlich rein, und die Sonne ging in vollster Pracht auf.

Heirathsgesuch.

Ein junger Mann von unbescholt'nem Rufe
Und nettem Aeußern, ohne sich zu loben,
Der in der Bildung sich zur höchsten Stufe
Des feinen Tones colossal erhoben,
Kein Ritterzut zwar hat und keine Hufe,
Doch rechnen darf auf Protection von oben,
Sucht eine Gattin für dies Erdenthal
Mit etwas disponiblem Kapital.

Korrespondenz.

Aus Starkenburg, im Jan.

Wenn der Verfasser des mit K. unterzeichneten Korrespondenzartikels aus Langen in Nro. 9 der Didaskalia behauptet, daß die Schulen in dem

genannten Orte zu den besten des Kreises (Großgerau) gehören und als Volksschulen keiner gediegenen und durchgreifenden Verbesserung bedürfen, so räumen wir gerne die erste Hälfte dieser Behauptung ein, keineswegs aber die zweite. Denn so lange die gegenwärtige Volksschule überhaupt ihre Zöglinge schon mit dem 14. Lebensjahre entläßt, so lange ist und bleibt sie immer nur eine Kinderschule, in welcher, wenn an sich auch noch so vollkommen eingerichtet, selbst der beste Unterricht über den eigentlichen Kinderunterricht nicht hinausgehen kann, im glücklichsten Falle nur den Anfang zu einer tüchtigen Bildung, niemals aber die Bildung selbst erzielen wird, die wir erzielen wollen und müssen. Der Verstand kommt einmal nicht vor den Jahren, und der vierzehnjährige Knabe, das vierzehnjährige Mädchen sind eben noch Kinder an Einsicht und Kraft, wie an Jahren. Erst nach dem 14. Lebensjahre beginnt das Selbstbewußtseyn, die Selbstständigkeit der Geisteskraft im höheren Sinne des Wortes zu erwachen, erst nach der Confirmation ist daher eine kräftige und nachhaltige Einwirkung auf die Gesinnung und den Charakter des Zöglings möglich und somit in der heutigen Volksschule überhaupt ein erziehender Unterricht geradezu unmöglich, wie er nothwendig ist, wenn durch die Schule diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche dem Erdenbürger heutzutage unentbehrlich sind, befriedigend erzielt, zugleich aber auch mindestens der Grund zu allen jenen Tugenden gelegt werden soll, welche ein Volk nur allein wahrhaft groß und glücklich machen können. Schon aus den hier nur angedeuteten Gründen erhellet wohl zur Genüge, daß die während der letzteren 40 bis 50 Jahre allerdings sehr verbesserte Volksschule Deutschland's überall, und somit auch in Langen, den Forderungen des Lebens und einer tüchtigen Volkserziehung immer noch nicht genügend entsprechen kann, daß ihr daher überall, und somit auch in Langen, eine gediegene und durchgreifende Verbesserung Noth, dringend Noth thut. Eine solche Verbesserung der Volksschule in Langen kann aber unmöglich darin bestehen, daß man neben dieser Schule noch eine zweite Schule — etwa eine Realschule — errichtet und hierdurch gerade die wohl unbestreitbar wichtigste Schule — die Schule des Volkes — mehr oder weniger in den Hintergrund treten heißt. Will man in Langen die für eine bessere öffentliche Jugenderziehung nöthigen Mittel verwilligen, so helfe man doch zuerst da, wo die Noth am größten, die Hülfe mithin am nöthigsten ist. Es ist dies offenbar die dort bereits vorhandene Volksschule, selbst auch in dem Falle, wenn die tüchtigsten Lehrer an derselben angestellt sind, weil diese Schule unter Anderem, wie schon angedeutet, heute noch blos unmündige Kinder zu unterrichten hat, während dieselbe zugleich auch die Volksjugend bis zum 17. oder 18. Jahre belehren muß, wenn sie in Wahrheit eine „gute" Schule genannt werden kann. So lange daher unter Anderem die jetzigen tüchtigen Lehrer in Langen noch nicht besser besoldet worden sind, auch für eine Erweiterung der Volksschule daselbst, d. h. für eine Fortbildungsanstalt, noch nicht gesorgt worden ist, so lange dürfte nach unserem Dafürhalten die Errichtung einer Realschule in Langen um so weniger zu billigen seyn, als die Mittel einer jeden Gemeinde offenbar nur für wahrhaft gemeinnützige Zwecke, nicht im Interesse einzelner Personen und Familien verwendet werden dürfen, während Sie, verehrter Hr. K., uns eine stichhaltige Nachweisung der allgemeinen Nützlichkeit einer Realschule für Langen — schuldig geblieben sind. Freilich als Volksschule, meinen Sie, bedürfe die in Langen bereits vorhandene Schule keiner gediegenen und durchgreifenden Verbesserung. Aber was heißt denn Volk? Soll denn die „Schule des Volks" niemals eine Organisation erhalten, aus welcher hervorgeht, daß, wie es unsere Zeit und die Humanität dringend fordert, keiner Aristokratie ein Vorzugsrecht der Bildung eingeräumt werde? Sollen denn nicht alle Menschen ohne Ausnahme tüchtig erzogen, für ihren Lebensberuf tüchtig vorbereitet werden? Doch wohl! Unter Anderem schon deshalb, weil auch die Menschen mit Schwielen in den Händen — Menschen sind. Wenn Sie uns daher in Ihrer Entgegnung noch fragen: „Was will also Ihr Artikel? Was ist seine Tendenz? Eine feindliche Gesinnung gegen die sogenannten Vornehmen" u.; so ist Ihre Logik auch hier auf einen Irrweg gerathen. Denn wer es wahrhaft wohlmeint mit dem Volke im vollen und heiligen Sinne des Wortes, der wird gewiß, zumal bei unseren Lebensverhältnissen, zuerst und zuletzt vorzugsweise auf die dienende Majorität seine hilfenden Blicke richten müssen, nicht auf die herrschende Minorität, weil diese sich schon selbst zu helfen weiß. Dies beweis't wenigstens in der fraglichen Beziehung die in Langen bestehende Privat-Lehranstalt, durch welche zugleich dem Wunsche der wenigen Staatsdiener und Bürger daselbst, nach welchem diese ihre Söhne für einen höheren Lebensberuf vorbereiten lassen wollen, unbezweifelt zur Genüge entsprochen wird. Warum also, wiederholen wir, in Langen neben der Volksschule daselbst noch eine zweite Schule — eine höhere Lehranstalt — auf Kosten der Gemeindekasse errichten, während jene Volksschule einer gediegenen und durchgreifenden Verbesserung bedarf? — Nein, verehrter Herr K., trotz Ihrer Entgegnung sind wir immer noch der Meinung: daß in Langen und ähnlichen Orten für jetzt noch eine Realschule ein wahrer Luxusartikel seyn würde, dessen Unterhaltung mithin der Gemeindekasse nicht zugemuthet werden kann und darf.

Mainz, 25. Jan.

Gestern wurden auf der hiesigen Bühne „die Karlsschüler" von Laube gegeben, dieses nationale Schauspiel, welches die Reise durch ganz Deutschland zu machen bestimmt scheint. Meine Erwartungen waren sehr groß, denn vereinigt mit dem Ganzen und Einzelnen, mit den Personen, politischen, socialen und literarischen Zuständen durch den trefflichen, bei weitem nicht genug verbreiteten Roman „Schiller's Heimathsjahre" von Hermann Kurz, der in keinem ächten Lesevereine fehlen sollte und dem Laube unverkennbar seine Inspiration und somit den schönsten Theil seines Ruhmes verdankt, durch Schubart's Selbstbiographie ꝛc. war ich sehr gespannt auf die Behandlung des Gegenstandes. Wenn der Anblick des zahlreichen Publikums schon für sich imponirte, so wurde die Wirkung, welche die geistreich eingewebten Zeitbezüge in jedem Acte hervorriefen, noch gewaltiger durch den vielstimmigen Applaus. Das Werk mag im Einzelnen strenge Beurtheilung finden, aber wenn das Theater die Aufgabe hat, „dem Jahrhundert sein Bild und der Zeit ihre Farbe zu zeigen", dann verdient die Dichtung Laube's Dank und Beifall. So gewiß Schiller die eigentliche Seele des deutschen Volkes ist, so gewiß Belebung und Förderung nationaler Gefühle eine lohnende Aufgabe für den Dichter ist, so gewiß wird auch diese Dichtung den Neid und die klaffende Geschwätzigkeit besiegen und, glücklicher als andere, eine dauernde Zierde unserer Schaubühne bleiben.

Charade.

(Zweisylbig.)

Ob hochbetagt, wie kräftig grünst du noch,
Wenn manche deiner Schwestern nicht mehr sind;
Ob sturmgeschüttelt, aufrecht stehst du doch,
Und neigest kampfbewährt dich Sturm und Wind!

Wie segenlich gönnt dein großer Baldachin,
Zur Sonnengluth ein ladend Blätterdach;
Wie lustig summt die kleine Künstlerin
Und küsset früh schon deine Blüthen wach!

Wie immer lieblich ist dein Blüthenduft,
Dein Blüthenkelch, ob klein, doch honigreich;
Freigebig tränkst du damit Mutterluft
Und wirst an Werth manch' andern Blumen gleich.

Gern spendest du den milden Blüthensaft
Und hilfst vermindern mancher Kranken Leid;
Gelabet, pries schon Mancher seine Kraft,
Verzeih' d'rum, raubt man die dein Blüthenkleid!

Lies't man dein letztes Zeichen scharf betont,
Nennst du den rath'nen Staatsmann mir zugleich,
Den neulich seines Fürsten Huld belohnt,
Dem reich er dient, weil er an Gaben reich.

Gkn. Whr.

Berichtigung.

In der Didaskalia, Nro. 41, Spalte 3, Zeile 18 v. u. lies „Kampf" statt „Held."

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Febr. Die weiße Jean, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu. (Saprolle) Georg: Hr. Barth, vom Theater zu Breslau.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 43. Freitag, den 12. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günther.

(Fortsetzung.)

VI.

Die heitere Jahreszeit war dahin, und die holländischen Nebel waren häufiger, dichter und hartnäckiger geworden; es war im November.

Bülow war mit seinen Truppen, welche der russische Kaiser verstärkt, in Holland eingezogen; der Krieg begann nun hier, und bald war die fränkische Obergewalt in den meisten Festen abgeschafft. In Amsterdam ging es recht tumultuarisch her; am fünfzehnten November wurde die Regierung gewechselt und dem Prinzen von Oranien die Zügel der Obergewalt wieder übergeben; die allgemeine Stimme im Volke drückte sich zufrieden aus über den Wechsel, und Diejenigen, welche die Aenderung in's Land gebracht, mochte man recht wohl leiden; die Gemeinen erfreuten sich einer guten Verpflegung und die Offiziere fanden Eintritt in den höhern Zirkeln; es kam keine Festlichkeit an die Reihe, ohne daß sie nicht wären hinzugezogen worden.

Im Gesellschaftssalon des Rathes V. ging es hoch her; die vielen Kerzen auf den Tischen hatten einen Bund eingegangen mit den drei großen Kronleuchtern, ein Lüstre im Saale zu verbreiten, auf welches der Tag wohl eine gegründete Ursache hätte haben können, ein wenig Jalousie zu empfinden; im Lichtmeere saß und stand die vornehme Bürgerwelt in verschiedenen Gruppen aufgepflanzt, welche durch die bunte Uniform vieler Notabeln des Militairs recht artig dekorirt wurden.

Das Zischen und Summen der Frauen über Mode und Nachbar, die lauten Demonstrationen der Männer über Politik und Krieg und das Geklirre der Gläser und Hochrufen der ganzen Versammlung, wenn der Physikus Hügelmann einen Toast erfunden, was in Gesellschaften seine Hauptbeschäftigung war, verursachte, zusammen geaddirt, ein recht reges Leben.

Die Familie Klein fehlte nicht bei dem Feste, aber sie stimmte nicht ein in die laute Freude der übrigen Gäste; des Vaters Weise war es nie gewesen, viele Worte zu machen, und die Mutter nahm einen zu warmen Antheil an der stillen Trauer der Tochter, als daß sie nicht den Hang zum Sprechen, zu welchem sie allerdings einige Anlagen empfangen, überwunden hätte.

Die bestehende Gemüthsverfassung übt auf das Altern des Körpers einen oft mächtigeren Einfluß aus, als wie es die Zeit in der Regel thut. Anna zählte erst zwanzig Jahre, und wer sie jetzt gesehen hätte, müßte geglaubt haben, daß sie schon ein Lustrum älter sey; ihr Gesicht hatte jene Frische verloren, welche das Jungfrauenalter bezeichnet; ihre Körperformen hatten einen Theil ihrer Runde eingebüßt, und es wollte auch scheinen, als seyen sie vormals elastischer gewesen.

Sie saß da still in sich gekehrt.

An ihrer Seite hatte sich ein dicker Fruchthändler mit einer Nase, welche ihrer Ausdehnung nach mit dem Bauche, und dem Colorite nach mit der Flasche nicht wenig Sympathie verrieth, niedergelassen; von seinem Vater hatte er ein großes Vermögen geerbt, gern hätte er dieses vermehrt, durch den Handel aber wollte das nicht angehen, weil der Gewinn seinen Lieblingssünden, dem Trunk und der Spielsucht als Opfer anheimfiel. Diese Leidenschaften hatten in seiner Seele tiefere Wurzeln getrieben als der Geiz, doch gab er seine Idee nicht auf, eine Heirath sollte sein Kapital zu den Hunderttausenden hinauf multipliciren.

Zwanzig Jahre hatte er sich schon vergebens mit verschiedenen Heirathsspekulationen herumgeschlagen, ohne zum Handel zu kommen, da führte das Geschick Kleins nach Amsterdam und den Kornhändler in Kleins Haus.

Der Vater, dessen Lieblingsbeschäftigung das Geldzählen geworden, sah über die Jahre und die Gestalt des Liebhabers hinaus und direkt auf dessen Geldhaufen; nicht so die Tochter, sie sah über den verhaßten Freier und sein Geld hinüber nach Rußland.

Der Familie vis-à-vis nahm eben ein Capitain Platz; er war eine kräftige Gestalt, und dabei hatte er ein recht martialisches Aussehen; auf seinem gebräunten Gesichte hatte die Tapferkeit des Feindes ihm zwei Ehrenzeichen ausgehängt, eines zog sich quer über die halbe Stirn hin, und das andere war eine tiefe Furche in der Wange; seine Tapferkeit hingegen war der feindlichen nichts schuldig geblieben, dazu lieferten drei Kreuze auf seiner Brust den schlagendsten Beweis.

Die gegenübersitzenden Personen mußten seine Aufmerksamkeit in einem höheren Grade beansprucht haben, wie das gewöhnlich der Fall ist, wenn sich fremde Menschen begegnen; wenn er sich unbemerkt glaubte, dann schaute er fest hinüber, und es wollte den Anschein gewinnen, als gelte sein Blick mehr dem Heirathskandidaten und dessen stummer Gesellschafterin, als den Aeltern; es schien ihn jedesmal zu beunruhigen, wenn jener diese aus ihren Träumereien aufweckte, und schmerzlich fuhr er zusammen, als der Störenfried sich auf's neue zu der Dulderin wandte mit den Worten: „Was soll aber diese fortfährende Traurigkeit? Ist es nicht schon in dieser Woche ein Jahr, daß der arme Schlucker in dem russischen Flusse ertrank?“

Schön stand Anna die Röthe, welche eine edle Entrüstung über ihre Wangen ausgoß; und mit der größten Spannung hörte der Offizier auf ihre Entgegnung.

„Laßt die Todten ruhen und schmäht sie nicht! Wenn es auch möglich gewesen wäre, Euch meine Gunst zu erringen, so würden diese Worte gar nicht geeignet seyn, Eure Wünsche zu fördern.“

Sie schwieg, und jetzt erst gewahrte sie den ihr gegenübersitzenden Capitain, zu welchem sich eben ein Kriegsgefährte gesellt.

Digitized by Google

Anna schaute hinüber zu dem bekreuzten Krieger, und je länger sie hinsah, desto mehr fesselte sie dieser. In seinem Gesichte glaubte sie Züge zu entdecken, welche ihr vergangene Tage vor die Erinnerung zurückriefen, und vollends seine Sprache, wenn die Stimme nicht ein paar Sekunden tiefer im Basse gewesen wäee, hätte ihr den Michel noch einmal leibhaftig vorgestellt; aber er war ja todt! Einen wie starken Einfluß dieser Gedanke auch auf sie ausübte, es drang sie doch, zuweilen ihren Blick hinüberstreifen zu lassen, und je mehr der Fremde sprach, desto interessanter wurde er ihr; und mit noch stärkerer Gewalt fühlte sie sich angezogen, als er sein Kelchglas erhob mit dem Toaste: „Sanft mögen unsere deutschen Brüder schlafen, die der letzte Krieg in Rußland gebettet; möge ihr Tod bald gerächt seyn an dem Manne, der sie führte, und möge bald die Ruhe wieder heimkehren am Rheine."

Er speach eben laut genug, um am Tische verstanden zu werden; und dabei traf Anna sein Gluthblick.

Diese kämpfte, der Gesellschaft es nicht zu zeigen, wie sie der Trinkspruch erschüttert, sie kämpfte mit Erfolg, nur eine Thräne rann hinab in ihr Glas.

Das war dem Krieger nur nicht entgangen, und als er mit ihr anstieß, flüsterte er ihr zu: „Möge das die letzte Thräne seyn, welche Sie dem Geliebten weihen."

„Das Grab giebt den Todten nicht zurück," erwiederte sie, und das mit einem so traurigen Tone, daß es tief in die Seele des Angeredeten eindrang.

„Das Geschick des Menschen ist oft wunderbar, aus der Gruft kehrt der Sterbliche nicht heim, wohl aber zuweilen vom Rande derselben;" und das sprach er so weich, so sanft und so rührend, daß Anna von unbekannten Gefühlen und Ahnungen durchbebt wurde.

Auch der Vater wurde aufmerksam auf den Capitain, bald hatte er mit ihm eine Unterhaltung angeknüpft. Den Stoff zu derselben gab der Krieg her, und besonders der Zug nach Rußland.

„Auch ich hatte einen Bekannten, der diesen Feldzug mitmachte," ließ sich unter Anderem Klein höeen, „er diente im ***schen Regimente, und soll auf dem Zuge zum Lieutenant ernannt worden seyn."

„Das war ja auch mein Regiment, ich werde ihn wohl kennen," meinte der Krieger.

„Gekannt haben," suchte Klein zu verbessern, „er blieb in der Berezina und hieß Heinzen; wisset Ihr etwas von ihm?"

„Michel Heinzen, den kenne ich gar gut. Die Gefahr, in welcher er schwebte, war groß, aber das Schicksal wollte nicht, daß er umkäme."

(Schluß folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. D. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Die Burg Wartenberg soll den Rittern von Ober-Saulheim als Reichslehen gehört haben, von denen die Bilensteine stammten. Später nannten sie sich von Wartenberg mit dem Beinamen Kolb, und von ihnen stammten hinwiederum die Grafen von Wartenberg ab.

1185 erscheint zuerst Werner Kolb von Wartenberg. Er hatte zwei Söhne, die die Burg bewohnten, Marbod Kolb I. und Conrad Kolb. Seine Tochter war mit Reichhard III. von Hohenek, Reichs-Schultheiß zu Worms, vermählt. Conrad scheint kinderlos gewesen zu seyn. Marbod dagegen pflanzte das Geschlecht fort mit einer von Lichtenstein. Er war 1250 unter den Richtern, als der Propst von Enkenbach dem Kloster Otterberg den Reidelhof mit seiner Zubehör (bei Winnweiler) streitig machte. Das Gericht wurde auf dem Hügel vor dem Schlosse Wartenberg gehegt und der Propst zog den Kürzern.

Auch diese Burg wurde durch Heirathen ein „Ganerbenhaus", und im Jahre 1382 zählte sie siebzehn Gemeinherren; ja im Jahre 1456 waren deren mehr als vierzig. Sie beschworen den Burgfrieden und setzten darin fest:

„Daß kyn Gemeyner uf der Herren-Straßen, die von „Bingen, Mainz, Worms, Speyer und biz geyg Straß„burg zu gert odee auth uf dem Ryn-Strome uf oder in „unser Schloß Wartenberg kayn Kaufmann, Burger oder „arme Mann (Leibeigener) in der Fürsten Gelevde an sin „leben oder Gut griffen soll, es geschehe dann umb redelich ursach, auch mit offener, redelicher Vientschaft."

Die Grafen von Leiningen waeen ebenfalls an der Burg betheiligt; denn Graf Hesso von Leiningen belehnte 1449 den Ulrich Landschad von Steinach mit dem Mannlehen, welche ihm von Siegfried von Wartenberg, den man nennet: Schneberg, heimgefallen. Ausdrücklich heißt es: „Diß sind die leben mit Nahmen das Huß zu Wartenbeeg, da Her Emich Puncker selige in saß und das Huß, da Heee Sybeidt von Willenstein selige in saß und ußwendig der Burg Wartenburg den Volt ꝛc."

Ueber den Untergang der Burg fehlt mir die Kunde.

Wiedenstein, sonst auch Wildstein genannt. Es gehörte der Familie, die sich von Wildenstein nannte und ist frühe schon abhängig von den Grafen von Leiningen. Im Jahre 1317 erscheint zuerst Johann von Wildstein. Er war der Vater Johanns von Wildenstein, der 1326 urkundlich auftritt.

Auch Wildenstein wurde ein Ganerbenhaus. Im Jahre 1542 belehnte Graf Engelbert von Leiningen den Ritter Siegfried von Oberstein mit dem vieeten Theile des Schlosses. Weitere Nachrichten fehlen.

Wildenfels, oberhalb Hemsbach. Sie hieß fast gemeinhin: „das Huß zu Hemsbach." Sie hat ihre Ursprünge wohl im dreizehnten Jahrhundert zu suchen, und gehörte den Rittern von Randeck, die sie von den Raugrafen zu Alten-Baumberg zu Lehen trugen. Im Jahe 1327 besaß sie Johann von Randeck, Chorsänger zu Neuhausen, und von diesem vererbte sie an Eberhard von Randeck, Domdechanten zu Speyer, der mit seinem Vetter, dem Ritter Johann von Randeck, genannt von Wiesenstein, wegen des fünften Theils dieses Hauses in Irrungen und Zerwürfniß stand. Dieser starb, ehe sie geschlichtet waren, und seine Wittwe Margarethe, geborne Winter von Alzeia, nebst ihrem Sohne Gottfried, verglich sich im Jahre 1341 mit Eberhard. Dieee starb bald darauf, und die Burg Wildenfels, die damals schon in Verfall sich befand, kam wieder mit dem Dorfe Imsbach an den Raugrafen Wilhelm von Alten-Baumberg und dessen Vettern, Philipp und Conrad von Bolanden, zurück. Diese Dreie übergaben die Burg, das Dorf Imsbach und das Gericht daselbst mit Wasser und Weide dem Erzbischof Gerlach von Mainz und kamen mit diesem dahin überein, auf dem Burgbeege, der „zu andirn Züten hyß Wildenfels ein gemeinschaftliches Schloß zu erbawen", zum Schutz ihrer beiderseitigen Landen, und ihm den Namen: „Gerlachstein" zu geben.

Sie setzten zugleich fest, daß, wenn dee Raugraf und die von Bolanden kinderlos sterben sollten, die Hälfte des dritten Theils, den Jeder an dem Schloß und seinen Zubehöeen besessen, an den Erzbischof, und die andere Hälfte des dritten Theils an ihre nächsten Erben übergeben solle. In der Fehde Emichs von Leiningen und Bömunds von Ettendorf wegen der Burg Hohenfels oder in jener zwischen Friedrich I. von der Pfalz mit Diether von Mainz wegen der Bueg Dannenfels scheint es zerstört worden zu seyn.

Hohenfels stand auf hohem Felsen und scheint daher seinen Namen empfangen zu haben. Im Jahre 1144 bewohnte diese Burg der elsässische Landgraf Theodor, der sich von Hohenfels

Digitized by Google

nannte. Er hatte drei Töchter. Die älteste, Ida, vermählte sich mit dem Grafen Eberhard von Sponheim; die zweite wurde Priorin im Kloster Sanct Rupertsberg bei Bingen. Sie hieß Margaretha. Guda, die dritte, vermählte sich mit Werner III. von Bolanden, dem sie unter Anderem auch das Schloß Hohenfels in die Ehe brachte. Es war in seinen Zubehören äußerst mächtig und vererbte auf Margaretha's Sohn, Heinrich von Bolanden, der zwischen 1204 und 1199 unter dem Namen von Hohenfels vorkommt. Auch er starb ohne männliche Erben, daher seine Tochter Beatrix von Hohenfels, die im Jahr 1210, die nach Trithemius Aebtissin zu Sanct Rupertsberg wurde, es erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Pestalozzi-Vereine.

Die Didaskalia hat in Nro. 28 aus der Elberfelder Zeitung eine Correspondenz über die Pestalozzi-Vereine des Großherzogthums Hessen entlehnt, welche wenigstens in Bezug auf Dasjenige, was über das Resultat der dahin gehörigen Binger-Bestrebungen darin gesagt ist, im Interesse der Wahrheit und der Sache selbst eine gründliche Berichtigung nöthig macht. Deßhalb erlaubt sich der Unterzeichnete, als Sekretär des Pestalozzi-Vereins für den Kreis Bingen, Denjenigen, die sich dafür interessiren, folgenden authentischen Beitrag zur Geschichte dieses Lokalvereins zu liefern.

Vor Allem hat man es in Bingen am hundertjährigen Geburtstage Pestalozzi's nicht bei einem Festrissen bewenden lassen, sondern es wurde am Morgen des 12. Jan. 1846 in dem hiesigen Prüfungssaale eine des großen Schulmannes gewiß ganz würdige Gedächtnißfeier von ungefähr 300 Theilnehmern abgehalten, worüber der Correspondent der Elberfelderin einen getreuen Bericht finden kann in der Didaskalia vom Januar v. J. oder in der Einleitung zu den gedruckten Statuten des Binger Pestalozzivereins, von denen er auf Verlangen ein oder einige Exemplare durch den Unterzeichneten erhalten kann. Diese bei jener Gedächtnißfeier berathenen und angenommenen Statuten eines in dem Kreise Bingen zu begründenden Pestalozzi-Vereins erhielten unter dem 30. April v. J. die Genehmigung der Staatsregierung, worauf sich der Verein constituirte und seine Wirksamkeit eröffnete, als deren Hauptgegenstand er sich die Erziehung sittlich gefährdeter oder verwahrloseter Kinder gewählt hat; neben diesem Hauptzwecke will der Verein jedoch vorkommenden Falls, wenn es seine Kräfte erlauben, auch für die Versorgung und Erziehung der Waisen von Lehrern, sowie für die Errichtung von Fortbildungs-Anstalten für konfirmirte Mädchen und für die Stiftung eines Stipendiums zur pädagogischen Ausbildung von Schulamts-Kandidaten thätig seyn. Der mit der Geschäftsführung beauftragte Ausschuß hat seitdem vollkommen Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß die Begeisterung für Pestalozzi kein bloßer „Weingeist-Enthusiasmus"*) war, indem auch die nüchterne Vernunft sich zu recht dankenswerthen Beiträgen zur Anbahnung einer guten Sache herbeigelassen hat. Diese Beiträge lassen sich zwar nicht nach Tausenden messen, wie im Kanton Aargau; sie beschränken sich vielmehr nur auf die bescheidene Summe von einigen hundert Gulden, liefern aber doch den vollgültigsten Beweis daß es den Bewohnern Bingens und der Umgegend nicht an werkthätiger Nächstenliebe fehlt, indem selbst in einer Zeit der allgemeinen Noth, wo Jeder das Seinige zu Rathe halten muß gar viele Menschenfreunde zu Stadt und Land mit Freuden ihr Schärflein beigetragen haben, um unglückliche Kinder dem sittlichen Verderben zu entreißen. Das unter so mißlichen Zeitverhältnissen willig Gegebene berechtigt aber gewiß zu der frohen Hoffnung, daß in glücklicheren Zeiten auch reichlichere Beiträge dem Vereine zufließen und demselben eine Ausdehnung seiner Wirksamkeit möglich machen werden. Die bis jetzt verwendbaren Mittel sind dazu benutzt worden, um sechs Kinder aus ihren seitherigen, für sie verderblichen Verhältnissen zu befreien und in ehrbaren Familien unter der speziellen Aufsicht von Vereinsmitgliedern unterzubringen. In dieser Beziehung dürfte sich also wohl der hiesige Pestalozzi-Verein, selbst im Vergleich mit solchen, denen weit umfassendere Mittel zu Gebote stehen, seiner seitherigen Wirksamkeit nicht zu schämen haben.

Da der Schlußsatz des Korrespondenten der Elberfelder Zeitung annehmen läßt, daß derselbe nur durch wohlgemeinten Tadel den etwa erkalteten Eifer für eine gute Sache wieder beleben wollte, so ist nur zu bedauern, daß derselbe sich nicht zuvor über den Thatbestand allseitige Gewißheit verschaffte. Indessen wird wohl diese Mittheilung genügen, um denselben zu bestimmen, auch in der Elberfelder Zeitung sein Versehen wieder gut zu machen.

Bingen, den 30 Januar 1847. Ed. Sander,
Realschuldirektor.

*) Ob noch jetzt das Witzwort wahr sey, welches Hr. Notar Faber vor mehr als vierzig Jahren nicht dem Kaiser Franz von Oesterreich, sondern dem damaligen Territorialkommissär Justus Grunert auftischte, bedarf hier wohl keiner besondern Untersuchung. Wo diese Rede ihren Segen spendet, da wird auch überall der Weingeist herrschen; seine Herrschaft wird aber jedenfalls der des Zufelgeistes weit vorzuziehen seyn, und zwar um so mehr, wenn neben dem Weingeist auch noch andere gute Geister herrschen, wie dieses in Bingen der Fall ist. Trotz des Weingeistes herrscht nämlich in Bingen ein so reger Sinn für allgemeines Menschenwohl ohne Unterscheidung der Confession, wie nur irgendwo. So ist neben der Privatwohlthätigkeit, die bei der gegenwärtigen furchtbaren Noth täglich die größten Opfer bringt, seit zehn Tagen eine Suppenanstalt hier ins Leben getreten, welche täglich über 200 Portionen nahrhafter Suppe und außerdem auch noch rohe Victualien verabreicht; so besteht seit dem vorigen Jahr ein Verein zu gegenseitiger Unterstützung in Krankheitsfällen, der jetzt schon über 220 Mitglieder zählt und bereits in manchen Familien der drückendsten Noth abgeholfen hat, wenn der Ernährer derselben auf dem Krankenbette darnieder lag. — Möge ein solcher Geist noch lange in Bingen herrschen!

Mannichfaltigkeiten.

In Aschaffenburg führten am 24. v. M. die Herren Offiziere der dortigen Garnison zum Besten der Stadtarmen Auffenberg's romantisches Schauspiel: „Der Löwe von Kurdistan" auf. Absehend von dem schönen Zwecke, den die Darsteller im Auge hatten, wird auch die Aufführung in künstlerischer Beziehung sehr gelobt.

Die Nürnberg-Fürther Eisenbahn hatte im verflossenen Jahr eine Frequenz von 529 055 Personen, wovon 32,507 auf die Bahnstrecke von Fürth bis zur Kreuzung mit der k. Südnordbahn kommen. Die Einnahme belief sich auf 58,375 fl. 25 kr., mithin um 1580 fl. 43 kr. höher als voriges Jahr, die Ausgabe auf 27,289 fl. 29 $^{7}/_{8}$ kr. Ungeachtet bedeutender Mehrausgaben, Theurungszulagen an das Personal ꝛc. verblieb somit ein Reinertrag von 31,086 fl. 55$^{1}/_{8}$ kr., so daß 14% pr. Aktie als Dividende vertheilt, und überdies 6306 fl theils zum Reservefonds geschlagen, theils zu außerordentlichen Ausgaben verwendet werden können. Für das laufende Jahr ist der Ertrag ebenfalls auf 14% veranschlagt.

In Achen soll die dortige Spielhölle, welche für Rechnung des Magistrats verwaltet wird, im vorigen Jahre demselben über 100,000 Thlr. eingetragen haben.

Digitized by Google

Literatur.

Die Geschichte der Hohenstaufen für die Jugend bearbeitet von Heinrich Wilhelm Stoll, Conrector am Gymnasium zu Wiesbaden. Verlag von Kreidel. Preis: 2 fl. 6 kr.; mit dem Bildnisse Barbarossa's.

Die Geschichte eines Volks ist sein höchstes Heiligthum und das größere oder mindere Interesse an derselben ist der Maßstab für die Tüchtigkeit oder den Verfall einer Nation. Mit warmem Dank werden daher stets die Schriftsteller genannt werden, welche, wie z. B. Wolfgang Menzel und Eduard Duller, die Geschichte unseres Volks den Massen zugänglich gemacht haben; aber auch die Schriftsteller sollten Ehre und Dankbarkeit ernten, welche die wichtigsten Partieen derselben populär zu machen bemüht sind. Ein solches Werk hat neuerlich die Presse verlassen und ihm gilt dieses Wort der Achtung und Anerkennung. Es ist das obengenannte. In dem langen Zeitraume von 15 Jahrhunderten zwischen Hermann und Luther findet sich keine Periode von größerer Wichtigkeit, von größerer Erhabenheit und bedeutenderen Folgen als die, in welcher die Hohenstaufen herrschten. Ohne die genaue Kenntniß der Geschichte des Aufsteigens, der Blüthe und des Hinsinkens des hohenstaufischen Kaisergeschlechts gibt es kein Verständniß der folgenden sechs Jahrhunderte. Die Reformation selbst ist ohne den Kampf der Welfen gegen die Kaiser und in dessen Folge der allmäligen aus jener frühen Zeit datirenden Erhebung der Fürstengewalt im Vergleiche zu dem gleichzeitigen Abnehmen der kaiserlichen Macht nicht zu begreifen. Hier liegt der totale Gegensatz der deutschen und französischen Staatsentwickelung; denn hätten die Hohenstaufen die Welfen überwunden, hätten sie eine Hauptstadt gegründet, anstatt ihre Kraft in den Kreuzzügen und im Kampfe gegen die italienischen Freistädte zu vergeuden, so wären wir um einige Jahrhunderte früher als selbst Frankreich zu unserer Staatseinheit gelangt. Welche Nahrung für Geist und Herz des Volks und der reiferen Jugend gewährt dieses Werk! Welchen reichen Stoff bietet es zum Nachdenken über die wunderbaren Geschicke unserer Nation, welchen Einfluß wird es üben auf empfängliche Herzen durch Belebung deutscher Gesinnung, durch die Erinnerung des Riesenkampfes zwischen Staat und Kirche, der heute noch nicht beendigt ist, und durch das Gemälde eines Jahrhunderts, wo die deutsche Dichtung in höchster Blüthe stand und wo ganz Europa in Deutschland den Schiedsrichter seiner Angelegenheiten erkannte. Wenn genaue Kenntniß und Fleiß, wenn Begeisterung für den erwählten Gegenstand, wenn eine zugleich kraftvolle und blühende Sprache, wenn Klarheit und Lebendigkeit dem Schriftsteller Ansprüche auf Anerkennung geben und wenn eine geschmackvolle typographische Ausstattung dem Verleger zur Ehre gereichen, so glauben wir, nicht zu irren, wenn wir dieses zeitgemäße Werk als ein besonders für die Jugend sehr geeignetes bestens empfehlen.

Korrespondenz.

Wiesbaden, im Febr.

Die Besucher unserer Gewerbsausstellung werden sich der ersten Versuche nassauischer Seidenzucht erinnern, welche inmitten der prachtvollsten und sehenswürdigsten Werke mannigfaltigsten Kunstfleißes die allgemeine Aufmerksamkeit anzogen. Es dürfte nun den Freunden des gewerblichen Fortschrittes in und außer unserem Lande erfreulich seyn, zu vernehmen, daß der „Verein zur Einführung der Seidenzucht im Herzogthum Nassau" in's Leben getreten ist und demnächst seine Thätigkeit beginnen wird. Wir begrüßen diesen jungen Verein mit Begeisterung; wir wünschen ihm Energie, Eintracht und Beharrlichkeit und hoffen, daß er, wie der landwirthschaftliche und unser zukunftreicher Gewerbeverein, zahlreiche Mitglieder in allen Aemtern des Herzogthums finden möge. Wenn sogar in dem nördlichen Hannover und den alten Provinzen Preußens die Seidenzucht gedeiht, so dürfen wir hoffen, daß sie in den milden Thälern der Lahn, des Rheins und des Taunus noch rascher und freudiger gedeihen werde. — Die Erweiterung unserer Industriehalle um das Dreifache ist außer Zweifel, da das Gedeihen der Anstalt davon abhängt. Sie wird alsdann das großartigste und nützlichste Institut unseres Landes werden und je schneller sie es wird, desto besser. Aus allen Gegenden des Landes sind hier Industriezweige vertreten, von deren Bestehen man vor Gründung des Gewerbevereins nichts wußte; der Absatz wird stets bedeutender, weil nur meisterhaft gearbeitete Waaren nach vorheriger Prüfung aufgenommen werden und weil die Art und Weise einer solchen Anstalt die billigsten Preise nothwendig macht. Schließlich sey es mir erlaubt, auf die feuerfesten Schränke und Kisten des Schlossermeisters Stephan und auf die eben so billigen, als dauerhaften wasserdichten Schuhe und Stiefel eines hiesigen Meisters aufmerksam zu machen.

Usingen, im Jan.

Es gibt kein besseres Mittel gegen den Schlaf einer Gegend, als öffentliche Anregung und Besprechung. Daher bitte ich, mir zu gestatten, das Wissenswertheste aus unserem Amte mitzutheilen. — Für die Hebung unserer landwirthschaftlichen Zustände sind fünf Mittel dargeboten, die wir mit allem Fleiße und aller nur thunlichen Schnelligkeit in Anwendung bringen sollten. Sie sind: 1) Schnellere und durchgreifendere Einführung des Kunstwiesenbau's; 2) Einführung des Maschinenwesens in die Landwirthschaft, wodurch in vielen Fällen bessere Arbeit geliefert, Zeit und Menschenkraft erspart wird; 3) Einführung der Güterconsolidation, Behufs der Anlage neuer Lagerbücher. Ueber diese Idee herrschen bei uns noch sehr unklare Ansichten. 4) Hebung unseres Viehmarktes, der bis jetzt achtmal dahier abgehalten wird. 5) Vermehrter Besuch der landwirthschaftlichen Lehranstalt auf dem Geisberg bei Wiesbaden von Seiten der Söhne wohlhabender Oeconomen. Diese jungen Leute würden bei ihrer Rückkehr helleren Ansichten Bahn brechen. Es ist kein Zweifel vorhanden, daß die Föderung dieser patriotischen Wünsche nur zum Guten ausschlagen kann und auf diese Weise am kräftigsten gegen den Schlendrian und die Erschlaffung gewirkt wird. — Mit Stolz und begeisterter Freude dürfen wir auf unsern Lese-Verein blicken, der jetzt schon nach zwölfjährigem Bestehen eine der schönsten Zierden unseres Gemeinwesens bildet. Wie kann die Finsterniß, die Rohheit und Gemeinheit dem Geiste widerstehen, der in den 2000 Bänden (meist klassischen Inhalts) unserer Bibliothek lebt und wirkt? — Mit nicht geringerem Stolze dürfen wir den Freunden nationalen Fortschrittes die Kunde bringen, daß fünf von dem edelsten Geiste beseelte Sängerbünde in unserem Amte blühen. An den Verfall dieser holden Blüthen gesunden Volkslebens ist um so weniger zu denken, als sie durch die jährlichen Feldbergfeste stets neues Leben empfangen. — Die Auswanderung nach Amerika wird sich im kommenden Frühling auf einige Familien aus Ansbach beschränken, die ihren Weg nach der deutschen Ansiedlung Palmyra im Staat Missouri richten und über Holland und New-Orleans reisen. So lange wir keine Flotte, keine Nationalflagge und keine Handelseinheit besitzen, ist diese nie versiegende Auswanderung einer Verblutung gleich zu achten; denn indem England sich seiner Armen und Vagabunden, Gauner und Verbrecher durch Transportation entledigt, verlassen bei uns nur Solche das Vaterland, welche noch die Mittel zur Reise besitzen. Die Orte, welche, wie Reifenberg und Schmitten, seit Jahrhunderten durch Nagelschmiedarbeiten ein gutes Auskommen gehabt haben, leiden sehr durch das Aufkommen der Maschinennägel. — Wie es übrigens mit der Bildung in unserer Stadt steht und wie sehr der gewerbtreibende Theil des Volkes dem blos ackerbautreibenden an Beweglichkeit und Schnelligkeit überlegen ist, das beweis't die schnelle Gründung einer Sonntags- und Abends-Gewerbsschule, das lebhafte Interesse für die Industriehalle zu Wiesbaden und die Gründung einer Localcommission unseres Gewerbvereins.

Der Korrespondenzartikel aus Darmstadt in Nro. 39 der Didaskalia von 1847 ist nicht von mir verfaßt und ohne mein Wissen der verehrlichen Redaction eingesendet worden. C. A. Mangold.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Febr. (Auf vielfältiges Verlangen zum Erstenmale wiederholt): Struensee, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Michael Beer, Musik von Giacomo Meyerbeer.

Freitag, 12. Febr. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu. (Gastrolle) Georg: Hr. Baetz, vom Theater zu Breslau. (Letzte Gastrolle) Jenny: Fräul. Wilkens, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 44. Samstag den 13. Februar 1847.

Michels Michelchen.

Novelle von Alexander Günther.

(Schluß.)

Die Geliebte hatte mit der ängstlichsten Spannung die Rede des Capitains verfolgt, jetzt konnte sie nicht mehr an sich halten, sie unterbrach den Sprecher: „Er lebt? Wo finde ich ihn?“

Ihr Gefühl hatte sie hingerissen; sie fühlte es, daß sie schicklicher hätte fragen können; mit mehr Ruhe, erröthend, senkte sie ihren Blick vor dem Gefragten, bis ihr die Weise, mit welcher ihr geantwortet wurde, wieder Muth machte.

Milde entgegnete der Capitain: „Er lebt, mein Fräulein, und Sie werden mehr von ihm hören, ihn vielleicht bald sehen; jetzt aber muß ich Sie bitten, nicht weiter in mich zu dringen, der Ort ist dazu nicht der geeignetste. Wenn mir der Herr Vater sagt, wo ich Ihre Wohnung finde, dann werde ich mir das Vergnügen machen, morgen bei Ihnen einzusprechen.“

„Wir werden es uns zur Ehre anrechnen, den Herrn Capitain bei uns zu sehen,“ replicirte Klein; und nun wurde das Gespräch inniger, nur das Mädchen wurde immer gedankenvoller, und oft schweifte ihr Blick forschend hinüber.

Die Nacht war weit vorgerückt, und man schickte sich allgemein an zum Aufbruche.

Der Capitain begleitete Kleins zum Wagen; Vater und Mutter gingen voran; Anna reichte dem Capitain ihren Arm vor dem Portal, und als ihr Druck erwiedert wurde, flüsterte sie: „Habe ich mich geirrt?“ Sie sank, als die Antwort negativ ausgefallen, an die Brust ihres Begleiters; der Kuß wurde natürlich nicht vergessen, ein Platoniker hätte ihn am Ende vielleicht etwas zu dauerhaft gefunden.

Der Kornhändler hatte seine Korpulenz unweit des glücklichen Paares aufgepflanzt und schaute mit vollem Grimm auf die schöne Scene, dabei brummte er vor sich hin in seinen Bart: „Nun hole der T— das ganze Weibervolk und nehme zugleich alle Soldaten mit. Da hat sie ein rundes Jahr gewimmert um den armen Jungen, und es schien, als wolle das kein Ende nehmen, nun sieht sie einen Rothkragen kaum eine Stunde, und da möchte sie ihm schon aus Liebe sein zerhacktes Gesicht auffressen; sie sind es nicht werth, die Frauen, daß man sie heirathe; mich soll auch keine haben!“ und darauf schob er seinen Bauch vor sich her durch die Finsterniß nach Hause.

„Wo bleibt doch Anna mit dem Herrn Capitain?“ hieß es vom Wagen her.

„Hier kommen wir, liebe Mutter! Ich hatte meine Handschuhe vergessen,“ entschuldigte sie mit weiblicher Verschlagenheit, „und da hatte der Herr Capitain die Güte, mich zurück zu begleiten.“ Noch ein Händedruck, und die Geliebte rollte im Wagen dahin.

Am andern Morgen trat der alte Johann in das Familienzimmer, wo man sich eben zum Frühstücke niedergesetzt hatte.

„Drunten,“ so referirte Johann, „gab mir ein Bursche diesen Brief mit dem Bemerken, der Herr Capitain Heinzen lasse sich Ihnen allen bestens empfehlen.“

„Wer?“ riefen Vater und Mutter zugleich, „wer? Heinzen hat Dir den Brief gegeben?“

„Nein,“ erwiederte der geaue Diener kalt, „ein Bursche, er sagte, Herr Capitain Heinzen lasse sich Ihnen allen bestens empfehlen.“

Stumm sah der Vater die Mutter, diese die Tochter, und die Tochter den Vater an, während die zweite es vergessen, den Krahnen in der Kaffeemaschine umzudrehen; die Quelle sprudelte fort, bis sie versiegte.

„Dann lese doch den Brief, Vater!“ unterbrach Anna erwartungsvoll das Schweigen.

Johann fuhr mit der Kaffee-Equipage zur Thür hinaus; Klein las:

„Lieber Herr Klein!

„Gestern Abend gab ich Ihnen das Versprechen, Ihnen nähere Auskunft über Heinzen zu geben, das thue ich hiermit. Er ist nicht todt, er saß Ihnen gestern Abend gegenüber. Wohl stürzte ich hinab in den kalten Fluß, der aber wurde nicht mein Grab, wie Ihnen irrthümlicher Weise der gute Anton geschrieben. Neben mir arbeitete sich ein Pferd empor aus den Fluthen und schwamm dem Ufer zu. Ich ergriff seinen Schweif und war bald gerettet. Die Kosacken umschwärmten das Ufer, es war daher an ein Entkommen nicht zu denken; dem ersten besten Haufen, auf welchen ich stieß, ergab ich mich.

„Nach wenigen Tagen wurde ich einem Oberst vorgestellt, der die Frage an mich richtete, ob ich Kriegsgefangener bleiben wolle, oder ob ich es vielleicht vorziehe, als Lieutenant in russische Dienste zu treten. Ich entschied mich für das Letztere. Jetzt diene ich unter jenen Truppen, welche Kaiser Alexander unter Bülows Kommando gestellt. Nicht lange war dieser mein General, da glaubte man schon, ich habe mich ausgezeichnet, wo ich einmal wieder nur meine Pflicht erfüllt; man erhob mich zum Capitain. Ein ganzes Jahr lang hat mich das Glück verfolgt, es hat mehr gethan, als ich mir von ihm wünschte, nur einen Wunsch hat es mir bis jetzt nur zur Hälfte gewährt, die Bitte nämlich, Anna, ihre Tochter, möge mich nicht vergessen, sie möge die Meine werden. Der gestrige Abend hat mich überzeugt, daß sie meiner noch gedenke in Liebe, wie ich ihrer gedachte in den zitternden und rauchbedeckten Schlachtfeldern; sie war es, die mich stählte für den Kampf, und der Wunsch, sie zu verdienen, erhob mich bis zu dem Ehrenposten, den ich jetzt bekleide.

„Wollen Sie nun mein Glück vollenden, dann lassen Sie mich mit der guten Anna an den Altar treten; lassen Sie mie Ihren Entschluß sagen; denn mich in Ihr Haus einzudrängen,

Digitized by Google

hielt ich für unedel; ich will Sie nicht beunruhigen und Ihrer Tochter den Kampf nicht erschweren.

„Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau, meine ehemalige Pflegemutter, und die gute Anna, und lösen Sie recht bald die bangen Zweifel Ihres Michel Heinzen."

Der Brief war gelesen. Niemand sprach. Klein zog die Schelle. Johann trat ein.

„Komm in mein Zimmer," redete jener diesen an, und beide entfernten sich. Anna fürchtete, Anna hoffte, die Mutter war am ängstlichsten. Bald hörten sie den Diener das Haus verlassen; nun mußte es sich bald entscheiden.

Eine halbe Stunde voll banger Erwartung war es ruhig, da ließen sich die Schritte mehrerer Personen hören, und deutlich konnte man das helle Klingen der Sporenrädchen des Einen vernehmen; eine Weile war es still, dann öffnete sich die Thür an Kleins Zimmer, und nach wenigen Augenblicken trat dieser mit dem Capitain des gestrigen Abends an der Hand, in das Wohnzimmer; kaum gestattete er diesem eine Verbeugung für die Mutter, er zog ihn hin zur Tochter und legte deren Hand in die seinige mit den Worten: „Die Zukunft möge Euch entschädigen für die Leiden der Vergangenheit."

Während sich das glückliche Paar umfing, fuhr Johann die Kaffeeservice wieder vor. Keiner mochte sich wohl mehr freuen wie er, doch bannte ihn Michels Uniform ehrfurchtsvoll mit der Ladung fest an der Thür; endlich, als Michel zurückkam aus seiner Seligkeit und die Umgebung wahrnahm, erinnerte er sich auch wieder des guten Alten; sein Blick zollte diesem den Dank seines Herzens. Dadurch bekam dieser Muth, er stellte den Kaffee auf den Tisch und ging hin, seinen Glückwunsch abzustatten; dabei aber konnte er nicht zum Worte kommen; er war närrisch vor Freude.

Acht Tage später fand die Verlobung statt; dazu war die ganze Bürgernoblesse der Stadt geladen. Der Bräutigam schickte allen seinen Militairfreunden Billets; auch Anton war den Rhein herabgekommen. Man war froh und heiterer Laune, und den meisten Humor rief Johann in der Gesellschaft hervor; er hatte bei der Bedienung auch sich tapfer bedient vor Freude, daher kam es auch, daß er die Schranken, welche zwischen dem Herrn und Diener aufgepflanzt sind, übersprang und den Anwesenden diesen und jenen Abschnitt aus der Liebesgeschichte der Verlobten zum Besten gab; so erzählte er, wie er einmal die Treppe hatte hinabburzeln müssen, wie der Verlobte einmal seiner Braut untreu gewesen und eine Andere geküßt, und wie Unrecht man einmal Raths Geis gethan, die vor acht Tagen noch zwei junge Zicklein bekommen. — — —

So erzählte von seinem Vater, einem Beamten aus Amsterdam, ein Reisender, welcher sich Johannes Heinzen nannte, im vorigen Sommer einem alten Mütterchen in der Goldgasse, dabei gedachte er des Gerichtssekretairs Anton Kracht, welcher ein Hausfreund seines Vaters sey.

„Das ist eine gar anmuthige Erzählung," hub die Alte an; „aber ich wußte, daß es so kommen mußte, daß Michels Michelchen dereinst ein großer Mann werde; ich habe auf der Kindtaufe, es war Anno 92 im Hornung, zu der Lise selig gesagt:

„Was wird wohl noch aus diesem Kinde werden?"

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Das Schloß Hohenfels, welches die Abtei Prumm zu Lehen gab, vererbte hierauf an Heinrich's Bruders Sohn, Philipp IV. von Bolanden, und dieser übergab es seinem ältesten Sohne, Philipp dem Fünften, der seit dem Jahre 1226 auf dieser Burg das zu seiner Zeit so berühmte Geschlecht der Herren von Hohenfels und Reipolzkirchen stiftete. Er war zwei Mal vermählt und hinterließ vier weltliche Söhne und eine Tochter, die mit dem Raugrafen Rupert von Neuen-Baumberg vermählt war. Ihre Brüder theilten Burg und Herrschaft Hohenfels in vier Theile, jedoch besaß Jeder sein Theil frei; denn eine Urkunde sagt uns, daß Philipp III. im Jahr 1275 seine Gemahlin Isingard, Truchsessin von Alzei, auf den vierten Theil des Schlosses Hohenfels mit den Burgmannen, dann 40 Mark jährlicher Renten und den Gefällen des Hofes zu Lonsfeld bewittumt habe. Seine Nachkommenschaft verfrtzte aber einen Theil der Burg den Grafen von Leiningen, und es ist nicht ersichtlich, daß er je wieder eingelöst worden sey. Wildgraf Friedrich von Kyrburg gerieth mit Hermann von Hohenfels in Fehde, und sein Bruder Friedrich wie sein Sohn Johann waren seine Helfer. Der Wildgraf rückte mit Heeresmacht vor die Burg. Schon vorher hatte Graf Wolfram von Spenheim und Graf Heinrich von Veldenz gelobt, ihm gegen die von Hohenfels beizustehen. Wie die Fehde endete, ob die Burg erobert wurde, ist nicht erweißlich, vielmehr glaublich und zu vermuthen, daß sie eine friedliche Lösung fand.

War schon die Ganerbschaft in der Familie groß, so wurden auch noch Andere in sie aufgenommen, wie z. B. der Ritter Bömund von Ettendorf. Er machte dem Grafen von Leiningen seinen Antheil streitig, gerieth mit diesem in Fehde und wurde gefangen genommen. Der Pfalzgraf Ruprecht I. entschied 1389 dahin, daß er den Grafen wieder in seinem Rechte anerkennen und mit ihm den Burgfrieden beschwören mußte.

Die Burg ist gewaltsam zerstört worden. Wann und von Wem ist unbekannt.

Dannenfels. Die Lage des Dorfes ist herrlich, die der Burg muß eine der schönsten gewesen seyn. Die Burg, deren Entstehung in das dreizehnte Jahrhundert fallen dürfte, machte mit der Burg zu Kirchheim-Bolanden einen Bestandtheil der Bolandischen Herrschaft aus, und dürfte diesen Dynasten ihr Daseyn verdanken.

Die Tochter Philipps von Bolanden zu Essenheim, Cunigunde, brachte um das Jahr 1275 einen Theil der Burg Dannenfels und der Herrschaft Kirchheim ihrem Gemahle, dem Grafen Heinrich I. von Sponheim, zu und vererbte diesen Besitz auf ihren Sohn, den Grafen Philipp von Sponheim, der den Titel eines Herrn von Dannenfels annahm und im Jahre 1330 seine Gemahlin Elisabeth auf diesen Antheil bewittumte. Die weitere Geschichte ist mit der der Burg und Herrschaft Kirchheim so eng verbunden, daß sie davon nicht zu trennen ist, und ich diese daher unmittelbar folgen lasse.

Burg und Herrschaft Kirchheim. Das gar schön gelegene, freundliche Städtchen führt zum Unterschiede von seinen Namensschwestern in deutschen Landen den Beinamen „Bolanden" nicht zufällig. Es gehörte der Burg Bolanden an und daher dieser Zusatz.

Ist dies Kirchheim der Ort Chircheim, dessen die Fulder Annalen gedenken, so reicht sein Alter weit hinauf in die dunkle Vorzeit. Viele Vermuthungen sprechen dafür, daß der Ort eine römische Station war. Ob die „alte Mauer" römisch ist oder in ihren Substructionen war, ist ununtersucht; aber das steht fest, daß in früheren Zeiten und in den neuesten römische Münzen gefunden wurden. Noch vor etwa zwölf Jahren erregte der Fund einer Goldmünze von Geta wohlverdientes Aufsehen. Sie ist in eine Mainzer Sammlung gekommen. Ist diese nicht unbegründete Vermuthung richtig, so würde analog der Schluß zu rechtfertigen seyn, daß nach der Allemannenverwüstung die fränkischen Kaiser, da sie das überall fast gethan, ein Curtisregia hier erbauten, aus dem eine Villa erwuchs. Lagen ja doch die Wälder des Donnersbergs mit ihrer Jagd so nahe, und das Land war ohnehin „salische Erde" oder kaiserliches Kammergut. So möchte man

Digitized by Google

denn ohne großen Zweifel annehmen, es sey Kirchheim jenes Ehrcheim, wo Kaiser Carl der Dicke im Jahre 887 den Sohn der an den Herzog Boso von Mailand vermählten Tochter König Ludwigs von Italien, der ihm bis an den Rhein entgegen gekommen, ehrenvoll (honorifice) aufgenommen. Nur ein Umstand macht Bedenken, der nämlich, daß der Fulder Annalist „ad Rhenum" zu Ehrcheim setzt. Erwägt man indessen die Ungenauigkeit solcher Mönche in geographischen Bezeichnungen, und ist man berechtigt, dies „ad Rhenum" als überhaupt im Rheingebiete zu übersetzen, so spricht Alles dafür.

Daß frühe eine Burg in oder bei dem Orte stand, ist erwiesen. Ueber ihren Ursprung fehlen specielle Nachrichten; indessen möchten in obberührten Verhältnissen dieser zur Genüge begründet seyn.

Die Familie der Herren von Bolanden tritt im zwölften Jahrhundert zuerst auf (1129). In ihrem Besitze erscheint Burg und Herrschaft Kirchheim frühzeitig, wahrscheinlich als Reichslehen. Werner VIII. von Bolanden vererbte sie auf seine Söhne Werner und Philipp, die sie in Gemeinschaft besaßen. Philipp von Bolanden vermählte um das Jahr 1275 seine Tochter Cunigunde an Heinrich I. von Sponheim und steuerte dieselbe mit seinem Theile an Burg und Herrschaft Kirchheim aus, wozu Werner eingewilligt zu haben scheint; denn als der Sohn Cunigundens, Graf Philipp von Sponheim, Herr zu Dannenfels, im Jahre 1326 sich mit der Gräfin Elisabeth von Katzenellnbogen vermählte, so erlaubte ihm Loretta, die Wittwe des Otto von Bolanden, mit ihren Söhnen Philipp und Conrad, daß er die Gemahlin auf seinen Theil an der Burg und Herrschaft Kirchheim bewittumen durfte. Bei Kremer wird diese Elisabeth eine Tochter des Raugrafen Heinrich von Neuen-Baumberg genannt. Sie war aber nur dessen Stieftochter; denn als Graf Dietrich IV. von Katzenellnbogen, ihr Vater, starb, vermählte sich ihre Mutter in zweiter Ehe mit dem gedachten Raugrafen. So war die Herrschaft zwischen Sponheim und Bolanden getheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten

In den meisten größern Städten sind nunmehr Versuche mit dem Schwefeläther, den der Kranke bei Operationen einathmen muß, angestellt worden. Die Versuche sind meist sehr befriedigend ausgefallen. Die Meisten verfielen schon nach acht bis zehn Minuten in eine gelinde Betäubung, in der die Operation vorgenommen wurde, ohne daß der Kranke etwas davon gemerkt hätte. Viele haben nachher jene Betäubung als einen höchst angenehmen Zustand des Träumens und als den eines halben Bewußtseyns und ohne eine Empfindung des Schmerzes beschrieben. Viele Zeitungen sind so von dem einschläfernden Aether angefüllt, daß man sie getrost für diesen selbst brauchen könnte und sicher schnell einschliefe.

(Ueber das Turnen der Mädchen. Von Medizinalrath Dr. Hergt.) Das Turnen der Mädchen ist nicht weniger nützlich und nothwendig, ja gewissermaßen noch nothwendiger. Je schwächer das Kind ist, desto weniger kann es die nachtheiligen Einflüsse mangelnder Bewegung ohne Schaden für seine Körperentwickelung und Gesundheit ertragen. Im Allgemeinen nun sind Mädchen bekanntlich schwächlicher und zarter gebaut, und in der That lehrt die Erfahrung, daß das Sitzen in der Schulstube gerade auf sie den nachtheiligeren Einfluß übt; wie viele Mädchen gibt es nicht, welche durch die einseitige Haltung bei der Beschäftigung in der Schule im glücklichsten Falle eine hohe Schulter, nicht selten aber auch eine vollkommene Rückgratsverkrümmung davontragen; bei wie vielen rächt sich nicht der Mangel an Bewegung durch das Verschwinden der rosigen Frische von Wangen und Lippen, wo statt ihrer die fahle Bleichsucht Platz genommen hat; bei wie vielen erleidet nicht die weibliche Entwickelung eine Störung, die oft eine Kette von Leiden und nicht selten den frühen Tod zur Folge hat. Diesen nachtheiligen Einflüssen des Schullebens ein heilsames Gegengewicht durch geregelte Leibesübungen zu setzen, ist aber um so nothwendiger, als durch die immer größere Verbreitung sogenannter Bildung alle Nachtheile einer fehlerhaften Erziehung von den großen Städten, wo sie sonst nur ihr Unwesen zu treiben pflegte, auch in die kleinen und selbst auf das Land sich verbreiten, daher nicht mehr Vorzug der vornehmen Stände bleiben, sondern trauriges Eigenthum selbst des Bürgerstandes zu werden beginnen.

(Turn-Ztg.)

Die Daily News theilen folgendes Beispiel von schneller Veröffentlichung der englischen Thronrede mit. Aus dem Büreau dieses Journals erhielten die Herren C. und J. Rayner in Southampton durch den elektrischen Telegraphen der Südwest-Eisenbahn eine Copie der Thronrede, einige Minuten, nachdem dieselbe gesprochen war. Sie wurde sogleich gedruckt und in der ganzen Stadt vertheilt zu einer Stunde, wo sonst die Abendblätter von London erst die Thronrede auszugeben pflegten. Ein Exemplar der in Southampton gedruckten Thronrede traf noch am nämlichen Tage mit dem gewöhnlichen Eisenbahnzuge aus Southampton um 9 Uhr 40 Min. auf dem Büreau der Daily News ein.

Halms neuestes Drama heißt: „Molina." Auerbach arbeitet an einem Werke: die Auswanderer in Havre; H. König an einem Roman aus der Revolutionszeit: die Clubbisten in Mainz. Herwegh hat den größten Theil eines satyrischen Epos vollendet.

Bei dem dießjährigen Sprachenfeste der Propaganda in Rom, am 10. Januar, waren folgende Sprachen durch Vorträge von Zöglingen des Instituts repräsentirt: die äthiopische, albanesische amharische, angolanische, arabische Schrift-, armenische Schrift- und Volkssprache, die bulgarische, celtische, chaldäische Schrift-, chinesische Schrift- und Volkssprache (Dialog mit Nationalmusik), die curaçaische, curdische (mit Musik), deutsche, englische, französische, alt- und neugriechische, georgische, hebräische Schrift- und rabbinische, hindostanische, holländische, illyrische, ieisch, italienische, lateinische, lappländische, lettische, maltesische, peguanische (Dialog mit Nationalmusik), persische, polnische, portugiesische, rhätische, samaritanische, schottische, schwedische, schweizerische (Dialog mit Musik), singalesische, spanische, syrische, tamulische, türkische, ungarische und walachische Sprache. Fast sämmliche Redner waren Eingeborne der Länder, in deren Sprachen sie redeten, und zeigten ein seltsames Gemisch von Farben, Physiognomien und Modulationen im Vortrage.

Dingelstedt arbeitet an einem Roman, der zu Kassel zur Zeit der drei westphälischen Regierungsjahre König Jérome's seinen Spielraum hat. Dingelstedt hat zur Auffrischung seiner Ortskenntnisse vor Kurzem einen Besuch in seiner Heimath Kassel gemacht. Der kosmopolitische Nachtwächter und Kasseler Spaziergänger wurde dort als würtembergischer Legationsrath zweifelsohne sehr gut aufgenommen, so bei Hofe, wie in der Gesellschaft.

Korrespondenz.

Stuttgart, Ende Jan.

Seit dem Uebergang der Intendanz der hiesigen Hofbühne an Hrn. v. Gall sind jetzt mehr denn neun, seit der Wiedereröffnung des restaurirten Theaters fünf Monate verflossen. Es ist zur Genüge bekannt, welche Erwartungen an diese beiden Momente für das Aufblühen unserer

Digitized by Google

Kunstanstalt geknüpft, welch günstige Auspicien derselben damals verkündet wurden. Fassen wir nun jetzt die Gegenwart unserer Bühne recht in's Auge, so können wir nicht anders, als eingestehen, daß wir in unseren Hoffnungen bitter getäuscht, daß wir von der Augura nicht wenig hintergangen wurden. Wir haben jetzt in unsern Theaterverhältnissen das gewisse Factum, daß dieselben sich noch zu keiner Zeit in trostloseren Umständen befunden haben, als es gegenwärtig der Fall ist. Die erste Frage nun, welche sich dem unparteiischen Beobachter zunächst aufdrängt, ist natürlich die, ob der erwähnte Marasmus — anders läßt es sich nicht mehr nennen — durch den Zusammendrang äußerer unabwendbarer Einwirkungen oder durch die Schuld der Verwaltung herbeigeführt worden sey. Ich glaube, nicht zu irren, wenn ich beiden Theilen das Gleiche zumesse. Es würde, wie man leicht begreifen kann, hier zu weit führen, wenn ich zur näheren Motivirung alle beweisenden Thatsachen von der Wiedereröffnung des Theaters bis auf den heutigen Tag anführen sollte. Wir wollen also nur das Hauptsächlichste herausheben, und da finden wir denn auf der einen Seite schlimme Nachwüchse einer früheren Zeit, häufige Erkrankungen der Mitglieder und dadurch hervorgebrachte Störungen im Repertoir, systematische Oppositionslust aus angestammter Abneigung gegen Neuerungen, wenn diese auch noch so zeitgemäß sind; auf der anderen ein zu gewaltsames Zuwerkegehen bei der Reorganisation, die allerdings nothwendig war, einen zu großen Hang nach Reformungen, ohne Bedacht darauf zu haben, ob diese auch an der Zeit sind, ein im Anfang zu starkes, zu schroffes Hervorheben der Individualität und hinterher ein übermäßiges, unzeitiges, inconsequentes Einlenken. Wie dem nun sey, das Geschehene läßt sich nicht mehr ungeschehen machen, indeß darf ich wohl den Ausspruch thun, daß die gemachten Erfahrungen hinreichend seyn werden, vor neuen Mißgriffen abzuhalten und daß wir sonach einer besseren Zukunft entgegen gehen. Sehr bezweifeln möchte ich aber, ob dieser Winter noch im Stande seyn wird, auch nur einigen Ersatz für die jüngste Vergangenheit zu bieten. Es muß nothwendiger Weise mehr Geist, mehr Leben in die Leitung der Bühne kommen, die bureaukratischen Formen müssen daraus entschwinden und man muß sich endlich bewußt werden, daß eine Kunstanstalt zu etwas Höherem bestimmt ist, als pour les ménus plaisirs. So schön sich Theorieen auf dem Papiere ausnehmen, so wäre es doch noch viel besser, sie auch bei der Praxis im Auge behalten zu sehen. Mein heutiges Schreiben soll den Anfang fortlaufender Berichte über unsere Bühnenzustände machen; es wird mich freuen, wenn dieselben das Gewand der Trauer mit einem Feierkleide vertauschen können. Wilhelm Koffka.

Darmstadt, 10. Febr.

Donizetti's Oper: „Marie, oder die Tochter des Regiments", von Carl Gollmick aus dem Französischen übertragen, ging gestern über unsere Bühne. Diese interessante Oper hat einen doppelten Werth: einen theatralischen, vermöge der Schönheit der mit dramatischem Interesse fortschreitenden Handlung, und einen musikalischen, wie man ihn von dem fruchtbaren Compositeur zu erwarten berechtigt ist. Die Darstellung war sehr lobenswerth. Mad. Marlow entfaltete als Marie alle Vorzüge und eigenthümlichen Schönheiten dieser Rolle; Hr. Kreuzer schuf einen Tonio, der einer Marie, wie der unsrigen, nicht unwürdig war; Hr. Birnstill war ein origineller Sergeant aus der alten französischen Soldatenschule der grande armée, und Fräul. Penz eine sehr vornehm kalte, in den Nimbus der Etikette gehüllte Marquise, welche ihre hohen Standesvorzüge, ihre Ahnenzahl und ihren sonstigen genealogischen Trödel keinen Augenblick zu vergessen schien. — Es ist gestern hier die Nachricht eingelaufen, daß Hrn. B. von Wirthansen bei einem Besuche zu Arheilgen das Unglück begegnete, bei einer auf einen Marder in dem Hausgarten seines Schwiegersohnes angestellten Jagd seinen Sohn zu schießen, der einen Theil der Schrotladung in die Schulter und Wangen erhielt. Heute hörte man versichern, der junge Mann sey zwar nicht tödtlich getroffen, werde aber gleichwohl eine schlimme Kur auszuhalten haben. — Die reformatorischen Bestrebungen in unserer nicht sehr zahlreichen Judengemeinde haben zwar bisher nicht viel Aufsehen gemacht; allein nichts desto weniger verdient bemerkt zu werden, daß ein junges israelitisches Ehepaar, welches dem religiösen Fortschritt zu huldigen scheint, sich fest entschlossen zeigt, seinen Erstgeborenen der Ceremonie der Beschneidung nicht unterwerfen zu wollen. Die Altgläubigen und deren Wortführer wollen nun, wie man hört, diesen nicht uninteressanten Fall, durch die Staatsgewalt in Uebereinstimmung mit den ererbten Satzungen der Synagoge entschieden wissen. Sie möchten sich jedoch in dieser Erwartung gar sehr täuschen, und dies um so mehr, da die großh. Staatsregierung weit entfernt ist, in Glaubenssachen, mögen sie nun Juden oder Christen betreffen, Gewalt anwenden zu wollen.

Kassel, im Febr.

Die Anwendung von Schwefeläther bei Zahnoperationen, wodurch bei den Operirten eine Betäubung von kaum einer Minute eintritt, hat sich als sehr bewährt befunden. Nachdem ich erst an mir selbst den Versuch gemacht habe, wurde ich nach drei Athemzügen betäubt, wobei ich nicht im Mindesten etwas fühlte und schon nach einer halben Minute kam ich wieder zur Besinnung, wo ich glaubte, in einem süßen Schlaf gelegen zu haben. Hiernach nahm ich zwei Operationen vor, welche vollkommen gelungen sind, und zwar bei einem Herrn, welchem ich eine Augenzahnwurzel herausnahm und wobei die Betäubung nach 4 — 5 Athemzügen, die Wiederbesinnung aber schon nach einer Minute stattfand, und bei einer Dame bei Herausnahme eines großen Mahlzahns, bei welcher die Betäubung nach 3 — 4 Athemzügen eintrat und welche schon nach einer halben Minute zur vollkommenenn Besinnung kam. Beide versicherten, daß die Operation ganz schmerzlos vorübergegangen.

L. Stirn, Hofzahnarzt.

St. Lambrecht in der bayr. Rheinpfalz.

Auch hier wurden die Mittel zur Linderung der Noth unserer hiesigen Armen rechtzeitig ergriffen, und schon im Monat Dec. eine Suppenanstalt, so wie Verabreichung von Kartoffeln zu einem mäßigen Preise errichtet, welches durch die andauernd milden Gaben unserer Bewohner sich noch eine Zeitlang erhalten wird. Die dazu ernannte Armen-Commission, unser würdiger Bürgermeister an der Spitze, zeigt eine lobenswerthe Rührigkeit, und ist letzterer besonders zu erwähnen, da derselbe außerdem mit einigen ihm gleichgesinnten Fabrikanten ihren Arbeitern billigeres Brod, als solche von hiesigen Bäckern bekommen, anschaffen, so wie überhaupt seine Thätigkeit auf Hinwirkung der Moralität unserer arbeitenden Klasse volle Anerkennung verdient. Obgleich auch der flaue Geschäftsgang und die kritischen Zeitverhältnisse etwas fühlbarer geworden, so lassen, ungeachtet dessen, die hiesigen Fabrikanten fortwährend arbeiten, wodurch einem größern Elende einigermaßen vorgebeugt wird.

Berichtigung.

Der Artikel Frankfurt in der Didaskalia vom 11. d. muß dahin berichtigt werden: Der Pokal, welchen Hr. Hofrath Dr. Hoffmann der Aeltere erhielt, wurde ihm nicht von seinen Herren Collegen, sondern schon früher, nämlich im Jahr 1821, im Namen der Bürgerschaft, wegen seiner Bemühung über die Verlegung des Friedhofs aus hiesiger Stadt nach Außen, bei Gelegenheit einer besondern Festivität auf dem Forsthause, der eine große Versammlung von hiesigen Bürgern beiwohnte, an deren Spitze sich Hr. P. C. Hofmann befand, durch denselben überreicht. Sein fünfzigjähriges Jubiläum hatte erst im Jahr 1837 statt.

Das bereits angekündigte Konzert der Gebrüder Möhrenschläger findet am 13. d. M. im Saale des Russischen Hofes statt. Anfang 7 Uhr. Eintrittskarten sind bei Hrn. C. A. André auf der Zeil à fl. 1. 45 kr. zu haben.

Auflösung der Charade in Nro. 42.

Linde. Lindé.

Theater-Anzeige.

Freitag, 12. Febr. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu. (Gastrolle) Georg: Hr. Barth, vom Theater zu Breslau. (Letzte Gastrolle) Jenny: Fräul. Wilkens, vom Stadttheater zu Hamburg.

Samstag, 13. Febr. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 45. Sonntag, den 14. Februar 1847.

Die Bärenjagd.

Aus den Memoiren eines Verstorbenen.

Eines Abends, nicht lange nach der Schlacht von Fontenoy (1745) stand eine Gruppe junger Cavaliere von der Leibgarde im Parke von Versailles neben dem Bassin der Latona, und lauschte einem Wortwechsel, der sich zwischen zwei ihrer Kameraden über einen Gegenstand erhoben hatte, welcher damals nur selten Anlaß zu Meinungsverschiedenheit unter Militärpersonen gab.

„Nein!" rief der Größere der beiden Sprecher, dessen wettergebräunten ehernen Zügen ein mächtiger fuchsrother Schnurrbart noch einen sprechenderen Ausdruck von Wildheit gab, — „nein, einem Duell auszuweichen nach einer öffentlichen geschehenen Beleidigung, ist ein Schimpf, den alle Wasser der Sündfluth nicht abwaschen könnten!"

„Und ich wiederhole, Herr von Malatour," versetzte der Andere in ruhigem, ernstem und höflichem Tone, — „daß mehr Muth dazu gehört, ein Duell zu verweigern, als ein solches anzunehmen. Was ist alltäglicher, als daß ein Mensch den Einflüsterungen der Leidenschaften, des Zorns, der Rachgier und dergleichen nachgiebt? und was seltener, als daß ein Mensch derartigen Einflüssen widersteht? — Darum nenne ich ein solches Betragen, besonders wenn es um den Preis der öffentlichen Meinung an den Tag gelegt wird, eine Tugend, und denke: was nichts kostet, wird auch nicht werth geachtet!"

„Allerliebst, Herr v. Argentré!" hohnlachte Malatour; — „Ich möchte Ihnen rathen, wenn Ihnen der König einmal eine Kompagnie schenkt, auf die Säbel Ihrer Mannschaft das Gebot eingraben zu lassen: „du sollst nicht tödten!"

„Und warum denn nicht?" rief Argentré; — „Seine Majestät würde bessere Diener und das Land weniger Plünderer und Blutsauger haben, wenn wir in unsern Regimentern mehr Soldaten und weniger Raufbolde hätten. Nehmen Sie z. B. nur geradezu den Cavalier an, gegen welchen Sie so fürchterlich erbittert sind: hat er die Beleidigung, welche er von Ihnen erfahren, und den Schimpf, der in Ihren Augen an ihm kleben soll, weil er sich nicht mit Ihnen schlagen wollte, nicht ehrenhaft dadurch abgewaschen und getilgt, daß er mit eigenen Händen eine feindliche Fahne erbeutete, während Ihre feige Memmen vermuthlich sich hinter die Bagagewagen geflüchtet hatten oder das feindliche Lager plünderten?"

„Auch Memmen haben muthige Augenblicke!" sagte Malatour.

„Und tapfere Männer Anwandlungen von Furcht!" versetzte Argentré.

„So spricht kein Edelmann!" rief Malatour hitzig.

„O ja," erwiederte Argentré, — „dies sind die eigenen Worte des großen Turenne, dessen Familie in keiner Hinsicht den unserigen nachstand, und der selbst eingestand, daß auch er von solchen Anwandlungen nicht ganz frei sey. Jeder von Ihnen, meine Herren! hat wohl schon gehört, was Turenne einem prahlerischen Raufbolde that, der sich in seiner Gegenwart vermaß, er habe sich noch niemals gefürchtet? Er brachte ihm nämlich rasch ein brennendes Licht unter die Nase, worauf dieser den Kopf plötzlich zurückzog, zum allgemeinen Ergötzen der Umstehenden, welche herzlich über diese neue Art, die Behauptung des Andern zu bestätigen, lachten!"

„Niemand als ein Marschall von Frankreich hätte es aber auch wagen dürfen, einen so derben Scherz zu machen!" versetzte Malatour; „allein zurück zu unserem Gegenstande, Sire. Ich behaupte, Ihr Freund ist eine Memme, und Sie, d'Argentré . . ."

„Nun?" fragte dieser, sich auf die Lippen beißend, mit blizzenden Augen.

„Holla, meine Herren!" rief ein junger Cavalier, welcher herzugetreten war, ohne daß ihn die Andern in der Hitze des Wortwechsels bemerkt hatten; „hier stehe ich; ich bitte Dich, d'Argentré, ereifre Dich nicht," wandte er sich dann an diesen, „die ganze Sache geht ja nur mich an. Ihnen aber stehe ich zu Diensten, Herr von Malatour!"

„Und ich, Herr von Malatour," sagte d'Argentré mit seiner gewöhnlichen Ruhe, „bitte mir nach meinem Freunde die Ehre aus, ein paar Gänge mit Ihnen zu machen!"

„Auf Ehre, das freut mich, meine Herren!" rief der Geforderte; „dieses Betragen ziert Sie; lassen Sie uns gehen!"

„Ich bitte noch um einen kleinen Verzug!" bat der so eben Herangetretene, der trotz seiner Jugend schon das Ludwigskreuz trug. Malatour weigerte sich, aber sein Gegner setzte hinzu: „Allzugroße Eile in solchen Angelegenheiten zeugt weit weniger von Todesverachtung, als vielmehr von einer Angst, das Schreckbild der Todesfurcht los zu werden!"

Malatour blieb stehen und winkte ihm, zu sprechen.

„Meine werthen Kameraden," hob der Ludwigsritter an, „Herr von Argentré hat so eben behauptet, auch der Tapferste habe Augenblicke, wo ihn eine Furcht anwandle. Ohne der Anekdote von Turenne allzuviel Glauben beizumessen, möchte ich noch hinzusetzen, daß — mit Ausnahme des Unterschieds, welcher zwischen Muskeln und Nerven besteht, — der Muth eines Duellanten weit mehr Sache der Gewohnheit, als Wirkung von Seelenstärke ist, weil es in der menschlichen Natur begründet liegt, daß ein Mensch den Frieden liebt, wenn auch nicht um Anderer, so doch um seiner selbst willen! Wünschen Sie, daß ich Ihnen hiefür Beweise liefere?"

„Genug, mein Herr! wir sind nicht hier, um eine Predigt anzuhören!" rief Malatour unwillig.

„Nur noch einen Augenblick Geduld, meine Herren!" fuhr der Andere fort; „lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen: wir sind heute Abend, als am Vorabend unseres Urlaubes, vielleicht zum letztenmal Alle hier versammelt; ich lade also Sie, wie

Digitized by Google

auch die übrigen hier anwesenden Herren, zu einer Bärenjagd auf meinen Gütern oder vielmehr in den Felsstürzen von Clat, in den östlichen Pyrenäen, ein. Sie sind sehr gewandt, Herr von Malatour; Sie putzen mit der Pistole auf zwanzig Schritte einen Kerzendocht, und haben als Fechter auf Hieb und Stoß nicht Ihresgleichen. Wohlan denn, ich will Sie einem Bären gegenüberstellen, und wenn Sie — ich will nicht sagen, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, sondern nur auf ihn zu feuern im Stande sind, will ich Ihnen unmittelbar darnach auf jede beliebige Waffe Genugthuung geben, da ich ja doch nun einmal nur um diesen Preis Ihre Achtung wieder erlangen kann!"

(Fortsetzung folgt.)

Junker Götz. *)

Zum Schweizerzug gerüstet, hält
Der Kaiser Max vor seinem Zelt
Im grünen Hut und grünrn Rock,
Als gält's nur einen Gemsenbock,
Und Schaar an Schaar gereihet steht,
Und manches Fähnlein munter weht.

Doch fehlet noch die schönste Zier,
Noch flattert nicht das Reichspanier,
Und längst zu Roß im dicht'sten Hauf
Herr Schenck von Limburg wartet drauf.
Nach Constanz unverwandt er blickt,
Weil man von dort das Kleinod schickt.

Der Kaiser merkt's und winkt heran
Den jungen, schmucken Reitersmann,
Der trägt an einem langen Speer
Des Markgraf Friedrichs Fahn' einher,
Erprobt in manchem Kampfe heiß:
Die Farben waren schwarz und weiß.

Der Kaiser spricht zum Junker drauf:
Beim Schenk von Limburg stell' dich auf,
Und laß empor die Fahne weh'n,
Daß All' nach diesem Stande seh'n,
Bis daß man trägt aus Constanz Thor
Die Reichsfahn' mit dem Adler vor.

Hei, wie strich da der Junker aus,
Gleich Wettersturm und Windgebraus!
Und machte sich auf seinen Stand,
Die Fahne hoch in starker Hand,
Und hielt des Kaisers Wort in Acht,
Bis man des Reichs Panier gebracht.

Und wißt ihr, wer die Fahne trug?
'S war ein Gesell, noch jung genug,
Ward drauf der Unterdrückten Hort,
Ein Mann der That, von freiem Wort,
Der Götz war's, später nur genannt
Der Ritter mit der Eisenhand.

Das Reich zerfiel, sein Banner sank,
Dem Grab entstieg kein Theuerdank;
Doch höher stets in Ehr' und Preis
Die Fahne wehte, schwarz und weiß,
Gib, Herr, sie wehe immerfort
Für Recht, Gesetz und freies Wort!

*) Von dem bekannten Dichter Smets werden mit Nächstem wieder ein Bändchen Gedichte im Verlag von J. D. Sauerländer erscheinen, die besonders unter der Rubrik „Romanzen, Balladen ꝛc." des Interessanten viel bieten, so daß wir nicht umhin können, durch Vorführen einzelner Proben das Publikum zum Voraus darauf aufmerksam zu machen.

Im Alfenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Der Sohn Philipps von Sponheim, Heinrich II. von Sponheim, vererbte seinen Antheil an Elisabeth, seine Tochter, welche an den Grafen Graffio IV. von Hohenlohe vermählt war. Dessen Tochter Anna, vermählt an den Grafen Philipp I. von Nassau-Weilburg, brachte 1385 diesem den Antheil an Burg und Herrschaft zu. Seine Tochter Johanna verkaufte ihren zwei Stiefbrüdern Philipp und Johann die ihr, wie sie sagte: „An der Herrschaft uff dem Bau umb den Donnersberg zugetheilte Drei Viertel."

Um diese Zeit (1429) erscheinen auch schon die Erzbischöfe von Mainz und die Pfalzgrafen von Veldenz an der Herrschaft und den dazu gehörigen Burgen betheiligt. Jeder derselben besaß ein Drittheil und das Uebrige gehörte den Grafen Philipp und Johann zu Nassau; die im Jahre 1452 ihr Drittheil dem Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz für die dargeliehene Summe von 8300 Gulden verpfändeten.

In der Fehde Ludwigs des Schwarzen mit Friedrich verlor dieser sein Drittheil durch Mithülfe des Erzbischofs Diether von Mainz, erhielt's jedoch durch den in demselben Jahre noch geschlossenen Frieden (1460) zurück, worauf der Burgfrieden beschworen wurde. In dieser Fehde litt die Burg Kirchheim so bedeutend, daß Graf Johann von Nassau sie wieder von Grund aus aufbaute und seine Residenz in ihr nahm.

Im Laufe der Zeit erlitt sie manche Umwandlung, bis denn endlich die Reste vergangener Zeiten nur in unterirdischen Räumen noch blieben, das Schloß aber unter nassauischer Herrschaft eine neue, dem Geschmacke des Zeitalters entsprechende Form erhielt und nun auch im Stande war, den sich erweiternden Verhältnissen des Fürstenhofes zu entsprechen. In der Revolution wurde es Domaine sammt dem schönen in französischem Geschmacke angelegten Hofgarten; wurde Privateigenthum; mußte seine Gebäude in verschiedene Hände übergehen, theilweise niedereißen sehen, und bietet jetzt, nachdem es den Besitzer unter Israeliten und Christen mehrmals gewechselt, nur noch den Anblick einer schönen Privatwohnung im Style des vorigen Jahrhunderts. Es ließen sich in der That an die Geschicke dieser Burg manche historische Betrachtungen anknüpfen und die Entwickelungen der Zeit daran verfolgen, wenn es der Raum dieser Zeilen gestattete.

Das Städtchen hat durch die Nähe des kleinen Hofes in jeder Hinsicht gewonnen. Schade, daß nicht das städtische Aerar das Schloß kaufte, dessen Besitz dem Orte hätte von hohem Werthe seyn können, während der Garten ein beneidenswerther Besitz gewesen wäre, den der anerkennenswerthe Takt des Publikums als öffentlichen Lustort gewiß geschützt und vor möglicher ökonomischer Verkümmerung hätte bewahren können.

Bolanden war der Sitz und das Stammhaus eines alten Dynastengeschlechts, dessen Anfänge unbekannt, das aber mit dem Jahre 1129 erweißlich in der Geschichte eintritt. Werner von Bolanden war in diesem Jahre auf einem Reichstage zu Worms. Er war der Reihe nach der Zweite dieses Namens und stand im Dienste des Reichs. Sein Vater Werner der Erste war Burggraf zu Worms. Da der Name „Werner" in diesem Geschlechte fast ausschließlich vorkommt, so dürfte vielleicht die Vermuthung Raum gewinnen, daß jener Markgraf von Aquino in Italien, der

Digitized by Google

„Werner" hieß, ein Bolanden war, über den Papst Paschalis IV. 1106 schwere Klage geführt; derselbe war, vielleicht auch sein damals noch lebender Vater, vielleicht umgekehrt, dieser der Sohn und Jener der Vater.

Werner III. war 1156 Vicedom zu Worms und mit seinem Bruder Philipp der Beschützer dieser Reichsstadt und Beschirmer des Landfriedens am Rhein.

Das Amt eines königlichen Burggrafen war bedeutend. Die Städte am Rhein, Mainz, Worms und Speyer waren Reichsstädte und standen unter der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen. Die sächsischen Kaiser enthoben sie indessen diesem Gerichtszwange und unterwarfen sie den Bischöfen, die mit den Zöllen, Münzen und andern fiskalischen Rechten und Gefällen, die ihnen die Kaiser schenkten, eigene Gerichtsbarkeit erlangten. Sie ließen sie von ihren Vögten besorgen, während den Kaisern der Blutbann, die Gerichtsbarkeit über den Stadtadel und noch andere Hoheitsrechte verblieben, für deren Hegung sie Grafen und Schöffen bestellten. Sie waren die Vertreter der Rechte der Krone und hießen bald Burggravii, bald comites urbis, bald Praefecti civitatis, und ihr Amt Comecia.

In den Jahren 1106 und 1116 war Werner von Bolanden ein solcher Burggraf zu Worms (ejusdem civitatis comes.)

Werner III. war mit Guda, der Tochter Theodor's von Hohenfels, Landgrafen von Unter-Elsaß, vermählt. Alle diese Umstände deuten auf die mächtige Stellung der Bolanden, die vielleicht von den Emichonen des Nahgau's abstammten. (?)

Werner IV. hatte zwei Söhne und zwei Töchter aus erster Ehe mit Hildegard. Aus der Ehe mit Guda, der Tochter des Mainzer Stadtschultheißen Hartwin von Weisenau, einen Sohn, Namens Philipp, dem 1205, da Werner IV. starb, aus dessen Verlassenschaft unter anderen Lehen und Allodien die Burg Falkenstein am Donnersberge zugetheilt wurde, und der später die Herrschaft Weisenau erbte.

Werner V. von Bolanden bekleidete seit dem Jahre 1211 das Reichs-Erb-Truchsessen-Amt. Es vererbte vom Vater auf den Sohn.

Zweihundert und achtzig Jahre blühte das mächtige Geschlecht und erlosch dann im Mannesstamme mit Conrad, der 1386 Pastor in Alten-Simmern, auf dem Hunsrücken, war und in diesem Jahre starb. Die Güter kamen großen Theils an die Pfalz.

Die Burg Bolanden blieb Stammsitz des Hauses. Von ihren Geschicken ist wenig bekannt.

Rheingraf Wolfram führte Beschwerde, daß sein Schwager, Werner V. von Bolanden, ihm den Antheil von den zehn Talenten, die er von Adelbert von Albisheim „ad edificium castri in Bolandia" empfangen, noch immer vorenthalten habe.

Von Erbauung des Schlosses mit diesen zehn Talenten, die 1212 Adelbert von Albisheim nach Bolanden brachte, kann nicht die Rede seyn, sondern vielmehr nur von einer baulichen Herstellung und Erweiterung desselben.

Ob die Burg zerfallen oder gewaltsam zerstört worden, ist mir unbekannt.

(Schluß folgt.)

Oeffentliche Gerichtssitzung.

(Berlin, 5. Febr.) Anklage: wegen Trauung in fremden Landen mit Umgehung der Landesgesetze und wegen Titelsucht. Im Laufe des vergangenen Sommers traf eine reiche Erbin, deren Familie aus Schottland stammt, in unserem deutschen Norden ein: die Herrin von Campo Rico auf St. Croix. Sie wendete sich nach Berlin. Doch gegen die milderen Lüfte des Passats von Westindien sagten die rauheren unserer Zone der Fremden nicht zu; sie fiel in eine bedenkliche Krankheit und mußte der Hülfe eines hiesigen Arztes sich anvertrauen. Bald wurde dieser mehr als ihr Arzt; aus Dankbarkeit für die gewonnene Genesung reichte sie ihm ihre Hand; der Ehevertrag wurde geschlossen, in französischer Sprache, weil die Braut nur dieser mächtig, und das Aufgebot erfolgte. Da zum ersten Male kamen die Verlobten, deren Phantasie schon über den Ocean schweifte, mit den strengen Formen unserer Lande in Berührung. Die geistliche Behörde untersagte das fernere Aufgebot, weil die Papiere der Pflanzerin von Westindien nicht in der Ordnung; sie hatte weder den Taufschein von der Kirche von St. Croix, noch den Todesschein ihres jenseit des Himmelstrichs von Europa verstorbenen Vaters, und doch bedurfte es nach unsern Landesgesetzen der Einwilligung des Vaters zur Trauung oder des Nachweises von seinem Tode. Sie besaß nur von ihrem Geschäftsfreunde in Kopenhagen Regierungsbriefe, welche als unverheirathet und als unabhängige Erbin sie auswiesen. Alles nicht ausreichend. Wie hätte aber auch die Dame der karaibischen Inseln bei ihrer Abreise von der Heimath an den möglichen Fall einer Verbindung in Berlin denken sollen? Künftig wird es indeß wohl ein Wink für ihre jungen Freundinnen auf den Jungferinseln seyn, bei ihren Reisen jenseits des Windes hübsch mit dem Taufscheine sich zu versehen. Genug, die Trauung der Verlobten durfte nicht eher erfolgen, als bis jene Papiere herbeigeschafft. Liebe ist indeß sinnreich und erfinderisch. Der Bräutigam erinnerte sich, obgleich er seit vielen Jahren hier wohnhaft, daß seine eigentliche Heimath im Herzogthume Cöthen sey; auf den Schienenwegen des flüchtigen Dampfers, wie auf Flügeln der Liebe, eilte er mit seiner Braut dahin, und erhielt den priesterlichen Segen seiner Ehe als Mitglied des deutschen Gelehrtenfreistaates und freier Nebenwohner in deutschen Landen. Dann brachte er die Gattin in die Bäder von Oesterreich und kehrte nach Berlin zurück. Doch der freundliche Himmel des hymenäischen Glückes hatte sich inzwischen in ein finsteres, nordisches Grau verzogen. Man hatte die Feier der Verbindung in den öffentlichen Anzeigen gelesen; man ließ sich den Ehevertrag einreichen, und siehe: die deutsche Uebersetzung desselben lautete auf einen Professor der Arzneikunde an der hiesigen Universität, während der Verlobte doch nur ein Privatdocent derselben. Zwar war es so nur in der Uebersetzung ausgedrückt; die Urschrift des Vertrages enthielt zur Bezeichnung des Bräutigams die Worte: „professeur agregé à l'université." „Professeur", so nennen die Franzosen bekanntlich jeden Lehrer einer Wissenschaft oder Kunst; agregé sollte andeuten, daß er nicht „ordinaire" oder „extraordinaire" der Universität als Lehrer zugehörig, daß sein Verhältniß ein loseres sey. Allein vor deutschen Gerichten haben nur die deutschen Urkunden Bedeutung und Ansehen. Man legte dem Verfasser der „Geschichte der Medizin und ihrer Hülfswissenschaften", jenes Werkes, welches in sieben Zeilen seine Titel, Ehrenzeichen und Ehrenmitgliedschaften gedruckt und offen verkündet, die von ihm gewählte Bezeichnung in dem Ehevertrage als eine Anmaßung des Professortitels aus Eitelkeit aus; zugleich waren durch die in Cöthen nachgesuchte und erlangte Trauung die Landesgesetze umgangen. Der Staatsanwalt erhob daher wegen beider Vergehen die Anklage, sich berufend auf die Bestimmungen: „Wer aber, um die Gesetze des Landes unwirksam zu machen, in fremden Landen sich trauen läßt, hat, außer den übrigen rechtlichen Folgen der Nichtigkeit oder Ungültigkeit einer solchen gesetzwidrigen Ehe, auch noch eine fiskalische Strafe von Zehn bis Dreihundert Thalern verwirkt." und dann: „Wer, auch ohne falsche Urkunden zu machen, den Adel oder höhere Stufen desselben, ingleichen solche Würden oder Ehrenzeichen, deren Verleihung nur dem Staate zukommt, in der Absicht, Andere zu bevortheilen, zur Ungebühr sich anmaßt, der soll als ein Betrüger bestraft und dieses öffentlich bekannt ge-

Digitized by Google

macht werden. Ist die ungebührliche Anmaßung nur aus Eitelkeit geschehen, so findet fiskalische Geldstrafe von Zwanzig bis Hundert Thalern statt." Der Angeklagte war zu der heutigen öffentlichen Verhandlung der Sache vorgeladen. Aber in den Flitterwochen, die sich bei dem Einen mehr als bei dem Andern ausdehnen, denkt man wohl nicht gern und genau an gerichtliche Termine: kurz, der Angeklagte war nicht erschienen. So entbehrten die Zuhörer der anziehenden Ausführung seiner Rechtfertigung, auf welche mit Grund zu hoffen war. Nach dem Vortrage der Anklageschrift, Vorlegung der Beweispapiere und Rechtfertigung der Anklage von Seiten des Staatsanwaltes, erkannte der Gerichtshof in Folge kurzer Berathung: „Daß der Angeklagte der ihm zur Last gelegten Vergehen und deshalb eine Geldbuße von Einhundert Thalern zu erlegen oder ein dreiwöchiges Gefängniß zu erleiden schuldig." (B. Z.)

Frankfurter Liederkranz.

Das unterzeichnete Comité beehrt sich hiermit zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, daß die Einnahme der am 30. v. M. zum Besten der Armen unserer Ortschaften vom Liederkranze veranstalteten musikalischen Abendunterhaltung betragen hat fl. 925 54 kr.
an Extragaben sind uns zugekommen . . . . „ 55 54 „
im Summa fl. 981 48 kr.
die Kosten waren „ 55 42 „
und verblieb sonach der reine Betrag von fl. 926 6 kr.

Diese Summe ist nun den betreffenden Armencommissionen der zur Stadt gehörigen Ortschaften in nachfolgendem Verhältnisse zur sofortigen Vertheilung an die Nothleidenden überwiesen worden:

1)	an die Gemeinde Bonames	fl. 100 —	kr.
2)	„ „ „ Bornheim	„ 150 —	„
3)	„ „ „ Dortelweil	„ 90 —	„
4)	„ „ „ Hausen	„ 100 —	„
5)	„ „ „ Niedererlenbach	„ 96 6	„
6)	„ „ „ Niederad	„ 150 —	„
7)	„ „ „ Niedernrsel	„ 90 —	„
8)	„ „ „ Oberrad	„ 150 —	„
		fl 926 6	kr.

Allen Denen, welche unserm Vereine bei diesem in seinem Erfolg so günstigen Unternehmen ihre gefällige Mitwirkung verliehen, statten wir hiermit öffentlich den besten Dank ab und erlauben uns hierbei die verehrlichen Redaktionen des Frankfurter Journals, der Oberpostamts-Zeitung und des Intelligenz-Blattes namentlich zu bezeichnen, welche, wie schon zum öfteren, auch in diesem Falle wieder die erforderlichen Bekanntmachungen unentgeltlich in ihre Blätter aufnahmen.

Frankfurt a. M., 9. Februar 1847.

Das von dem Liederkranze erwählte Comité:

J. C. W. Backes, F. J. Ficus, P. Fink, Dr. A. Giar, Just, Dr. Ponfick, J. F. Quilling, F. Schneider, Dr. Schmidt-Holzmann.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 10. Febr.

Gestern wurde durch einen hiesigen Militärarzt im Beisein von vier andern Aerzten eine entartete Brust entfernt, bei welcher Operation (zum Erstenmal, so viel wir wissen, in unserem Lande) die vielbesprochene Einathmung von Schwefel-Aetherdunst als schmerztilgendes Mittel angewendet wurde. Die Wirkung desselben war eine Art von Berauschung; wirklicher Schlaf trat jedoch nicht ein. Die Kranke gab während der Operation, besonders bei den Hautschnitten, lebhafte Schmerzensäußerungen zu erkennen, jedoch nach dem einstimmigen Urtheil der Anwesenden in viel geringerem Grade, als dieses ohne Anwendung des Mittels der Fall gewesen wäre. Nachdem der durch den Aether hervorgerufene Zustand aufgehört hatte, war durchaus keine Erinnerung an die überstandene Operation zurückgeblieben; vielmehr gab die Kranke an, sie habe sich während derselben, ihrem Gefühle nach, an einem andern Orte befunden. Bemerkenswerth ist, daß die Kranke, als sie nach der Operation schon zu Bette gebracht war, immer noch bezweifelte, ob die Operation auch wirklich gemacht worden sey. Obschon nun in dem vorliegenden Fall nicht, wie anderwärts geschildert wurde, eine völlige Empfindungslosigkeit eingetreten war, so wurde doch ein Zustand von Abstumpfung herbeigeführt, welcher jede bisher bekannte Wirksamkeit narkotischer Mittel um so mehr übertrifft, als durchaus keine nachtheilige Arzneiwirkung zu bemerken war; im Gegentheil fühlte sich die Kranke mit Aufhören der Wirkung des Aethers in einer ungewöhnlichen Wohlbehaglichkeit.

[Woems, 8. Febr.

Die Fastnacht naht heran; aber sie führt diesmal für unsere Stadt wenig Freuden in ihrem Gefolge, was sich aus den mannichfachen Zeitverhältnissen sehr natürlich erklärt. Die hohen Preise aller Lebensmittel drücken manchen Familienvater mehr, als er zugestehen mag, und trotz der mancherlei Verheißungen von Getreidezufuhren ist bis heute der Fruchtpreis noch nicht, oder kaum merklich gesunken. — Wie man vernimmt, soll die Fahrposthalterei dahier ganz eingehen und dafür nur ein Poststall errichtet werden. Der hiesige Posthalter, der einen schweren Standpunkt hat, mußte bereits alle Eilwagen, mit Ausnahme eines einzigen, abgeben; durch die Dampfboote, die nun wieder gehörig im Gange sind, und die Eisenbahnen sind die Extraposten dahier zu einer wahren Seltenheit geworden. — Am 2. l. M. feierte der erste „Musikverein" dahier seinen Stiftungstag mit der Aufführung des „Paulus" und durch ein Festessen; der jüngere oder zweite Verein feiert nun den seinigen heute Abend durch ein Konzert und Festessen. Es wurde schon mehrmals versucht, diese beide Vereine zu vereinigen, was aber jedesmal an gewissen dünkelhaften und lächerlich-aristokratischen Ideen scheiterte. Warum in einer so kleinen Stadt nicht alle Elemente in Eins zusammen fassen, da doch beide Vereine nur ganz denselben Zweck haben? — Die deutschkatholische Gemeinde scheint sich immer mehr, im Aeußern und Innern, in zwei Theile zu trennen und es ist sehr zu bezweifeln, ob sich der immer weiter klaffende Spalt werde mit der Fülle der Liebe und Selbstverläugnung ausfüllen lassen. Jeder muß zugestehen, daß eine Wiedervereinigung um so schwerer, als jede Partie das Nachgeben für ein feiges Im-Stichlassen der Sache, für einen Verrath an seiner besseren Ueberzeugung hält. Wir sehen hier auf der einen Seite lichtfreundliche Bestrebungen und absolutes Vorauseilen; auf der andern Seite ruhiges Bewegen im einmal vorhandenen Stadium und solides bezeichnetes Vorschreiten; auf der einen Seite in das Leben gezerrte Sympathie für Rupp ꝛc., und auf der andern Seite für die Ansichten der Königsberger Gemeinde; hier ewige Streitrichtung gegen die protestantische Staatskirche; dort nur gegen Rom und seine Mißbräuche; hier rücksichtsloses Nichtachten von andern (ältern) Ansichten und Ueberzeugungen, dort schonende Belehrung und vernünftige Achtung vor Geschichte und Bestand! Heterogenes läßt sich schwer vereinigen und auch hier wird es kaum zu bewerkstelligen seyn. So möge denn Jeder auf seine Weise, auf seinem Wege und durch seine Mittel die Bestimmung des Menschen zu verwirklichen suchen, die Mendelsohn also angibt:

Nach Wahrheit forschen,
Das Schöne lieben,
Gutes wollen,
Das Beste thun!

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Febr. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Sonntag, 14. Febr. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller. Hierauf (zum Erstenmale): Der Schauspieldirektor, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von Mozart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 46. Montag, den 15. Februar 1847.

Die Bärenjagd.

Aus den Memoiren eines Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Malatour schwoll die Stirnader vor Unwillen. — „Spielen wir hier Komödie?“ fragte er.

„Im Gegentheile!“ versetzte Villetreton; „ich wiederhole vielmehr abermals, daß diese Hast mehr den Muth der Gewohnheit und der Muskeln, als den wahren, aus Grundsätzen entspringenden Muth beurkundet!“

„Welche Bürgschaft habe ich?“ fragte Malatour, „daß Sie, wenn ich Ihren Vorschlag annehme, mir nicht wieder auszuweichen suchen werden?“

„Mein Wort, Sire, das ich hier vor all' meinen Kameraden verpfände und unter die Vormundschaft Ihres eigenen Ehrgefühls stelle!“

Diese Antwort und der Vorschlag erregten ein so beifälliges Gemurmel unter den Zuhörern, daß Malatour fast wider Willen der Forderung seines Gegners sich bequemen mußte, und man kam überein, am künftigen 1. September sollten sich alle Anwesenden im Schlosse Clat in den Pyrenäen einfinden. —

Während wir den jungen Besitzer des Schlosses Clat daselbst Zurüstungen zum Empfange seiner Gäste treffen lassen, wollen wir den Anlaß zu der Beleidigung erzählen, die ihm wiederholt widerfahren war, obwohl sie ihm dennoch in den Augen dieser übrigen jungen Männer von einem im Punkte der Ehre sonst so kitzlichen Stande keineswegs geschadet hatte.

Als der junge Baron v. Villetreton unter die Mousquetaires, d. h. unter die adelige Leibgarde des Königs von Frankreich trat, brachte er in diese ihm neue Lebenssphäre Grundsätze mit, welche den am frivolsten aller europäischen Höfe damaliger Zeit herrschenden schnurstracks entgegen waren. Noch mehr, er blieb diesen Grundsätzen auch unter allen Verführungen des Hoflebens treu, und wußte gleichwohl durch die innere Gediegenheit seines Charakters sich nicht nur die Achtung seiner Offiziere und die Freundschaft seiner Kameraden zu gewinnen, sondern auch die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen. Nur Einer seiner Kameraden grollte ihm wegen dieser allgemeinen Gunst, um welche er ihn beneidete, und beleidigte ihn öffentlich bei Gelegenheit irgend einer unbedeutenden Geberde oder Rede. Villetreton weigerte sich, dem Beleidiger eine Aufforderung zuzusenden, weil es sich nicht mit seinen Grundsätzen vertrage, und nahm sich vor, diese scheinbare Feigheit, weil er sich nicht mit einem berüchtigten Raufbolde schlagen wollte, durch irgend eine glänzende That in dem eben begonnenen Feldzuge in Vergessenheit zu bringen. Die Gelegenheit hiezu hatte sich ihm geboten, indem er bei Fontenoy mit Gefahr des eigenen Lebens eine englische Fahne erbeutete, und er hatte dafür auf dem Schlachtfeld aus des Königs eigener Hand das Ludwigskreuz und aus dem Munde des Marschalls von Sachsen ein feuriges Lob empfangen, das de Malatour's Groll nur noch vergrößert hatte.

Des jungen Barons erste Sorge bei der Ankunft auf seinem Schlosse war eine Berathung mit seinem alten Haushofmeister, einem alten treuen Diener, wegen der bevorstehenden Bärenjagd. „Ich brauche Dich diesmal ganz besonders, Pedro!“ sagte er zu ihm, und drückte ihm herzlich die Hand. „Hast Du meinen Brief aus Paris erhalten, und werden meine Kameraden ein lustiges Waidwerk bekommen? Sind gegenwärtig Bären auf jenen Höhen dort?“ Er deutete nach ein paar spitzen Felsenzacken, über welche die schneebedeckten Bergeshäupter rosig im Morgenlichte herunterblickten.

„O ja, eine ganze Familie,“ versetzte der Diener; „ihrer fünf im Ganzen — Vater, Mutter und Kinder, und dazu noch ein alter Junggesell von Bären, den die Spanier von drüben zu uns herüber gejagt haben!“

„Bevor eine Woche vergeht, werden wir ihnen zu Leibe gehen! Du weißt, Pedro, meine Kameraden sind tüchtige Waidmänner und verwogene Bursche. Einer darunter putzt mit der Pistole auf 20 Schritte einen Kerzendocht!“

„Das ist vielleicht leichter, als eine Pistole auf vier Schritte auf einen Bären abzufeuern!“ meinte Pedro.

„Dies war auch meine Ansicht!“ sagte Villetreton; „weil ich aber selbst seinen Muth zu beurtheilen im Stande seyn möchte, mußt Du uns beide an denselben Posten stellen — wie z. B. an die Maurenbrücke.“

„Hm!“ sagte der Alte und kratzte sich hinter'm Ohre; „ich möchte Sie lieber anderswo sehen, gnädiger Herr! Der Platz ist der allergefährlichste, wenn man einen ungeübten Schützen bei sich hat. Um dort seinen Posten auszufüllen, muß ein Mann Herz im Leibe haben, sonst droht ihm zwiefacher Tod — von den Zähnen der Bären und vom Abgrunde!“

„Ich kenne den Einen und fürchte den Andern nicht, mein Alter! Dank Deinem Unterricht im edlen Waidwerke!“

„Weiß wohl!“ sagte der Alte; „aber mit Ihrem Verlaub, gnädiger Herr! möcht' ich mich lieber selber an jenen Posten an der Brücke stellen! Dort wechseln die Bären unfehlbar, und Sie kennen die unversöhnliche Wuth dieser Thiere, wenn sie sich verfolgt oder angegriffen sehen oder auf Widerstand stoßen!“

„Gleichwohl muß ich den Posten auf der Brücke neben meinem Kameraden haben, Pedro! Es geht nicht anders. Geh' nun und biete die Bauern zum Treiben auf!“

Der alte Haushofmeister entfernte sich gehorsam, gelobte sich aber im Stillen, ein wachsames Auge auf seinen Herrn zu haben.

Acht Tage später trafen alle geladenen Gäste, und unter ihnen auch Herr von Malatour ein, der trotz der zartsinnigsten Aufmerksamkeit seines Wirthes doch immer eine gewisse kalte Zurückhaltung gegen diesen beobachtete. Die Erhabenheit und Großartigkeit

Digitized by Google

der Pyrenäen-Landschaften mit den schneegekrönten Häuptern, die so deutlich auf dem azurnen Himmel Spaniens hervortreten, war für die Mehrzahl der Gäste noch ein neuer und unbekannter Genuß, denn sie waren meist der Touraine und den andern fruchtbaren und gesegneten Ebenen im Innern Frankreichs entsprossen.

Am Morgen nach dem Eintreffen der letzten Ankömmlinge versammelte sich eine zahlreiche Schaar von Schützen, Jägern und Piqueurs mit Büchsen, Trommeln, Trompeten, Becken und allen möglichen andern lärmenden Instrumenten unter den Mauern des Schlosses; an ihrer Spitze der Haushofmeister, von einer Koppel starker Doggen umgeben, welche von stämmigen Rüdenknechten am Riemen gehalten wurden. Sobald der junge Baron und seine Freunde, mit Büchsen und Hirschfängern ausgerüstet, über die Zugbrücke traten und das Waidgefolge begrüßten, setzte sich der Zug in Bewegung, und stieg im tiefsten Schweigen in die Berge hinein. Die Hunde selbst schienen zu begreifen, wie wichtig diese Stille sey; man hörte nur das Getrappel der Füße, das aber mit dem Tosen eines fernen Bergstromes sich vermischte, und von Zeit zu Zeit das heisere Kreischen eines Nachtraubvogels, der im Morgengrauen seinem Horste zuflatterte.

(Schluß folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. D. von Horn.)

(Schluß.)

Von dieser Abschweifung zurückkehrend, sey kurz meiner Rückkehr gedacht. Es war derselbe Weg, den ich aufwärts genommen. Den Vorsatz, bis zur Quelle der Alsenz zu gehen, gab ich auf, nahm aber unter Alsenz den Weg links in das liebliche, weinreiche Moschelthal, um Obermoschel zu sehen, und dann schnell wieder zu kehren bis zu dem Punkte, woher ich meinen Ausflug begonnen.

Ein enges, aber reizendes Thal öffnet sich, wenn man unterhalb Alsenz aus dem Alsenzthale in das Moschelthal einbiegt. Die Südseite der Berge ist mit schönen Weinbergen bedeckt. Im Thalgrunde fließt der Bach im Schatten der Uferweiden und Erlen. Im Thale, wo es möglich, breitet sich fruchtbares Ackerland aus und hoch oben liegen die zahlreichen Halden der Quecksilberwerke; aber Alles beherrschend, blickt stolz der Moschellandsberg mit seinen großartigen Ruinen ins Thal.

Bei Niedermoschel liegt auch noch die Halde eines alten Bergwerkes, und unweit des Ortes am Berge, weder hoch, noch auf Felsen gethürmt, die Ruinen der Burg Löwenstein.

Die Entstehung der Burg dürfte in die Zeiten zu setzen seyn, wo auch der Landsberg erbaut wurde.

Die Ritter von Löwenstein, auch von Lewenstein geschrieben, gehörten zu den kleinen Dynasten des Landes. Der Erste, welcher geschichtlich auftritt, ist Gottfried von Löwenstein, und war im Jahre 1149 Domherr zu Speyer. Er ist jedenfalls ein nachgeborener Sohn, denen der geistliche Stand in jenen Zeiten Zuflucht und anständiges Leben und Fortkommen sicherte. Er wurde 1154 Domküster, 1164 Domprobst, und wahrscheinlich 1168 Bischof. Im Jahr 1164 erscheint Wolfram I. von Löwenstein. Er erscheint 1186 als Bürge des Grafen Gottfried von Sponheim mit seinem ungenannten Bruder. Seine Enkel, Wolfram III. und dessen Bruder Embricho I., theilten die Familie in zwei Linien. Beide breiteten sich wieder aus und ihre Nachkommen behielten für ihre ältesten Söhne durchweg die Taufnamen dieser Ahnen bei.

Durch diesen Umstand wird die Geschichte der Familie äußerst verwickelt. Die Löwensteine waren ein eben so reiches als angesehenes Geschlecht. In allen Fehden des Nahgau's spielten sie ihre Rolle; in den Stammbäumen fast aller adeligen Geschlechter des Nahgau's steht ihr Namen; aber auch übelberüchtigt waren sie ob ihrer Wegelagerei und Raubsucht, ihrer Kampf- und Händelsucht. Sie waren Ganerben der meisten Burgen des Nahgau's, besonders eng verbunden mit den Randeckern, darum sie sich selbst Löwenstein, genannt von Randeck, nannten. Aus dem Geschlechte ist uns bereits Gottfried in hohen geistlichen Würden begegnet. Im Jahr 1449 war Emmerich von Löwenstein Propst, und zwar der letzte Propst im Kloster Ravengiersburg. Im Jahre 1387 erscheint Heinrich von Löwenstein als Abt von Limburg, der reichen Abtei bei Dürkheim, und 1473 war eine Maegaretha von Löwenstein Aebtissin des Klosters Sion bei Kirchheim-Bolanden. Im siebzehnten Jahrhundert erlosch das Geschlecht im Mannesstamme, und es scheint, als habe das Bestehen der Burg sich an diesen Mannesstamm geknüpft; denn 1689, als die Franzosen Landsberg zerstörten, da loderte auch Löwenstein in Flammen auf. Was nicht verbrannte, das riß man vollends nieder, daß die noch stehenden Mauern nur dürftige Reste einer einst stattlichen Burg sind. Wie reich auch einst das Geschlecht war, im Laufe der spätern Zeit verarmte es, und von Dem oder Einem der Letzten der Löwensteiner erzählt die Sage mancherlei Lumpenstreiche. Er war weit gereist und stand im Rufe geheimer Künste. So soll er ein Rhabdomanth gewesen seyn und die Wünschelruthe mit Erfolg geführt haben. Ueberdies aber sey er im Besitze einer merkwürdigen Eigenschaft gewesen, nämlich der, daß er die Metalle in seinem Leibe, insonderheit im Geschmacke des Speichels erkannt habe, auf denen er gestanden. So sey er denn in den Tagen, wo die Franzosen von der Mosel her die Gegend verwüsteten und man auch auf dem Landsberg ihre Ankunft erwartete, bei dem Commandanten gewesen und habe mit ihm über die Nothwendigkeit geredet, seine besten Kleinodien sicher vor den Welschen zu verstecken.

Der Commandant vom Landsberg habe das bejahet und gesagt, er habe das auch so gemacht. Als sie hierauf im Garten gegangen, sey plötzlich der Löwensteiner an einer Stelle stehen geblieben und habe gesagt, indem er mit dem Fuße aufgestampft: Hier ist Euer Gold und Silber schlecht verwahrt. Verberget die eiserne Truhe besser!

Da sey der Commandant bleich geworden wie ein Steinbild, denn es sey richtig gewesen, an der Stelle habe sein Schatz gestanden.

Acht Tage darauf kam der Löwensteiner wieder, und als er durch die Halle bei dem Gaden gegangen sey, habe er zu dem Commandanten gesagt:

Unter der Platte hier steht Euer Kästlein gar sicher. Der Erste, der kommt, wird's finden.

Der Commandant erbleichte abermals und wandte sich, vor Schrecken bebend, ab, und rief:

Steht Ihr mit dem Teufel im Bunde?

Gott behüte, sprach der darauf, ich bin nur ein Frohnsonntagskind, und der gibt's mehr!

Warum stellet Ihr's nicht, fuhr er fort, draußen vor das Burgthor unter die alte Linde neben dem Heiligenhäuschen? Dort ist's gefeiet und sieht's kein Frohnsonntagskind.

Da habt Ihr recht, sprach der Geängstete, nimmt Abends sein Kästlein, darinnen Geld, Schaumünzen, alte Steine und güldene Ringe gelegen, und stellet's dahin, wo der Löwensteiner den Ort für gefeiet erklärt hatte, deckt's sauberlich zu und denkt, da steht's sicher.

Aber schon in derselben Nacht holt's der Löwensteiner, geht nach Mainz und setzet Alles in Geld um, was Geldeswerth war, zahlt seine dringendsten Schulden und lebt in Floribus.

Als die Burg zerstört war, kommt der Commandant wieder und will seinen Schatz heben, der aber ausgeflogen ist.

Zum Glück war er ledig und auch reich. Bei dem Löwen-

Digitized by Google

steiner hat's, aber auch bald Flügel gekriegt und ist rasch davon gefahren, denn: das unrechte Gut gedeihet nicht.

Der Landsberg liegt auf einer bedeutenden Höhe über Obermoschel. Das Schloß dürfte nach dem Jahre 1112 erst erbaut worden seyn; weil sich der Ritter Niebelungus von Moschel und nicht von Landsberg nennt, so steht zu vermuthen, daß die Burg noch nicht erbaut war.

Sie gehörte den Bischöfen von Worms, und von diesen trugen sie die Grafen von Veldenz zu Lehen. Bischof Eberhard, ein geborner Raugraf von Altenbamberg erlaubte im Jahr 1259, daß die Tochter des Grafen Gerlach von Veldenz, falls er keine Söhne bekäme, im Erbe folgen sollte. Die Veldenzer Grafen gaben die Burg als Afterleben an ihre Vasallen.

So erscheint im Jahre 1263 ein Ritter Baldewin von Landsberg, und 1268 ein Anderer gleichen Namens, zubenannt: „Bische", wahrscheinlich dessen Sohn; und abermals 1274 Conrad von Landsberg, der wahrscheinlich ein Bruder des jüngeren Baldewin war, denn er besaß mit jenem die Burg als Veldenzisches Afterleben in Gemeinschaft. Im Jahre 1288 bewitumte Graf Heinrich von Veldenz die künftige Gattin seines Sohnes, des Grafen Georg, auf der Burg Landsberg. Als das Veldenz'sche Geschlecht ausstarb, brachte Anna, die Erbtochter des letzten Grafen Friedrich die Burg an den Pfalzgrafen Stephan, ihren Gemahl, und vererbte sie auf ihren zweiten Sohn, den Pfalzgrafen Ludwig den Schwarzen von Veldenz. Als dieser mit dem Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz 1471 in Fehde lag, rückte der siegreiche Pfälzer vor die Burg. Moschel, das auch befestigt war, ergab sich dem Pfälzer, aber die Besatzung der Burg vertheidigte sich so kräftig, daß er die Belagerung aufheben und abziehen mußte. Im dreißigjährigen Kriege rückte der Marquis Spinola in die Burg ohne Schwertstreich, mußte sie aber nach heftigem Kampfe den Schweden überlassen. Im Jahre 1635 besetzten es die Schweden unter Bernhard von Weimar.

Gallas mit seinen Kroaten verwüstete Moschel und die umliegende Gegend, aber die Burg eroberte er nicht. Sie wurde 1689 von den Franzosen zerstört durch die Gewalt des Pulvers.

Die schon in der Vorzeit betriebenen Quecksilberwerke werden noch immer eifrig von einer englischen Gesellschaft betrieben.

Nach der Alsenzstraße zurückkehrend, benutzte ich eine günstige Gelegenheit, um schnell und bequem zurückzukehren, und froh, innerlich und äußerlich erfrischt, begrüßte ich meinen Wohnort wieder; aber meinen guten Freund aus dem Pfälzer Hofe konnte ich nicht besuchen, weil mir's an Zeit gebrach. —

Struensee.

(Von Wilh. Wagner.)

Es ist Deutschland das Vaterland des ernsten Gedankens, wie des sinnigen Gemüthes, an manchen guten Gaben der Poesie reich, aber am reichsten an den Erzeugnissen der lyrischen Dichtkunst. Der geliebten und gefeierten Meister, welche wir in dieser Hinsicht besitzen, gar nicht zu gedenken, ist bei uns unter zehn Individuen gewiß Einer, der den Pegasus schon einmal bestiegen und sich auf demselben, wenn auch nur als Sonntagsreiter, herum getummelt hat; bei uns schießen die lyrischen Dichter wie Pilze auf und Legion ist die Zahl Derjenigen, die wenigstens in den Tagen der schwärmerischen Jugend sich einmal um die Gunst der holden Muse beworben und wohl auch der Verführung nicht widerstanden haben, ihre Verse durch die große Erfindung Gutenbergs zu Tag fördern zu lassen. Weiter nun ist nicht in Abrede zu stellen, daß sich unter dieser unübersehbaren Masse von lyrischen Erzeugnissen viel Schönes und Treffliches, wenn auch nur vereinzelt, vorfindet und daß die Quelle derartiger Inspirationen nicht aufhört, reichlich zu fließen. Wie selten dagegen sind die dramatischen Dichter! Zwar fehlt es an Solchen nicht, die für das tägliche Brod und für das laufende Bedürfniß der Bühne sorgen und ihre mühsam zusammengestückelten und zusammengeleimten Productionen bieten oder die sich auf einigen Theatereffekt und auf die geringen Anforderungen der schaulustigen Menge einigermaßen verstehen. Das läßt sich lernen, und bei guten Darstellern und erträglicher Ausstattung wird nicht selten auch dem werthlosen Stücke ein mehr als verdienter Erfolg zu Theil. Solche dramatisirende Handwerksleute sind aber mit dramatischen Dichtern nicht zu verwechseln. Diese, wie gesagt, erscheinen nur selten und werden weder durch die kritischen Zurechtweisungen von ästhetischen Lehrbüchern, noch durch die schönen Phrasen unserer Recensenten, weder durch die Aufmunterungen der Tantième, noch durch die Unterstützung und Belobung einer befreundeten Clique hervorgerufen. Ohne Uebertreibung kann man annehmen, daß Hunderte von lyrischen Dichtern auftauchen, denen es gelingt, uns irgend eine des Dankes nicht unwerthe Gabe zu spenden, bis nur Ein Dramatiker von wahrem Beruf hervortritt. Die tragische Muse hat nur wenig auserwählte Günstlinge, nur wenig Priester, denen sie ihre Weihe ertheilt und verstattet, auf den Altären ihres Tempels Opfer darzubringen, welche den Göttern und Menschen gefallen. Sie verlangt nicht nur ein reines, in Begeisterung erglühendes Herz, nicht nur einen von allen Schlacken der Gemeinheit freien und dem edeln Golde vergleichbaren Geist, sondern auch einen ernsten Dienst, ein hohes, kräftiges Streben und einen wahren Adel der Gesinnung. Ihre Lieblinge sind zu Großem, sind dazu berufen, die höchsten Interessen der Menschheit zu vertreten, und darum wird viel von ihnen gefordert, darum erscheinen sie nur selten, damit ihr Glanz um so mehr gewürdigt werden möge.

Michael Beer darf unter den dramatischen Dichtern von wahrem Beruf genannt werden; und würde gewiß die deutsche Bühne mit noch manchem edeln Werke bereichert haben, hätte ihn nicht schon in der Blüthe seiner Jahre der Todesengel abgerufen. Tragen auch seine ersten Arbeiten — „Klytemnestra" und die „Bräute von Aragonien" — noch manche Spuren der Unvollkommenheit und hatten sie auch bei ihrer Darstellung nur geringen Erfolg, so sind doch sein „Paria" und besonders „Struensee" Werke, die in der Literatur einen bleibenden Werth behaupten werden. Im „Struensee" haben wir nicht nur die consequente Behandlung der Charaktere anzuerkennen, und bewundern wir nicht nur die schöne Einheit und die besonnene Durchführung des Ganzen, sondern auch das mit eben so viel Klarheit des Gedankens als mit Fülle und Tiefe des Gemüths ausgestattete Detail der verschiedenen Situationen und des vortrefflichen Dialogs. Der Dichter hat sich, was als eins der ersten Erfordernisse im Drama erscheint, nicht der überwuchernden sogenannten Genialität der modernen Romantik hingegeben, sondern hat es verstanden, sich in classischer Ruhe und in gemessenen Kunstformen zu concentriren, weßhalb wir in diesem Trauerspiel der dramatischen Gedrungenheit und Einheit begegnen, ohne daß darum die poetische Wärme und Inspiration vermißt würden. In solcher Vermittelung, die nur Wenigen gelingt, wird die höchste Aufgabe des Drama's gelöst und jene Wirkung desselben erzielt, die auf Geist und Gemüth gleich ergreifend sich geltend macht. Um nun zuerst nach dem Kern dieser Dichtung oder mit andern Worten nach der historischen Auffassung zu fragen, so ist solche zwar im Allgemeinen eine treue und consequente, doch hat Michael Beer seinen Helden, nach der Weise Schillers, den er sich überhaupt zum Vorbilde genommen, etwas idealisirt, was wir nicht unbedingt billigen möchten. In dieser Beziehung sind an den dramatischen Dichter dieselben Anforderungen zu stellen, wie an den Portraitmaler; beide sollen ihr Original in vergeistigter und veredelter Art wiedergeben, ohne sich aber von der wirklichen Aehnlichkeit zu weit zu entfernen.

Digitized by Google

Die Geschichte Struensee's zeigt uns denselben als einen in seinem Benehmen unentschlossenen und in den kritischen Momenten des nöthigen Muthes entbehrenden Mann. Er begann viele seiner politischen Unternehmungen mit Energie und Kühnheit, versank aber bald in Kleinmüthigkeit, wenn ihm Schwierigkeiten und hartnäckige Gegner in den Weg traten. Wenn er die auswärtigen Angelegenheiten mit unverkennbarer Einsicht behandelte, so waren seine Pläne zur inneren Verwaltung des Reichs offenbar ungenügender, und bewiesen, daß er die Kunst zu kombiniren zwar verstand, sich aber durch die Eingebungen seines Ehrgeizes und seiner Unentschlossenheit oft vom Ziele ablenken ließ. Er wollte die Finanzeinrichtungen verbessern, den Handel und Ackerbau heben, unnütze Ausgaben beseitigen, Gnadengehalte aufheben, die Macht des Adels beschränken und dem Volke eine freiere Bewegung verstatten, wobei er übersah, daß er gerade mit dem Adel ein gefährliches Spiel wagte. Sein Plan, die Personaldienste der Bauern abzuschaffen und ihnen die freie Benutzung des Landes gegen gewisse Abgaben zu überlassen, fand bei dem Adel den stärksten Widerstand. Struensee besaß Eigenschaften und Kenntnisse, die einen sehr glücklichen Einfluß auf das Wohl des dänischen Reichs haben konnten; allein seine Feinde untergruben seine Unternehmungen schon im Beginn derselben und legten ihm Hindernisse in den Weg, die er anfangs im Rausche seines Glückes übersah und vor welchen er später im Momente der Entscheidung muthlos erzitterte. Sein mit dem besten Willen begonnenes Staatsgebäude mußte einstürzen, weil die Kraft der Consequenz und die Größe des Charakters diesem Manne fehlten. S. Baur sagt von ihm: „Hätte Struensee während seiner ganzen Verwaltung, wie in den ersten Zeiten, die starke und standhafte Seele gezeigt, die sich durch sich selbst über die Ereignisse erhebt, dem Schicksal selbst zu gebieten scheint, und sich dessen Ungefähr mit einer unerschütterlichen Ruhe überläßt, so hätten die erstaunten Dänen ihn mit stiller Bewunderung das Ruder des Staats lenken sehen, und vielleicht hätten ihm seine Handlungen Ruhm, Glanz, Beifall und Dank erworben, und ihn bei der Nachkommenschaft verewigt." Vergleichen wir hiernach den Struensee der Geschichte mit dem der Dichtung, so hat die letztere ihn allerdings wesentlich idealisirt, was aber auch andere Dichter in ähnlicher und oft noch stärkerer Weise gethan haben. Die Wahl des Stoffes bleibt übrigens in poetischer Hinsicht eine glückliche, weil das Schicksal eines eben so schnell emporgestiegenen als schnell wieder von seiner Höhe herabgestürzten Mannes unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt und weil zugleich das Interesse einer denkwürdigen Zeiterscheinung an den Helden dieses Trauerspiels geknüpft ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten

Die Hengstenbergische Kirchenzeitung spricht Gervinus alle Befähigung als Litterarhistoriker ab und setzt seine Geschichte der Literatur weit unter die Vilmarsche.

Die von dem Gärtner des berühmten Barons v. Hügel zu Wien, Hrn. Hoibrink, erfundene Heizmethode hat in dem deutschen Theater zu Pesth, einem der geräumigsten Schauspielhäuser Europa's, einen glänzenden Triumph gefeiert, indem seit dem 1. Jan. l. J. der neue, nach der erwähnten Methode erbaute Apparat (der 4000 Fl. C.-M. kostet) in Thätigkeit gesetzt worden ist und der Erfolg allgemein befriedigt. Auf dem Podium zeigte das Thermometer 12 Grad Reaumur und im Parket 11 Grad — eine Temperatur, die noch gerade als angenehm bezeichnet werden kann.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Febr.

Am 31. Dec. v. J. starb dahier der großherzogl. Hofmaler, Hofrath Friedrich Jakob Hill. Geboren im Jahr 1758 zu Darmstadt, erreichte derselbe ein Alter von 89 Jahren weniger 2 Tage. Sein Hauptfach war die Miniaturmalerei, worin er Vorzügliches leistete; doch kennt man von ihm auch Arbeiten in Oel, die verdiente Anerkennung gefunden haben. Correcte Zeichnung, richtige Auffassung, lebendiges, naturgetreues Colorit und gediegene Ausführung, ohne ängstlich trockenen Fleiß, verliehen seinen Bildern hohen Reiz, und man sah ihnen an, daß sie con amore gemalt waren. Seine künstlerische Ausbildung scheint das Werk seines selbsteigenen behaglichen Strebens gewesen zu seyn, welches durch das eifrige Studium der Natur und der Kunstschätze des großh. Museums und der Bildergallerie Dauer und Richtung erhielt; denn wir konnten nicht in Erfahrung bringen, daß er in Italien oder auf einer ausländischen Academie gewesen sey. Als Künstler hat der Dingeschiedene sich einen ehrenvollen Namen erworben, und als Mann von edlem Charakter hat ihm Jeder, der ihn näher kannte, seine Achtung und Liebe nicht versagen können. — Der älteste großh. Hofmaler ist nun Dr. Gläser, der, mit der Kunst schon lange vertraut, sie fortwährend mit Lust und Liebe übt, wie seine neuesten Arbeiten zur Genüge zeigen. Besondere Verdienste hat er sich um die Pastellmalerei erworben, welche durch unächte Farben so in Verruf gekommen war, daß man hier nichts mehr von ihr wissen wollte. Seine in dieser Manier vor länger als 30 Jahren gemalten Bilder haben sich sehr gut erhalten, und sehen noch so frisch aus, als seyen sie eben erst von der Staffelei heruntergenommen worden. — In dem zu München im Jahr 1837 erschienenen, von Dr. G. K. Nagler herausgegebenen „Neuen allgemeinen Künstler-Lexikon" (Band V. S. 226) wird über Hrn. Gläser unter Anderem bemerkt, daß er sich unter Tischbein zum trefflichen Künstler gebildet habe. Er trat, heißt es daselbst, schon zu Anfang unseres Jahrhunderts mit Werken hervor und von dieser Zeit an bewährte er fortwährend ein tüchtiges Talent. Ein herrliches Charakterbild ist sein sogenannter Rafael von Frankfurt in der großh. Gallerie. Auch eine heilige Cäcilia wurde gelobt und von seiner Magdalena mit der Landschaft heißt es, daß er einen hohen Grad von Vollkommenheit offenbare. Der Künstler faßte seinen Gegenstand mit Glück von der idealen Seite auf. — Kurz, wir dürfen für die Folge von Hrn. Gläser noch manches Gediegene und Schöne erwarten, da der Genius der Kunst ihm fortwährend hold zu seyn scheint.

Frankfurt a. M., 14. Febr.

Am 13. d. gab der von Hrn. Lehrer Jost mit Sorgfalt und Eifer geleitete „Hermann-Verein" eine Abendunterhaltung im Saale des Königs von Preußen. Ein von Ueberladung freies, mit Frische und Lebendigkeit ausgewähltes Repertoir bot den Anwesenden reichen Genuß und es mußten mehrere der vorgetragenen Gesangsstücke auf den Wunsch des zahlreichen Auditoriums wiederholt werden. Am Schlusse der Vorträge richtete einer der anwesenden Ehrengäste einige recht passende, gewiß von Allen nachempfundene Worte des Dankes und der Anerkennung an den rüstig strebenden Verein und seinen wackern Dirigenten. — In dem seiner akustischen Vorzüge wegen zu dergleichen Gesangsaufführungen sehr geeigneten Saale des Königs von Preußen werden im Laufe dieser Woche noch mehrere ähnliche Abendunterhaltungen hiesiger Gesangvereine statt finden.

Geschichtliche Vorlesung.

Achtzehnte Vorlesung; Montag, 15., so wie auch Dienstag, 16. Februar: Die Jahre 1812 — 1814. Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14. Febr. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller. Hierauf (zum Erstenmale): Der Schauspieldirektor, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von Mozart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 47. Dienstag, den 16. Februar 1847.

Die Bärenjagd.

Aus den Memoiren eines Verstorbenen.

(Schluß.)

Als die Jagdgesellschaft den Kamm des Gebirges erreicht hatte, der das Schloß unmittelbar überragte, brachen die ersten Strahlen der Sonne aus den Wolken, welche die östlichen Bergkuppen der Pyrenäen verschleierten, und die helle Beleuchtung zeigte den fremden Jagdgästen hart zu ihren Füßen ein tiefes Thal, dessen Wände mit uralten, majestätischen, im Winde schwankenden Föhren dicht bewachsen waren. Ihnen gegenüber stürzten sich die tosenden schäumenden Fluthen eines Wasserfalls durch eine Schlucht herab, welche den Berg vom Gipfel bis zur Sohle spaltete. In Folge eines jener wunderbaren launischen Spiele der Natur, welche sie sich bei ihren anfänglichen Umwälzungen erlaubte, war der Abgrund von einer Art natürlicher Brücke überwölbt, indem sich über die steilen Wände zu beiden Seiten ein mächtiger Granitblock geschoben, der an die uralte Mähre von den Titanen erinnerte, denn es schien unmöglich, daß dieser mächtige flache Fels durch Menschenhand oder Naturkräfte habe dort hinaufgeworfen werden können. Unheimliche Sagen knüpften sich an jenen Ort, und die Beegbewohner erzählten mit Schrecken, daß noch kein einziger Bergschütze, mit Ausnahme Pedro's, sich auf der Brücke ungestraft auf die Lauer gelegt habe, um dem scheuen Wild oder den reißenden Thieren nachzustellen; Alle vor ihm waren entweder von den Bären zerrissen oder von bösen Geistern, welche dort oben haus'ten, in den brüllenden Gießbach hinabgestürzt worden. Der unerschrockene Pedro aber war ein zu guter Christ, um an derlei Ammenmährchen zu glauben; er maß das Unglück seiner sämmtlichen Vorgänger den natürlichsten Ursachen, dem Schwindel und der doppelten Bestürzung bei, welche in dem Jäger der Anblick der Bären und das Getöse des Wasserfalls in schwindelnder Tiefe unter ihm erregen, und ihn so dem Verderben weihen mußten, indem er entweder bei'm Schuß sein Ziel oder auf der Flucht den Weg verfehlte. Für sich selbst war ihm daher auch nie bange gewesen, aber der Entschluß seines jungen Gebieters, welcher sich von jenem nicht abbringen ließ, flößte ihm lebhaften Schreck ein.

Hier oben begann nun die Jagd. Nachdem Pedro die übrigen Bekannten seines Herrn auf Plätze gestellt hatte, die er für die vortheilhaftesten hielt, und sie so vertheilte, daß sie den ganzen Thalrand dem Wasserfalle gegenüber besetzten, nahe genug bei einander, um sich nöthigenfalls zeitig genug wechselsweise beispringen zu können, befahl er ihnen das tiefste Schweigen und die ängstlichste Ruhe an bis zu dem Augenblick, wo sie den ersten Hund anschlagen hören würden. Bei diesem Signal sollten alsdann die andern Hunde losgekoppelt, die verschiedenen Lärmzeichen geblasen und geführt werden, und der Zug sich langsam so vorwärts bewegen, daß er in einem engen Kreise bei'm Wasserfall ankommen würde. Als alle Winke gegeben und die erforderlichen Zurüstungen gemacht waren, schlugen sich Pedro mit seinem Hunde und der erste Piqueur in's Dickicht, und waren bald selbst dem Ohr der Näherstehenden nicht mehr wahrnehmbar.

Der junge Baron von Villetreton kletterte in diesem Augenblicke mit seinem Gaste, dem trotzigen Malatour, auf die schmale Felsenplatte der natürlichen Brücke, deren Oberfläche, in den Ritzen von Gestrüpp und Flechten bewachsen, kaum zwei Klafter breit war. Herr von Malatour sah sich scheu um, und rüstete seine Waffen nach dem Beispiel seines Begleiters. Sie waren kaum einige Minuten hier gestanden, als das Todesschweigen der Bergeinsamkeit durch lautes wüthendes Bellen unterbrochen wurde, auf welches sodann ein dumpfes, fernhin tönendes Brummen folgte. Jeder griff zu den Waffen und machte sich schußfertig; die verschiedenen Lärminstrumente ertönten, und die losgelassenen wilden Doggen stürzten mit wüthendem Gebell in's Dickicht, der Richtung des Signals zu. Der Kreis der Schützen zog sich zusammen und rückte dem unsichtbaren Wahlplatze immer näher, von woher das Kläffen der Hunde, der Jagdruf der beiden Jäger und die schrillen Töne der Instrumente von dem wüthenden Gebrülle der Bären übertönt wurden. Die Echos der Schluchten und Thäler trugen den Höllenlärm weithin. Auf einmal wandte sich der junge Villetreton, welcher seitwärts von Malatour am Rande des Abgrunds stand, zu seinem Gaste, dessen Gesicht trotz einer gewissen Blässe doch noch immer den Ausdruck ruhiger Entschlossenheit und Verachtung der Gefahr zeigte. — „Geben Sie, Acht, Herr Kamerad!" sagte er leise, „die Bären sind uns ganz nahe; zielen Sie gut, sonst . . ."

„Behalten Sie Ihren Rath für sich, Sire!" murrte Malatour unwillig.

„Achtung! da kommt der Bär!" flüsterte Villetreton, ohne auf den verletzenden Ton seines Gefährten zu hören.

Die übrigen Schützen, welche dem Wasserfalle gegenüber standen und die wüthend gemachten reißenden Thiere aus dem Dickicht hervorbrechen und sich gerade nach der Brücke hinwenden sahen, riefen ihm von allen Seiten laut zu: „Hab' Acht, hab' Acht, Villetreton!" Allein das Knarren und Knistern der Zweige, die abgelös'ten Steine und Geröllträmmer, welche über den Rand des Abgrunds herunterpolterten in dessen tiefen Schooß, hatten Villetreton bereits gehörig auf die Nähe des Thieres aufmerksam gemacht. Malatour ward plötzlich todtesblaß, hielt aber noch immer in der Stellung eines beherzten Schützen, die kurze Büchse schußfertig in der Faust.

Endlich erschien der Bär, ein mächtiges zottiges Thier, mit schäumendem Rachen und glühenden Augen, und drehte sich von Zeit zu Zeit um, als ob er sich seinen Verfolgern stellen wolle. Da er aber die Brücke, das einzige Mittel zur Flucht, besetzt sah, stieß er ein entsetzliches Gebrülle aus, stellte sich auf die

Digitized by Google

Hinterbeine, und schritt mit drohender Geberde auf die beiden Schützen zu, von welchen er kaum noch zehn Schritte entfernt war, als auf einmal ein Schuß fiel und die Kugel das mächtige Thier so gut in die Stirne traf, daß es mit einem Sprung todt zu ihren Füßen niederstürzte.

Malatour umklammerte krampfhaft sein Gewehr — er war vor Schreck ganz machtlos geworden. Plötzlich aber ließ sich von neuem Geschrei der Verfolger, Hundegebell und ein noch wüthenderes und drohenderes Gebrülle hören.

„Feuert, feuert, Sire! er ist hart vor Euch!" rief Pedro seinem Herrn zu. Er war plötzlich ebenfalls aus dem Dickicht herausgetreten und hielt seine Büchse im Anschlag an der Schulter, wagte aber nicht zu feuern, weil er seinen Herrn zu treffen fürchten mußte. Villetreton, welcher seinen Gefährten theilnehmend betrachtet und so eben bei sich überlegt hatte, ob er ihm nicht zu Hülfe kommen sollte, drehte sich rasch um. Es war in der That die höchste Zeit dazu. Auf der andern Seite der Brücke stand zähnefletschend ein anderer Bär, noch größer als der erste, und wollte auf seine Feinde eindringen. Blitzschnell sprang Villetreton vorwärts, riß seinem versteinerten Begleiter die Büchse aus der Hand, und schoß das Thier mitten durch die Brust, ehe es sie noch erreicht hatte. Bei seinem Todessprunge rollte es den beiden Schützen hart vor die Füße und biß sich in einem Strauche fest. All' das war das Werk eines Augenblicks. Niemand als Pedro hatte die ganze Scene beobachtet, und dem treuen Diener wankten die Kniee vor Rührung, als er den jungen Gebieter durch dessen eigenen Muth und Kaltblütigkeit so unerwartet gerettet sah. Malatour's todesbleiches Antlitz und krampfhaft zitternde Glieder deuteten seinen geistigen Zustand genugsam an.

„Nehmen Sie Ihr Gewehr, Herr von Malatour!" flüsterte ihm Villetreton zu und drückte ihm die Büchse wieder in die Hand; — „hier sind unsere Kameraden, welche von diesem Auftritte nichts ahnen, noch Sie in diesem Zustande sehen dürfen — am wenigsten dürfen sie Sie ohne Waffen sehen! Pedro, Du bist stumm wie das Grab über das, was Du gesehen!"

Die Freunde und Kameraden beider eilten herbei, das erlegte Wild zu beschauen. „Seht, meine Freunde!" hob Villetreton an, und deutete auf die ungeheuren Thiere, — „auf den Mann ein Vogel — Jeder von uns hat seinen Mann gestellt. Nun, Herr von Malatour, stehe ich Ihnen zu Diensten und bin bereit, Ihnen die verlangte Genugthuung zu geben! —

Malatour reichte statt aller Antwort seinem Wirthe die Hand, die dieser herzlich drückte. Die beiden Jungen des erlegten Bärenpaares wurden nun noch von den Hunden aufgetrieben und von den Schützen erlegt, und mit stolzer Siegerfreude stiegen die Pariser Muscadins wieder zum Schlosse Clat hernieder.

Den ruhmvollen Tag beschloß ein fröhliches Gelage zu Ehren der beiden Sieger. Als am Ende des Mahles einer der Herren einen Trinkspruch zur Ehre der Sieger vorschlug, als mit allgemeinem Jubel ein Hoch den beiden Helden des Tages ertönte und d'Argenté in einem heitern Verse sie eben besingen wollte, erhob sich Malatour, gebot Stille im Kreise und rief: „Nicht doch, Kameraden! Dem einzigen Helden des Tages, unserem edlen Wirthe, gelte unsere Bewunderung! Er allein erlegte beide Bären, und wenn gleich sein Edelmuth mir erlaubte, in diesem kriegerischen Ruhme so lange zu schwelgen, so ließ ich diese Täuschung seither nur deßhalb fortbestehen, weil die Beschimpfung, welche ihm von mir widerfuhr, eine öffentliche gewesen und daher die Ehrenerklärung von meiner Seite ebenfalls eine öffentliche seyn mußte. Herr von Villetreton hat mir das Leben gerettet; er hat mich tief beschämt und gebessert, indem er mir zeigte, daß der Muth des Raufboldes, wie er sagte, der Muth der Muskeln und der Gewohnheit, — der wahre Muth, aber der der Nerven, ist, wie der seinige, der Muth der Seele, der in der unvermuthetsten und dringendsten Gefahr unerschütterlich besteht. Ich erkläre hiemit, daß Herr von Villetreton der tapferste Mann ist, und ich werde dies gegen Alle mit Mund und Aem behaupten!"

„Diesmal hebe ich Ihren Handschuh nicht auf, de Malatour!" rief d'Argenté lächelnd.

„Ein herrlicher junger Degen, mein edler Herr!" rief Pedro, der auf seines Herrn Einladung ebenfalls mit zur Tafel gesessen, und nun eine warme Thräne in den Wimpern zerdrückte, Herrn von Malatour zu, — „nichts konnte mir besser beweisen, daß Sie mit einiger Erfahrung einem Bären gegenüber eben so ruhig seyn werden, als Sie, wie ich überzeugt bin, vor dem Feinde sind!" —

Struensee.

(Von Wilh. Wagner.)

(Fortsetzung.)

Ob nun auch Michael Beer seinen „Struensee" der Geschichte gegenüber etwas idealisirt haben mag, so ist doch dessen Charakterbild nicht nur ein höchst anziehendes, sondern auch in den verschiedenen Situationen des Drama's wahrhaft poetisch gehaltenes, und die Scenen zwischen ihm und seinem Vater, zwischen ihm und der Königin, sowie des Ranzau dürfen dem Besten dieser Art beigezählt werden. Einfachheit des Styls, Klarheit des Gedankens, Wärme der Empfindung und ein vortrefflicher, von den Declamationen eines überflüssigen Pathos freier und kerniger Dialog zeichnen sie aus und sichern ihnen jede Anerkennung. Den Gang der Begebenheiten hat übrigens der Dichter mit historischer Treue beibehalten, kleine Abweichungen in der Motivirung der Charaktere abgerechnet. — Zunächst nimmt die junge Königin Karoline Mathilde unsere Theilnahme in Anspruch, und dies um so mehr, je seltener edle und anziehende Frauengestalten dem Dramatiker zu gelingen pflegen. Nicht lange nach seiner Thronbesteigung vermählte sich Christian VII. mit der jüngsten Tochter des Prinzen von Wallis, Karoline Mathilde. Die noch sehr junge, mit Intriguen und Kabalen wenig bekannte und nur den Eingebungen ihres Herzens folgende Prinzessin kam an einen Hof, wo Neid und Mißgunst herrschten, und wo die Anfeindungen der Stiefmutter des Königs ihr trübe Stunden bereitete. Anfänglich fand sie zwar in der Zuneigung ihres Gemahls, in der Liebe des Volkes und in den Zerstreuungen und Festen, die man ihr bereitete, einige Entschädigung, bald aber, nachdem der König gleichgültiger gegen sie geworden und der Reiz der Neuheit verschwunden war, fühlte sie sich nur wenig glücklich und war unvorsichtig genug, dies auch bei verschiedenen Veranlassungen unumwunden auszusprechen. Da fand sie in Struensee, der als Arzt und Vorleser in freundliche Beziehungen mit ihr getreten war, nicht nur einen geistreichen und ihr sehr angenehmen Umgang, sondern auch einen wahren Freund und besonnenen Vermittler. Sie begegnete ihm daher mit mancherlei Beweisen von Achtung und Gnade, die nicht lange unbemerkt bleiben konnten und ihren Gegnern willkommene Veranlassung zu Mißdeutungen und Verdächtigungen gaben; sie machte ihn zu ihrem Vertrauten, und war auch das Verhältniß zwischen Beiden vielleicht ein unverdächtiges, so machte sie doch ihre natürliche Offenherzigkeit zu unbesorgt und ihre jugendliche Lebhaftigkeit mag sie auch verleitet haben, in ihrer Vertraulichkeit gegen Struensee weiter zu gehen, als mit dem Ansehn einer Königin vereinbar war. So bereitete sich, noch vermehrt durch manche Mißgriffe sowie durch die bereits erwähnte Unentschlossenheit und mangelnde Thatkraft des Günstlings jene Katastrophe vor, welche den Sturz des Letzteren und die Verbannung, ja sogar die Ehescheidung der Ersteren zur Folge hatte. Diese Katastrophe bildet den Mittelpunkt des Trauerspiels und ist nicht nur mit großer Einsicht motivirt und in festem Zusammenhange dargelegt, sondern auch, was das Verhält-

Digitized by Google

niß zwischen der Königin und ihrem Günstling betrifft, mit jener zarten Rücksicht behandelt, welche die Dichtung erfordert. Zum Beleg verweisen wir auf den Schluß des zweiten Aktes, in welchem das Benehmen der Königin in sinniger Weise Alles andeutet, was zum Verständniß der Sache gehört.

Unter den nun folgenden Charakteren ist besonders gelungen das Bild der verwittweten Königin Juliane Maria, einer schlauen und ränkesüchtigen Frau, deren kalte und arglistige Berechnung den Sieg davon trägt über die liebenswürdige Offenherzigkeit und das der Gunst des Augenblicks sich zu sehr hingebende Vertrauen der jungen Königin. — Graf Ranzau und der Obrist Köller folgen nun, jener nicht sowohl ein persönlicher Feind Struensee's, als vielmehr dessen Gegner aus politischen Prinzipien, ein strenger Aristokrat, aber dabei ein biederer und den offenen Kampf der Hinterlist und der Feigheit vorziehender Mann; dieser dagegen aus persönlichen Motiven Struensee's Feind, ohne Adel der Gesinnung, ein derber Krieger, und nur auf Rache an seinem Gegner sinnend. Beide bilden einen sehr wirksamen Kontrast, und wenn Köller durch seine kalte Entschiedenheit die Handlung des Drama's rasch zum Ziel zu führen am meisten beiträgt, so gewinnt dagegen Ranzau durch sein edles Benehmen unsere wärmste Theilnahme. — Außer diesen bilden noch der jugendlich schwärmerische Detlev und der in Ränken und Intriguen grau gewordene Schack-Rathlow eben so natürliche, als im Drama höchst wirksame Gegensätze. — Am schönsten endlich entfaltet sich das poetische Gemüth des Dichters in den Scenen zwischen dem Vater Struensee's und seinem Sohne. Der alte Struensee, ein friedlicher, den Leidenschaften, Thorheiten und Eitelkeiten der Welt fern stehender, gottergebener und vom wahrhaft frommen Glauben des Evangeliums ganz erfüllter Greis, sucht den Sohn zuerst abzulenken von der gefährlichen Laufbahn, die ihm Verderben droht, und erscheint zuletzt, als die Nacht des Unglücks gekommen, seinem geliebten Sohne als Tröster in der schweren Todesstunde, ihm Muth einzusprechen und seine Seele an der ewigen Gnade Gottes emporzurichten. Er sagt:

„Laß uns dem großen Augenblick mit Ruh'
Entgegen gehn, nicht mit gemeinem Jammre
Die letzte Stunde trüben; in der nächstrn
Stehst Du vor Dem, an den wir denken müssen.

Mein theu'rer Sohn, wie steht's um Deine Seele?
Hast Du die Seele auch von schnödem Zweifel
Gereinigt? Wankt Dein Glaube nicht, mein Sohn?
Wie ist Dir theu'rer Sohn?"

Die Momente des letzten Aktes, in welchen der alte Struensee in seiner doppelten Stellung als Geistlicher und als Vater den Sohn zum Tode vorbereitet, sind unübertrefflich schön und so tief aus dem Gemüthe geschöpft, daß bei ihnen wohl kein Auge thränenleer und kein Herz ungerührt bleibt.

Sollen wir schließlich noch Eins erwähnen, so wäre es die meisterhafte Volksscene zu Anfang des vierten Aktes, die mit ähnlichen Arbeiten eines Goethe und Shakespeares in Parallele gebracht werden kann. — Fassen wir das Ganze zusammen, so haben wir es im Struensee mit einem Werke zu thun, welches allen Anforderungen der Aesthetik entspricht und seinem Verfasser einen Ehrenplatz im Pantheon deutscher Dichter zusichert, mit einem Werke, welches Kraft und Klarheit des Geistes mit Fülle und Tiefe des Gemüthes in schöner Harmonie vereinigt, mit einem Werke, welches die tragische Muse geweiht hat.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) In Anerkennung seiner Verdienste um das neuerlich veranstaltete Konzert zum Besten der Armen, dessen Ergebniß ein so glänzendes gewesen, hat das vereheliche Comité desselben Hrn. Conrad Baldeneckee eine sehr ehrenvolle Zuschrift behändigt, in welcher diesem Künstler der lebhafteste Dank ausgedrückt und er auf's Schmeichelhafteste belobt wird. Das Dokument ist von Hrn. Brand geschrieben und darf als eine ausgezeichnete kalligraphische Arbeit gerühmt werden.

(Berlin, 9. Febr.) Einer unserer tüchtigsten Chemiker, Prof. Runge, der für die Technik schon so viel geleistet, räth große Vorsicht bei der Anwendung des jetzt zur Linderung oder Betäubung der Schmerzen in Operationsfällen empfohlenen Schwefeläthers an. Letzterer erzeugt nämlich in einem Zimmer bei seinem Verdunsten Knall-Luft, welche in Quantitäten, z. B. schon bei ¼ Pfund verdunstetem Aether, wenn man ein brennendes Licht in ein solches Zimmer bringt, explodirt und auf der Stelle zu tödten vermag.

Korrespondenz.

Berlin, 3. Febr.

Unsere Omnibusfahrten werden, wie man bestimmt versichert, in nächster Zeit bedeutend der Zahl nach vermehrt werden. Außer der schon befahrenen Linie vom Alexanderplatz bis zum Odeum sollen vier neue Strecken für diese trefflichen Anstalt ersehen seyn. Wenn gleich die Specificiennng der zu erwartenden Einrichtung auch für die Bewohner Ihrer Stadt kein besonderes Interesse haben dürfte, so wollen wir dennoch mit Rücksicht auf den ausgebreiteten Leserkreis Ihres Blattes die wichtigsten Endpunkte der Strecken, welche befahren werden sollen, hier anführen. Zunächst also die geradesten Strecken, und zwar 1) vom Hallischen Thor ab die lange Friedrichstraße entlang durch das dem ersteren entgegengesetzte Oranienbueger Thor nnd weiter bis zum Hamburger Eisenbahnhof; 2) vom Kurisbade ab die Schöneberger Chaussee entlang, durch's Leipziger Thor zur Stadt herein, die Leipziger Straße entlang, über den Spittelmarkt, die Gertraudenbrücke, den Mühlendamm, die Strablauerstraße entlang bis zur Jannowitzbrücke, wohl eine der größten Strecken; 3) vom Academiegebäude ab durch's Brandenburger Thor nach Charlottenburg; diese Tour wird sicherlich am häufigsten befahren werden, und endlich die vierte, am wenigsten gerade Strecke vom Anhaltischen Thor durch die Hirschelstraße zum Leipziger Thor herein, die Wilhelmstraße bis zur Mohrenstraße, diese bis zum Genèd'armen-Markt, dann die Jägerstraße bis zum Werder'schen Markt neben den Werder'schen Mühlen entlang, beim Schloß vorbei durch den Lustgarten, Herkulesbrücke, Hat'schen Markt, Rosenthalerstraße bis zum Schönhauser Ttor. Jede Tour wird pro Person 2½ Sgr. Fahrgebühren kosten und es dürfte dies vielleicht der einzige Umstand seyn, welcher beim Publikum weniger Anklang, als die Einrichtung überhaupt, finden wird.

Deesden, 9. Febr.

Seit Gutzkow's Berufung als Dramaturg des hiesigen Hoftheaters ist dessen „Uriel Acosta" bereits vier Mal aufgeführt worden. Der ersten Aufführung wohnte Se. Maj. der König nebst Frau Gemahlin bei. Wie man hörte, sollte das Stück mißfallen haben und nicht wieder gegeben weeden; doch wir meldeten schon, daß es nun bereits vier Mal zur Aufführung gekommen. Nicht minder beliebt und besucht ist, obschon an poetischem Werthe dem Uriel Acosta nachstehend, Laube's neues Schauspiel: „die Karlsschüler." — Nachdem Prof. Biedermann seine Vorlesungen über Socialismus ꝛc. in Leipzig beendet, hält er sie jetzt in Dresden. Sie werden sehr zahlreich besucht, namentlich von Mitgliedern der jetzt versammelten Stände und von Regierungsbeamten. Es ist dies für den Prof. Biedermann eine erfreuliche Genugthuung, nachdem man sich beim vorigen Landtage über seine Vierteljahrsschrift: „Gegenwart und Zukunft" eben nicht lobend ausgesprochen hatte. — Unsere Residenz scheint in neuerer Zeit einen Anlauf zu früher gar nicht spürbarem Volksleben zu nehmen. Vorzüglich wirkt dahin der Turnverein. Aber auch die übrigen Vereine, der Gymnasial-, Erziehungs-, Künstler-, pädagogische Verein, der Verein zur Veredlung der Dienstboten, die verschiedenen Gesangvereine, nicht minder die Verhandlungen der Stadtverordneten tragen dazu bei. Auch unsere Zeitungsliteratur, welche früher fast nur von der „Abendzeitung" und dem „Anzeiger" vertreten wurde, hat sich bedeutend vermehrt. Denn außer den genannten erscheinen hier noch „die sächs. Dorfzeitung", der „Dresdener Korrespondent", das „Deesde-

Digitized by Google

ner Tageblatt", der „Verfassungsfreund", „der Turner" und die „Teutonia." Hierzu will nun der Gymnasialverein noch ein Blatt liefern.

Darmstadt, 13. Febr.

Viele hiesige Bürger hatten vor kurzer Zeit den Wunsch ausgesprochen, ihre Betrachtungen und Erfahrungen über das städtische Armenwesen dem großh. Bürgermeister und Gemeinderath vorzulegen. Es wurde deshalb eine Commission von zwölf hiesigen Bürgern mit der Abfassung eines Aufsatzes über den genannten Gegenstand beauftragt und die von der Commission ausgearbeitete Eingabe an den Stadtvorstand erhielt am 7. d. M. die vollständige Gutheißung der Auftraggeber. Heute Vormittags überreichten nun drei Mitglieder der Commission dem großh. Bürgermeister die betreffende Schrift, von welcher auch jedem Mitglied des Gemeinderathscollegiums ein Abdruck zugestellt wurde. Der Inhalt der Eingabe lautet, wie folgt: „Von vielen unserer Mitbürger aus Anlaß der gegenwärtigen Zeitverhältnisse beauftragt, die vereinigten Erfahrungen und Ansichten über das Armenwesen unserer Stadt zur Kenntniß wohllöblichen Stadtvorstandes zu bringen, beeilen wir uns, diesem Auftrage nachzukommen, indem wir die gegenwärtige mit verschiedenen Wünschen begleitete Darlegung wohllöblichem Stadtvorstande zur geeigneten Erwägung und Berücksichtigung bei der bevorstehenden Umgestaltung der städtischen Armenordnung ergebenst empfehlen. Wir verbinden damit zugleich unseren und unserer Mitbürger wärmsten Dank für das wohlwollende Entgegenkommen, welches unserer Besprechung Seitens vieler Mitglieder wohllöblichen Stadtvorstandes zu Theil geworden ist. Das Armenwesen unserer Zeit verdient anerkanntermaßen ebensowohl die Aufmerksamkeit und Sorge der Staats-, wie der Communalbehörden, damit einestheils zweckmäßige Hülfe gewährt, anderntheils dem Fortschritte des Uebels begegnet und gesteuert werde. Betrachten wir zunächst die Ursachen der zunehmenden Unterstützungsanforderungen, so erscheinen uns als solche: die erleichterten Bürgeraufnahmen, welche nicht selten sogar mit Umgehung der gesetzlichen Vorschriften und theils nur deshalb zu erreichen gesucht werden, um der Wohlthat einer fürsorglichen Gemeinde theilhaftig zu werden und damit ein Recht auf Unterstützung und Erhaltung zu erlangen; ferner: die Belästigung der Gemeinde durch den Umstand, daß sich sogar Bemittelte ihrer Alimentationspflicht gegen nahe Familienangehörige, ja selbst gegen ihre Eltern, wenn diese im Alter der Hülfe bedürfen, entziehen und die Erhaltung derselben der Stadt überlassen. Kommen derartige Fälle häufig vor, so wären gesetzliche Mittel sehr wünschenswerth, welche das natürliche Verhältniß zwischen Familienangehörigen herstellten und diese zur Erhaltung ihrer hülfsbedürftigen Angehörigen anhielten. Als eine weitere Ursache der zunehmenden Unterstützungsanforderungen betrachten wir das außereheliche Zusammenleben in einem Haushalte, welchem nach den bestehenden Gesetzen schwer zu begegnen ist; denn hier vereinigen sich alle Umstände, das Proletariat zu befördern; hier existiren keine Bande gesetzlicher Pflichten zum Schutze, zur Ernährung der Angehörigen; wie die Leute zusammengekommen sind, eben so leicht pflegen sie sich zu verlassen, und der in moralischer Beziehung verletzten Gemeinde fallen auch noch die Folgen, durch die Sorge für die aller Hülfe entbehrenden armen Geschöpfe, zur Last. Wenn die bis dahin von uns ausgesprochenen Wünsche sachgemäße Abänderung auch nicht Seitens wohllöblichen Stadtvorstandes allein unmittelbare Gewährung finden können — so würden darauf gerichtete Bestrebungen desselben doch wohl nicht ohne gemeinnützliche Folgen bleiben und die Gemeindeangehörigen zum höchsten Danke verpflichten. Zur Beleuchtung der Folgen und der bis daher zur Anwendung gekommenen Hülfe übergehend, verkennen wir nicht, daß die noch von früheren Jahren herstammende Armenordnung, obschon einer Ausscheidung des außer Gebrauch gekommenen Theiles ihres Inhaltes bedürftig — so viel Gutes und Zweckmäßiges enthält, daß nicht sowohl in den Bestimmungen, als vielmehr in der Handhabung derselben die Ursachen gefunden werden, welche dem Bedürfniß der Zeit entgegenstehen. Die Grundlage einer guten Verwaltung des Armenwesens ist hauptsächlich in der Wirksamkeit der Vorsteher und ganz besonders der Pfleger zu finden, denn diese stehen den Armen am nächsten, müssen demzufolge deren nöthige Bedürfnisse von den unnöthigen am besten zu unterscheiden wissen, um einestheils den Bedürftigen Hülfe gewähren, andern Theils der vielbelasteten Stadt Unnöthiges ersparen zu können. Möglichst intelligente Pfleger bei vacanten Bezirken zu erwählen und zu bestellen, Männer, welche dem Amte mit Eifer und Liebe vorstehen und welche schon durch ihren moralischen Einfluß Gutes zu verbreiten vermögen, das würde die Hauptaufgabe zur Erreichung des vorgesteckten Zieles seyn, und vereinigen sich alle Kräfte in unserer, nur das Gute wollenden Bürgerschaft, so wird es an Bürgern nicht fehlen, die sich bereitwillig einem Amte widmen, welches das Menschenherz nicht weniger ehrt, als die höchste Würde. Werden sich aber solche der Sache mit Liebe zugethane Männer finden, wenn auf dem Bürgermeisterei-Bureau Unterstützungsgesuche, die von den Pflegern als unbegründet abgewiesen worden oder wovon dieselben keine Kenntniß hatten, ohne deren Vernehmung Gewährung finden? Dadurch wird der Pfleger nothwendig in vielfachen Conflict mit seinen Pflegbefohlenen gerathen, der Liebe und Achtung derselben verlustig werden, ohne welche ihm aller moralischer Einfluß abgeht und der doch oftmals heilsamer zu wirken vermag, als die Gaben selbst. Welche bittere Gefühle muß es nicht bei Vorstehern und Pflegern erwecken, wenn sich dieselben bei ihrer sorgsamen Pflichttreue einem, wenn auch noch so umsichtigen Bureau-Personale des Bürgermeisters untergeordnet sehen? Ist es nicht natürliche Folge hiervon, daß die Liebe zum Amte immer mehr schwindet und sich in weiteren Kreisen der Bürgerschaft Unzufriedenheit verbreitet? Soll das Bürgermeister-Amt bei den zahlreichen Verwaltungsgeschäften der Stadt auch noch dem umfangreichen Armenwesen vorstehen, so wird es häufig in eine unangenehme, ja oftmals feindselige Stellung gebracht und auch der regste Wille seines mit der Verwaltung betrauten Bureau-Personals vermag nicht den wachsenden Ansprüchen zu genügen, oder die Schranke zu setzen, welche einer vereinigten Commission ortskundiger Bürger möglich ist. Würde daher das Direktorium des Armenwesens immer dem Geschäftskreise des ersten oder zweiten Beigeordneten zugetheilt seyn, die Unterstützungsbewilligungen mit Ausnahme seltener, nachweislich dringender Fälle nur unter Mitwirkung der Vorsteher und Pfleger collegialisch von der ganzen Armencommission ausgehen, so wäre zweifelsohne ein geregelterer Geschäftsgang hergestellt, geeignet, Liebe und Eifer zum Amte im Armenwesen zu wecken und zu erhalten. Der Pfleger, nicht übergangen mit seinem Gutachten für oder gegen Würdigkeit der Unterstützung Fordernden, würde sich nicht mehr verletzt, nicht mehr überflüssig fühlen und wenn endlich das Pflegeramt, soweit thunlich, nur solchen Bürgern übertragen würde, welche nicht leicht in geschäftliche Berührung mit den Pflegbefohlenen kommen, wenn ferner die Pflege auch in die Hände von außerhalb des Pflegbezirks wohnenden Bürgern gelegt würde, falls es an qualificirten Bereitwilligen innerhalb des Bezirks fehlte, so wäre hiermit ein sehr wesentlicher Schritt zur Vervollkommnung unseres Armenunterstützungswesens gethan, zumal wenn auch die Vorsteher, gleich den Pflegern, nicht allein aus Gemeinderathsmitgliedern, sondern wenigstens theilweise aus der Gesammtbürgerschaft — wie früher geschehen — gewählt würden.

(Schluß folgt.)

Bad Homburg, 8. Febr.

Heute assistirte der Unterzeichnete dem geh. Medicinalrath Hrn. Dr. Trapp von hier bei einer Operation, die bei einer hiesigen Dame ausgeführt wurde und wobei man den Versuch mit Einathmung von Schwefeläther anstellte. Eine besondere Aufforderung zu diesem Versuch schien darin begründet, daß Patientin bei der nämlichen Operation vor sechs Jahren die fürchterlichsten Schmerzen erlitt. Das Resultat des Experiments war überraschend und entsprach ganz den Mittheilungen, die uns bereits in- und ausländische Blätter gemacht haben. Die erwähnte chirurgische Operation betraf die Ausschälung von drei Balggeschwülsten am Kopfe. Nachdem nun die Patientin, Frau R., 8—10, Anfangs schwache, später kräftige Einathmungen mittelst des mit Schwefeläther gefüllten Apparates gemacht hatte, ließ sie nach den Worten: „Wo bin ich, wo bin ich?" Kopf und Arme sinken. Nun wurde der erste Einschnitt gemacht, wobei blos ein leises, schnell vorübergehendes Stöhnen bemerkt wurde. Nach einer Minute war die erste Geschwulst entfernt. Eben so ging es mit der zweiten und dritten Geschwulst. Nicht das geringste Zucken, nicht die leiseste Bewegung wurde während der Operation verspürt. Nach derselben schlief die Operirte noch drei Minuten lang sanft, dann schlug sie die Augen auf und erklärte uns, daß sie Alles recht gut gehört habe, was wir während der Zeit gesprochen hätten, sie habe wohl etwas am Kopfe gespürt, das sey aber kein Schmerz gewesen. Eine Bewegung zu machen, dazu habe sie gar keine Veranlassung gefühlt, es sey ihr ganz wohl gewesen. Die Augen waren jetzt geröthet und feucht. Das Gesicht hatte den Ausdruck von Trunkenheit, doch erklärte Frau R. ihren Zustand für recht angenehm. Beim Einathmen des Aethers wurde nicht gehustet. Der angewandte Aether war nicht wasser- und alkoholfrei.

Dr. Eduard Friedlieb.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. Febr. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang in 4 Akth., Musik von mehreren Componisten.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 48. Mittwoch, den 17. Februar 1847.

Der Baron und der Vicomte.

„Wem gehört diese herrliche Besitzung, welche man dort unten am Abhange des Hügels inmitten dieser lachenden Gärten und dieser niedlichen Terrassen erblickt?"

„Es ist das Schloß des Herrn Baron von Brosselin."

„Und diese Wälder, welche mit dem Himmel zusammen zu stoßen scheinen?"

„Sie gehören zum Schlosse."

„Und diese schönen Wiesen am andern Ufer des Flusses?"

„Sie sind ebenfalls dem Baron von Brosselin."

„Dieser Baron muß ja wahrhaftig so reich wie ein Crösus seyn!"

„Noch haben Sie nicht Alles gesehen! Dieser Wagen, in welchem wir sitzen, fährt zwar tüchtig darauf los; allein die Postillone und ihre Pferde müßten tüchtig zufahren, wenn sie in einer halben Stunde aus den Besitzungen des Barons seyn wollten, welche sich rechts und links von der Straße hin ausdehnen. Nicht wahr, das ist ein schönes Vermögen? und ich versichere Sie, daß es in guten Händen ist!"

„Das heißt also, Herr von Brosselin ist geachtet und angesehen in diesem Landstriche?"

„Vor Allem, mein Herr, können Sie sich wohl denken, daß man mit 60,000 Livres Renten stets im Lande angesehen ist. Was übrigens die Achtung betrifft, welche man Herrn von Brosselin zollt, so verdient er dieselbe wohl, da man ihm auch nicht das Geringste vorwerfen könnte. Vor etwa 20 Jahren ließ er sich hier nieder, ließ an der Stelle eines Kastelles, welches als eine Ruine dastand, dieses schöne Schloß bauen, und erweiterte seine Besitzung stets mehr und mehr, indem er alles, was nur irgend zu kaufen war, an sich brachte und pünktlich bezahlte. Seine Pächter, so wie alle seine Nachbarn können nicht aufhören ihn zu loben. Er ist ein wohlwollender, mildthätiger Mann, und thut sehr viel Gutes im Lande, weshalb man ihm auch recht gerne die Eigenheiten verzeiht, welche er an sich hat."

„Ah! Herr von Brosselin wäre also ein Original?"

„Er hat ganz eigene Begriffe, und bei manchen Gelegenheiten erscheint sein Betragen für Einige etwas sonderbar. Er ist z. B. wenig mittheilend; man weiß nichts von seinen Geschäften, als daß seine Besitzungen nicht verpfändet sind. So lange seine Frau noch lebte, hielt er ungeheuer viel auf seinen Titel Baron; allein seitdem er Wittwer ist, macht er sich sehr wenig daraus, und, wenn man ihm folgen würde, so dürfte man ihn nur Herrn Brosselin schlechtweg nennen. Man kennt keine seiner Vorfahren; er spricht weder von seiner Familie, noch von seinen Ahnen, was natürlich auf die Vermuthung führt, daß er keine hat. Die Uebelwollenden sagen, daß sein Adel nicht weit her sey, und daß er sich von der Zeit des Kaiserreiches herschreibe, wo er sich durch Lieferungen bereicherte. Er ist Vater einer einzigen Tochter, des Fräuleins Eulalie, eines jungen, niedlichen Mädchens, welches in Paris erzogen wurde und jetzt etwa 18—20 Jahre alt seyn mag. Herr von Brosselin schlug alle Parthien für sie aus, obschon Fräulein Eulalie von jungen Leuten zur Gattin begehrt wurde, welche nicht allein reich und betitelt, sondern sogar Grafen und Marquis sind. Dies ist eine jener Eigenheiten, welche am meisten böses Blut machte, da dadurch so manche Hoffnung zerstört, so mancher Stolz verletzt wurde!"

„Ich danke Ihnen für die Beschreibung des Herrn von Brosselin, welche Sie die Gefälligkeit hatten, mir so ausführlich zu machen, mein Herr, und ich wünsche Ihnen glückliche Reise, denn ich steige hier aus. Diese Pappelallee führt ja wohl zum Schlosse, nicht wahr? . . . Condukteur, lassen Sie einen Augenblick anhalten. Ich will hier absteigen!"

„Wie! Sie gehen in's Schloß?"

„Ach freilich! Was Sie mir so eben von Herrn von Brosselin erzählt haben, machte mich wirklich neugierig, ihn kennen zu lernen und auf die Gefahr hin, meine Eitelkeit zu verletzen, will ich seiner üblen Laune Trotz bieten und seine Tochter Eulalie, deren Reize Sie mir so gerühmt haben, zur Gattin begehren. Leben Sie wohl, mein Herr!"

Bei diesen Worten sprang der junge Mann aus dem Eilwagen und ging dann, nachdem er sein Gepäck in die nächste Herberge hatte bringen lassen, dem Schlosse zu. Er war ein junger Mann von gutem Aussehen und mit edlen Manieren, welche zeigten, daß er ein Herr von Ansehen war. Auch würde man sehr irren, wenn man diesen Entschluß, auf's Schloß zu gehen, dem Gespräche seines Reisegefährten zuschreiben wollte oder vielleicht einem plötzlichen phantastischen Einfalle. Was er als Scherz, als augenblickliche Eingebung hinstellen wollte, war vielmehr der Zweck seiner Reise; er war wirklich von Paris abgereis't, um sich zu Herrn von Brosselin zu begeben und um die Hand seiner Tochter zu bitten oder vielmehr, um sich eine günstige Antwort auf ein Schreiben zu erwirken, welches er bereits dieser alb dahin gesendet hatte.

Die Einzelnheiten, welche man übrigens von dem Baron von Brosselin erzählt hatte, waren wirklich nur zu wahr; Herr von Brosselin stand mit Recht im Rufe eines Originals. Er verließ nie sein Schloß, welches seine Tochter schon seit 3—4 Jahren mit ihm bewohnte. Mehrere Werber waren schon abgewiesen worden, zwar mit aller Höflichkeit, welche die Form vorschreibt; doch aber ohne weitere Erklärungen. Eulalie stand bereits in dem Alter, wo junge Mädchen an's Heirathen denken sollten, und ihr Vater liebte sie zärtlich; er hätte sie sehr leicht verheirathen können, ohne sich von ihr zu trennen; und man konnte daher nicht begreifen, warum er alle diese glänzenden Parthien, welche weder seiner väterlichen Liebe, noch seiner Eitelkeit Abtrag gethan hatten, von sich wies. Den vorhergehenden Winter war Eulalie eingeladen worden, zwei Monate in Paris zuzubringen, und zwar in der Familie einer ihrer Pensionsfreundin-

Digitized by Google

nen, der Fräulein Hortensia von Rouvray; diese Einladung erfreute seine Tochter so sehr, daß er ihren Bitten endlich nachgab. Frau von Rouvray hatte Eulalie selbst abgeholt und sie nach einer langen Abwesenheit, welche sich weit über diese bestimmte Zeit ausgedehnt hatte, wieder zurück gebracht. Seit dieser Zeit war sie stets sehr gleichgültig über die Abgewiesenen, welche ihre Hand begehrt hatten; allein bald nach ihrer Rückkehr geschah eine neue Anfrage.

„Weißt Du auch, daß ich diesen Morgen zwei Briefe von Paris erhielt, welche Dich betreffen?" fragte der Baron eines Tages.

Eulalie schlug erröthend die Augen nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Struensee.

(Von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

Bevor wir zur Aufführung des Struensee übergehen, wollen wir nicht übersehen, daß man vom Standpunkte einer strengen historischen Beleuchtung mit dem Dichter noch über Manches rechten könnte; doch sind derartige Eingriffe und Aenderungen nun einmal, wenn sie auch nicht zu billigen sind, durch gleiche Licenzen selbst unserer klassischen Dichter wenigstens entschuldigt und glaubt sich nun der Eine immer auf den Andern stützen zu dürfen. Die Kritik möge da, wo es der Raum verstattet, die obschwebenden Collissionen zwischen dem Dichter und Historiker ausgleichen! Der poetische Werth dieses Trauerspiels wird darum doch seine Geltung behalten, und auch der Einwurf, daß ihm Schiller oder für den letzten Akt Goethe zum Vorbilde gedient habe, wird sich dadurch entkräften, daß zwischen ängstlicher Nachahmung und freier Nachbildung wohl zu unterscheiden ist.

Das genannte Trauerspiel wurde bereits zwei Mal gegeben und gewann eine Anerkennung, wie sie einer so ernsten Dichtung nur zu Theil werden kann. Dramatische Werke dieser Art sind nicht auf die Schaulust der Masse, sondern auf die besonnene Würdigung eines gebildeten Publikums berechnet; sie gleichen den Feiertagen, an welchen das Gemüth sich zur Erhebung und sinniger Beschauung sammeln soll. Man darf daher ihren Erfolg nicht nach lärmendem Applaus bemessen. Wesentlich erhöht wurde noch der Eindruck der gehaltvollen Dichtung durch die Beigabe der trefflichen Musik, welche Meyerbeer, der Bruder des Dichters, als ein schönes Opfer liebevoller Erinnerung dem Dahingeschiedenen gewidmet hat. Die Besprechung dieser Composition uns vorbehaltend, sey hier nur bemerkt, daß sie uns von tragischer Weihe durchzogen, und wohl geeignet schien, die Bedeutung der Tragödie zu erhöhen, wobei wir uns aber die Meinung erlauben, daß der Tonsetzer mitunter etwas weniger hätte bieten dürfen, wie z. B. in der Verschwörungsscene, wo die Musik zu sehr in den Vordergrund gestellt ist und dadurch mit der Dichtung in einige Collision geräth. Uebrigens fand auch die Musik verdiente Anerkennung und wurde unter Guhr's kunsterfahrener Leitung mit Präcision und Kraft exekutirt.

Obwohl wir die Leistungen unserer darstellenden Künstler in diesen Blättern nur selten zu besprechen pflegen, weil wir dies als eine in den meisten Fällen sehr unangenehme und undankbare Bemühung erkannt haben, so halten wir es doch für Pflicht, bei besonderen Veranlassungen eine Ausnahme zu machen. Unser geschätztes Bühnenmitglied, Hr. Breuer, ist zuvörderst mit Recht zu beloben, daß er zum Behufe seiner Benefiz-Vorstellung eine so würdige Wahl getroffen. Als Darsteller der Titelrolle hatte er eine höchst schwierige Aufgabe zu lösen, und daß ihm dieses im Sinne der Dichtung gelungen, bewies der lebhafte Beifall und die Hervorrufung, mit denen ihn das Publikum, welches in ihm den berufenen Künstler schätzt, auszeichnete. Hr. Breuer gab nicht nur in festen Umrissen und in durchaus richtiger Zeichnung ein anziehendes Bild seines Helden, sondern wußte es auch durch Frische und Wärme des Colorits in poetischer Schönheit hervortreten zu lassen. Hr. Breuer besitzt in seinem klangvollen und jeder Modulation fähigen Sprachorgan ein Requisit, welches um so wirksamer ist, als er es wohl zu verwenden und durch gediegene rhetorische Studien den Situationen und Empfindungen, die er auszudrücken hat, anzupassen und gehörig zu bemessen versteht. Außerdem tragen seine Darstellungen eine poetische Weihe und eine zwischen jugendlicher Wärme und männlicher Besonnenheit meist das rechte Maß treffende Vermittelung. In seinem Struensee waren die Scenen mit der Königin und mit Ranzau, besonders aber die des ganzen fünften Aktes Glanzpunkte, welche bekundeten, daß unsere Bühne in Hrn. Breuer einen Mimen besitzt, der unter den würdigen, theoretisch gebildeten und praktisch erfahrenen Repräsentanten der Kunst mit Achtung genannt werden muß. Wenn in einem Referate getadelt wurde, daß Hr. B. manche Kernsprüche, wie z. B.:

„Ich kann dem Volk das Denken nicht verwehren,
So sag' es frei und offen was es denkt;"

zu absichtlich hervorgehoben habe, so mag hierin eine Wahrheit liegen; hätte er aber dies zu thun unterlassen, so hätte man ihm mit gleichem Rechte den Vorwurf einer Nichtbeachtung der vom Dichter beabsichtigten Effekte machen können. Für beide Ansichten sind gute Gründe vorhanden, und wir möchten es daher dem Darsteller nicht verübeln, wenn er nach Demjenigen greift, was auf der Bühne wenigstens am wirksamsten ist.

Hr. Meck gab den Pfarrer Struensee. Wo es wahren und unverkünstelten Gefühlsausdruck, wo es die einfache Sprache des Herzens gilt, da weiß Hr. Meck einen Ton anzuschlagen, der seine Wirkung nie verfehlt und den wir unbedingt vortrefflich nennen dürfen. So waren auch heute Hr. M's. Spiel und Ausdruck im letzten Akte meisterhaft und so ergreifend, daß dabei wohl kein Zuhörer ungerührt blieb. Auch Hr. M. wurde hervorgerufen. — Der Schulmeister des Hrn. Hassel war eine ganz vorzügliche Leistung, die wir, obwohl nur eine Episode des Stückes, nicht unerwähnt lassen dürfen. — Fräul. Daun (Detlev) sprach die Erzählung des Traumgesichtes recht gut und mit vieler Wärme. Uebrigens wäre, beiläufig gesagt, ihrer Aussprache im Allgemeinen mehr Deutlichkeit zu wünschen. In der nicht ganz leichten Kunst der richtigen Vertheilung des Athemholens hat Fräul. D. noch Studien zu machen. — Die Königin Karoline Mathilde fand in Fräul. Quint eine ungenügende Darstellerin. Dieselbe leistet im Fache naiver und muntrer Rollen Ausgezeichnetes, und die Lebendigkeit ihres Spiels kann nicht verfehlen, Beifall zu gewinnen; dagegen fehlen ihr für den Cothurn der Tragödie nicht nur die nöthigen Kunstmittel, sondern auch der eigentliche Beruf. Hier mangeln ihrer Darstellung edle Auffassung und poetische Tiefe, und sie muß durch jenen falschen Patho's nachhelfen, dem man das Erkünstelte nur allzu sehr anhört. Wo es zu idealisiren und die höhere Frauenwürde zu veranschaulichen gilt, da ist Fräul. Quint nicht in ihrem Bereich, so Vorzügliches sie anderseits in dem eben bezeichneten und ihr eigenthümlichen Genre leistet. — Von der Königin Juliane Marie gab Fräul. Lindner zwar hinsichtlich ihrer Repräsentation und Mimik ein kunstgerechtes und in den Details mit großer Sorgfalt nüancirtes Bild, doch traf sie den dazu gehörigen Ton, unseres Bedünkens, nicht recht. Der Ausdruck leidenschaftlicher Erregungen gelingt ihr weniger als der von Empfindungen und Gemüthszuständen. — Hr. Reger zeigte als Graf Ranzau den tüchtigen Charakteristiker, den wir in den meisten seiner Darstellungen, besonders in denen aus dem bürgerlichen Leben, anzuerkennen haben; doch behinderte ihn die Sprö-

Digitized by Google

digkeit seines Sprachorgans, die schönen Verse des Dichters in gehörigem Wohllaut und in den feineren Schattirungen geltend zu machen. Dem Ranzau der Geschichte, der ein ganz anderer ist als der des Trauerspiels, mag übrigens das von Hrn. Reger zur Darstellung gebrachte Bild näher gekommen seyn, als alle andern der hier besprochenen Vorstellung; denn Graf Ranzau war in Wirklichkeit nicht M. Beer's Aristokrat im besten Sinne des Wortes, sondern ein rauher, starrer und von edeln Regungen weit entfernter Parteigänger. — Den Charakter des rauhen und rachsüchtigen Obristen Köller wußte Hr. Grahn gut zu veranschaulichen, sowie auch der des englischen Botschafters Keith durch Hrn. Nork in gelungener Weise und in wohl bemessener Diction vorgeführt wurde. — Die noch übrigen kleineren Rollen wurden mit Fleiß dargestellt, und in Erwägung der schwierigen Aufgabe darf die Sorgfalt der Einstudirung des Ganzen wohl belobt werden. — Sind Dramen so ernsten Inhaltes, wie das gegenwärtige, auch nicht geeignet, sogenannte Kassenstücke zu werden, so dienen sie doch dazu, den ästhetischen Credit der Bühne zu befestigen und den kleineren Kreis des kunstsinnigen und gebildeten Publikums mit einer Anstalt zu befreunden, welche nur zu oft dem alltäglichen Bedürfniß der Schaulust und der Unterhaltungssucht zu huldigen sich gezwungen sieht.

Mannichfaltigkeiten

(Der Schwefeläther.) Die Berichte über gelungene Versuche mit Schwefeläther mehren sich täglich, sowohl was die Zahl der Fälle als die der Oertlichkeiten betrifft, wo derselbe zur Anwendung gekommen. Die Wirksamkeit des Aether's bei den schwierigsten und schmerzvollsten Operationen stellt sich immer unzweifelhafter heraus. Die Kranken empfinden nicht bloß keinen Schmerz, sondern haben die angenehmsten Träume und Empfindungen, und kommen auch bisweilen bei den Operationen Klaglaute vor, so wissen sich doch die Patienten bei dem Erwachen keiner Schmerzen zu erinnern, die dieselben hervorgerufen hätten. In Augsburg hat man dieser Tage während der Aethernarkose eine Operation mit dem Glüheisen, eine Amputation des Unterschenkels und eine Operation der Phimosis glücklich vollzogen, in München ist die Zurückbringung eines eingeklemmten Schenkelbruches, nach dreitägigen fruchtlosen Bemühungen, unter Anwendung der Narkose bald geglückt. Vollkommen gelungene Versuche haben neuerdings auch wieder in Wien stattgefunden.

(Lemberg, im Januar.) Man erzählt sich hier eine Anekdote, die auf die hiesigen Verhältnisse ein merkwürdiges Licht wirft. Ein bekannter Violinvirtuose F. L..... besitzt in Galizien ein paar Dörfer, worauf einer seiner Verwandten wirthschaftet. Nach den Vorfällen im Februar des verwichenen Jahres wollten die Unterthanen auf dessen Gute, wie meist überall, keine Frohne leisten. Was blieb dem Gutsverwalter übrig? Er stellte die Sachlage dem Eigenthümer Hrn. F. L. vor, und dieser gab ihm folgenden Bescheid: „Denke Dir, der Himmel habe uns heimgesucht mit Hagelschlag, und die Ernte dieses Jahres sey gänzlich vernichtet; versuche es nicht, weder durch sanfte noch durch Zwangsmittel die Bauern zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bewegen! Durch Anwendung der Ersteren verlierst Du an Ansehen, durch Gewaltmittel würdest Du vielleicht Deinen Zweck erreichen, wenn die Bauern durch Vermittlung des Kreisamts zur Robboth gezwungen werden, erntest aber dafür ihren Haß, der im gegenwärtigen Augenblicke gefährlich ist; überlasse die reifende Frucht den Vögeln zur Nahrung — der Herr wird andererseits weiter helfen." Diesen Rath befolgt der Neffe. Mit nicht geringem Erstaunen sehen die störischen Bauern, daß, auch nachdem sie schon das Ihrige unter Dach gebracht, die Herrschaft noch immer keine Robboth ansagen läßt oder sie durch die Behörden zwingt. Das Korn fängt bereits an, den Aehren zu entfallen, theilweise zu verderben, da treibt ihr natürliches Gefühl sie an, mittelst einer Deputation bei dem Gutsverwalter anzufragen, warum er Gottes reichen Segen verkümmern lasse? Sie erhalten zur Antwort: „Gutwillig kommt Ihr nicht, mir zu helfen; durch Prügel und Exekution will ich Euch zur Frohne nicht anhalten, so soll denn die Ernte in's Himmels Namen zu Grunde gehen." Diese einfachen Worte verfehlten bei den rohen Söhnen der Natur ihre Wirkung nicht. Alsbald faßten die Unterthanen einstimmig den Beschluß, die Frucht von L.'s Feldern einzubringen, und binnen 4 Tagen sah sein erstaunter Neffe ohne eigenes Zuthun Korn, Gerste u. s. w. durch freiwillige Robboth unter Dach gebracht. Auch nicht die kleinste Unordnung, nicht der geringste Diebstahl wurde verübt! Dieser Vorfall ist wohl geeignet, bei den Gutsherren einiges Nachdenken zu erregen.

„Illustrirte Naturgeschichte des Thierreichs. Mit 4000 Abbildungen, Leipzig, Verlag von J. J. Weber." — Von diesem unseren Lesern bereits zur Anzeige gebrachten Werke, welches aus etwa 26 Lieferungen à 36 kr. bestehen wird, ist die achte erschienen, welche Beschreibung und Abbildungen der Rennthiere, Hirsche, Gazellen, Antilopen und Schafe enthält. Man darf dies Werk nach bester Ueberzeugung empfehlen, da es in doppelter Hinsicht seiner Aufgabe entspricht. Die Beschreibungen sind nicht nur sehr vollständig und nach den besten Quellen bearbeitet, sondern auch in lebendiger und anziehender Darstellung gehalten, sowie die zahlreichen Abbildungen sich durch schöne Zeichnung und sehr sorgfältigen Druck auszeichnen. Da diese illustrirte Naturgeschichte eine glückliche Vermittelung zwischen Wissenschaftlichkeit und Popularität zu treffen weiß, so steht nicht zu bezweifeln, daß sie eine weite Verbreitung finden wird.

Trübe Stunden. *)

Mein Herz durchglüht ein heilig' Weh,
Wenn ich im Walde einsam geh';
Es ist mir längst so voll und schwer
Und doch so eng, so arm und leer;
Kaum weiß es selber, was es will:
Bald pocht es laut, bald schlägt es still;
Bald möchte es im Ueberdrang
Aufjauchzen zu dem Sternengang;
Bald wieder möcht' es ganz allein
Im tiefsten Schacht begraben seyn.
Mein Herz durchglüht ein heilig' Weh,
Wenn ich am Strome sinnend steh',
Und sehe, wie die wilde Fluth
Sich rastlos treibt und nimmer ruht.
Aus ihrer heimathlichen Schlucht,
Des Waldsee's bergumkränzter Bucht,
Stürzt sie hinaus in's öde Thal,
Wo Jammer wohnt und Erdenqual.
O bleibe hier, gewalt'ger Strom,
Im granitfesten Alpendom,
Im Urbau freier Schöpferkraft —
Dort draußen tobt die Leidenschaft;

*) Aus: „Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow. 1846."

Digitized by Google

Dort schaust du manche stolze Stadt,
Die auch nicht Einen Frohen hat;
Und wanderst hier durch manches Land,
Das nie des Glückes Pfad durchwand;
Und manches heißbewegte Blut
Kühlt sich zuletzt in deiner Fluth.
Mein Herz durchglüht ein heilig' Weh',
Wenn ich des Lebens Treiben seh':
Da jagt das Unglück tausendfach
Des Glückes falschem Schatten nach;
Des Zweifels Nacht, des Wissens Trug
Hemmt des Gedankens freien Flug;
Mit Nebelbildern schmückt der Wahn
Der Menschheit dunkle Erdenbahn.
Zurück, o Herz, aus dem Gewühl,
Zurück in's eigene Asyl,
In dein tiefinnerstes Gemach,
Das nie der Sturm der Welt durchbrach,
Wo dir der Liebe stilles Zelt
Dein Himmel ist und deine Welt!

Korrespondenz.

Köln, 8. Febr.

Das in den Rheinischen Blättern vor einiger Zeit angesagte Gemälde von Themer, welches den Bergsturz bei Oberwinter zum Sujet hat, ist jetzt in der Kunstausstellung des Antiquars Tonger zur Ansicht ausgestellt. Was die Ausführung anbelangt, so herrscht darüber fast eine Stimme; Alle finden dasselbe correct gemalt, nur klagt man darüber, daß man sich keine klare Anschauung des Vorganges vom Bilde mitgenommen, bedenkt dabei nicht, daß der Maler nur einen Moment auf der Leinwand darstellen konnte, daß das Bild nur eine Landschaft darstellt. Kleinenbroich bietet daselbst auch seine neueste Schöpfung, welche in dasselbe Genre eingeschlagen, in welchem man seine früheren Gemälde antrifft. Es ist das eine großartige Zolldefraudation, die man nur einen Augenblick sehen muß, um sie lieb zu gewinnen, wollen daher nur auf eine frühere Arbeit zurückkommen, auf den Holzhacker, welcher gar belobend und das mit Recht von o. Horn im letzten Sommer in diesen Blättern besprochen wurde; alle Besucher der Ausstellung waren gefesselt ode diesem Gemälde und dennoch hat sich kein Ankäufer eingestellt. Das Talent erkennt man an, so auch Kinkel vor einigen Tagen in der „Allg. Ztg."; es drängt sich noch des Sonntags vor dem Proletarier im Museum; aber Die, welchen dieser arme, alte Krieger das Herz rührt, die können es nicht kaufen und den Reichen sind die Armen zu sehr zuwider, als daß sie sich ein solches Stück kauften und in den Salon aufnähmen, welches sie jeden Augenblick an ihre Hartherzigkeit mahnen könnte. Möchte der Künstler bald eine Bahn betreten, welche ihm neben dem Verdienste und dem Ruhme auch zeitlichen Lohn einbringt, sein entschiedenes Talent würde eine größere Anerkennung finden. Unter den neueren Gemälden finden sich noch einige Landschaften, namentlich eine von Lasinsky, welche angeführt zu werden verdienten. Ueberhaupt lohnt sich's schon der Mühe, diese erst vor kurzer Zeit in's Daseyn getretene Kunstausstellung zu besuchen. X.

Darmstadt, 13. Febr.

(Schluß.)

„Was aber der Erwägung besonders werth erscheint, das ist die immer allgemeiner werdende Ueberzeugung, daß Unterstützungen fast niemals in Geld, sondern regelmäßig in Naturalien, Kleidung u. s. w. verabreicht werden sollten, weil bekanntlicherweise das baare Geld öfters für ganz unnöthige Bedürfnisse zweckwidrig verwendet wird. Nutz- und segensreicher aber als alle directen Unterstützungen erweisen sich die indirecten durch Verschaffung von Arbeit, von Verdienst. Jeder Mensch und selbst der Tiefgesunkene trägt noch eine gewisse Scheu in sich, als Müßiggänger und als ein überflüssiges Glied der menschlichen Gesellschaft zur Belästigung Anderer herumzugehen, auch dieser sucht wenigstens noch einen anderen äußeren Schein zu seinem Vortheile zu bewahren. Das ist die bessere Natur im Menschen, das angeborene edlere Gefühl. Lassen wir dieses nicht ohne Hülfe und Pflege völlig untergehen, sammeln wir vielmehr diese Ueberreste des Besseren, treten wir durch Wort und That dem Müssiggang, als aller Laster Anfang, und der Arbeitsscheu entgegen, ermuntern wir zur Arbeit durch Belehrung, durch Hülfe, und reichen wir nur dort Unterstützung, wo erwiesene Arbeitsunfähigkeit vorhanden ist! Alle Bürger sollen sich treulich beistehen in der Noth, aber jeder soll auch thun, was seine Pflicht ist, was seine Kräfte vermögen, und nicht mit müßigen Händen dem fleißigen, durch den Druck der Zeit ohnehin beschwerten Mitbürger zu Last fallen. Hülfegewährung durch Arbeit, durch Verdienst hat aber auch das ersprießliche Gute, daß der Mensch, im Bewußtseyn seiner Kräfte, niemals zu der Tiefe herabsinken wird, als derjenige, welcher, der Arbeit ungewohnt geworden, blos durch Fordern oder auf unerlaubte Weise seine Erhaltung fristet. Die zur Milderung des Nothstandes für die gegenwärtige winterliche Zeit errichtete Suppenanstalt verdient, wenn im Einklang mit den Kräften der Stadt, alle Anerkennung. Daß übler Gebrauch der wohlthätigen Anstalt möglichst ausgeschieden werde, liegt im allseitigen Interesse, damit nicht durch vermehrte Ausgabe den wirklich Dürftigen entzogen werde, was Nichtbedürftige erhalten. So lange die Dauer der Suppenanstalt anhält, was dem Vernehmen nach bis zum Eintritt der besseren Jahreszeit Seitens des Stadtvorstandes vorgesehen ist, wäre es auch vielleicht geeignet, ohne vorherige Anmeldung an Diejenigen Suppe zu verabreichen, welche dafür einen dem Zwecke angemessenen Geldbeitrag leisten. Andere ersprießliche Hülfe für Arbeitssuchende in der arbeitsklemmeren Winterzeit würde die Errichtung eines Arbeitnachweisungs-Bureau's gewähren. Gleich und wohl noch mehr nutzreich würden sich aber auch Erweiterungen der bestehenden städtischen Arbeitsanstalten, insbesondere des städtischen Arbeitshauses, erweisen, wenn die Erweiterungen in der Art stattfänden, daß sie abgesondert von der jetzigen, im Publikum mitunter als Strafanstalt geltenden Arbeitsanstalt gehalten würden und dem freien Zutritt arbeitsloser Bürger geöffnet wären, mithin ohne Bedenken übler Auslegung benutzt werden könnten. In solcher freiwilligen Arbeitsanstalt dann, soweit thunlich, auf die Richtung der gewöhnten und eingeübten Beschäftigungen der Arbeitssuchenden Rücksicht zu nehmen, doch auch keine Geschäftsconcurrenz für andere bürgerliche Gewerbe zu deren Nachtheil hervorzurufen, das würde wohl als unerläßliches Grundprincip dabei zu beobachten seyn. Jede Arbeitskraft nach der vorhandenen individuellen Fähigkeit zu benutzen, damit die Alimentation erleichtert und die Arbeitslust gefördert wird, das sollte heutigen Tages immer allgemeiner zum Verwaltungsgrundsatz gemacht werden, und das Ziel ist zu erreichen, wenn, wie angedeutet, Liebe zur Sache die Hand an's Werk legt. Würde dann eine geordnete Communication der verschiedenen Hülfsanstalten, aber auch der von der städtischen Verwaltung unabhängigen Privat-Wohlthätigkeits-Vereine, sowie des projectirten Arbeit-Nachweis-Bureau's veranlaßt, so würde aus einer derartigen Communication eine bessere Ueberwachung der Unterstützung Genießenden hervorgehen und Mißbrauch immer seltener vorkommen. Was nun noch als hülfreiches Mittel zur Hebung des Gewerbstandes, also des der Fürsorge in besonderem Maße werthen Mittelstandes angesehen wird, das ist, wie die früheren Verhandlungen der Localsection des großherzoglichen Gewerbvereins dahier beweisen, die Errichtung einer Industriehalle mit Vorlage-Kasse, damit dem weniger bemittelten Handwerksmanne der Geschäftsbetrieb erleichtert, fortdauernder Erwerb mehr gesichert ist. Indem wir wohlöblichem Stadtvorstande die vorderen, das öffentliche Wohl betreffenden allgemeinen Betrachtungen in Hochachtung darlegen, sind wir gerne erbötig, nähere Erörterungen über unsere Vorschläge einzureichen, und halten uns einer geneigten Aufnahme des Gegenwärtigen überzeugt. Darmstadt, den 7. Februar 1847. Gg. Apfel. G. Bambach. C. W. Diefenbach. Jacob Dingeldey. Dr. E. Duller. H. Felsing. Felix Hochstätter. G. Jung. Carl Lirbig. Carl Nitsert. Friedrich Schmitt. G. W. Wagner." — Die ehrenhaften Gesinnungen der von redlichem Eifer für das Wohl der Bürgerschaft beseelten städtischen Behörde lassen keinen Zweifel darüber, daß die vorstehenden Wünsche und Vorschläge eine freundliche Aufnahme und Beherzigung finden werden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. Febr. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang in 4 Abth., Musik von mehreren Componisten.

Mittwoch, 17. Febr. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abth., nach dem Französischen des Eugen Sue; für die deutsche Bühne bearbeitet von Carlschmidt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 49. Donnerstag, den 18. Februar 1847.

Der Baron und der Vicomte.

(Fortsetzung.)

„Wer ist denn dieser Herr Adrian von Bligny, welcher mir hier schreibt, und den mir Frau von Rouvray so anempfiehlt?“ begann der Baron .... „Ohne Zweifel einer jener Edelleute, welche stolz sind auf ihre Titel und ihren Namen, der wahrscheinlich eine aristokratische und eine Geldpartie zugleich machen will. Mein Titel Baron schreckt sicherlich die Liebhaber von niedrigerer Geburt zurück, denn bis dahin wurde nur von Leuten sehr hohen Ranges um Deine Hand gebeten. Diesesmal ist es ein Vicomte! Allein ich habe schon Höhere abgewiesen, und ich werde ihm die herkömmliche Antwort schreiben.“

Ein schwacher Einwurf mit schwacher, zitternder Stimme fiel dem Baron auf.

„Ah! ich verstehe,“ fuhr er daher fort; Du möchtest heirathen. Nun gut! Es sey! Ich will ein Opfer bringen auf Kosten meines Geschmacks, meiner Gewohnheiten; wir werden nach Paris gehen und uns hier in der großen Welt herumtreiben. Dort werde ich mir dann einen Schwiegersohn suchen, welcher auch Dir zusagt.“

„Sie verstehen mich nur halb, mein Vater,“ warf Eulalie mit Sanftmuth ein: „es ist wahr, ich möchte heirathen, allein nur unter der Bedingung, daß dieser Schwiegersohn nur Herr Adrian von Bligny ist.“

Der Wunsch dieses Herzens, welches sich so offen aussprach, entwaffnete den Baron, und brachte ihn nicht in geringe Verlegenheit. Die geheimen Ursachen, welche seine bisherige Verfahrungsart zur Folge zu haben schienen, waren wohl noch vorhanden; allein andererseits war auch wieder das Glück seiner Tochter sein höchster Gedanke. Er mußte daher mit Klugheit und Ueberlegung handeln, er mußte dieses Gefühl ergründen, welches vielleicht mehr äußerlich als innerlich war. Die Antwort wurde daher verschoben, und während nun der Baron forschte und das Gefühl, welches Eulalie beherrschte, zu bekämpfen suchte, eilte der Vicomte Adrian von Bligny durch die Allee und trat in's Schloß.

Der Eindruck, welchen das Erscheinen des Vicomte's hervorbrachte, benahm dem Herrn von Brosselin nun allen Zweifel; wenn auch noch irgend hier ein Zweifel hätte bestehen können, so wäre schon das offene Gemüth Eulaliens genügend gewesen, welche nicht vermochte, ihr Gefühl zu bemeistern. Der herrliche Vater zauderte daher nicht länger, und er wußte nun wohl, was er zu thun habe, als sich Herr von Bligny zu ihm wandte.

„Sie werden entschuldigen, daß ich mit dieser Schnelligkeit hieher reis'te, mein Herr, allein ich hielt es für nöthig. Ihre Fräulein Tochter hat mich würdig befunden, meine Wünsche zu den ihrigen zu machen, und mir das Recht ertheilt, die Bitte, welche ich an Sie schriftlich schickte, Ihnen vorzulegen; allein ehe Sie Ihre Antwort ertheilen können, ist es unumgänglich nöthig, daß Sie den Mann erst kennen lernen, welcher die kühne Hoffnung hegt, Ihr Schwiegersohn zu werden. Die Erkundigungen, welche Sie hätten deßhalb einziehen können, würden vielleicht nicht genügt haben; es war daher an mir allein, Sie Ihnen zu geben, was ich für meine Pflicht hielt und aus welchem Grunde ich hieher kam.“

„Ich hatte Sie erwartet,“ erwiederte der Baron kalt, „und ich fühlte, wie Sie, die Nothwendigkeit, uns erst zu erklären, ehe ich meine Entscheidung zu geben im Stande bin ... doch lassen wir diese ernste Besprechung auf morgen.“

Der Baron, welcher anfangs seine Ungeduld und seine Verwirrung nicht recht zu verbergen wußte, sagte diese letzten Worte mit einem liebenswürdigen Lächeln. Seine Züge nahmen wieder den gewöhnlichen Ausdruck von Wohlwollen und Freimuth an, und er bemühte sich nun, seinem Gaste die üblichen Honneurs zu machen. Nach dem Essen zeigte er ihm seine Gärten, seine Parks; alsdann verfügte man sich in den Salon; Eulalie trat zum Klaviere und sang einige Pieçen mit ausgezeichnetem Geschmacke und mit unverleugbarem Talente.

„Genug, meine Tochter,“ sagte nun der Baron nach einer Stunde, „es ist jetzt Zeit, daß Du Dich ausruhest; Jedes muß etwas zur Unterhaltung beitragen. Musik und Erzählungen bilden die Unterhaltungen für die Abende auf dem Lande; das Konzert ist fertig, und nun kommt die Reihe an die Erzählungen. Ich werde anfangen, wenn der Herr Vicomte nichts dagegen hat, und dann geht die Reihe weiter.“

„Recht gern,“ erwiederte Adrian.

Eulalie verließ das Piano und setzte sich dann neben ihren Vater. Herr von Brosselin fuhr mit seiner Hand über die Stirne und schien auf einen Augenblick seine Gedanken zu sammeln; hierauf hob er den Kopf in die Höhe und begann:

„Ich erinnere mich nicht mehr ganz sicher der Daten; doch was liegt daran! meine Geschichte spielt in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts: das war eine seltsame, ganz eigene Zeitepoche! Zu jener Zeit war die Rivoli-Straße noch nicht, allein die Straße St. Honoré war fast eben so wie heutzutage. Dahin führt Sie meine Geschichte an einem schönen Sommermorgen, wo die Luft so rein, der Himmel so klar war, daß es wirklich zum Nichtsthun verlockte. Halten Sie nun einen Augenblick vor einer elende Butike, welche halb grau, halb blau angestrichen ist; drei Pinsel voltigiren unter einem Schilde, auf welchem die Inschrift: „André, Perrukier,“ mit großen Buchstaben prangt. Damals gab es noch „Perrukier,“ welcher Namen jetzt schon nicht mehr „noble“ genug wäre.

Dieser bescheidene Laden muß doch so unbeachtungswerth nicht gewesen seyn, da nun plötzlich ein Vorübergehender stehen bleibt und durch die Fenster schaut; es war dies ein Mann von nicht gemeinem Aussehen, seine Gestalt war hoch und schmal,

Digitized by Google

seine Züge fein und geistreich, sein Haar gepudert; er trug einen langen blauen Ueberrock, welcher bis zum Halse zugeknöpft war. Dieser Mann war schon anderwärts gesehen worden, ja vielleicht überall; denn wo war er nicht? Er blickt umher und lächelt; dieser Lärmen, dieses Treiben unterhält ihn und ist sehr verführerisch; denn er versteht sich auf scherzhafte Dinge. Das Bild, welches er betrachtet, stellt eine ganz gewöhnliche Scene vor, jedoch durch die Physiognomien der einzelnen Personen wird es in etwas hervorgehoben.

Nämlich auf einem Stuhle saß ein Patient, welcher die Operation des Rasieren ausstehen mußte; er hatte die Serviette unter dem Halse zusammengeschlungen, die Waschschaale unter dem Kinne und preßte die Lippen unter dem weißen Seifenschaum zusammen. Der Operateur beginnt sein Werk mit zierlicher Geschicklichkeit bei der Nase, indem er diese zwischen dem Mittelfinger und dem Daumen der linken Hand gefaßt hält und mit der rechten mit Leichtigkeit seine elastische, glänzende Klinge gleiten läßt. Das war eigentlich sehr geringfügig an und für sich, wenn Sie wollen; allein das war bemerklich, daß der Patient ein so einfältiges Aussehen hatte, während der Barbier eine getreue Copie Figaro's war.

Meister André und der Zuschauer wechselten einen sehr verständlichen Blick mit einander. Das waren wirklich zwei Menschen, welche sich verstanden.

Zwei Stunden später trat ein Unbekannter in die Butike und sagte zu dem Barbier:

„Hier ist meine Adresse, kommen Sie morgen Früh zu mir; fragen Sie nur nach Herrn Robert."

Sie können sich wohl denken, daß Meister André sich sehr pünktlich bei seinem neuen Kunden einstellte. Er trat durch eine kleine Thüre ein; man ließ ihn die Stufenleiter der Dienerschaft durchlaufen und führte ihn endlich zu Herrn Robert, welcher sich bei seinem Eintritte erhob und zu ihm sagte:

„Nehmen Sie Ihr Geräthe und folgen Sie mir."

Von jetzt an folgte für Meister André Ueberraschung auf Ueberraschung. Sein Führer ließ ihn mehrere große und herrlich eingerichtete Zimmer durchgehen, bis er ihn endlich in ein Zimmer eintreten ließ, worin er den Zuschauer von gestern traf.

„Gnädiger Herr, hier ist Ihr Mann," sagte Robert mit halb ehrfurchtsvollem, halb vertrautem Tone.

„Sie heißen, so viel ich glaube, Meister André?" begann nun die Excellenz.

„Ihnen zu dienen, gnädiger Herr."

„Nun gut! Sie sehen mich hier auf dem Sündenschemel, beginnen Sie nun Ihr Ministerium."

Meister André gehorchte und reinigte das hohe und mächtige Kinn, welches sich seinem Rasiermesser darbot, alsdann trat er ab; Herr Robert führte ihn wieder zurück und befahl ihm an, jeden Morgen zur selben Stunde zu kommen.

Das war schon ein Vermögen für einen armen Barbier, und Meister André machte sich schon allerlei Plane; als eines Tages ein anderer Besucher zu ihm trat und ihn auf die Seite nahm.

„Sie sind heute Morgen in das Hotel **** gegangen?" fragte der Fremde.

„Ach! so ist es das Hotel ****, in welches ich heut Morgen trat? das wußte ich in der That nicht."

„Man hat Sie in ein Cabinet geführt, welches mit grünem Tuche ausgeschlagen war, in der Mitte stand ein großer Tisch, auf welchem Journale und Broschüren lagen; mehrere Leute sind ab und zugegangen und haben mit der Person, welche Sie bedienten, sich unterhalten?"

„Das ist wahr."

„Erinnern Sie sich, was sie gesprochen haben? Wissen Sie, den Gegenstand, von welchem ihr Gespräch handelte?"

„Nein."

„Sie gehen wieder hin, nicht wahr?"

„Jeden Tag."

„Gut denn! Geben Sie auf Alles Acht, hören Sie, was man spricht, behalten Sie auch die unbedeutendsten Worte und theilen Sie dann mir mit. Sie sollen sehr gut belohnt werden."

(Schluß folgt.)

Ein Bild des Elends.

Die Gerichtsverhandlungen der „Berliner Nachrichten" bringen aus einer der letzten Sitzungen des dortigen Criminalgerichts folgenden erbarmungswürdigen Fall an die Oeffentlichkeit. Unter vierzehn Personen, die des Bettelns angeklagt, in dieser Sitzung verurtheilt wurden, befand sich der Angeklagte, welcher vor den Schranken des Gerichts erschien. Derselbe, eine wahre Jammergestalt, ist ein Mann von mittler Größe, aber seine gebückte Haltung läßt ihn klein erscheinen; aus seinem hageren erbleichten Gesichte starren die jugendlichen Züge wie Gespenster heraus; er ist offenbar noch im besten Mannesalter, aber die Noth und der Kummer haben bei ihm Dasselbe gethan, was bei so vielen Reichen das Wohlleben und die Ausschweifung thun, sie haben ihn zu einem jugendlichen Greise gemacht; mit seinen blöden, roth entzündeten Augen blickt er scheu und angstvoll umher. Seine Kleidung ist die Uniform des Arbeitshauses, eine graue Tuchjacke und eine eben solche Hose; zwei gelbe Bandstreifen auf der linken Schulter deuten darauf hin, daß der Angeklagte bereits zum zweiten Mal Gefangener des Arbeitshauses ist.

Der Staats-Anwalt erhebt gegen ihn die Anklage: Am 28. Nov. habe er in einem Laden in der Markgrafenstraße um eine Gabe angesprochen. Auf die Frage des Präsidenten, ob er die Richtigkeit der Anklage zugebe, bricht der Angeklagte in Thränen aus; er jammert nach seinen Kindern, die hülflos und verlassen zu Hause seyen, und bittet flehentlich, ihn gehen zu lassen. Aus jedem seiner Worte leuchtete die Angst seiner Seele hervor, die jeden Verdacht der Heuchelei von ihm entfernte. — Er bedurfte eine geraume Zeit, um seine Gedanken so weit zu sammeln, daß er auf die an ihn gerichteten Fragen antworten konnte; er that dies in folgender Weise: Ich heiße Franz F., bin aus einem Dorfe in Schlesien gebürtig und jetzt 35 Jahr alt; als Sohn eines Webers habe ich das Gewerbe meines Vaters erlernt. In Cörlin in Pommern habe ich mich vor einigen Jahren angesiedelt, und dort wohnen noch jetzt meine Frau und meine zwei unerwachsenen Kinder. Im vergangenen Herbste wurde der Verdienst bei der Weberei so schlecht, daß ich ganz außer Stande war, meine Familie zu ernähren, auch wenn ich mit der größten Anstrengung arbeitete; ich konnte meinen Kindern nicht so viel schaffen, um ihre Blöße zu bedecken. Aber auch meinen geringen Verdienst verlor ich, als mein Brodherr eine Menge seiner Arbeiter, unter denen auch ich war, verabschiedete. Ich wußte mir nun nicht anders zu helfen — in Verzweiflung verließ ich meine Familie und begab mich hierher, um Arbeit zu suchen. Aber ich fand auch hier keine, meine geringe Baarschaft war verzehrt und der Hunger trieb mich zum Betteln. Als ich das Mitleid eines Vorübergehenden ansprach, ergriff mich ein Gensd'arm und ich wurde ins Arbeitshaus gesteckt. Sechs Wochen mußte ich hier aushalten. Mit Aufopferung aller meiner Kraft habe ich in dieser Zeit halbe Nächte hindurch gearbeitet, um mir durch Ueberverdienst so viel zu erwerben, daß ich damit zu meiner Familie reisen könnte. Bei meiner Entlassung war das Resultat meiner Anstrengungen eine bösartige Augenentzündung und 3 Sgr., so wie die Weisung, augenblicklich Berlin zu verlassen; zugleich wurde mir der Befehl, nie wieder hierher zurückzukehren.

Digitized by Google

— So stand ich am Tage meiner Entlassung rath- und hülflos auf der Straße; — mit 3 Sgr., das sah ich ein, konnte ich unmöglich die Reise nach der Heimath bestreiten, — aber vor Allem fürchtete ich, daß das Licht meiner Augen geschwächt werden könne und ich dann für immer unfähig wäre, meine Familie zu ernähren. Schon im Arbeitshause hatte ich von dem berühmten Augenarzt J. gehört; daher wollte ich nun seinen Rath für meine kranken Augen in Anspruch nehmen. Aber meine Genossen im Arbeitshause hatten mir gesagt, daß man zu diesem berühmten Mann nur gegen Erlegung von 5 Sgr. an seinen Bedienten Zutritt erlange, was ich auch glaubte. Aber ich besaß nur 3 Sgr., und doch mußte ich Alles thun, um von meinem Augenübel geheilt zu werden, denn das Leben meiner Familie hing davon ab. Was sollte ich anders beginnen als wieder betteln? Ich bat einen wohlgekleideten Mann, mir die fehlenden 2 Sgr. zu schenken, er aber ließ mich verhaften. So stehe ich jetzt zum zweiten Male vor Gericht. Sein Sie barmherzig, meine Herren, lassen Sie mich nach Hause gehen. Wenn ich jetzt nach Hause komme, finde ich vielleicht wieder Arbeit, und meine Kinder hungern nicht mehr; muß ich hier bleiben, so sind sie Alle verloren. Ein Thränenstrom erstickte fast seine Worte, mit denen er immer wieder und wieder um Erbarmen flehte! — Das Gesetz vom 6. Jan. 1843 sprach das Urtheil: es lautete auf 8wöchentliche Einsperrung. Der Angeklagte vernahm es und die Verhandlung war beendet.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris, 5. Febr.) Der „Polenball" gehört in London und Paris zu den glänzendsten Festen der „Saison." In London stellt sich ein Theil der hohen und höchsten Gesellschaft an die Spitze dieses wohlthätigen Unternehmens, wodurch es dann vielen Leuten, die sonst nicht bis zu dieser Höhe hinaufsteigen, für eine Guinee erlaubt ist, mit Herzoginnen, Gräfinnen und Ladies ohne Zunamen ein paar Stunden unter Einem Dache zu hausen. Das ist eine der Hauptursachen des Erfolges, den diese Bälle in London haben. In Paris tragen dieselben einen anderen Charakter. Die Fürstin Czartoryska öffnet ihnen ihr Hotel, sie ladet dazu im Namen der unglücklichen Polen ein, und alle Classen von Paris folgen dieser Einladung. Der Ball ist dadurch, daß er in dem Hause eines polnischen Flüchtlings stattfindet, daß er von Polen ausgeht, durch Polen geleitet und beaufsichtigt wird, viel nationaler als in London. Er hat einen viel durchgreifendern polnischen Beigeschmack. An den Thüren, auf den Stiegen, in den Sälen begegnet man auf Schritt und Tritt den lebendigen Ruinen Polens. Die Hellebardiere in rother Uniform mit den dreieckigen Hüten und Sensenspießen sind keine gemietheten Dienstboten, sondern freiwillige alte polnische Soldaten, graue Invaliden der letzten Kämpfe, die heute auf ein paar Stunden wie im Traum sich als die Leibgarde ihres „Königs" denken und gebärden können. Ich sah gestern welche bei dem Feste so voll ihrer Würde, daß sie sicher vergessen hatten, wie sie in Paris Flüchtlinge, Geächtete, Vaterland- und Heimathlose seyen. Die Commissäre, die Anordner des Festes sind Polen. Die Gäste gehören allen Nationen, allen Ländern, allen Welttheilen an. Zwischen den fremden Sprachen durch, die von allen Seiten an unser Ohr schlagen, klingt ein Grundton, der wie die Klage der Juden in Babylon an bodenlosen Jammer erinnert. In den Sälen herrschte gestern ein Luxus, eine Ueppigkeit, eine Fülle der Pracht und der Zierrath, als ob es eine königliche Brautfahrt gelte; die hellen klaren Springbrunnen murmelten in die lustige Tanzmusik hinein, die Bäume des Gartens, den ein Zauber in einen Prachtsalon verwandelt hatte, trugen üppig grüne Blätter, goldene Früchte mit Blumen und Bändern geziert. Aber die Braut fehlte, und der Bräutigam stand — bei einer Leiche. Ich habe diesem Ball nun schon manches Jahr beigewohnt, und er hat jedes Jahr auf mich den herzzerreißendsten Eindruck gemacht. In London konnte ich über den Stolz der Einen und die demüthige Eitelkeit der Andern lachen, hier in Paris war mir stets ein anderes Gefühl viel näher. Es weht hier in allen diesen Sälen eine Luft des Unheils, die das Herz des denkenden Mannes zusammenpreßt. Je lustiger die tollen Tänze der Polka, der Mazurka an unser Ohr schlagen, desto tiefer reißen sie die Wunde im Herzen auf. Die Schaaren der tausend frohen Gäste zogen gedankenlos durch die Säle. Die Jugend tanzte freudig in Lust und Muthwillen nach den polnischen Weisen. Es ist schwer, sich gräßlichere, schneidendere Gegensätze zu denken. Die Scene der Bartholomäusnacht in den Hugenotten erregt ein ähnliches Gefühl. „Ils chantent encore!" Sie leben noch. „Ils dansent encore!" Noch ist der letzte Athem nicht ausgehaucht. Das Fest war schön, in den Sälen herrschte königlicher Glanz und strahlender Ueberfluß. Ein Pole, dem ich begegnete, belehrte mich, daß dies der letzte Ball im Hotel Lambert seyn werde, da die Fürstin durch die Confiscation ihrer Güter gezwungen sey, ihr Haus zu verkaufen! (Allg. Z.)

Die zu Darmstadt erscheinende neue Zeitschrift „der deutsche Auswanderer", redigirt von F. Haas, Dr. Künzel und Dr. Malten, enthält eine Mittheilung von Dr. Lallemant, Hospitalarzt in Rio Janeiro, worin, den stets sich erneuernden Werbungen gegenüber, „auf das Dringendste vor der Auswanderung nach Brasilien gewarnt wird". Es kann mich immer jammern, heißt es darin, wenn so eine ganze Ladung armen Volks ankommt und oft nicht links noch rechts hin kann. Es ist Niemandes Schuld, wenn es ihnen schlecht geht, oder wenn sie der mühsamen Arbeit und der Ungunst des Bodens unterliegen. Die Regierung bei uns thut ganz gewiß, was sie kann; aber was soll sie mit allen den Leuten? Der Privatmann hilft sich mit seinen Negersklaven viel besser; mit diesen Afrikanern kann unser deutsches Volk nie konkurriren. Besonders geht es den Kindern schlecht. Alles ist hier so ganz verschieden von dem Leben der Armen in Deutschland.

Der Deutschen Allgemeinen Zeitung schreibt man aus Kassel: Nach amtlichen Berichten hat es sich herausgestellt, daß in Kurhessen diejenigen Ortschaften schon als wohlhabend anzusehen sind, in denen nur der dritte Theil der Bewohner auf Armenunterstützung Anspruch macht; an manchen aber beläuft sich die Zahl der Unterstützungsbedürftigen auf zwei Drittheile der Einwohnerschaft, während in dem noch übrigen Drittheile nur Wenige sich befinden, die mehr als ihr nothdürftiges Auskommen haben und zu Armensteuern herangezogen werden können.

Theater- und Kunst-Novitäten.

Am 14. d. M. wurde zum Erstenmale gegeben: „Der Schauspieldirektor, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von Mozart. — Ein artiges, unterhaltendes Operettchen, in welchem W. A. Mozart, Schikaneder und zwei ihrer Zeit gefeierte Sängerinnen die Hauptrollen spielen. Der Schauspieldirektor, der sich nicht wenig auf seinen Verstand und seine Erfahrung einbildet, wird nichtsdestoweniger überlistet und schließt mit einer Sängerin, die er aus Italien gekommen glaubt, während sie eine deutsche Landsmännin ist, einen für diese vortheilhaften Contract ab. Hieran knüpfen sich ergötzliche Situationen und humoristische Bilder aus dem Leben und Treiben der Theaterwelt, deren Pointe auch auf die heutigen Verhältnisse noch paßt. Die eingeflochtenen Arien und Lieder von Mozart sind schön und lieblich und erhöhen den Reiz der sich rasch entfaltenden und wahrscheinlich auf einer Anecdote beruhenden Handlung. Es wurde gut zusammengespielt und gesungen und so fand die Novität eine entschieden beifällige Aufnahme. Bei dieser Veranlassung liegt übrigens eine Bemerkung nahe. Man hat nämlich in

Digitized by Google

jüngster Zeit Schiller, Gellert, Mozart und ähnliche auf die Bühne gebracht. Gehören solche Männer einer weit entlegenen Vergangenheit an und wird ihr Erscheinen auf der Bühne mit Ernst und Würde gehalten, so haben wir dagegen nichts einzuwenden; stehen sie uns aber der Zeit nach noch sehr nahe oder treten sie in den Conturen des Lustspiels und in einer nur auf Unterhaltung berechneten Weise vor uns, so liegt hier ein Mißbrauch vor, mit welchem wir uns nicht befreunden können. Jene edeln Dichter und Meister, die, geliebt und bewundert, im Herzen des Volkes leben, die als Ideale vor uns stehen, werden leicht zum Zerrbild und zur Parodie. Den sinnigen Freund des Schönen kann es nur unangenehm berühren, wenn ihm die Männer seiner Liebe und Verehrung aus den Regionen geistigen Rapportes in das Gebiet derber Verkörperung herunter gezogen werden. Kommt dazu noch ein ungeschickter Darsteller, so wird der Mißstand doppelt fühlbar. Unseren Schiller, Göthe, Mozart, Beethoven u. A. sollte man nicht auf die Bühne bringen; sie sind zu groß, um in solcher Verkörperung zwischen die Coulissen zu passen, leben zu sehr im Herzen der Nation, um zu einem derartigen Mummenschanz verwendet und zum Vortheil der Theaterkasse exploitirt zu werden. Wir geben diese Andeutungen zu weiterer Prüfung hin, indem wir glauben, daß sie der haltbaren Begründung nicht ermangeln.

Die neuesten Gastspiele betreffend, haben wir zu berichten, daß wir Hrn. Barth, vom Breslauer Theater, als Georg in der „weißen Frau" von Boieldieu hörten. Er zeigte schöne Stimmmittel, besonders eine klangvolle und frische Höhe, überbot sich aber mitunter in der Verwendung derselben. Die Cavatine im zweiten Acte sang er dagegen sehr brav und erhielt lebhaften Beifall. Auch sein Spiel ist gewandt, obwohl es nicht minder der Moderation bedürfte. Fräul. Wilkens, vom Stadttheater in Hamburg, (Aennchen und Jenny) dürfte hinsichtlich ihrer Stimmmittel den Anforderungen, die man hier zu machen gewohnt ist, nicht entsprechen. — Von weiteren Gastspielen sehen wir dem der rühmlichst bekannten Schauspielerin Fräul. Berg, vom Dresdener Hoftheater, entgegen, die, wie wir vernehmen, auf Engagement auftreten soll. Laube's „Karlsschüler" werden hier einstudirt und zur Darstellung vorbereitet.

Am 13. d. M. kamen die Gebrüder Möhrenschlager aus Erlangen endlich dazu, ihr Konzert geben zu können. Diese eben so wackeren, als bescheidenen Künstler hatten sich hier der Gunst Fortuna's nicht sonderlich zu erfreuen. Sie spielten unter der beifälligsten Aufnahme im Museum, im Baldenecker'schen Konzert und in mehreren Soiréen hiesiger Gesangvereine, konnten aber unter der fortwährenden Concurrenz keinen Abend für sich gewinnen. War auch ihr endlich dem ungünstigen Geschick gleichsam abgetrotztes Konzert kein finanziell ergiebiges, so brachte es doch ihren Leistungen verdiente Würdigung. Hr. L. Möhrenschlager zeigte sich als ein tüchtiger Violinvirtuose und trug besonders den Carneval von Venedig nicht nur sehr geschmackvoll, sondern auch mit der erforderlichen Lebendigkeit und Frische des Humors vor. Gleichen Beifall fand Hr. H. Möhrenschlager, welcher eigene Compositionen für die Clarinette mit Präcision und Geläufigkeit, wie besonders mit gefühlvollem Vortrag spielte. Mögen diesen Virtuosen auf ihrer weiteren Kunstreise günstigere Sterne, als hier erglänzen; denn ihre Leistungen haben gezeigt, daß sie als tüchtige Musiker zu beloben sind.

Unter Leitung des Hrn. Kapellmeisters Guhr und unter Mitwirkung der Herren Anschütz, A. André, Bockmühl, Drinneberg, Eliason, Hecht und der Damen Gleichauf und Riehl findet am 17. d. M. das bereits angekündigte Konzert des Hrn. Agutlar im Russischen Hofe statt. W.

Korrespondenz.

Nürnberg, 12. Febr.

Eine der Hauptfragen der neuesten Zeit, die zunehmende Verarmung der mittleren Klassen, äußert sich kaum in einer andern Stadt so bedenklich, als in dem gewerbthätigen Nürnberg, wo der Fabrikant blos auf den spärlichen Verdienst seiner Hände angewiesen ist und Tausende die immer noch im Steigen begriffenen Lebensbedürfnisse nicht mehr erschwingen können. Zwar bietet der Magistrat alle Mittel auf, der großen Noth zu steuern; aber die Verarmung greift mit Riesenschritten um sich und bald wird Nürnberg nur noch zwei Stände, Reiche und Arme, kennen. Auf diese Weise würde die Rückwirkung auf das Theater wohl eine empfindliche seyn, wenn nicht das seltene Genie des Direktor Röder es verstände, durch ein gewähltes, abwechselndes Repertoir das demittelte Publikum zu fesseln und zu interessiren. Ein Beweis, wie viel Sinn für dramatische Kunst in Nürnberg noch vorherrscht, ist: daß andere gleich große Provinzialbühnen nur mit Mühe ihr kümmerliches Daseyn dahinschleppen, daß Bamberg nicht einmal die Kosten eines Nürnberger Filials trug und daß unser Ensemble noch gleich gut ist und daß wir alle neuen dramatischen Erscheinungen gleichzeitig mit den ersten deutschen Bühnen sehen. Wie sehr die Direktion bemüht ist, dem Geschmacke des Publikums zu huldigen, geht daraus hervor, daß wir im Lauf der letzten vier Wochen zehn neue Stücke sahen, unter ihnen eine Oper: „die Musketiere der Königin" von Halevy. Sind nun freilich die meisten dieser Novitäten Ephemeren, und wird kaum eine unter ihnen zum Repertoirstück, so ist doch damit dem verderbten Geschmack des großen Haufens gehuldigt und die Ebbe der Theaterkasse nicht allzu stark. Röder versäumt deshalb nicht, auch den gourmanden Gaumen der Gebildeteren zu kitzeln und zwischen französischen, Birch-Pfeifferischen und Wiener Trivialitäten bilden Robert der Teufel, Don Juan, die Zauberflöte, Belisar, Wilhelm Tell, Kabale und Liebe, die alle in den letzten Wochen über die Bühne gingen, recht erfreuliche Gegensätze. Mit einem Wort, Röder versteht die große und schwere Kunst, es Jedem in seiner Weise recht zu machen und deshalb wird er unter allen Verhältnissen und bei jeder Bühne reussiren.

Darmstadt, 10. Febr.

Bei dem Rang, den deutsche Kunst in allen Ländern behauptet und der sich im Reich der Musik besonders geltend macht, ist es doppelt erfreulich, zu bemerken, daß in der neueren Zeit mehr und mehr die Werke vaterländischer Künstler unsere Bühne bereichern. Fehlt auch bei aller Gediegenheit, die dem Deutschen eigenthümlich ist, bei manchem dieser Werke die Leichtigkeit und die Bühnenkenntniß, welche die Franzosen namentlich in hohem Grade besitzen, so mag das nur in dem Mangel einer gewissen Routine liegen, die unsere Künstler bald erlangt haben werden, je mehr sie sich auf diesem Felde versuchen. Den Bühnenverwaltungen aber liegt es ob, dieses Streben mit all' ihrer Kraft zu unterstützen. In diesem Sinne handelt unsere Intendanz, und läßt es sich angelegen seyn, dem Publikum stets Neues und Gutes vorzuführen. So hat sie uns wieder mit einer neuen Oper unseres verdienstvollen Musikdirektors Schlösser erfreut. Mit Absicht geben wir unser Urtheil erst nach der zweiten Aufführung ab, um desto bestimmter unsere Meinung aussprechen zu können über ein Werk, das in der Erfindung sowohl, als in der Melodie und Instrumentation so viel Schönes darbietet. Die Grundidee dieser Oper ist dem Französischen entnommen und vom Verfasser sehr glücklich bearbeitet. Die Handlung schreitet rasch voran und erhält uns bis zu Ende in Spannung. Eine klare, frische Melodie weht durch das ganze Werk, das mit vieler Laune geschrieben ist. Als besonders gelungen müssen wir hervorheben: die Ouverture, die beiden Arien des Königs im ersten und zweiten Acte, so wie dessen Duett mit Gaston, die Scene mit Chor im ersten Acte, wobei Mad. Pirscher Ausgezeichnetes leistete, das Duett im zweiten Acte zwischen der Herzogin und Gaston, so wie das darauf folgende Terzett und die Schlußcavatine. Die Chöre sind lebendig und frisch gehalten. Hätten wir irgend eine Einwendung zu machen, so wäre es gegen die erste Scene, die damit beginnt, daß Gaston dem Zuschauer eine Romanze singt, worauf die Herzogin, auf der Bühne erscheinend, mit ihm duettirend, dieselbe endigt und sich dann geräuschlos entfernt; es hält die Handlung unnöthig auf, die wohl besser mit dem darauf folgenden Chore begonnen hätte. Unser Personal unterstützte auf's Schönste den Componisten. Mad. Marlow in der interessanten Partie des Königs gefiel ungemein, so wie Mad. Pirscher. Mit vieler Leidenschaft und einem bei Sängern höchst seltenen Spiel gab Hr. Cramolini die Rolle des jugendlichen Gaston. Bei der so herrlichen Stimme unseres Bassisten Reichel wäre wohl hier und da eine feinere Nüancirung der einzelnen Pieçen zu wünschen gewesen. Mit großer, unserer Intendanz Ehrr machender Sorgfalt war die ganze Scenerie angeordnet und gerne sehen wir einer öfteren Wiederholung dieser Oper entgegen, welche, wie wir nicht zweifeln, recht bald eine Rundreise durch alle Bühnen Deutschlands machen wird.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 17. Febr.: Anfang der Vorlesungen über Ungarn und Siebenbürgen.

Der Vorstand des geogr. Vereins.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 17. Febr. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abth., nach dem Französischen des Eugen Sur; für die deutsche Bühne bearbeitet von Carlschmidt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 50. Freitag, den 19. Februar 1847.

Der Baron und der Vicomte.

(Schluß.)

„Das ist ja eine vollständige Verrätherei, welche Sie von mir verlangen?“ erwiederte André.

„O nein, das ist nur eine einfache Plauderei, welche Ihnen einen Louis auf einen Sitz einbringt. Sie nehmen es also an?“

„Ich lehne es ab! und rathe Ihnen zugleich, so schnell wie möglich hinaus zu gehen! Ich hätte gute Lust, Sie zum Fenster hinaus zu werfen.“

Dennoch ließen sich die Neugierigen nicht abschrecken; man kam wieder, man machte ihm die herrlichsten Anträge, und es kam sogar einmal vor, daß man ihn in einer Chaise zum Polizeiminister führte, welcher vergebens die verführerischsten Anträge und wieder die schrecklichsten Drohungen an ihm verschwendete, ohne daß sich der Barbier aus seinem ehrenhaften Entschlusse bringen ließ.

Als er sich eines Morgens wie gewöhnlich entfernen wollte, blickte ihm sein hoher Beschützer fest in's Auge und sagte dann:

„Wahrlich, Sie sind ein seltener Mensch, Meister André! Ich habe Sie anfangs rufen lassen, weil Robert, mein vertrauter Kammerdiener alt wurde, und weil seine Hand zu zittern begann. Ich konnte mich auf keines meiner Leute, welche in meinem Hause dienen, verlassen, und wollte deßhalb auch nicht, daß einer von ihnen bei meinen Morgenbesuchen gegenwärtig sey. Ich hatte Sie, als ich an Ihrer Bude vorüber ging, auf den ersten Blick erkannt, und ich hatte mich wahrlich nicht getäuscht .... Ich täusche mich selten. Doch, muß ich offen gestehen, ich hatte, trotz aller guten Meinung von Ihnen, nicht geglaubt, daß Sie so rechtlich seyn würden, wenn Ihr Interesse dabei so sehr betheiligt ist. Wie! Sie sind jetzt fast ein Jahr in meinem Dienste, und haben mich noch um gar nichts befragt, gebeten? Das ist nicht recht! Ja, es ist sogar für mich sehr verletzend. Nun, seyn Sie großmüthig, ich verlange, daß Sie sich eine Gnade von mir erbitten.“

„Und Ihre Excellenz machen sich verbindlich, sie zu erfüllen?“

„Wenn es in meiner Macht steht.“

„Was vermag nicht der gnädige Herr! .... Auch ist das, was ich erbitte, von so geringer Wichtigkeit für Euer Excellenz, für mich aber die Quelle des Reichthums.“

„Was ist es denn?“

„Ein einziges Wort, das Sie jeden Tag wiederholen, d. h. ein Wort, welches Sie zwischen die beiden Worte „kaufen“ und „verkaufen“ setzen.“

„Sonst nichts! Das ist das Geheimniß der Politik, das entscheidende Wort, um reich zu werden? ... Aber weißt Du auch wohl, daß alle diese Höflinge, welche mich jeden Morgen besuchen, wegen nichts anders kommen, und daß ich ihnen niemals dieses herrliche Geheimniß gebe, so sehr sie sich auch darum bewerben. Ich muß Dich daher weit höher in meiner Gunst stellen, als sie, und Dir stets die Nachrichten geben, durch welche diese oder jene Renten steigen oder fallen?“

„Diese Herren werden nichts davon merken ... Es genügt, wenn mir Ihre Excellenz mit einer ganz gewöhnlichen Redensart ein einziges Wort sagen, und ich werde dann meinen Vortheil davon ziehen, ohne daß man nur eine Ahnung davon hat.“

Der hohe Herr und Meister André waren während dieser Unterredung allein. Bald darauf erschienen die verschiedenen Hofleute. Ein sehr wichtiges Gerücht circulirte in Paris. War es gegründet oder nicht? Das zu erfahren, war sehr nothwendig, wenn man mit Sicherheit spekuliren wollte. Nachdem der hohe Herr dem vielen Drängen so viel wie möglich ausgewichen war, sagte er endlich:

„Die Einen behaupten, daß das englische Ministerium gewechselt, die Andern, daß dem nicht so wäre: was mich betrifft ...“

Alles harrte mit Spannung auf den Schluß dieses Satzes.

„Was mich betrifft,“ fuhr er fort, „so glaube ich keinem dieser Gerüchte.“

Er wandte sich alsdann zu Meister André und sagte:

„Der Geruch dieser Seife, welche Sie diesen Morgen gebraucht haben, gefällt mir nicht; sagen Sie Robert, daß er andere kaufen lassen solle.“

Das Wort war gesprochen, Meister André faßte es auf und trug die Nachricht auf die Börse.

Einige Tage später, im Augenblick, wo sich der Barbier entfernen wollte, sagte der hohe Herr zu ihm:

„André, geben Sie mir das Journal herüber, ich will sehen, ob man heute Abend im Theater giebt: „Ein Haus zu verkaufen!“

Dieses Spiel gefiel der Excellenz, welche es fortsetzte ...

Die Geschichte ist noch nicht fertig; da es aber spät ist, so will ich morgen den Schluß erzählen. —

Mit diesen Worten wurde die Unterhaltung an diesem Abende abgebrochen.

Als Adrian des andern Tages erwachte, sah er den Baron von Brosselin in sein Zimmer treten, jedoch in einem Anzuge, daß er ihn nur mit Mühe zu erkennen vermochte; er trug einen grauen Rock, kurze Hosen, eine Serviette unter dem Arm, eine Barbierschüssel in der linken und ein Rasirmesser in der rechten Hand.

„Was soll diese Verkleidung bedeuten,“ fragte der Vicomte.

„Das Ende meiner gestrigen Geschichte.“

„So sind Sie Meister André?“

„Welcher durch die Gnade des gnädigen Herrn Millionär, und um der Frau, die ich liebte, zu gefallen, Baron wurde. Das ist es, was ich Ihnen zu sagen hatte .... Das ist auch der Grund, daß ich Marquis und Grafen abgewiesen habe, welche

Digitized by Google

nichts mehr hätten von mir wissen wollen, sobald sie einmal das Vergangene erfahren haben würden."

„Ach! wie glücklich bin ich, und von welcher Zentnerlast befreien Sie mich, mein theurer Schwiegervater?" rief Adrian.

„So wollten Sie wirklich Eulalie, die Tochter Meister André's, des Barbiers, heirathen? Sie, der Vicomte von Bligny?"

„Warum nicht, wenn die Tochter des Barons von Brosselin sich entschließen kann, den Enkel Robert's zu heirathen, des Kammerdieners, welcher Meister André zu Seiner Excellenz führte."

Ueber die Duldsamkeit und Liberalität.

In der „Augsburger Allg. Ztg." las man dieser Tage folgende Bemerkungen eines Frankfurter Correspondenten: „Ueberdenkt man, daß die Arten der Verfolgung Andersdenkender nur andere Formen angenommen haben, Formen, welche dem Geiste und den Verhältnissen der Zeit entsprechen, so wird man schwerlich behaupten wollen, daß die oft gerühmte Duldsamkeit des 19ten Jahrhunderts bis jetzt etwas Anderes bei uns sey, als eine empfindsame Schwäche, d. h. daß wir sie mehr als mit bloßen Worten bethätigten. Es läßt sich dieß auch so ausdrücken: daß wir in der Duldsamkeit noch nicht weiter gekommen seyen, als dieselbe gegen uns zu verlangen, ohne sie Andern leisten zu wollen. Sowohl in der Politik als in der Religion will jede Ansicht die Alleinherrschaft üben, ohne eine andere neben sich gelten zu lassen. Von Jedem Anerkennung verlangen und sie Niemanden gewähren, das ist der uns auszeichnende Charakter. Auch bei den Gegnern eine Ueberzeugungstreue annehmen, ihre Grundsätze ehren, gesellige Gemeinschaft mit ihnen pflegen und zum gemeinen Besten auch nur die kleinste Strecke mit ihnen gehen, dies, was die Franzosen mit jedem Tag mehr üben und lernen, schneiden wir uns gänzlich ab, denn wir führen Alles, was unsere Gegner denken und thun, auf schlechte und unsittliche Beweggründe zurück. Die Lichtfreunde sind ganz so unduldsam als ihre äußersten Gegner, und ich wünsche jenen besonders darum Ausdauer und Fortbestehen, damit die Nothwendigkeit beide zwinge, sich nur erst mit dem Gedanken zu vertragen, daß auch die Andern in der Welt seyen, denn von der wahren Duldsamkeit gegen einander werden beide noch lange Zeit weit entfernt bleiben. Die wahre Duldsamkeit beruht auf der einfachen Erkenntniß, daß ein gemeinsamer Zweck Aller nicht durch das Streben Einzelner, und wäre es das löblichste, sondern nur durch mannichfaltige Kräfte und Richtungen erreicht werden könne; ferner, daß nicht allen Bäumen dieselbe Rinde gewachsen sey, und daß auch die Ueberzeugung des Gegners auf guten Gründen ruhe. Eine solche Erkenntniß ist nur dem Manne von bewährter fester Ueberzeugung möglich, dessen Ansicht nicht bloß durch die Ereignisse des letzten Tags oder Jahrs hervorgerufen ist, sondern auf langem und gründlichem Nachdenken beruht. Ein solcher weiß die Gründe des Gegners zu schätzen, denn er hat sie zu überwinden gehabt und ihre ganze Stärke erprobt; sie erscheinen ihm fortwährend wichtig, nur daß die Gründe für seine eigene Ansicht ihn mehr überzeugt haben. Das ganze Chaos, in welchem in dieser wie in andern Beziehungen das intellectuelle politische Deutschland noch lebt, scheint mir daher zu rühren, daß wir öffentlich keine liberale Partei, sondern nur conservative und liberale Radicale haben. Die Zahl liberaler Männer ist unter uns gewiß nicht klein, aber sie treten zu wenig hervor. Es ist Zeit, daß sich dies ändere, weil wir nur so der Herrschaft der Extreme überhoben werden können, und weil nur so der einzelne Liberale, der in die Oeffentlichkeit und den Kampf tritt, gegen die Angriffe des Radicalismus Schutz finden kann. Sehr erfreulich scheint es mir daher zu seyn, daß im Großherzogthum Baden sich endlich eine liberale Partei aus der radicalen, oder umgekehrt eine radikale aus der liberalen herauszuschälen scheint. Möchte dieser Prozeß glücklich von statten gehen, möchte es besonders der kleinen radicalen Partei, die sich dort bilden will, nur gelingen, nicht unterdrückt zu werden. Den Nutzen, welchen sie durch die ihr eigenthümlichen Grundsätze und selbst durch ihre Uebertreibungen stiften kann, wird sie erst dann stiften, wenn sie durch Vermischungen mit den Liberalen zu schaden aufgehört hat. Diese Scheidung wird sich dann weiter verbreiten. Die verschiedenen Elemente sind einmal da, und jeder, ohne Unterschied der Partei, wenn er's ehrlich meint, muß wünschen, daß sie sich absondern, damit wir aus dem allgemeinen politischen Dusel zur Klarheit kommen.

Notizen zur Zeitliteratur.

Die Literatur der kirchlichen Bewegung und ihres Gegensatzes hat minder an Schreibern als an Lesern Einbuße gelitten. Dafür ist überall mehr lebendige Rede und Gegenrede im Volke entstanden, der wichtigste Inhalt jener Literatur ist seit länger als einem Jahre in Umlauf gekommen und wird nun überlegt, besprochen, an vielen Orten aus Worten in Thaten verwandelt. Es war auch Zeit, daß der Deutsche aus dem stillen Schreiben und Lesen endlich in die raschere, mündliche Verhandlung der Gedanken hinaustrat, die freilich nur in engeren Kreisen stattfinden kann, dort aber um so sicherere Verständigung durch stets wechselnde Frage und Antwort und in Folge dessen auch die Verkörperung des Verstandenen im thätigen Leben wirkt. Wohl aber würden die Gedanken wiederum oft nicht zur unerläßlichen Reife kommen, wenn die Wechselrede ganz den zusammenhängenden mündlichen oder schriftlichen Vortrag und dessen ununterbrochene Vernehmung (durch Hörer und Leser) verdrängen wollte. Nur sollte namentlich den Leselustigen von möglichst unparteiischer Hand das Lesenswürdigste gereicht werden, damit die nun kürzere Zeit zum Lesen desto fruchtbarer verwendet würde. Wir erlauben uns, hier einige neuere und neueste Schriftchen jenes Gebietes der Aufmerksamkeit des Publikums, und zwar verschiedener Gattungen desselben, zu empfehlen. Noch im alten Jahre erschienen in Berlin (Adolf u. Comp.) zwei Brochüren literarhistorischen Inhalts, die zugleich nicht unbedeutendes Material für den Germanisten überhaupt bieten: 1) Das Gustav-Adolphslied von 1633. Mit einer literarischen Einleitung und historischen Anmerkungen, zum ersten Mal wieder bekannt gemacht und herausgegeben von W. v. Maltzahn; 2) Proteste gegen den Protestantismus und die Reform. In Auszügen aus alten Schriften und in Bezügen auf moderne Verhältnisse von Dr. C. Ryno. Diese „Bezüge" sind von vielfarbig schillernden Aphorismen begleitet, welche in der Seele des Lesers oft neue Reihen ihres Gleichen wecken werden. Schwierig scheint es indessen, den Grundgedanken des Ganzen darzustellen. Vielleicht bezweckt dies der Verfasser selbst in einigen trefflichen Schlußworten: „Ich habe Menschen gekannt, die von Sokrates wie von einem jüngst verstorbenen Freunde sprachen und mit den Spinozen, Pestalozzi's, Jean Pauls aller Zeiten Brüderschaft getrunken hatten; sie waren durch all' das Schöne nicht besser geworden, und ihre Schritte waren feig, ihre Ansichten maulwurfsartig, lichtscheu, ihre Menschlichkeit ohne Athem und Leben. Wissen muß jeglicher Mensch, — — lernen sollen Alle — lernen, wissen in unerschöpflicher Kraft, aber mit Charakter und für das Leben und mit dem Leben." — Des Pfarrers Sohn oder die alleinseligmachende Kirche (Breslau, Kern 1846) ist eine Art von Lehrroman, den wir besonders römischen Katholiken empfehlen, welche mit den Grundgesetzen ihrer eigenen Kirche noch nicht näher bekannt wurden. — Der deutschkatholische Geistliche J. G. Keilmann in Offenbach hat eine Schrift von ge-

Digitized by Google

wichtigem Inhalte herausgegeben: „Was kann einem Deutschkatholiken noch Religion seyn? Eine Antwort auf diese Frage mit der Weltanschauung und Gotteserkenntniß eines Deutschkatholiken, in Predigten", begleitet von Vorwort, Einleitungen und Noten, welche wir den denkenden Menschen jeder Bildungsstufe nicht minder empfehlen, als die Predigten selbst. Keilmann ist, nach seinem eigenen Ausdrucke, Bekenner und Lehrer der confessionslosen Religion und Religiosität. Er sagt in Bezug auf seine nicht in theoretische und praktische Theile geschiedenen Predigten: „Ich kenne keine Wahrheiten und keine Erkenntnisse auf religiösem Gebiete, die noch besonders nöthig hätten, auf das Leben hinübergeführt zu werden; alle sind dem Leben selbst entnommen und bewegen sich im Leben." Treffend sagt er von der Selbstsucht der exclusiven Philosophen: „Sie sitzen, wie die Götter des alten Griechenlands, in dem lichtvollen Himmel, verbannen aber den armen Prometheus, der an ihrer ewigen Sonne die kleine Fackel ansteckt und mit dem leuchtenden Feuer der armen Menschheit das Leben gibt." Ob die Kraft und Innigkeit, womit K. seinen Glauben an das „Eine große Sakrament der Liebe" predigt, von den katholischen Sonntagsblättern und angeblich evangelischen oder allgemeinen Kirchenzeitungen seines Vaterlandes anerkannt werden wird, steht sehr zu bezweifeln. Wir bitten die Kritiker solcher Blätter nur, gegen redliche Männer, wie Keilmann, Schell und andere ihnen verhaßte Lichtfreunde aller Confessionen keine im Turnierbuche der Geister für unehelich erklärte Waffen und Finten zu gebrauchen, wie leider nicht selten schon vorgekommen ist. Wo für die Liebe kein Raum ist, sollte mindestens die Gerechtigkeit noch gelten, und Niemand unrecht für sein Recht kämpfen!

Offenbach, Ende Januars. Dr. Lorenz Diefenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Eisenbahnstatistik.) Laut einer Uebersicht des Mannheimer Journals waren zu Ende 1846 im Ganzen 594 geographische Meilen deutscher Eisenbahnen vollendet und im Betrieb, deren Bau und Einrichtung zusammen die Summe von ungefähr 270,000,000 fl. gekostet haben. Von diesen fertigen Strecken fallen auf Oesterreich im Ganzen 150 geographische Meilen, auf Preußen 231, auf Baiern 29, auf Sachsen 37, auf Baden 35 auf Hannover 12, auf Braunschweig 13, u. s. w. Die Baukosten für die bereits fertigen Strecken betragen für Oesterreich ungefähr 72,000,000 fl. Conv.-M., für Preußen 65,000,000 Thaler. — Eisenbahn in England: Meilen 680, Kosten 1,183,200,000 fl.; Frankreich: Meilen 184, Kosten 192,600 000 fl.; Belgien: Meilen 65, Kosten 70,071,363 fl.; Holland: Meilen 21, Kosten 15,523,200 fl.; Italien: Meilen 30, Kosten 21,975,480 fl.; Dänemark: Meilen 4, Kosten 1,334,400 fl. Rußland: Meilen 23, Kosten 10,276,800 fl.; Vereinigte Staaten von Nordamerika: Meilen 1208, Kosten 304,800,000 fl; Cuba: Meilen 5, Kosten 3,374,400 fl. — Die auf dem ganzen Erdball bis jetzt angelegten Eisenbahnen belaufen sich auf 2770 Meilen, und kosten 2,070,185,643 fl. Deutschland hat unter allen Staaten die wohlfeilsten Eisenbahnen, indem hier die Meile durchschnittlich auf 496,320 fl. zu stehen kommt, während sie in England 1,740,000 fl.; in Frankreich 1,045,200 fl.; in Belgien 985,200 fl. kostet. Die theuerste Bahn hat England. Es ist die von London nach Blackwell, welche bei einer Länge von $^3/_5$ deutscher Meile 15,468,000 fl. gekostet hat.

Wie man den „Gränzboten aus Wien" schreibt, ist vor einiger Zeit in der Registratur der Hofkanzlei durch Zufall Wallensteins und Kerzkys Privatkanzlei entdeckt worden. In Folge der an die Staatskanzlei und unmittelbar an den Kaiser gemachten Anzeige erhielt die Hofkanzlei den Auftrag, die Akten aufzuheben, zu lesen und mit kurzer Inhaltsanzeige zu begleiten. Nach halbjähriger Arbeit kam man damit zu Stande und legte sie dem Fürsten Staatskanzler zur weitern Disposition vor.

Nachrichten aus Adelsbert in Krain melden von einem in der dortigen Gegend stattgefundenen, in dieser Jahreszeit so starken Gewitter, wobei der Blitz in den Thurm der Kirche zu St. Peter ($1^1/_2$ Stunden von Adelsberg) mit ungeheurer Heftigkeit gerade zur Zeit des Gottesdienstes, bei welchem an fünfhundert Personen versammelt waren, einschlug. Das Dach des Thurmes verbrannte zum Theil und wurde zum Theil weggeschleudert, und Glocken und Uhrwerk beschädigt. In die Kirche eindringend, hob der Blitzstrahl vier große Steine, worauf Menschen standen, aus der Erde, zersplitterte einen Kirchstuhl, in welchem fünf Personen befindlich waren, riß an 40 Personen ihre mit Nägeln beschlagene Beschuhung von den Füßen, und zerriß ihre Kleider; zertrümmerte dann zum Theil noch die Kirchhofmauer und jene der Kaplanei. Wie durch ein Wunder aber ist Niemand bei dem Unfalle umgekommen, und die dabei Betäubten sind bald wieder zur Besinnung gebracht worden.

Die meisten Guillotinen, deren man sich in den verschiedenen Ländern von Europa bedient, werden in Paris verfertigt. Ein dortiges Blatt meldet, daß seit kurzem wieder fünf dieser traurigen Instrumente nach dem Auslande abgegangen seyen, und zwar zwei nach Deutschland, eine nach Dänemark und zwei nach Griechenland.

(Von der Ruhr.) In dem Kreise B. trug sich folgendes zwar verabscheuungswürdige, dennoch aber die Theilnahme für den unglücklichen Thäter in Anspruch nehmende Verbrechen zu. Der Kötter O. zu R. machte der Polizeibehörde zu B. die Anzeige, daß man ihm ein frisch geschlachtetes Schwein, einen Theil seiner Betten und andere Gegenstände gestohlen habe. Den wegen dieses Diebstahls hegenden Verdacht wollte er jedoch aus Furcht vor dem muthmaßlichen Thäter nicht mittheilen. Es blieb derselbe deßhalb auch unermittelt. Bald darauf erschien derselbe O. wiederum bei der Polizeibehörde und denunzirte sich selbst als Brandstifter, indem er das Haus des ungefähr 200 Schritte von ihm wohnenden Kötters E. vor einigen Tagen angezündet habe. Als Motive dieser That gab er an: Er sey kürzlich an dem Hause des E. vorübergegangen und habe dort gesehen, wie solcher sich an seinem sauer erworbenen Schweinefleisch gütlich gethan, auch habe er einen Theil der ihm gestohlenen Betten dort liegen sehen. Dies habe eine solche Erbitterung bei ihm hervorgerufen, daß er desselben Abends Kohlen dorthin getragen, und solche auf das Strohdach des angebauten Ziegelstalles geschüttet habe, in Folge dessen des E. Wohnhaus gänzlich niedergebrannt sey. O., ungefähr 60 Jahre alt, war bisher ein durchaus arbeitsamer, redlicher Mann. Später ermittelte es sich, daß E. wirklich den O. bestohlen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 7. Febr.

Vorgestern ist die neue zweiactige Oper: „die Braut des Herzogs", gedichtet und componirt von Hrn. Hof-Kapell-Musikdirektor L. Schlösser, zum Erstenmale wiederholt worden. Bei dieser zweiten Darstellung schien sich das ziemlich besetzte Haus (obschon es kein Sonntag war) von den eigenthümlichen Vorzügen der neuen Composition noch mehr zu überzeugen, da z. B. die Ouverture und auch andere Partieen sehr beifällig aufgenommen wurden. Man hofft, die neue Oper im Laufe der Saison noch öfter zu sehen, besonders, wenn, wie auch vorgestern, Mad. Marlow darin als Don Carlos auftritt, eine Rolle, in welcher sich dieselbe mit ächt jugendlichem Humor und der gemüthlichsten Gesangeslust bewegt. — Hr. B. Altfuldisch, Mitglied der Hofkapelle und ausgezeichneter Flötenspieler, hat neulich in dem Theater eine von ihm für sein

Digitized by Google

Instrument nach einem Thema aus der „Nachtwandlerin" componirte Fantasie in einer Weise vorgetragen, daß man alle Feinheiten und Eigenthümlichkeiten der Flöte genau unterscheiden konnte. Das Haus zollte ihm den lebhaftesten Beifall. — Die Kunst, wenn sie in das Leben eingeführt wird, ist das wirksamste Gegenmittel gegen Egoismus und jenes Pfahlbürgerthum, dem in Deutschland leider noch so viele Altäre errichtet sind. Seitdem die Künste in holder Eintracht hier durch alle Klassen der Gesellschaft ihren Weg genommen und nach allen Seiten hin ihre schönsten Blüthen freigebig ausgestreut haben, hat auch in unseren Kreisen das gesellige Leben, welches sonst ziemlich einförmig war, bedeutend gewonnen. Erst vor Kurzem konnte man sich davon bei dem so schön arrangirten Mozartfest überzeugen, und gestern Abend war zu ähnlicher erfreulicher Wahrnehmung Gelegenheit geboten durch eine im großen Saale „zur Traube" veranstaltete Abendunterhaltung des Sängerkranzes, welcher ein Ball folgte. Die einzelnen Musikstücke, Chöre und Lieder wurden unter des Hrn. Watzinger Direktion sehr exact ausgeführt. Es ist übrigens ein schönes und anerkennenswerthes Streben unserer gewerbtreibenden Jugend, daß sie, außer ihrem bürgerlichen Berufe, auch noch etwas Höheres im Leben erkennt und schätzt, ich meine nämlich die den Erholungs- und Feierstunden vorbehaltene fleißige Uebung der Künste, welche die Pflegerinnen des Gemeingeistes und wahren Bürgersinnes sind. Auf dem platten Lande, unter der ackerbautreibenden Klasse, haben sich schon ähnliche Bestrebungen mit Erfolg kund gegeben, und auch sie verdienen die vollste Anerkennung ihres beifallwürdigen Strebens, welches von veredeltem Selbstgefühl und höherem Kulturbedürfniß Zeugniß ablegt.

Worms, 15. Febr.

Nro. 45 Ihrer Didaskalia bringt einen Bericht von hier über hiesige Zustände vom 8. d. M., unter Anderm über die hiesige deutsch-katholische Gemeinde. Der Berichterstatter fürchtet zu viel, wenn er eine Spaltung der Gemeinde prophezeihen zu müssen meint. Die Gemeinde erwartet zur Ausgleichung ihrer Streitigkeiten eine Commission, die aus Ehrenmännern besteht und die trübe Quelle des Zankes sogleich aufzufinden und zu verstopfen wissen wird. Es sind keineswegs Glaubenssätze, welche in Frage stehen, sondern Persönlichkeiten, um die es sich dreht. Der Korrespondent spricht von zwei Parteien. Er hat dann Recht, wenn man die Gemeinde mit dem neuen Vorstande und dem Pfarrer Schröter auf der einen Seite und einzelne Mitglieder des alten Vorstandes und ein paar Gemeindeglieder mit Pfarrer Marx auf der andern Seite Parteien nennen darf. Auch zweifelt der Korrespondent am Nachgeben der Streitenden. Vom neuen Vorstande können wir sagen, daß er sofort und gern sich bereit finden wird, sein Amt in andere Hände zu legen, sollte die mit Ungeduld erwartete Commission den Vergleichungsvorschlag machen, daß die Gemeinde zu einer ganz neuen Wahl des Vorstandes schreite. Die eine Partei wird als radical hingestellt, die andere als conservativ. Jene erstere Partei, d. i. die Gemeinde mit dem Pf. Schröter, steht klar und fest auf dem Grunde der Leipziger Bekenntnißschrift; sie verfolgt den Weg und das Ziel der gegenwärtigen Kirchenverbesserung eben so muthig wie besonnen, eben so frei wie gesetzlich. Sie weiß sich unter dem Schutze einer erleuchteten Regierung und noch mehr unter dem Schutze des allmächtigen Gottes, der die Wahrheit liebt.

Kostheim, 10. Febr.

Da die Landstände jetzt versammelt sind, so dürfen wir es nicht unterlassen, diese Gelegenheit zu benutzen, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der besonders für zwei Orte der Provinz Rheinhessen von größter Wichtigkeit ist. Vollkommen sind wir zwar überzeugt, daß die großherzogl. Regierung den Ackerbau zu heben kein Opfer scheut; dennoch kann es vorkommen, daß an einem Orte, wenn die Sache nicht hinlänglich beleuchtet wurde, ein bedeutendes Hemmniß der Kultur besteht. Dieses wird aber gewiß beseitigt werden, wenn Umstände und Verhältnisse es einigermaßen gestatten. Solches Hemmniß einer besseren Cultur zweier Orte besteht wirklich durch das hohe Brückengeld, welches Castel und Kostheim besonders für Fuhrwerk entrichten müssen. Obschon wir Kostheimer zum Kreise Mainz gehören, so zahlen wir dennoch, um mit einem leeren zweispännigen Wagen nach Mainz und zurück zu fahren, 32 Kreuzer. Wir sehen uns dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, abgesehen von den vermehrten Abgaben jedes, auch des kleinsten Quantums unserer Production, den größten Vortheil gänzlich zu entbehren, den die Nähe der Stadt dem Landwirth im Allgemeinen zu bieten vermag, einen Vortheil, den die jenseitigen Orte um Mainz im vollsten Maße genießen und der ihren Wohlstand hauptsächlich begründet, nämlich: den städtischen Dung meist umsonst oder für einen mäßigen Preis auf die Felder fahren zu können. Wir würden hier, wenn wir die nahe Quelle der städtischen Dungmittel frei benutzen dürften, da die Localität sich ganz dazu eignet, auch den Gemüsebau mit Vortheil einführen können und dadurch den Erwerb um ein Bedeutendes zu steigern im Stande seyn; denn beiläufig zwei Morgen mit Gemüsebau ernährt eine Familie, während viele Morgen Land, ein großer Aufwand von Geschirr und Betriebskapital dazu gehören, um durch Ackerbau eine Familie zu ernähren. Und die Einführung des Gemüsebaues wäre als ein vermehrtes Erwerbsmittel um so zweckmäßiger, als die Population hiesigen Orts sich sehr vermehrt hat und eine bedeutende seither bestandene Quelle des Verdienstes durch die herangenahte Vollendung des Festungsbaues gänzlich versiechen wird. Da die bedauerliche, die gegründete Besorgniß immer mehr steigernde Zunahme der Kartoffelkrankheit für eine zukünftige sichere Ernährung des Volkes immer bedenklicher wird, so glaube ich, daß auch im Allgemeinen eine Förderung und Vermehrung des Gemüsebaues eine Aufgabe der Zeit seyn dürfte. Möchte eine weise Regierung es nicht übel deuten, wenn wir ihr bescheidentlich durch die Landstände einen Gegenstand vorzuführen uns erlauben, der gewiß eine Berücksichtigung verdient.

C. S..f..ch.

Programm des Museums.

Am 19. Februar.

Symphonie von Beethoven (B-dur).

Deutsche Größe in deutscher Tonkunst; verfaßt und vorgetragen von Hrn. Dr. Heyden.

Concerto für die Clarinette von Röhrig; vorgetragen von Hrn. Mehner.

Die drei Savoyarden, Gedicht von Schnetzler; gesprochen von Fräul. Elise Marsteller.

Des Sängers Worte, Gedicht von Seidl; gesprochen von Fräul. Elise Marsteller.

Lied von Mendelssohn; vorgetragen von Hrn. André.

Die Gletscherwelt, Gedicht von Hrn. Dr. Lucä; gesprochen von Hrn. Breuer.

Lied der Mignon, von Goethe, componirt von Reichardt; gesungen von Fräul. Elise Marsteller.

Ouverture von F. W. Rühl.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusche) wird um halb 6 Uhr geöffnet. — Alle Museumskarten sind persönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Febr. (Neu einstudirt): Adrian van Ostade, Oper in einem Act, von Treitschke, Musik von Joseph Weigl. Hierauf (zum Erstenmale wiederholt): Der Schauspieldirektor, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von W. A. Mozart.

Samstag, 20. Febr. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Cherubin: Fräul. Laupheimer, vom großherzogl. Hoftheater zu Darmstadt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 51. Samstag den 20. Februar 1847.

Erinnerungen aus Ostindien.

(Nach dem Tagebuch eines englischen Offiziers.)

Schon den ganzen Abend hatten wir am Whisttisch verbracht, und eben wieder, obgleich die Nacht schon weit vorgerückt, war ein neues Spiel begonnen. Marey, der stets vom Glück Begünstigte, gewann Robber auf Robber; seine Miene wurde stets heiterer, im Verhältniß als die unsrigen anfingen sich zu verdüstern. Plötzlich aber änderten sich seine Gesichtszüge, er, der sonst so schnell Entschlossene, schien sich zu bedenken.

„Nun, Marey, so spiel' doch!" rief Churchill, der wildeste und liebenswürdigste Springinsfeld, der je eine Garde-Uniform getragen.

„Stille, stille," bat Marey, sichtlich erblassend.

„Fühlst Du Dich unwohl," sagte ein Anderer, eine Bewegung machend, um ihn zu unterstützen, denn es schien wirklich, als ob Marey von einem in den heißen Zonen häufigen, plötzlichen Krankheitsfalle ergriffen sey.

„Um's Himmels willen, rührt Euch nicht!" erwiederte Marey, mit von Angst unterdrückter Stimme, „wenn Euch an meinem Leben das Geringste liegt, so rührt Euch nicht!"

„Was soll das heißen? Hat er den Verstand verloren?" fragte Churchill, sich an mich wendend.

„Bleibt ruhig, bewegt Euch nicht!" fuhr Marey fort, seine Stimme so unterdrückend, daß auch nicht die geringste Spur einer Bewegung an seinem Körper wahrzunehmen war. „Wenn Ihr Euch rührt, so bin ich des Todes."

Als wir uns mit Erstaunen anblickten, setzte er hinzu:

„Verhaltet Euch ruhig, es ist dies meine einzige Hoffnung; eine Brillenschlange *) hält mein Bein umschlungen."

Bei diesen Worten wollte ein Jeder von uns instinktmäßig vom Stuhle aufspringen, doch ein flehender Blick des Unglücklichen hielt uns ab, obgleich wir wohl wußten, daß wenn die Natter sich von Marey losmachte, und Einen von uns angreife, dieser verloren sey, denn so fürchterlich in seinen Wirkungen ist das Gift dieses abscheulichen Reptils.

Der arme Marey war gekleidet, wie man sich in Madras Abends gewöhnlich kleidet, das heißt in kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen, so daß er jede Bewegung der Viper deutlich fühlen mußte. Seine Gesichtsfarbe wurde schwarzblau, die wenigen Worte, die aus seinem Munde kamen, bewegten die Lippen nicht. Er athmete kaum, so sehr fürchtete er, durch eine Bewegung seinen Feind zu reizen und dadurch die Entwickelung der schrecklichen Katastrophe herbeizuführen.

Unsere Angst war nicht geringer als die seine.

„Wie fest sie mein Bein hält," hauchte Marey, „ich fühle ihren kalten Körper .... Sie preßt sich zusammen .... In's Himmels Namen! noch ein Mittel giebt's. Laßt Milch holen, ... schnell! ich wage nicht laut zu sprechen .... Man soll sie in einem Teller in meine Nähe stellen ... etwas davon auf den Boden gießen."

Churchill wiederholte mit leiser Stimme den Befehl, und ein Diener schlich sich aus dem Zimmer.

„Bewegt Euch nicht, Narthcote, Du hast den Kopf gedreht; bei allem was heilig ist, thue das nicht wieder, mein Leben hängt davon ab ... Ach, ich habe in England eine Frau und zwei Kinder. Sagt Ihnen, daß ich sie segnend sterbe. Meine letzten Gedanken sind bei ihnen ... ich spüre, wie sie gegen das Knie kömmt ... ich hinterlasse ihnen alles, was ich besitze ... Es kömmt mir vor, als fühl' ich ihren giftigen Hauch. O Gott, daß ich so sterben muß."

Die Milch wurde vorsichtig gebracht, und nachdem der Diener der Vorschrift seines Herrn nachgekommen war, zog er sich, eben so bleich als alle Uebrigen, zurück.

„Ach, es wirkt nicht," sagte ganz leise der Unglückliche. „Im Gegentheil, sie schnürt sich immer fester. Jetzt entfernt sie ihren Kopf, um desto sicherer mich zu fassen ... Ich wage nicht hinzusehen .... Gott! Dir empfehle ich meinen Geist, vergieb mir meine Schulden .... Es ist meine letzte Stunde."

Nach einem Augenblick des Schweigens fuhr er fort:

„Es ist nicht Mangel an Muth; ich möchte wohl standhaft bleiben, aber das übersteigt menschliche Kräfte. Durch den Zahn eines so ekelhaften Thieres zu sterben, wissen zu müssen, daß in wenig Augenblicken sein Gift durch die Adern rinnt. Das ist schrecklich! .... Ich bin nicht feig, sagt nicht, daß ich feig sey. Es wäre mir nicht schmerzlich gewesen, durch einen Degenstoß oder eine Kugel auf dem Schlachtfelde zu sterben .... aber diese Viper, diese fürchterliche Viper .... Ha! sie windet sich von neuem, sie läßt mich nach und nach los. Sollte sie zu Einem von Euch gehen .... Doch nein, die Milch wird sie anziehen." —

Wir machten alle Drei unwillkärlich eine Bewegung.

„O, Mitleid, Mitleid, rührt Euch nicht, oder ich bin verloren! Habt Erbarmen! ... Sie verläßt mich, bewegt Euch nicht, oder seyd auf Eurer Hut. Churchill, ich glaube, sie geht auf Deine Seite, gieb Acht!"

Churchill zeigte die größte Festigkeit, er blieb unbeweglich, wie eine Statue.

„O, noch hält sie mich umschlungen! ich bin des Todes. Doch nein, jetzt verläßt sie mich plötzlich."

Marey wagte nun unter den Tisch zu blicken. Das Ende der Schlange lag unter seinem Fuße, ihr Kopf in dem Milchteller.

„Ich bin gerettet! ich bin gerettet!" rief Marey, vom Stuhl empor springend und ohnmächtig in die Arme seines treuen Dieners sinkend, der ihn auf sein Zimmer trug.

*) Coluber Naja.

Digitized by Google

Es ist unnöthig zu sagen, daß wir uns augenblicklich entfernten. Die Schlange wurde in dem Moment, wo sie ihren Rückweg durch das Fenster antrat, durch einen Säbelhieb getödtet.

Noch kann ich nur mit Schrecken dieser fürchterlichen Scene, deren kleinste Einzelnheiten mit unverwischbaren Zügen in meinem Gedächtniß eingeprägt sind, gedenken.

Für Einen von uns hatte der Vorfall, leider! die traurigsten Folgen. Marey konnte sich nie mehr ganz erholen, er führte einige Jahre ein sieches Leben und fand endlich im heimathlichen England ein frühes Grab. C.

Bonmots von Saphir.

Im „Humoristen" theilt Hrn. Saphir's Bedienter eine Reihe von Witzen und Anekdoten mit, die derselbe beim Ausklopfen des Fußteppichs seines Herrn gefunden haben will. Wir finden unter diesen „Teppichwitzen" folgende ergötzliche Einfälle:

Man fragte neulich meinen Herrn, was er von dem Hrn. N. halte, der des Tages unter dem Pantoffel steht und Abends zu Hause bleiben muß, wenn die Frau in Gesellschaft geht. — „Ei!" antwortete S., „bei Tag ist er ein Weib und bei Nacht eine Wittwe!"

Jemand wollte ihm im Theater die Uhr stehlen, er aber faßte dessen Hand und sagte: „Verzeihen Sie, dazu ist sie nicht aufgezogen worden!"

Auf der letzten Gewerbeausstellung ging mein Herr immer herum, und schien etwas zu suchen. Die Betheiligten fragten ihn, was er denn suche? Er erwiederte: „Die Claqueurs haben ja auch ein Gewerbe, warum hängt keiner da?"

Unter den vielen Abschnitzeln fand ich auch Folgendes: „Die jetzigen sieben fetten und sieben magern Kühe." In jedem Geoßhandlungshause findet sich am Ende des Jahres, daß die „sieben magern Kühe" die „sieben fetten Kühe" verschluckt haben. Die „sieben fette Kühe" sind die „sieben dicken Handlungsbücher": „Hauptbuch" — „Kassibuch" — „Waarenlagerbuch" — „Skontro" — „Wechselbuch" — „Conto pro diversi" — „Strazza". — Da kommen die „sieben magern Kühe", die sieben Büchlein der lieben Hausfrau: — „Küchenbüchlein" — „Waschbüchlein" — „Schneiderbüchlein" — „Schusterbüchlein" — „Marchandes-de-Modes-Büchlein" — „Ball- und Tanz-Büchlein" — und „Badereise- und Landpartie-Büchlein", und diese sieben kleinen Büchlein haben die sieben dicken Bücher verschlungen, rein aufgegessen!

Mannichfaltigkeiten.

(München, 11. Febr.) Die in unserm gestrigen Journal bereits erwähnte Illustration der deutschen Ueberlandpost in den „fliegenden Blättern" zeigt in der ersten Abtheilung: Einst und jetzt, links die ehemalige Schneckenpost. Das gesattelte Sinnbild der Langsamkeit hält Rast an einer Krippe vor dem Wirthshause, während der Postillon, mit dem Trinkglas in der Hand, mit dem Wirthe ploudert und an die Fortsetzung seiner Reise wenig zu denken scheint. Einige bezopfte Landwehrmänner bewegen sich, der Schnelligkeit der Schneckenpost analog, im Hintergrunde; den Letztern mag die Vorwärtsbewegung des Vordermanns zu schnell seyn, da Einer den Andern am Rockschoß zurückhält und Alle zusammen ein sehr bekanntes Lied anzustimmen scheinen. Das „Jetzt" ist durch den österreichischen Doppeladler, der den brittischen Leoparden auf den Schultern trägt, und den hinten nachhinkenden ärgerlich krähenden gallischen Hahn, der einen Courierstiefel stecken läßt, charakterisirt. Nicht überflüssig und sehr sinnig ist das „Honny soit qui mal y pense" angebracht. Nun folgt die Wettfahrt selbst, die, obgleich nicht als Caricatur aufgefaßt, das Feld derselben hart an der Gränze der Allegorie streift. Rosse mit Fledermausflügeln an den Füßen brausen mit dem Wagen in solcher Hast dahin, daß der Zollschlagbaum zersplittert zusammenbricht, die Vögel im Fluge zurückbleiben, der ehrliche Hans Michel, Wirth des Gasthofs zur Schnecke, die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt, der neben ihm stehende Hauderer die Peitsche aus der Hand fallen läßt und der herbeigeeilte Zollschreiber in ein solches Entsetzen geräth, daß ihm die Kniee zusammenbrechen und die Kraft des sich emporsträubenden Haars die Mütze in die Höhe schnellt. Lieutenant Waghorn, in einer Hand die Pistole, in der andern die Börse haltend, scheint zu rufen: „Durch! um jeden Preis!" Der Courier des österreichischen Lloyd (Hr. Prinzhofer) reicht dem Postillon von hinten eine wohlgefüllte Flasche, welcher derselbe den Untertheil seines Gesichts in voller Hingebung widmet, während der Obertheil mit weit aufgerissenen Augen ganz dem dämonischen Pferdegespann angehört. Derselbe geisterhafte Ausdruck belebt auch die Augen des Postillons, und irren wir nicht, so deuten auch die Ohren desselben und sogar deutliche Spuren von Hörnchen auf etwas Diabolisches, dessen mitwirkendes Element durch den nebenher fliegenden und die Räder schmierenden Kobold (vielleicht der des mercantilen Interesses) noch mehr bekräftigt wird. Hintenauf steht eine dem Handelsgott ähnliche Gestalt mit der geflügelten Matrosenkappe des österreichischen Lloyd und beschwingten Courierstiefeln. Es ist der Lloyd'sche Redakteur Hr. v. Schwarzer, der bis jetzt die schnellste Fahrt vollbracht und durch persönliche und publicistische Thätigkeit der Ueberlandpost viele Freunde geworben. Sein Schreiben während der Fahrt, sowie das Auswerfen von Zeitungsblättern deutet auf die merkwürdige praktische und geistige Doppelthätigkeit des Lloyd, auf dessen gewandtes und kluges Vorbereiten, welches der energischen Ausführung das Feld ebnet, keinen Vortheil unbenutzt läßt, und mit jugendlicher Siegesgewißheit sein Ziel verfolgt. In und an dem Wagen sind Schinken, Würste, Weinflaschen u. s. w. reichlich angebracht; hohe Gebirge und die Alpenhütte deuten auf die Schwierigkeiten der Fahrt. — Möge die das lebendige Leben und Treiben erfassende Satyre und Caricatur immer mehr Raum in den fliegenden Blättern gewinnen; die Thätigkeit der Kunst in diesem Genre ist eine höchst fruchtbare, und die Deutschen finden endlich Gelegenheit, zu zeigen, daß sie auch hierin hinter den Fremden nicht zurückstehen. — Eine Illustration der zweiten, bekanntlich gegen die Franzosen verlornen Wettfahrt, welche in Marseille herauskam, steht in jeder Hinsicht gegen die oben besprochene Leistung weit zurück. (Allg. Z.)

An Sängerfesten wird's (meint die Dorfzeitung) auch in diesem Jahr in Deutschland nicht fehlen. Die Sänger schmieren bereits ihre Kehlen und freuen sich, zu Pfingsten in Meiningen, einige Wochen später in Lübeck und zu Ende Juli in Regensburg ihre Stimmen erschallen zu lassen.

Der Naturforscher Smee in London hat die Entdeckung gemacht, daß die Kartoffelkrankheit von den Verwüstungen herrühre, welche ein kleines Insekt, die Kartoffelblattlaus (Aphis vastator) anrichte, indem sie das Blatt beschädige, den Saft einsauge und die regelmäßige Verbindung zwischen Blatt und Wurzelknollen störe. In den beiden letzten Jahren habe sich dieses Insekt in ungeheurer Menge gezeigt. Auch andere Pflanzen, wie die gelbe Rübe, die Zuckerrübe, das Radischen, würden von diesem Schmarotzer heimgesucht.

In Karlsruhe ist wieder ein neuer „Wetterprophet" aufgestanden, der Dr. Eisenlohr. Er hat das Wetter nicht bloß für einen Monat, sondern für das ganze Jahr vorausbestimmt und will's besser verstehen als der Römhilder Calendermacher und sein

Digitized by Google

College Stiefsel. Er verkündigt einen baldigen, größtentheils schönen, warmen und trockenen Frühling, grüne Ostern, einen anfangs ziemlich kühlen und regnerischen, dann aber heißen und trockenen Sommer, und endlich einen hellen und freundlichen Herbst. Was aber die Hauptsache ist, er läßt uns auf ein sehr reiches Fruchtjahr hoffen, Getreide, Obst, Futterkräuter, Kartoffeln, Alles im Ueberfluß. Das Weinjahr soll nur mittelmäßig werden. (Dorfz.)

(Neapel, 1. Febr.) Mehrere starke Gewitter kühlten die schwüle Scirocculuft bedeutend ab. Das klingt im Januar sonderbar, hat aber seine buchstäbliche Richtigkeit. Nach heftigen Stürmen, Kälte und Schneegestöber hatten wir eine Reihe der mildesten, glänzendsten Vorfrühlingstage: vor der Villa reale wimmelte es von armen Mädchen und Frauen, welche duftende Veilchen und Rosen verkaufen, und solche den in stolzen Wagen vorüberrauschenden Damen in den Schooß werfen; die Gärtner ebnen die Beete, auf denen bereits Hyacinthen, Narzissen und Crocus emporstreben, der Posilippohügel läßt aus dem Grau der Feigenbaumäste und Rebstöcke, welche die emsigen Weinbauer binden und beschneiden, schon die weißen Mandelblüthen wie zerstreute Schneepolster hervorschimmern, und ein blaugrauer Duft schwebt als niemals täuschender Bote wärmerer Tage über Capri's Felseninsel und Sorrento's Landzunge.

(Freiburg, im Breisgau, 6. Febr.) Ein früher hier unbekannter Zweig industrieller Thätigkeit hat sich in neuerer Zeit in der Fabrikation des Schaumweines zu ansehnlicher Höhe erschwungen, und erweis't sich für diese weinreiche Gegend von großer Bedeutung und Wichtigkeit, weil sie die Veranlassung ist, daß die feineren Sorten von Trauben nun besonders gesucht sind, daher auch vorzugsweise gepflanzt werden und die Preise derselben auf eine die Mühe des Producenten reichlich lohnende Weise sich heben, was mehr zur Veredlung des Rebbaues beiträgt, als alle bisherigen Ermunterungen und Aneiferungs-Versuche vermocht haben. Es bestehen hier drei derartige Geschäfte, nämlich der HHn. Hieber, Kuenzer und Waldschütz. Ausgezeichnet und dem besten französischen Champagner, den ich kennen zu lernen langjährige Gelegenheit hatte, zur Seite stehend, fand ich den Schaumwein der Hieber'schen Weinhandlung, ein Fabrikat, dessen Vortrefflichkeit die gründlichste Art des Verfahrens bei der Zubereitung erkennen läßt, um ein so vollkommenes Erzeugniß zu erzielen. Hierwegen ist auch Hrn. Hieber bereits die rühmlichste Anerkennung zu Theil geworden, indem schon bei der Versammlung der deutschen Wein- und Obstproducenten zu Freiburg im Jahr 1845 der Hieber'sche Schaumwein als der beste unter den eingesandten Proben erklärt wurde, und nun als ehrende Bestätigung des frühern Urtheils die gleiche Versammlung, welche im September 1846 zu Heilbronn stattgefunden, in Folge Gutachtens der erwählten Commission zur Weinprüfung unter den eingekommenen Mustern dem Schaumweine des Hrn. Johann Jacob Hirber den ersten Preis und zwar, wie ich selbst Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, mit dem Prädikate zuerkannte: „ein vorzüglich deutscher Schaumwein, der selbst den Anforderungen der an den französischen Champagnerwein gewöhnten Gaumen entspricht." Daß dieses Urtheil wohl verdient ist, kann ich, als Kenner, bestätigen und habe mich, wahrhaft überrascht durch die Güte und Reinheit des Fabrikats, hier länger hiebei verweilt, weil ich wünsche, daß das sehr gelungene Unternehmen in weiteren Kreisen bekannt und dem edlen Getränke auch im fernen Auslande die gleiche Verbreitung und verdiente Anerkennung zu Theil werden möge, deren sich dasselbe im Inlande weithin zu erfreuen hat.

(Berlin.) Ein interessanter Fall kam hier neulich bei'm Gericht vor. Ein Mann klagte auf Scheidung von seiner Frau, weil letztere sich der Trunksucht ergeben hatte, wogegen die kräftigsten Mittel, selbst unsere Mäßigkeitsvereine nichts fruchteten. Die Ehegattin sträubte sich indeß wider die Scheidung und negirte hartnäckig ihre Inclination zu spirituosen Getränken. Bei ihrem Ehescheidungs-Termin erschien dieselbe, aber in einem so trunkenen Zustande, daß die Richter sich selbst von dem Laster der Frau überzeugen und nun ohne Weitläufigkeiten in die Ehescheidung von Rechtswegen konsentiren konnten.

Die Königin von Spanien hat ihrem Leibarzt Don Pedro Castello den Titel eines „Marquis der Gesundheit" (de la Salud) verliehen. Diese Art von Titelverleihungen, die sich auf irgend eine persönliche Eigenschaft beziehen, ist in Spanien nicht Ungewöhnliches. Da giebt es Herzoge des Sieges, des Friedens, der Treue, Marquise der Eintracht, der Gesetzlichkeit u.

(Schädlichkeit des Heißessens.) Ein englischer Arzt hat ein Werk in London herausgegeben: „Die Schädlichkeit des Heißessens" betitelt, worin er durch eine Menge von Beispielen zu beweisen sucht, daß die meisten Krankheiten der Menschen durch den Genuß der heißen Speisen herbeigeführt werden. Unter Anderem heißt es in dieser Brochüre: „Die Thiere genießen sämmtlich kalte Nahrung, und sie bleiben im Naturzustande durchaus gesund. Der Mensch allein genießt rauchend-heiße Speisen, als wenn er sich dadurch in die Klasse der bösen Geister zählen wollte, welche das ewige Feuer ihrer Wohnungen auf der Oberwelt nicht vermissen können. Hätte der Schöpfer den Menschen zur Erhaltung ihrer Körpermaschine heiße Kost angewiesen, so würde die Lava als wohlschmeckender Brei aus den Eingeweiden der Erde strömen, und die Baum- und Gartenfrüchte würden als feurige Kohlen dem Hungrigen entgegenlachen. Wir haben der Kochkunst keine Fehde geschworen, sie ist für Gaumen und Magen eine höchst ersprießliche Erfindung, aber der Mensch ahme nicht die heißhungrige Katze nach, welche das Fleisch aus dem Topfe zieht und es unter furchtbaren Qualen verschlingt.

Korrespondenz.

Köln, 10. Febr.

Ich habe Ihnen über die Einzelnheiten des gestrigen Festzugs zu berichten, in welchem Held Karneval sich seinem treuen Volkr, wie alljährlich einmal, in höchsteigener Person, diesmal aber als am Jubiläumstage in ganz besonderer Pracht und Herrlichkeit zeigte. Auf die Funken-Leibgarde des Fürsten und die Musik, welche den Zug eröffneten, folgten in bunter Reihe die fremden Gesandten, Clown und Spleen, Falstaff und Pistol, Don Quixote und Sancho Pansa, Pierrot und Harlequin, Pantalon und Colombine, Mephistopheles und Eulenspiegel, Kyan und Sundling. Sodann kamen die Hofkünstler, die Hofbäckerei, das Kleidermagazin und die Restauration des Hanswurst, sämmtlich auf Prunkwagen und auf's sinnigste ausstaffirt. Unter dem großartigen Hofstaate des Fürsten gewahrte man auch die drei Gesetzgeber des Freudenreichs, Liebe, Wein und Gesang, auf einem prachtvollen Wagen vereinigt, so wie die vier Jahreszeiten und die in reicher Galla einherstolzirenden Gesandten von Venedig. Dem Hofstaate folgten auf einer gewaltigen Carosse die Geschenke der Gesandten, worunter ungeheure Kuchen, ein riesiger Pocal von 15 Fuß Höhe und ein unermeßlicher Blumenstrauß hervorstachen. Den Ministern des Fürsten im vollen Ornate folgte ein Ritter mit dem Banner des Freudenreichs und nun erschien, überall mit lautem Jubel begrüßt, Held Karneval selbst auf seinem Thronwagen mit seiner Gemahlin Venetia. Vorn auf dem Thronwagen saßen der kölnische Bauer und die kölnische Jungfrau, die Abgesandten der carnevalistischen Residenzstadt. Unmittelbar vor und hinter dem fürstlichen Wagen tummelte sich eine Schaar von Hofcavalieren und Hofdamen zu Pferde; die Ehrengarde und ein Musikcorps bildeten den Schluß des imposanten Festzuges. — Am Abend versammelten sich Tausende von maskirten und unmaskirten Gecken und Geckinnen in den weiten Räumen des Gürzenich zum Festballe, der erst heute früh zwischen 4 und 5 Uhr ein Ende nahm. In diesem Augenblicke (Nachmittags 5 Uhr) ist der Gürzenich schon wieder dicht besetzt, indem beim Pickenik ein wogendes Getümmel sich an Speise,

Digitized by Google

Trank und Tanz gütlich thut. Auch die gestrigen Festbälle der zwei andern Carnevalsgesellschaften waren recht zahlreich besucht und es herrschte auf denselben der heiterste Humor. In unsern Straßen ist seit heute Morgen, von der eingetretenen besseren Witterung begünstigt, ein unaufhörliches Getreibe und Gedränge von Menschen und Masken jeder Art. Die vormittägige Vorstellung der hanswurstlichen Hofschauspieler im gedrängt vollen Casinosaale zeichnete sich durch Witz und Laune aus.

Darmstadt, 15. Febr.

Seit mehreren Tagen haben sich die Schneemassen auf den Straßen der Stadt und der Umgegend so sehr gehäuft, daß kaum durchzukommen ist. Ein wildes Schneegestöber begann gestern Nachmittag und hielt mit solchem Ungestüm an, daß es sich gegen Abend fast zum Schneesturm gestaltete. Dieser Vorgang schien von übler Vorbedeutung für die letzte Narrhalla-Versammlung auf dem Chausseehause bei Bessungen, wozu bereits alle Vorkehrungen getroffen waren. Allein weder die erbgesessene Narrenschaft, noch die Ehrenmitglieder, noch die eingeladenen Damen ließen sich dadurch abhalten. Unsere neue Droschkenanstalt bewährte auch diesmal wieder ihren großen Nutzen und so kam trotz des unablässigen Schneefalles und des brausenden Windes eine sehr große Gesellschaft zusammen, welche sich bis an den späten Abend mit gewohnter Heiterkeit vergnügte. — Bei dem von Hrn. Gustav Anton vor einigen Tagen im Gasthause zur Traube veranstalteten Konzert lernten wir denselben als einen braven Baritonisten kennen, der sich der Kunst des Gesanges mit unverkennbarem Erfolge gewidmet hat. Ein aufblühendes junges Gesangstalent, Fräul. Langheinz, verschönerte durch ihre Gegenwart und durch ihren Gesang den unterhaltenten musikalischen Abend, der außerdem noch mancherlei andere Kunstgenüsse darbot. — Durch das letzthin hier erfolgte Ableben des großh. Hofmalers, Hofrath Hill, der in seinem 80. Lebensjahre starb, ist jetzt Hr. Stäser ältester Hofmaler und vermöge seiner immer noch rüstigen Thatkraft berufen, diesen Posten zum Nutzen der Kunst auf eine Reihe von Jahren hin zu bekleiden. — Ehe ich meinen Bericht schließe, wollen Sie mir erlauben, über einige auch uns ziemlich nahe liegende Interessen des täglichen Lebens mich noch in Kürze verbreiten zu dürfen. Die Didaskalia enthielt letzthin eine betrübende Schilderung der bedauerlichen Verwüstungen, welche die sogenannte Phosphorkrankheit unter den Arbeiterinnen der Zündholzfabriken in Nürnberg bereits angerichtet haben soll. Die früher in demselben Blatte mitgetheilten Erfahrungen und Rathschläge des Dr. Rousseel stimmen damit vollkommen überein. Wir besitzen hier eine hübsche Anzahl solcher Fabriken, die mit zu den ältesten in Deutschland gehören dürften und übrigens sehr schwunghaft betrieben werden. Es hatte ein hohes Interesse für mich, mir ziemlich verlässige Auskunft darüber zu verschaffen, ob jene schreckliche Krankheitserscheinung sich auch unter den Arbeitern unserer Fabriken bereits schon gezeigt, oder in besorglicher Weise weiter verbreitet habe. Ich habe mich vielfältig an Ort und Stelle erkundigt, sowohl bei den Fabrikbesitzern, als auch bei den Arbeiterinnen (unter denen mitunter recht hübsche blühende Mädchen sind, die schon seit Jahren ihrem Fabrikberufe obliegen), und eine im Ganzen ziemlich befriedigende Auskunft erhalten. Man wußte mir nur zwei unangenehme Erfahrungen anzugeben, denen zufolge zwei Arbeiter, junge Leute von 19 — 20 Jahren, die mit der Zubereitung der Zündmasse beständig beschäftigt waren, vor etwa 6 Jahren zuerst mit heftigen Zahnleiden befallen wurden, welche sich als Vorboten des Knochenbrandes des Kiefers zeigten, an dem beide junge Leute im Spitale starben. Seitdem die Zubereitungsart der Zündmasse sich verändert hat (nicht mehr wie früher durch Reiben, wobei der Arbeiter beständig das Gesicht über der ausdünstenden Masse hatte), will man jene fürchterliche Krankheit hier nicht mehr beobachtet haben; wenigstens konnte ich nichts Näheres darüber in Erfahrung bringen. Eine andere Krankheit: Bronchitis oder Entzündung der Luftröhrenäste, scheint bei den hiesigen Fabrikarbeitern ebenfalls zu den seltneren Erscheinungen zu gehören. Daß in den Nürnberger Fabriken der fürchterliche Knochenbrand sich so häufig zeigt, hat vielleicht in rein localen Ursachen seinen Grund, vielleicht aber auch in der eigenthümlichen Composition und technischen Behandlung der Zündmasse, worüber, wie es mir scheint, nähere Untersuchungen angestellt zu werden verdienten. — Hat man den Phosphordampf und Schwefeldunst unserer Zündholzfabriken zur Genüge eingeathmet und dadurch einen Vorgeschmack von jener Hölle erhalten, welche die frommen Mönche des Mittelalters der sündigen Menschheit so fürchterlich ausmalten, so sehnt man sich gerne nach Erfrischung, nach einem verbesserten Geschmack, der wohl am sichersten und schnellsten durch ein Glas unseres edlen 1846r Weines erlangt werden kann. Bemerkenswerth in dieser Beziehung ist die Thatsache, daß in der Bergstraße, wo in den letzten 15 Jahren nicht ohne Einfluß des landwirthschaftlichen Vereins der Weinbau bedeutend vervollkommnet worden, im vorigen Herbste Weine von ausgezeichneter Güte gewonnen worden sind. Glaubhafter Mittheilung zufolge, wurde vor einigen Tagen dem Weinproducenten Hrn. Fütlaner zu Bensheim auf eine größere Quantität neuen Wein nicht weniger als 65 fl. pr. Ohm geboten, welcher schöne Preis ihm übrigens noch nicht als annehmbar geschienen hat. — Zu Bechtheim, im Kreise Worms, hat der ebenfalls trefflich gerathene 1846r schon viel günstige Nachfrage gefunden, so daß schon viel davon in's Ausland verkauft worden ist. Die Preise wechselten von 32 bis 45 fl. pr. Ohm. Was jetzt noch an Vorräthen dort vorhanden, möchte vorerst in ziemlich festen Händen ruhen, da die betreffenden Besitzer ganz in der Lage zu seyn scheinen, von den Handelsconjuncturen in ihrem Interesse frühe oder spät Nutzen ziehen zu können.

Patersberg, 11. Febr.

In der Stadt St. Goarshausen wurde am 9. Febr. das schon vor 5 Jahren projectirte und nun durchaus vollendete Schulhaus feierlich eingeweiht. Dies ganz nahe am Rheine stehende, massiv aus Steinen erbaute, zu zwei Lehrerwohnungen, zwei Schulsälen und einem Rathhaussaale eingerichtete prachtvolle Haus war schon in der Frühe von vielen Flaggen mit den Landesfarben umflattert. Jung und Alt strömte begierig in die hohen, weiten Räume, die Lehrer freundlichst beglückwünschend und sich freuend über die herrlichen, ihrem Zwecke vollkommen entsprechenden Säle. Der Schulvorstand, Lehrer und Kinder, so wie der von dem Hrn. Lehrer Schneider dortselbst dirigirte Gesangverein versammelten sich gegen 11 Uhr vor dem alten Schulhause und brachten ihm ein dankendes Lebewohl in einem eigens hierzu gedichteten Gesange. In geordnetem Zuge, begleitet von den festlich gekleideten Bewohnern der Stadt, gelangte die junge Schaar ꝛc. u das neue Schulhaus und „von heiligem Gefühl der Andacht tief durchdrungen", stimmten die Kinder in jener neuen Bildungsstätte ihr erstes Lob- und Danklied an. Nach vollendeter Rede des Hrn. Decan Manderbach, die Feier des Tages, den Zweck der Räume betreffend, Lehrer und Kinder und Einwohner zum Danke gegen die Gründer des Hauses ermunternd, sprach der katholische Geistliche dortselbst für und aus dem Standpunkte der Kinder ein recht inniges Gebet. Der Gesangverein und die Kinder beschlossen die Feier in einem Wechselchor. Diesen wurde auf Kosten der Stadtkasse ein kleines Andenken an diesen Tag mitgegeben. Möchte der in der neuen Bildungsstätte auszustreut werdende Same recht empfängliche Herzen finden und möchten die Herren Lehrer ihre Zufriedenheit und Heiterkeit, ohne welche der Jugendunterricht unmöglich gedeihen kann, bei der jetzigen theuern Lebensweise mit geringer Besoldung nicht verlieren! M.

Fulda, im Febr.

Bei den jetzt dem Auge so oft sich darbietenden unerquicklichen Tageserscheinungen sey auch eines heiteren Genusses gedacht. Es sind damit die Leistungen der jetzt noch hier gastirenden Gesellschaft des Hrn. Schauspieldirektors Kratz gemeint, von dessen rühmlichem Wirken, dem Publikum gediegene Stücke vorzuführen, noch die kürzlich stattgehabte Aufführung von „Norma" Zeugniß gibt. Unterstützt von wackern Mitgliedern und einem trefflichen Musikcorps, ist es diesem Manne gelungen, die bei unzureichenden Mitteln in einer Provinzialstadt mit so vielen Schwierigkeiten verknüpfte Darstellung von größeren Opern, den Ansprüchen des Publikums genügend, aufzuführen. Möge Hr. Kratz auf dem begonnenen Wege fortschreiten, und wird er sich dann auch wohl über Kälte des Publikums nie zu beklagen haben. .....l.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Febr. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Mozart. (Gastrolle) Cherubin: Fräulein Langhainz, vom großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 52. Sonntag, den 21. Februar 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

1.
Der blonde Jägersmann.

Der freundliche Sommer des Jahres 1688 war vorüber, der Herbstwind strich in erquickender Frische über die finstere Häusermasse der alten Reichsstadt Frankfurt am Main, und, über die Fluthen des gelben Mains hineilend, spielte er in den Wipfeln der schon braun und röthlich gefärbten Bäume, die den Wald am Sachsenhäuser Berge einsäumten. Auf der Wiese, die vom Riedhofe nach dem Königsbrünnlein hinzieht, eilte am Waldsaume ein Mädchen dahin, schwarzlockig, mit dunkeln, muthwillig und verwegen blickenden Augen. Einfach war ihr Gewand, doch zierlich in dem Geschmacke des Hofes Königs Ludwig des Vierzehnten, und ein zweites Mädchen, in bürgerlicher Tracht des siebenzehnten Jahrhunderts folgte in eiligen, aber zaghaften Schritten.

„Um Gott, gnädiges Fräulein," rief jetzt Letztere, indem sie athemholend stehen blieb, „wohin soll denn unser Spaziergang sich noch verirren? — Die Sonne nähert sich schon dem Altking, wir kommen vor dunkler Nacht nicht nach Haus. Und Euer Herr Ohm, der gestrenge Comthur! —"

„Sey doch nicht so ängstlich, Katharina. Laß uns die wenigen herrlichen Tage genießen, die der Himmel in lieblichem Blau uns spendet. Bald kommt der Winter, da können wir in den alten Gemächern des deutschen Hauses schon sitzen und bei dem Rocken den bereiften Main mit seinem Eisbarte betrachten."

„Ach, wenn Ihr auch hierin Recht habt, so meine ich doch, mein theures Fräulein, daß es sich für zwei Mädchen nicht schicken mag, so mutterselig allein im Walde umher zu laufen."

„Warum sollen wir nicht allein gehen können?" erwiederte trotzig das Fräulein. „Wir sind eben so gut, wie die Damen am Hofe des französischen Königs, wovon ich Dir ohnlängst erzählte. Dort reiten und jagen sie. O, wenn ich doch auch solche Lust theilen könnte!"

Katharina wollte weitere Einwendungen machen, das Fräulein wußte jedoch in muthwilligem Geplauder alle Gründe derselben zu beseitigen, und fort ging es nun längs den Ufern des Lutterbaches in den Schatten des tieferen Waldes.

An einer kleinen Waldwiese machten sie Halt; emsig suchte hier das Fräulein unter den spärlichen Blumen des Herbstes einen Steauß zusammen.

Mit freundlichen Blicken betrachtete sie ihr Werk, während Katharina ihrem Geschmacke Beifall zollte.

„Doch fehlt noch eins, was dem Blumengebäude die wahre Haltung giebt, eine Blüthe mit längerem Stiele."

Ihr dunkles Auge schweifte in der Runde umher und blieb bald an einem Punkte hängen, wo dicht am Bache, im Schatten einer Buche, Haidekraut in lieblicher Fülle blühte. Schnell hat ihr flüchtiger Fuß das Gesuchte erreicht, doch fuhr sie plötzlich in freudigem Schreck zurück.

„Katharina! — o, Katharina! komm, komm, schnell, o sieh, was ich gefunden!"

Und die Gerufene eilte herzu, und beide Mädchen erblickten in der Hecke, die den Fuß der Buche umsäumte, in aufgewühltem Boden, das Lager einer Bache, und viele junge Frischlinge tummeln und wälzen sich spielend darin umher.

Der erste Schreck war vorüber, Neugierde trieb das Fräulein näher, und langsam folgte die Begleiterin, indem sie die Voranschreitende am Kleide zurückzuhalten suchte. Doch mit dem Näherschreiten wuchs auch des Fräuleins Muth, und bald wollte sie sich ausschütten vor Lachen über die wunderlichen Capriolen, welche die kleinen, braun und gelb gefleckten Thierchen unbeholfen vollführten.

„O, Katharina," bat sie jetzt, „wenn Du mir solch ein Thierchen mit nach Hause nehmen wolltest!"

Diese aber trat furchtsam zurück und warnte, gehört zu haben, daß ein Raub dieser Art gefährlich ablaufen könne. Je mehr indessen sie bat, je eifriger bestand das Fräulein auf seinem Vorsatze und griff endlich, als Katharina fortwährend sich sträubte, mit verwegener Hand selbst nach einem Frischlinge.

Gellend stieß jetzt das Thierchen einen Schmerzensschrei aus, der in dem Walde wiederhallte und — wie es schien — wurde er aus der Ferne von einem unheimlichen Schnauben beantwortet.

„Hörtest Du nicht?" frug, ihre Hand scheu zurückziehend, das Fräulein.

„Ich hörte wohl, doch weiß ich dies nicht zu deuten. Ein fürchterlicher Ton war es jedenfalls," war die Antwort. „Schon ist die Sonne hinter die Bäume versunken; der Abend bricht herein, laßt uns darum eilen, daß wie aus dem dunkeln Wald in die freundlicheren Felder und Wiesen gelangen."

Und wie die Rehe sprangen die Mädchen dahin, aber hinter ihnen erklang nochmals das dumpfe schauerliche Getön, und wie sie furchtsam zurückblickten, gewahrten sie in dem raschelnden Laube und unter den knarrenden Aesten die Bache, wie sie ihnen schnaubend nachsetzte.

Die Todesangst beflügelte jetzt ihre Schritte. Mit Windesschnelle eilten sie über den schmalen Steig, der die hohen Ufer des Lutterbaches verband, und das Fräulein behielt noch so viel Muth und Besinnung, das schmale Brett des Ueberganges hinabzustürzen. Aber das gereizte Thier warf sich hinab in die Fluth, und als die Flüchtigen ermüdet Athem schöpfen wollten, war das racheschnaubende Ungethüm wieder an ihrer Ferse. Jetzt wirkte des Schreckens lähmendes Gewicht; unfähig, weiter zu fliehen, faßte das Fräulein die bleiche und zitternde Katharina in ihre Arme, und in der sichern Erwartung des Todes sah sie dem wü-

Digitized by Google

thenden Feinde entgegen. Mit langen Sätzen nahte derselbe, schon bog er den Kopf zum Ausholen mit den Hauern — da kracht ein Schuß aus dem nahen Waldesdunkel, und blutend sinkt die Bache zusammen. Doch hob sie sich wieder langsam empor und spähte nach dem Orte, wo das Feuer aufgeblitzet. Ein junger Jägersmann mit sanft gekrauſ'tem blonden Barte und kühnem blauen Auge trat aus den dichten Hecken. Die Büchse warf er weg, schnell war sein Jagdmesser blank, und „hussah" rufend, hielt er es dem Feinde entgegen. Da stürzte sich die Bache mit wieder gesammelten Kräften auf den Retter, ihn zu zermalmen, aber des Waidmanns geübte Faust läßt sie in die vorgehaltene Klinge rennen. Dampfend quillt ihr das Blut aus dem Rachen, sie stürzt, doch in ihrem Sturz hat sie den kühnen Jäger mitbegraben. Am Boden liegen Beide, und im Vertheidigen und Todeszucken fliegen Blätter und Erde hoch in die Höhe, das schreckliche Bild um so schauerlicher gestaltend.

Ruhig ward es nun an der Stelle, langsam erhob sich der blutbedeckte Waidmann, sein Auge suchte nach den Mädchen, da sieht er, wie das schwarzgelockte Kind an dem Busen Katharina's ohnmächtig zusammenbricht. Schnell eilte er hinzu und faßte die Sinkende in seine kraftvollen Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Sonnette. *)

Zu wenig findet ihr des Positiven
In unsern kurzgefaßten Glaubenssätzen;
Wir mochten nicht auf's Neu die Schwerter wetzen
Zum Dogmenstreit und seinen Hieroglyphen.

Ein Jedes möge selber sorgsam prüfen,
Dem Geist soll man nicht enge Schranken setzen,
Die Bibel ist's, die wir als Höchstes schätzen,
Den Glauben schöpfen wir aus ihren Tiefen.

Sie bleibt des Forschens nie erschöpfte Quelle,
Auf diesem Fundament — wenn auch verschieden —
Bau' Jeder sich die eigene Kapelle.

So sind wir einig und niemals geschieden;
Viel Wege führen zu des Himmels Schwelle,
Sucht sie mit Eifer — doch in Lieb' und Frieden.

Die unsre Glaubensfreiheit Willkür nennen,
Sie haben sie verkannt und mißverstanden.
Frei sind wir innerhalb nur jener Schranken,
Die uns vom wahren Christenthum nie trennen.

Ein Fortschritt sey gestattet im Erkennen
Der Wahrheit und im Ausdruck der Gedanken,
Sonst wird die Kirche, sey sie stark auch, wanken
Und ihre Glieder sich in Zwiespalt trennen.

Lebendig muß das Wort von Christus werden,
Nicht an dem todten laßt uns fürder kleben —
Zu lange schon ein Sieeil der Schriftgelehrten.

Bewähren wir das Christenthum im Leben,
Durch einen frommen Wandel hier auf Erden,
Duech Thaten, welche Zeugniß davon geben.

Symbole nicht und alle Theorieen,
Wie klug sie auch die Weisheit hat ersonnen,
Ob man sie kurz, ob länger ausgesponnen,
Vermögen uns zu Christen zu eeziehen,

Wenn wir nicht ernst und würdig uns bemühen
Auch auszuführeen, was damit begonnen;
Nichts ist mit aller Theorie gewonneu,
Wenn wir nicht edle Früchte aus ihr ziehen.

D'rum fern von uns sey jedes eitle Brüsten,
Als hätten wir das Heil nun schon gefunden,
Als wären wir jetzt schon die desten Christen.

So leicht wird nicht dee Siezeskranz gewunden,
Zu schwerer Arbeit müssen wie nns rüsten,
Das Ziel ist weit — eereicht wird's nicht in Stunden.

Verbannt sey Alles, was in finsteru Jahren
Den Menschengeist in enge Fesselu legte,
Was Priestereigennutz nue sorgsam pflegte,
Um sich die Macht allein stets zu bewaheeu.

Den Wahn und Abeeglauden lasset fahren
Und was gerechte Zweifel euch erregte,
Wer je das Christenthum in Reinheit hegte,
Bedarf zum Glauben nicht des Wunderbaren.

Was Christus, unser Herr nnd Meister, lehrte —
In seinem Geiste laßt es uns erfassen
Und wie im heil'gen Wandel er's bewährte!

Nicht um des Wortes willen soll man hassen,
Blieb er doch, wenn ein Gegner sich ihm näh'rte,
Im Streite selbst stets freundlich und gelassen.

Nur müsset ihr auf sicherm Boden bleiben
Und rücksichtslos nicht Alles umgestalten;
Die freie Kirche, sie kann nie vereralten,
Der Stamm wird frische Zweige ewig treiben.

Wohl füe Gelehrte mögt ihe Bücher schreiben,
Woein Probleme sich nach Lust entfalten,
Allein das Volk, die Masse wied erkalten,
Wollt ihe dem Christenthum sie einverleiben.

Es g'nüget schon, wenn ihr zu dem Behufe
Nicht weiter geht, als euch die Zeit gebietet,
Im mäß'gen Schritt ihr feigt von Stuf' zu Stufe.

Wenn ihe im regen Forschen nie ermüdet,
Dem Zeitbewußtseyn lauscht und seinem Rufe,
Doch sorgsam prüfend jeden Sprung verhütet.

Die Männer des Volks.

Es werden heutigen Tages, wo die Erfindung Gutenbergs eine so außerordentliche Thätigkeit entfaltet, so viel neue Bücher

*) Aus: „Deutsch-katholische Glockentöne. Ein Sonnettenkranz von Joseph Pirazzi. Offenbach am Main. Ernst Heinemann. 1847." — Diese Sonnette zeichnen sich nicht nur durch die Abrundung ihrer schönen Form, sondern auch durch die sie belebende edle Gesinnung der Humanität nnd der Duldung aus.

Digitized by Google

aller Art angezeigt und gepriesen, daß man nach dem Sprichwort den Wald vor Bäumen nicht mehr sieht und daß es in der That fast mehr Bücher als Menschen gibt. Um so nöthiger scheint es demnach, auf diejenigen Novitäten der Literatur, welche besondere Beachtung verdienen, aufmerksam zu machen, und in dieser Absicht bringen auch wir in diesen Blätteen solche neue Schriften, die uns der Empfehlung werth scheinen, zur Kenntniß des Publikums. Ein solches literarisches Unternehmen, das man nicht anders als willkommen heißen kann, sind die bei Joh. Val. Merdinger in Frankfurt a. M. erscheinenden „Männer des Volks", von welchen die erste Lieferung dieser Tage ausgegeben woeden. Die Lebensgeschichten edler Menschen, die ihre Kraft und Liebe dem Wohl ihrer Brüder, dem Licht und Fortschritt gewidmet haben, sind ungemein erbaulich und wecken in Andern ein gleiches Streben und gleiche Gesinnung. „Solche Männer" — sagt mit Recht das Vorwort des neuen Werkes — „muß das Volk kennen, wenn ihrer Gleichen im Volk immer mehr wachsen sollen; solche Männer müssen gleichsam vertraute Hausgenossen jeder Familie werden, damit die Ideen, welche das Volk selbstbewußt, frei, sittlich, groß und herrlich machen, das in voller Kraft stehende Geschlecht veredeln und das heranwachsende zu einem gesunden und tüchtigen heranbilden können. Wenn wir demnach das Volk mit seinen Männern bekannt machen wollen, auf daß es immer mehr selbst zum Manne werde, so verstehen wir unter „Männer des Volks" nicht etwa solche, die mit eben beliebten Redensarten des Tags um flüchtige Volksgunst buhlen, sondeen nur solche, welche für das Volk gehandelt haben und noch handeln. Es besticht uns dabei kein äußerer Schein; uns gilt als Maßstab nur der innere Werth, welchen die Ideen verliehen, denen ein edler Mann sein Leben bis zum letzten Athemzug in beharrlicher Treue hingibt. Wir machen dabei keinen Unterschied, welchem Stande er angehöet; es kümmert uns nicht, ob einer den fürstlichen Purpur oder den schlichten Bauernkittel trägt, ob er Staatsmann, Volksvertreter, Feldherr, Bürger, ob er Gelehrter, Weiser, Dichter, ob er Erfinder und Entdecker ist, wir fragen nur: hat er ein Herz für's Volk und die Menschheit? Und hat er dies, dann ist er unser Mann; dann schildern wir ihn dem Volke, auf daß seines Herzens edler Kern und Keim Tausende befruchte!" Doch sollen nicht nur deutsche Männer in dieser Walhalla ihr Standbild finden, sondern auch solche anderer Nationen, welche sich um das Wohl des Volkes verdient gemacht haben; denn auch sie sind der Verehrung würdig, auch sie sollen am deutschen Heerde weilen und das heilige Feuer der Humanität nähren helfen. Um indessen eine Begränzung eintreten zu lassen, wenigstens der Zeit nach, so soll im vorliegenden Werke die Reformation mit ihrer Vorhalle den Anfangspunkt bilden, und zwar besonders aus dem Grunde, weil weiter zurück sich die Beziehungen zur Gegenwart verlieren, und weil erst mit der Reformation die neue Aera des freieren Volkslebens begonnen hat. Eine chronologische Reihenfolge ist nicht beobachtet worden, da ja nur Biographien gegeben und nicht Weltgeschichte geschrieben werden soll. Unter den Mitarbeitern werden genannt: L. Beaunfels, K. Buchner, Th. Ceeizenach, Ed. Duller, K. Gutzkow, N. Hadermann, Hecker, W. Hieronymi, Hoffmann v. Fallersleben, H. König, G. Lommel, K. Matthy, A. Rothnagel, G. Riesser, Wilh. Sauerwein, Fz. Schuselka u. m. A., deren Namen für den Werth ihrer Arbeiten und für die Gesinnung derselben im Voraus bürgen. Jeden Monat erscheint ein Heft von 8 — 10 Bogen kl. 8. à 24 kr., und man hat sich auf je zwölf Hefte verbindlich zu machen. Einzelne Hefte kosten 36 kr. Das bereits ausgegebene erste Heft enthält Biographien von Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, von Dr. Ed. Duller, Pestalozzi von A. Rodnagel und Lafitte von W. Sauerwein. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß hier dem Leser nicht trockene oder gar kritisch-pedantische Lebensbeschreibungen oder gelehrte Abhandlungen, sondern daß ihm frische und warme Lebensbilder vorgeführt werden, die in gedrungener Kürze dennoch die erforderliche Vollständigkeit und vor Allem den Vorzug haben, den Leser anzuregen und die Männer des Volkes seinem Geiste anschaulich und seinem Herzen werth zu machen, welche Vorzüge in den angeführten Arbeiten der ersten Lieferung nicht zu verkennen sind. So mögen denn jetzt, wo ein neues und kräftiges Volksleben sich erschlossen hat, die Vorbilder edler Männer besuchtend und begeisternd wirken und es möge auch dies Werk dem Volke willkommen seyn! W.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 16. Febr.) Der gestrige Maskenball im Hoftheater, für dessen eben so zweckmäßige als geschmackvolle Anordnung der Intendanz alles Lob gebührt, war sehr zahlreich besucht und durch die Gegenwart der allerhöchsten Herrschaften verherrlicht. Man glaubt, daß an 4000 Personen anwesend waren. Auch heute, wo dem Herkommen zufolge die Vorstellung Vormittags stattfand, war das Schauspielhaus überfüllt. Man gab eine neue Posse von Leop. Feldmann: „Eisele und Beisele", die durch witzige Pointen und Beziehungen auf hiesige Zustände viele Heiterkeit erregte, und sich einer bessern Aufnahme erfreute als ein gleichnamiges Stück in Wien gefunden. — In unserm Kunstverein begann diesen Nachmittag die Verlosung der angekauften Kunstgegenstände, die wohl erst am späten Abend geendigt seyn wird. Die Summe, welche dieses Mal auf den Ankauf verwendet wurde, beträgt 27,000 fl.

(Langgöns, im Kreise Gießen, 8. Febr.) Heute haben wir hier das traurige Schauspiel einer Beerdigung dreier bei der Anlage der Eisenbahn dahier durch eine herabstürzende Erdmasse erschlagenen Arbeiter gehabt. Nach vorausgegangenen Warnungen und Drohungen des Aufsehers hatten sie sich doch nicht abhalten lassen, an einer Stelle, an der der Ueberhang sehr bedeutend war, am 5. d. M. noch immer Erde wegzunehmen. Gegen drei Uhr Nachmittags rückte auf einmal — und wie Augenzeugen versichern — sichtlich und geräuschvoll das obere Erdreich — Alles stürzte fort, das bedrohte Leben zu retten, aber drei, Anton Müller von Langgöns, Johannes Luh von Leihgestern, Johannes Werner von Bessungen bei Darmstadt — zum Glück sämmtlich ledigen Standes — wurden erfaßt und schrecklich zugerichtet unter der Erdmasse gefunden. Einem vierten Arbeiter ist das Kinn, einem fünften das linke Bein zerschmettert. — Unter dem Andrang einer großen, aus den Nachbarorten herzugeströmten Menschenmenge wurden die drei Unglücklichen auf den hiesigen Friedhof neben einander begraben und zur Feier ihres Todes vom Ortsgeistlichen in der überfüllten Kirche auf Grund der Stelle Klaglieder Jeremiä 3, 37 gepredigt.

(Braunschweig, 2. Febr.) Seit einigen Jahren hat auch hier eine früher unbekannte Marktschreierei während der Messen ihre zudringlichen, oft märchenhaften Waaren-Anpreisungen durch öffentliche Blätter und Straßen-Anschläge ausposaunt. Namentlich werden häufig sogenannte „Ausverkäufe von Leinen und Damastwaaren" aus den seltsamsten Gründen angekündigt, zu denen das Publikum durch Beifügung angeblich sehr niedriger Preise anzulocken versucht wird. Vielfältige Erfahrungen haben gelehrt, daß jene Waaren den Anpreisungen meistens keineswegs entsprechen, und nicht selten ist es vorgekommen, daß angeblich rein leinene Gewebe nur aus einem Gemische von Leinen und Baumwolle, ja selbst aus letzterem Stoffe allein bestanden, und denselben nur durch künstliche Zurichtungen ein gutes, oft sehr täuschendes Aussehen gegeben wurde. Mittelst derartiger

Digitized by Google

reellen kaufmännischen Verfahrens unwürdiger Speculationen, wurden bisher nicht wenige leichtgläubige Käufer durch die sich bald ausweisende Unbrauchbarkeit der Waare auf eine arge Weise übervortheilt. Ueberdem ist ein solches Verfahren begreiflich von hohem Nachtheile für den soliden Leinenhandel. Allgemeinen Beifall fand daher ein kürzlich ergangener Erlaß der hiesigen Polizei-Direktion, wodurch das Publikum zur Vermeidung gefährlicher Täuschung auf jenes Treiben aufmerksam gemacht wird. Höchst wünschenswerth ist es jedoch, daß diese Behörde es bei jener Warnung nicht bewenden lassen, vielmehr gegen solche Aufschneiderei in ihrer Befugniß und Verpflichtung liegende noch kräftigere Maßregeln ergreifen möge. Wo durch schädliche Vorspiegelungen und absichtlich unrichtige Angaben über die Beschaffenheit der Verkaufsgegenstände ein Betrug des in gutem Glauben handelnden Käufers beabsichtigt und herbeigeführt wird, liegt eine Gesetzwidrigkeit vor, die gefährlicher ist, als der Verkauf nach falschem Maße und Gewicht; so wenig der Käufer seinen Groschen für einen Thaler ausgeben darf, kann es auch nicht dem Verkäufer frei stehen, unbrauchbare, verfälschte Waare in den Handel zu bringen. Die allgemeine Aufmerksamkeit hat sich in diesen Tagen mit so stark ausgesprochener Indignation auf dieses Unwesen gerichtet, daß dessen Abstellung nicht ausbleiben kann und wird. Uebrigens muß bemerkt werden, daß die hiesigen Geschäftsleute sich von dieser unehrenhaften Praktik fern halten. (Magdeb. Z.)

(Londoner und Berliner Zeitungspreise.) „Daily News", welches die erste Londoner (täglich, mit Ausnahme des Sonntags, erscheinende) Zeitung ist, die den bisher üblichen Abonnementspreis — in ähnlicher Weise, wie vor mehreren Jahren die „Presse" in Paris — um ein Bedeutendes herabgesetzt, machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß vor mehr als einem Jahrhundert achtzehn Zeitungen in London täglich oder dreimal wöchentlich erschienen, während sich die Zahl derselben jetzt nur auf fünfzehn belaufe, daß ferner in der Stadt New-York allein gegenwärtig eine größere Anzahl von Tagesblättern erscheine, als in ganz England, Schottland und Irland zusammengenommen! Die eine wie die andere dieser auffallenden Erscheinungen sey nur dem hohen Preise der brittischen Blätter zuzuschreiben, und deßhalb hat sich die „Daily News" entschlossen, ihren Preis um 40 pCt. herabzusetzen, d. h. ihre Erhaltung nicht auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Abonnements zu einem hohen Preise, sondern auf zahlreiche Subscriptionen zu einem geringen Preise zu stützen. Dieser geringe Preis beträgt freilich noch drei Pence pro Blatt, oder 26 Thaler jährlich, wofür indessen die „Daily News" ein eben so großes Format und einen nicht minder reichhaltigen Stoff als die „Times" und die „Morning-Chronicle" liefert, die früher jährlich 61 Thaler kosteten, und seit der vor einigen Jahren erfolgten Herabsetzung des Zeitungsstempels immer noch 43¼ Thaler in London sich bezahlen lassen. Mit diesen Preisen von 26 und 43¼ Thaler möge man nun den einer Berliner Zeitung von 4 Thaler, wovon noch ein Thaler für Stempel abgeht, vergleichen! An Papier liefert eine Berliner Zeitung mit ihren Beilagen beinahe eben so viel jährlich, als eine Londoner, und die Druckkosten sind gewiß auch nicht viel unbedeutender hier als dort, doch sind freilich die Kosten der Redaktion einer englichen und einer deutschen Zeitung eben so wenig mit einander zu vergleichen, als der politische Geist, der in beiden herrscht. In keinem Falle scheinen aber auch nur die materiellen Herstellungskosten der Berliner Zeitungen — die „Allgemeine Preußische" ausgenommen, die das Doppelte des Preises der übrigen kostet — durch die Abonnements gedeckt werden zu können. Nur die sehr bedeutenden Einnahmen, welche die Inserate gewähren, bilden die große Rente, die bekanntlich die Eigenthümer und Herausgeber der Vossischen und Spener'schen Zeitung von diesen Blättern ziehen. Deshalb erscheint es auch als ein in pekuniärer Hinsicht sehr gewagtes Unternehmen, daß der Eigenthümer und Herausgeber der „Berliner Zeitungshalle" welche auf besserem Papiere gedruckt ist und täglich 1½ bis 2 Bogen ihres Formates liefert, dabei aber auf Inserate nur noch sehr wenig rechnen kann, keinen höheren Pränumerationspreis, als eben auch nur vier Thaler in Berlin, angesetzt hat.

Korrespondenz.

Weimar, 10. Febr.

Dem hiesigen Hoftheater stehen in der Kürze mancherlei wesentliche Veränderungen bevor. So wird der Oberhofmarschall v. Spiegel wegen oft wiederkehrenden Unwohlseyns als Intendant zurücktreten und diesen Platz einem Andern überlassen. Als seinen Nachfolger bezeichnet das Gerücht mehrere hiesige und auswärtige Personen, ohne daß sich aber darüber schon jetzt etwas Bestimmtes mittheilen läßt. Nur so viel scheint sich herauszustellen, daß man auch hier mit dem Gedanken umgeht, außer einem Intendanten für die ökonomische Verwaltung auch einen Dramaturgen zu berufen, welcher sein Augenmerk blos auf das eigentliche Wesen der Kunst zu richten haben dürfte. Neuerdings brachte unser Repertoir den „Götz von Berlichingen", und es dürfte dieses Stück als ein Lebenszeichen der erneuten Wirksamkeit des Hoftheater-Intendanten nach langer, schwerer Krankheit zu betrachten seyn. Welch ecclatante Folgen die lange Unthätigkeit desselben gehabt, hat sich bei Gelegenheit der Schillersfeier deutlich herausgestellt; wenn auch das Zetergeschrei darüber von Leipzig aus sehr zweideutig war, so war es doch gewiß der Kunst und Pietät so fremd, wie die Politik. Jedenfalls beweis't es, wie sehr die Lücke empfunden werden würde, wenn der jetzige Chef des Theaters mit seiner großen practischen Umsicht, seinem feinen Tact und der seltenen Energie des Wollens wirklich zurücktreten sollte. Das Göthe'sche Stück wurde mit der gewohnten, möglichsten Sorgfalt gegeben und lebhaft aufgenommen. Neu besetzt waren die Rollen des Franz, Georg und der Adelheit. Die beiden letzten, obgleich kurz vor der Darstellung von den Damen Genast und Hettstädt übernommen, wurden doch sehr beifällig durchgeführt. † † †

Mainz, 18. Febr.

Was das von einem Ihrer Journal-Korrespondenten erwähnte Treffen andelangt, welches an einem der letzten Fastnachtstage die Gäste im Frankfurter Hofe mit Flaschen gegeneinander geführt haben sollen, so kann dies nur der Witz irgend eines Spaßvogels seyn, der damit andeuten wollte, daß auf den Maskenbällen im Frankfurter Hofe viele Flaschen ausgestochen würden, was wir sehr begreiflich finden. Daß während der drei Fastnachtstage im Frankfurter Hofe nicht das Mindeste vorfiel, was ein Einschreiten der Polizei nöthig gemacht hätte, können wir nach genau eingezogenen Erkundigungen fest versichern.

Ingenheim bei Landau (bayer. Pfalz.)

Wenn wir die Berichte über die Verbesserung der Lehrerstellen von Seiten mancher Gemeinde mit inniger Freude in Ihrem geschätzten Blatte gelesen haben, so freut es uns nicht minder, erwähnen zu können, daß auch hiesige Gemeinde jenem edlen Beispiele gefolgt ist und gezeigt hat, daß auch sie das Verdienst ihrer Lehrer zu würdigen weiß. — Nachdem das sämmtliche Lehrerpersonal dahier, aus zwei christlichen und zwei isr. Lehrern bestehend, eine Eingabe wegen Gehaltserhöhung an den Gemeinderath ergehen ließ, hat dieser in einer seiner darauffolgenden Sitzungen, unter dem Vorsitze unseres Bürgermeisters, Hrn. C. Schau, beschlossen, daß die Lehrer, welche von der Gemeinde besoldet werden, eine anständige Zulage einstweilen für dieses Jahr erhalten sollen. Der zweite isr. Lehrer, der seinen Gehalt aus der jüdischen Cultuskasse bezieht, wurde desfalls an den Präsidenten des isr. Vorstandes, Hrn. B. Roos dahier, verwiesen, und dieser setzte dem Verdienste vollends seine Krone auf, indem er dem Wunsche des an ihn Verwiesenen mit der größten Freude und Bereitwilligkeit Genüge geleistet hat. St...

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Febr. Die Musketiere der Königin, romantische Oper in 3 Abth., nach dem Franz. von Gollmick, Musik von Halevy.

Sonntag, 21. Febr. Struensee, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Michael Beer, Musik von Giacomo Meyerbeer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 53. Montag, den 22. Februar 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

2.

Das Försterhäuschen.

Auf der Anhöhe, die der Lutterbach im Bogen umkreist, an der Seite eines kleinen eingehegten Ackerfeldes, lag das einsame Haus, welches der Förster der Reichsstadt Frankfurt, der alte Wolf, bewohnte. Die Sonne war hinab in den dichten Forst, wässeriger Duft umflorte die düsteren Stämme und der Abendthau flimmerte in einzelnen Perlen bei'm Glanze des zunehmenden Mondes. Mit finsteren Blicken hatte der alte Förster lange auf der Steinbank vor seiner Hausthüre gesessen; jetzt strich er die grauen, wildgelockten Haare aus dem Gesichte, fuhr mit der Hand über die gefurchte, sonnverbrannte Stirne, als ob er böse Gedanken hinwegwischen wollte, und erhob sich langsam, seinen Schritt zur Hausthüre hinein wendend. In der Stube des Försterhauses aber saß bei'm Schimmer einer Lampe die alte Hedwig in dem ledernen Sorgenstuhle und ließ die Kunkel fleißig umhertanzen, während die Jagdhunde an ihrer Seite schnarchten und der Kater auf der Lehne des Sessels schnurrte.

Wolf war eingetreten; in seinen Träumereien bemerkte er nicht die schlafenden Hunde, deren einen er trat. Schreiend fuhr dieser auf, und eben so heftig griff der Alte nach der Peitsche, den Hund zu züchtigen.

Hedwig sprang auf und hielt ihm den Arm.

„O, nicht doch, mäßiget doch Eure Hitze! Euer Aeußeres zeigt schon hinlänglich das Eis des Alters, aber in dem Innern tobt noch immer das ungestüme Feuer der Jugend."

Lange blickte sie der Alte an, dann ward er nach und nach gelassener.

„Hast Recht, Alte. Ich muß mich zügeln. — Heute um so mehr; es ist Egidy!" setzte er ernst warnend hinzu.

„O, geht doch mit Eurem Aberglauben!" lächelte die Alte.

„Nenne es wie Du willst" — entgegnete immer noch ernst der Förster — „mir bleibt Egidytag ein fürchterlicher Tag, und oben will ich es, wenn, wie schon öfters an diesem Tage geschehen, mir nicht Schlimmes widerfährt."

Die Alte suchte mit sanften Worten ihm dies auszureden, und allmählig gelang es ihrer gewandten Zunge, sich geneigtes Gehör zu verschaffen. Die düstere Miene des Försters machte bald einem gutmüthigen Lächeln Platz.

„Wie lange ist es jetzt her," begann er dann mit mildem Tone, „daß Du bei mir bist?"

„Es sind jetzt dreiundzwanzig Jahre," entgegnete die Gefragte. „Unser Dorf war im dreißigjährigen Kriege verbrannt worden, meine Eltern waren arm, da schickten sie mich hinaus in die Welt, und da fand ich Euch; es war gerade im September, wie jetzt, und Euer Weib —"

„Mein Weib!" fuhr der Alte, sie schrecklich anblickend, auf.

„Nun ja, Euer Weib," wiederholte langsam und schüchtern Hedwig, „sie war im Wochenbette Euch gestorben, da nahmt Ihr mich in Dienst, und ich erzog den Knaben."

„Ja, Du hast Recht," entgegnete der Förster sich sammelnd. „Und welcher Tag war es, wie sie starb? — Egidytag — und immer Egidytag," setzte er grimmig hinzu.

Die Alte setzte schweigend ihre Arbeit fort, und der Förster warf sich finster in einen andern Lehnstuhl. So saßen Beide stumm einander gegenüber.

„Was Ihr mir bis jetzt erzählt," begann endlich die Alte, „ist gewiß nicht Alles, was Euch widerfahren. Noch Anderes bedrängt Euer Herz, Ihr solltet Euch erleichtern, Euch mir vertrauen."

„Es giebt im Leben Augenblicke," erwiederte eintönig der Förster, „wo man es mehr als gewöhnlich fühlt, daß ein gequältes Herz Linderung in der Mittheilung findet. Mag ein solcher Moment jetzt erschienen seyn. — Ja, Alte, Du sollst erfahren, was manche Nacht den Schlaf vom müden Auge scheucht, und was sich oft, wie ein finsteres Gespenst, in meine frohen Träume flichtt.

„Nicht immer war ich hier in dem dichten Forst der Ebene, welche die alte Reichsstadt umgiebt. Meine fröhliche Jugend verlebte ich in den waldigen Höhen des Taunus, in den Schluchten des Altkings und des Feldberges. Ich war Forstgehülfe zu Königstein, und der Oberförster war mir gut; denn ich war brav. Da lernte ich ein Mädchen kennen, schön und gut und auch brav, so mußte sie seyn; denn ich liebte sie. — Aber der Sohn des churmainzischen Forstmeisters fand sie auch schön. Er war reich, dies machte ihn kühn. Sie wies ihn zurück, er wollte es erzwingen — zur Nachtzeit in ihr Fenster steigen, und ich," hier zogen sich plötzlich alle Züge in wildes Lachen zusammen — „es war der erste September, es war Egidytag — ich erschoß ihn."

Sprachlos starrte ihn die Alte an.

„Nun, und Du lachst nicht über den Aberglauben?" fuhr er mit grimmigem Lächeln fort. „Ich mußte fliehen — Alles verlassen, was mir lieb und theuer war, und meine Marie —"

„Nun ward ja Euer Weib!" fügte Hedwig verwundert hinzu.

„Ja, recht! — ward mein Weib!" — entgegnete der Förster mit wildem Hohne, indem er jetzt aufstieg und durch das Fenster sah.

„Wo ist Robert?" frug er endlich gefaßt und mit ruhigem Tone.

„Er nahm die Büchse zur Hand und ging hinaus in den Forst."

„Wohlgethan," fuhr der Alte fort, „die Wilddiebe aus der Stadt zerstören mir noch den ganzen Wildstand. Es wollen die Herren Bürgermeister nächstens eine große Jagd zu Ehren eines

Digitized by Google

kaiserlichen Prinzen veranstalten, da muß ich sorgen. Wenn er mir nur die Bache schön hütet, die jüngst gefrischt. Es ist ein herrlich Thier, und ich werde Ehre mit ihr einlegen. — Horch! War das nicht ein Schuß? — Was! Wagen sich die Wilderer in meine Nähe? —"

Und heftig hing er die Jagdtasche um, riß die Büchse von der Wand und, ohne ein weiteres Wort zu Hedwig zu sprechen, stürmte er zur Thüre hinaus in die Dämmerung des Waldes.

Mit besorgten Blicken sah ihm die Alte nach.

„Gebe Gott, daß sich nichts ereignet, was seinen Zorn rege machen kann. Das Unglück, was ihm an dem heutigen Tage schon all widerfahren, macht mit der Erinnerung daran ihn reizbar, und leicht erzeugt sich so neues Unglück. So wird freilich Egidy für ihn durch eigene Schuld ein Unglückstag. — Nun, ich will für diesesmal das Bessere hoffen."

Unter diesen Betrachtungen hatte Hedwig sich wieder an ihre Abendbeschäftigung gemacht. Still war es in der Stube, nur die Kurkel schnurrte, und aus dem Walde tönte zuweilen das leise Geflüster der Bäume herein. Plötzlich glaubte sie Fußtritte zu vernehmen, rasch öffnete sie die Thüre, da trat zu ihrem größten Erstaunen Robert in die Stube, auf seinen Armen ein bleiches Frauenbild und ein Mädchen mit scheuen und zerstörten Mienen folgte seinem Schritte.

„Allmächtiger Gott!" rief entsetzt die Alte, „was hat sich hier ereignet!"

„Frage nicht lange," war Roberts ernste Antwort, „und öffne Dein Zimmer, damit ich dieses Fräulein in Dein Bette niederlegen kann."

Die Angeredete that, wie ihr geheißen, und öffnete eine zur Seite befindliche Stube. Wie sie jedoch mit der Lampe dem Jäger näher kam, fuhr sie in heftigem Schreck zurück.

„Blut! — Blut an Euch! — Robert, Ihr seyd verwundet! O, warum muß Euer Vater jetzt ferne seyn!"

Robert suchte sie zu beruhigen, und in dem Hin- und Herreden schlug das Fräulein auf des Waidmanns Arm die Augen auf. Starr blickte sie den Jüngling an, feucht wurde ihr Auge, und mit dem Rufe: „Blut, Blut um mich!" schlang sie ihre Arme um den Hals des Jägers und drückte sein Haupt an ihren Busen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Criminalfall.

(Osnabrück, 7. Febr.) Vor kurzem hat bei der hiesigen Justiz-Canzlei ein Criminalfall eine Entscheidung gefunden, die auch für das größere Publikum von Interesse seyn dürfte. — In Barkhausen, einem im Amte Wittlage-Hunteburg gelegenen Kirchdorfe, verschied am 20. Sept. 1843 der pensionirte Wachtmeister G. Der Arzt, welcher den G. behandelte, ein Dr. med. H. aus Preußisch-Oldendorf, diesen Tod nicht erwartend, gab, als er von demselben Kunde erhielt und gleichzeitig in Erfahrung brachte, wie auch der zweite Mann der jetzigen Wittwe G. plötzlich verschieden sey, dem Gedanken einer Vergiftung Raum, und theilte diesen Verdacht mittelst Schreibens vom 21. Sept. 1843 dem königlichen Amte Wittlage-Hunteburg mit. In Folge dessen wurde eine Untersuchung angeordnet. Leider stellten sich sofort einige verdächtige Umstände heraus, indem nicht nur erweislich Fliegengift im Besitze der Eheleute G. und selbst im Krankenzimmer des Denanten gewesen, sondern auch dessen Beerdigung (lediglich auf Anordnung des Pastoes, wie sich erst später ergeben) schon sehr bald angesetzt worden war. In Folge dieser Indicien ward die Wittwe G. sofort, unterm 22. Sept. 1843, verhaftet und ist von jenem Tage an eine durch die Verwicklung der Sache und insbesondere durch die Schwierigkeit der medizinischen und chemischen Prüfungen bis zu der traurigen Dauer von dritthalb Jahrn ausgedehnte Inquisition wegen Giftmordes gegen dieselbe geführt. Dieser dritthalbjäheige Zeitraum bildet einen entsetzlichen Abschnitt im Leben der Inquisitin. Der Körper, hinwelkend in einem kellerartigen Verließ, in welches durch eine zwölffüßige Mauer eine kleine Fensteröffnung nur ein halbdunkles Dämmerlicht wieft; — dem Vernehmen nach freilich noch dem besten Locair, welches die Untersuchungsgefängnisse zu Wittlage darbieten; der Geist, gemartert duech Einsamkeit und Geschäftslosigkeit, und mehr noch durch die furchtbarsten Inerlminationen! — Wie gewöhnlich in derartigen Fällen, so reihete sich auch hier eine Beschuldigung an die andere. Nicht allein den G., sondern auch ihren früheren Mann sollte die Inquisitin vergiftet haben. Dazu die Foltern, welche mit Untersuchungen, wie die vorliegende, theils nothwendig verbunden sind, theils aber wenigstens so leicht sich einschleichen — Recognition fauler Leichen von theuren Angehörigen; schwere, durch den Eifer der Untersuchung vielleicht unnöthig geschärfte Vorhaltungen und Enthörung jeglicher Unschuldsbetheuerung! Bei jeder erschütternden Scene wird die Inquisitin aufgefordert, ihr fluchwürdiges Verbrechen zu gestehen, ihre Seele durch Bekenntnisse zu erleichtern. Was sie entgegnet, gilt für Lüge.

Es würde zu weit führen, hier zu erzählen, wie wirklich in den beiden Leichen der verstorbenen Ehemänner der Inquisitin Gift gefunden wurde, demohnerachtet aber hieraus kein Beweis für die Schuld derselben geführt werden konnte, und wie die geführte Untersuchung es höchst wahrscheinlich gemacht hat, daß der zweite Ehemann der Inquisitin durch den verstorbenen Cantor L. zu Barkhausen vergiftet sey und die Spuren der Arsenikvergiftung, die sich an ihrem dritten Ehemanne zeigten, durch die heroischen Dosen von Phosphor, welche demselben in seiner letzten Krankheit gegeben wurden, bewirkt seyen.

Vom größten Interesse für die Wissenschaft wird es aber seyn, daß die Chemiker Becker und Holthaus in Essen, unweit Wittlage, unterm 24. Juni 1845 die unendlich wichtige, durch wiederholte Versuche zweifellos constatirte Entdeckung zu den Acten gebracht haben, daß in einem weitern Umfange des Amts Wittlage der Boden durchgängig Arsenik enthalte und daß insbesondere der Barkhauser Kirchhof als Reservoir mannichfacher, seit Jahrhunderten angesammelter metallischer und nach und nach gänzlich oxydirter Sargbeschläge — bekanntlich enthält ja alles Eisen eine geringe Quantität Aesenik — sehr reich mit letztgenanntem Metalle, und zwar in aufgelöster Gestalt, geschwängert ist. Die Schwängeeung ist so bedeutend, daß genannte Experten aus einem Pfunde Eede einen glänzenden Arsenikspiegel gewannen; daß alle von dritten und vierten Plätzen auf dem Kirchhofe ausgegrabenen Knochen, je nachdem sie längere oder kürzere Zeit in der Eede gelegen, stärkere oder schwächere Arsenikanflüge ergaben, und daß die Chemiker, unter Berücksichtigung der eben erwähnten Entdeckung, die Möglichkeit und selbst die Muthmaßlichkeit anerkennen, daß solcher Rost nicht bereits bei Lebzeiten, sondern allererst aufgelöst und entwickelt durch den Leichenmoder, nach dem Tode und während der Körper im Sarge ruhete, aus der Kirchhofserde in denselben gedrungen seyn könne.

Königliche Justiz-Canzlei, der Ansicht folgend, daß demohnerachtet der Hergang der Sache noch nicht völlig aufgeklärt sey, hat in ihrem Erkenntnisse die Inquisitin von der Instanz entbunden und die Untersuchungskosten niedergeschlagen. Wir zweifeln aber nach sorgfältigster Erwägung aller Umstände kaum, daß es ihrem muthigen, geist- und gesinnungsvollen Vertheidiger gelingen werde, in höherer Instanz ein völlig freisprechendes Erkenntniß für dieselbe zu erwirken. (Wes.-Z.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Eine unpolitische Begebenheit beschäftigte unlängst — wie die Trier'sche Zeitung erzählt — in Hamburg alle Cirkel. Sie klingt zwar etwas wunderbar, soll aber dennoch buchstäblich wahr seyn. Ein junger Hamburger Daguerreotypist, der wohl nicht genug Beschäftigung fand, faßte den Entschluß, nach Brasilien zu gehen, um dort seine Kunst auszuüben. Um Proben seiner Kunst produciren zu können, bittet er eine Menge Bekannte, ihm zu sitzen, unter andern auch die sehr hübsche Tochter seiner Wäscherin. Mit seinem Apparate, einer Partie Platten und den Proben seiner Kunst schiffte er sich ein; kaum in Rio-Janeiro angekommen, legt er seine Proben aus und es regnet Bestellungen und Geld, da den Brasilianern diese Kunst eine ganz neue Erscheinung war. Eines Tages kommt ein junger Pflanzer aus der Umgegend von Rio mit dem Antrage, ihm unter jeder Bedingung und zu jedem Preise das ausgestellte Damen-Portrait abzulassen, wozu sich unser Künstler gern verstand. Nach einiger Zeit kam der junge Nabob wieder und wünschte den Künstler unter vier Augen zu sprechen, wo er ihm dann vertraute: er habe eine unwiderstehbare Leidenschaft zu dem Portrait gefaßt, er habe zwar in ruhigen Stunden sich selbst gesagt, daß es ein Wahnsinn sey, da er nicht einmal wisse, ob die Dame lebe oder verheirathet sey, er sehe stundenlang dem Portrait in die Augen, küsse es und trage es stets bei sich; er komme nun zu ihm, mit der Bitte, ihm das, was er über jene Dame wisse, mitzutheilen. Der Künstler war rasch mit seiner Wissenschaft zu Ende und der junge Nabob entschloß sich, mit dem ersten Schiffe nach Hamburg abzusegeln; er bat den Künstler mitzufahren und bot ihm dieserhalb freie Reise an. Hier angekommen, suchten sie die Wäscherin und ihre Tochter auf, welche sie auch in einer ärmlichen Wohnung fanden. Der Künstler erzählte Mutter und Tochter kurz die Leiden des jungen Westindiers, und daß er hierher gekommen sey, ihr seine Hand anzubieten, wenn sie noch frei sey. Das Mädchen nahm die Hand gern an, alles Nöthige zur Trauung ward rasch besorgt, und mit dem letzten Schiffe ging der Westindier, in Begleitung des Künstlers, seiner Schwiegermutter und seiner jungen Frau, die nun ein paar Millionen commandirt, nach Rio zurück.

In dem Berichte über das blutige Gefecht, das die Franzosen den Uled-Dschrllal am 10. Januar lieferten, rühmt General Herbillon besonders den Marechal-de-Logis Chateaubriand, der als Ordonnanz beim Angriffe auf das Dorf neben ihm ritt. „Mein General, man nimmt Sie auf's Korn!" rief Chateaubriand, sprengte vor, um ihn zu decken, und fiel in demselben Augenblicke, von zwei Kugeln durchbohrt.

(Königsberg.) Eine absonderliche Geschichte fängt hier an, das Interesse des Publikums in Anspruch zu nehmen, die, wenn sie sich in ihren Details bestätigt, allerdings die strengste Nachforschung und Bestrafung verdient. Vor längerer Zeit, so erzählt mir ein glaubwürdiger Mann, kam ein junges Mädchen aus einer kleinen Stadt hier an, und fiel zunächst einigen conventikelnden Pietisten in die Hände. Dann nahm sich ihrer irgend ein frommer Winkel-Consulent als Curator an, da sie ein baares Vermögen von 1000 Thalern besaß. Nun machte die fromme Schöne die Bekanntschaft eines jungen Mannes, den sie zu heirathen und sich mit ihm in Bromberg trauen zu lassen beschloß. Als sie am Tage vor ihrer Abreise bei dem frommen Curator erschien, um sich ihr Geld abzufordern, fand sie dasselbe bereits in Thalerstücken aufgezählt, jedoch machte sie derselbe darauf aufmerksam, wie in dieser Art das Geld schwer zu transportiren sey, und versprach ihr, es in einen Kasten zu packen, wo sie es dann am nächsten Tage abholen könne, ehe sie zur Post gehe. Nun erwartet gewiß Jeder, da die Geschichte sich geheimnißvoll anläßt, das Mädchen habe den Kasten erhalten, in Bromberg geöffnet, und statt Geldes Steine oder Blei darin gefunden! — Doch nein, die Sache kommt noch anders. Als das Mädchen Tags darauf bei dem frommen Manne erschien, läugnete er es geradezu ab, irgend welches Geld von ihr empfangen zu haben, erklärte sie auf eigene Hand für geisteskrank, und soll sie drei Tage hindurch eingesperrt haben. Hoffentlich ist die Polizei der Sache jetzt schon auf der Spur und wird das Wahre daran bald ermittelt haben.

(B. B. Z.)

In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 8. Febr. berichtete Hr. Flourens über verschiedene zur Erforschung der Wirkungen des Schwefeläthers an Thieren vorgenommene Experimente. Einem Hunde, der solchen einige Minuten lang eingeathmet, legte er das Rückenmark an einer bestimmten Stelle bloß, ohne daß das Thier während dieser grausamen Operation das geringste Zeichen von Schmerz gab. Hierauf trennte er die Gefühlsnerven und schnitt, stach und riß im Marke selbst herum, bemerkte aber eben so wenig irgend eine Aeußerung der Empfindung, eine Kontraktion ꝛc. Dasselbe Experiment wiederholte er an einem Huhn mit demselben Erfolge. Als die Aetherdünste sich zerstreut hatten, gewann das Rückenmark all' seine Lebenskraft wieder. Als Resultat einer Reihe von einem andern Physiologen, Hrn. Gruby, mit zahlreichen Fröschen, Hunden, Mäusen, Kaninchen angestellter Versuche ergaben sich als die mittlere Dauer der Zeit, während welcher die Betäubung vertragen wird, resp. 25, 30, 8 und 12 Minuten. Nach dieser Zeit trat der Tod im Schlafe, wahrscheinlich durch Schlagfluß, ein, da Hr. Gruby als die unmittelbare Ursache desselben eine Anhäufung von Blut in den Venen des Gehirns, der Lungen, Leber ꝛc. vorfand.

Literatur.

Gedichte von S. H. Mosenthal. Wien (Ignatz Klang) 1847.

Politik und Religion haben so ausschließlich Besitz von unserer Tagesliteratur genommen, daß auch unsere Dichter jetzt mehr donnern als flöten, mehr Kriegs- als Liebeslieder singen. So wenig wir nun auch mit unserem Altmeister Göthe ein politisch Lied ein garstig Lied nennen möchten, so gestehen wir doch, daß es uns wohl thut, in der Poesie aus dem Gebiete des Kampfes und des Haders in das des Friedens und der Liebe zu kommen, und darum haben die vorliegenden sanften und lieblichen Klänge eines jugendlichen Dichters sehr angenehm auf uns gewirkt. Ein liebenswürdiger, fast kindlicher Sinn, der sich nicht in das Unendliche verliert, aber das gegebene Endliche und Begränzte liebend umfaßt und poetisch ausschmückt, gibt den Kindern seiner Muse etwas Gemüthliches und Herzliches, so daß man sich geneigt fühlt, dem Verfasser, wie einem jugendlichen Freunde die Hand zu drücken, und sich in seiner Gesellschaft heimisch zu fühlen. Wenn er sagt:

Singt nur von unserm großen Vaterland,
Das flammend alle Herzen soll erheben,
Auch ich bin ihm mit reiner Gluth entbrannt,
Doch auch das kleine Heimathland soll leben!
Die Erde klebt an meinen Sohlen an,
Auf der die Freunde meiner Kindheit wandern,
Und, was auch fremdes Land mir bieten kann,
Die Heimath find' ich doch in keinem andern.

Oder wenn er von der Quelle seiner Lieder singt:

Ein Vöglein sang — weil rings der Lenz erblühte,
Weil schwellend jede Blumenknospe sprang;
Da fühlt es wie die Brust ihm wogend glühte,
Es wußte nicht warum? — es sang.
Und als der Lenz mit seinen Blüthen schied,
Fühlt es so einsam sich, so öd', so bang;
Es war ihm nichts geblieben als sein Lied,
Es wußte nicht warum? — es sang.

Digitized by Google

so gibt er uns selbst ein treues Bild seiner poetischen Ergüsse, die nicht gewaltig einher rauschen wie ein mächtiger Waldstrom, aber wie ein lieblicher Quell in schönem Wiesenthale erfrischen und erfreuen. Wir hören mit Vergnügen, daß die Großherzogin Helena von Rußland dem jungen Dichter eine goldene Nadel, worauf sich ein Lorbeerkranz darstellt, als anerkennendes Zeichen ihres Beifalls zustellen ließ. Muß es die Kritik auch den Großen der Erde überlassen, goldene Zeichen ihrer Anerkennung zu spenden, die Hoffnung, dereinst den Lorbeerkranz zu erstreben, glaubt sie dem jungen Sänger bestätigen zu können.

* * *

Nordisches Novellenbuch, herausgegeben von Robert Lippert. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. 2 Bände.

Die Literatur hat auch in Rußland einen stärkeren Aufschwung zu nehmen und sich mehr zu entfalten begonnen und mit Achtung genannt werden die Namen eines Lomonossoff, Ezeroff, Karamsin, Schukoffsky, Puschkin, Marlinsky, Lermontoff, Gogol u. A. Besonders angebaut ist bis jetzt von russischen Novellisten das Feld der Erzählung; hier haben sie viel recht Werthvolles geliefert und in einer reichen Gallerie geist- und lebensvoller Schilderungen führen sie uns die Eigenthümlichkeiten des nationalen Treibens der unter einander und mehr noch von der Lebens- und Denkweise, den Sitten und Gebräuchen der anderen europäischen Nationen abweichenden, slavischen Völkerfamilie vor. Dieser Reiz der Neuheit und Eigenthümlichkeit hat die Herausgabe einer Sammlung von aus dem Russischen in's Deutsche übertragenen Erzählungen veranlaßt, die unter dem Titel: „Nordisches Novellenbuch, herausgegeben von Robert Lippert" im Verlag von J. J. Weber in Leipzig erschienen sind. Zwei Bände, acht Erzählungen enthaltend, liegen bereits vor und es ist anzunehmen, daß deren noch weitere erscheinen werden. Jeder der im Novellenbuche erscheinenden russischen Dichter zeigt sich als der Repräsentant einer besonderen Gattung der Novelle und so sehen wir den historischen, wie den bürgerlichen, den humoristischen, wie den ernsten Roman vertreten, und nicht nur die Lebensweise und der Charakter der unteren, sondern auch der mittleren und höheren Stände wird uns in treuen und originellen Bildern vorgeführt.

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. Febr.

In Zeiten der Noth müssen die Bewohner einer Stadt, eines Kreises, ja selbst einer Provinz, Eine Familie bilden, wenn sie dem die bürgerliche Existenz bedrohenden gemeinschaftlichen Feinde mit dem gehörigen Nachdruck und mit dem nöthigen Erfolge widerstehen wollen. Mehr als je überzeugt man sich jetzt von diesem edleren communistischen Streben, welches bereits gute Früchte getragen hat. Die hiesige Collecte für den Odenwald soll 3,800 fl. ertragen haben, außer den 36,000 fl., welche die Regierung zu demselben Zwecke aus Staatsmitteln beisteuern wird. Mit diesen Summen wird schon sehr viel Heilsames bewirkt werden können, besonders wenn man erwägt, daß es hauptsächlich darauf abgesehen ist, den Armen die erfoderliche Nahrung, den minder Bemittelten aber die Victualien zu einem ermäßigten Preise zu liefern. Rechnet man die Privatmildthätigkeit im Odenwald noch hinzu, so kann man mit einer um so größeren Gewißheit annehmen, daß der Nothstand dortiger Gegend bis zum Eintritt der besseren Jahreszeit nicht steigern, sondern eher sich vermindern werde. Zu Rodenberg, eine Stunde von Beerfelden, werden die Kinder armer Eltern von den wohlhabenderen an den Tisch genommen und erhalten täglich im Familienkreise Frühstück, Mittag- und Abendessen. Manche Einwohner sehen täglich 5 — 6 dieser jungen Gäste an ihrem Familientische. Unter den braven Bewohnern von Rodenberg kennt man kein unnützes, die Gemüther verpestendes leeres Religionsgezänke, desto mehr aber thätiges Christenthum, wie der vorliegende Fall augenscheinlich zeigt. Besonders läßt es sich der dortige Bürgermeister im Einvernehmen mit dem Ortsgeistlichen recht angelegen seyn, die im Interesse der Gemeinde und ihrer ärmeren Glieder erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. So erfahren wir, die Gemeinde Rodenberg allein würde in der Kürze eine Waarensendung an Victualien, als Reis, Gerste ꝛc., im Werthe von 1500 fl. aus Heidelberg erhalten. Indeß hat der jetzige Nothstand auch noch seine andere Schattenseite in Beziehung auf die Sicherheit und Erhaltung des Eigenthums. Bei dem Kirchenrechner zu Rodenberg wurde zur abendlichen Stunde der Gemeinderathssitzung, der er beiwohnte, eingebrochen und das vorräthige Geld, gegen 800 fl., gestohlen. In Beerfelden hört man von öfteren nächtlichen Kellereinbrüchen, die blos in der Absicht unternommen werden, um einige Lebensmittel zu erbeuten. — Im Vogesen-Departement, versicherte heute ein Reisender, der aus dem Elsaß kam, haben kaum die Wölfe noch etwas zu fressen, geschweige daß man von dem Ueberflusse oder nur von dem leidlichen Auskommen der Bewohner jener Gegend reden könnte. — Bei dem letzten Fastnachtsball des hiesigen Clubb's wurde eine große Menge von Gegenständen, die Erzeugnisse weiblicher Industrie, unter den Mitgliedern der Gesellschaft verloos't und der Erlös davon, eine namhafte Summe, zu milden Beiträgen für die Unterstützung der Armen in Oberhessen und Starkenburg bestimmt.

Mainz, 19. Febr.

Vor Kurzem las man in der Hannover'schen Morgenzeitung, daß der Magistrat von Göttingen, in Anbetracht des herrschenden Nothstandes, dem bekannten Schriftsteller v. Holtei nicht gestattet habe, in Göttingen dramatische Vorlesungen zu halten, und doch steht geschrieben: „der Mensch lebt nicht allein von Brod." Von solchen Rücksichten läßt sich unsere städtische Behörde nicht leiten; sie befördert Wissenschaft und Kunst, wo sie nur kann, und hat deshalb auch der Wollschläger'schen Kunstreiter-Gesellschaft aus Berlin gestattet, im nächsten Monate, während unserer sogenannten Messe, hier Vorstellungen zu geben, und zwar in der Fruchthalle. Hierdurch schlägt unsere städtische Behörde (vit venia verbo) zwei Fliegen mit einem Schlage, denn einmal begünstigt sie die höhere Reitkunst, und dann zieht sie aus dieser Begünstigung den Vortheil, für die Einräumung der Fruchthalle an besagte Gesellschaft Miethe einzunehmen. Daß das Theater durch diese Kunstreiter-Vorstellungen ganz veröden wird, daß dem Direktor daraus ein großer Schaden erwächst und ihm bei dem schon gehabten außerordentlichen Verluste noch ein neuer bevorsteht, kann freilich nicht in Anschlag gebracht werden, sobald es sich darum handelt, die höhere Reitkunst zu befördern und aus der Fruchthalle eine namhafte Miethe zu ziehen. Der Theater-Direktor, der aus den Büchern nachweisen kann, daß die gegenwärtige Theatersaison hinsichtlich der Einnahmen zu den schlechtesten gehört, die hier je vorgekommen, hat nun über diese Kunstreiter-Frage eine andere Ansicht und sich an die kreisräthliche Behörde um Schutz gewendet. Der Billigkeit nach hat der Theaterdirektor mindestens eine Entschädigung anzusprechen.

Frankfurt a. M., 20. Febr.

Der durch frühere aërostatische Darstellungen in der Westendhalle dahier bekannte Physiker Kammermeyer ist mit den Vorbereitungen beschäftigt, Ende März ein ähnliches Schauspiel in größerem Maßstabe ebenfalls im Garten der Westendhalle zu geben, das neben dem Interesse des Gegenstandes auch der Heiterkeit Stoff geben soll. — Da Hr. Kammermeyer im vorigen Jahre bei dem bekannten Unglücke auf der badischen Eisenbahn schwere Verletzungen und Verluste erlitt, so wäre ihm bei seinem Unternehmen recht zahlreiche Betheiligung zu wünschen. Karten sind jetzt schon zum Pränumerationspreis von 24 kr. in der Westendhalle bei Hrn. Pietsch und im neuen Kufferhause bei Hrn. Rabenau zu haben.

Geschichtliche Vorlesung.

Neunzehnte Vorlesung; Montag, 22., so wie auch Dienstag, 23. Februar: Die Kurfürstinnen Josephine und Maria Luise.

Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 21. Febr. Struensee, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Michael Beer, Musik von Giacomo Meyerbeer.

Montag, 22. Febr. (Neu einstudirt): Pagenstreiche, Posse in 5 Akten, von August v. Kotzebue.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 54. Dienstag, den 23. Februar 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Robert legte das Fräulein sanft auf das Lager der Alten, und Katharina war ihm zur Pflege behülflich. Mit dankenden Blicken verfolgte Letztere die Thätigkeit des jungen Mannes. Er schien so gut, so lieb. Für das, was er für sie Beide gethan, fühlte sie, daß auch sie ihn in ihre Arme schließen und — dankbar ihn herzen möchte.

Aber Robert hatte nur Augen für das Fräulein. Mit Hausmitteln der alten Hedwig war er um sie beschäftiget und schenkte ihr, Katharina, auch nicht einen Blick, so oft sie auch die Rede an ihn richten mochte. Ihr that dies wehe, sie hätte weinen mögen, wenn nicht eine gewisse Scham ihr Standesgleit eingeflößt hätte.

Bald hatte das Fräulein sich erholt, und als diese nun hörte, daß Robert gar nicht verwundet, daß das an ihm klebende Blut nur von dem erlegten Thiere sey, da ward sie sogar munter und lachte ihrer Furcht.

„Also habt Ihr wohl für mich gebangt?“ frug jetzt der Jägersmann, indem er ihr in's Gesicht treuherzig blickte.

„Als ich Euch sah, wie Ihr triefetet vom Blute, da meinte ich, es sey aus mit Euch. Das kam mir dann so schrecklich vor, daß ich es nicht ertragen konnte und meine Sinne schwanden.“

Sie reichte ihm die Hand, er ergriff sie heftig, führte sie an seinen Busen, dann zu seinem Munde und sie — ließ es gerne geschehen. Katharina jedoch stand daneben und beneidete mit feuchten Wimpern ihr glückliches Fräulein.

So verging eine Viertelstunde um die andere, Hedwig war in der Küche, ein Abendbrod zu bereiten, und die jungen Leute wurden miteinander immer vertrauter und immer freundlicher.

Plötzlich schlugen die in der Wohnstube befindlichen Hunde freudig bellend an, und der alte Wolf trat mit finsteren grimmigen Blicken zur Thüre herein.

„Was ich befürchtet,“ rief er der ebenfalls zur andern Thüre hereinkommenden Hedwig zu, „ist geschehen. Die schöne Wache, das stolzeste Thier von Frankfurts Forsten, auf dessen Zucht ich mir schon gütlich thun durfte —“

„Nun?“ frug erschreckt die Alte.

„Am Wasser dort liegt es verendet, im Rachen tief eingebohrt das Messer eines Wilddiebes. — Aber ich will, ich werde den Dieb entdecken. Wie ich ihm nahte, hat er in übereilter Flucht sein Messer vergessen, und hier — hier ist der Zauberstab, der mir den Frevler entdecken und meiner Rache überliefern soll.“

Mit heftigen Gebärden hielt er der erschreckten Hedwig ein blutbeflecktes Waidmesser entgegen. Langsam trippelte die Alte mit der Lampe näher; Wolf betrachtete die Klinge, und in wildem Zorne funkelten seine Augen und die grauen Locken schienen sich zu erheben.

„Wie, er selbst!“ rief er nun mit dem wildesten Klange seiner Stimme. „Wie, mein Sohn selbst der Frevler? — Unmöglich! — Ich kann es nicht glauben! — Und doch — es ist ja sein Messer — es ist ja die wohlbekannte Klinge, die ich selbst ihm gab. — Robert! — Robert! — Warum hast Du mir dies gethan? — Siehst Du, Alte, es ist Egidytag, der Tag meines Fluches; — o Robert! — Robert!“

Hedwig hatte umsonst versucht, ihn zu beruhigen, vorstellend, daß ja alles Unglück wegen eines wilden Schweins noch zu ertragen sey. Aber gereizt, wie er war, dienten die Bemühungen der Alten nur dazu, ihn noch heftiger zu machen. Jetzt ließ Hedwig von ihrem Vorsatze ab, indem sie nach ihrer Stube sich wandte, um wenigstens ein Zusammentreffen Roberts mit dem Förster zu verhindern — aber es war zu spät. Auf das häufige Nennen seines Namens öffnete der junge Mann die Thüre und trat mit den Worten: „Du rufst mich. Was willst Du, Vater?“ dem Nahenden unbefangen entgegen.

Dieser war über die Ruhe seines Sohnes anfänglich verblüfft, bald aber loderte in ihm der Zorn wieder auf, und heftig hielt er demselben das gefundene Waidmesser entgegen.

„Ist das Dein Messer, Junge? sprich! — Rede nicht — entschuldige Dich nicht — ist das Dein Messer? Junge, bei allen Teufeln, sprich.“

„Vater,“ rief jetzt Robert, „ehe ich Dir Auskunft gebe — höre, was ich zu sagen habe.“

„Nein, nein, ich will nicht hören. Ist dies Dein Messer?“

„Das Messer ist mein,“ entgegnete jetzt trotzig und stolz der Gefragte; „aber Du mußt mich hören.“

„Muß ich? Muß ich? — Ha, ha, lustig, der Junge lehrt mich, was ich muß. — Aber ich weiß, was ich muß. Gieb Antwort. Also Du erlegtest die kaum gefrischte Wache?“

„Ja, ich erlegte sie!“ antwortete kühn der Gefragte.

„So empfange den Lohn, der Dir nach Waidmanns Brauch für solch ein Schandwerk gebührt.“

Und mit dem Waidmesser holte der Förster aus, den Sohn zu züchtigen. Dieser aber hielt ihm den Arm und bat und flehte, dann wartete er trotzig vor dem Schimpfe, doch der Alte ward durch den Widerstand immer rasender.

So rangen sie mit einander herum, da eilte aus der Stube Hedwigs das Fräulein mit blassen Wangen und wild fliegenden Haaren herein und drängte sich mitten unter die ringenden Männer. Erstaunt wich der Förster zurück, da schlang das Mädchen ihre Arme um den Nacken des Alten und flehte mit rührendem Tone: „Vater, schone sein. Nur für mich beging er den Fehler, und die Gerettete bittet um Deine Verzeihung.“

„Die Gerettete?“ wiederholte fragend der Förster.

„Ja, die gerettete Marie!“

Digitized by Google

„Die gerettete Marie!“ rief entsetzt der Alte, und Blässe überzog sein Gesicht.

„Marie von Adlerkron,“ fügte das Fräulein sanft und bescheiden hinzu.

„Adlerkron! Adlerkron! Marie von Adlerkron!“ rief jetzt der Alte, und sah dem Mädchen mit ängstlicher Erwartung in's Gesicht — dann faßte er sie heftig an der Hand und riß sie zum Fenster, das er rasch öffnete. — In dem eingehegten Acker zeigte sich im blassen Mondlicht ein Grabhügel und ein weißes Kreuz. —

„Siehst Du? — Marie? — Jene Marie? — Und Du weißt und kennst das Geheimniß? — Aber Dank Dir, daß Du mich an die Bitte mahnst. — Ich versprach, und mein Versprechen werde ich halten.“

Er preßte das erschrockene Fräulein heftig in seine Arme, dann stürzte er unbedeckten Hauptes hinaus in den Garten.

(Fortsetzung folgt.)

An die deutschen Frauen. *)

1.

Einst saßen minnigliche Damenkreise
Beim kühnen Ritterspiele zu Gerichte,
Und Waffenthaten, blühende Gedichte
Errangen sich des Sieges stolze Preise.

Jetzt glüht ein and'rer Kampf in ernster Weise,
Daß er des Wahnes finst're Brut vernichte,
Und, huldigend der Wahrheit und dem Lichte,
Der Freiheit ehne ihre festen Gleise.

Versammelt euch, ihr edeln deutschen Frauen,
Das ernste Kampfspiel richtend anzuschauen,
In stolzem Schmuck auf ragenden Balkonen.

Bekränzt zum Weihetag die Ehrenhalle,
Und windet eure süßen Reize alle
Zum reichen Kranz, die Sieger zu belohnen.

2.

Entledigt euch der zöpfischen Pedanten,
Die stets von Griechenland und Rom doctren,
Sich, statt die Sache unsrer Zeit zu führen,
Vergraben in den Staub der Folianten.

Verachtet das Pygmäenheer der Fanten,
Die sich als eure Püppchen läppisch zieren,
Mit weltschmerzbleichen Wangen kokettiren,
Und Helden sind bei Bäschen und bei Tanten.

Wenn sie die Arme lüstern um euch schlingen,
Stoßt sie hinaus in's thatenfrische Ringen
Mit dem gerechten, heiligen Erzürnen;

Verkündet dem entarteten Geschlechte:
Wir wollen Männer lieben, keine Knechte,
Wir wollen Frauen seyn und keine Dirnen!

*) Aus: „Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow. 1846.“

Ein Ausspruch Friedrich Wilhelm III. von Preußen.*)

Als der Bischof Eylert dem verstorbenen Könige vorstellte: die Frühkonzerte im Thiergarten hinderten die Leute am Besuche der Kirchen, erwiederte der alte Herr: „Gehen so nicht hin! (so = ohne dies). Man kann sie nicht zwingen, zur Kirche zu gehen. Unter allem Freien ist und bleibt das Freieste die Religion, und vorab die christliche. Jeder hat es hier mit sich selbst, mit seinem Gewissen und mit Gott zu thun. Man muß das allein dem Menschen überlassen, und hier verträgt er den Zwang nicht.“ Als darauf der Hochwürdige meinte, es wäre denn doch besser, die Morgenkonzerte zu verbieten, und nur die Nachmittags- und Abendkonzerte zu gestatten, wies er auch dies Ansinnen ab mit den Worten: „Am Abend oder Morgen — ist dasselbe! Im Gegentheil: wenn der Mensch frisch ist, wirkt eine schöne Musik im Freien unter Bäumen, und wenn der Himmel heiter und noch Alles ruhig ist, wohlthätig und religiös auf den Menschen. Sind viele Gegenvorstellungen, auch von würdigen Geistlichen, eingekommen; haben mich aber nicht überzeugen können. Eben so ist mir's mit den Schriften gegangen, die gegen das Theater geschrieben sind. Ja es hat ein Mann, aus Elberfeld, an mich geschrieben, und mich, da ich ein Christ wäre, um's Himmels willen gebeten, nicht mehr in die Komödie zu gehen, um nicht Schaden an der Seele zu nehmen. Der ehrliche Mann meint's gut. Habe das Schreiben Witzleben gegeben und ihm gesagt, was er in meinem Namen höflich antworten soll. Die Menschen sind erschrecklich einseitig. Berlin ist kein Krähwinkel.“ —

Der wortkarge König Friedrich Wilhelm III., der, wie Eylert (S. 389) erzählt, das viele leere Redensarten machen nicht liebte, hat dennoch viele gute, inhaltschwere Worte gesprochen, aber keins, das wichtiger, inhaltsschwerer und ehrwürdiger wäre, als jenes: „Unter allem Freien ist und bleibt die Religion das Freiste.“

In einem Gespräche mit dem Bischof Eylert, der ihm Vorstellungen über seine häufigen Theaterbesuche machte, that der König einen andern Ausspruch, der ihm nicht weniger Ehre macht. Eylert erzählt in seiner Beschränktheit ganz naiv, wie er, über den Besuch des Theaters redend, gesagt habe: „den Reinen sey freilich Alles rein, und für solche halte er das Theater für einen Zeitvertreib.“ Da unterbrach ihn der König mit den Worten: „Ich aber halte es höher; ich hatte es für ein angenehmes Mittel zur sittlichen Veredelung, und zähle es solchen Anstalten (zur sittlichen Veredelung) bei.“

Mannichfaltigkeiten.

Die Breslauer Zeitung wird jetzt (wie unser Journal schon seit 1835) mit Dampf gedruckt. Bei dieser Gelegenheit erzählt sie: In der Nummer vom 28. Nov. 1814 kündigten die Times ihren Lesern mit großgedruckten Buchstaben an, daß das Blatt, welches sie in die Hand hielten, zum ersten Male mit Dampf gedruckt sey. Kommt nun auch die Breslauer Zeitung mit derselben Notiz volle 33 Jahre später, so darf sie sich doch immer noch befugt halten, mit einigen Worten der neuen Eroberung des Dampfes in unserer Provinz zu gedenken und den Tag zu notiren, an dem dieser zum ersten Male eine Druckmaschine in Bewegung gesetzt hat. Dabei braucht sie nicht zu fürchten, was den Times wirklich noch passirte, daß nämlich die Ankündigung am

*) Aus dem kürzlich erschienenen letzten Bande von Eylert's „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelm III.“ Magdeburg, 1846.

Digitized by Google

28. November 1814 von einem großen Theile des britischen Publikums für eine Aufschneiderei gehalten wurde. Inzwischen ist die Herrschaft des Dampfes eine populäre geworden, auch in Schlesien.

(Leipzig, im Feb.) In der hiesigen Brockhausischen Zeitung, redigirt von Prof. Bülau, finden wir folgende Stelle: Das Schulmeistersystem, welches das Volk erst erziehen und unterrichten will, ehe es ihm politische Rechte bewilligt, mag sein Gutes haben; nur, dünkt mich, heißt es von erwachsenen Staatsbürgern etwas viel verlangen, sie sollten erst das konstitutionelle ABC aufsagen lernen, um so mehr, da man die Politik, wie die Muttersprache, nicht in der Schule, sondern im Leben erlernt. Eben so ist das System des politischen Still- und Widerstandes sehr wohl zu begreifen, wenn es blos als Ausnahme geltend gemacht wird, und in stürmisch bewegten Augenblicken, wo das wilde, dem Ueberfluthen nahe Wasser des revolutionären Stroms eingedämmt werden soll, sogar ein Fortschritt zu nennen; aber als permanentes Princip ist es die trügerischste aller Utopien. Wer sich eigensinnig sträubt und stehen bleibt, wenn Alles fortgeht, muß zu einer gewissen Zeit laufen, wenn er die Andern einholen will; und nichts wird revolutionärer als ein Volk, welches genöthigt ist, sich in scharfen Trab zu setzen, um den vorausgeeilten Völkern nachzukommen.

Die durch ihre Reise in Palästina und Island bekannt gewordene Frau Ida Pfeiffer, eine Tochter des Großhändlers Reyhr in Wien, ist gegenwärtig in Brasilien, wo sie am 18. September vorigen Jahres zu Rio Janeiro landete. Briefliche Nachrichten von dort her sprechen von einer drohenden Lebensgefahr, der sie und ihr Begleiter, der Graf Berchtold, nur durch ein Ungefähr entrannen; denn schon stürzte ein Neger mit gezücktem Messer auf die Lustwandelnden, die sich mit ihren Sonnenschirmen wehrten, bis einige Reiter zu ihrer Rettung heransprengten. Zu der Begleitung des Grafen Berchtold, der als Arzt in Prag lebte, ist unsere Reisende auf die seltsamste Art von der Welt gekommen. Er begegnete ihr in Prag auf der Straße, und als er auf seine Anfrage erfuhr, daß Frau Pfeiffer nach Brasilien reise, erbot er sich rasch zum Gesellschafter; in Hamburg war es, wo Beide zusammentrafen, um auf demselben Schiffe über den Ocean zu schwimmen.

(Reisende im Innern von Afrika.) So viel auch schon Reisende bei der Durchforschung des Innern von Afrika verunglückt sind, so lassen sich der Unternehmungsgeist des Handels und die Wißbegierde dadurch doch nicht abschrecken. Vom Senegal wird wieder ein Versuch gemeldet, welchen ein Franzose, Anne Raffenel, gegenwärtig macht. Derselbe wollte sich anfangs am Fluß hinauf nach Bakel begeben, und von da die Richtung nach dem großen Binnensee einschlagen, er hat sich nun aber einer Karawane angeschlossen, welche unmittelbar nach Tombuctu geht. Ein anderer Franzose, Eugen Maizan, hatte vor einiger Zeit von der Südostküste aus versucht, ins Innere vorzudringen, war aber schon in den Staaten des Imam von Makcat von einem Häuptling Namens Pazzi ermordet worden. Seitdem hat der Mörder selbst in einem Aufstand das Leben verloren, man fand die mathematischen Instrumente und was sonst dem unglücklichen Reisenden gehört hatte, in seinem Besitz, und dem französischen Consul in Zanzibar gelang es, diese Gegenstände einzulösen.

Aus München meldet der Rhein. Beobachter vom 13. Februar: Gestern hatten wir hier einen kleinen Volks-Auflauf, der, als Episode des Faschings aufgefaßt, seine pikanten Seiten darbietet. Eine Tänzerin aus dem Süden, die, durch ein fabelhaftfreches Auftreten im Publikum seit einer Reihe von Wochen die Abneigung desselben provozirt (ohne Zweifel die auch anderer Orten berüchtigte Lola Montez), gerieth durch die Unarten ihres sie begleitenden englischen Dogge in einen Konflikt mit einem Fuhrmann, der dahin führte, daß die Priesterin Terpsichores keck genug war, den rauhen Sohn der Arbeit realiter anzupacken, worauf hin der Letztere von seinem Rechte der Nothwehr einen sehr empfindlichen Gebrauch machte. Der Tänzerin gelang es, sich in einen Laden zu flüchten, wo sie einer zahlreich versammelten Volksmenge so lange zur Zielscheibe sehr drastischer Anspielungen und Herausforderungen diente, bis die Polizei sie aus ihrer unfreiwilligen Gefangenschaft erlöst'e.

Griechenland, das die deutschen Einwanderer früher so unfreundlich aufgenommen hat, sehnt sich jetzt wieder nach deutschen fleißigen Colonisten. An die Kammer ist ein Entwurf zur Colonisation von 500 Familien gelangt. Nach ihm werden jeder Familie bedeutende Strecken guten Landes von der Regierung zu geringem Preise überwiesen. Das zum Bau von Wohnungen, Schulen, Gärten und öffentlichen Plätzen nothwendige Land soll ihnen unentgeltlich überlassen werden. Nur müssen die Colonisten ihre Wohnungen und andere Gebäude nach dem von der Regierung vorgeschriebenen Plane erbauen und im ersten Jahre ein Drittel des ihnen angewiesenen Landes bebauen. Dafür sind sie drei Jahre von Abgaben befreit. Jede Familie, die ihre eigene Wirthschaft betreiben will, muß sich über ein Vermögen von 570 Thalern ausweisen.

In der deutschen Journalistik ist das Merkwürdigste und zugleich Abentheuerlichste die Einrichtung des Korrespondenzenwesens. Der Korrespondent eines der gewöhnlichen politischen Tagesblätter muß um jeden Preis wöchentlich eine Neuigkeit berichten und darum an allen Kammerfrauen- und Kammerdieners Thüren horchen. Was stellt sich nun aber vollends in Berlin heraus? Da zeigt es sich aus Veranlassung der jüngst stattgehabten Verhaftungen sogenannter Communisten, daß ein großer Theil der Berliner Berichterstatter, welche in auswärtige Blätter die Feder führen, entweder aus Polizeiagenten selbst oder aus solchen Leuten bestehen, welche mit diesen in direkter Verbindung sich befinden. Wurde ja doch jene Verhaftung schon einen Tag zuvor, ehe sie stattgefunden, genau so berichtet, wie sie hernach wirklich angeordnet war. Das nennen wie Industrie, wenn die Polizeiagenten Zeitungskorrespondenten oder die Zeitungskorrespondenten Polizeiagenten werden.

(Vom Niederrhein.) Der Bürgermeister Fabricius zu Scheven in der Eifel hat dem Geh. Reg. Rathe Prof. Goldfuß zu Bonn mitgetheilt, daß man in der Nähe des Dorfes Nöthen bei Münstereifel am Morgen des 30. Januars d. J. unzählige lebendige Thierchen, die man für kleine Raupen hielt, auf der einen halben Fuß hohen geschlossenen Schneedecke in etwa fußbreiter Entfernung von einander gefunden hat. Sie waren, wie Augenzeugen berichten, mit dem Schnee aus der Luft gefallen; auch sollen $1^1/_2$ Zoll lange Raupen und Spinnen, alle lebendig, dabei gewesen seyn. Dieser Raupenfall ist von Nöthen an in einer Länge von $1^1/_2$ Stunden nach Blankenheim zu an demselben Tage bemerkt worden. Es herrschte ziemlich heftiger Nordwestwind bei schwachem Schneefall, und die Temperatur mochte etwa 3 Grad R. unter Null betragen haben. Die von dem Bürgermeister Fabricius eingesendeten Exemplare der gefallenen Thierchen waren Larven des braunen Afterleuchtkäfers (Catharis fusca), welche sehr häufig sind und in der Erde leben. (Sie werden auf frisch gefallenem Schnee nach heftigem Winde häufig angetroffen.)

Die in Leipzig erscheinende „Freimaurer-Zeitung" findet unter den Eingeweihten einen großen Lesekreis. Dem Laien ist solche nicht zugänglich.

Digitized by Google

(Der Schwefeläther. — Eingesendet.) Es wird jetzt über die Anwendung des Schwefeläthers und dessen so günstigen Erfolg so Vieles geschrieben und gesprochen; man hat aber bis heute der Oeffentlichkeit noch nicht die Frage übergeben, ob im Criminal-Wesen das Experiment des Schwefeläthers nicht einmal eine sehr große Rolle spielen wird, daß nämlich der durch das Gesetz zum Tode Verurtheilte, nach Sachlage seines Verbrechens, eine Milderung der Strafe vor der Execution durch das Experiment des Schwefeläthers erleiden könne? K.

(Mannheim.) Der hiesige praktische Arzt Hammer berichtet in unserer Abendzeitung über den glücklichen Erfolg einer von ihm vorgenommenen Geburt ohne Schmerzen mit Hülfe des Schwefeläthers, und drückt dabei den gewiß beachtenswerthen Wunsch aus, es möchten alle unwissenschaftlichen Subjekte die Hände von diesem Mittel lassen, damit nicht durch rohes Experimentiren ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände eine so wichtige Entdeckung in Mißkredit gebracht werde.

Korrespondenz.

Weimar, 9. Febr.

Um die Vorurtheile gegen den Genuß ungewohnter Fleischarten zu verdrängen, wurde vor einigen Tagen hier ein Pferd geschlachtet und das Fleisch desselben unentgeltlich auf Verlangen vertheilt. Nach einem öffentlich abgegebenen Urtheile mehrerer angesehenen Personen ist das auf verschiedenerlei Weise zubereitete Roßfleisch so kräftig und schmackhaft befunden worden, daß sich ein ähnliches Schlachtfest bald wiederholen dürfte. — Heute starb hier die Frau Gräfin de la Rochefoucauld, Gemahlin des hier residirenden französischen Gesandten. Das Ableben dieser noch jungen Dame wird tief beklagt; denn sie war für die höhern Kreise nicht nur eine geistreiche Gesellschafterin, sondern auch eine unermüdliche Wohlthäterin der Armen.

Aus dem mittleren Lahnthale, 18. Febr.

Die nothwendigsten Lebensmittel, Kartoffeln und Brod, sind auch bei uns auf einen Preis gestiegen, der von den Aeltern, welche vom Taglohne leben, den Handwerkern und den Bauern vom Mittelstande nicht mehr aufgebracht werden kann, denn es fehlt auch an Verdienst. Se. Durchl. der Fürst zu Solms-Braunfels, immer bereit, mit wahrer landesväterlicher Fürsorge seinen Unterthanen zu helfen, von einer solchen Calamität derselben gerührt, haben nicht allein im ganzen Winter eine Menge Arbeiter am Wegebau und zwar zugleich zum Vortheile der Stadtgemeinde Braunfels, sondern auch Handwerker im fürstlichen Schlosse beschäftigen, den Armen unentgeltliches Brod verabfolgen und denjenigen Gemeindegliedern in 44 Ortschaften, welche noch Zahlung leisten können, das Brod zu einem billigeren Preise, 3½ Kreuzer für das Pfund, übersenden lassen und zu bestimmen geruht, daß diesen wöchentlich 10,000 Pf. Brod bis zur Ernte für diesen geringeren Preis, wenn der Marktpreis höher bleibe, auf Rechnung der fürstlichen Privatkasse verabfolgt werden sollen. Gegenwärtig läßt dieser Fürst die Kartoffelvorräthe aufnehmen, um dafür in Zeiten Fürsorge zu tragen, daß den Einwohnern, welche unter jene Klasse gehören, Kartoffeln im Frühjahre unentgeltlich gepflanzt werden, damit nicht der Nothstand durch den Mangel an Setzkartoffeln und dadurch unterlassene Anpflanzung im Herbste größer werde und eine Hungersnoth die Folge davon sey.

Aus Franken, 17. Febr.

Die Repartition der 15,000 fl., welche aus der von Sr. Maj. zur Unterstützung der Lehrer huldvollst verliehenen Summe von 120,000 fl. auf den Kreis Unterfranken und Aschaffenburg kommen, ist nun beendigt. Es war dies eine schwierige Aufgabe; gleichwohl konnte man im voraus von der hohen Einsicht der Kreisregierung, so wie von dem allgemein verehrten Schulreferenten, Hrn. Regierungsrath Scherer — der nicht nur mit Energie das Gesammtschulwesen des Kreises leitet, sondern sich auch des einzelnen Lehrers mit väterlicher Sorgfalt annimmt — mit voller Zuversicht hoffen, daß diese Angelegenheit zur Zufriedenheit der Supplikanten erledigt werde. Die Vertheilung geschah nach dem Maßstabe der Besoldung der einzelnen Bittstellee, und die Skala, die deshalb sowohl, als hinsichtlich der Unterstützungs-Raten entworfen wurde, war zugleich so eingerichtet, daß dadurch die Vermögens- und Familien-Verhältnisse des betreffenden Lehrers berücksichtigt werden konnten. 600 Lehrer des Kreises haben auf diese Weise Unterstützung gefunden und müssen sich dadurch zum Danke gegen den königlichen Geber, so wie zu erneutem Fleiße und treuer Pflichterfüllung in ihrem Berufe aufgefordert und verpflichtet fühlen. — Noch eine andere Angelegenheit, die zeigt, wie sehr unsere Kreisregierung bemüht ist, das Wohl der Lehrer und ihrer Relikten zu fördern, verdient hier Erwähnung. Es wurde nämlich vor Kurzem auf Veranlassung der ersteren der Fond für Schullehrer-Wittwen in dem bedeutenden Betrage von jährlich 2500 fl. verstärkt, so daß zu erwarten steht, daß die bisher an die Wittwen verabreichte Pension von 40 fl. erhöht werden dürfte, wodurch nicht nur die traurige Lage vieler derselben wesentlich erleichtert, sondern dem Lehrer selbst eine drückende Sorge um die Zukunft seiner Angehörigen vom Herzen gehoben würde. K. W.

Donau, 15. Febr.

Auch in unserer Stadt sind frühzeitig geeignete Maßregeln ergriffen worden, um für diesen Winter einem Mangel an Lebensmitteln, so wie übermäßig hohen Preisen derselben vorzubeugen. Wir verdanken sie theilweise der Wirksamkeit des im October vorigen Jahres durch freiwilligen Zusammentritt hiesiger Bürger entstandenen Hülfsvereines. Dieser schoß damals ein namhaftes Kapital zusammen und kaufte einen ziemlich bedeutenden Vorrath von Kartoffeln, Hülsenfrüchten, Brennholz und Torf, womit er, seitdem diese Bedürfnisse dem Wochenmarkte spärlicher zugeführt werden, diejenigen Einwohner der Stadt zu niedrigen Preisen versorgt, welche nicht die Mittel hatten, sich zur geeigneten Zeit mit Vorräthen zu versehen, für die aber auch andererseits nicht schon durch die Armenverwaltung hinreichend gesorgt ist. Außerdem veranstaltete derselbe Verein vor einigen Wochen, unter Mitwirkung einer größeren Anzahl thätiger Bürger, eine Sammlung von Geldbeiträgen, wovon die eben bezeichneten, weniger bemittelten Einwohner, während des Anhaltens höherer Fruchtpreise, Zuschüsse zum Ankaufe von Brod (bis jetzt 8 Kr. per vierpfündigen Laib) erhalten. Da dieser Hülfsverein bereits im October vorigen Jahres ohne irgend eine von der Behörde hiezu gegebene Veranlassung in's Leben trat, so dürfte die Mittheilung aus Kurhessen in der gestrigen Beilage Ihres geschätzten Journals, wornach nämlich die Hülfsvereine dieses Landes durch Maßregeln der Regierung hervorgerufen worden sind, auf unsere Stadt keine Anwendung finden.

Charade.

Willkommen sind sie allen Müden
Die beiden Ersten; holden Frieden
Dem treuen Diener sie verleih'n.
Oft freundlich lächelnd sie uns winken,
Wenn bald Apollo's Strahlen sinken,
Zu Freunden hin beim Lampenschein.
Eine Farbe nennt die Dritte,
Von der Jugend sehr geliebt,
Nur bei frohen Festen Sitte,
Wo's der Freuden reichlich gibt.
Am Himmel findest du das Ganze,
Sobald der Tag sich dal geneigt,
Vor jenem hehren Flammenglanze
Ein frühes Dunkel stets entweicht.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. Febr. (Neu einstudirt): Pagenstreiche, Posse in 5 Akten, von August v. Kotzebue.

Dienstag, 23. Febr. Das rothe Käppchen, komische Oper in 3 Abth., Musik von Dittersdorf.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 55. Mittwoch, den 24. Februar 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

3.

Das verrufene Gemach.

Im deutschen Hause zu Sachsenhausen saß in einem Sessel unter dem Bogen eines Fenstergewölbes, vor ihm ein kleines geschnörkeltes Tischchen, der Comthur des deutschen Ordens, Otto, Freiherr von Stilberborn, ein hoher, stolzer, würdig aussehender Mann, mit scharfen grauen Augen und gealterten Zügen, dessen Antlitz jedoch von Blatternarben stark durchfurcht war. Ihm gegenüber ruhte auf einem hölzernen Stuhle eine gebückte Gestalt mit kahlem Scheitel und gutmüthigem, dann und wann listig scheinendem Blicke, der Ordensritter Paul von Schlenkheim. Der Abend war heraufgedämmert, aus den Fenstern des gegenüberliegenden Frankfurts schimmerten Lichter, deren Glanz sich im vorüberfluthenden Maine spiegelten, und von dem Pfarrthurme erklang die Abendglocke.

„Was Ihr auch einwenden möget," begann jetzt der Comthur mit entschiedenem Tone, „ich bleibe bei meinem Vorsatze. Der Großmeister hat mir erlaubt, meine Nichte hier in unserm Hause zu erziehen und der Rath der Stadt hat meine Vormundschaft bestätiget, so ist sie ganz in meinen Händen und muß mir folgen, und, glaubt mir, Marie folgt mir gerne."

„Ihr wünscht also, daß sie sich vermähle?" frug gleichgültig Paul von Schlenkheim.

„Ja, und zwar nach meinem Willen," war die bestimmte Antwort.

„Wenn sich das auch immer so machen ließe," warf Paul nachlässig hin, „Marie ist ein frommes Kind, hat viel Sinn für strenge Zucht und Gottesverehrung . . . ."

„Sprecht nicht weiter," unterbrach ihn der Comthur, „sie soll sich vermählen und ein Erbe seyn des Namens meiner Familie und meiner Güter. — Und, glaubt mir, es wird, wie ich es wünsche, schon gelingen. Bisher war meine Nichte all' den Kreisen fremd, auf die eine Aderkron Anspruch machen konnte. Die Tochter unseres Verwalters im Frankensteinischen Hofe, die gutmüthige, brave Katharina, ist ihr einziger Umgang. So hoffe ich, bleibt ihr Herz jeder Anregung fremd, und sie nimmt gerne, was ihr der Oheim bietet."

„Soll denn ihr Herz so ganz aus dem Spiele bleiben?" frug mit lauerndem Blicke Schlenkheim.

„Herz! — Herz? —" rief mit einigem Schrecken der Comthur, „laßt mich das nicht denken, nicht fürchten. O, das Herz ist der Verräther an der Würde, an dem Stolze — an der Ehre des Mannes! Ihr Herz muß aus dem Spiele bleiben, bis sie gewählt — nein, bis sie vermählt, dann mag sie es dem Manne ihrer Wahl schenken, aber bis dahin —"

„Nun, sie wird sich fügen," fiel Schlenkheim mit leisem, sardonischem Lächeln ein, indem er sich vom Stuhle erhob.

„Habt Ihr die Mädchen nicht gesehen?" frug jetzt abbrechend und gefaßt der Comthur.

„Vor die Thore wollten sie lustwandeln gehen," war Schlenkheims Antwort.

„Es wird schon dunkel und sie sind noch nicht zurück. — Die Festungsthore werden geschlossen, dies macht mich unruhig. — Geht, Paul, laßt nachsehen, damit mir kein Unglück widerfahre."

Der alte Ordensritter schlich langsam zur Thüre hinaus und der Comthur blieb allein. Ein Diener brachte einen vielarmigen Leuchter mit Kerzen und setzte ihn auf den Tisch, dann ging er. Nachdenkend schritt der Comthur auf und ab und betrachtete fast unwillkürlich die schwergerahmten Bildnisse seiner Vorgänger, die ernst auf ihn herabzublicken schienen.

„Schaut Ihr so theilnehmend auf mich nieder, Ihr längst Vermoderten?" hub er jetzt seufzend an. — „O, gewiß, Euch bedrängte, wie mich, ein hartes Schicksal und hüllte Euch in das weiße Gewand der Ritter und schmückte Euch mit dem schwarzen Kreuze, ohne daß Ihr es wünschtet und gegen Euer Hoffen! — Frei, sagen sie, sey der Mensch, und war es mein Wille, daß ich hier bin, daß ich Comthur des Ordens geworden? — An unsichtbaren Fäden hängt das Geschick des Menschen. Wer regiert sie? — Seine Leidenschaften? — Wer gab ihm diese? — Wer durchströmte diesen mit kaltem, jenen mit heißem Blut? — Ewiges Räthsel! — Aber den Willen hat der Mensch, er kann ihn stählen, er kann damit siegen. — Und ich unterlag. — O, schöne Jugend, zu welchen kühnen Erwartungen hast Du mich berechtiget! — Offen lag vor mir die Bahn der Ehre, und eine Jungfrau schön und sittig," schaudernd fuhr er hier zusammen und hüllte das Gesicht in sein faltenreiches Gewand, — „schenkte mir ihre — Liebe. — Und ich? und ich? — Ehrgeiz — Hochmuth und wie die Teufel alle heißen mögen, warum mußtet ihr mich bethören, daß mein zerrissen Herz jetzt blutet, so lange es schlägt und ich nimmer ruhen kann und selbst der Schlaf mir grauenhafte Bilder vorführt und mich ermattet, statt erquickt? — Ja, wären sie Bilder —" mit thränenfeuchten Augen blickte er zu den Conterfayen auf — „Euch darf ich es bekennen. In dem Bilde bewahrt sich mir Eure Theilnahme — in dem Bilde bewahrte sich mir — die Liebe."

Gleichsam gekräftiget von diesem Gedanken, hob sich erleichtert seine Brust und streckte er die Arme dankend zum Himmel aus. — Sein Auge glänzte jetzt in sehnsüchtigem Verlangen, rasch ging er zu einem Schranke und holte aus demselben einen Schlüssel, mit welchem er nach dem entfernten Flügel des Gebäudes zeigte.

„Heute ist Egidy," flüsterte er leise, „der Tag des Schmer-

Digitized by Google

zes, der Tag der Verzweiflung und doch das Angedenken meines Glückes und meiner Seligkeit. — Ich darf es heute mir nicht versagen. In dem süßen Blicke findet der Reuige Trost, in dem holden Zauber des Antlitzes blühen mir noch einmal der Vergangenheit selige Tage."

Er zündete eine kleinere Kerze an dem Armleuchter an und schritt durch die Thüre über die langen gewölbten, feuchten Gänge. Bald hat er im entferntesten Flügel eine stark gefugte Thüre erreicht, der Schlüssel öffnet und der Comthur ist in die Stube verschwunden.

Mit bedenklichem Gesichte und unter Kopfschütteln blickte ihm Cajetan, der Ordensknecht, welcher eben zur breiten Stiege heraufschritt, nach.

„Nun, warum gehst Du nicht weiter?" frug der nachfolgende Knecht Konrad.

„Der Herr ist in das verrufene Gemach," entgegnete scheu um sich blickend, Cajetan. „Um keinen Preis würde ich ihm dahin folgen."

„Sey doch kein Narr," versetzte Konrad, „Du wirst doch keine Gespenstergeschichten glauben?"

„Was ich gesehen habe — habe ich gesehen!" erwiederte Cajetan wichtig und geheimnißvoll. „Ein grauer Mann — über die Gänge — Schlüsselgerassel — alles zur Nachtzeit, wenn Niemand mehr wacht — und dort in der Stube — huh!"

Konrad drängte sich, ebenfalls ängstlich gemacht, an Cajetan, endlich aber ermannte er sich.

„Man muß dem Herrn doch melden, daß das gnädige Fräulein noch immer nicht —"

„Um Gotteswillen nicht! Kommt der Herr aus dem Zimmer, dann ist er leichenblaß und schwach, und seine Augen sind roth."

„Dann muß man doch einmal nach ihm sehen," fiel jetzt Konrad beherzt ein, und ging, wie sich sein Begleiter auch zaghaft sträuben mochte, nach der Thüre, hinter welcher der Comthur verschwunden.

Cajetan schämte sich und schlich langsam näher.

„Hörst Du etwas?" frug er jetzt Konrad, der sein Ohr an die Thüre gelegt hatte.

„Pst," flüsterte dieser, „der Herr ist nicht allein. Er spricht mit Jemandem, ich kann aber nichts verstehen."

Nochmals lauerte er aufmerksam, dann zog er sich plötzlich scheu zurück und eilte nach der Treppe, Cajetan flüchtete ihm nach.

„Gott weiß, was da vorgeht," raunte er seinem Genossen zu, „ich hörte weinen und von Mord war die Rede."

„Schweig! schweig!" warnte jetzt Cajetan, und Beide eilten die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Pestalozzi-Vereine.

Unter diesem Titel enthält die Nr. 28 Ihrer geschätzten Didaskalia von diesem Jahr einen Artikel, nach welchem in mehreren Städten des Großherzogthums Hessen am 12. Januar 1846 das erste Säkularfest der Geburt des Schulreformators Pestalozzi in ähnlicher Weise gefeiert wurde, wie solches in vielen anderen Orten unseres deutschen Vaterlandes überhaupt gefeiert worden ist: man hat Reden gehalten, festlich gegessen und getrunken und dabei Toaste gesprochen. Offenbar kann aber damit der Sache, für welche Pestalozzi sein Vermögen und sein Leben und alle Kräfte und Freuden desselben eingesetzt hat, eben so wenig gedient seyn, wie mit allen Pestalozzi-Vereinen, welche, an jenem festlichen Tage gegründet, nur das Wohl einiger Sprößlinge aus der untersten Schichte des Volkes im Auge haben. Allerdings hat Pestalozzi wiederholt versucht, den sittlich gefährdeten oder verwahrlos'ten Kindern, den Armenkindern und Waisen eine Zufluchtsstätte, eine bessere und möglichst familienartige sittliche Erziehung zu geben, wohl hauptsächlich deßhalb, weil hier die Noth am größten, die Hülfe mithin am nöthigsten war. Aber das Herz Pestalozzi's schlug warm nicht blos für die Armenkinder und Waisen, sondern für alle Kinder — für die ganze Menschheit. Jedem Volke, allen Menschen ohne Ausnahme auf erziehlichem Wege zu helfen, dieselben mithin von Jugend auf zu veredeln und zu beglücken und hierdurch das ganze Menschengeschlecht zu verbrüdern, zum reinen Menschenthume zu erheben — das ist's, was Pestalozzi gewollt, wofür er gelebt, gewirkt, gelitten, weil er unerschütterlich überzeugt und durch und durch beseelt war von der ewigen Wahrheit: daß der Zustand der äußeren (bürgerlichen) Welt nichts Anderes ist, als das Erzeugniß der innern Welt des Menschen, daß mithin das ganze Problem der wahren Weltverbesserung dann, aber auch nur dann seine Lösung finden könne, wenn jeder Mensch ohne Ausnahme zu sich selbst, zu dem vollen Bewußtseyn der Kraft, Macht und Freiheit seines Geistes gelangen, wenn also das Besserwerden, die allgemeine Wohlfahrt hauptsächlich von der geistigen und ganz besonders von der moralischen Natur des Menschen abhängig, das Reinmenschliche, die ächte Humanität mithin überall in Wort und That lebendig gemacht würde. Soll aber die wahre Geistes- und Herzensbildung ein Gemeingut Aller werden, mithin nach und nach jeder Mensch vorzugsweise sich als wesentliches Glied Eines untheilbaren, gleichsam organischen Ganzen erkennen und in diesem Sinne solidarischer Verbindlichkeit leben und wirken, so darf die von Pestalozzi gewollte Volkserziehung oder Volksbildung gewiß nicht, wie bisher, fast ausschließlich nur Einem Stande anheim gegeben, nur durch gelehrte, geistliche und weltliche Ammen nothdürftig, wohl oft auch für eine verkehrte Richtung gepflegt, sondern sie muß volksthümlich gemacht werden, volksthümlich selbst bei den untersten Schichten des Volkes. Nicht jeder Mensch kann Arzt, Jurist u. s. w. seyn, aber jeder Mensch will und soll — Mensch werden, weil jedes Kind ohne Ausnahme in sich einen Diamanten in noch ungeschliffener Form birgt, der zu seinem natürlichen hohen Werthe zu gelangen sucht, und weil alle Kinder ohne Ausnahme gleich berechtigt und berufen sind zur Menschwerdung. Es soll und muß also jeder Mensch von seiner ersten Kindheit an erzogen werden; Jeder will Andere gewöhnlich auch selbst erziehen oder doch erziehen helfen. Die einfach-naturgemäße, d. i. einzig wahre Erziehung aller Menschen ist daher nicht blos Sache einzelner Personen und Stände, nicht blos Sache nur dieses oder jenes Volkes u. s. w.; — sie ist und bleibt eine höchst wichtige und heilige Sache aller Personen und Stände, eines jeden Volkes, der ganzen Menschheit. Die wahre Pädagogik, welche bei jedem Kinde immer nur den von der Natur, den von Gott gegebenen Menschen im Auge hat, ist daher nicht, wie etwa die Medicin, die Jurisprudenz u. s. w., eine Wissenschaft nur für Einen Stand, sondern eine Wissenschaft für alle Stände, für jedes Glied der menschlichen Gesellschaft. Pestalozzi-Vereine, welche im wahren Geiste jenes großen pädagogischen Reformators, dessen Namen sie führen, wirken wollen, müssen daher vor Allem die unberechenbaren Segnungen jener großen Idee Pestalozzi's dem Gesammtvolke zum klaren Bewußtseyn zu bringen, die Frage der Jugenderziehung zu einer Lebensfrage des ganzen Volkes, die bisherige Bücher- und Schulpädagogik mithin zu einer Volkswissenschaft zu machen und somit dahin zu wirken suchen, daß etwa auf diese Weise das ganze Volk in das Interesse dieser seiner eigenen Sache gezogen, dasselbe dafür erwärmt und begeistert werde, sich daran unmittelbar betheilige. Nicht jeder Segen kommt allein von Oben, hier wenigstens ist er hauptsächlich nur von Unten zu

Digitized by Google

erwarten, von dem Volke im vollen und heiligen Sinne des Wortes, weil ohne dessen guten und mächtigen Willen, ohne dessen lebendige und thätige Theilnahme an allen seinen wesentlichen Bildungsmitteln eine tüchtige Erziehung der Gesammtjugend so gewiß unmöglich ist, so gewiß nur Das, was von Innen herauswächst, eine natürliche, lebendige und darum auch die einzige Entwickelung ist, von welcher Früchte erwartet werden können.

Der kräftigste Stützpunkt für all' unser Wollen, Wirken und Streben hinsichtlich einer tüchtigen Volkserziehung liegt also nicht außerhalb, sondern nur innerhalb des Volkes; nicht blos für das Volk, sondern hauptsächlich auch durch das Volk müssen wir die von Pestalozzi gewollte Volkserziehung, d. h. diejenige Erziehung zu erstreben suchen, durch welche wir weder Katholiken, oder Protestanten oder Juden u. s. w., noch blos Deutsche in exclusivem Sinne, sondern durch welche wir Deutsche und Menschen zugleich werden sollen, nur allein werden können. Sehr begreiflich daher, daß wir, um eine solche Volkserziehung oder Volksbildung erzielen oder doch anstreben zu helfen, zunächst von dem einzigen natürlichen Grund und Boden ausgehen müssen, auf welchem unsere Städte und Dörfer und somit unsere Staaten ruhen. Es ist dies offenbar die Familie, weil an diese im Leben sich alles Uebrige zuerst und zuletzt anreiht, in ihr sich der nächste Endzweck für all' unser Thun und Lassen concentrirt, weil, mit einem Worte, die Familie überall die Voraussetzung ist. Nicht etwa aus Individuen, sondern eigentlich nur aus Familien besteht die menschliche Gesellschaft, welche sich darum mit der Familie auflösen würde. Unmöglich läßt sich daher ohne das Familienband irgend eine gesellschaftliche Ordnung schaffen, eine tüchtige Volkserziehung und mit dieser namentlich allgemeine Wohlfahrt erzielen. Ja, „in ihr, in der Wohnstube des Menschen, vereinigt sich Alles, was ich für das Volk und den Armen das Höchste, Heiligste achte. Ihr Heil, das Heil der Wohnstube, ist es, was dem Volk allein zu helfen vermag, und das Erste, dessen Besorgniß für dasselbe noth thut. Von ihr, von ihr allein geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkskultur aus. Wo keine Kraft, keine Wahrheit, kein Segen in der Wohnstube des Volkes ist, da ist keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Volkskultur, da ist keine wirkliche Volkskultur da. . . . Nein, es ist unwidersprechlich, es ist keine andere Rettung für's Volk möglich, es ist keine andere Basis der wahren Volkskultur denkbar, als eine weise und kraftvolle Sorgfalt für den guten Zustand der Wohnstube des Volks." Schon nach diesen vortrefflichen und höchst bedeutungsvollen Worten Pestalozzi's liegt es außer allem Zweifel, daß von einer guten Kindererziehung in der Familie das Gelingen der von dem edlen Schweizer gewollten Volkserziehung oder Volksbildung hauptsächlich, ich möchte sagen, einzig und allein abhängt, daß mithin alle wahren Pestalozzi-Vereine zunächst und hauptsächlich dafür Sorge tragen müssen, daß die Kindererziehung in der Familie eine bessere werde, und dies um so mehr, als man schon durch Einen aufmerksamen Blick auf das heutige Familienleben im Allgemeinen zu der höchst betrübenden Ueberzeugung gelangt: daß eine gute Kindererziehung in der Familie bei unseren Lebensverhältnissen gewöhnlich beinahe zu den Unmöglichkeiten gehört. Was aber geschehen muß, um die große Masse von ihrer heute noch in hohem Grad vorhandenen geistigen und sittlichen Leibeigenschaft nach und nach zu befreien, das muß geschehen. Und hierüber herrscht gottlob kein Zweifel mehr. Volksbildung geht nur allein dem überall verbreiteten und bisher immer größer gewordenen Uebel der leiblichen Noth, des Armenthums an die Wurzel; Volksbildung ist darum mit vollem Rechte die Loosung Aller, denen das Wohl der Menschheit wahrhaft am Herzen liegt, und welche für eine höhere Entwickelung des ganzen Menschengeschlechtes begeistert sind; ja, Volksbildung, wahre Geistes- und Herzensbildung der Gesammtheit! dies ist die ächte Erlösung von allen Grundübeln des Familien- und öffentlichen Lebens, der einzige und sichere Weg zum wahren Heil der Welt. Und zu diesem Ziele gelangen wir also mit voraussichtlicher Gewißheit nur durch eine gediegene und durchgreifende Jugenderziehung.*) Darum auf, ihr Pestalozzi-Vereine! erweitert das Ziel euerer pädagogischen Bestrebungen. Nicht blos auf die Armenkinder und Waisen, sondern auf alle Kinder richtet euere helfenden Blicke, weil der Gesammtjugend eine gediegene und durchgreifende Erziehung zu Theil werden muß, wenn wir für eine wahrhaft glückliche Zukunft mitwirken wollen. Machet mithin, ihr Freunde und Verehrer Pestalozzi's! die wahre Erziehung aller Kinder des ganzen deutschen Volkes zum Hauptzwecke euerer Vereine. Alsdann wird auch das Volk selbst nicht zurückbleiben, euch nicht, wie bisher, theilnahmslos und ruhig mit zusehen, sondern euch mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln unterstützen, eurem Wirken und Streben voraussichtlich den besten Erfolg verbürgen durch seinen guten und mächtigen Willen und durch seine lebendige und thätige Theilnahme, wodurch nur allein, wie schon angedeutet, euere Vereine für Volkserziehung oder Volksbildung nach Innen und Außen stark werden können. Und auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts ist in der That noch gar viel zu thun übrig. Sind doch unsere Schulen und namentlich unsere Volksschulen trotz ihrer nicht unbedeutenden Verbesserung während der letzteren 40 bis 50 Jahre heute noch mehr Abrichtungs-, wie Unterrichts- und Erziehungsanstalten. Den vielen Mängeln im Erziehungs- und Unterrichtswesen können aber selbst die eifrigsten Schulbehörden, die besten Schulgesetze und die tüchtigsten Lehrer so lange nicht genügend abhelfen, so lange das Volk für diese seine eigene Sache der Erziehung und Bildung nicht bleibend gewonnen, dafür nicht erwärmt und begeistert, daran nicht unmittelbar betheiligt wird. Und was helfen und nützen hier auch selbst die besten Schriften über Erziehung und Unterricht, wenn die geistigen Schätze derselben, in Bibliotheken aufgespeichert, von Staub und Motten zernagt, nicht lebendig gemacht, nicht in das empfängliche Herz des Volkes gesäet werden. Während wir recht wohl wissen, daß hierdurch das Volk zu keinem klaren Begriff über Erziehung und Unterricht gelangen, nicht erziehen lernen kann, während wir Lehrer und Erzieher wohl schon längst davon lebhaft überzeugt sind, daß mit unserer Macht allein so gut wie Nichts gethan ist, daß namentlich unsere natürlichsten und mächtigsten Bundesgenossen (die Eltern) uns kräftig unterstützend zur Seite stehen müssen, wenn wir durch die Schule an dem großen Bau der Menschenerziehung mit namhaftem Erfolg wirken helfen wollen, können wir gleichwohl ruhig mit zusehen, wie nicht blos in einzelnen, nein, in den meisten Familien die Erziehung der Kinder mit Unkunde in der Erziehungswissenschaft und darum mit Ungeschick oder Unlust behandelt wird, ja wie die Eltern, diese wohl unbestreitbar nur allein von der Natur berufenen Erzieher der Jugend, oft und nur allzu nachtheilig und verderblich auf die leibliche und geistige Entwickelung der Kinder einwirken und das wenige Gute gar bald wieder zerstören, was die Schule stiftet und in ihrem jetzigen unselbstständigen und abhängigen Verhältniß, gegenüber der Kirche, der Gemeinde und dem Staate, stiften kann. Darum noch einmal: vor Allem müssen wir — und dies müßte wohl auch die nächste Hauptaufgabe aller wahren Pestalozzi-Vereine seyn — für eine gute Kindererziehung in der Familie Sorge tragen, wenn wir, wie Pestalozzi, jedem Volke, der ganzen Menschheit auf erziehlichem Wege und somit die Welt von Grund aus verbessern helfen wollen. Denn ohne eine gute Kindererziehung in der

*) In dieser Hinsicht heißt es in der Lewana eben so wahr als treffend: „In der Kinderwelt steht die ganze Nachwelt vor uns, in die wir wie Moses ins gelobte Land schauen."

Digitized by Google

Familie keine gute Schulen, mithin keine gediegene und durchgreifende Erziehung der Gesammtjugend, ohne eine solche Erziehung der Jugend keine Bildung des Volkes, und ohne Volksbildung, ohne wahre Geistes- und Herzensbildung der Gesammtheit — überhaupt kein Heil, keine Rettung für's Volk. —

D., im Februar 1847. E. E. K.

Konzert des Hrn. Aguilar. — Museum.

Die gehaltvolle Wahl der Tonstücke, so wie der gute Klang, den der Name des Konzertgebers hat, zogen ein zahlreiches Auditorium herbei. Hr. Aguilar, dem es größtentheils darum zu thun ist, das Forum der Oeffentlichkeit im Interesse der Kunst und des guten Geschmacks zu betreten, steht in dem Ruf wahrhaft künstlerischer Gesinnung. Doch muß es dem Künstler eine doppelte Satisfaction gewähren, wenn sein Konzert nicht blos von Collegen besucht wird, sondern auch von zahlreichen Kunstfreunden. Das Quartett für Piano, Violine, Viola und Cello (in H moll, Opus 3), Göthen deducirt, ist eine Jugendarbeit Mendelssohns und hat schon damals auf dieses Componisten Zukunft aufmerksam gemacht. In Göthe's Briefen finden wir das Lob des talentvollen Felix. Die Beobachtung, zu welchen Mustern sich ein junges Talent hinneigt, bleibt immer wichtig, weil sich hier die ersten Keime der Intelligenz entwickeln, die später zur Frucht werden. Der noch sehr jugendliche Künstler hatte sich damals offenbar zu den älteren Classikern bekannt, namentlich zu Bach und Mozart, von welchen uns grade in diesem Quartett bedeutende Anklänge berühren. Wenn solche Intentionen später bleiben, sich ohne vorzuherrschen mit denen des Künstlers vermengen und ihm gleichsam in's Blut treten, so wird diese frühere Pietät segensreich für die Zukunft. Außer diesem Quartett — von den Herren Eliason, Deinnenberg und Bockmühl begleitet — trug Hr. Aguilar noch eine Solofantasie von seiner Composition und ein Concertante für Piano und Cello — von ihm und Szepanowski — vor, worin er uns auf's neue bewies, wie sehr seine gediegene und seltene Technik durch ein geistiges Prinzip belebt wird. Seine Compositionen verdienen dasselbe Lob, da sie die prahlerischen Effecte der jetzigen Schreibart verschmähen und bei Plan und Form auch einen Inhalt haben. Wie gute Bücher bildend sind, so auch gute Compositionen. Sie sind nicht in Jedermanns Hand, sind nicht Lockspeise für Verlag und Leihbibliotheken, aber sie sind bleibend. Hr. Bockmühl, durch seine Compositionen, namentlich durch seine Violoncell-Schule, zu einer verdienten Anerkennung gelangt, trug die Partieen seines Instruments mit Feuer und, was ihm besonders eigen, mit schönem Ton vor. Hr. Eliason übernahm den Part der ersten Violine in dem Quartett und spielte dann, statt ein Solo von Lafond, Variationen von seiner eigenen Feder. Jedenfalls gewannen wir bei diesem Tausche, da wir schon früher Gelegenheit hatten, beide Compositionen mit einander zu vergleichen. Mit diesem effectreichen Werkchen sind tüchtige Peimereien um ein brillantes Konzertstück reicher geworden, und es ist ihnen daher als ein solches bestens zu empfehlen. Namentlich ist das Adagio nobel gehalten und von elegischer Wirkung, im Ganzen eine Arbeit, die, von Hrn. Kapellmeister Guhr am Flügel begleitet, sich eines außergewöhnlichen Beifalls erfreute. Wir finden, daß Hr. Eliason in der letzten Zeit an Ruhe gewonnen hat, welche seinem Vortrag mehr Maß und Consequenz verleiht. — Ueber die Vocalpiecen einzeln zu sprechen, führte zu weit. Sie wurden von den Damen Gleichauf, Riehl und den Herren Anschütz, Hecht, André vorgetragen, und waren folglich in guten Händen. Das Namengeheimniß einer Dame, die sich nicht nannte, aber zu einem gelungenen Ganzen mitwirkte — müssen wir respectiren. Ein junges Compositionstalent möchten wir zum Schluß noch in der Person des Hrn. Cael Reiß aufmuntern, von welchem Quartette für gemischte Stimmen gesungen wurden. Obgleich etwas kühn modulirend und hier und da in der Harmonie etwas ungenügend ausgestattet, so zeigte doch das Ganze von Erfindung und Regel. Die Melodieen sind edel und die Stimmführungen tadellos. Die lyrischen Gedichte: „Schöne Maiennacht", „Abendlied vom Thurm" und „Wanderer's Abendlied" von Rückert — als fliegende Blätter vertheilt — hat der junge Componist verstanden und sinnig zu behandeln gewußt. Doch mußte die sichere Intonation des Vortrags das Ihrige zum Beifall dieser Quartette beitragen, da sie sehr schwer zu singen sind. Es ist ein gutes Zeichen, wenn Anfänger Geschmack an diesem Genre zeigen und nicht, wie gewöhnlich geschieht, gleich a priori mit Liedern, Variationchen oder — heroischen Opern beginnen! — Die Flügel der Kuper'schen Fabrik in Bockenheim ziehen in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit Sachverständiger auf sich. Auf einem solchen, der in der That die Haupttugenden eines guten Instruments besitzt: solide Bauart und einen in die Ferne greifenden klangreichen und egalen Ton, wurde heute vorgetragen und begleitet. Hr. Aguilar verdient den Dank seiner Zuhörer; denn solche Konzerte wie dieses werden hier nicht viele im Jahr gegeben.

Unter den Leistungen des jüngsten Museums ist die des Hrn. Mehner, Mitglied des hiesigen Orchesters, besonders hervorzuheben. Er spielte ein Concerto für die Clarinette von Röhrig. Die Composition ist nicht nur sehr melodiös, anziehend und lieblich, sondern auch charaktervoll und nicht auf die gewöhnlichen Effekthascherein der Virtuosität, sondern auf künstlerische Einheit und ästhetischen Eindruck berechnet. Sie mußte um so mehr ansprechen, als sie von Hrn. Mehner mit jener Gediegenheit, Sicherheit und Ruhe, so wie mit jenem schönen Ton und Geschmack vorgetragen wurde, welche das anerkannte Meisterspiel dieses Künstlers, der nach einstimmigem Urtheil zu den besten unserer hiesigen Virtuosen gehört, auszeichnen. Der lebhafteste Beifall während des Spiels und nach demselben überhebt uns jedes weiteren Lobes. Es wäre zu wünschen, daß gegenwärtig, wo fremde Virtuosen uns nur selten noch heimsuchen, diejenigen unseres hiesigen Orchesters sich öfters öffentlich hören lassen möchten.

Korrespondenz.

Mainz, 21. Febr.

Seit Jahren hatte sich hier das Schauspiel keiner solcher Theilnahme zu erfreuen, als dies in dieser Saison der Fall ist, und glauben wir, die Ursache besonders darin suchen zu müssen, daß unsere Direktion durch ein sehr gewähltes Repertoir die Aufmerksamkeit des Publikums fortwährend rege zu erhalten weiß. Die „Karlsschüler" haben hier wahrhaft Sensation gemacht und sind bereits viermal bei überfülltem Hause gegeben worden; Hr. Blattner, welcher als Schiller den größten Beifall erhielt, wird nun dies interessante Stück bis Mittwoch zu seinem Benefiz geben, und glauben wir, daß derselbe keine glücklichere Wahl hätte treffen können. Bis Dienstag sehen wir „die Tochter des Regenten", und nächstens wird Gutzkow's „Uriel Acosta", das Ereigniß des Tages, hier zur Aufführung kommen. Unsere Oper bietet weniger Abwechselung, und sind von neuen Opern dieses Jahr nur erst Lachner's „Catharina Cornaro" und Lorzing's „Waffenschmied von Worms" gegeben worden, ohne sonderliches Glück zu machen; zur Aufführung angekündigt sind: „die vier Haymons-Kinder" von Balfe, „die Musketiere der Königin" und „Linda von Chamouni." An Mad. Ernst-Kaiser hat die Direktion eine glänzende Acquisition gemacht, und würde dieselbe jeder Bühne zur Zierde gereichen; diese Dame hat neben einem reizenden Aeußern eine äußerst klangvolle, höchst seltene Stimme, und wir glauben, derselben bei ihrer großen Jugend das glänzendste Prognostikum für die Zukunft stellen zu können. Hr. Direktor Löwe geht, wie wir vernehmen, bis Mai wieder auf zwei Monate nach Straßburg und wird nach seiner Rückkehr die ihm bis zur Eröffnung der hiesigen Bühne bleibende Zeit dazu verwenden, seine Gesellschaft zu reconstituiren, und glauben wir, versichert seyn zu dürfen, daß derselbe für die nächste Saison in Oper und Schauspiel ein Personal vorführen wird, welches allen vernünftigen Anforderungen auf das Vollständigste genügen dürfte.

Geographischer Verein.

Mittwoch, den 24. Febr.: Ueber Ungarn ꝛc. (vorgetragen von Hrn. Dr. Stricker.)

Freitag, den 26. Febr.: Ueber die neuesten Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der Erdkunde (vorgetragen von Hrn. Dr. Heyden.) Der Vorstand des geogr. Vereins.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Febr. Das rothe Käppchen, komische Oper in 3 Abth., Musik von Dittersdorf.

Donnerstag, 25. Febr. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Mozart. (Gastrolle) Cherubin: Fräulein Langhainz, vom großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 56. Donnerstag, den 25. Februar 1847.

Schwefeläther-Lied.

(Von Ludwig Hub.)

Ein Zaubertrank voll sel'ner Kraft,
Beschwicht'gend alle Wunden,
Ward kürzlich von der Wissenschaft
Zu unserm Heil erfunden.
Wie waren weis'and doch so blind
Die guten, alten Väter! —
Der Fortschritt hoch! Sein jüngstes Kind,
Es leb', der Schwefeläther!

Kaum schlürfst du ihn, — im Augenblick
Wird Blendwerk dich bethören;
Es schallt Gesang, du glaubst Musik
In deiner Näh' zu hören;
Man trennt vom Leib die Arm und Bein,
Dir meldet's kein Verräther,
Du wähnst im Paradies zu seyn:
Es leb' der Schwefeläther!

Das leid'ge Zahnweh' wird sich dir
Jetzt nicht mehr nahen dürfen;
Sobald es kommt, geh' zum Barbier,
Er läßt dich Aether schlürfen.
Bald fängst du süß zu träumen an
Und zwei Sekunden später
Hat schon der Doctor deinen Zahn:
Es leb' der Schwefeläther!

Durch ihn kann zu der Krankheit Sitz
Man schmerzlos Hülfe senden,
Auch wird die löbliche Justiz
Ihn künftig oft verwenden;
Auf seinem letzten Gang erlaubt
Sie ihn dem Missethäter,
Hold träumend fliegt vom Rumpf das Haupt:
Es leb' der Schwefeläther!

Die ärgsten Wunden schmerzen nicht,
Du fühlst nur Wohlbehagen;
Ob man dich kneipt, ob man dich sticht,
Hat Alles nichts zu sagen.
Ob Blei dich, ob ein Dolch dich traf,
Ob dich zermalmet Räder,
Wenn du ihn schlürfst, naht Zauberschlaf:
Es leb' der Schwefeläther!

Könnt' nur beim Druck der jetz'gen Zeit
Er seine Kraft erproben,
Die uns von allem Schmerz befreit,
Wollt' ich ihn doppelt loben;
Doch gegen Das, was Alle drückt,
Den Landmann, wie den Städter,
Gibt's keinen Trank, der uns entzückt:
Hier hilft kein Schwefeläther!

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

4.

Haus Frankenstein.

Durch die Fenster des Hauses Frankenstein, ebenfalls an dem Ufern des Mains neben dem deutschen Hause belegen und ein Eigenthum der deutschen Ritter, schimmerte die Frühsonne herein, und aus dem Nebeldampfe des Stromes wehten die Segel und Wimpel geschäftiger Fahrzeuge.

Katharina saß an häuslicher Arbeit, und hatte eben die Erzählung ihres gestrigen Abenteuers an ihren Vater vollendet. Der Alte, Gottlieb Kranstein geheißen, ein runder, freundlicher Mann, und seit vielen Jahren Verwalter der deutschherrischen Güter im Gebiete der Reichsstadt Frankfurt, blinzte die Augen zu, nickte mit dem Kopfe und lachte.

„Es war halt ein wunderlicher Spaziergang — der alte Wolf ist ein wunderlicher Heiliger, und — die ganze Geschichte ist — eine wunderliche Geschichte. Nun, ich denke, Du und Fräulein von Adlerkron werdet eine heilsame Lehre hieraus geschöpft haben."

Katharina, aufrichtig gegen ihren Vater, hatte zwar den Hergang erzählt. Im Ganzen trug ihre Angabe den Stempel der Wahrheit — von den Einzelnheiten hatte sie jedoch Manches nicht angegeben — vielleicht weil sie es nicht für nöthig hielt.

„Hättet ihr unsern guten Waffenschmied, den ehrlichen Hugo, mitgenommen," fuhr jetzt der Verwalter fort, „so wäre wahrscheinlich Alles besser gegangen. Er hatte sich erboten, mitzugehen, es hätte ihm viele Freude gemacht — aber —"

„Zürne mir nicht, guter Vater," bat Katharina, „aber —"

„Nun ja, zürne mir nicht, da wird gebeten, und der Alte ist ein guter Kerl und zürnt auch nicht, obgleich er immer Recht hätte. — Und so sage ich Dir denn abermals, nimm den Hugo. Sein Vater, der alte Stahlberg, ist Waffen- und Büchsenmeister der Stadt, hat schönes Vermögen, im Zeughause sein Häuschen, und der Sohn ist ein hübscher Bursche, wie Dein Vater einer war, und — er hat auch Schneide, er kann Dich beschützen —

Digitized by Google

und verliebt ist er — verliebt, wie Dein Va—, wie ein Tauber wollt' ich sagen."

Hier unterbrach ihn ein Ruf aus dem Hofe. Schnell öffnete er das Fenster, und unter der Aeußerung: „ja gleich, gleich, schloß er es wieder und eilte, nochmals seiner Tochter freundlich zunickend, der Thüre hinaus.

Lange starrte Katharina zum Fenster hinaus auf die über dem Strome liegenden Dächer der Reichsstadt, die sich eben im Frührothe vergoldeten. Endlich füllte sich ihr großes blaues Auge mit Wasser und zwei helle Thränen stürzten auf die Arbeit in ihren Händen.

„Wohl hat der Vater Recht — ach, und noch gestern hätte ich ihm gerne gefolgt, aber heute — ich fühle es, es ist anders mit mir geworden. Das Haus mit seinen Mauern drängt mich schwer, ich möchte hinaus in den grünen Wald, möchte ein Vöglein seyn und flattern von Busch zu Busch bis hin — dahin — dahin —"

Ein leiser Strahl der Freude glänzte über ihr Gesicht, bald aber schwand er und der Ausdruck eines tief gefühlten süßen Wehs lag wieder über ihrem Antlitze.

Rasch flog jetzt die Thüre auf und Fräulein Marie von Adlerkron sprang munter in das Zimmer. Lebhaft schloß sie die Freundin in ihre Arme, doch fuhr sie plötzlich betreten zurück.

„Du hast geweint, Katharina? — Hat Dich der Vater geschmält wegen unseres langen Ausbleibens am gestrigen Abende? — Das ist mir leid; schiebe nur Alles auf mich, ich werde schon fertig mit ihm — und mit dem Oheim? — Er hat nichts erfahren; Ritter Schlenkheim, mein guter geheimer Rath, hat es verdeckt. — Er war noch nicht zu Bette, als der uns entgegen gesendete Knecht Konrad uns nach Hause brachte. — Wie gut hat mein Ritter Paul gesorgt; zu dem wohlregierenden Bürgermeister hat er gesendet, damit das Affenthor geöffnet würde, wenn wir kämen. Sonst hätten wir mit unserm Begleiter Robert im Freien übernachten müssen, oder wir wären mit ihm nach dem Försterhause zurückgekehrt."

Manches noch plauderte das heitere Kind, und aus allen Worten, und deutlich aus ihren glanzerfüllten Augen sprach das Gefühl einer Seligkeit, die ihre jugendliche Brust durchbebte.

„Der junge Förster scheint Euch wohl besonders werth?" frug jetzt Katharina, indem sie ängstlich der Freundin Aeußerung entgegen sah.

„Gefällt er Dir denn nicht?" war die muthwillige Antwort, und Katharina wandte langsam den Kopf zur Seite und unterdrückte einen Seufzer, der sich aus ihrer Brust stehlen wollte.

„Gerne lustwandelte ich noch einmal hinaus an den Lutterbach," fuhr Marie fort, „das wird sich aber nicht schicken wollen, da habe ich ihm gestern Abend, als er mich an dem Arme führte und Du immer so trostlos hinten nach schlendertest, erzählt, wie Dein Vater ein so freundlicher Mann sey, der seinen Besuch gewiß gerne sehen würde und —"

„Und?" frug Katharina, und ihr Herz schlug mächtig in ihrem Busen.

„Er kommt heute!" jubelte freudig das Fräulein.

„Er kommt!" rief froh erschreckt Katharina, und Röthe übergoß ihr Gesicht, mit einem Blick auf Marien aber lagerte sich Blässe über ihre Wangen.

Marie jedoch bemerkte nicht das Wechseln der Farbe auf dem Antlitze der Freundin. Trunken in ihrem Glücke und zu sehr mit sich beschäftiget, hatte sie für den Seelenzustand derselben jetzt keine Augen.

Unbemerkt öffnete sich unterdessen die leicht angelegte Tapetenthüre des Nebengemaches und Ritter Schlenkheim streckte den kahlen Scheitel herein. Beide Mädchen hatten ihn nicht wahrgenommen; er fixirte sie scharf, blinzte zufrieden mit den Augen und frug dann mit gutmüthigem, unbefangenem Tone: „darf man stören?"

„Ei, mein Freund stört nie," antwortete heiter das Fräulein, „nur müßt Ihr mir heute nichts von den Ursulinerinnen erzählen."

„Warum denn nicht?" lächelte schlau der alte Ritter, „Ihr hörtet doch gestern so theilnehmend zu?"

„Gestern," versetzte neckisch die Angeredete, „gefielen mir Eure Legenden von heiligen Schwestern und die Erzählung von dem Christuskinde von Wachs, welches die frommen Schwestern am Weihnachtsabende in einer Wiege schaukeln."

„Ich will Euch die Fortsetzung vortragen."

„Heute behagen mir keine Bilder von Wachs," lachte ausgelassen das Fräulein — „heute gefallen mir ganz andere Dinge. — Da" — setzte sie mit einer schelmischen Handbewegung auf Katharina hinzu — „macht aus dieser eine Ursulinerin, die hat ganz das Ansehn dazu."

Mit diesen Worten eilte sie zur Thüre hinaus und ließ Katharina, die ihre Verlegenheit nicht zu bemeistern wußte, mit dem alten Schlenkheim allein.

Dieser ging, als Katharina fortwährend ihr Gesicht zur Seite wandte, langsam auf und ab. Der Ausdruck seines Gesichts war vollkommene Gleichgültigkeit, wer es aber verstanden hätte, in das Innere seines Gehirnes zu schauen, wie sich da, vergleichbar einem künstlichen Getriebe, Räder regten und Federn sich spannten und schnellten, der würde gefunden haben, daß der alte Schlenkheim bei dem, was eben vorging, nichts weniger als untheilnehmend war.

Ein Plan war mißglückt durch einen absichtslosen Zug, den der Gegner auf dem Schachbrette machte. Mit listigem Auge überblickte er die Stellung des Spiels, und schon war ein anderer Plan in ihm wie durch Zauber heraufgesproßt.

„Katharinchen," begann er jetzt mit theilnehmender Stimme, „wenn in Gegenwart des Herrn Comthurs von dem gestrigen Abenteuer etwas verlauten sollte, so laßt Euch nur nichts merken — er braucht davon nichts zu wissen."

„Fräulein Marie hat Euch erzählt?"

„Alles," nickte der Alte, „o, der junge Förster Robert ist ein artiger — schöner Mann."

Katharina wurde roth, schlug die Augen nieder, und Schlenkheim lächelte zufrieden.

„Fräulein Marie scheint ihm sehr gewogen." Katharina durchschnitt es das Herz. „Wäre er ein Limburger oder Frauensteiner, so ein Patrizier, versteht mich, so könnte das gefährlich werden. So aber" — Katharina athmete wieder — „ist das so eine vorgefaßte gute Meinung. Ich glaube, sie wird meine Absicht, den jungen Förster zum Verwalter unseres Sandhofes zu machen, bei dem Oheim kräftig unterstützen."

„Meint Ihr dies wirklich?"

„Gewiß!" betheuerte Schlenkheim. „Und ist er einmal Verwalter, so ist er geborgen. Freilich muß er sich dann verheirathen."

„Er muß?" wiederholte ängstlich Katharina.

„Weil es unsere obere Verwaltungsbehörde also verlangt. Eine solche Stelle bedarf eine tüchtige Hausfrau. Und da meint' ich denn, weil meine gute Catharina — sie muß mir freilich schön die Wahrheit sagen. — Ich kann das schon machen. — Er kommt heute hierher — ich weiß schon — also, ob ich soll oder nicht soll? — heute kann sich es machen. — Also, Catharinchen —?"

Mit gluthrothem Antlitze hatte Catharina dem ihr als brav und verständig bekannten alten Manne zugehört und sie konnte und mochte ihm daher gerne glauben. In ihrem Busen tobte und wühlte es, und klar war ihr jetzt des Herzens Sehnen geworden. Aber aussprechen — aussprechen konnte sie nicht das herzinnige Verlangen. Höher hob sich ihre Brust, rascher jagten sich ihre Pulse — endlich sprang sie auf und fiel dem alten

Digitized by Google

Schlenkheim laut weinend um den Hals, dann eilte sie pfeilschnell aus dem Zimmer.

Mit selbstgenüglichem Lächeln sah ihr der Alte nach. „Hu! das brennt, das glüht! grade, wie ich es wünsche. Nur fein die Fäden gezogen, die ihr selbst uns bietet, und ihr seyd die Puppen, die tanzen nach unserm Belieben. — Eine Ursulinerin wäre auch wenig — es wird besser gehen und" — er lächelte mit hämischer Freude — „wir erhalten auch sonst noch Etwas. — Jetzt fort zur weitern Arbeit. — Heute habe ich ein schönes Werk unternommen — und hoffentlich soll es mir Ehre machen!"

Langsam schlich er aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Canton und seine Bevölkerung.

(Aus dem Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Canton, welches die Chinesen Sang-schien nennen, ist die Hauptstadt der Provinz Kuang-tung; letztere ist halb so groß als Frankreich und enthält 15 Distrikte. Canton gehört zwei Distrikten an, — eine Eintheilung, welche bei fast allen großen Städten China's vorkömmt. Eine beinahe viereckige Mauer umgibt die Stadt und eine andere theilt dieselbe in zwei Hälften, von welchen die nördlich gelegene die alte oder tatarische Stadt heißt, und dieser Stadttheil ist noch immer bis zum heutigen Tage den Fremden verschlossen.*) Der zweite Stadttheil bildet die neue oder chinesische Stadt, und die Ausländer haben hier freien Zutritt, obgleich sie noch immer nicht gern gesehen sind. Die äußere Mauer, welche die Stadt umgibt, hat zwölf Thore, während die innere blos vier hat, durch welche man von der tatarischen zur neuen Stadt gelangt.

Canton ist von vielen Kanälen durchkreuzt, und während der Ebbe- und Fluthzeit bilden mehrere Straßen selbst Kanäle. Die gesammte Stadt soll 600 Straßen, welche aber meistens schlecht gepflastert und eng sind, aufzuweisen haben. An vielen sind Sicherheitsthore angebracht, welche die Polizei jeden Abend verschließt, um die Ueberwachung der Straßen besser handhaben zu können. Im Winter werden die Dächer durch Bohlen verbunden, von welchen aus die Nachtwächter die Straßen überwachen und von Zeit zu Zeit ein Geräusch hören lassen, wodurch sie den Dieben zu erkennen geben, daß sie auf ihrem Posten sind. Bei Feuersbrünsten verfahren sie ganz wie unsere Nachtwächter.**)

Die Straßen Cantons haben oft ihren Namen nach dem Geschäft, welches darin vornehmlich getrieben wird. So gibt es Zimmermann-, Apotheker- und andere nach Gewerken benannte Straßen. In den chinesischen Kaufmanns-Straßen sieht man ungeheuer große Schilder über den Ladenthüren angebracht, auf welchen man mit großen vergoldeten Buchstaben in chinesischer Sprache nach der hier gegebenen Uebersetzung Folgendes lesen kann: „Alle ehrbare Personen, wenn sie kaufen wollen, müssen das Schild dieses Ladens ansehen. Für die Waaren darin wird garantirt und der Preis ist billig. Weder Greise noch Kinder werden betrogen." Im Innern des Ladens ist ein Waaren-Tarif angebracht, der wiederum von kommerziellen erbaulichen Sprüchen mit Lobeserhebungen auf die darin befindlichen Waaren umgeben ist. Die Stellung des Ladentisches und des Verkäufers ist ähnlich der unsrigen. Etwa zehn Fuß hoch über dem Platze, wo der Ladendiener steht, erblickt man in der Wand eine Nische mit einem schönen, vielfach verzierten, dem Buddha geweihten Altar, neben welchem sich ein Balkon befindet, von wo aus der Principal seine Diener überwacht. Ein Dachfenster beleuchtet den Laden, und ein zweiter Altar ist dem Tu-Thei, dem Gotte des Reichthums, geweiht, einem Idol, welches unter den chinesischen Kaufleuten nicht minder als unter den europäischen immer die größten Verehrer gefunden hat.

Die schönsten Läden Cantons befinden sich in der Medizinal-straße (Physic-Street), einer der schönsten Straßen dieser Weltstadt. Die prächtigsten Vasen und andere Kunstarbeiten des alten China's, so wie Bildsäulen chinesischer Götter und Weisen, Waffen und Münzen der ältesten Dynastieen — lauter Arbeiten, welche die Geduld und Geschicklichkeit des chinesischen Meisters im höchsten Grade bewundern lassen, sind hier in großen Museen und Niederlagen dem Publikum zur Schau gestellt. In einer anderen Straße erblickt man Kaufmannsläden, in welchen Laternen der verschiedensten Form aufgehängt sind. Dieselben lassen sich vergrößern und verkleinern und präsentiren sich bald als Cylinder, bald als Sphäroide, bald als Polygone, kurz in allen möglichen mathematischen Figuren. Auch findet man hier allerhand heilige Flitterarbeit, womit der Chinese die Altäre und Tempel seiner Hausgottheiten schmückt. — In einer anderen Straße verkauft man Porzellan aus der Provinz Kiangsi, so wie Stroh- und Rohrarbeiten. Nicht weit davon ist der Gemüse- und Fleischmarkt, auf welchem letzteren sich auch unter Anderem geräucherte Ratten befinden. Die Nase hat indessen in den Straßen Cantons weniger zu leiden, als das Auge; denn ein harziges Holz und anderes Räucherwerk verbreitet daselbst beständig Wohlgerüche.

Die Bevölkerung, welche die Straßen Cantons belebt, bietet einen eigenthümlichen Anblick dar. Hier sieht man eine unzählige Menge von Köpfen, über welche schweigende Barbiere ihre großen Rasirmesser gravitätisch hinweggleiten lassen; dort erblickt man ganze Reihen von Wahrsagern vor ihren langen Tafeln sitzen und umgeben von einer neugierigen Menge, welche von ihrem künftigen Schicksal Kunde haben will. In der Rechten halten die Astrologen eine Wetterfahne und in der Linken mathematische Instrumente und wunderliche Bilder von Göttern und Dämonen. Der Weissager hat Papier und Feder vor sich liegen, um damit seine Berechnung anzustellen, so wie staubige Folianten, die er hin und wieder mit einer mysteriösen Miene vergleicht oder auch nur berührt. Er sagt lange Sprüche her, worauf der Gläubige die Hand ausstreckt, deren Linien und Falten der Prophet deutet. Nachdem Letzterer seine Zahlung erhalten, macht er eine Prophezeiung, die in tiefes Dunkel gehüllt ist. Etwas weiter sieht man Kranke, welche sich Faustthiebe auf den Rücken versetzen, eine Art homöopathisches Mittel der Chinesen. Kesselflicker, Schuhmacher und andere Handwerker treiben ihre Profession auf der Straße. Bettler, mit ihren elenden zerrissenen Matten auf dem Rücken, singen Klagelieder her oder schlagen sich mit dem Kopf an die Erde; ganze Karawanen von Blinden durchziehen an Stäben die Straßen, Almosen bettelnd. Hinter ihnen ziehen wieder Musikanten und Sänger her, welche mit beliebten National-Liedern die Menge belustigen. Alles ist auf der Straße vertreten. In diesem Gewühle fehlt es auch nicht an solchen, welche uneingeladen Einem die Taschen untersuchen. Besonders muß der Europäer auf seiner Hut seyn, denn bei ihm glauben die chinesischen Taschendiebe am meisten zu finden.

Hinsichtlich der Bauart ist zu bemerken, daß die Häuser mit runden Ziegeln bedeckt sind, wodurch das Dach gewölbt erscheint. Die Bauten sind im Ganzen mehr geziert als solid. Auch ist China arm an alten Denkmälern. Die Häuser haben in der Regel nur ein Stockwerk und deren Fenster sind eingerichtet wie unsere mittelalterlichen. — Die Wohnungen der Reichen sind von Mauern umgeben, um sie den Blicken der Vorübergehenden, namentlich der äußerst scheelsüchtigen Mandarinen, zu entziehen. Die inneren Wände der Häuser sind mit schön ausgeputzten Altären, den Vorfahren oder Schutzgöttern gewidmet, ausgeschmückt.

*) Das neueste Edikt des Kaisers scheint diesen Stadttheil jedoch den Ausländern zugänglicher gemacht zu haben.

**) Das Verfahren der unsrigen ist allerdings zuweilen sehr chinesisch.

Digitized by Google

Auf denselben brennt stets eine Lampe, und die Gläubigen stecken daran Weihrauch und vergoldetes Papier und andere Opfergaben an. Die Stubenwände sind gewöhnlich mit moralischen Sprüchen beschrieben. Die Wohnung der Männer ist natürlich von der der Frauen getrennt, und erstere heißt Sun-ting, letztere Kakunting. Die Zimmer sind klein, dagegen sehr zahlreich, und sind mit großen und viereckigen Divans und Lehnstühlen möblirt. Maler- und Schnitzarbeiten, welche besonders die Pflanzen- und Thierwelt darstellen, sind allenthalben angebracht. Die an den Wänden und Möbeln befindlichen allegorischen Sprüche sind oft den Chinesen selbst nicht verständlich, was sie indessen lieben, denn sie halten nur das für geistreich, was schwer zu begreifen ist. Oft jedoch ergänzen sich die Sprüche, wodurch sie auch verständlich werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Von der „Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung", welche bei Fröbel in Rudolstadt erscheint, sind bereits zwanzig Nummern ausgegeben, die sich durch Reichhaltigkeit des Inhaltes auszeichnen. So finden wir einen beachtungswerthen Aufsatz von Prof. Wappäus über deutsche Auswanderung und Kolonisation. Das genannte Blatt, welches unparteiisch weder für noch gegen die Auswanderung dasteht, bespricht sichtend die Angelegenheit nach allen Seiten gründlich und praktisch und theilt fortwährend wichtige Nachrichten, Veröffentlichungen und Privatbriefe aus den verschiedenen Theilen der neuen Welt mit. Sowohl Solchen, welche mit dem Entschlusse der Auswanderung umgehen, wie Allen, welche an dieser wichtigen Erscheinung regen Antheil nehmen, oder theuere Häupter in der neuen Welt zählen, ist das genannte Organ zu empfehlen, welches um den billigen Preis von fl. 2. 6 kr. halbjährig bei allen Fürstl. Thurn und Taxischen Postämtern zu beziehen ist.

(München, 16. Febr.) Im Int.-Bl. für Mittelfranken bringt die königl. Regierung Folgendes zur Kenntniß: „Die in der chirurgischen Klinik zu Erlangen angestellten Versuche mit dem Schwefeläther, um Schmerzlosigkeit bei chirurgischen Operationen zu erzeugen, deren Zahl bereits 40 beträgt, haben fast ohne Ausnahme ein sehr günstiges Resultat ergeben, nie aber üble Zufälle u. s. w. zur Folge gehabt."

Der türkische Sultan hat seinen ersten Tenoristen nach Paris geschickt, denn S. Hoheit will im Serail Opernvorstellungen geben lassen, seit ihm die italienischen Stücke so sehr gefallen haben. Auch am Schauspiel hat der hohe Herr Geschmack und bereits mehrere Stücke Moliere's ins Türkische übersetzen lassen. Sie sollen ganz gut aufgeführt worden seyn. Man merkt es: der Orient wird „flüssig."

(Konstantinopel, 28. Jan.) Einer der Aerzte des Großwesirs, ein griechischer Christ Namens Paläologos, ritt neulich eilig zum Besuche eines seiner Kranken und hatte das Unglück, einige grüne Turbane im Vorbeireiten mit Koth zu bespritzen. Sie rissen ihn vom Pferde, prügelten ihn und übergaben ihn gerade dem Wachtposten, als Reschid Pascha, der zufälliger Weise in seiner Kutsche vorbeikam, sich ins Mittel legte. Die Straffälligen wurden vor das Justizconseil gebracht und trotz aller Ausreden und angebotenen Zeugenschaften zu strenger Strafe verurtheilt.

(Allg. Z.)

Korrespondenz.

Kirn an der Nahe, im Febr.

Ihr geschätztes Journal besitzt auch hier und in unseren Umgegenden einen sehr ausgedehnten Leserkreis, und es läßt dies mich hoffen, daß es Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn dürfte, zuweilen einen kleinen Bericht aus dem freundlichen, von so Vielen noch zu wenig gekannten Nahethal zu erhalten. Der große Nothstand, welcher gegenwärtig allenthalben so drückend herrscht, hat auch in unserer sonst so gesegneten Gegend in Folge der Mißernten der letzten Jahre eine früher nie gekannte Höhe erreicht. Aber ein erhebendes Gefühl ist es, zu sehen, wie von allen Seiten dahin gestrebt wird, diese Noth zu mildern. So haben sich alle hiesigen Einwohner, unbeschadet der reichlichen Privatunterstützungen, welche gespendet werden, dahin geeinigt, einen außergewöhnlichen Beitrag an baarem Gelde wöchentlich an die Armencommission zu entrichten, wodurch es möglich wird, die Bedürftigsten regelmäßig mit Brand, Brod u. s. w. zu unterstützen. Eines sehr lobenswerthen Unternehmens mag hier noch Erwähnung geschehen; es veranstaltete nämlich ein Verein junger Männer, die eigens zu diesem Zwecke zusammentraten, am Fastnacht-Sonntag im hiesigen Casino eine musikalische Soirée zum Besten der Armen; mehrere sehr gut gewählte Männerchöre wurden in gelungener Ausführung vorgetragen, was um so mehr Dank und Anerkennung verdient, als den Armen dadurch eine für die hiesigen Verhältnisse nicht unbedeutende Unterstützung zu Theil ward. Nach Beendigung der musikalischen Vorträge vereinigte sich die Gesellschaft zu einem Tanz-Vergnügen, und in ungetrübter Heiterkeit entteilten ihr noch einige schöne Stunden. Den freundlichen Unternehmern wurde von allen Seiten die vollste Anerkennung gezollt, ein ihrem nachahmungswerthen Beispiele und Wirken gebührender Lohn.

.....r.

Darmstadt, im Febr.

Von unserer jetzigen Hoftheater-Intendanz ist es sehr lobenswerth, daß sie die neuen Werke hiesiger Künstler berücksichtigt. So sahen wir kürzlich zweimal die neue geniale Oper unseres Hrn. Hofkapell-Musikdirektors Schlösser, „die Braut des Herzogs", über die Bühne gehen und der Beifall des Publikums war so entschieden, daß wir auf wiederholte Aufführungen rechnen können. In demselben Sinne vernehmen wir mit Vergnügen, daß die schon im 1846 mit allgemeinem Applaus gegebene Oper: „der Tannhäuser", Text von Hrn. Dr. Duller, Musik von Hrn. Musikdirektor C. A. Mangold, für Sonntag den 28. d. M. zur Wiederaufführung bestimmt ist. Hierbei können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Bekanntlich ist's allgemeine Sitte, daß neue Opern, ist der Compositeur anwesend, von diesem selbst dirigirt werden, indem natürlich Niemand besser als er selbst mit seiner eigenen Schöpfung und mit jeder einzelnen Note vertraut seyn kann, und es hat auch Hr. Hofkapell-Musikdirektor Schlösser seine Oper jedesmal selbst dirigirt. Warum hat der obengenannte Compositeur seine Oper „Tannhäuser" bei den früheren Aufführungen nicht dirigirt? Daß er fähig sey dazu, bezweifelt Niemand, wäre solches auch nicht längst schon bewiesen worden (unter Anderem bei der Enthüllung des Ludwigs-Monuments, bei der Philologen-Versammlung u. s. w.) Wir fordern ihn also auf, diese Pflicht der Selbstdirektion für das kunstliebende Publikum diesmal zu erfüllen (besonders da einige Aenderungen in Text und Musik eingetreten seyn sollen), oder offen zu erklären: warum nicht? Wir können dazu auffordern, da dies für den Hrn. Hofkapellmeister Wilhelm Mangold, bei dessen längst in ganz Deutschland rühmlichst anerkannten ausgezeichneten Verdiensten, ganz gleichgültig ist.

Im Namen mehrerer Freunde des großherzogl. Hofopern-Theaters.

Auflösung der Charade in Nro. 54.

Abendroth.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. Febr. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Mozart. (S. Rolle) Cherubin: Fräulein Laughainz, vom großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 57. Freitag, den 26. Februar 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

5.

Liebesflammen.

Wie sich wohl denken läßt, hatte Robert nicht versäumt, der Einladung Mariens Folge zu geben. Beide junge Leutchen waren am vergangenen Tage bei dem nächtlichen Rückwege nach der Stadt schon ziemlich vertraut mit einander geworden, und wenn auch der Mund nicht aussprach, was beider Herzen erfüllte, so hat ja die Liebe tausend und tausend andere Mittel, um sich mitzutheilen und verständlich zu machen. Daß also Robert das Haus zum Frankenstein und auch die Wohnung des Verwalters, des gutmüthigen Kranstein, fand, und daß Marie mehr als einmal aus ihrem Fenster nach der neben an befindlichen Wohnung der Freundin blickte, ist leicht begreiflich, und eben so, daß sie, als Robert wirklich kam, bald einen schicklichen Vorwand fand, die Freundin zu besuchen.

Ihr geheimer Rath, wie sie ihn scherzend nannte, der alte Schlenkheim, war auch bald zu Handen, und wußte Katharinen geschickt im Hauswesen zu beschäftigen, wodurch sie dann Gelegenheit hatte, mit dem Auserkohrenen einige Minuten allein zu verplaudern. Was sie geredet, wer wollte es verrathen. — Indessen, wessen das Herz voll ist, strömt der Mund über.

Schlenkheim hatte jetzt aber auch Geschäfte; er ging zu dem Comthur, und bald kam Cajetan und rief Marien zu dem Oheim. Die Liebenden mußten sich trennen. Marie reichte dem Jäger die Hand, die dieser drückte, dann kam sie ihm mit dem Gesicht ganz nahe und sah ihm sehnsüchtig in die blauen Augen, es war, als ob — Robert wagte nicht zu deuten. Da schüttelte sie ihm, gleichsam unwillig, die Hand und sprang, freundlich grüßend, fort.

Schlenkheim kehrte jetzt wieder zurück, an seiner Hand Katharina führend, die er mit Reden ermunterte und anfeuerte. Diese aber blieb blöde, und Robert war einsylbig. Schlenkheim zog indessen ein Register um das andere; endlich schien eines derselben anzusprechen, die Unterhaltung kam in den Gang, und als dieselbe spielend dahin floß, wußte der Alte geschickt zu verschwinden. Ein Stündchen ging so dahin, in welchem Robert sich bekennen mußte, daß Katharina der Achtung und — Liebe eines Biedermannes werth sey, und diese — wenn es überhaupt noch nothwendig war — sich vollkommen überzeugte, daß, diesem Manne anzugehören, das größte Glück auf Erden genannt werden müßte.

Robert war endlich geschieden, und in dem Busen beider Mädchen brannte eine verzehrende Flamme. Schlenkheim lachte und blies und schürte, und wenn das Feuer nachlassen wollte, goß er das Oel der Hoffnung auf die trübe brennende Lampe.

Mehrere Wochen waren so vergangen, als der ältere Bürgermeister der Stadt, der Schöffe Seiffart von Völker, ein großes Bankett in seinem Hause veranstaltete. Nach der Sitte der Zeit, wo sich Alles nach den an's Wunderbare gränzenden Festen am Hofe Ludwigs des Vierzehnten richtete, sollte diese Feierlichkeit auch auf ganz absonderliche Weise stattfinden. Der große Saal des Hauses Limburg auf dem Römerberge war zu dem Ende mit aufgestellten Fichten und Tannen gleichsam in einen Wald verwandelt worden. Hell strahlten in der Mitte von krystallnen Kronleuchtern die Kerzen, aber in dem Dunkel unter den Nadelästen flimmerten bunte Lämpchen und wiegten sich auf den Zweigen vielfarbige Papageyen und andere schön gefiederte Vögel. Da der Herr Bürgermeister ein Freund der Jagd war, so sollte auch in diesem Sinne für die Ergötzlichkeit der Besuchenden gesorgt werden, und mehrere der Forstbediensteten der Reichsstadt, der Jagdhörner kundig, waren beordert worden, ein möglichst schönes Konzert aus dem Dunkel der Gebüsche vernehmen zu lassen. Also kam es, daß Robert, dessen Talent auf dem Waldhorn der Herr Bürgermeister selbst schon beachtet hatte, ebenfalls auf dem Bankette anwesend sich befand.

Welche Bewandniß es eigentlich mit dieser Festlichkeit hatte, war nicht recht klar. Der Bürgermeister, ein Mann von verdientem Ansehen und glänzenden Vermögensverhältnissen, hatte einen Sohn, Erasmus mit Namen, der, mit dem Doktorhute geschmückt, eben die Universität verlassen und hoffentlich bald ein Amt der Reichsstadt begleiten sollte. Ob vielleicht dieses Bankett Veranlassung seyn sollte, dem jungen Manne die besten Parthien zu einer Verheirathung auf schickliche Weise vorzuführen, oder ob es vielleicht gar schon auf eine bestimmte ansehnliche Jungfrau aus dem alten Frankfurt abgesehen sey? — dies war eben so wenig zu enträthseln.

Die für den Abend anberaumte Stunde der Festlichkeit war erschienen; die gewundene Stiege und die langen Corridors des Hauses Limburg waren mit Teppichen belegt und mit Blumen geschmückt, und vor dem Hause brannten große Pechpfannen, welche die Reihen der stattlichen Kutschen beleuchteten, die von allen Seiten auf den Römerberg heranschaukelten.

Auch aus dem deutschen Hause über die Brücke war eine Kutsche herübergefahren, in ihrem Innern der Comthur, und an seiner Seite das Fräulein von Adlerkron. Höchst seltsam wollte es der Letzteren bedünken, daß der Oheim ihr einmal die Freuden eines Bankettes vergönnte, nachdem sie so oft vergebens hierum gebeten hatte. Sie sog, doch der Comthur drückte ihr geheimnißvoll die Hand und beruhigte sie mit der Aeußerung, daß er für Alles die rechte Zeit wisse.

So gelangten sie zu dem Hause des Bankettes, der Kutschenschlag wurde geöffnet und Marie schritt zur Stiege hinauf mit einer Sicherheit und Unbefangenheit, die den Oheim staunen machte. An der Saalthüre warf sie den Mantel ab und trat in die Festräume mit offenem, unerschrockenem Blicke.

Digitized by Google

Staunend trat die junge Männerwelt zurück, man war gewissermaßen geblendet durch den Reiz und die Neuheit der Erscheinung.

Der Anblick Mariens in dem weißen atlasnen Gewande, Schultern und Busen reich umwallt von Spitzen, das dunkle Haar üppig geringelt auf dem Nacken, mit dem feurig schwarzen Auge und der sanften Röthe ihrer Wangen — war aber auch wirklich bezaubernd.

Marie wurde dem Bürgermeister vorgestellt, und dieser nahm die Gelegenheit wahr, seinen Sohn dem Fräulein zu präsentiren. Doktor Erasmus war wie vom Blitze getroffen, und der Comthur wendete sich zur Seite und verbarg ein höchst zufriedenes Lächeln.

Bald begannen die Tänze, und wenn Marie schon durch ihre Erscheinung Wohlgefallen erregte, so verbreitete dieselbe jetzt durch die gefälligen Wendungen, die das Ebenmaß und die reizenden Formen ihrer Gestalt in das schönste Licht setzten, wirkliches Entzücken.

Doktor Erasmus war überglücklich, und der Bürgermeister und der Comthur drückten einander vergnügt die Hände, als Erasmus jetzt die Königin des Festes, Marie, zu einem Tanze aufführte, der nach der Sitte damaliger Zeit in der Regel nur mit einem Gegenstande der Neigung getanzt wurde. Wie eine Quadrille waren die Tanzenden aufgestellt, und der Haupteffekt des Tanzes war ein Blumenstrauß, den die Dame einem der Tänzer, gewöhnlich dem Auserwählten, zuwarf.

Munter schwirrten jetzt die Geigen, und die Hoboen und Flöten mischten sich schmeichelnd drein, bis die Trompeten und Pauken wirbelten und der imposante Tanz in seine Kreise die Theilnehmenden gewaltig fortriß.

Wie eine Sylphide schwebte Marie durch die Reihen der Tanzenden, hingerissen von dem Vergnügen, das sie seither nie in Wirklichkeit genossen, nur aus den Beschreibungen ihres Tanzlehrers gekannt hatte. Um den Hauptmoment des Blumenwerfens vollständig zu machen, hatte der Bürgermeister es angeordnet, daß gegen das Ende des Tanzes die Forstbediensteten mit ihren Instrumenten aus einem Seitengemache schlüpfen und verborgen in den Gebüschen den allgemeinen Schlußjubel mit Fanfaren verstärken sollten.

Dieser Hauptmoment war jetzt erschienen. Marien war der Strauß überreicht, in neckischen Wendungen buhlten die jungen Männer um das Glück des Zuwerfens; Doktor Erasmus war jedoch der holden Tänzerin am nächsten. Schon hob sie die Hand — der Bürgermeister und der Comthur harren mit Entzücken der Entscheidung, da überfliegt Marien plötzlich eine Blässe, dann aber lodert helle Gluth aus dem dunkeln Auge, und mit einer entschiedenen Bewegung des Armes schleudert sie den Blumenstrauß in das Dunkel der Fichten.

Wie der Wind stürzen die jungen Männer nach, ein dort verborgener Jäger mit blonden Haaren hat jedoch den Strauß ergriffen und preßt denselben fest an seinen Busen. Erasmus befiehlt die Herausgabe der Blumen, der Jäger aber weis't, mit muthigem Trotze aus seinen blauen Augen jede desfalsige Anforderung zurück.

Nun schritt der Bürgermeister herzu, aber auch seine Worte vermochten nichts über den aufgeregten Waidmann.

„Heraus damit, was Dir nicht gebührt" — herrschte ihn jetzt der Bürgermeister an — „oder ich lasse Gewalt gegen Dich gebrauchen."

„Mein ist der Strauß!" rief ihm Robert, denn er war der Jäger — zu, „und mir ihn zu entreißen, ist selbst der Kaiser viel zu schwach."

Da gerieth der Bürgermeister in Zorn; er selbst will Hand an den vermeintlich Unsinnigen legen, dieser aber schleudert ihn weit von sich weg, bricht sich mit der Faust Bahn durch die heranbrängende Dienerschaft und entkommt mit seinen Blumen glücklich aus dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Canton und seine Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Ueber die Bevölkerung Cantons hat man manche Vermuthung aufgestellt. Die Einen nahmen die verhältnißmäßig geringe Häuseranzahl zum Maßstabe und ließen so die Einwohner ½ Million seyn; Andere wollten eine Million herausgerechnet haben; noch Andere nahmen den Handwerkerstand zu 250,000 an, die Schiffsbevölkerung zu eben so viel und die übrigen Stadtbewohner zu einer Million, und wollten so 1½ Millionen Seelen gefunden haben. Alle diese Angaben sind aber nicht mehr als Vermuthungen, und es wird noch lange dem Fremden schwer halten, über die Anzahl der Einwohner Cantons, so wie China's überhaupt, auch nur eine annähernde Gewißheit zu gewinnen.

Die Cantoner sind in der Regel von hoher Gestalt. Die chinesische Menschengattung hat nicht eine so große Mannichfaltigkeit in der einzelnen Abweichung aufzuweisen, wie die europäische. An physischer Kraft dieser nachstehend, ist sie minder einer Abnormität ausgesetzt, welche letztere fast immer nur eine Folge des Zufalls ist. Die Gesichtsfarbe der Chinesen ist gelblich, im Norden jedoch auch weiß. Die Nase ist kurz und platt, die Nasenlöcher aufgeworfen, Augenknochen hervorragend, Ohren groß, Augen klein, fast ohne Augenwimpern, Hände zart, Finger lang, Füße sehr kurz, das Haar schwarz; so ist der Chinese in seiner leiblichen Gestalt beschaffen. Die Chinesen rasiren den Vordertheil des Kopfes, die Schläfen und den Nacken, so daß im Hinterkopfe eine 4—5 Zoll umfassende Haarkugel bleibt, von wo aus nun aber ein Schweifzopf herabwindelt, welcher noch mit falschen Flechten gemischt ist und bis zu den Fersen reicht. Das Kopfscheeren bei den Chinesen ist erst seit 1644 in Gebrauch gekommen. Auch hat diese Sitte stets mehr Wurzeln geschlagen; höchstens ist sie bei den Bettlern, Gefangenen und den unbesiegten Bergvölkern noch nicht ganz eingeführt. Einem Chinesen den Zopfschweif abschneiden, heißt, ihm den größten Schimpf anthun. Diejenigen Gefangenen, welche die Engländer im letzten Kriege dieses seltsamen Kopfputzes vor ihrer Befreiung beraubten, zogen sich so lange zurück, bis dieses Uebel wieder theilweise durch einen Nachwuchs gut gemacht war. Der Bart dagegen wird nicht für eine Zierde gehalten. Man läßt denselben erst im Alter wachsen und den Schnurrbart nicht vor dem vierzigsten Jahre.

Die Kleidung der Chinesen ist gewöhnlich einfach und anständig. Reichere und höhere Personen tragen zwei Röcke von dunkler Farbe, von welchen der eine länger ist als der andere. Bei festlichen Gelegenheiten tragen die Mandarinen dunkel seidene Kleider und mit Tressen besetzte farbige Röcke. Die Winterkleidung ist in der Regel viel eleganter als die des Sommers. In dieser Jahreszeit pflegen die Reichen 4—5 Kleidungsstücke über einander anzuziehen. Die Fußkleidung der Chinesen gleicht im Ganzen der unsrigen. Die mittleren Klassen sind gewöhnlich mit einem blauen langarmigen Oberrock bekleidet, welcher bis an die Schenkel reicht und sich an den Hals fest anschließt. Unter demselben befindet sich eine kurze, bis an die Knie reichende, weite Hose. Die Kaufleute Cantons gehen im Sommer nie ohne Fächer und Sonnenschirm aus. Die Tracht der Domestiken und unteren Volksklassen weicht wenig von der letztbeschriebenen ab. — Was die Abzeichen betrifft, so spielen diese unter den Chinesen eine eben so bedeutsame Rolle, als unter uns, indem durch sie der Rang und die Stellung im Staate ausgedrückt wird. Die Staatsdiener tragen bei feierlichen Gelegenheiten auf der Brust

Digitized by Google

und auf dem Rücken zwei mit allegorischen Figuren verzierte seidene Streifen. Die Minister des Kaisers sind an dem Bilde eines fabelhaften und mit Schuppen bedeckten Thieres (tschining genannt) erkenntlich. Der Kaiser trägt das Bild eines Drachen auf der Brust, wozu nur er das Recht hat. Die Minister werden eingetheilt: in die gelehrten und in die militärischen, diese nehmen zur Rechten des Kaisers und jene zu seiner linken, welche der Ehrenplatz ist, ihre Stelle ein.

Die verschiedenen Beamten des Staates (kuang), welche die Europäer „Mandarinen" nennen (eine falsche und den Chinesen unbekannte Benennung) sind in neun Klassen getheilt, von welchen eine jede die beiden Kategorieen, namentlich die der Gelehrten und der Krieger, umfaßt. Das Abzeichen der Gelehrten stellt Vögel und das der Krieger vierfüßige Thiere dar. Der Kranich mit ausgebreiteten Flügeln bezeichnet die erste und zweite Klasse der Gelehrten, Pfauen oder wilde Gänse, ebenfalls mit ausgebreiteten Flügeln, charakterisiren die dritte und vierte Klasse. Der Adler und der Fasan sind die Zeichen der Gelehrten der fünften Klasse. Die wilde Ente, auch die mandarinische Ente genannt, welche nur in Gesellschaft leben kann, macht die sechste und siebente Klasse erkenntlich. Der Papagey bezeichnet endlich die achte und neunte Klasse. Die erste und zweite Klasse der Mandarinen des Militärstandes haben einen Löwen zum Abzeichen, die dritte und vierte einen Tiger, die fünfte einen Panther, die sechste und siebente einen Leoparden oder auch eine wilde Katze, und die achte und neunte endlich das See-Einhorn. — Die Tracht hat bei den Chinesen eine Gewichtigkeit, die der Europäer nicht vermuthet. So ist der auf dem Hute angebrachte, und in verschiedener Gestalt und Farbe abwechselnde Knopf ebenfalls ein Abzeichen der höheren und niederen Beamten, sowohl in der bürgerlichen, wie in der militärischen Sphäre. Der Knopf ist indessen eine tatarische Schöpfung, und stellt sinnbildlich durch einen Stein ihm die Unabhängigkeit der Nation dar.

Der Traueranzug um Vater und Mutter ist weiß. Der um Schwiegereltern Trauernde bringt drei Monate lang blaue Flechten in dem Zopfe an; nur die Frau trägt in diesem Falle ein weißes Kleid. Die Trauer um Vater und Großvater dauert drei Jahre. — Die Kleidung der Frauen nähert sich in China mehr der der Männer als in Europa. Die Schönen des himmlischen Reiches sind besonders darauf bedacht, ein kleines niedliches Füßchen zu zeigen. Dagegen haben die Frauen der unteren Klassen um so größere Füße aufzuweisen. Der Kaiser und die hohen Würdenträger des Staates haben ebenfalls die tatarische Sitte beibehalten, ihre Füße recht groß und breit auszutreten.

(Schluß folgt.)

Riesenmäßiger Betrieb einer englischen Eisenbahn.

Die „Times" vom 13. Febr. enthält einen ausführlichen Bericht über die halbjährige Versammlung der Actionäre der London- und North-Western-Bahn, woraus sich eine Großartigkeit dieser Bahn herausstellt, die alles Andere der Art in Europa weit übertrifft. Die Zahl der Reisenden betrug nämlich vom 1. Juli bis Ende Dezember 1846 3,277,590! und bei dieser ungeheuren Zahl hatte sich kein einziger Unfall ereignet. Die Zunahme in diesen sechs Monaten war, im Vergleich zu der gleichen Periode vom Jahr 1845, 484,218 Personen, also beinahe $^1/_2$ Million! Dabei ist zu bemerken, daß diese Vermehrung hauptsächlich den herabgesetzten Preisen zuzuschreiben ist.

Auch die Centnerzahl der Güter hatte sich bedeutend vermehrt, und gegen das J. 1845, einen Mehrertrag von L. 68,362 St. geliefert.

Der Rein-Ertrag dieser Bahn belief sich in der angegebenen Zeit (vom Juli bis Dezember 1846), nach Abzug der Zinsen des Capitals, auf L. 653,910 — oder fast 8 Mill. Gulden!! und noch immer erwartete man eine Steigerung dieser Summe, nach Vollendung mehrerer Zweigbahnen.

Mannichfaltigkeiten.

Die Wiener „Sonntagsblätter" bringen in ihrer neuesten Nummer drei Sonette und noch ein viertes Gedicht an Jenny Lind. Außerdem enthält das Blatt am Schlusse das Ersuchen, die Einsender von fünfunddreißig andern Gedichten an die schwedische Nachtigall möchten dieselben zurücknehmen, da kein Raum zu deren Aufnahme vorhanden sey.

(Empfehlung und Bitte.) In der jetzigen nahrungslosen Zeit, wo beinahe alle Gewerbe darnieder liegen und die Handwerker mehrentheils der größten Noth ausgesetzt sind, — dagegen Zweckessen in den meisten Städten und Ortschaften Deutschlands florieren, bitten die Nagel- und Zweckschmiede der Herrschaft Schmalkalden die Herren Zweckesser um geneigte Aufträge. Die Zwecken sollen schön polirt, vom richtigen Maß, vom besten Stahl (Kegelstahl) und so billig wie möglich seyn. Bestellungen können bei dem Obermeister der Zunft abgegeben werden. Wir bitten besonders die Herren Berliner, bei denen großer Verbrauch seyn soll, unsrer zu gedenken. (Dorfz.)

Um die äußerlich oft noch ganz gesund scheinenden, innerlich aber bereits den Keim der Seuche in sich tragenden kranken Kartoffeln von den gesunden unterscheiden zu können, halte man sie gegen ein Licht. Das gesunde Gewächs ist von durchsichtiger Helle und Reinheit, während in dem kranken ein oft noch sehr kleiner, äußerlich gar nicht wahrnehmbarer Punkt das Vorhandenseyn der Seuche andeutet. Namentlich bei der Auswahl von Setzkartoffeln dürfte dies Verfahren in Anwendung zu bringen seyn. B—ck.

Viele wollen jetzt den Biertrinkern die Brodtheuerung zuschreiben. Große Strecken Landes, namentlich in Bayern, sind dem Getreidebau entzogen und für den Hopfenbau benutzt worden. Das räche sich jetzt und zunächst an den Hopfenbauern, denen der Hopfen liegen bleibe, weil die Leute das Brod nöthiger brauchten. — Uebrigens schlagen viele Getreidebauern in Bayern ihr Getreide los, weil sie mit Recht meinen, daß, wenn im Frühjahr die reichen Zufuhren aus Holland, Rußland und Nordamerika ankämen, die Preise bedeutend sinken müssen.

(Erfreuliche Aussicht.) Eine Bauersfrau, die eben von dem Markte in der Stadt zurückgekehrt war, erzählte ihrer Nachbarin, wie sie die „dummen Stadtleute" immer so zu beschwatzen verstände, daß sie oft einen doppelten und dreifachen Gewinn mache. — „Wer's glaubt?" entgegnete die Nachbarin, „die Stadtleute werden nach und nach so gescheidt wie unsereins."

Korrespondenz.

Marburg, 19. Febr.

In der zweiten Beilage Ihres Journals vom 14. d. haben wir einen Aufsatz, betitelt: „Aus Kurhessen, 11. Febr. — Corresp." gefunden, dem wir eine Entgegnung hinzustellen uns verpflichtet fühlen; ist ja doch Ihr bei uns so geschätztes Blatt gerade das, durch welches uns zuweilen noch unverschleierte Wahrheit zukommt. — In dem erwähnten Aufsatze ist nämlich gesagt: „daß der mehrfach fühlbare Nothstand in unserm Vaterlande von den Behörden erkannt und, um demselben abzuhelfen, auf eine sehr anerkennenswerthe Weise die nöthigen Mittel angewendet worden seyen." — Auch wir erkennen mit dankbarem Herzen die gute Absicht un-

Digitized by Google

ferer höheren und höchsten Behörden des Landes an; ob aber diese auch dem höchsten Willen gemäß zweckmäßig vollzogen werden konnte, dies ist wohl eine andere Frage. — Den zweiten Artikel des erwähnten Aufsatzes in's Auge fassend, nach welchem den Staatsdienern während des Winters eine Theurungszulage bewilligt wurde, erkennen diese gewiß dankbar an, besonders wenn sich dieselbe auch auf die der Unterstützung sehr bedürftigen Wittwen und Waisen verstorbener Staatsdiener beziehen sollte. — Den dritten Abschnitt jenes Aufsatzes erwiedernd, möge Folgendes dahin gestellt seyn. Allerdings haben auch wir die Ehre gehabt, eine besondere Commission zur Ermittelung des Nothstandes in unsern Mauern zu sehen. Wir erkennen dies ebenfalls dankend an; aber fragen wir: wo zeigt sich denn eigentlich die Noth? In welcher Klasse der Bewohner unserer Stadt und des Vaterlandes? In der Region der tiefsten Armuth? Nein! Für diese ist durch die zu achtende Fürsorge und Leitung unseres Stadtrathes im Verein mit achtbaren Männern, die dem drückenden Mangel, an Brod namentlich, durch kräftige Anstalten, ja durch eigene Aufopferung, abgeholfen, gesorgt. Sollen wir sie, den Mangel und die Noth, in den Wohnungen der Reichen oder der vom Staate gut besoldeten Staatsdiener aufsuchen? Auch hier werden wir diese nicht finden. Jene sind ja gut besoldet und so vor Mangel und Noth sicher gestellt. Aber wenden wir uns zu dem Mittelstand, dem Stand, welcher doch zur Ernährung und Erhaltung der übrigen am meisten beitragen muß, so sieht es hier leider ganz anders aus. Gar mancher verschämte Arme befindet sich in ihm, der die Hülfe Anderer anzusprechen Anstand nimmt, gar mancher Familienvater sieht wohl mit Thränen dem herandrechenden Morgen entgegen und weiß oft nicht, woher er die ersten Lebensbedürfnisse für seine zahlreiche Familie entnehmen soll. Die obenerwähnte Commission konnte dies bei ihrem kurzen Aufenthalt dahier nicht ausmachen, die Hütten der Armuth konnte sie wegen Mangel an Zeit nicht besuchen. Auch Entstellungen des wahren Zustandes scheinen vorgekommen zu seyn, wie denn in einer Landstadt der Umgegend der erwähnten Commission dem Vernehmen nach bei einem Bürgermeister vorgespiegelt wurde: „es sey daselbst keine Noth vorhanden, für die Armen sey gesorgt, Kartoffeln und Früchte seyen vorräthig." Finden dieselben auch vielleicht auf den Böden des betreffenden Hrn. Bürgermeisters sich vor, so ist es gewiß eine andere Frage: konnte vielleicht nicht Privatinteresse jenen Herrn veranlassen, ein anderes Urtheil abzugeben, als dies gewiß die Bezirksvorsteher, die Geistlichkeit, die Aerzte und Armenväter, welche die Armuth in ihrer Hütte näher kennen, gethan haben würden? — Fragen wir nun nach den Gründen der bestehenden Theurung und Noth, so möchten sich wohl folgende Resultate ergeben: Die Ablösungen in Hessen lassen jetzt die herrschaftlichen Fruchtböden leer stehen. Dem Wucherer ist hierdurch freier Spielraum gegeben. Im Herbste werden die Früchte aufgekauft und im Frühjahr mit vielleicht 100% Gewinn losgeschlagen. Wenn wir ferner noch große Vorräthe von Getreide in unserem Vaterlande, als einer Kornkammer Deutschlands, aufgespeichert wissen, so werden diese theils von den reichen Oeconomen zurückgehalten, oder aber in das Ausland ausgeführt. Hierin sowohl, als besonders in dem fast gänzlichen Mißrathen der Kartoffeln, dem Hauptnahrungsbestandtheil der Bevölkerung zur Winterszeit, liegt eigentlich der Grund der Theurung und der Noth, welche auch uns hart genug bedrängt.

Freiburg im Breisgau, im Febr.

Nachdem den hiesigen Theaterfreunden vor mehreren Jahren schon die Aufführung der Oper: „die Hugenotten" versprochen war, gegen die aber des Textes wegen damals ein Verbot erlassen wurde, führte uns am 11. d. M. unser Kapellmeister Hr. Ed. Kunz zu seinem Benefiz dieses Meisterwerk Meyerbeer's unter dem Titel: „die Ghibellinen in Pisa" vor. Durfte man auch unter seiner Leitung einer wohlgelungenen Aufführung entgegensehen, so wurden doch die Erwartungen noch übertroffen. Das Gesangspersonale, wie das Orchester leisteten Vorzügliches. Die Damen Fräul. Strauß (Tochter des Hrn. Hofkapellmeister Strauß in Karlsruhe) und Fräul. Haßinger als Isabelle und Beatrice, so wie die Herren Seyler und Walter als Raoul und Marcell hielten das Publikum in steter Theilnahme. Fräul. Haßinger und Hr. Seyler wurden nach dem vierten Act und am Schluß der Oper gerufen. Die besonderen Verdienste des Hrn. Kunz um die jetzige Tüchtigkeit unseres Orchesters, wie der Oper überhaupt, fanden an diesem Abend auch besondere Würdigung. Hr. Kunz wurde bei seinem Erscheinen stürmisch empfangen und am Schluß der Oper eben so gerufen, eine Auszeichnung, die bisher noch keinem Operndirigenten hier widerfuhr.

Wiesbaden, 19. Febr.

Unser Fasching ist vorüber. Er war, trotz den Anstrengungen, die namentlich das Theater zur Producirung eigenthümlicher Narrheit machte, wie in den meisten vorherrschend protestantischen Orten eben nur ein fester Quasi-Fasching. Die hiesige Theaterdirektion, an deren Spitze ein sonst humaner, einsichtsvoller Mann steht, ist in den unbegreiflichen Irrthum verfallen, die ächte Faschingsnarrheit, die durch ihren Witz und Humor das Zwerchfell in Bewegung zu setzen oder durch ihre geistreiche Pointe eine Wahrheit pikant an den Mann zu bringen versteht, mit der wirklichen nackten und darum Ekel erregenden Narrheit zu verwechseln. Sie hat uns nämlich am hellen Mittag in das des Tageslichts entbehrenden Theater zu einer unterhaltenden Posse geladen — das ist nun freilich eine Narrheit, die ihre scharfe, gegen die Dunkelmänner gerichtete Pointe hat; aber sie ist auch nicht die eigenthümliche, auf die wir zielen. Die dem hiesigen Theaterdirektor eigenthümliche wirkliche Narrheit war die, daß er — nachdem die erwähnte Posse aufgeführt war — eine besonders geladene Schaar narrheithungriger Freunde mit dem Stücke: „Unser Verkehr", als magenverderbendem Dessert, nuentgeltlich regalirte. Der Motivirung unseres Urtheils sind wir wohl bei dem geehrten Leser überhoben, da die Kritik, oder vielmehr — da dieses Stück unter aller Kritik ist — da Niemand je weder Witz, noch Geist in demselben entdecken konnte, und nur der böse Geist der gemeinsten Judenfeindlichkeit darin sein Unwesen treibt. Aber auch diese Spitze gemeiner Judenfeindlichkeit mußte ihr Ziel hier verfehlen, da man sich unter unseren Israeliten vergebens nach den Originalen der Verkehrs-Juden umsehen würde; es war daher auch in dieser Beziehung ganz und gar hors de propos. — Es zeugt übrigens von achtungswerthem Selbstbewußtseyn der hiesigen Israeliten, daß sie — wie wir hören — auch nicht einen Schritt gethan haben, um dieser judenfeindlichen Demonstration, wozu man die hiesige Hofbühne auf die unverantwortlichste Weise mißbrauchte — wenn wir nicht irren, ist die Aufführung dieses Pasquills schon längst hier sogar verboten — entgegenzuwirken.

Mainz, 22. Febr.

Die Brüder Konrad und Alois Baldenecker von Frankfurt, deren Kunstleistungen in öffentlichen Blättern schon öfter gebührende Anerkennung fanden, beabsichtigen, in der ersten Hälfte des künftigen Monats auch hier im Saale des Kunstvereins ein Konzert zu geben. Wir sehen mit gespannter Erwartung den Leistungen dieser beiden jungen Künstler entgegen, die unser Interesse noch darum in höherem Grade erregen, weil ihr Vater ein geborner Mainzer ist. — Am verflossenen Freitage fand hier im großen Casinosaale die wirklich feierliche Verloosung der zu Gunsten der Armen eingesendeten Gegenstände statt. Der Aufruf der Frau Generalin v. Jetzer an den Wohlthätigkeitssinn der hiesigen Bewohner hat den besten Erfolg gehabt; es wurden nahe an 19,000 Loose genommen und die Zahl der zum Verloosen eingeschickten Gaben überstieg 400. Es befanden sich darunter manche werthvolle, aber besonders viele geschmackvoll gearbeitete Sachen. Die außerordentliche Theilnahme an diesem Werke der Wohlthätigkeit verdankt man größtentheils der Frau Baronin v. Jetzer, die sich keine Mühe verdrießen ließ, um dasselbe zu fördern und dabei von einigen hiesigen Damen eifrig unterstützt wurde. Hr. General-Advokat Crève trug durch seine Bemühungen sehr viel zum Gelingen des Unternehmens bei.

Die sechste Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner findet Freitag den 26. Febr. 1847 statt. Die aufzuführenden Quartette sind: 1) von Haydn aus G dur, 2) von Cherndini aus Es dur, 3) von Beethoven aus F moll.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. Febr. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Mozart. (Gastrolle) Cherndin: Fräulein Langhainz, vom großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt.

Freitag, 26. Febr. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 58. Samstag den 27. Februar 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

6.

Sturm nährt Gluth.

Mißmuthig saß am andern Tage der Comthur auf seinem Zimmer und bedachte den Vorfall des vergangenen Abends, der das ganze Fest gestört und — wie es schien — einen Strich durch seine Rechnung gemacht hatte. Unerklärlich war ihm seine Nichte, und noch unerklärlicher der junge, ihm ganz und gar unbekannte Forstbeamte. Indessen er konnte sich ja täuschen, auch zu schwarz sehen, deßhalb hoffte er doch wieder für seinen Plan, Marien, die er sonst so sehr liebte, dem mächtigen und reichen Hause derer von Völker zu verbinden.

Um sich zu berathen, schickte er nach Ritter Schlenkheim, der nicht auf sich warten ließ, und unter freundlichem Gruß zum Guten Morgen bald in's Zimmer trat.

Der Comthur erzählte und Schlenkheim horchte. Ueber Mariens Benehmen schien er erstaunt, keineswegs aber war aus seinen Zügen zu entnehmen, daß ihn diese Angelegenheit nur entfernt interessire. Und doch durchkreuzten sich in diesem Augenblicke Ideen und Gedanken unter seinem kahlen Scheitel und spannen Fäden zum Verwickeln und Festknüpfen.

Soll er reden und erzählen, was er weiß? — Soll er nicht? — Der Comthur ist heftig — die Nichte ist es auch. — Es giebt einen harten Zusammenstoß. Aber aus harten Körpern sprüht am kräftigsten das Feuer, und wessen bedarf die Liebe, um immer heftiger zu werden? des Feuers. — Ueberdieß strebt der Mensch so gern nach dem Verbotenen — und je heftiger das Fräulein in ihrer Leidenschaft entbrennt, je höher sie mit den buntschillernden Fittigen der Liebe sich hinaufschwingt, desto vernichtender wird — er nickte mit dem Kopfe, und der Comthur sah fragend zu ihm herüber.

„Nachdem, was Ihr mir mitgetheilt," sprach er dann gedehnt und mit Absätzen, „sehe ich klar. Es ist so, wie Ihr zu befürchten scheinet."

Heftig sprang der Comthur vom Stuhle und ging mit raschen Schritten auf und ab.

„Ich lege indessen auf diese Liebeleien mit einem Jägerburschen kein großes Gewicht," fuhr Schlenkheim ruhig fort; „junge Mädchen, die mit ihren Gefühlen noch nicht im Klaren sind, gerathen zuweilen auf solche wunderliche Ideen. Verbietet Ihr die Geschichte, aber ohne viel Aufsehens davon zu machen, und — glaubt mir, in einigen Tagen hat das gute Kind den ganzen Frankfurter Forst rein vergessen."

Der Comthur trat jetzt auf ihn zu und drückte ihm heftig die Hand.

„Ich will thun, wie Ihr mir gerathen;" und er mußte sich offenbar Zwang anthun, um es nur auszusprechen — „will ruhig bleiben. Sie wird — sie soll — sie muß mir folgen. Nun geht, Ritter, ich danke Euch. — Sie kommt, ich habe sie rufen lassen; ich bin jetzt — ganz ruhig und — möchte sie gerne jetzt sprechen."

Sein Auge funkelte und seine Stimme zitterte. Schlenkheim schielte unbemerkt von der Seite zu ihm herüber und zwickerte unbemerkt mit den Augen, dann ging er.

Unter der Thüre kam ihm Marie entgegen.

„Ich habe Euch etwas zu vertrauen," flüsterte sie leise, und der Alte nickte schlau Bejahung und war hinter der sich schließenden Thüre verschwunden.

Noch schritt der Comthur heftig hin und her, und Marie stand erwartungsvoll in einer Fensternische und sah mit unstetem Blicke auf die Wellen des Mainstromes, da wendete sich endlich der Comthur zu der Nichte mit — wie es der schlaue Ritter Paul erwartet hatte — mit heftiger, drohender Gebärde. Vorwurf um Vorwurf donnerte von der erzürnten Lippe. Mangel an Zutrauen zu dem Oheim, Romanschwärmereien, Vergessen ihres hohen Ranges und dergleichen waren die Wortfluth, mit welcher er Marien überschüttete und zu keiner Erwiederung gelangen ließ. Erschreckt stand ihm das Mädchen gegenüber und Blässe überzog ihr entstelltes Antlitz. Als aber jetzt der Comthur ihr befahl, solche Narretheidinge aufzugeben und sich nicht ferner an einen niedern Jagdburschen wegzuwerfen, da machte die Blässe auf dem Angesichte Mariens plötzlich einer Feuersgluth Platz.

„Wegwerfen?" rief sie dem Oheim mit feuriger gereizter Stimme zu. „Niedern Jagdburschen? — In seinem Handeln liegt sein Adel, nicht in in bestaubten Pergamenten und weggeworfen hat sich nie eine Adlerkron!"

Feurig glühte ihr Auge, einen stolzen Blick warf sie dem Oheim zu, dann verließ sie mit festem Schritte das Zimmer.

Ueberrascht sah ihr der Comthur nach, dann wollte er ihr folgen, aber unter der Thüre kam ihm Schlenkheim entgegen und hielt ihn zurück.

„Ich fürchtete, Ihr möchtet lebhaft werden, und siehe, ich habe mich nicht geirrt. Bleibt, bleibt, alter Freund. Laßt ihr nur Zeit zum Ueberlegen, und die Sache macht sich. Gut Ding will Weil haben."

Er drängte den Comthur in sein Zimmer, dann eilte er, so weit seine alten Füße es ihm gestatteten, der stolz dahin schreitenden Marie nach.

Auf dem Zimmer der Letzteren fanden sich Beide. Diese wollte reden, Schlenkheim schnitt ihr jedoch mit einem: „Nur ruhig, weiß schon Alles," das Wort vom Munde hinweg.

„Nun und jetzt?" begann endlich lebhaft Marie, „helft, rathet, zeigt, daß Ihr wirklich mein väterlicher Freund seyd, den Ihr Euch so oft nennet."

Digitized by Google

„Vor Allem Geduld und — Verschwiegenheit — selbst gegen Eure Busenfreundin.“

„Gegen Katharina?“

„Auch gegen sie. — Ich kann Euch das jetzt nicht so erklären, es ist aber nothwendig, und Ihr müßt mir folgen, wenn ich Euch helfen soll. — Des Oheims Allmacht ist nicht unumstößlich. Ihr seyd zwar noch minderjährig, aber Großjährigkeitserklärungen pflegen auch vorzukommen. Und habt Ihr die, wer will Euch dann in Eurer Herzenswahl Zwang anthun?“

„Wollt Ihr mir die verschaffen?“

„Nicht ich. — Aber geschickte Rechtsfreunde, die ich Euch besorgen will.“

„Aber unterdessen das Verbot?“

„Haus Frankenstein ist neben an. Robert wird Katharinens Vater besuchen — begreift Ihr wohl?“

Marien durchzuckte es plötzlich, sie glaubte Alles begriffen zu haben, und gelobte Folgsamkeit und Verschwiegenheit. Schlenkheim entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Canton und seine Bevölkerung.

(Schluß.)

Die chinesische Etikette ist sprüchwörtlich geworden; Alles bietet hier zu feierlichen Handlungen Gelegenheit dar. Wir beschreiben hier eine Leichenfeier. Wenn ein Kranker in den letzten Zügen liegt, legt man ihm ein Silberstück auf den Mund und man schließt ihm sorgfältig Nase und Augen. Kaum hat er seinen letzten Athemzug gemacht, als man auch schon am Dache des Hauses eine Oeffnung anbringt, damit seine Seele einen bequemen Ausgang findet. Hierauf beeilt man sich, Priester oder Bonzen herbeizuschaffen, welche, mit langen rothen Mänteln bedeckt, gleich nach ihrer Ankunft ihre Gebete, mit gräulichem Flötengetön und Gesang gemischt, beginnen. Man breitet jetzt ein rothes Tuch über ein Bett aus und legt den Leichnam darauf. Zur Seite bringt man einen Tisch an und deckt denselben mit Speisen, Wachskerzen und Räucherwerk. Eine Art Kapelle wird am Eingange des Hauses errichtet und mit vergoldeten Papieren und großen Laternen verziert. Die Familie und Freunde des Verblichenen, weiß gekleidet und das Gesicht mit Taschentüchern bedeckt, legen sich um den Tisch herum und stoßen von Zeit zu Zeit ihre Seufzer aus. Die Bekannten des Todten, welche den Mitleidsbesuch abstatten, setzen sich ebenfalls zur Erde, nachdem sie eine Gabe, z. B. eine Kerze oder Räucherwerk, den Trauernden überreicht haben. Mehrere Bonzen nehmen ihren Platz um einen kleinen Tisch an der Thür und lassen sich da mit Thee und Pfeife bewirthen, worauf sie wiederum singen und musiciren und den Flammen eine große Menge vergoldeten Papiers übergeben. Zu Canton wird das Paradebett einen Tag ausgestellt, worauf man den Leichnam, in seine schönsten Kleider gehüllt, in einen großen, aus Sandelholz verfertigten Sarg legt. Diesen behält man dann noch mehrere Monate, ja oft mehrere Jahre im Hause bei sich. Die Beerdigung findet erst dann statt, nachdem die Sterne oder sonst ein übereinstimmendes Zeichen die Zustimmung gegeben. Die jungen Leute, selbst aus guter Familie, werden mitbegraben; Kinder unter einem Jahre werden, nachdem man ihre Gestalt geschwärzt, einfach ins Wasser geworfen. Die Reichen liegen auf dem Kirchhofe getrennt von den Armen. Bei der Rückkehr findet im Trauerhause ein großes Mahl statt.

Unter anderen gibt es eine Ceremonie in China, die unserem Taufnamengeben entspricht. Außer den Familiennamen gibt es noch die Sondernamen, welche mit Stand und Alter des Bürgers abwechseln. Der erste dieser Namen (ming) unterscheidet die Mitglieder derselben Familie und gilt für beide Geschlechter. Das Kind erhält ihn, noch ehe es einen Monat alt ist. Zu derselben Zeit wird dem Kinde auch zum ersten Male der Kopf rasirt. Die Mutter ruft dabei die Gnade der Göttin der Barmherzigkeit auf das Kindeshaupt herab und der Vater spricht feierlich vor Zeugen dessen Namen zum ersten Male aus, worauf ein Festmahl stattfindet. Tscho-ming heißt das Kind, wenn es beginnt, die Schule zu besuchen. Der Lehrer kniet vor einem Pulte, auf dem der Name eines alten Weisen geschrieben ist, nieder, und empfiehlt das Kind dem Schutze desselben. Später, nach abgelegtem Examen, nimmt es seinen Amtsnamen an (kuang-ming). Bei der Verheirathung geht abermals ein Namenswechsel vor, und jetzt spielt der Schwiegervater die Stelle des Pathen. Jetzt treten noch die Geschäftsnamen ein. Zwei Individuen geben sich oft, wenn sie einen Freundschaftsbund schließen, gegenseitig ihre Namen. Auch der Wunsch, sein Glück zu verbessern, veranlaßte oft einen anderen Namen.

Das chinesische neue Jahr fällt anfangs Februar. Um diese Zeit werden die Werkstätten geschlossen, die Menge begibt sich auf die Straßen, wobei auch die Diebe nicht fehlen. Als Neujahrsgeschenk schickt man sich Pampelmusbäume und gebratene Ferkel. Die Bettler nehmen mannichfache Entstellungen mit ihrer Person vor. Auch findet eine öffentliche Neujahrs-Ausstellung statt, auf welcher der ganze chinesische Markt vertreten und wo Alles um das Vierfache billiger ist, als in den Läden; Versteigerungen werden auch hierbei vorgenommen, und zwar von reichen Kaufleuten, die es für eine Schande halten, gewisse Putzwaaren länger als ein Jahr im Laden zu haben.

Im September findet die Feier des Taïtséou, oder des Schutzgottes der Häuser statt. Die Straßen werden mit farbigen Tüchern behangen, die Erde mit Dielen belegt, auf welchen Götter, Göttinnen, Heilige und Heroen mit ihren Thaten und Kämpfen gemalt sind. Auch befinden sich in den Straßen große brennende Armleuchter und geschmückte Altäre, so wie öffentliche Feuerwerke und theatralische Vorstellungen für das Volk. Die Volksmenge auf den Straßen ist während dieses Festes unübersehbar; letzteres dauert drei Tage und wird in den verschiedenen Stadtvierteln nicht auf einmal, sondern nach einander gefeiert. Die Kosten werden durch Privat-Beiträge bestritten.

Der reiche Kaufmann Pun-ting-kua, mit welchem wir in Geschäfts-Verbindung standen, besitzt mehrere Häuser, die theils ziemlich europäisch, und theils streng chinesisch möblirt sind. Die Küche aber, die uns das Mahl bereitet, ist ächt chinesisch, denn es kommen bei demselben unter Anderm Speisen vor, wie die Flossfedern eines Haifisches, Seeblasen und andere in Europa nicht gesuchte Leckerbissen. Unter anderen besitzt auch unser Wirth ein Serail, in welchem jedoch nicht alle seine Frauen wohnen; um keine Eifersucht zu erwecken, hat er zwölf von ihnen zerstreut in der Stadt einquartiert. Seine Hauptfrau, die er für 2000 Piaster gekauft, wohnt aber im Serail; alle übrigen Weiber kosten ihm zusammen etwa 40,000 Thlr. Unter der Reihe von Häusern, die unser Kaufmann in der Stadt und auf dem Lande besitzt, befindet sich auch eines in seinen Garten-Anlagen, in welchem er von Zeit zu Zeit vor seinen Freunden Theaterstücke aufführen läßt. In einem Kabinette dieses Theatergebäudes befindet sich eine Puppe, welche in Lebensgröße eine europäische Dame vorstellt. Man sagt, daß der Besitzer schon lange den Wunsch hegt, in sein Serail eine Europäerin aufzunehmen, und da ihm dies bis jetzt noch nicht gelungen, so begnügt er sich vorläufig mit ihrem Bilde — jedenfalls ein Beweis, daß unter den Chinesen der Haß gegen alles Europäische zu schwinden beginnt.

Pun-ting-kua lud auf den 15. Nov. 1844 eine große Anzahl europäischer Handelsfreunde zu einem Festmahle und einer theatralischen Vorstellung ein. Letztere wurde durch eine unterirdische Musik, wobei eine Pauke, eine Art Trommel, Violinen mit einer Saite, Flöten, Klarinetten und Trompeten thätig seyn mochten,

Digitized by Google

eingeleitet. Das Stück war ein in mehrere Akten eingetheiltes Vaudeville etwa folgenden Inhalts: Ein Ehegatte macht in einem Launenanfalle seiner Frau den Vorwurf, gealtert zu seyn. Letztere geräth darüber in eine verzweiflungsvolle Wuth. Der Mann sucht seine Frau zu besänftigen und sein Wort zu widerrufen. Allein vergebens. Die Frau bleibt unversöhnlich und will dem Gatten in ihrer Wuth das Gesicht zerfleischen. Der Mann weint, sie wird gerührt, der Friede wird wieder geschlossen. Das Stück soll die Moral enthalten: daß beide Ehegatten wissen müssen, daß sie beide ohne ihre Schuld durch die Jahre altern, und sich darum keine Vorwürfe machen dürfen.

Eine deutsch-katholische Bewegung im Jahre 1831.

Das nachstehende merkwürdige Document fanden wir dieser Tage in einem katholischen Kirchenblatt vom Jahr 1831 abgedruckt. Es ist der Brief eines katholischen Geistlichen der Stadt Trier an Se. bischöfliche Gnaden daselbst. Darin fällt die ganz besondere auflehnende Stellung auf, welche die Priester der damaligen Zeit gegen ihren Bischof einnahmen. Der Brief lautet:

„Ew. bischöfliche Gnaden kennen den Aufruf an die katholischen Geistlichen, der dahin zielt, eine deutsch-katholische Kirche zu bilden. Vielleicht aber kennen Hochdieselben nicht die Stimme des Volkes, nicht die Stimme der römisch-katholischen Priester. Das Aergerniß, das dieser Aufruf unter dem Volke anrichtet, ist unberechenbar; und beträfe es uns untergeordnete Priester allein, so wäre der Schaden noch erträglich: aber es kömmet höher, es waget sich, die geheiligte Person Ew. bischöfl. Gnaden anzugreifen, Sie vor allem Volke zu verschwärzen. Der Herr Bischof, sagt man, kennt den Aufruf, Er schweigt dazu, und man sieht noch täglich derlei Geistlichen um Ihn her; Er muß darum miteinverstanden seyn. Und wenn nun noch dergleichen Geistlichen, um sich zu rechtfertigen, das Volk mit des Bischofs Wissen zu bethören suchen! Ach, man findet kaum Worte genug, um, wie von außen, so in dem Beichtstuhle das Volk zu beleheen, zu beruhigen. Und wie Priester, die wir es immer mit der römisch-katholischen Kirche halten, und gewiß keine Neuerung gegen diese Kirche annehmen werden, wie viel müssen wir leiden, wenn wie so den Anschein bekommen, Theilnehmende an diesem schändlichen Versuche zu seyn; wenn man bekannt macht, daß selbst zwei Pastoren in Trier unterschrieben hätten! — Diesem so weit um sich greifenden Uebel einen vielleicht noch möglichen Damm entgegenzustellen, sind die römisch-katholischen Priester entschlossen, einen eigenen Verein zu bilden, sich Hand in Hand zu geben, und gemeinschaftlich, durch Wort und That an der Zerstörung dieses Irrgebäudes zu arbeiten, dazu denn auch die Unterschriften aller katholisch denkenden Mitbrüder zu sammeln. Ich wage es kaum, die Ausdrücke mancher Geistlichen hier anzuführen. Greift der Hochwürdigste Herr Bischof nicht schnell, nicht kräftig ein, sagen sie, so trennen wir uns von Ihm, und wenden uns nach Rom. Der Himmel bewahre uns vor solchem Augenblicke, vor solchen Entschließungen. Nein, nein! Wir hoffen, wir versuchen das Beste. Vielleicht genehmigen Ew. bischöfl. Gnaden den vorgeschlagenen Verein? Vielleicht geben uns Hochdieselben den Rath, wie wie dieses Geschäft anordnen, betreiben mögen. Einmal ist es Zeit, die römisch-katholischen Priester von den so sich nennenden deutsch-katholischen zu unterscheiden, wenn das Ansehen der erstern erhalten werden soll. Verzeihen mir Ew. bischöfl. Gnaden, wenn ich als Organ so vieler sich mir anvertrauenden Mitbrüder vor Hochdenselben in einer so traurigen Lage zu erscheinen wage. Meine alte Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche und ihre Anordnungen, so wie der bittere Schmerz, den ich an jeder Verletzung der Ehre Ew. bischöfl. Würde empfinde, dringen mich.

Trier, 1. Sept. 1831. N. N.

In einer Note zu diesem Brief bemerkte die Redaktion jenes kathol. Kirchenblattes, daß über die Gährung im Priesterstande des Bisthums Trier bei ihr viele Berichte eingegangen seyen, darunter auch solche, die in der liberalen Larve sich producirten; durch fromme Priester (wie der Schreiber des obigen Briefes) sey sie aber näher aufgeklärt worden.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 19. Febr.) Meyerbeers neue dreiaktige Oper „Vielka" hat außerordentlich gefallen. Es ist eine musikalische Meisterschöpfung, in welcher der Effekt, so gewaltig er auch gesteigert wird, durch riesige Dimensionen und Tonmassen, sich doch nie auf Kosten des ästhetischen Gefühls geltend macht. Ein Quadrupelchor, bei welchem vier verschiedene Melodien gleichzeitig vorgetragen, dann das ganze Finale, wo vier andere verschiedene Melodien von vier verschiedenen Orchestern in dreifach verschiedenen nicht verwandten Tonarten gespielt werden, so wie eine außerordentlich reizende concertante Scene der Dlle. Lind im dritten Akte sind die Glanzpunkte der Oper.

Wir hatten (bemerkt die Kölnische Ztg.) den Nachrichten über die Luftschiffahrts-Erfindung eines gewissen Hrn. van Hecke aus Brüssel, schon der Persönlichkeit des Erfinders wegen, wenig Glauben beigemessen, und warteten, trotz dem Bericht der Akademie der Wissenschaften in Paris und den Verhandlungen in der belgischen Kammer über diesen Gegenstand, daß sich diese Erfindung wirklich durch die Praxis bestätige, um auf die Sache einzugehen. Dieser Augenblick ist gekommen; es wird nächstens ein mit der Luftfahrt-Maschine versehenes Ballon im Theatersaale der Variétés in Brüssel aufgelassen werden, doch nicht durch Hrn. van Hecke, sondern durch einen Hrn. van Eßchen, der in der „Indépendance" von heute den Hrn. van Hecke beschuldigt, sich seine Erfindung angeeignet zu haben, und verlangt, daß das Ministerium der Sektion der Wissenschaften der königlichen Akademie die Prüfung seiner Beweise übertragen möge. Van Eßchen ist ein belgischer Unter-Ingenieur bei den Brücken und Straßen.

Die Portugiesen äußerten oft ihr Mißtrauen, daß die königlichen Prinzen von einem Protestanten, dem bekannten Sekretär Dietz sogar in der Religion unterrichtet würden. Kürzlich hat nun der Cardinal-Patriarch von Lissabon ein scharfes Examen über die Dogmen der katholischen Religion mit den jungen Prinzen angestellt. Er fand sie so gut katholisch, daß er erklärte, kein Doktor der Theologie hätte sie besser unterrichten können. Das verräth von Seiten des Erziehers allerdings viel Unbefangenheit.

(Rasche und schlechte Bauart.) Auf die neuen, so rasch gefertigten, ungesunden Bauten läßt sich sehr gut anwenden, was ein französischer Bau-Unternehmer einst zu seinem Bedienten sagte: „Halt die Mauer, Johann, während ich zu dem Herren gehe, um mein Geld zu holen."

Korrespondenz.

Aachen, 19. Febr.

Den thätigen Bemühungen unserer Polizei ist es nunmehr gelungen, den wahrscheinlichen Anfertiger der falschen Thaler und kleineren Münzsorten, welche seit einiger Zeit hier cursirten, zu entdecken. Derselbe,

Digitized by Google

ein Angestellter in einer hiesigen Eisengießerei, ist sammt Frau und Helfershelfer bereits in sicherem Gewahrsam und wird während der nächsten Assisen vor Gericht erscheinen. — Der Bau unserer verschiedenen neuen Eisenbahnen wird diese Tage begonnen und hofft man, die Föhrte bis Maestricht, wo das Terrain fast keine Schwierigkeiten bietet, in höchstens 18 Monaten zu vollenden. Eine neue Oper von unserm Kapellmeister J. Eschboen, „der Bastard" betitelt, hat hier gefallen; der Compositeur ward bis jetzt noch nach jeder Vorstellung gerufen und ist seine Oper eine deutsche Schöpfung im ehrendsten Sinne des Worts. Die bereits in mehreren Blättern erwähnte artistische Beilage zu Kaatzer's Album, „Schleswig-Holstein" von M. Salm, hat, trotz des deutschen Standpunkts, worauf sich der Verfasser bewegt, auch in Dänemark in höheren Kreisen Anerkennung gefunden. In der Nähe von Maestricht fand man dieser Tage, bei Abgang des harten Frostes, ein etwa 28 Jahre altes Frauenzimmer in einem Hohlwege, aufrecht stehend, inmitten einer Schneemasse erfroren oder erstickt. Die Unglückliche war wahrscheinlich oben auf dem Feldpfade, der sich gewöhnlich dicht an solchen Tiefen hinschlängelt, ausgeglitten und in die Tiefe gestürzt, wo sie sich nun nicht mehr heraus zu arbeiten vermochte.

Darmstadt, 13. Febr.

Das auf unserer Bühne gestern zum Erstenmale aufgeführte Stück: „Eine Familie", Schauspiel von Ch. Birch-Pfeiffer, ist eine Neuigkeit, welche den Beifall des Publikums in so reichem Maße gefunden, wie lange kein dramatisches Produkt. Der Inhalt ist eigentlich nicht viel mehr als eine auf die Verhältnisse der Gegenwart geschickt übertragene Iffländerei: „Elend allein könne den leichtsinnigen Verschwender heilen", und an dieses knüpft sich dann als befriedigendes Nachspiel die Idylle der Arbeit. Aber die interessanten Charaktere, die dieses dramatische Resultat gewinnen helfen, und dann die redlichen Worte der Ueberzeugung, mit welchen Scheinwesen, Bildungsdünkel und Blasirtheit unserer Tage entlarvt wird, müssen die Sympathieen eines jeden Publikums erregen. Die Vorstellung war in fast allen Theilen eine gelungene zu nennen. Namentlich war es die Darstellerin der Frau Braun, Mad. Fischer, diese Repräsentantin des kerngesunden Bürgerthums und unbeugsame Tadlerin der socialen Auswüchse der Neuzeit, welche durch Gestaltung eines festen und wahren Charakters großen und verdienten Beifall erntete. Neben der sicheren Zeichnung der äußeren Contouren, zeigte sie in ihrem Spiele jene Wärme und tiefe Innerlichkeit, welche den Zuseher mit fortreißt und die Leistung der Mad. F. zu einer wahrhaft künstlerischen erhob. Die Damen Füest und Eppert, Cecilie und Heloise, statteten ihre Partieen sehr anziehend aus. Hr. Beckee und Hr. Steck prägten die originellen Gestalten des Marquis und des alten Barons mit lebendiger Wahrheit. Die beiden Söhne fanden in den Herren Peters und Wisthalee fleißige Darsteller, und sogar die kleineren Rollen des Justizrath und Anselm, von so bewährten Kräften wie die Herren Zahrt und Regisseur Fischee getragen (Letzterem ist die schöne Inscenesetzung zu danken), erregten Antheil und fanden Beifall, der dem Ganzen so vielfach zu Theil wurde, daß wir über eine sehr glückliche Repertoirbereicherung zu berichten haben und dem Stücke besuchte Wiederholungen versprechen dürfen. — Die politische Mißstimmung, welche gegenwärtig in Mainz herrscht, mischt sich sogar in Thaliens harmlose Darstellungen in dem dortigen Kunststempel ein. Der Theaterdirektor Hr. Löwe hatte das bekannte Stück: „Toni, der amerikanische Affe", auf das Repertoir gebracht und glaubte damit den Mainzern eine recht ergötzliche Fastnachtsbelustigung um so mehr geboten zu haben, als er für die Rolle des Toni unseren Ballettänzer, Hrn. Dornewas, der darin ausgezeichnet ist, bereits engagirt hatte. Kaum aber war die Kunde davon in das Publikum gedrungen, als sich eine zahlreiche Opposition gegen die Vorstellung des Stückes bildete, und zwar aus dem Grunde, weil ein Daemstädter Bühnentänzer dabei mitwirken sollte. Wollte Hr. Löwe kein zum Theil leeres Haus haben, so mußte er das erwähnte Stück von dem Repertoir wieder streichen und unserem Hrn. Dornewas absagen. — Die von dem großh. Hauptmanne Hrn. Gerlach projectirte Herausgabe des „Spiegels deutscher Kriegsgeschichte" wird nun nicht mehr lange auf sich warten lassen, da wir kürzlich ein darauf Bezug habendes Tableau zu sehen Gelegenheit hatten, welches Napoleon und die Heerführer seiner Zeit darstellt und auch in artistischer Hinsicht als vollkommen gelungen zu betrachten seyn dürfte. Die Zeichnung ist von Hrn. Klimsch zu Frankfurt a. M., dessen Arbeit alles Lobes würdig ist. — Von dem in den öffentlichen Blättern jetzt so oft genannten Schwefeläthee hat auch der hiesige, in seinem Fache ausgezeichnete großh. Hofzahnarzt Dr. Werner bei Ausübung seiner Kunst schon öfteren Gebrauch gemacht und bei der Mehrzahl der Fälle die befriedigendsten Resultate erhalten. Der Schwefeläther, specifisch leichter als Wasser, besteht aus einer Mischung von gleichen Theilen concentrirter Schwefelsäure und Alkohol und wird durch Destillation gewonnen. Seine langsame Verdünstung in einem geschlossenen Raume erzeugt Knallgas; allein auch schon in seinem gewöhnlichen flüssigen Zustande ist derselbe mit Vorsicht zu behandeln, da er bei einer Wärme von 28° R. zu kochen beginnt und, einem Lichte auf eine gewisse Entfernung nahe gebracht, sich augenblicklich entzündet. — Wie man vernimmt, so beabsichtigt der hiesige Gesangverein „Harmonie" ein Sängerfest im Juli d. J., und zwar zu Lindenfels, mit den Gesangvereinen „Polyhymnia" zu Offenbach und dem „Liederkranz" zu Michelstadt zu veranstalten. Was dieses Fest noch verherrlichen wird, ist, daß mehrere Frauen und Jungfrauen des Gesangvereins „Harmonie" ihrem Vereine eine neue Fahne zu sticken beabsichtigen, und es soll hiezu Hr. Hofmaler Lucas dahier mit einem Entwurf einer Zeichnung beauftragt worden. — Es ist zwar den Bemühungen der obrigkeitlichen Behörden gelungen, die Diebe zu ermitteln, welche sich des bekannten Straßenraubs gegen den hiesigen Spediteur Selphius schuldig gemacht haben; allein noch zur Zeit fehlt das Beste, nämlich das geraubte Geld im Betrage von etwa 6000 fl. Nachgrabungen, welche auf Geständnisse der Inhaftirten an unterschiedlichen Orten vorgenommen wurden, haben bis jetzt noch zu gar keinem Resultate geführt. Es scheint, als ob der alte Volksaberglauben, daß vergrabene Schätze nie ruhig liegen, diesmal zur Wahrheit werden solle. Manche glauben in ihrer Scharfsicht sogar behaupten zu dürfen, daß sich jenes Sümmchen bereits über das Weltmeer nach den Küsten von Nordamerika bewegt habe.

Darmstadt, 24. Febr.

In der Vorstellung vom vorigen Freitag legte Fräul. Markwort von hier eine glückliche Probe ihres theatralischen Talents ab, indem sie einen Monolog aus der „Jungfrau von Orleans mit großer Schönheit der Declamation und Action vortrug und dadurch ihren Beruf für die Bühne hinlänglich zu begründen schien.

Bescheidene Fragen an Hrn. E. C. K. in O.

In Nro. 55 dieser Blätter heißt es in einem Artikel über Pestalozzi-Vereine u. A.: „Vor Allem müssen wir — und dies müßte wohl auch die nächste Hauptaufgabe aller wahren Pestalozzi-Vereine seyn — für eine gute Kindererziehung in jeder Familie Sorge tragen, wenn wir, wie Pestalozzi, jedem Volke, der ganzen Menschheit auf erziehlichem Wege und sonach die Welt von Grund aus verbessern helfen wollen." In Bezug darauf erlaubt man sich, den Hrn. E. C. K. in O. zu fragen:

1) Geben alle oder nur manche Eltern ihren Kindern keine gute Erziehung?

2) Wenn in einer Familie für eine gute Kindererziehung nicht Sorge getragen wird — soll man in diesem Falle die Eltern oder deren Kinder bessern helfen?

3) Auf welche Weise sollen Vereine solche Eltern oder Kinder von Grund aus verbessern helfen?

Frankfurt, im Febr. 1847. ***

Grabschrift eines Streitsüchtigen.

Hier liegt ein Mann — Gott Lob und Dank! —
Der hat gezankt sein Leben lang.
Geneigter Leser, geh' von hier,
Sonst steht er auf und zankt mit dir!

Theater-Anzeige.

Freitag, 26. Febr. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 27. Febr. Idomeneus, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 59. Sonntag, den 28. Februar 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

7.

Traumbilder.

Auf den Festungswällen zu Sachsenhausen sah es lebhaft aus. Arbeiter waren beschäftiget, die schadhaften Stellen der Bastionen mit frischer Erde zu überwerfen, und in das Gerassel der Karren und Wagen mischte sich der Hammerschlag der zahlreichen Maurer, die die Thore und Kasematten reparirten. Am regsamsten jedoch ging es auf dem hohen Werke, dem mächtigen Bollwerke, welches die Stadt nach dem Mühlberge hin vertheidigte, und welches seinen Namen in der That führte, indem es das dahin liegende Sachsenhausen weit überragte und dem außen befindlichen Feinde ganz verdeckte. Ganze und halbe Karthaunen sah man hier, wie sie durch Pferde und Arbeiter auf die Wälle mühsam geschafft wurden; Kugeln wurden neben den Geschützen aufgehäuft und die Pulvertürme wurden gefüllt. In das Getöse dieser Geschäftigkeit mischte sich zuweilen der helle Schlag eines Doppelhakens, einer Wallbüchse, und dann und wann auch der dumpfe, erschütternde Knall einer Karthaune.

Gerüchte hatten sich verbreitet, daß des französischen Königs Ludwigs des Vierzehnten abgesendete Heere fürchterlich in der Pfalz haus'ten. Flüchtlinge waren gekommen, die das Elend nicht genug zu schildern vermochten, welches die Franzosen in den gesegneten, herrlichen Provinzen des deutschen Kaiserreiches veranlaßten. Unter den heiligsten Versprechungen von Schonung und Milde, von Frankreichs Kronprinzen selbst bestätiget, habe man die Einwohner der festen Plätze zur Uebergabe veranlaßt, und später diese Orte, wie das große Worms und Speier, gleich andern Städten und tausenden von Dörfern, schonungslos niedergebrannt.

Darum dieser Aufwand von Geld und Kräften, darum diese Geschäftigkeit. Verlassen waren die herrlichsten Provinzen deutscher Erde von Kaiser und Reich, preißgegeben einem entsetzlichen Feinde, da wollte die alte Reichsstadt der eigenen Kraft vertrauen und muthig folgten die Bürger, als der Ruf der Bürgermeister und der Kriegszeugherren Alles zu den Waffen rief.

Der ältere Bürgermeister, Seiffart von Völker, war namentlich auf dem hohen Werke, von welcher Seite ein Angriff der Franzosen am ehesten zu befürchten stand, Tag und täglich mit den Zurüstungen beschäftiget. Unter seiner Leitung wurde von den Konstablern der Bürgerschaft mit Karthaunen nach einem Ziele auf dem gegenüber liegenden Sachsenhäuser Berge geschossen und die Wallbüchsen und Doppelhaken probiret. Hugo, der Sohn des Waffen- und Büchsenmeisters der Stadt, des alten Stahlbergs, stand ihm hierbei unverdrossen zur Seite.

Hugo hatte eben eine Karthaune losgebrannt, und die abgeschossene Kugel war nach Wunsch mitten in die aufgesteckte Scheibe hineingefahren.

Lächelnd sah der Bürgermeister nach dem glücklichen Schusse. „Ganz die Geschicklichkeit des Vaters," äußerte er jetzt, indem er Hugo auf die Schulter klopfte, „wir dürfen Euch schon dem alternden Vater als Nachfolger beigeben, und so hoffe ich denn, wenn mein Fürwort sonst noch etwas gilt, Euch nach dem nächsten Rathssitz das über Eure Anstellung sprechende Dekret einhändigen zu können."

Er entfernte sich, und ließ den glücklichen Hugo mit seinen frohen Empfindungen allein zurück. Nun war er geborgen, und konnte den lieben Aeltern eine Schwiegertochter in's Haus führen und für sich selbst eine Hausfrau die er — ach, er war ja dessen schon längst inne geworden — so recht herzinniglich liebte.

Sein Herz war voll, er hätte sich gerne mittheilen wollen, und doch waren um ihn her theilnahmlose Figuren, die nur hämmerten und scharrten, und nicht den lauten Schlag seiner Pulse verstanden. Da blickte er suchend um sich, und staunend und voller Zweifel rieb er die Augen; denn den breiten Fahrweg vom unten liegenden Holzmagazine herauf kam, unter andern neugierigen Spaziergängern, der Verwalter aus dem Frankensteinischen Hause, der alte Gottlieb Kranstein, und neben ihm eine einfach, aber doch zierlich gekleidete Jungfrau mit sittigem Schritt und Gebärden — seine heißgeliebte Katharina. Schnell eilte er Beiden entgegen, und nach kurzen herzlichen Begrüßungen war es für Hugo eine Seligkeit, die Wendung seines Geschickes dem Vater — mehr der Wonne aber, es Katharinen mittheilen zu können.

„Da freut es mich ja doppelt," versetzte jetzt höchst freundlich der alte Kranstein, „daß wir den Besuch eines Freundes im Holzmagazin dazu verwendet haben, Eure kriegerischen Anstalten einmal in Augenschein zu nehmen. Ich denke nur immer, all' diese Dinge sollen sich als unnöthig darstellen; hoffentlich bleibt uns der Franzose ferne."

Unter mancherlei Gesprächen senkte sich der Abend hernieder und die Arbeiten auf den Festungswerken begannen zu schweigen. Wie Alle entlassen wurden, schlenderten der alte Kranstein mit Katharinen, der zur Seite Hugo sich hielt, den Berg des Festungswerkes herab, indem sie ihre Richtung nach dem Hause Frankenstein zu nahmen.

Hugo hätte gerne von seinen Herzensangelegenheiten gesprochen, doch fand er nicht Rath, wie er dies schicklich einfädeln sollte. Der Alte merkte die Bedrängniß und begann dem Gequälten zu Hülfe zu kommen. Von Hugo's zu errichtendem eigenem Hausstande wurde gesprochen, von den Handwerksgesellen, von der Meisterin endlich, und — lachend plumpte der Alte sogar drein: ob Hugo vielleicht schon gewählt habe?

In größter Verlegenheit ging Katharina zwischen den also redenden Männern. Sie wußte recht wohl, wo das Alles hinaus

Digitized by Google

wollte, und dankte dem Himmel, daß er sich und die Gegend mit Düsterheit überzogen und so verhinderte, die Feuersgluth wahrzunehmen, die auf ihrer Wange sie brennen fühlte.

Jetzt waren sie bis zum Hause Frauenstein gelangt. Katharina wollte grüßend in dasselbe sich zurückziehen, da faßte sie Hugo plötzlich an der Hand und hielt sie zurück.

„Jungfrau," sprach er mit bescheidenem innigem Tone, der nach und nach sich steigerte, „Ihr habt gehört, wie glücklich sich heute mein Geschick gewendet hat. O, möchtet Ihr dem Ganzen die Krone aufsetzen dadurch, daß Ihr mir verleiht, was nach des Vaters eigner Meinung mir noch noth thut. Schenkt mir den Schlußstein meines Prachtgebäudes, gewährt mir die holdeste duftendste Blume in dem frischen Kranz meines Lebens — mit einem Worte die theure — liebe Hausfrau — werdet — werdet mein!"

Mit vergnügten Sinnen hörte der alte Kranstein die offenherzige Rede des biedern jungen Mannes, er faßte seiner Tochter Hand und schüttelte sie, als wollte er eine genügende Antwort so herausbringen, Katharina aber stand stumm und verlegen da, unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Der Verwalter fühlte doch Mitleid mit seinem, wie es ihm schien, überraschten und geängsteten Kinde. Er bat um Bedenkzeit, und wie sollte Hugo sie nicht gerne gestatten, da er in dieser Bedenkzeit nur eine Förmlichkeit fand, jungfräuliche Zucht und Anstand zu bewähren.

„Doch von Euch, holde Jungfrau, soll ich denn kein Hoffnungswort heute Abend empfangen, das mir die lange Nacht des Zweifels und der Erwartung freundlich zu erhellen vermag?"

Er hielt seine Hand hin, Catharina blickte ihren Vater an, in dessen Augen sie eine dringende Bitte zu lesen glaubte, und langsam hob sie die Rechte und senkte sie zögernd in die Hand des Jünglings.

„Schlaft wohl! — Ich will mein Herz befragen und Ihr sollt Antwort hören."

Ungestüm preßte Hugo die dargebotene Hand an seine Lippen, dann stürmte er fort in das Dunkel der Straße.

Der Vater und Catharina stiegen hinauf in das Wohnzimmer und Letztere warf sich erschöpft in einen Sessel, indem sie ihr Tuch vor das Gesicht hielt und kaum den andringenden Thränen zu gebieten vermochte.

„Der Antrag hat Dich ergriffen", begann nach einer Weile der Verwalter mit gutmüthiger, herzlicher Stimme. „Das ist nun so bei Dir; Du bist von weichem Tone, grade wie Deine selige Mutter. Nun aber ermanne Dich, überlege den ehrenvollen Antrag und entscheide Dich."

„Vater!" rief jetzt Catharina und legte weinend sich an des Alten Brust, „was soll ich machen?"

„Kind, bedenke, ich bin alt und Hugo ist jung, kräftig, schön, wohlhabend, brav, geehrt."

„Und Euch, mein Vater?"

„Mir wäre es für meine alten Tage die größte Freude. Weis't Du ihn zurück, so bricht es mir das Herz."

Mit leisem Schauder zog sich Catharina zurück; mit abgewendetem Gesichte reichte sie dem Vater die zitternde Hand, der sie drückte und dann wieder fallen ließ.

„Gute Nacht denn, Kind", flüsterte jetzt freundlich der Alte. „Gott schenke Deinem Vorsatze fernere Kraft und Stärke."

Er ging und Catharina blieb allein. Schnell warf sie jetzt das sie noch beengende weite Oberkleid hin und fuhr mit der Hand über die wildglühende Stirne.

„Verlieren! — Verlieren!" rief sie nun, „ihn, den meine Seele kaum mit aller Gluth meines Lebens erfaßte? — Kann ich den Gedanken doch nicht fassen, wie viel weniger die That. Und doch werde ich entsagen müssen, will ich nicht die Pflichten des Kindes vergessen, will ich nicht dem alten Vater Herzeleid bereiten, will ich nicht — o, allmächtiger Gott, ihn vor der Zeit betten in das tiefe Grab."

Verzweifelnd rannte sie in dem Zimmer auf und nieder, bald starrte sie in die Flamme der Lampe, bald blickte sie hinauf zu dem nächtlichen Himmel, Trost sich zu holen von den erhaben flammenden Sternen.

Allmählig beruhigte sich indessen der wilde Kampf, der ihr Inneres zerriß. Catharina's guter Engel schwebte empor über die brausenden Wogen der Gefühle. Mit mildlächelndem Antlitze zeigte er auf der Hoffnung tröstenden Anker und schwang er die Siegespalme, zu kräftigen die Verzweifelnde und zu lohnen die Muthige im Kampfe.

Betend sank sie jetzt nieder auf die Kniee.

„Ja, Vater, willig bringe ich dies Opfer meiner Kindesliebe. Freude sey Dir in Deinen alten Tagen!"

Erkräftigt stand sie auf. Sie hatte sich besiegt. Ein Gefühl der Größe durchbebte sie, die Wonne der Zufriedenheit zuckte in ihrer Brust und der Ruhe süßer Genius schwebte mit säuselndem Gefieder durch das stille Gemach.

Dankbar richtete Catharina den Blick nach oben, dann nahm sie die Lampe, um nach dem Schlafgemache zu gehen, da klopfte es leise an der Thüre und herein schlüpfte der Ritter Schlenkheim. Vorsichtig hörte man hinter ihm die Thüre zuklinken, dann wurde in der verschlossenen Stube lange und heftig geflüstert. Endlich kam Schlenkheim wieder vorsichtig heraus und huschte, wie ein Gespenst, mit kaum hörbaren Schritten der finsteren Stiege hinab.

Der Herbstwind streich leise durch die spitzen Giebel des Hauses Frankenstein und murmelte sanft an den vorspringenden Ecken der Kamine und Feuermauern; ruhig war die Nacht. Aber auf einem einsamen Lager preßte mit krampfhaften Händen den sturmerfüllten Busen eine Unglückliche — Wachende. Erst mit dem Morgenschrei des Hausbahnes senkte sich spärlicher Schlummer auf das müde Auge und in den wirren Träumen erblickte die Schlafende Bilder, die sich verdrängten und verschlangen. Hugo! Hugo! lispelte sie und hob zagend die Hand, dann aber verklärte sich das gramerfüllte Antlitz und mit engelgleicher Miene rief sie leise mit wonnigem Tone: Robert!

(Fortsetzung folgt.)

Des Armen Bitte.

Dort glänzt es herrlich in des Reichen Saale,
Geziert mit Allem, was das Aug' entzückt;
Da dampfen lieblich ausgesuchte Mahle,
Da winken lachend perlende Pokale,
Indessen mich die bitt're Armuth drückt;
Dort herrschen reiche Fülle, Lust und Freud',
Hier wohnen Mangel, Elend, Herzeleid. —
Ihr Reichen, denkt in euerm Hochgenuß
Des armen Bruders, welcher darben muß!

Im kalten Stübchen sitzen meine Kleinen
Und flehen weinend um ein Stücklein Brod.
Wie abgehärmt von Hunger sie erscheinen!
Es blutet mir das Herz bei ihrem Weinen,
Und doch kann ich nicht heben ihre Noth. —
Ihr Reichen, eure Kinder sind so satt
Und blühen freudig, wie ein Rosenblatt,
Bedenket doch in euerm Ueberfluß
Das Elend, wer mit Kindern darben muß!

Digitized by Google

Woher die Kleidung für die armen Wesen
Zum Schutze gegen Regen, Frost und Wind?
Womit decck' ich ihres Leibes Blößen,
Da sich die Lumpen von einander lösen,
Mit denen dürftig sie umhüllet sind? —
Ihr Reichen, sehet eure Kinder an,
Wie warm und zierlich sind sie angethan!
Bedenket doch in euerm Ueberfluß,
Daß auch der Arme Kleider haben muß!

Ob Wind und Wetter noch so grausig spielen,
Der Morgen graut, zum Tagwerk eil' ich hin.
Besehet meiner Hände harte Schwielen!
Doch meines Hauses Nothdurft zu erzielen,
Vermag ich nicht durch alle meine Müh'n. —
Ihr Reichen, wenn ihr euch behaglich pflegt
Und euch auf's weiche Ruhekissen legt,
Bedenket doch im sanften Ruhgenuß,
Wie um sein Brod der Arme ringen muß!

Ihr Reichen, habt Erbarmen, habt Erbarmen!
Da euch des Glückes Segensquelle fließt,
Vermindert mitleidsvoll die Noth der Armen,
Damit der Himmelsvater aus Erbarmen
Auch euch und euern Kindern gnädig ist;
Daß, wenn einst euer letztes Stündlein schlägt,
Der Trostgedanke sich im Busen regt:
Daß ihr gedacht in euerm Ueberfluß
Des armen Bruders, der auch leben muß.

Gutzbach, im Febr. C. W. Peätsteins.

Ueber die Einheit im Maß- und Münzwesen des deutschen Zollvereins.

Während das Münzwesen in den Vereinsstaaten schon in wenigen Jahren bedeutende Verbesserungen erfahren hat, geht die Einführung gleicher Maße und Gewichte nicht so schnell von statten, als Mancher hofft und als das Bedürfniß es wünschenswerth macht. Zwar ist eine vollständige Münzeinheit aller Vereinsstaaten auch nicht erlangt worden, aber durch die Regulirung des zum Theil so sehr verwirrten Münzwesens und durch die Zurückführung der mannichfachen Verschiedenheiten auf zwei wohlgeordnete Münzsysteme, den 14-Thalerfuß und den 24½-Guldenfuß, ist in dieser Hinsicht wohl Alles erreicht worden, was bei den bestehenden Verhältnissen zu erreichen möglich war. Jener Münzfuß ist im vorigen Jahre auch von Oldenburg angenommen worden, und man darf wohl der Hoffnung Raum geben, daß dies in einer nicht sehr fernen Zukunft ebenfalls von Mecklenburg, sowie von den Hansestädten, geschehen wird. In dieser größeren Ausbreitung desselben Münzfußes begrüßen wir mit Freuden einen Fortschritt in unserer nationalen Entwickelung. Der Uebelstand, daß in den nördlichen und südlichen Vereinsstaaten zwei Münzsysteme herrschen, wird dadurch weniger fühlbar, daß beide für die gegenseitige Ausgleichung ein bequemes, schon durch ihre Namen bezeichnetes, Verhältniß gewähren, indem sich 14 Thaler zu 24½ Gulden eben so verhalten, wie sich 1 Thaler zu 1¾ Gulden verhält. Um so auffallender ist es, daß für unseren seit der Münchener Münzkonvention vom 25. Aug. 1837 gesetzlich bestehenden 24½-Guldenfuß nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch in offiziellen Urkunden noch immer der unrichtige Ausdruck „24-Guldenfuß" gebraucht wird. Freilich bestand der 24-Guldenfuß lange vor 1837 auch nicht mehr, sondern in dem sogenannten Kronthalerfuße war schon ein 24½-Guldenfuß vorhanden, ohne daß er als ein solcher bezeichnet worden wäre. Und dies ist wohl der Grund, warum man die gewohnte Bezeichnung auch noch jetzt beibehält, aber unrichtiger Weise. So lange nämlich der 24½-Guldenfuß in den Ausprägungen der Kronenthaler nur ein faktischer Münzfuß war, mußte er die alte Benennung „24-Guldenfuß" noch behalten. Allein jetzt besteht ein gesetzlicher 24½-Guldenfuß, und darum sollen wir ihm auch seinen rechten Namen geben, der jedenfalls bestimmter, und daher besser ist, als der Ausdruck „süddeutsche Währung", welcher zuweilen für diesen Münzfuß angewendet wird. Der Fortgebrauch der alten Benennung kann auch nicht gerechtfertigt werden durch die in den betreffenden Staaten etwa erschienenen Gesetze, welche das Verhältniß der neuen Münzen zu den älteren genau bestimmen und wonach alle Verbindlichkeiten im 24-Guldenfuße in den neuen groben Münzsorten geleistet werden können, wie ein solches Gesetz z. B. in Frankfurt unterm 23. Jan. 1838 erlassen worden ist. Denn solche allerdings sehr zweckmäßige Gesetze sind doch nur gegeben worden, um mögliche Streitigkeiten zu verhüten, aber gewiß nicht um dadurch eine falsche Benennung zu verewigen.*)

Für Frankfurt ward durch die neue Münzregulirung außerdem noch eine sehr zweckmäßige Maßregel in Bezug auf sein Wechselgeld herbeigeführt. Nachdem solches nämlich beinahe 77 Jahre bestanden, aber durch die sowohl in den Geldsorten als auch in dem Münzfuße erfolgten Veränderungen seine Bestimmtheit und seinen Zweck durchaus verloren hatte, ward dasselbe am Ende des Jahres 1842 ganz abgeschafft, und ein neues, einfaches, auf den 24½-Guldenfuß gegründetes Wechselkurs-System eingeführt. Als ein Ueberbleibsel dieses abgeschafften Wechselgeldes besteht indessen noch gegenwärtig hier eine Usanz, die, wie jenes, ebenfalls abgeschafft zu werden verdiente. Man berechnet nämlich Wechsel, die aus Frankreich ꝛc. in französischen Franken ohne den Beisatz „effektiv" auf Frankfurt gezogen sind, in hiesige Gulden noch immer nach den alten Verhältnissen: 80 Franken = 81 Livres und 24 Livres = 11 Gulden im ehemaligen 24-Guldenfuße. Da an die Stelle dieses letzteres Münzfußes aber jetzt gesetzlich der 24½-Guldenfuß getreten ist, so ist diese Reduktionsweise der französischen Franken in Frankfurter Gulden nicht mehr richtig. Auch hat man ja schon zwischen beiden im Oktober 1840 ein anderes Verhältniß aufgestellt durch die noch bestehende Uebereinkunft des hiesigen Handelsstandes, die französischen und belgischen Fünffrankenstücke gegenseitig in allen Zahlungen zu 2 fl. 20 kr. anzunehmen. (Man sehe mein erwähntes Geschäfts-Handbuch S. 110 und 133.)

Langsamer als bei den Münzen geht es mit der Gleichförmigkeit der Maße und Gewichte in den Vereinsstaaten, indem man sich bis jetzt nur über zwei gemeinschaftliche Gewichte vereinigt hat, nämlich über die Annahme eines gleichen Zollgewichts und einer gleichen Münzmark. Da das Zollgewicht in einigen Vereinsstaaten schon als allgemeines Gewicht besteht, und auch das Gewicht von Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark und einem Theile der Schweiz ist, so wäre es gewiß wünschenswerth, wenn dasselbe in allen Vereinsstaaten als einziges Verkehrs- oder Handelsgewicht (mit der Eintheilung des Pfundes in 32 Loth) eingeführt würde, wozu es sich auch sehr gut eignet, weil es zwischen dem schweren baierischen und dem leichten Kölnischen Gewichte in der Mitte steht. Durch diese Einführung wäre ein wichtiger Schritt für ein gemeinsames Vereins-Maß- und Gewichtssystem gethan. Ueber die Annahme eines gleichen Medizinal- oder Apothekergewichts in sämmtlichen Ver-

*) Man sehe auch mein „Frankfurter Geschäfts-Handbuch", S. 82 ff., sowie meine „Anleitung zur Wechselkunde", dritte Auflage, S. 26 (beide 1845 in Frankfurt erschienen).

Digitized by Google

einsstaaten würde man sich auch leicht vereinigen können. In einem solchen Vereinsgewichte dürfte sich wohl vorzüglich das preußische Medizinalgewicht eignen, weil dasselbe erstens eine immer größere Ausbreitung erlangt, und schon in vierzehn Vereinsstaaten an die Stelle des alten Nürnberger Apothekergewichts gesetzlich getreten ist, und zweitens, weil für die Schwere des preußischen Gewichts eine genaue Bestimmung besteht, während über die wahre Größe des alten Nürnberger verschiedene von einander abweichende Angaben vorhanden sind. Auch steht drittens das preußische Medizinalgewicht in einem genauern Zusammenhange mit der (preußischen oder jetzigen) Vereins-Mark, so daß das Verhältniß zwischen diesen beiden Gewichten durch bequeme Zahlen ausgedrückt werden kann. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß selbst in der Stadt Nürnberg ihr altes, vormals so weit verbreitetes Medizinalgewicht jetzt nicht mehr (sondern das baierische) besteht, und auch kein ächtes Original von jenem in Nürnberg mehr vorhanden ist. (M. s. Geschäfts-Handbuch, S. 55 und 78.)

Die in dem Münz- und Maßwesen des Vereins seither erfolgten mannichfachen Verbesserungen berechtigen uns zu der Erwartung, daß man dem gewünschten Ziele einer möglichst durchgängigen Gleichförmigkeit hinsichtlich dieser Gegenstände immer näher zu kommen suchen werde. Die weitere Entwickelung des Zollvereins giebt uns aber auch für das Zustandekommen noch anderer gemeinsamen Einrichtungen (Postwesen, Handels- und Wechselgesetze, Konsularwesen ꝛc.) gegründete Hoffnung, deren Verwirklichung in einer nicht fernen Zukunft in dem erwachten Streben der Deutschen nach Einheit wiederum einen mächtigen Stützpunkt findet. Und so erblicken wir in der Fort- und Ausbildung des Zollvereins nicht blos den rechten Weg, die materielle Wohlfahrt seiner Glieder zu vermehren, sondern auch ein vorzügliches Mittel, das Gefühl der Gemeinsamkeit in allen Deutschen zu kräftigen, ein inniges Zusammenhalten derselben zu befördern, und so die Würde und das Ansehen der Nation dem Auslande gegenüber immer mehr zu heben.

Frankfurt a. M. J. F. Hauschild.

Korrespondenz.

Stuttgart, 23. Febr.

So eben erhalten wir aus unserer Donau-Stadt Ulm die erste Lieferung in Müller's Verlagshandlung erscheinender „Lyrischer Blätter", herausgegeben von Ulm's Dichter-Sast Hermann Rollett. Das Unternehmen ist so schön, daß es verdient, in den weitesten Kreisen empfohlen zu werden. Die „Lyrischen Blätter" sollen (wie die Anzeige auf dem Umschlag derselben sagt) den besten Vertretern der reichen Lyrik unseres Gesammtvaterlandes — ohne Ausschluß noch unbekannter Talente — ein würdiges Organ gründen, und erscheinen in Lieferungen zu 4 Bogen klein Quart. — Wenn man bedenkt, daß seit Eingehen der Musenalmanache dem Lyriker nichts anderes übrig blieb, als seine Schöpfungen, die er einzeln verbreitet wissen wollte, den flüchtigen Schwingen mit dem Tag verschwindender Journale anzuvertrauen, so wird man diese in glänzender Ausstattung monatlich erscheinenden Blätter nur willkommen heißen dürfen, und dies besonders, wenn man sich überzeugt, mit welchem Geschmack die erste Lieferung zusammengestellt ist und was für werthvolle Dichtungen nach dieser Probe zu erwarten sind. — Das Heft beginnt mit einer „Lyrischen Epistel" vom Herausgeber — eines der schönsten Gedichte dieses anerkannten Sängers, in welchem er in ächt poetischer Weise gegen Diejenigen auftritt, die da meinen, es sey des Dichters Sendung nicht, daß er mit irdischen Gewalten ringe. Darauf folgen wunderliebliche Verse von Grillparzer, die sich auf sein jetziges Verstummen beziehen. Diesen folgt ein Cyklus von Gedichten eines erst durch einige Gedichte im „Morgenblatt" bekannten, sehr beachtungswerthen lyrischen Talentes Julius Günthert, worin sich, durch graziösen Witz ausgezeichnete, wenn auch etwas heimstrende „Lieder aus der Gesellschaft" von einem bisher noch ganz unbekannten Dichter, Anton Josephy, würdig reihen. „Berlin und Wien" von Justinus Kerner ist eine ungemein liebliche humoristische Dichtung. Auch mit einer neuen Dichterin Klara von Paschwitz macht uns diese Lieferung bekannt. Ihr Gedicht „Rose und Herz" ist schön in der Form und bekundet einen hohen, freien Schwung des Geistes. Bedeutend in jeder Beziehung sind die übrigen Beiträge des Herausgebers. Auch die Lieder von August Köhler und Kuno Walther verrathen schöne Talente. — Bei diesem Werth des Gebotenen und bei dem billig gestellten Preis werden die „Lyrischen Blätter" gewiß eine große Verbreitung finden.

Köln, 20. Febr.

Der Bildhauer Mohr aus Andernach hat vor längerer Zeit übernommen, das von den Franzosen zerstörte Grabmal des Domgründers Konrad von Hochstaden wiederherzustellen, oder besser, die eigentliche Grabruhe, auf welcher die wiederhergestellte Bildsäule Konrads ruhen soll, von neuem zu erbauen. Diese Grabruhe schließt sich nämlich in ihrer Bogenform ganz an die übrigen Grabmale im Dome an, zeigt eben auch unter diesem Bogen eine Reihe von Bildsäulen. Statt der gewöhnlichen Weiner hat aber der Künstler die Standbilder der Hauptpersonen, welche bei der Grundsteinlegung des Kölner Domes zugegen waren, dargestellt, die sich in ihrer Haltung zwar alle der Architectur anschließen und unterordnen, aber doch wieder individuell unter sich auftreten, die alle so schön gedacht, als fleißig und kunstgewandt ausgearbeitet sind. Besonders interessant ist die Bildsäule Wilhelms von Holland, des Königs, des Kardinals Capozzi, des Gelehrten Albertus Magnus, die schönste wohl die des Grafen Adolf von Berg.

Darmstadt, 24. Febr.

Aus sicherer Quelle verlautet, daß der hiesige Stadtvorstand beabsichtigt, alle südliche, westliche und nördliche Straßen der Neustadt, bis in die Gränzstraßen, welche jetzt außerhalb der Stadt sich befinden, zu öffnen, die häßliche Stadtumzäunung zu entfernen und dieselbe westlich bis an die Eisenbahn-Abschließungswände demnächst zu verlängern, so daß der ganze Bahnhof, die Chaussee um die Stadt und die ganze Promenadeanlage in die Stadt verlegt würden. Mag diese Idee herkommen, woher sie will; sie ist großartig, wenig kostspielig, für die Alt- und Neustadt gleich groß von Nutzen und dem Ertrag des städtische Octroi in keiner Weise. Werden die bis jetzt vorhandenen mißständigen Plankenwände der Stadteinfriedigung wegfallen und die Promenaden verschönert, so kann mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß die Fremden, welche uns die Eisenbahn bringen wird, mehr als bisher gefesselt werden, die hiesige Stadt und ihre vielfachen Kunst- und Naturschönheiten zu sehen und zu bewundern und mancher Erwerb möchte der Stadt hiermit zugeführt werden.

Bornheim, 24. Febr. — (Eingesendet.)

Unsere Gemeinde hat in dem Abgang ihres würdigen Hrn. Pfarrers einen schmerzlichen Verlust zu beklagen. Seit einigen Jahren kränkelnd, sah sich derselbe wegen zunehmendem Nervenleiden — welches wohl als die Folge allzuangestrengter Thätigkeit in Erledigung seiner vielumfassenden Berufsgeschäfte zu betrachten ist — genöthigt, um Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, welches Gesuch auf Beschluß hoh. Senats, in Anerkennung seiner 34jährigen, gesegneten Wirksamkeit in Schule und Kirche, wohlgeneigtest willfahrt wurde. Wenn sich nun alle wohlgesinnten Gemeindeglieder darüber erfreuen, daß ihrem würdigen Seelsorger gerechte Anerkennung seiner mannigfachen Verdienste zu Theil wurde, so haben sie nicht weniger Ursache, sich über den Verlust desselben zu betrüben, da sie in ihm einen schätzbaren Mann verlieren, dessen einziges Bestreben, während seiner 23jährigen Amtsverwaltung dahier, stets darauf gerichtet war, die geistige und leibliche Wohlfahrt seiner Gemeinde nach Kräften zu fördern. Von all dem Guten, was wir ihm zu danken haben, wollen wir, der Wahrheit gemäß, nur das Hauptsächlichste anführen, nämlich: die Verbesserung des Schul- und Unterrichtwesens, der Armenpflege und der Kirchenbuchführung; die Verbesserung dieser drei wesentlichen Hauptstücke gereicht ihm zum bleibenden Verdienst und verpflichtet die Gemeinde zu innigstem Danke. Möge der ehrwürdige Emeritus, nach vieljährig angestrengter Thätigkeit, seiner noch übrigen Lebenstage froh werden und wir für dessen Verlust in seinem würdigen Nachfolger, Hrn. Pfarrer Gollhard, vollen Ersatz finden, — dessen wir uns zuversichtlich getrösten.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. Febr. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 60. Montag, den 1. März 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

8.

Kühnes Beginnen.

In dem Försterhause saß der alte Wolf in dem lederbeschlagenen Sorgensessel, und die alte Hedwig stand mit bleichem Gesichte und vor Schreck aufgehobenen Händen vor ihm.

„Und dies Alles steht auf dem Papiere, was Ihr da in Händen habt?“ frug sie endlich mit bebender Stimme.

„Dieses Papier,“ entgegnete Wolf, indem er ein solches in seiner Rechten grimmig schüttelte, „ist ein Beschluß des Schöffenrathes. — Vergreifen an der Person des Bürgermeisters —“ setzte er dann dumpfbrütend mit rollenden Augen hinzu, „Entsetzung seines Dienstes und verwiesen aus dem Lande! — Mein Sohn Robert! — Nun, Alte, lache über den Aberglauben! — Ich Thor wähnte, daß Eglitztag mir nur in dem Verlust der schönen Bache das Unglück gebracht. O, weit fürchterlicher will der Tag meines Frevels sich rächen. An ihm lernte Robert das Fräulein kennen, von ihm stammen die Folgen, von ihm die jetzige Verdammung. — Aber sollen wir denn Alles so ruhig über uns ergehen lassen? — Nein, hier soll er bleiben, der Verbannung biete ich Trotz, laß doch sehen, wer dem alten Wolf sein Liebstes entreiße?“

Robert trat jetzt ein, und der Alte setzte ihn von dem ergangenen Schöffenbeschlusse in Kenntniß. Erbleichend hörte jener die schlimme Botschaft, bald aber trat Röthe der Aufwallung auf seine Wangen und funkelte im Zorn sein blaues Auge.

„So leichten Kaufes will man sich des Nebenbuhlers entledigen! Diese Rechnung ist falsch. Ich bleibe, mag auch daraus entstehen, was da wolle.“

Der Alte nickte triumphirend Beifall.

„Du liebst das Mädchen Deiner Wahl, wie einst ich das Mädchen meines Herzens liebte. Doch Du sollst glücklicher seyn. Eine Adlerkron nennt sie sich, Du bist des stolzen Namens auch noch werth. Kühn, wie ein Adler, so muß Dir die Krone werden.“

Heftig umarmten sich beide Jäger, und die alte Hedwig betete in der Ecke ein stilles Gebet, da ertönte Hufschlag den Waldweg herauf, und in gestrecktem Galopp flog auf weißem Renner mit flatternden Mähnen eine Dame daher, so schnell, daß der nacheilende Reitknecht ihr kaum zu folgen vermochte.

Auf das Försterhaus lenkte sie das schäumende Thier, und hier angelangt, sprang sie behende herab, warf die Zügel dem Roß auf den Nacken und eilte entschlossen in die Stube.

„Wie, Marie? — Ihr selbst, mein Fräulein?“ riefen beide Jäger in frohem Erstaunen, und: „Ja, ich selbst!“ antwortete freudig die Gefragte, indem sie auf Robert zueilte und dieser sie in seinen Armen auffing.

Nach kurzen Fragen und Antworten erzählte Marie in flüchtiger Rede, wie ihr der Oheim Kenntniß gegeben von dem Urtheile gegen Robert, wie sie nun nicht Ruhe und Rast mehr gehabt, bis sie ihn gesehen, ihm Muth und Vertrauen auf ihre Liebe zugesprochen, und wie sie endlich — auf den Rath ihres vertrauten Freundes Schlenkheim — die erste Erlaubniß zum Spazierritte, nach erhaltenem Reitunterrichte, dazu benützt habe, zu dem Geliebten im Försterhause zu eilen.

Freudig nickte der alte Wolf seinen Beifall, dann griff er nach Jagdtasche und Büchse.

„Fort will ich, hinaus in den halb entlaubten Forst, es wird mir hier zu enge. — Und Du, Alte,“ wendete er sich an die jetzt lächelnde Hedwig, „mache Dir in der Küche, oder sonst wo zu schaffen. Bei diesen Leutchen,“ auf Robert und Marie zeigend, „sind wir Beide überflüssig.“

Ehe es zu verhindern, war er mit seinen Jagdhunden zur Thüre hinaus entschwunden. Hedwig wollte sich auch entfernen, aber Marie hielt sie zurück.

„Bleibe nur, gute Alte; auch mich belastet sehr die schwüle Luft der Stube;“ dann wendete sie sich voll schwärmerischer Gluth zu Robert. „Laß auch uns hinausgehen in die freie Natur, dort nur schwindet jede beengende Fessel, dort nur athmet die Brust frei, nur dort in ihrem ungehemmten mächtigen Wirken können auch wir uns dem süßen Triebe überlassen, den sie selbst in unserer Brust keimen und wachsen ließ.“

Sie zog den Geliebten mit sich hinaus, und dieser geleitete sie zu einer stillen grünen Laube von Buchs und Taxus, die er dem Försterhause gegenüber, jenseits des umhegten Gartens angelegt, und die in des Sommers heißen Tagen dem alten Förster zur Mittagsruhe diente.

Auf einer weichen Ruhebank von Moos ließen sie sich nieder, Hand in Hand verschlungen, saßen sie da, verplauderten selige Minuten, und Angesichts des mit bräunlichem Herbststaub überschatteten Försterhäuschens, beschränkt auf ihre kleine Welt, vergaßen sie, daß außer diesem Forste noch eine größere Welt voll Unheils existire.

Hedwig war in der Stube beschäftigt und blickte zuweilen hinaus auf das liebende Paar. Freudig fühlte sie sich hierbei beregt, doch konnte sie das Gefühl einer gewissen Angst nicht bemeistern.

Den Waldweg herauf ertönte jetzt abermals das Gestampfe von Rosseshufen. Hedwig sah durch das Fenster und gewahrte mehrere Reiter, die aus des Waldes Dunkel heran sprengten. Jetzo schien es, als habe der eine derselben, ein ältlicher Mann im weiten Mantel, die vor der Thüre angebundenen Pferde mit dem Reitknechte bemerkt und rasch an setzte sein Roß nach dem Försterhause zu, daß hoch auf der geballte Grund und die Blätter von den Hufen flogen. Hedwig wollte die Liebenden benachrich-

Digitized by Google

tigen, die fremden Reiter waren jedoch schon genaht, und mit dem halbverhaltenen Rufe: „Dank Deiner Mittheilung, wackerer Schlenkheim!“ war der Alte mit Jünglingskraft vom Pferde gesprungen, noch ehe Hedwig die Stube verlassen konnte.

„Wo ist Marie?“ donnerte der Comthur — denn er war der Reiter — die erschrockene Alte an.

Diese wollte Ausflüchte machen.

„Ha, recht,“ versetzte wild auffahrend der Comthur, „auch Du bist mit im Komplott. — Durchsucht das Haus und den Forst,“ — herrschte er jetzt seinen ebenfalls abgestiegenen Begleitern zu — „wir wollen sie schon finden.“

Rasch nahm er eine Büchse von der Wand und eilte in den Garten, mehrere Begleiter folgten ihm, da gewahrte er nach kurzem Ueberblicken der Gegend Robert, und in seinen Armen die jetzt glückliche Marie.

„Laß sie los! Hinweg von ihm, Du ungerathenes Mädchen!“

Erschreckt ob dieses Zurufes, sprangen die Liebenden auseinander, da hebt im wilden Zorne der Comthur seine Büchse empor und zielt auf den allein stehenden Robert. Doch wie er im Anschlage liegt, kracht aus dem gegenüberliegenden Waldesdickigt ein donnernder Schuß, und zerschmettert fliegt dem Comthur die Büchse aus der Hand, daß hoch die Splitter des Schaftes in die Bäume fliegen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Johann Christian Senckenberg.

In den Festreden, gehalten von Dr. Mappes im naturgeschichtlichen Museum zu Frankfurt a. M. u. s. w. (bei J. D. Sauerländer), einer gehaltvollen und früher in diesen Blättern schon zur Anzeige gebrachten Schrift, findet sich auch die nachstehende Biographie des hochverdienten Dr. Senckenberg. Um diese anziehende Lebensschilderung in einem noch weiteren Kreise zu verbreiten und zugleich auch um wiederholt auf die genannte Sammlung jener Festreden, die nach Inhalt und Form Ausgezeichnetes bieten, aufmerksam zu machen, lassen wir Nachstehendes folgen:

„Dr. Johann Christian Senckenberg, hiesiger Arzt und Stadtphysikus, auch Hessenkasselscher Leibarzt und Hofrath“ — so erzählt Dr. Mappes — „wurde den 28 Febr. 1707 hier geboren. Wenn gleich ausgezeichnete Geister über ungünstige Verhältnisse, die ihre Entfaltung hemmen, sich oft siegreich hinwegarbeiten und sie Großes erreichen bei den ärmlichsten Hülfsmitteln, dennoch Heil dem, den in der Wiege schon ein freundliches Geschick anlächelte. Wo jene im Kampfe mit dem widrigen Schicksale sich abmühen, sich überall durchstürmen, durchdrängen und, wenn sie nicht gar unterliegen, doch jene freudige Gemüthsstimmung, jene muthige Jugendlust entbehren müssen, die der Ausbildung so förderlich ist, da kommen diesen alle Begünstigungen ungesucht entgegen, sorgfältige, auf vielseitige körperliche und geistige Cultur gerichtete Erziehung kann ihnen zu Theil werden, und ihrem Namen schon hängt ein ererbtes günstiges Vorurtheil an. Darum kam die öffentliche Achtung und das Ansehen, in denen das Senckenbergische Haus hier schon stand, und die vortheilhaften Glücksumstände seiner Familie unserm Stifter so wohl zu statten. Sein Vater, Johann Hartmann Senckenberg, von einem aus Sachsen gebürtigen Apotheker in Friedberg abstammend, gehörte unter die ausgezeichnetsten hiesigen Aerzte; er war erster Stadtphysikus und mehrerer benachbarten Fürsten konsultirender Leibarzt. An Mitteln, seinen Söhnen, die alle drei sich bedeutende Namen in der gelehrten Welt erwarben, eine zweckmäßige Erziehung zu geben, fehlte es ihm nicht, und daß er auch den Willen, Geist und Herz dazu hatte, sagt uns einer seiner Enkel.

Zu bedauern ist es, daß wir über unsers Christian Senckenberg's Jugendleben, über seine Studien und Reisen nur wenige Nachrichten besitzen; denn wenn schon die Bildungsgeschichte jedes ausgezeichneten Menschen unsern Verstand anzieht, so ist es auch unserm Gemüthe wohlthuend, sie zu kennen, wenn dieser Mensch ein solcher ist, den wir auch um seines schönen Herzens willen und wegen Verdienste um uns verehren; aber er liebte es nicht, viel von sich selbst zu sprechen, nicht einmal gegen seine Freunde; in rastloser Geschäftigkeit nur dem ernsten Dienste der Menschheit, der Pflege der Wissenschaften und der Vervollkommnung für die Ewigkeit lebend, die er mit frommem Sinne in allem Thun und Denken stets vor Augen hatte, verfolgte er prunklos und ohne Anmaßlichkeit seine Bahn. — Nach hier beendigtem Gymnasialunterricht verweilte er noch drei Jahre in Frankfurt, mit philologischen und philosophischen Studien beschäftigt, und besuchte die damals hier schon ertheilten anatomischen und botanischen Vorlesungen, zergliederte fleißig und stellte häufige naturwissenschaftliche Wanderungen in der Umgegend an. In seinem 23sten Jahre bezog er die Universität Halle, und genoß während zwei Jahren den theoretisch-praktischen Unterricht der dortigen ausgezeichneten Lehrer, namentlich Friedrich Hoffmann's. Nach Beendigung seiner dortigen Studien begleitete er einen hohen Kranken auf einer Reise und kehrte dann in die Vaterstadt zurück, wo er bald in einen durch den kürzlich erfolgten Tod seines Vaters besonders beförderten großen ärztlichen Wirkungskreis eintrat. Erst im Jahre 1737 erwarb er sich auf der drei Jahre vorher gestifteten Universität Göttingen, wo sein Bruder, der nachherige Reichshofrath, Professor der Rechtsgelehrsamkeit war, die medizinische Doktorwürde; nach ehrenvoll überstandenen Prüfungen vertheidigte er öffentlich ohne Präsidium seine gedruckte Dissertation de lilio convallium ejusque inprimis baccae viribus, und hielt dabei eine Rede von der Frömmigkeit des Arztes; die Doktorwürde wurde ihm, als dem ersten Frankfurter, am 18. Sept. 1737 bei dem Einweihungsfeste der Universität Göttingen mit Andern aus allen Fakultäten feierlichst verliehen.

Körperlich war er ein schöner Mann, von frischer Gesichtsfarbe, ausdrucksvollen Zügen und lebhaftem durchdringendem Blicke. Verheirathet war er drei Mal; die erste Frau, eine geborne Riese, starb am 26. October 1743, im ersten Jahre der Ehe, am siebenten Tage des Wochenbettes, und hinterließ ein für die damalige Zeit bedeutendes Vermögen, welches von dem bald nach ihr gestorbenen Töchterchen unser Stifter erbte. Der Sitte jener Zeit gemäß ließ er eine „Nachricht von dem christlichen Leben und seligen Tode seiner Ehefrauen“ drucken, welche Zeugniß von ihrem beiderseitigen gemüthlichen, stillen, sehr frommen Leben gibt, und worin er ausführlich und in zuversichtlichem Glauben erzählt, daß am Abend vor ihrer Beerdigung, während die Leiche unverändert im offenen Sarge von ihm selbst und seinem jüngern Bruder gesehen wurde, es drei Mal kurz nach einander jedesmal drei Mal an der Zimmerthüre, an einem Schrank und am Sargdeckel so deutlich klopfte, daß sie beide und anwesendes Gesinde es hörten, beim zweiten Klopfen sey zwischen den beiden mitten im Zimmer gestandenen Brüdern etwas durchgegangen, nicht dem Gesicht sondern dem Gefühl nach, und sie „überliefe, ohnerachtet wir ohne Furcht und leere Einbildung waren, auf gleiche Zeit ein Schauer, der uns nicht schreckhaft, sondern vielmehr fröhlich machte. Was nachhero weiter geschehen, behalte vor mich, weil es mich allein angehet.“ — In der innigsten Verbindung lebte er mit seinen beiden Brüdern, dem ältern, später in den Freiherrnstand erhobenen berühmten Reichshofrath Heinrich Christian von Senckenberg, und dem jüngern, ebenfalls geadelten Joh. Erasmus von Senckenberg, der hier Senator war und durch seine, freilich nicht ganz unverdienten, widrigen Schicksale bekannt genug ist. Ausdrücklich sagt er in der Vorrede zu seinem 1770 gedruckten Stiftungsbriefe: „Ich habe mir in dieser wichtigen Sache nicht allein ge-

Digitized by Google

traut, sondern mit Beirath meines selig verstorbenen Bruders, Reichshofraths Frhrn. von Senckenberg gehandelt, unter dessen völliger Approbation und Mitwirkung Alles geschehen ist."

(Fortsetzung folgt.)

H. Laube's „Karlsschüler."

Am 26. d. M. kam dies bereits auf vielen deutschen Bühnen gegebene Drama, von welchem man in Wahrheit sagen kann, daß es seine Rundreise durch Deutschland machen wird, auch auf der unsrigen zur Aufführung. Um zuvörderst von dem Erfolge, den es gefunden, zu sprechen, so war dieser ein entschieden günstiger, ja man darf sagen glänzender; denn nicht nur folgte das Auditorium der Vorstellung mit der sichtlichsten Theilnahme, nicht nur steigerten sich von Akt zu Akt die lebhaftesten Beifallsbezeugungen, sondern es erregten auch die Hauptmomente und die effektvollsten Stellen des Dialogs eine außergewöhnliche Sensation, sowie nach den einzelnen Aufzügen und am Schlusse die Darsteller der Hauptrollen hervorgerufen wurden. Seit langer Zeit hat keine dramatische Novität so durchgreifend gewirkt und so rege Sympathie beim Publikum geweckt, wie diese Karlsschüler. Auch wir wollen uns dem lebensfrischen Totaleindruck nicht entziehen, und es bleibt uns für kritische Ausmessungen und Abwägungen bei späteren Repetitionen noch Gelegenheit. Der Totaleindruck, die Gesinnungstüchtigkeit und die zeitgemäße Haltung des Ganzen sind doch immer die Hauptsache, und bei einem Drama, welches so frisch und lebensvoll eingreift, sind die Vorzüge jedenfalls überwiegend und darf man das Votum der Volksstimme als einen gültigen Ausschlag wohl anerkennen. Haben wir doch der hausbackenen, der überromantischen, der an moderner Gespreiztheit kränkelnden, der weinerlich-sentimentalen, der historisch-verballhornten, der nach dem Französischen bearbeiteten, der nur nach dem Coulissenkitzel haschenden Stücke zu viele, als daß wir ein geistig belebtes und den warmen Pulsschlag der Gegenwart bekundendes nicht herzlich willkommen heißen sollten! — H. Laube hat in seinen „Karlsschülern" einen, wie man zu sagen pflegt, glücklichen Wurf gethan, nachdem er mit seinen übrigen Dramen, „Gottsched und Gellert" ausgenommen, weniger glücklich gewesen; aber es war auch ein Wagniß, unsern Schiller auf die Bühne zu bringen, ihn, den gefeierten Sänger der begeisterten Jugend, den Liebling des deutschen Volkes. Es war gewagt, weil es ein gefährliches Spiel ist, zur wirklichen Anschauung zu führen, was in idealer Größe vor uns steht, und weil, wenn man einen Schiller sprechen und handeln lassen will, der rechte Ton und die würdige Behandlung leicht verfehlt werden können und man hier mit schönen Redensarten nicht ausreicht. Darum haben wir es auch sehr zu billigen, daß Laube seinen Dichter nicht in Versen, sondern in Prosa reden läßt; die Wahl von jenen hätte sicherlich nicht nur zu manchen guten und schlechten Witzen Veranlassung gegeben, sondern würde auch, und vielleicht mit Recht, für Anmaßung gehalten worden seyn. War indessen Laube's Wahl hier eine gewagte, so war auf der andern Seite der Gegenstand um so dankbarer. Der Kampf einer edeln Dichternatur mit der rauhen Außenwelt, der Widerstand der rohen Gewalt gegen die freie Bewegung des Geistes, Menschenrecht gegen Herrenrecht, der Aufschwung jugendlicher Schwärmerei im Gegensatz zur nüchternen Kälte des Alters, dann weiter eine erste Jugendliebe mit ihrem wechselnden Hoffen und Erbangen, die Theilnahme edler Frauen und endlich Unterdrückung, Verfolgung und glückliche Flucht; dies waren Momente und Motive für ein Drama, welche bei guter Auffassung nicht wirkungslos bleiben konnten. Sehr richtig hat man bereits bemerkt, daß die Laube'sche Tendenz in dem hier genannten Stücke mit der Schiller'schen zusammentrifft, und daß dieser von jenem so geschildert wird, wie er damals als 23jähriger Jüngling dachte und fühlte, was Laube sagt, hat auch Schiller nur mit andern Worten gesagt, und sein Charakter, sein innerstes Wesen, sein Kampf gegen die ihn drückenden Verhältnisse und seine in genialer Urkräftigkeit übersprudelnde Jugendkraft, sie sind wahr und treu geschildert. Vortrefflich sind besonders die Scenen des vierten und der ergreifende Schluß des fünften Aktes, und ganz besonders haben wir auch die Kraft und Einfachheit der Diktion zu rühmen. So hat Laube in seinen Karlsschülern ein modernes Dichterdrama geschaffen, welches wir, wenn auch die Kritik einzelne Ausstellungen daran machen könnte, doch freudig begrüßen, und auf welches weiter zurückzukommen wir uns vorbehalten.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Nach der D. A. Z. sind im Jahr 1846 in Deutschland 178 Meilen Eisenbahnen eröffnet worden. Hievon sind 48 Meilen Staatsbahnen und 130 Meilen Privatbahnen, und zwar in 15 verschiedenen Staaten, nämlich Preußen 94,85, Oestreich 24, Bayern 10,7, Mecklenburg-Schwerin 10,65, Sachsen 7,65, Hessen-Darmstadt 6,67, Baden 4,75, Sachsen-Weimar 4,2, Holstein (Lauenburg) 4,15, Würtemberg 3,65, Hannover 335, Anhalt-Köthen und Anhalt-Bernburg 2,33, Frankfurt 0,85, Hamburg und Lübeck 0,50 Meilen. Die in den übrigen Ländern des europäischen Kontinents eröffneten Eisenbahnlinien stehen den in Deutschland eröffneten bei weitem nach. In Frankreich wurden folgende Strecken eröffnet: Am 26. März von Orleans bis Tours, am 6. Juli von Paris bis Sceaux, am 2. April und 14. Juni von Paris bis Douai und von da bis Lille und Valenciennes (Nordbahn), zusammen 55¼ Meilen; in Belgien: am 15. September von Brügge bis Thourout (westflandrische Eisenbahn), 2½ Meilen; in Holland: am 6. Okt. vom Haag bis Delft, 1¼ Meile; in Italien: am 11. Jan. von Venedig bis Mestre und von Padua bis Vicenza, am 15. Febr. von Mailand bis Treviglio (gleich jenen beiden Strecken zur lombardisch-venetianischen Ferdinandsbahn gehörig), am 29. Sept. und 15. Nov. von Pisa bis Lucca, zusammen über 11 Meilen; in Ungarn: am 1. Juni von Bösing bis Tyrnau (letzte Strecke der Preßburg-Tyrnauer Pferdebahn), und am 15. Juli von Pesth bis Waizen (erste Strecke der ungarischen Centralbahn), zusammen etwa 8 Meilen; in Polen: am 8. Okt. von Skierniewice bis Petrikau und am 19. Nov. von da bis Czenstochau (Strecken der Warschau-Wiener Eisenbahn), zusammen gegen 22 Meilen. Dies gibt also für alle außerdeutschen Länder des Kontinents nur etwa 100 Meilen oder wenig darüber.

(Lübeck.) Die Anmeldungen zum Sängerfest fangen bereits an einzulaufen. Wie wir hören, hat sich dieser Tage unter andern ein Quartettverein aus Baiern angemeldet. Inzwischen werden die Vorbereitungen rüstig fortgesetzt. 1500 Sängern hofft man freies Obdach bieten zu können. Partitur und Stimmen sind im Druck, und werden wohl demnächst versandt werden.

Korrespondenz.

Aus Oberhessen, im Febr.

Fast überall in dem Großherzogthum Hessen ist die drückende Noth des gegenwärtigen Jahres erkannt worden und haben sich überall Anstalten gegründet, die den Armen unterstützen und erhalten. Wer möchte

Digitized by Google

den guten Willen dieser Anstalten verkennen und sie nicht dankbar anerkennen, da durch sie der ärmeren Klasse die schönste Nothülfe zu Theil wird? Richten wir aber unsern Blick weiter in die gegenwärtige Zeit, so werden wir finden, daß nicht die ärmere Klasse es ist, die besonders Noth leidet, sondern daß es der sogenannte Mittelstand ist, der unter dem Druck der Zeit seufzt, gradr derjenige Stand, der zur Unterstützung der Aermen die fühlbarsten Opfer bringt, und nirgends erblicken wir, daß seiner eigenen Noth eine der Sache entsprechende Erleichterung geboten wird. Unter diesem Mittelstande ist der gering bemittelte Bürger der Städte und der mittelmäßig vermögende Bauer des Landes zu verstehen. Wenn, wie man allgemein hört, durch die hohen Fruchtpreise der Landmann goldene Zeiten hat, so ist doch gewiß nur der Landmann darunter zu verstehen, der noch im Besitz seiner Früchte ist, oder besser noch der große Gutsbesitzer, der seine Fruchtmagazine nicht deswegen öffnet, weil es seine Bedürfnisse erheischen, sondern nur dann, wenn er sein Interesse am höchsten gesteigert sieht, und unterliegt es auch keinem Zweifel, daß diese Klasse, vom Standesherrn bis zum reichen Bauer herunter, dermalen im goldenen Zeitalter lebt. Richten wir aber (es wird noch einmal wiederholt) unsere reiferen Blicke nach unserem Mittelstande, so finden wir diesen Kern des Volks, wir wollen uns die Noth nicht verhehlen, in einem beklagenswerthen Zustande. Die Ernte des vorigen Jahres war kaum mittelmäßig zu nennen und mußte deshalb der Landmann, der nicht zu der erwähnten bevorzugten Klasse gehört, seine Erzeugnisse im Herbste verschleudern, um seine Ausgaben bestreiten zu können. Durch die geringe Ernte an Getreide und besonders noch dadurch, daß die gering eingekommenen Kartoffeln noch zum großen Theil durch die bekannte Krankheit in den Kellern zu Grunde gegangen sind — mußte gewiß bei weitem der größere Theil unserer Landleute mehr verkaufen, als er entbehren konnte, und ist es so gekommen, daß dieser größere Theil dermalen kein Brod hat und nur noch bei sehr kümmerlicher Nahrung ist; daß ihm im Frühjahr die Saatfrucht mangelt, seine Felder zu bestellen und daß er kein Geld hat, sich aus seiner Noth retten zu können. Dieses ist das treue Bild der Noth von unserem Mittelstande, der seine Klage aus natürlichem Stolze nicht erhebt, weil er noch nicht zum Bettler herunter gesunken ist, und darf man kühn die Frage aufwerfen: gibt es denn keinen Weg, auf welchem diesem Nothstande zu begegnen ist? Er ist nicht fern von uns und leicht zu betreten! Man verschaffe nur diesem Mittelstande einen leichten Kredit bis zur Ernte und der Zweck wird erreicht seyn. Die etwa bevorstehende Einwendung, daß durch die Spar- und Leihkassen dieser Kredit gegeben sey, ist falsch und wenigstens ein Institut dieser Art bekannt, wo blos das Interesse der Actionairs, nicht aber dasjenige der Bürger vor Augen steht, mehr als doppelte Procente bezogen und die Ausstände mit aller Strenge beigetrieben werden. Sieht man überhaupt in dieser bedrängten Zeit das Executionswesen auf dem Lande ausüben, wo in einer Woche die Steuerboten, die Landgerichtsdiener, die Kreisboten, die Domänenboten und die standesherrlichen Bediensteten erscheinen, so stellt sich die traurige Wahrheit dar, daß wenigstens die halbe Woche hindurch blos der Kosten wegen executirt und nichts bezahlt wird. Und wer wird executirt? Immer unser Mittelstand, der unglückliche Lastträger des Ganzen. Es ist nicht zu verkennen, daß in manchem dieser Executanten die schönste Humanität wohnt und daß er mit zarter Schonung seine Pflichten erfüllt; allein von Andern sieht man auch mit beklagenswerther Strenge den redlichen Bürger behandeln, der über sein Schicksal nicht gebieten kann, und jeden Winkel des Hauses durchspähen, um nur ein Pfand zu haschen, das die Kosten sichert, so daß sich bei dem besseren Menschen traurig Kopf und Herz empört. Sollte es denn nicht möglich seyn, daß man in diesem verhängnißvollen Jahre mit allgemeiner Rücksicht verführe? Wenigstens könnte diese Rücksicht in Beitreibung der Gemeindegelder angewendet werden, denn die Ortsvorstände müssen, wenigstens an vielen Orten, die vorstehende Wahrheit anerkennen und somit wird es von ihnen, resp. von dem höheren Verwaltungsbeamten, abhängen, einen zeitgemäßen Kredit bis zum nächsten Herbste zu gestatten. Nicht weniger dürften sich die Spar- und Leihkassen, namentlich diejenigen, die große Ueberschüsse erzielen, die unter die Actionairs vertheilt werden, veranlaßt finden, diesen Kredit zu verwilligen, zumal da hier Zinsen und Zinsen bis zum Tag der Bezahlung berechnet werden und folglich kein Pfennig verloren geht. In gleichem Maße dürfte dieser Kredit in diesem kummerschweren Jahre von den Domanial-Rentämtern und den standesherrlichen Behörden erwartet und selbst von den Landgerichten zu hoffen seyn, daß mit einiger Nachsicht verfahren, die Gesetze der Menschlichkeit nicht außer Acht gelassen und diejenige Schonung beobachtet werde, die den Bürger des Staats aufrecht zu erhalten im Stande ist.

Köln, 21. Febr.

In der neuen Zeitschrift für Musik (Leipzig) werden die Leistungen des jetzt hier eingebürgerten Musikdirektors Rahles auf anerkennende Weise besprochen und zum Schlusse bemerkt, daß Rahles übrigens für die Rheinlande das Verdienst habe, daß er die musikalischen Aufführungen in der Kölner Zeitung bespreche; daß er in einem Blatte, das früher nur Bombast und hohlen Schwulst aufnahm, endlich ein musikalisches Urtheil einführe, ein Urtheil, welches auf die Dauer das Vorurtheil, das noch vielfach herrschen will, verdrängen müsse. Es ist ein böses Zeichen für unsere Stadt, daß die Mitwirkung dieses vernünftigen Sachkenners der Kölnerin wieder entzogen werden und seine Besprechungen wahrscheinlich einem andern Blatte überwiesen bleiben. — Es hat in unserer Stadt vielfach befremdet, daß der früher als freisinnig und gelehrt bekannte Prof. Kreuser sich jetzt dem Borromäusverein angeschlossen hat, der bisher Bücher im Volke verbreitet, die nichts weniger als belehren und aufklären können.

Mainz, 26. Febr.

Schon früher wurde in Ihrem geschätzten Blatte des Interesses erwähnt, welches in Mainz für wissenschaftliche Vorträge erwacht ist. Eine solche warme Theilnahme ist ganz besonders den Vorlesungen des evangelischen Pfarrers Hrn. Nonweiler (Sohn) zugewendet gewesen. Seit zwei Wintern hat er es sich zur Aufgabe gemacht, einen befreundeten Privatkreis durch belehrende Vorträge mit der geschichtlichen Entwickelung des kirchlichen Lebens vertraut zu machen, und hat diese vor kurzem nach Darstellung der einzelnen Vorläufer der Reformation geschlossen. Der anfänglich enge Kreis der Zuhörer hat sich allmälig auf 80 Personen ausgedehnt und von vielen Seiten wurde Hrn. Nonweiler der Wunsch geäußert, daß er im nächsten Winter seine eben so gediegenen, als anziehenden Vorträge mit der Geschichte der Reformation vor einem größeren Publikum fortsetzen möge. Derselbe hat sich, wie man hört, auch hierzu bereit erkläet, wofern seine vorgesetzte kirchliche Behörde die erforderliche Erlaubniß ertheilt.

Cäcilienverein.

Drittes Abonnementskonzert.

Mittwoch, den 3. März 1847 im Saale des Weidenbusches
Anfang halb sieben Uhr.

Die Jahreszeiten.

Großes Oratorium von Joseph Haydn.
(Mit vollständiger Instrumentalbegleitung.)

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in der André'schen Musikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Geschichtliche Vorlesung.

Zwanzigste Vorlesung; Montag, 1., so wie auch Dienstag, 2. März: Das Merkwürdigste aus der Geschichte der Jahre 1815 — 1829. — Fürst Blücher. — Kaiser Alexander K.

Dr. Hryden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. Febr. (Zum Letztenmale wiederholt): Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube.

Mittwoch, 3. März. (Zum Vortheil des Hrn. Nork neu einstudirt): Die unruhige Nachbarschaft, komische Oper in 3 Abth., von Huber und Hensler, Musik von Wenzel Müller. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur J. L. Hrller. — Druck und Verlag von Hetler und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 61. Dienstag, den 2. März 1847.

Die Gletscherwelt. *)

Von Fr. Luck.

Zur Zeit da noch der Riesen Stamm
Auf Erden leiblich wohnte
Und hoch auf dunklem Wolkenkamm
Der Gott der Heiden thronte,
Zu jener Zeit
War schon wie heut,
Trotz wilder blut'ger Triebe,
Mit freud'gem Sinn
Als Königin
Gepriesen hoch die Liebe.

Da schaute nun von stolzem Schloß
Ein junges Kind zu Thale;
Ihr blaues Auge niederschoß
Die reinsten Liebesstrahle;
Will heute doch
Der Liebste noch,
Getreu den höchsten Schwüren,
In sel'gem Rausch,
In süßem Tausch
Die Braut zur Heimath führen.

Ein gold'nes Ringlein schmückt die Hand,
Ein grüner Kranz die Locken,
Und, wo sich schmiegt der Stirne Band,
Entschwebt in dichten Flocken,
Wie Duft so weich,
Wie Schnee so bleich
Und kündend heil'ge Feier,
Mit zartem Gruß
Hinab zum Fuß
Ein faltenreicher Schleier.

Sie liebt so innig, warm und treu,
So recht aus Herzensfülle;
Ihr Leben böt' sie ohne Scheu,
Wenn so es wär' sein Wille;
Ihr höchstes Theil,
Ihr Seelenheil,
Sie trüg' es ihm zu Grabe;
Sie gäb' zurück
Ihr schönstes Glück,
Die Liebe, ihm zur Labe.

Doch wie sie schaut, und wie sie blickt,
Es säumt der Freund, zu kommen;
Die Grüße all', ihm zugeschickt,
Die Seufzer all' nicht frommen.
Sie schaut so bang
Viel Stunden lang,
Viel Tage und viel Wochen,
Und an ihr Herz
In jähem Schmerz
Der Liebe Zweifel pochen.

Ihr Schleier winkt, ihr Schleier weht,
Ihr Auge schwimmt in Thränen;
Sie horcht und hofft, sie klagt und fleht,
Vergeblich all' ihr Sehnen.
Sie steht und starrt;
Es ist so hart,
Zu glauben Liebestreue:
O Ringlein, hold,
Wenn falsch dein Gold,
Zerbrich, wenn falsch die Treue.

Und flugs das Ringlein brach entzwei,
Entzwei in tausend Stücke.
Sie nahm es hin mit bangem Schrei,
Sie sah's mit trübem Blicke:
O Himmel, klar,
Und ist es wahr,
Daß ich noch leb' und wache?
Ihm einst so traut,
Ich rufe laut
Dich gegen ihn zur Rache!

Sein Herz ist kalt wie Stein und Eis;
Zu Stein und Eis er werde.
Ihm decke Schnee die Scheitel weiß,
Wenn lieblich grünt die Erde;
Und bleich und fahl
Den Wangen fahl
Enteile ohne Währen,
Mit lautem Hall,
In raschem Fall
Ein Bächlein eis'ger Zähren.

Ob fühllos selbst, er stehe da
Ein Spiegel meiner Leiden;
Die Brust ihm möge fern und nah
Kein Lebenshauch umkleiden;

*) Im Museum vorgetragen von Hrn. Bremer.

Digitized by Google

Nur wenn die Gluth
Des Tages ruht,
Und träumen geht die Sonne,
Sey gold'ner Pracht
Sein Haupt umfacht
Vom Ringlein eitler Wonne.

Doch, wo hinab in raschem Tanz
Des Winters Thränen fließen,
Soll rings ein bräutlich grüner Kranz
Des Ufers Rand umfließen.
Und will ich seyn
Das Wässerlein,
Und, wenn die Sterne blinken,
Vom Felsen, grau,
Als weiße Frau
Mit lichtem Schleier winken.

Und Allen soll es so ergeh'n,
Die ihm, dem Falschen, gleichen;
Für ew'ge Zeit sie mögen steh'n
Ein schrecklich Warnungszeichen.
Und jede Maid,
Der Qual und Leid
Gleich mir die Tage kürzen;
Sie mag wie ich
Zur Tiefe sich
Als Thränenbächlein stürzen.

So rief sie aus, so ward's erfüllt;
Da bleichte manche Lippe. —
Die Berge schaut, von Schnee umhüllt,
Umstarrt von eis'ger Klippe!
Die Häupter seht,
So goldumweht,
In stiller Abendfeier!
Mit grünem Kranz
Im Wellentanz
Die leichten Thränenschleier.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Wie eine Marmorsäule stand jetzt der Comthur und in bleichem Schrecken sämmtliche Begleiter um ihn her.

Aber aus dem Gesträuche, aus welchem des Schusses Dampf aufgeflogen, trat jetzt der alte Förster Wolf mit blitzenden Augen und drohend aufgehobener Faust hervor. Kaum daß ihn jedoch die Begleiter des Comthur erblickt hatten, als sie auch schon auf ihn zueilten, ihn festhielten und vor den Comthur führten. Ohne sich zu widersetzen, folgte der Alte.

„Hier, hier ist der Mörder!" schrieen die Begleiter wild durcheinander. Wolf warf ihnen jedoch einen mitleidig lächelnden Blick zu.

„Wollte ich ihn morden, stände er nicht noch unversehrt an jener Stelle. Dankt dem scharfen Auge und dem kräftigen Arme des alten Waidmanns, daß es so ist. — Ja, Dank für Euch und Dank für — mich! — Soll denn Egidytag noch mehr des Unglücks bringen?"

„Egidytag?" frug entsetzt der Comthur, dann schnell gefaßt: „Was weißt Du von Egidytag?"

„Ich? — Ich? —" erwiederte Wolf, indem er jetzt erst einen Blick auf den Comthur warf und diesen vom Kopf bis zu den Füßen maß. — „Herr Gott im Himmel! — Wer ist der Mann? — Sprecht. — Sprecht!"

Im wilden Entsetzen streich er die grauen Locken aus den Augen und starrte den Comthur an mit fahlen Augen, die nach und nach sich wie mit Hoffnungsfeuer zu beleben schienen.

„Der Comthur des deutschen Ordens steht vor Dir!" erwiederte ihm hochfahrend der Comthur.

„Doch Euern Namen?" bat zitternd und dringend der Alte.

„Freiherr von Silberborn nennt mich der Kaiser und das Reich."

„Silberborn! — von Silberborn!" wiederholte matt der Förster, dann fuhr er mit der Hand über die Augen und sprach leise: „Es war nichts — nur ein Traum. — Es ist vorüber."

Ohne weitere Aufforderung fielen jetzt die Leute des Comthur über den alten Förster her. Sie hatten sich Stricke verschafft und wollten den Ergriffenen binden, dieser setzte sich aber kräftig zur Wehre und schleuderte die Andringenden wiederholt zurück. Doch der Uebermacht mußte der Alte endlich erliegen; schon wollten sie ihm die Hände in die schmähliche Fessel legen, da stürzten in den verwirrten Haufen Robert und Marie zugleich sich hinein. Mit flehenden Mienen warf sich Marie an die Brust des Comthurs, Robert aber schmetterte mit wenigen Faustschlägen einige der Angreifenden nieder, die andern wichen scheu zurück, und seinen Vater in die Arme schließend, rief er dem Comthur zu: „Ich bin der Schuldige, auf mich heran, ihr Alle, wenn Ihr den Muth habt! —"

Da loderte wilder Zorn über die Kühnheit des jungen Mannes aus den Augen des Angeredeten. Wie jedoch der Comthur diesen mit festerem Blicke betrachtet, fliegt plötzlich eine Todesblässe über sein Antlitz, die Sprache versagt ihm, und scheu, zurückgezogen, deutet er mit zitternder Hand auf den jungen Jäger.

Angst und Schrecken ergreift nun die Umstehenden, sie fangen den Comthur, der zu sinken droht, in ihren Armen auf, da stammelte dieser mit bebender Stimme, indem er auf Robert zeigte: „Rufst Du mir zu mit warnender Stimme? Sprichst Du auch hier aus diesen Mienen? Ja, es ist Dein blaues Auge, die blonde Locke — es ist Dein — Dein — ja Dein Alles, und nimmer vergessen! — O! schrecklicher Tag! — o, Tag Egidy!"

Er fiel ohnmächtig in die Arme seiner Begleiter. Schweigend hoben ihn dieselben auf sein Pferd, Marie folgte, und langsam ging der Zug nach der Stadt zurück.

Im finsteren Brüten sah der alte Wolf den Abziehenden nach, dann murmelte er leise:

„Adlerkron? — so sagte sie und er? — Egidy. — Sollten sie? — doch nein. — Noch ist es mein Geheimniß."

Er nahm den in Nachdenken versunkenen Robert an der Hand und ging mit ihm in das Försterhaus.

9.

Teufelskünste.

Der Mond stand am Himmel, und einzelne Wolken strichen zuweilen in düsterem Grau über denselben. Leichte Flocken fielen alsdann hernieder und einigten sich unhörbar der weißen Schneedecke, die über Stadt und Gegend sich gebreitet hatte. Die hohen Fenster der Deutschenhaus-Kirche waren von blendendem Lichtstrome erleuchtet und die Orgel brauf'te in gewaltigen Tönen dahin, während die gewichtigen Flügelthüren sich öffneten, und ein Zug ernster Männer, angethan mit weißen Mänteln, von denen das schwarze Kreuz in dem Schneelichte um so schauerlicher hervortrat, durch den Hof schritt, um zur gegenüberliegenden großen Treppe zu gelangen. Ein neuer Ritter war heute dem Orden einverleibt worden. Die Feier war geendet, und allmählig

Digitized by Google

hüllte sich die Kirche wieder in ihr Dunkel, woraus nur das matte Licht der ewigen Lampe hervorleuchtete.

Marie hatte von ihrem Fenster aus die ernst vorüberschreitenden Männer gesehen. Früher konnte sie es nicht fassen, daß ein Mann in der Blüthe der Jahre das schwarze Kreuz nehmen und auf so manches Erfreuliche des Erdenlebens Verzicht leisten mochte. Unter den jetzigen Verhältnissen, wo ihr Herz schwer bedrängt war, wo sie den Verlust dessen, was ihr auf Erden das Liebste, fürchten mußte, ward es ihr indessen nicht schwer, die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes zu begreifen.

Still schmiegte sie sich in einen Winkel ihres Zimmers, und wiegte den Kopf in süßen und wehmuthsvollen Träumereien. So traf sie der eintretende Ritter Schlenkheim.

Er sprach theilnehmend von ihrer Liebe und ihren Hoffnungen.

„O, theurer Freund," rief endlich tief bewegt das Mädchen, „meine Hoffnung ist hinabgesunken und mein Leben gleicht der Winternacht, die jetzt unsere Gegend umhüllt."

„Nun, verzweifelt nicht, auf Finsterniß folgt Licht und aus der dunkeln Nacht erhebt sich am Morgen neu und golden die Sonne."

„Ist sie aber hinab," fuhr Marie eintönig fort, „dann habe ich heute aus Eurer Feier etwas gelernt. Mein Herz erblickte in der finsteren Nacht einen Punkt des Lichtes, des Trostes und der Hoffnung. —"

Sie konnte nicht weiter reden, die Augen verhüllend, kämpfte sie heftig gegen die Zähren, die sie doch nicht zurückhalten konnte. Schlenkheim wendete sein Gesicht ab, um die Freude zu verbergen, die seine Züge durchblitzte.

Manches Wort der Ermunterung sprach er noch, dann schritt er langsam fort. Vor der Thüre blieb er stehen.

„Sieht es so schon aus! — Hoffnung ist zwar ein mächtiges Ding. Kräftig klammert sich ihr Anker auch in den Felsengrund, und dennoch hängt derselbe an schwachem Faden. — Schneide ihn ab, Alter, und Du hast erlangt, was Du beabsichtiget. — Heute kommt er? — Heute vernichte ich ihre Hoffnung."

Durch den lockeren Schnee und durch die kleine Pforte, die die Höfe des deutschen Hauses und des Hauses Frankenstein miteinander verband, trug ihn sein Fuß zu der Wohnung des Verwalters Kranstein. Vorsichtig sah er hinauf zu Katharinens erleuchteten Fenstern und horchte. Es war stille allda, und seine Meinung fand sich bestätiget.

„Er ist in Geschäften nach Seligenstadt und das Töchterchen allein. Ungestört bin ich bei meinem Unternehmen. Es schlingt sich Alles ganz vortrefflich."

Leise und vergnügt die Hände reibend, ging er auf Katharinens Zimmer hinzu und trat ein.

Auch diese fand er in Träumereien verloren, doch konnte sie dem andringenden Schmerze weniger Widerstand entgegen setzen. Der Gefühle Drang hatte sie bewältigt und ihr Auge in hellen Thränen gebadet.

Sie hatte von dem Vorfalle auf dem Försterhause Einiges erfahren, doch nicht Alles und nichts Klares. — Der Comthur hatte nämlich seinen Begleitern die strengste Verschwiegenheit auferlegt. Die Ungewißheit stand daher wie eine drohende Gewitterwolke vor ihr und peinigte ihr Herz, daß sie nur im Weinen einige Linderung ihrer Qual finden konnte.

So kam ihr der Abendbesuch Schlenkheims höchst erwünscht. Mit tausend Fragen auf einmal bestürmte sie den alten, so gutmüthig aussehenden Mann, daß dieser kaum Antwort geben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Johann Christian Senckenberg.

(Fortsetzung.)

Goethe sagt aus persönlicher Bekanntschaft Folgendes über Senckenberg und seine Familie:

„Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühesten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senckenbergische. Der Vater, von dem ich wenig zu sagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die sich in ihrer Jugend schon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beschränkten Stadt, wo sich Niemand weder im Guten noch im Bösen hervorthun soll, nicht zum Besten aufgenommen. Spottnamen und seltsame, sich lange im Gedächtniß erhaltende Mährchen sind meistens die Frucht einer solchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hasengasse, die von dem Zeichen des Hauses, das einen, wo nicht gar drei Hasen vorstellt, den Namen führte. Man nannte daher diese drei Brüder nur die drei Hasen, welchen Spitznamen sie lange Zeit nicht los wurden. Allein, wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas Wunderliches und Unschickliches ankündigen, so geschah es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg. Der zweite ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verruchte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Collegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der nicht sehr viel und meist nur in vornehmen Häusern praktizirte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußeres. Er war immer sehr nett gekleidet und man sah ihn nie anders auf der Straße, als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser, bald auf jener Seite der Straße sich befand und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten: er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in gerader Richtung wohl verfolgen möchten, und ahme Diejenigen nach, die sich vor einem Krokodill fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör, auf der Eichenheimer Gasse, zu einer medicinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines für Bürger bestimmten Hospitals, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Direktor eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen." So weit Goethe.

Vieles Wissenswerthe über ihn selbst, über seine Zeit und die Menschen, mit denen er nähern Umgang gepflogen, ließe sich gewiß in seinen zahlreichen hinterlassenen Papieren finden, wenn nicht damals noch der Grundsatz gegolten hätte: docti male pingunt, denn mit einer sich auf das Allergeringste erstreckenden Genauigkeit führte er, besonders in jüngern Jahren, Tagebücher, von denen noch große Päcke mit der Ueberschrift: „Beobachtungen zur Erkenntniß meiner selbst und Anderer", vorhanden sind; aber leider ist es nicht möglich, sie im erforderlichen Zusammenhange zu lesen; nur mit vieler Mühe konnte ich Einiges enträthseln. Ueber Alles, was ihm den Tag hindurch im Leben begegnete, scheint er sich etwas niedergeschrieben zu haben; durcheinander finden sich hier Witterungsbeobachtungen, ärztliche Bemerkungen über seine Kranken, besonders wie dies oder jenes Mittel, dieses oder jenes Verhalten und Lebensweise auf den Einzelnen gewirkt habe; war er in Gesellschaften mit ihm interessanten Menschen zusammengetroffen, oder hatte ihn ein Fremder besucht, so bemerkte er

Digitized by Google

sich richtig, was er Neues oder Merkwürdiges dabei erfahren, setzte auch manchmal ein Urtheil über die Personen selbst bei; ein großer Theil dieser Bemerkungen betrifft seine eigene Person, die er freilich, was ihren körperlichen Zustand anging, mit einer den Hypochondristen eigenen ängstlichen Sorgfalt und Genauigkeit in's Auge faßte; jedes körperliche Unbehagen ist weitläufig beschrieben, wie er sich gefühlt, was er gegessen, wie er verdaut u. dergl., mitunter höchst lächerliche Dinge sind berührt; auch verschmähte er es keineswegs, die unbedeutendsten Stadtneuigkeiten, welche man ihm erzählte, getreulich niederzuschreiben.

So kleinlich auch unser Senckenberg von dieser Seite erscheinen mag, so groß, so herrlich, so edel steht er da, unsere höchste Achtung fordernd, unsere innigste Zuneigung ansprechend, wenn wir in sein wissenschaftliches und gemüthliches Leben schauen. Er war ein Geist von ungemeiner Tiefe, der, für alle Zweige menschlichen Wissens Sinn habend, einige davon recht tüchtig in sich ausgebildet hatte. Eifrig bestrebt, das Gebiet der Heilkunde nach deren damaligem Standpunkte ganz zu durchforschen, waren doch Naturwissenschaften und Gottesgelahrtheit Lieblingsgegenstände seines Studiums. Schriftliche Arbeiten hat er, kurze Auszüge aus gelesenen Büchern und einzelne aufgezeichnete Bemerkungen abgerechnet, nicht hinterlassen; aber seine trefflichen Sammlungen an Naturkörpern und Büchern zeugen durch musterhafte Anordnung und innern Gehalt von dem tiefen Sinne des Sammlers: man sieht es ihnen beim ersten Blicke an, dem Besitzer war es nicht darum zu thun, eine, wenn auch ungeregelte Masse von tausenderlei Dingen sinnlos zusammenzubringen, nur um sie zu haben und die gaffluftige Menge staunen zu machen. In seinem Kabinette fand sich nicht, wie in vielen aus jener frühern und zum Theil jetzigen Zeit, ein leerer Kram wunderlicher Raritäten, wie Stücke trojanischer Mauer, Pröbchen mosaischen Blutregens und dergleichen Sächelchen mehr; aber dafür ist seine Bibliothek reich an kostbaren Kupferwerken, wichtigen Abhandlungen, in einzelnen Zweigen vollständig, und man wird inne, der Eigenthümer hat sie benützt, er schätzte sie nach etwas Besserem, als nach der Zahl der Bände und ihrem Geldwerthe; er hinterließ gute meist selbst gearbeitete anatomische Präparate, eine für ihre Zeit vollständig sortirte Mineraliensammlung und eine Sammlung von Versteinerungen, die durch Menge, Pracht und Seltenheit der Stücke sowohl, als durch Reichthum der Gattungen ein wahrer Schatz zu nennen ist. Wüßten wir von Senckenberg nichts Weiteres, hätte er uns kein anderes Zeichen seines Dagewesenseyns hinterlassen, als seine Sammlungen, wahrlich an ihnen allein wäre zu erkennen, welcher Geist sie zusammenbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 20. Febr. ward zu Paris das von Alex. Dumas begründete „historische Theater" eröffnet. Während des ganzen Abends drängte sich an den Zugängen zum Theater eine solche Masse von Neugierigen, daß der Weg über den Boulevard du Temple oft gänzlich versperrt war. Die Polizei mußte eine Menge ihrer Agenten dahin senden, um die Ordnung aufrecht zu halten, und den Equipagen das Heranfahren, so wie den mit Billets versehenen Personen den Eintritt in den Saal zu erleichtern. Das Stück sollte um 6 Uhr beginnen, aber man erwartete den Prinzen von Montpensier, der erst um 7 Uhr ankam. Nach seinem Eintritte ward der Vorhang aufgezogen. Die Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten, eine Menge hoher Beamten und fast alle ausgezeichneten Schriftsteller, Künstler und Modemänner wohnten der Vorstellung bei. Das ungewöhnlich lange Stück der Herren Dumas und Maquet ist Scene vor Scene dem Roman derselben Verfasser, die Königin Margot, nachgebildet, der früher in der „Presse" erschien. Es war fast 3 Morgens, als der Vorhang fiel. Das Stück wird gewaltig zusammengestrichen werden müssen, wenn es dem neuen Theater einige gute Einnahmen verschaffen soll.

Mit dem an Karneval üblichen Confettiwerfen hatte man die letzten Jahre in Rom großen Unfug getrieben, und Tausende von mit Mehl gefüllten Papiertüten pflegten als Munition bei'm Bombardement aus Häusern und Wagen, besonders am letzten Tag, geschleudert zu werden. Die Regierung hat dieser Mehlverschwendung bei der wachsenden Noth zu steuern gesucht und das Werfen ganz verboten, wodurch aber freilich der immer laut- und witzloser werdende Karneval seine letzte lustige Seite verliert.

(Zweibrücken, 11. Febr.) Heute starb an seinem 66sten Geburtstage Herr Philipp Bruch, einer der ausgezeichnetsten Botaniker, der sich namentlich um die genauere Kenntniß der Moose ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Aus allen Ländern Europa's wurden ihm neuentdeckte Moose zur Bestimmung eingesendet, und noch bis wenige Wochen vor seinem Tode war er unermüdlich mit mikroskopischen Untersuchungen beschäftigt.

Korrespondenz.

Nassau-Diez, im Febr.

So wie der Muth in der Gefahr, so ist die Wohlthätigkeit in der Noth dringt; die Gefahr ist die Mutter des Muthes, die der Wohlthätigkeit ist die Noth. Unter den in neuester Zeit in unserer Mitte aufgetauchten zeitgemäßen Vereinen (Gewerbe- und Turnverein) verdient wohl keiner so sehr hervorgehoben und öffentlich besprochen zu werden, als der des Wohlthätigkeitssinns, welcher sich inmitten unserer Bevölkerung kund gegeben. Um in diesen materiell drückenden, namentlich auf verschämten Hausarmen schwer lastenden Zeiten dem immer mehr drohenden Pauperismus auch hier zu begegnen und ihm wenigstens eine momentane Schranke zu setzen, hatte sich bereits im Monat Sept. v. J. dahier eine Gesellschaft constituirt zur Berathung der Mittel und Wege, wie der voraussichtlich wachsenden Calamität, wenn auch nicht gänzlich, doch einigermaßen abgeholfen werden könne. Die immer gesteigerte Noth erheischte endlich eine Beschlußnahme, welche denn auch die Berathungen mit dem schönsten Erfolge krönte. Unter thätiger Betheiligung der amtlichen und Local-Behörde wurde von einem aus dreißig der angesehensten Bürger bestehenden Comité eine Collecte in hiesiger Stadt veranstaltet, deren reichliches Ergebniß es möglich machte, daß nunmehr circa 1200 gesunde und kräftige, vierpfündige Brode à 12 Kr. unter ungefähr 230 dürftige Familien (beinahe die Hälfte der Population) wöchentlich und zwar bis zur Beseitigung der dringenden Noth in täglichen Raten reparirt werden, ein Resultat, welches proportionell noch an keinem Orte unseres Herzogthums erzielt worden ist. Gleichzeitig mit diesem Werke der Milde ist eine Suppenanstalt in's Leben getreten, welche täglich 75 Portionen kräftiger Suppe an eben so viel Individuen gratis verabreichen läßt, welche Anstalten, verbunden mit dem hier bereits 20 Jahre bestehenden Frauenverein, geeignet seyn dürften, den öffentlichen Nothschrei zum Schweigen zu bringen. Der Sittenspruch: „Laß die eine Hand die Wohlthat der andern nicht erfahren!" dürfte auf Zeiten wie die heutigen nicht wohl anwendbar und außer Beziehung zu Handlungen stehen, die, wie fragliche, als vorleuchtende, der Nachahmung würdige Beispiele auf das Forum der Oeffentlichkeit gebracht zu werden verdienen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. März. Der Schauspieldirektor, komische Oper in einem Act, von L. Schneider, Musik von W. A. Mozart. Hierauf: Der Vetter, Lustspiel in 3 Acten von Roderich Benedix.

Mittwoch, 3. März. (Zum Vortheil des Hrn. York neu einstudirt): Die unruhige Nachbarschaft, komische Oper in 2 Abth., von Huber und Hensler, Musik von Wenzel Müller. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 62. Mittwoch, den 3. März 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Endlich ließ Katharina mit ihren Bestürmungen nach, und der Alte lächelte schlau und klopfte dem Mädchen mit scherzend verweisendem Tone auf die Wange.

„Meint denn mein kleines zaghaftes Närrchen, daß ich mein Versprechen schon vergessen? — Ich habe mir eingebildet, daß Mariens Abenteuer auf dem Försterhause, das ihren übrigen muthwilligen Streichen ganz ähnlich sieht, zu den Ohren meiner Katharina gelangen könnte, und — um die Ohren zu widerlegen, braucht man nur die Augen zu Hülfe zu nehmen."

„Wie soll ich dies verstehen?"

„Was die Augen sehen, glaubt auch das Herz. Nicht wahr?"

Katharina sah ihn groß an, sie wußte nicht, wo das Alles hinaus sollte. Röthe und Bläße wechselten in ihrem Gesicht.

„Ich will es Euch nur sagen," fuhr Schlenkheim vertraulich jetzt fort — „Ihr sollt ihn sehen und — Euch überzeugen, und dies heute noch."

„Heute noch?" wiederholte in freudigem Schreck das Mädchen, indem sie dem Alten ängstlich in das Gesicht sah, ob er nicht vielleicht die entzückende Nachricht widerrufen möchte. Als aber Schlenkheim fortwährend bestätigend mit dem Kopfe nickte, ergriff sie seine beiden Hände und ergoß sich in Lobes- und Dankesworte.

„Der arme Junge," begann endlich mit bedauernder Stimme der Alte, „bei dem tiefen Schnee und dem kalten Wetter scheut er nicht Frost und Wind, sein Liebstes einmal zu sehen. Wenn er so recht erfroren ankommen wird, wie wohl wird ihm die warme Stube und — der warme Arm —"

Katharina wendete erröthend sich ab. „Ich sollte doch," fiel sie dann ablenkend ein, „für etwas Erwärmendes sorgen."

Listig lachte jetzt Schlenkheim, und mit den Augen schelmisch blinzend, entgegnete er: „Und der Vater hat wohl die Kellerschlüssel eingeschlossen?"

Katharina nickte verlegen.

„Nur nicht verzweifelt," fuhr er jetzt fort. „Ein Freund aus Burgund hat unlängst mir geholfen, und damit will ich meinem Töchterchen Hülfe bringen."

Er eilte fort und kam bald mit zwei großen Flaschen, gefüllt mit rothem Weine, wieder.

„Jetzt schnell, mein Katharinchen, einen neuen Topf an's Feuer und den Wein zum Glühen gebracht. Dann Zucker und etwas Zimmt dazu, so wird's ein herrlicher erwärmender Trank, den wir in seiner Gesellschaft schon kosten wollen."

Das Mädchen eilte zur Küche, und Schlenkheim, in den Pelz verbrämten Mantel fest gehüllt, schritt in den Hof.

Nicht lange, so hörte man ihn mit Jemanden flüstern. Das Gerede kam näher — zur Treppe herauf, und Katharina trug ihren fertig gemachten Trank schnell in die Stube.

„Sie kommt also?" frug eine Stimme.

„Auf Katharinens Zimmer sollt Ihr sie erwarten," antwortete Schlenkheim.

„Wie kann ich dies der Freundin genugsam danken?"

„Durch ein recht freundliches, herzliches Benehmen," war des Alten Entgegnung. „Katharina ist ein junges, schüchternes Mädchen, es freut sie, wenn man ihr Aufmerksamkeit schenkt. Auch braucht Ihr es nicht so genau zu nehmen. Ihr versteht mich schon. —"

Mit diesen Worten öffnete Schlenkheim das Zimmer und trat mit seinem Begleiter, Robert, in dasselbe.

Auf das Angesicht Katharinens jagte sich eine Feuersgluth; sie konnte nicht reden. Robert aber, dem erhaltenen Unterrichte gemäß, faßte sie kühn an der Hand und dankte für die an den Tag gelegte Liebe — zu ihrer Freundin.

Unter munterem Geplauder der jungen Leute hatte der alte Schlenkheim eine Tafel servirt. Mit freundlichen Worten und scherzhaften Gebärden nöthigte er Erstere Platz zu nehmen, und kredenzte denselben den dampfenden Wein.

„Was wir lieben!" brachte der Alte dann aus — „aber das Glas leer bis zu dem Grunde, sonst ist's eine schlimme Vorbedeutung."

Und man stieß klirrend an, und Robert leerte sein Glas, wie es der Alte verlangte, auch Katharina trank von dem aromatisch duftenden Weine.

Lebhafter wurde bald das Gespräch, Roberts Blicke leuchteten kühner, und aus den sonst sittigen Augen der Jungfrau brannte ein heimliches verlangendes Feuer. Robert ergriff Katharinens Hand, führte sie zu seinen Lippen, und die Jungfrau duldete es gerne und legte ihr blond gelocktes Haupt an seine Schulter.

Da fühlte Robert seine Sinne sich verwirren; die Gluth, die ihn durchtobte, ließ ihn nicht klar mehr sehen, welch' Antlitz sich so nahe seinem Munde bewegte, welch' schwärmerisches Auge Feuer in das seine goß. Das Bild, was in ihm lebte, was Eins mit seinem ganzen Seyn geworden, Marien glaubte er zu erblicken, und in dem Taumel breitet weit er seine Arme aus.

Mit bis jetzt noch festgehaltener Sittsamkeit wirft Katharina einen verschämten Blick nach Schlenkheim — doch die Stelle, wo er gesessen, ist leer und einsam, nur für sich allein finden sich die glutherfüllten Leute in der verführerischen Einsamkeit. Jetzt fühlte Katharina auch der letzten Fessel sich entledigt, und unfähig, länger dem Gluthenstrome zu widerstehen, sinkt sie in die Arme des Geliebten. Beide umschlangen sich nun inniger und fester, und in einem langen Kusse vergaßen sie die Welt und sich selber. —

Digitized by Google

Aber aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre sich langsam geöffnet, starrte ein schwarzgelocktes Mädchen mit wildem Entsetzen auf die gluthbrennende, im Taumel befindliche Gruppe und ein kahles Haupt mit triumphirenden Blicken und eingeklemmter Unterlippe ward hinter ihr im Halbdunkel sichtbar.

„Robert! Robert! — O, du mein Gott, ist es denn möglich!" rief dann Marie, und stürzte mit wildfliegenden Haaren zum Zimmer hinaus.

Wie aus einem Traume geweckt, sprang jetzt der Gerufene auf. Verwirrt war sein Blick, unsicher rollte das Auge glanzlos in seiner Höhle, jetzt erkannte er die ihn erschrocken ansehende bleiche Katharina, und krampfhaft stieß er das Mädchen, wie ein Schreckgebild von sich.

„O, Himmel und Erde, was hab' ich gethan! — O, Verzeihung, Katharina, ich habe Dich betrogen, ich habe sie verrathen. Fort, hin muß ich zu ihr, ihre Liebe, oder der Tod ist mein Loos."

Katharina sank kraftlos in den Sessel; Robert aber stürmte hinaus in die Schneenacht. Dort sieht er das Mädchen seines Herzens mit leichten Schritten dahin fliegen und eilt ihr nach. Zur großen Treppe des deutschen Hauses geht ihre Flucht; Robert ist auf ihren Fersen. Mit ihr zugleich betritt er den langen Gang, er glaubte sie ergreifen zu können, da öffnet sich langsam eine Thüre im tiefsten Grunde des Ganges, und heraus schwebte mit feierlichem Schritte eine lange Gestalt, gehüllt in weiße nachschleppende Gewänder. Stillschweigend nahte sie heran, matt erhellt von dem blassen Mondlichte, das durch die Fenster spärlich drang. Mit weit aufgerissenen leblosen Augen starrte sie auf den Jüngling und winkte drohend ihm Entfernung.

Da fühlte Robert plötzlich feuchte Eiseskälte sich überfluthen, während das Feuer des Weines wie ein Lavastrom ihn noch durchrieselte und ihm tobend in allen Pulsen prickelte. Im Entsetzen hob sich dann sein Haar und irre wurde sein Blick. Giftige Nattern regten sich in seinem Busen und zerfleischten ihn mit Reue und Verzweiflung. Das Rachegespenst für seinen Frevel glaubte er zu erblicken; er wollte fliehen, und seine Füße waren gebannt. Näher schritt ihm nun die Spukgestalt, da raffte er in ungeheurer Anstrengung die letzten Kräfte zusammen und stürzte über die Treppe nach dem Hofe.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Johann Christian Senckenberg.

(Fortsetzung.)

Am liebsten scheint er sich mit Chemie beschäftigt zu haben, die freilich auch bei ihm, der damaligen Zeit gemäß, eines starken alchymistischen Anstriches nicht ermangelte; er laborirte viel, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit den bedeutendsten Chemikern und Alchymisten, und oft wurde auch die Kasse des sparsamen Mannes von solchen Herren in Contribution gesetzt; bald fehlte es an Retorten, bald sollte dieses, bald jenes durch den gutmüthigen Freund besorgt werden, weil — es in Frankfurt am besten zu haben sey; aber Erfahrung mochte ihn vorsichtiger und zurückhaltender machen; einem gewissen Stierlein, der früher Jurist war, dann Medizin und als Gehülfe von Dippel insbesondere Alchymie studierte, wollte es selbst durch die kläglichsten Briefe nicht gelingen, den wohlhabenden Senckenberg zu einem Beitrage zu bewegen, um nach Dippel's hinterlassener Vorschrift Gold machen zu können. Selbst auf dessen endliches Anerbieten, ihm die kostbaren Recepte, womit unermeßliche Reichthümer zu erwerben seyen, um 12 Louisd'or zu verhandeln, scheint Senckenberg nicht eingegangen zu seyn; viele Briefe von diesem Stierlein fand ich vor, deren Hauptinhalt chemische Erörterungen und Anleitungen zu alchymistischen Operationen ausmachen.

Auch für das Fach der Medicina magica muß Senckenberg sich stark interessirt haben. Weitläufige Mittheilungen von Geistererscheinungen, Traumgesichten, Teufelsbeschwörungen, Wunderkuren finden sich in seinem Nachlasse vor, mit genauer Bezeichnung, von wem und wann sie mitgetheilt wurden; theils sind sie aus von ihm gelesenen Schriften ausgezogen, meist aber unmittelbare Mittheilungen von auswärtigen Correspondenten, welche oft naiv hinzusetzen, die Sache sey keinem Zweifel unterworfen, denn dieser oder jener ihm wohlbekannte Mann habe es selbst erfahren. Für Zauber- und Wunderbibliotheken, Beiträge zur Geisterkunde und dergl. findet sich da also noch reicher Stoff, wenn etwa die neuere Zeit je aufhören sollte, dergleichen selbst zu erzeugen! Wie Senckenberg selbst hierüber dachte, ob er gläubig dieses Alles für Wahrheiten aufnahm, und darum sich so genaue und reiche Notizen über diesen Gegenstand sammelte, oder ob es ihn blos wie jedes andere menschliche Denken und Treiben wohl auch vorzugsweise interessirte, ist nicht ausdrücklich bekannt, und geht selbst nicht deutlich genug aus seinen Aeußerungen bei Gelegenheit der oben erwähnten selbst beobachteten Erscheinungen hervor, das letztere aber ist wahrscheinlicher; denn wie hätte er sonst die Naturkunde, diese auf so solidem Grund und Boden auf unmittelbarer Beobachtung ruhende Wissenschaft, die auf rechte Weise getrieben jene Irrwische vertreibt, keinen Aberglauben duldet, wie hätte er diese sonst so fördern und selbst pflegen können, wenn er jenen Träumereien sich hingegeben gehabt hätte.

Von theologischen Büchern fand sich nach seinem Tode eine große Zahl in seiner Bibliothek, und sein schriftlicher Nachlaß enthält noch vieles hierher Gehörige. Unter der Ueberschrift „Inspirationsacta" fand ich einen Pack Papiere, welche einem hiesigen Pfarrer Groß gehörten; sie beziehen sich meist auf die damaligen theologischen Streitigkeiten, in welche der erste Besitzer mit verwickelt war, und sind literarische Bemerkungen, Briefe und besonders Aufsätze und Berichte von Anhängern der Sekte der Inspirirten. Mit jenem Pfarrer Groß, der sein naher Nachbar war, muß unser Senckenberg auf's engste verbunden gewesen seyn. Fast auf jeder Seite seines Tagebuches findet sich der Name „Groß", oder „Groß erzählte mir", oder „ich brachte den Abend bei Groß zu" u.; wenn mir die üble Handschrift auch nichts weiter zu lesen erlaubte, so konnte ich doch diese Stellen, ihres häufigen Vorkommens wegen, leicht erkennen. Beide müssen auch viel zusammen gearbeitet, sich häufig wissenschaftliche Mittheilungen gemacht haben, denn oft findet sich an den Rand mancher Notizen geschrieben: „von Groß mitgetheilt", oder „aus einem Briefe von Groß". Dieser war in Verbindung mit der um jene Zeit durch den Grafen von Zinzendorf gestifteten Herrnhuter Brüdergemeinde, und wenn er gerade nicht förmlich zu ihr gehörte, so war er doch das Haupt einer verwandten Sekte, die in unserer Gegend, besonders in Büdingen, ihre Anhänger hatte, welche meist den untern Klassen angehörten. Daß auch unser Senckenberg dieser Sekte, die sein genauer Freund Groß leitete, nicht fremd geblieben war, läßt sich erwarten: so wurde er durch diesen mit einem Schuhmacher Krehl in Büdingen bekannt, welcher ihn oft besuchte, ihm mystisch-frömmelnde Briefe schrieb, und die Berichte treulich mittheilte, welche drei im Jahre 1734 auf einer Missionsreise durch Deutschland begriffene Herrnhuter Brüder von Roch, Naum und Naumann einschickten. Senckenberg schrieb sich diese Berichte immer genau ab und schickte sie dem Bruder Krehl, wie er und Groß ihn nennen, wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Schwefeläther und dessen neuere Anwendung.

Bei den vielfältigen Versuchen, welche gegenwärtig Aerzte mit Schwefeläther zur Beseitigung des Schmerzes bei Operationen

Digitized by Google

veranstalten, ist es nicht zu wundern, daß das dadurch so nahe berührte Publikum sich sehr lebhaft dafür interessirt. Die Journalistik hat das Thema ergriffen, und jeder Tag bringt uns in allen allgemeinen und lokalen Blättern wiederholte, weiter nichts sagende Mittheilungen, als daß dieser oder jener Arzt, Wundarzt und Zahnarzt es auch erprobt habe. Gewiß wird es aber jetzt an der Zeit seyn, änderen Neuigkeiten diese ätherischen Stellen einzuräumen, um so mehr, da ja wohl kein Arzt mehr in Deutschland existirt, der nicht schon Versuche damit gemacht hat. Häufig hört man übrigens, selbst viel unter dem gebildeten Publikum, die irrigsten Begriffe über chemische Zusammensetzung und Wirkung des Schwefeläthers, wodurch Manche leicht in großen Nachtheil für ihre Gesundheit kommen könnten, und zwar um so leichter, wenn selbst Wundärzte, welche doch wenigstens genauere Kenntniß der gröberen Umrisse der Chemie haben sollten, aus Unwissenheit solche Irrthümer zu verbreiten, ja sogar zu begründen suchen. So hört man z. B., daß Schwefeläther aus Schwefeldämpfen und Weingeist, oder daß er aus einer Mischung von gleichen Theilen concentrirter Schwefelsäure und Alkohol bestehe und durch Destillation gewonnen werde (s. Did. vom 27. Febr. 1847, Darmstadt, 13. Febr.) und hört von der Wirkung des Schwefels und der Schwefelsäure im Schwefeläther sprechen. Ich erlaube mir nun darauf hin, darüber für Diejenigen, welche über die Zusammensetzung des Schwefeläthers keine nähere Kenntniß haben, folgende Mittheilung zu geben. Im gereinigten Schwefeläther ist keine Schwefelsäure und kein Schwefel enthalten; derselbe ist eine eigenthümliche ternäre organische Verbindung von 4 Th. Kohlen-, 10 Th. Wasser- und 1 Th. Sauerstoff, welche von Liebig Aethyl-Oxid genannt wird. Er wird aus Weingeist, der aus Schwefeläther (oder Aethyl-Oxyd) und Wasser (2 Th. Wasserstoff und 1 Th. Sauerstoff) zusammengesetzt ist, durch warme Destillation mittelst der Einwirkung der Schwefelsäure gewonnen und heißt bloß dieser gebräuchlichen Methode der Anwendung wegen Schwefeläther; dieselbe hat nämlich die Eigenschaft, mit dem Weingeiste zusammengebracht, diesem unter großer Erhitzung seinen Wassergehalt zu entziehen und in sich aufzunehmen, daher denn das flüchtige Aethyl-Oxyd (Schwefeläther) frei wird und aus dem Ballon, in welchem die Mischung von 5 Th. Weingeist von 90° und 9 Th. rectifiz. Schwefelsäure enthalten war, in die vorliegende Retorte entweicht. Weingeist und Wasser, mechanisch noch mit fortgerissen, befinden sich dann mit ihm gemischt und werden durch die Reinigung entfernt. Ist in dem Ballon kein überschüssiger Weingeist mehr, so geht auch schwefelige Säure mit über, ist aber auch nur mechanisch, nicht chemisch mit dem Schwefeläther gebunden. Der in den Apotheken vorräthige ist von diesen Verunreinigungen chemisch rein. Schwefeläther kann indessen auch durch andere Körper, ohne daß Schwefel, wie in der Schwefelsäure, dabei vorhanden ist, gewonnen werden, wie z. B., wird Kohlenwasserstoff mit einer hinreichenden Menge Wasser verbunden, so bildet sich Schwefeläther und Alkohol.

Was nun den Werth desselben für den Heilzweck anbelangt, so kann man darüber noch nicht ganz abschließen, trotz dem, was auch Alles schon darüber gesagt ist, indem die Folgen der Einathmung nach Constitution, Temperament, Alter, Geschlecht und Zeit der Einwirkung ꝛc. doch sehr individuell erscheinen. Ich habe Betäubung nach $^1/_2$ bis erst nach 20 Minuten entstehen und bloßes Hinsinken, wie in der Ohnmacht, sowie heftiges Aufgeregtsein, ja in einem Falle bei einer nervösen Dame Convulsionen und Schreikrämpfe mit Asthma, nach $1^1/_2$ Minuten Einwirkung, eintreten sehen. Hier, wie bei den andern Fällen, war keine Erinnerung von dem Vorgefallenen, und diese Dame namentlich fühlte sich, trotz dem starken Anfalle, ganz wohl, was nach dem gewöhnlichen Eintritte ihrer Krämpfe nie der Fall war. Die Empfindung ist nicht absolut aufgehoben, sondern nur mehr oder weniger bedeutend vermindert; der Blutlauf wie die Athmung weniger beschleunigt und die Pupille in der Regel erweitert. Der Zustand erscheint als eine Hinneigung zu Scheintod, ausgezeichnet durch gänzliche Willenslosigkeit und Schlaffheit der Muskulatur, in den Fällen, welche einer Ohnmacht ähnlich sind, während da, wo Bewußtlosigkeit mit Muskelreizung, welche sich in unwillkürlichen Bewegungen kund gibt, vorhanden ist, ein höherer Grad der Einwirkung stattzufinden und besonders die bewegende Nervenfaser in gleichzeitigen Reizungszustand versetzt zu haben scheint. Die nächste Ursache ist Anhäufung des venösen Blutes in dem Gehirne und den Lungen, wahrscheinlich durch das Vermögen des Aethers hervorgerufen, die Lebensenergie der Gehirn- und Nerventhätigkeit herabzustimmen, durch deren Einfluß das Blut in seinen Gefäßen fortgeführt wird. Französische Physiologen haben diese Anhäufung oder Stockungen des Blutes durch Untersuchungen an Thieren auch erwiesen. Der höhere Grad der Einwirkung, mit gleichzeitiger Muskelreizung tritt bei sehr sensiblen Personen nach kurzer Zeit, bei robusten nach längerer Zeit der Einwirkung ein. Ob das Rückenmark, als Mittler des bewegenden Prinzips, dabei viel oder nur wenig venös überfüllt ist, werden weitere Untersuchungen herausstellen. Je länger die Einwirkung, desto länger dauert die Berauschung, in welche man versetzt war. Ich beobachtete sie von fast keiner Nachdauer bis zu einer Dauer von fünf Stunden, wobei gleichzeitig Eingenommenheit des Kopfes bis zu heftigem Kopfschmerz. Durch schwarzen starken Kaffee wurde ein solcher Zustand bedeutend erleichtert. Bei zu lange fortgesetztem Einathmen kann Apoplexie, Schlagfluß entstehen. Ein Arzt in M. hat den Schwefeläther zur Erleichterung und Beseitigung der Schmerzen bei Geburten empfohlen; ich halte ihn aber sowohl für die Geburt als auch für die Stillung des Kindes, für Wochenbett, ja für das Kind selbst für unpraktisch, selbst für gefährlich. Nur bei einigen operativen Eingriffen und nur unter gewissen Umständen dürfte die Anwendung Entschuldigung finden.

In den Händen gewissenhafter Aerzte erscheint die Anwendung des Schwefeläthers bei chirurgischen Operationen auf jeden Fall fördernd und nutzbringend, für den Kranken erleichternd; nicht befugten Personen aber sollten die Regierungen dieselbe streg untersagen, und Wund- und Zahnärzten nur nach speciell abgelegter Prüfung erlauben.

Dr. med. et chir. Pauli, L. Hess. Hofrath.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Bierwirth in Jena hat in den letzten Jahren so viel Schulden in die Feuereese schreiben müssen, daß der Rauch nicht mehr hindurch kann und den Gästen in der Stube jetzt so gewaltig in die Augen beißt, daß man sich genöthigt gesehen, sämmtlichen Oefen einen Beißkober anzulegen.

Die Berliner „Zeitungshalle" fordert zu einer Nationalsubskription für Dr. Jackson in Boston, der die schmerzstillenden Eigenschaften des Schwefeläthers entdeckt (oder doch zuerst bekannt gemacht hat) auf. Es sollen in ganz Deutschland Kollekten, deren einzelne Beiträge möglichst klein seyn und nicht mehr als etwa 2 gGr. betragen müßten, veranstaltet und der Ertrag dem Dr. Jackson als Zeichen deutscher Erkenntlichkeit zugestellt werden. Ist dies Scherz oder Ernst?

Der bekannte Zwerg, General Tom Thumb, hat nach Vollendung seiner goldenen Tour in Europa sich zu Anfang v. M. von England aus zur Rückkehr nach seinem Vaterlande (Nordamerika) eingeschifft. — Den Angaben verschiedener Blätter zufolge soll er während seiner Pilgerfahrt sich vor 3 Millonen Personen haben sehen

Digitized by Google

lassen, von mehr als 1½ Millionen Damen geküßt worden seyn, und eine Bruttoeinnahme von mehr als 150,000 Pfd. Sterling geerntet haben.

Korrespondenz.

Weimar, 17. Febr.

Um das Andenken an den verewigten Schulrath Dr. Schweitzer zu ehren, dessen Verdienste um das Schulwesen im Großherzogthume unvergeßlich seyn werden, veranstalteten die Mitglieder des Seminar-Singvereins am 4. d. im Bürgerschulsaale eine musikalische Abendunterhaltung, deren Ertrag zur Stiftung eines Schweitzer-Stipendiums für Seminaristen verwendet werden soll. Das zahlreich versammelte Auditorium wurde durch die Leistungen der dabei Mitwirkenden vollkommen befriedigt. Nicht weniger verdienten die von den Herren Kammermusikern Stör, Winter, Axel und Hof-Pianist Montag arrangirten Quartett-Unterhaltungen, wobei nur die Werke älterer großer Meister vorgetragen wurden, eine öffentliche Anerkennung. Die fünfte dieser Unterhaltungen war für die Armen des Eisenacher Kreises bestimmt und war sehr zahlreich besucht. — Nach einem beinahe anderthalbjährigen Zeitraume wurde gestern im Theater Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" wieder gegeben. Hr. Unrand gab die Titelrolle mit einer Würde und Wahrheit, die den gebildeten Künstler nicht verkennen ließ. Uebrigens wurde das Werk eines der talentvollsten neuern Schauspieldichter sehr beifällig aufgenommen.

Dillenburg im Herzogth. Nassau, im Febr.

Wenn auch öfter Jahre vergehen, ehe aus unsern stillen Thälern eine Stimme in öffentlichen Blätteen sich vernehmen läßt, so würde doch Derjenige, welcher daraus auf eine gewisse Theilnahmlosigkeit der hiesigen Bevölkerung an den höheren Interessen der Zeit einen Schluß machen wollte, den wirklichen Bestand unserer Verhältnisse gänzlich verkennen. Herrscht doch in der That hier eine industrielle Regsamkeit, wie sie nur an wenigen Orten unseres Landes in gleichem Maße sich wiederfindet; hat doch insbesondere unser Bergbau durch die seltene Güte der Erze und deren kunstgerechte Verarbeitung auf zahlreichen Hütten-, Hammer- und Walzwerken unserer Gegend längst einen solchen Ruf und eine solche industrielle Bedeutsamkeit gesichert, daß zumal unsere Eisenfabrikate auf den Messen des Auslandes zu den gesuchtesten gehören und die Gewinnung der Erze, ihre Aufbereitung und Ausfuhr einem zahlreichen Theil der Bevölkerung Arbeit und zureichenden Lebensunterhalt verschaffen. Hierdurch, wie durch den schwunghaften Betrieb mehrerer Tabaksfabriken hat unsere Stadt und Umgegend einen durchaus industriellen Charakter gewonnen, dem bis jetzt, um zu erstarken und sich recht eigentlich nutzbar zu erweisen, nichts fehlt als eine höhere Bildungsanstalt, auf der die Söhne der hiesigen Gewerbtreibenden und Techniker eine mehr auf ihren künftigen Lebensberuf hinzielende wissenschaftliche Vorbereitung gewinnen könnten. Diesem von der hiesigen Bürgerschaft längst gefühlten Bedürfniß hat jedoch die Fürsorge unserer Landesregierung bereits durch die Verfügung zu genügen gesucht, daß den bestehenden vier Klassen des hiesigen Pädagogiums von bevorstehendem Frühjahr an noch eine oder zwei obere Realklassen hinzugefügt werden sollten. Von dem voraussichtlichen Erblühen dieser so erweiterten Anstalt dürfen wir dann mit der Zeit einen erfreulichen Einfluß auf die Hebung und den rationelleren Betrieb unserer Gewerbe und somit einen erhöheteren Wohlstand auch des Einzelnen erwarten. Denn hat auch gleich in gewöhnlichen Zeitumständen der kleinere Geschäftsmann dahier leicht sein genügendes Auskommen, so ist doch die Noth der schweren Zeit im Laufe dieses langen Winters auch bei uns mit ihrem ganzen Drucke fühlbar geworden und hat den erprobten Wohlthätigkeitssinn der vermögenderen Klassen in vollen Anspruch genommen. So hat in dieser Beziehung namentlich der zur Minderung des gegenwärtigen Nothstandes begründete Unterstützungsverein, dessen Mitglieder einen monatlichen Beitrag von 124 fl. unterzeichnet haben, die lebhafteste Theilnahme gefunden. Ein zum Besten der hiesigen Armen am 9. d. von Hrn. Lehrer Schmidt veranstaltetes Konzert, wobei, außer anderen Musikfreunden, Töchter der ersten Familien mit Klavierspiel und Gesang sich betheiligten und den wohlverdienten Beifall ernteten, war ungewöhnlich zahlreich besucht und ergab zur Förderung jenes milden Zwecks eine erfreuliche Einnahme. Gehören nun solche musikalische Genüsse freilich hier noch zu den Seltenheiten, so ist dagegen dem hiesigen gebildeten Publikum mehrfache Gelegenheit zu geistig anregender Unterhaltung geboten, wie sie in vielen Städten selbst von größerem Umfang leicht vergebens gesucht werden möchte. Dahin gehören vor allen Dingen die gediegenen Vorlesungen des Hrn. Conrector Spieß, die in diesem Winter die dramatische Poesie der Deutschen nebst der Erklärung einiger Tragödien von Schiller und Göthe zum Gegenstand hatten. Nicht geringerer Theilnahme von Seiten des gebildeten Publikums erfreuen sich die vor Kurzem eröffneten Vorträge des Hrn. Dr. Rossel über Kunstgeschichte, hauptsächlich des deutschen Mittelalters. — Aus allem dem leuchtet ein, daß mitten in unserm ruhigen Stillleben jenseits der Berge doch mancherlei Kräfte sich regen und bethätigen, deren vereintes Zusammenwirken unserer Stadt und Umgegend noch eine hoffnungsreiche Zukunft verbürgt.

Frankfurt a. M.

Die verschiedenen Veranstaltungen zur Unterstützung der Armen, Konzerte, Lotterien, Schenkungen u. a., haben auch hier einen wohlthätigen Einfluß geäußert. In gleicher Weise fand am 14. d. M. eine Tanzunterhaltung des hiesigen Löschbataillons zum Besten der Armen statt, deren Reinertrag fl. 474. 57 kr. ausmachte. Hr. Triebel, welcher die Tanzmusik durch die Mitglieder des hiesigen Linien-Militär-Musikkorps unter seiner Leitung ausführen ließ und für diese Leistungen ein sehr billiges Honorar bewirkt hatte, verdient bei dieser Veranlassung besondere Anerkennung. — Die seither zwischen hier und Mainz bestandene Localdampfschifffahrt der Herren Gebrüder Ohlenschlager ist nun bis auf Bingen ausgedehnt und wird gewiß im Laufe der nächsten schönen Jahreszeit von den unter uns so zahlreichen Freunden ländlicher Ausflüge vielfältig und besonders an heiteren Sonn- und Festtagen benutzt werden. — Aus Mitgliedern unseres hiesigen Turnervereins hat sich nach dem Beispiel anderer Städte auch hier eine freiwillige Löschmannschaft gebildet, so wie genannter Verein überhaupt sich auf erfreuliche Weise erweitert und kräftigt. Für dieses Jahr ist auch ein großes Turnerfest projectirt, worüber indessen noch nichts Bestimmtes entschieden ist. — Am 24. d. M. gab He. Martial Martin im Saale des Weidenbusches einen zahlreich besuchten, geschmackvoll arrangirten und durch frohe Geselligkeit belebten Ball. Besonders beifällig wurde ein durch drei junge Mädchen, Schülerinnen des Hrn. M. Martin, ausgeführter und von ihm componirter theatralischer Tanz aufgenommen. Viel zur Erhöhung des Vergnügens trug die unter Direktion des Hrn. Schecke exequirte Musik bei. Hr. M. Martin hat durch die Veranstaltung dieses Balles seinen zahlreichen Eleven einen dankenswerthen Genuß bereitet. Dies ist um so mehr zu beloben, als die Pflege der höheren Tanzkunst bei uns im Verhältniß geringer ist, als diejenige, welche die andern Künste der Muse sich zu erfreuen haben, — und doch steht die eine den andern nicht nach.

Cäcilienverein.

Drittes Abonnementskonzert.

Mittwoch, den 3. März 1847 im Saale des Weidenbusches Anfang halb sieben Uhr.

Die Jahreszeiten.

Großes Oratorium von Joseph Haydn.
(Mit vollständiger Instrumentalbegleitung.)

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in der André'schen Musikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. März. Der Schauspieldirektor, komische Oper in einem Act, von L. Schneider, Musik von W. A. Mozart. Hierauf: Der Vetter, Lustspiel in 3 Acten von Roderich Benedix.

Mittwoch, 3. März. (Zum Vortheil des Hrn. Nork neu einstudirt): Die unruhige Nachbarschaft, komische Oper in 2 Abth., von Huber und Hensler, Musik von Wenzel Müller. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 63. Donnerstag, den 4. März 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

10.

Die muthigen Streiter.

Einige Wochen waren verstrichen, und die Folgen der letzten Ereignisse lasteten schwer auf dem häuslichen Kreise des Comthurs. In innerstes Mark war er erschüttert, seine Pläne waren umgeworfen wie ein leichtes Kartenhaus, und von dem hohen Siegesfluge seiner Gedanken war er herabgestürzt. Auch wühlte Krankheit in seinem Innern und seine Nächte dehnten sich im spärlichen Schlaf voll wirrer, unheimlicher Träume. Er wollte zürnen auf Marien, aber er vermochte es nicht; denn er liebte ja das Kind, und sie war jetzt krank, sah so blaß und blickte mit kalten, theilnahmlosen Blicken auf Alles, was sie umgab.

Der Comthur ermannte sich endlich und verlangte nach seinem treuen Schlenkheim. Aber sein gequältes Herz fand auch in dem Zureden des Freundes keine Linderung. Ja, es schien vielmehr, als ob Schlenkheim noch eine weit grauenvollere Mähr ihm vorenthalten wolle. Nun drang er in den Alten, und in räthselhaften Worten ließ ihn dieser halb errathen, wie Roberts Untreue Mariens Herz gebrochen, und diese nun still sich verbluten werde. Ein Trost nur bleibe für diesen schmerzerfüllten, hoffnungslosen Busen — er hob die Augen fromm zum Himmel und deutete nach der gegenüber liegenden Kirche.

Kopfschüttelnd wendete sich der Comthur hinweg.

„Laßt uns erst noch die Mittel versuchen, welche die Heilkunst bietet. Unser Hausarzt meint, daß die Landluft wohlthätig auf sie wirken werde. Sie soll daher zu unserm Verwalter auf den Sandhof gebracht werden. Die schöne Gegend dort, der nahe Wald, der vorüberfließende Main, die Landwirthschaft, dies Alles wird gewiß Einfluß auf ihre Kräfte und auf ihr Gemüth äußern."

„Doch Ihr vergeßt," fiel Schlenkheim ein, „daß Roberts Försterhaus kaum eine Stunde von da entfernt liegt."

„Das ist vorüber," entgegnete der Comthur mit ruhigem, schmerzlich bewegtem Tone. „Noch heute zieht die Exekutionsmannschaft hinaus, das Urtheil des Schöffenrathes mit Gewalt zu vollstrecken. Der kecke Junge, sammt dem alten Förster, werden verhaftet und wegen Widersetzlichkeit und Hohn gegen ihre Obrigkeit auf den Brückenthurm in strengen Gewahrsam gebracht. Die alte Hedwig jagen sie über die Gränze und ein neuer treuer Förster bezieht das Haus, was so viel Unglück mir bereitet."

Wie er gesagt, so sollte Nachmittags es sich zutragen. Der Gerichtsschreiber mit einer Abtheilung Grenadiere der Stadtgarnison zog hinaus zu dem einsamen Försterhause. Bald hatten sie dasselbe erreicht, umstellt, und der Gerichtsschreiber forderte den alten Förster und Robert auf, sich willig in ihr Schicksal zu ergeben und ihnen zu folgen.

Zähneknirschend hörte Wolf den Befehl. Er sah die Uebermacht, er war von jedem nutzlosen Widerstande überzeugt, und doch konnte er sich nicht bezwingen. Pfeilschnell griff er nach dem Gewehre, aber auch eben so schnell hatten ihn die Grenadiere ergriffen und schickten sich an, ihm die Hände auf den Rücken zu binden. Dies brach den Stolz Roberts; flehend bat er den Gerichtsschreiber, diese harte Maßregel fallen zu lassen, und dieser, ein gutmüthiger alter Mann, gewährte die Bitte. Auch ließ er sich bewegen, die jammernde und fast verzweifelnde Hedwig bis auf weiteren Befehl noch in dem Försterhause zu lassen.

Der Zug der Soldaten, mit ihren Gefangenen in der Mitte, deren Jagdgewehre man mitgenommen hatte, setzte sich nun zur Rückkehr in die Stadt in Bewegung. Wässeriger Nebel schwebte zwischen den entlaubten Bäumen, und der Himmel überdeckte die öde Landschaft mit traurigem Grau. Alles war still im Walde, nur die takthaltenden Schritte der Grenadiere unterbrachen das Schweigen.

Finster gelaunt ob des ihm unangenehmen Auftrages, schritt der Gerichtsschreiber einher und blickte jetzt auf zu dem Himmel, um das Ende des Waldes vielleicht zu erspähen, da gewahrte er plötzlich dichten Rauch, der sich über die Bäume hinwälzte und immer stärker zu werden schien.

Einen Waldbrand vermuthend, frug er den alten Förster, aber dieser schüttelte verneinend den Kopf.

Bald waren sie an den Ausgang des Waldes gelangt, als ihnen Bauern mit Vieh, das sie mit sich trieben, angstvoll entgegen kamen.

Auf Befragen brachen sie in Jammer und Wehklagen aus. Eine Abtheilung französischer Soldaten, die plötzlich aus dem Walde herausgekommen, habe ihr kleines Dörfchen Niederrad überfallen, geplündert und dann in Brand gesteckt. Mehrere der Einwohner hätten dieselben mit sich fortgeschleppt, sie aber seyen mit wenigem Vieh entkommen und wollten in dem Walde ihr Heil suchen.

Entsetzt über solche Gräuel, machten die Grenadiere Halt, und fragend sahen sich Alle an, was hier zu rathen und zu thun sey?

„Und Ihr zaudert noch?" fiel jetzt der alte Wolf mit fester Stimme ein. „Seyd Ihr deutsche Soldaten und wollt ruhig geschehen lassen, daß mitten in Eurem Vaterlande eine Handvoll Räuber ihr schändliches Handwerk ungestraft verüben?"

Die Grenadiere blickten zu ihm mit blitzenden Augen.

„Gebt mir meine Waffen," fuhr Wolf muthig fort, „und ich und mein Robert wollen Euch zeigen, wie man die Raubthiere umschleicht und wie man sie vernichtet."

Der Gerichtsschreiber schwankte verlegen hin und her; der

Digitized by Google

Befehlshaber der Grenadiere aber reichte entschlossen den Gefangenen ihre Gewehre.

„Zeig' uns den Weg, Alter! Wir wollen wie ein Gewitter über ihre Köpfe herfahren. — Wer es mit seinem Vaterlande meint, wie Du, daß Verbrechen ist nicht groß, und der wird uns auch nicht entfliehen."

Schnell wurden jetzt alle Gewehre geladen, und lautlos bewegte sich dann die kleine Schaar, unter Wolfs Leitung in das Dickigt des Waldes, während der Gerichtsschreiber einen andern Weg zur Stadt einschlug.

Bald hatten sie die Oppenheimer Straße erreicht. Indem sie solche überschreiten wollten; bemerkten Wolfs scharfe Augen in der Ferne, unweit des Riedhofes, eine Kutsche, und dann plötzlich einen Haufen Reiter, welche die Kutsche umschwärmten und mit sich gewaltsam hinwegführten.

„Zurück in die Gräben!" donnerte Wolf den Grenadieren zu, und schnell hatten sich dieselben in Gräben verborgen, die längs des Weges hinzogen.

Der Alte hatte richtig gesehen. Eine Abtheilung französischer Dragoner hatte eine Kutsche angehalten und solche mit sich fortgeführt. Sorglos zogen sie nun die Straße heran und lachten und scherzten über ihre gelungene Heldenthat.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Johann Christian Senckenberg.

(Fortsetzung.)

Auch mit einem andern berühmten Schwärmer seiner Zeit, mit dem unruhigen Konrad Dippel, stand S. in inniger Verbindung; in vorgefundenen Briefen wird er Dippel's genauester Freund genannt. Dieser Dippel, ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit bei aller Schwärmerei und Theosophie, war eigentlich Theolog, verließ aber Verfolgungen wegen diesen Stand, studirte später Medizin und besonders Chemie. Nach einem kurzen, aber unstäten Leben fand er endlich einen Zufluchtsort bei dem Grafen von Wittgenstein in Berleburg, wo er aber schon 1734 starb. Viele theologische Streitschriften ließ er unter dem Namen Christianus Democritus drucken, und mancher ungedruckte Aufsatz und Predigten von ihm finden sich im Senckenbergischen Nachlasse. Auf das Goldmachen waren seine chemischen Untersuchungen gerichtet, aber, wie es oft zu gehen pflegt, etwas anderes und wohl besseres entdeckte er, als er gesucht, denn manche wichtige Kenntniß verdankt ihm die Chemie, wie er im Jahre 1710 mit Diesbach das Berlinerblau entdeckte, und ein kräftiges Heilmittel, das im Jahre 1711 von ihm entdeckte oleum animale Dippeli, führt heute noch seinen Namen. Dieser Dippel, der so reich an Wissen, so arm an Gelde war, fand an Senckenberg eine sichere Stütze, einen helfenden Freund, und nach seinem Tode hatte unser Stifter die Absicht, alle seine Schriften zu sammeln, vereinigt herauszugeben und eine ausführliche Lebensbeschreibung vom Verfasser beizufügen, welcher Vorsatz aber nicht zur Ausführung kam, mehrere Materialien dazu hat er jedoch hinterlassen; auch findet sich ein Briefwechsel von Sektirern aus den Jahren 1718—1734, den Senckenberg aus Dippel's Nachlasse ererbte.

So sehr auch Beschäftigungen mit religiösen Gegenständen solcher Art Senckenberg's Neigung entsprechen mochten, so ist er doch keineswegs zu jener Sekte von Frömmlern zu zählen, die, stolz auf ihre eingebildete Vortrefflichkeit, mit ihrer Demuth vor Gott sich brüstend, jeden Andern verdammen, der nicht in gleichen äußern Formen, in gleichen Gebärden und Ausdrücken, wie sie selber, aller Welt seine religiösen Gefühle zur Schau trägt, während in ihrem Handeln nichts davon ausgeprägt ist. Senckenberg war kein Frömmler, er war ächt fromm, die Religion hatte sein ganzes Wesen durchdrungen, sein Herz geläutert, Liebe, thätige Liebe zu allen Menschen flößte sie ihm ein und Bestimmungsgrund war sie für all sein Thun. Wie sorgsam er bei sich über seinen moralischen Zustand nachdachte, wie eifrig er um seine eigene Veredlung bemüht war, geht aus seinen Tagebüchern hervor. Das gegen 200 eng geschriebene Bogen starke und mit einem alphabetischen Inhaltsverzeichniß, so ordnungsliebend war er, versehene Tagebuch vom Jahre 1733 versetzte mich manchmal in Rührung, wenn ich las, wie streng der Mann sein Thun und Denken vor dem Richterstuhl seines Gewissens prüfte, wie er sich Vorwürfe machte, wenn er glaubte, seine Pflichten nicht erfüllt zu haben, wenn er hart war gegen Nebenmenschen, wie er in Gebeten zu Gott klagt über sein Wanken im Glauben, über seinen Mangel an guten Werken. Durch vier Seiten hindurch gehen die Betrachtungen, mit denen er einsam auf seiner Stube wachend das Jahr 1733 schließt und das neue beginnt; theils in lateinischer, theils deutscher Sprache, dem Style der damaligen Zeit gemäß, sind sie niedergeschrieben, nur Folgendes konnte ich im Zusammenhange lesen: „Ich sehe, daß die Sünde weniger in mir wird, und ich durch Gottes Geist ernstlicher werde, dem Guten nachzujagen, und daß zu Ende dieses Jahres sonderlich daher Hoffnung habe, erlöst zu werden aus allen Sünden und Uebel, so mich drücken, und mit Gott vereinigt und also hier schon selig zu werden." Wenn er fern von Zeugen in jugendlichen Jahren so sein Inneres betrachtete, dann können wir auch glauben, daß er aus innigster Ueberzeugung gesprochen habe, wenn er im Greisenalter seine herzliche Vorrede zum Stiftungsbriefe mit folgenden Worten schließt: „Gedenke hierbei, mein Leser, daß wir nicht für diese Zeit geschaffen sind; gleichwie wir auf diese Welt nichts mitgebracht haben, also auch nichts Eigenes besitzen und bloße Verwalter sind, die verrechnete Dienste haben, daß alle Scheinherrlichkeit dieser Welt nichts ist, und einmal über kurz oder lang entweder sie uns oder wir sie verlassen, nichts aber nach der Liebe Gottes und dem Glauben an Ihn übrig bleibt, das unser ist, als die Liebe des Nächsten. Dieses wohl zu bedenken und auszuüben, lasse Dir mit mir angelegen seyn."

So lebte, so wirkte Senckenberg eine lange Reihe von Jahren segensreich fort; er war ein angesehener Arzt, auch von auswärtigen Kranken duech schriftliche Anfragen vielfältig berathen, mit den vorzüglichsten Arzneigelahrten seiner Zeit in Verbindung, und der große Haller sagt in seinem „Iter helveticus", es sey ihm eine wichtige Angelegenheit gewesen, seinen hochgeschätzten Freund Senckenberg zu besuchen. Besonders mit den Gelehrten der nahen Universität Gießen, wo früher einmal sein Bruder und dann lange Jahre hindurch dessen Sohn, der auch dort große Vermächtnisse hinterließ, Professor der Rechte war, stand er in lebhaftem Verkehr. Die dadurch gewonnene Zuneigung für die dortige Universität mochte ihn veranlaßt haben im Stiftungsbriefe festzusetzen, daß, im Falle seine Familie ausstürbe, die Dekane der medizinischen und juristischen Fakultät daselbst gegen ein festgesetztes ansehnliches Honorar Mitrevisoren seiner Stiftung seyen.*) Ein ansehnliches Vermögen, theils ererbt, theils durch Fleiß erworben, hatte er der Nachwelt zu hinterlassen, aber es ging ihm keineswegs wie den meisten Menschen, deren Aufopferungen nicht thätig sind, die nur gleich Verzicht thun auf das, was sie weggeben, ohne dessen Anwendung vernünftig zu leiten, die nicht entschlossen und auf besonnene Weise, sondern gleichsam verzweifelt Dem entsagen, was sie besitzen und zurücklassen müssen. Für eigene Nachkommen hatte er nicht zu sorgen, und seine Verwandten, selbst reich, entbehrten des Oheims Erbschaft gerne, darum durfte er die große Idee, welche er aufgefaßt hatte, ohne andere Rücksichten verwirklichen, und rüstig schritt er ans Werk. Der Tod sollte ihn nicht überraschen und seine schönen Plane füe Menschenwohl und Wissenschaft zerstören; er wollte aus der Welt gehen, wie ein

*) Dieser vorgesehene Fall ist im Jahre 1812 wirklich eingetroffen.

Digitized by Google

sorgsamer Hausvater aus dem wohlgeordneten Haushalt, in welchem Alles auf geregelte Weise ruhig fort geht, auch wenn das Auge des Herrn nicht mehr darüber wacht.

(Schluß folgt.)

Deutsche Sprüchwörter.

Unter den Vorrathskammern geistiger Errungenschaft des deutschen Volkes ist wohl keine reicher, als die seiner Sprüchwörter, und sie ist nicht von heute, noch von gestern, sondern ein altes, von den Voreltern nach und nach gesammeltes und von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbtes Besitzthum, das sich immer erweitert und zu einem unübersehbaren Schatze vergrößert hat. Welche Fülle von Beobachtungen und Erfahrungen, von Welt- und Menschenkenntniß, von Klugheit und Scharfsinn, von Belehrung und Ermunterung, von Trost und Auferbauung liegt in diesen Sprüchwörtern, die ihre Entstehung dem Nachdenken und der Forschung von Tausenden verdanken und deren Lebensweisheit der Bücherweisheit voransteht! Nur allzu sehr verschwindet heutigen Tages der Gebrauch der Sprüchwörter, die so viel Gedrungenheit, körnige Kraft und selbstständigen Ausdruck in sich vereinigen, und eine abstrakte, verschliffene, blasse Redeweise hat jene sinnliche, bildreiche, markige Sprache unserer Altvordern verdrängt und die nationale Färbung geht auch hier immer mehr verloren. Man hat zwar Volksbücher, in welchen Sprüchwörter gesammelt sind, aber nur sehr unvollständig, und bis jetzt hat es an einer nur einigermaßen umfassenden Sammlung derselben gefehlt. Unbedingte Vollständigkeit wird freilich hier, wo so unendlich viel vorliegt, nie erreicht werden; alle Sprüchwörter aufzuschreiben, ist so wenig möglich, als die Sterne zu zählen oder die See auszuschöpfen. Aber wer nach einem goldenen Rade trachtet, dem wird doch wenigstens eine Speiche davon; wer thut, was er kann, ist werth, daß er lebt; wer redlich ficht, wird gekrönt und überdieß: Allzuviel zerreißt den Sack. — Im Verlag von H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist so eben eine Sammlung dieser Art erschienen, unter dem anspruchslosen Titel: „Deutsche Sprüchwörter". Sie enthält deren 12,396, welche alphabetisch geordnet sind, was den Ueberblick derselben sehr erleichtert. Um nur Einiges anzudeuten, so umfaßt das Wort Augen eine lange Reihe von Sprüchwörtern, wie z. B.: Das Auge ist des Herzens Zeuge. — Was die Augen sehen glaubt das Herz. — Das Auge sieht's, im Herzen glüht's. — Mancher sieht mit einem Auge mehr als ein Anderer mit zweien. — Draußen hat man hundert Augen, daheim kaum eins. — Zwei Augen, zwei Ohren, nur Ein Mund! — Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. — Böse Augen sehen nie was Gutes. — Wer mit fremden Augen sieht, sieht je länger je weniger. — Augenschein ist aller Welt Zeugniß. — Aus den Augen, aus dem Sinn. — Blaue Augen, Himmelsaugen; braune Augen, Liebesaugen; schwarze Augen, Diebesaugen. — Augenblick gibt das Glück u. s. w. — Ferner über das Wort Arbeit: Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armuth nicht hinein. — Arbeit ist des Ruhmes Mutter. — Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht. — Arbeit gewinnt Feuer aus Steinen. — An Gottes großem Kram sind alle Waaren um Arbeit feil. — Die Arbeit ist unser, das Gedeihen Gottes. — Wer treulich arbeitet, betet zwiefältig. — Wer vorher nicht reich gewesen, dem thut die Arbeit nicht wehe. — Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie. — Arbeitsschweiß an Händen hat mehr Ehre als ein goldener Ring am Finger. — Der Eine hat Arbeit und Fleiß, der Andere Nutzen und Preis. — Wer der Arbeit zusieht, wird davon nicht müde u. s. w. — Man sieht aus diesen Sprüchwörtern, daß es auch in den früheren Zeiten Menschen genug gegeben hat, die über sich und Andere viel gedacht und die mannichfaltigen Erscheinungen der Welt und des Lebens scharf und richtig beobachtet haben. Wir rühmen uns so gerne unserer heutigen Aufklärung, aber auch früher war man nicht so dumm, wie Manche jetzt glauben mögen, nur daß die Weisheit in einfacherem Gewande erschien und weniger Worte machte. Die Weisheit auf der Gasse ist oft besser als die in den Büchern, und gesunder Menschenverstand geht über Gelehrsamkeit. Weiter sieht man aus diesen Sprüchwörtern, daß die Tugenden und Laster, die Fehler und Verirrungen, die Thorheiten und Verblendungen, endlich das ganze Thun und Treiben der Menschen im Ganzen immer dieselben gewesen sind, ein wunderbares Gemisch von Licht und Schatten, von Größe und Kleinheit, von edler und gemeiner Gesinnung, von Haß und Liebe, von Anmaßung und Bescheidenheit, von Schlendrian und Streben nach Fortschritt, von Glauben und Unglauben, und mit Einem Worte von den sonderbarsten Widersprüchen und Gegensätzen. — Die vorliegende Sammlung wird man mit Nutzen gebrauchen können, wenn man sie verwendet wie eine herzstärkende Arznei und wenn man sie nicht Schoppen-, sondern Tropfenweise genießt. Der reiche Inhalt dieses Buches macht dem großen Fleiß des Sammlers Ehre, und seine mühevolle Arbeit ist gewiß keine verlorne gewesen. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Vermuthliche Witterung im März 1847.) Witterung noch mäßig kalt und trocken bei meist bedecktem Himmel vom 1. bis 5., Regen oder Schnee am 6., 7., 8. heller und kälter am 9., gelinder und bedeckt am 10., wieder heller am 11., 12., dann Wärmezunahme mit Regen und Trübung vom 13. bis 17., zuletzt auch stürmisch. Kälter mit Regen oder Schnee am 18., 19., dann heiter am 20. bis 22., Regen am 23., 24., kälter und heiter am 25., 26., dann wärmer und theilweise bedeckt am 27., auch Regen am 28., endlich warm bis 31. Anfangs noch rauh, in der Mitte gelind und naß, dann wieder kälter, gegen Ende warme feuchte Witterung; wenig Frühlingswärme.

(Stiefel's „Zeus.")

— In der Gegend von Unkel hat jüngst ein Selbstmord großes Aufsehen erregt. Ein Mann der Nachbarschaft, welcher viel Unglück im Leben erfahren, wendete sich an seinen Bruder, einen Pfarrer. Dieser empfahl dem Unglücklichen, pietistische Schriftchen zu lesen, und besorgte ihm selber solche Werke zum Troste, die aber eine mißliche Wirkung äußerten, den Verstand des Unglücklichen vollends in Verwirrung brachten, so daß er eines Morgens nach mehrfachen Irreden sich zum Rheine begab und dort in den Fluthen begrub, aus welchen er als Leiche herausgezogen wurde.

Korrespondenz.

Leipzig, im Febr.

Bei der großen Theilnahme, welche gegenwärtig die Gebildetern mehr als je dem leiblichen und geistigen Wohle des Volkes zuwenden, ist es zu verwundern, daß die sogenannten Volksblätter im Allgemeinen so wenig Unterstützung finden. Wenn das bekannte, von dem Pfarrer Dr. K. Haas mit vieler Mühe und großen Opfern gegründete „Deutsche Volksblatt" (Leipzig bei F. A. Brockhaus) nur durch einen Redactionswechsel vor dem Untergange bewahrt werden konnte, so hat das von G. Schwerdt und dem Kammerrath v. Pfaffenrath herausgegebene „Volksblatt der Deutschen" (Saalfeld bei E. Riese) diesem Schicksale leider erliegen müssen. Nach dem ärztlichen Zeugnisse ist es an der bei jungen Zeitschriften so häufig vorkommenden Abonnenten-Schwindsucht gestorben, eine Krankheit, deren stark hervortretende Symptome schon lange vorher einen solchen Ausgang fürchten ließ. Möge es sanft ruhen!

Digitized by Google

Weimar, 21. Febr.

Die vor einigen Tagen noch lagernden großen Schneemassen hatten auch hier störend auf den Gang der Posten und der Eisenbahnzüge eingewirkt, wodurch Briefe und Zeitungen oft 24 Stunden später ankamen. So ist am 14. d. der Eisenbahnzug von Halle, welcher um Mittag hätte ankommen sollen, erst gegen Mitternacht hier angelangt, während der von hier abgegangene eben so lange in Apolda Standquartier hat nehmen müssen, um eine etwaige Collision zu vermeiden. Bekanntlich hat die eröffnete thüringische Bahnstrecke bis jetzt nur noch eine einfache Schienenlage. Uebrigens ist der Verkehr auf dieser Bahn seit ihrer Benutzung fortwährend ungemein belebt. — Am 16. d. war der Geburtstag der Frau Großherzogin. Wegen eines eingetretenen, seitdem aber glücklich wieder vorübergegangenen Unwohlseyns dieser verehrten Fürstin wurde diesmal dieser Tag in aller Stille begangen. Von hohen fürstlichen Personen war nur die Prinzessin von Preußen zugegen. Dieser bedauerliche Umstand war ohne Zweifel auch die Ursache, daß an jenem Abend nicht die neue, für diese Gelegenheit bestimmte Festoper: „die Musketiere der Königin", von Halevy, aufgeführt wurde, sondern daß eine abermalige Wiederholung von Lortzing's „Undine" stattfand.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 25. Febr.

In unserm sonst wohlorganisieten Staat müssen die Gelder für Feldfrevel an die oft drei bis vier Stunden entfernt gelegenen Rentämter bezahlt werden, während die gr. Distrikts-Steuererheber, eben so gut Kassenbeamte wie jene, ganz in der Nähe wohnen und zwar, wie man sagt, auf den Grund einer Beschwerde der Erstern wegen Verlust der Provision. Diese erhalten 10% von der Einnahme, während jene früher nur 3%, davon erhielten. Schon diese bedeutende Ersparniß, die im ganzen Lande doch immerhin von Belang seyn muß, noch mehr aber schuldige Rücksichten gegen die Staatsangehörigen, sollte die gr. Staatsregierung veranlassen, diese Gelder den schon genannten gr. Distrikts-Einnehmern zur Einnahme zu überweisen, um so mehr, als die Schuldner oft nicht wissen, wie sie die wenigen Kreuzer an Ort und Stelle bringen sollen. Es wird deswegen vielseitig gewünscht, daß gr. Staatsregierung in der Beziehung baldige Abhülfe gewähren möge, und man erlaubt sich deshalb, diesen Uebelstand hier öffentlich zur Sprache zu bringen.

Darmstadt, 1. März.

So haben wir denn gestern Mangold's „Tannhäuser", Text von Eduard Duller, wiederum über unsere Bühne gehen sehen! Schon bei den ersten Aufführungen im verflossenen Jahr hatte sich diese Oper eines sehr ausgezeichneten Beifalls zu erfreuen, und auch gestern bewirkte sie ein ganz volles Haus, was in diesem Winter aus naheliegenden Gründen selten nur eintritt. Die Darstellung bot einen wahren Kunstgenuß, zumal es eine dankbare Anerkennung verdient und fand, daß Dichter und Componist es nicht an Feilen und Bessern mancher Art hatten fehlen lassen. Mannichfach geäußerten Wünschen gemäß, hatte letzterer selbst die Direktion übernommen. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man dieser Oper eine glänzende Zukunft voraussagt.

Mainz, 1. März.

Vor längerer Zeit theilten wir Ihnen mit, daß die Aufführung des „Wilhelm Tell", als Wiederholung einer kurz vorausgegangenen ersten Darstellung, bei welcher das Publikum einzelne Stellen mit stürmischem Beifalle begrüßt hatte, verhindert worden war. Welcher Natur jene Hindernisse damals waren, mag hier unerörtert bleiben; sie scheinen aber jetzt beseitigt zu seyn, denn gestern wurde „Wilhelm Tell" wieder gegeben, und zwar vor einem gut besetzten Hause und unter der lebhaftesten Theilnahme. Unser Publikum zeigt jetzt mehr Geschmack für das Schauspiel, als für die Oper; nur muß ihm gesunde Kost geboten werden.

Vom Rhein, im Febr.

Die hohen Fruchtpreise in den letzten Jahren haben auch auf die Posthaltereiverhältnisse in dem Grade ungünstig eingewirkt, daß mancher Posthalter dadurch den Ruin seines Vermögens zu befürchten Ursache hat. Die Nachtheile von sich abzuwenden, haben mehrere Posthalter des Herzogthums Nassau in einer im Monat Mai v. J. bei der fürstlich Thurn- und Taxisschen General-Postdirektion eingereichten Vorstellung um Erhöhung der Fahrgebühren nachgesucht; ihrem Gesuche ist aber nicht willfahrt worden. Was am auffallendsten dabei ist, das sind die der darüber ergangenen hohen Resolution vom 23. Oct. v. J. unterlegten Gründe, welche verdienen, veröffentlicht zu werden. Die Postadministration verkennt nämlich nicht, daß der angebrachte Umstand auf die Posthaltereiverhältnisse ungünstig eingewirkt habe; sie behauptet aber, daß diese Nachtheile durch anderartige, eine Verbesserung der Posthaltereien Einnahmen erzielende Einrichtung, insbesondere durch eine Vermehrung der Dienstleistungen, ausgeglichen und dabei selbst pecuniäre Opfer nicht gescheut würden und daß die Unterhaltung der meisten der so im Interesse der Posthaltereien und des Publikums eingerichteten nassauischen Postcourse einen namhaften Zuschuß Seitens der Postadministration erfordere, und indem sie die Erwartung aussprach, daß Seitens der Posthalter die gute Absicht der Postverwaltung nicht mißkannt werde, gab sie den Bittstellern noch zu verstehen, daß die Contracte, durch welche die Vergütungen regulirt, auf freiem Willen beruheten und die etwa sich ergebenden Nachtheile des einen Jahres mit den Vortheilen des andern sich ausglichen. — Von einer Replik auf diese Resolution Seitens der Herren Posthalter ist nichts bekannt geworden. Da jedoch bei längerem Fortbestand der hohen Fruchtpreise die angedeuteten Nachtheile für manchen der Posthalter stets fühlbarer werden dürften, so ist zu erwarten, daß die Posthalter des Herzogthums, um nicht in Ruin ihrer ökonomischen Verhältnisse zu verfallen, Behufs neuer Regulirung ihrer Contractsverhältnisse die Vermittelung der Staatsbehörde in Anspruch nehmen und dabei bedacht seyn werden, daß die Fahrgebühren nach dem jeweiligen Stande der Fruchtpreise fixirt und sie so gegen alle und jede Nachtheile sich sicher stellen werden, welche der Theuerung der Fourage und insbesondere bei eintretenden Kriegsfällen sie aufs fühlbarste treffen würden.

Beantwortung der bescheidenen Fragen des Hrn. *** in Frankfurt, nebst höfliche Bitte an denselben. *)

Sie haben in der Nummer 58 der Didaskalia vom 27. Febr. l. J. mit Bezug auf eine Stelle meines Aufsatzes über Pestalozzi-Vereine (Nro. 55 d. Bl.) drei Fragen an mich gerichtet. Abgesehen davon, daß Sie jene Stelle nicht wortgetreu angeführt haben, erlaube ich mir, Ihre bescheidenen Fragen folgendermaßen zu beantworten. Sie fragen:

1) „Geben alle oder nur manche Eltern ihren Kindern keine gute Erziehung?"

Antwort: Viele Eltern geben ihren Kindern keine gute Erziehung.

2) „Wenn in einer Familie für eine gute Kindererziehung nicht Sorge getragen wird — soll man in diesem Falle die Eltern oder deren Kinder bessern helfen?"

Antwort: In diesem Falle soll man die Eltern und deren Kinder bessern helfen.

3) „Auf welche Weise sollen Vereine solche Eltern oder Kinder von Grund aus verbessern helfen?"

Antwort: Diese Frage habe ich bereits in den Nummern 206 und 207 der Didaskalia vom 1846 in so weit beantwortet, als es die Tendenz d. Bl. gestattet, und ich erlaube mir daher, den Hrn. *** in Frankfurt auf diesen Artikel: „Ein Wort zur Beherzigung für alle Freunde wahrer Volksbildung" zu verweisen.

Für den Fall, daß diese meine Antworten Sie unbefriedigt lassen sollten, bitte ich Sie schließlich noch, in einer pädagogischen Zeitschrift jene Fragen an mich zu richten, welche ich alsdann ausführlicher zu beantworten mit Vergnügen bereit bin.

O, im Februar 1847. C. C. K.

*) Mit gegenwärtiger Erklärung ist jede weitere Polemik in besagter Angelegenheit geschlossen. Die Red.

Mittwoch den 3. März findet das Concert der Madame Antonie Schaefer im Saale des russischen Hofes unter gefälliger Mitwirkung der Fräulein Rosa aus Wien und der Herren Bockmühl, Eliason, Möhrenschlager und Eberhardt Statt. — Karten sind zu 1 fl. 30 kr. bei den Herren André und Hedler zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 3. März. (Zum Vortheil des Hrn. Nork neu einstudirt): Die unruhige Nachbarschaft, komische Oper in 2 Abth., von Huber und Hensler, Musik von Wenzel Müller. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 4. März. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 64. Freitag, den 5. März 1847.

Ermunterung.

(Von Wilh. Wagner.)

Für Kummer brauchst du nicht zu sorgen,
Für Mühen und für Kämpfe nicht;
Sie kommen heute oder morgen,
Sie nah'n mit strengem Angesicht.
An trüben Stunden wird's nicht fehlen,
Denn jeder Tag bringt seine Last;
Es wird dich manche Sorge quälen,
Bei der du kaum noch Hoffnung hast.

Weil nun, o Freund, so ernst das Leben,
So such' es zu erheitern dir!
Such' es mit Rosen zu durchweben,
Mit Knospen dort, mit Blüthen hier,
Und laß dir keinen Tag verschwinden
Ohn' einen frohen Augenblick!
Ein Blümchen wirst du sicher finden,
Sey die auch feindlich das Geschick.

Die stillen Freuden sind die besten.
Du findest sie auf sonn'ger Flur,
Im Wald bei muntern Sängerfesten,
Am Bache auf begrünter Spur,
Bei Mondesschein, der durch's Gezweige
Die Silberwellen niedergießt
Und in dem friedlichen Bereiche
Des Thales, wo das Veilchen sprießt.

Du findest sie, fern vom Gewühle,
Wenn du bei einem Freunde weilst,
Wenn du Gedanken und Gefühle
Mit ihm in trauter Stunde theilst,
Wenn zu harmonischen Accorden
Ein seelenvolles Lied ertönt
Und wenn mit seinen gold'nen Worten
Der Dichter deinen Traum verschönt.

Die stillen Freuden, sie beglücken
Im ungetrübten Friedenskreis.
Wohl Dem, der sorglich sie zu pflücken
Und ihrer sich zu freuen weiß!
Sie sind den Veilchen zu vergleichen,
So reich an Farbenschmelz und Duft,
Die gern im stillen Thal sich zeigen,
Umweht vom Hauch der Frühlingsluft.

Für Kummer brauchst du nicht zu sorgen,
Für Mühen und für Kämpfe nicht;
Sie kommen heute oder morgen,
Sie nah'n mit strengem Angesicht.
Doch schmücke, Freund, mit einer Blüthe
Bescheid'nen Glücks dir jeden Tag,
Daß dir die Ruhe im Gemüthe,
Der Lebensmuth verbleiben mag!

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank

(Fortsetzung.)

Nichts Arges ahnend, befanden sich die Dragoner jetzt mitten zwischen den Grenadieren, da vertrat ihnen Wolf, an seiner Seite Robert, mit gespannten Büchsen den Weg, während die Soldaten noch verborgen danieder lagen.

„Halt!" rief der Alte den Dragonern zu, und überrascht hielten diese die Pferde an.

„Ihr habt die Kutsche gewaltsam mit Euch fortgeschleppt. Gebt sie heraus, oder —"

„Alter, Du hast getrunken," erwiederte einer der Dragoner in gebrochenem Deutsch, „Dir muß man den Rausch austreiben."

Mit diesen Worten versuchte er seinen langen Säbel aus der Scheide zu ziehen. Robert aber rief jetzt den Dragonern warnend zu: „Ergebt Euch, oder Ihr seyd Alle verloren!" und mit diesen Worten erhoben sich die Grenadiere mit vorgehaltenen Gewehren und blickten grimmig auf die betretenen Franzosen.

Eine Pause trat ein, aber plötzlich wurden die Vorhänge in der Kutsche zurückgerissen, ein Mädchen mit dunkeln Locken ward darin sichtbar, und angstvoll ertönte daraus der herzzerreißende Ruf: „Zu Hülfe! zu Hülfe! Robert, rette Marie!"

„Gebt Feuer!" kommandirte jetzt der alte Förster, und die Gewehre der Grenadiere donnerten durch den Wald, daß der Schall weithin widerhallte. Einige der Reiter stürzten, aber die andern griffen muthig zu den Waffen und hieben mit kräftiger Faust auf die Grenadiere.

Zum wilden Handgemenge gestaltete sich nun das Ganze. Bajonette blitzten, Säbel zischten, hoch auf bäumten sich die Rosse und schleuderten von ihren Hufen den Lehm der Straße und die Blätter des Waldes, und in das tobende Geschrei der Kämpfenden mischten sich die einzelnen Schüsse der Musketen und der Reiterpistolen.

Mitten im Gewühle bemerkte jetzt Robert einen Unteroffizier der Reiter, der mit satanischem Blick, die große Reiterpistole in der Hand, der Kutsche sich zu nähern suchte. Mit Blitzesschnelle hatte Robert den abscheulichen Plan errathen, und mit der Ge-

Digitized by Google

wandtheit des Waidmannes entwand er sich dem Gewühle und sprang, mit der Büchse in der Hand, auf den Fußtritt des Kutschenschlages. Rasch schwang er den Kolben seiner Büchse, den Andringenden abzuwehren. Das Pferd des Reiters bäumte in die Höhe, aber in diesem Augenblick brennt derselbe die lange Pistole in das Innere der Kutsche ab. Ein gellender Schrei erschüttert die Luft; entsetzt blickt Robert in die Kutsche, da fährt ihm des Reiters Pistole krachend auf das Haupt. Er wankt, aber im Fallen faßt ihn der Reiter an dem Riemen der Jagdtasche, und seinem Pferde die Sporen einsetzend, sprengt er in des Waldes Dickigt und schleppt den Verwundeten fliehend mit sich davon.

Seine Flucht war ein Zeichen für die übrigen Reiter. Sie wandten ihre Pferde und eilten in flüchtigem Laufe davon, verfolgt von den nachgesendeten Kugeln der Grenadiere.

Der Sieg war errungen, die Grenadiere jubelten und plünderten die feindlichen Gefallenen; der alte Wolf aber stand mit verzweiflungsvollen Mienen am Fuße einer Eiche und raufte sich sein graues, mit Blut beflecktes Haar.

„Mir nach! mir nach! — Um Gotteswillen, Freunde, helft! Wir müssen ihn wieder haben!"

Mit matt gehobener Büchse taumelte er nach der Richtung, wohin der Reiter seinen Sohn geschleppt hatte. Der Blutverlust aber raubte ihm die Kräfte; ohne Besinnung sank er nieder.

Die Grenadiere hoben ihn auf und trugen ihn zu der Kutsche, aber auch hier wartete ihrer ein neues gräßliches Schauspiel. Ein ältlicher Mann mit kahlem Scheitel lag mit geschlossenen Augen regungslos in der Ecke, an seinem Busen ein ohnmächtiges Mädchen, und über Beide ergoß sich ein Strahl von dampfendem Blut.

Vorsichtig trugen die Soldaten den ohnmächtigen Förster in dem Innern des Wagens, und langsam bewegte sich dann der Zug nach dem unfernen Frankfurt. Von den Wällen Sachsenhausens hatte man das Gefecht gehört, und eine starke Musketir-Abtheilung hinausgesendet, um die Grenadiere zu unterstützen. — Bald hatten Alle das Thor erreicht, die Zugbrücken rasselten nieder und gesichert fanden sie sich hinter Graben und Mauern.

11.

Sühne und Opfer.

In seiner einsamen Stube lag der schwer verwundete Ritter Schlenkheim, und die Aerzte waren eifrig bemüht, das hart bedrohte Leben demselben zu erhalten. Aber mit jedem sinkenden Tage sank auch die Hoffnung, und an den traurigen Mienen des Comthurs, Mariens und Katharinens, die abwechselnd ihn verpflegen halfen, mußte Schlenkheim endlich bemerken, daß seine Stunden gezählt seyen.

Er äußerte sein Dafürhalten mit ruhigem, ergebenem Gemüthe, und weinend sanken die Mädchen an seinem Lager nieder.

„O, nein, unser bester, unser väterlicher Freund, der uns so viel Liebe bisher erwiesen — er kann — er darf von uns nicht scheiden!"

Sie wendeten flehend den Blick zu dem Himmel, und der Comthur drehte sich zur Seite und zerdrückte eine Thräne, die ihm in's Auge getreten war.

Erschüttert blickte Schlenkheim auf so viel Beweise von treuer Liebe und Freundschaft. Sein Auge rollte lebendiger, Röthe trat auf seine bleichen Wangen, und Schweiß perlte ihm endlich von der Stirne.

Besorgt blickten ihn die Umstehenden an.

„Es ist nichts," äußerte er beruhigend, „laßt mich auf Augenblicke allein."

Die Angeredeten wollten seinen Wunsch erfüllen und entfernten sich langsam, da rief er Marie an der Thüre zurück und bat sie, zu bleiben.

Beide waren allein. Zitternd faßte er die Hand des Mädchens und seufzte aus tiefer Brust. Es war, als ob ihm etwas furchtbar diese belaste.

„Euch sollte ich verlieren," rief schmerzerfüllt Marie, „und jetzt — jetzt, wo ich das Opfer eines Treulosen geworden bin! — Die Liebe hat mich verrathen, soll ich auch der Freundschaft Lebewohl sagen müssen?"

„O, nicht doch," entgegnete Schlenkheim mit matter Stimme, „es dürfte doch vielleicht ein Irrthum seyn."

„Nicht möglich," fiel Marie seufzend ein. „Hab' ich doch selbst mit eigenen Augen es gesehen, und hat doch selbst die Freundin mir bekannt, wie er ihr Herz bestrickt und Liebe ihr vorgelogen habe."

„Und dennoch könnt Ihr irren."

„O, wollte Gott," entgegnete das Mädchen, indem sie das Auge niederschlug, „denn bergen kann ich's nicht — noch immer lieb' ich ihn."

„So darf ich nicht mehr schweigen," begann jetzt Schlenkheim, indem er unruhevoll sich auf dem Lager hin und her warf, „Ihr seyd betrogen — betrogen durch ein listig Gaukelspiel. — Ja, schaut mich nur mit grauenvollen Blicken an, das sind die Blicke, die für mich sich ziemen; denn der Gaukler, der listig Euren Herzensbund zerriß — der Gaukler war — ich."

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Johann Christian Senckenberg.

(Schluß.)

Hochachten müssen wir den Menschen, der Alles daran setzt, der Mitbrüder körperliche Noth und Leiden zu lindern, zu heilen; aber größer steht doch Derjenige da, der Sinn hat für die geistigen Bedürfnisse, der es fühlt, daß der Kunst und Wissenschaft Keiner ganz entbehren kann. Senckenberg war edel und groß zugleich, den armen Kranken wollte er einen Zufluchtsort bieten, aber auch der Wissenschaft einen Tempel errichten. Am 18. August 1763 errichtete er seine „wohlbedächtliche Willensverordnung und unwiderrufliche Stiftung." Mehr als 100,000 Gulden baares Geld, ohne die Gebäulichkeiten und die übrigen schon oben gewürdigten Sammlungen, vermachte er darin seinem einzigen Erben, dem Gemeinwesen der Stadt Frankfurt; zwei Drittheile davon sollten zur Errichtung einer der Natur- und Heilkunde gewidmeten Anstalt bestimmt seyn, das andere Drittheil zur Unterstützung armer Kranken dienen, und wenn das Vermögen wachse, „insbesondere der Aerzte Wittwen und Waisen, so wie alte, schwache und bedürftige medici nicht außer Acht gelassen", selbst talentvollen Jünglingen zum Studium der Medizin Unterstützung gereicht werden. Unverzüglich schritt er zur Ausführung seines Unternehmens, und schon zwei Jahre darauf, am 16. Dez. 1765, errichtete er einen Nachtrag zu seinem Testamente, in welchem er seinen Plan noch mehr entwickelte und genauere Anordnungen traf; aber vor Allem, nachdem er den großen noch jetzt seiner Stiftung gehörigen Bezirk erkauft hatte, arbeitete er an Errichtung der wissenschaftlichen Anstalt und der Verbesserung des Medizinalwesens; nur am Ende des Vorberichts, welchen sein Neffe dem im Jahre 1770 herausgegebenen Stiftungsbriefe noch vorsetzte, finden sich die ersten Gedanken und Meinungen des Stifters über die künftige Errichtung eines Hospitals; unmittelbar von ihm selbst ist uns nichts darüber öffentlich mitgetheilt. Bekannt ist es, wie er Denen, die sich wunderten, daß er nicht vorerst das Nothwendigste und Nützlichste, die Errichtung eines Krankenhauses vornehme, voll Menschenkenntniß zur Antwort gab: „Wenn der Tod mich überraschen sollte, ehe mein Werk ganz vollendet ist, wird das Krankenhaus nicht dabei leiden, aber desto eher möchte man vergessen, daß ich der Wissenschaft hier einen

Digitized by Google

Tempel gründen wollte." — O du hast richtig geahnet, weiser Mann!

Als der botanische Garten, der Bibliotheksaal, die Anatomie und das chemische Laboratorium der Vollendung nahe waren, fing er den Bau des Krankenhauses an, aber noch nicht weit war dieser vorgeschritten, als der 65jährige, aber noch lebenskräftige Greis, die Arbeit betrachtend, über das Gebälke hinschreitt und am Abend des 15. Nov. 1772 von der Höhe herabstürzte; in wenigen Stunden war er nicht mehr. Seine Leiche war die erste, welche in dem schönen, von ihm erbauten anatomischen Theater secirt wurde. Als sollte es nicht an seltsamen Erscheinungen und Anzeigen bei dem Tode Desjenigen fehlen, welchem die Mystik in der Natur so viel galt, erzählte man sich, sein Diamant, den er statt des Knöpfchens im Kragen des Hemdes trug, sey am Morgen seines Todestages aus der Einfassung ihm an die Füße gefallen, und sein gewöhnliches großes Trinkglas habe man am Abend auf dem Tische in zwei Theile zersprungen gefunden. — Um seines Werkes willen können wir sein noch immer zu frühes Hinscheiden bedauern, aber bemitleiden wir Ihn nicht um eines solchen Todes. Wer weiß, ob der Augenblick und die Seelenstimmung, in der wir von dieser Welt scheiden, nicht bedeutend ist für das Erwachen in jener. Konnte wohl Senckenberg in einem für ihn günstigern Zeitpunkte sterben? Ein schönes Bild der künftigen Größe seiner Stiftung, schöner vielleicht als je zu vollführen möglich, mochte in diesem Augenblicke seine Seele begeistern erheben, als sie diese Erde nahe am Ziele ihres herrlichen Strebens verließ, noch ehe sie das Unvollkommenseyn alles menschlichen Werke auch an ihrer Schöpfung erfahren hatte. — Das Grabgewölbe, von welchem aus sich bedeutungsvoll die Mauern zu diesem neuen Gebäude erheben, umschließt seine irdischen Ueberreste. Damit die dankbare Nachwelt nicht zu viel prunkende Worte auf sein Denkmal setze, hat der bescheidene Mann sich selbst folgende einfache Grabschrift verfertigt: „In diesem Grabe liegt verwahret der irdische Leib des Joh. Christian Senckenberg, der in seinem Leben durch Gottes erbarmende Güte ein redlicher Bürger und treuer Arzt gewesen, der die Erde für den Ort der Verweisung, den Himmel aber für sein Vaterland gehalten, dahin er mit Freuden zurückgekehrt ist, als der Tod ihm die Freiheit verschaffte."

Eifrig wurde nach des Stifters Tode an der Ausführung des angefangenen Werkes gearbeitet, reiche Vermächtnisse flossen dem Krankenhause zu, und elf Jahre lang verzichtete das Kollegium der Aerzte zum Besten dieses Wohlthätigkeitshauses auf die für die wissenschaftlichen Anstalten bestimmten Einkünfte, und bis zu den neuesten Zeiten auf manches sonstige ansehnliche Vermächtniß. Der schöne Zweck eines Hospitals sprach zu sehr das theilnehmende Herz unserer Mitbürger an, als daß sie ihn nicht mächtig gefördert hätten; am 19. Febr. 1779 wurde der erste Kranke aufgenommen, und bald war es in den guten Zustand versetzt, der ihm heute noch mit vollem Rechte die Theilnahme Vieler zuwendet."

Nach dieser Lebensschilderung wendet sich Dr. Mappes zur Geschichte des medizinischen Institutes und der Begründung der naturforschenden Gesellschaft, welches in oben genannter Schrift weiter zu lesen ist.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk.

Von diesem unter Mitwirkung des Verfassers von Dr. G. L. Kriegk bearbeiteten trefflichen Geschichtswerke ist die zwölfte Lieferung erschienen und somit der sechste Band vollendet. Diese geht von Karl dem Großen bis zum Zeitalter der Kreuzzüge. Ueber dies Werk liest man in der Bremer Zeitung: „Erfreulich für die stets wachsende politische Bildung in Deutschland ist unter andern auch die Wahrnehmung, daß Bücher, die vorzugsweise für den ernsten, männlichen Geist, für die wahre, großartige Volksentwickelung geschrieben sind, und die jene kleinlichen Kunstgriffe, womit bloß der Phantasie und Zerstreuungssucht geschmeichelt wird, verachten, eine immer größere Anerkennung und Ausbreitung finden. So hören wir, daß die treffliche Schlosser'sche Weltgeschichte, von Dr. Kriegk für das deutsche Volk bearbeitet, einen außergewöhnlichen Absatz erlangt habe. Freilich bleiben wir Deutsche hierin hinter dem Beispiele Englands und Frankreichs zurück; dort würde ein solches Werk, von einem solchen Verfasser, bereits in einigen hunderttausend Exemplaren verbreitet seyn. Ob aber auch so ernst, so gründlich studirt, wie dies in Deutschland von einem kleineren Leserkreis geschieht? Wir dürfen mit Stolz auf dies durch und durch männliche, gediegene, wahrheits- und freiheitsliebende Buch hinweisen; denn wenn auch im Ganzen kunst- und prunklos, gibt es uns die inneren und äußeren Thatsachen der Weltgeschichte mit so reiner, unverfälschter Forschung und Gesinnung wieder, daß wir bei wenig Büchern unbedingter „auf die Worte des Meisters schwören" dürfen, als in diesem Schlosser'schen Geschichtswerke. Eine Nation, die aus solchen Quellen ihre sittlichen und politischen Ueberzeugungen schöpft, wird sich gewiß unter allen am meisten dem großen Ideale nähern, zugleich rein menschliche und streng nationale Zwecke zu verfolgen!

Mannichfaltigkeiten.

(Bensheim, 28. Febr.) Hier fangen schon frühgesteckte Kartoffel an zu blühen und man ist allgemein der Ansicht, daß ein guter Sommer und eine noch bessere Ernte zu erwarten sey.

(Koblenz, 26. Febr.) Vor dem königlichen Gerichtshof zu Metz (cour royale) kommt Montag den 1. März ein für unsere Umgegend besonders interessanter Criminalfall zur Verhandlung, zu welchem, da die betreffende Angeklagte ein in dem nahe gelegenen Städtchen Niederlahnstein wohnhaftes Mädchen israelitischer Religion ist, Zeugen aus hiesiger Stadt, Niederlahnstein und Braubach dorthin geladen worden sind. Dieselbe ist nämlich des Mordversuchs der Braut ihres frühern Geliebten, nach welcher sie in der französischen Stadt Sierk, dem Wohnorte derselben, geschossen haben soll, angeklagt.

(London, 16. Febr.) Letzten Donnerstag hielt das hiesige deutsche Hospital sein zweites Festmahl in der London-Tavern, wie zuvor unter dem Vorsitz des Herzogs von Cambridge. Außer dem preußischen, dem dänischen und dem sächsischen Gesandten, dann Sir George Staunton und Hr. Hudson Gurney schienen eben keine sonderlichen Notabilitäten zugegen gewesen zu seyn. Aber desto größer war die Anzahl deutscher Handwerker und Krämer, welchen es eine Freude zu machen schien, sich hier liebevoll zu versammeln, und ein Institut zu ehren und unterstützen zu helfen, welches bei Deutschen wie Engländern täglich an Achtung gewinnt, und von fast Allen, die es besuchen, als ein Muster für alle Krankenhäuser gepriesen wird. Die Einrichtung des Lokals, welche in Bezug auf die Kranken ausschließlich unter der Leitung des Hrn. Dr. Freund statt fand, läßt nichts zu wünschen übrig, und dessen Geschicklichkeit und Eifer, treulich unterstützt von den übrigen Aerzten des Instituts, hat in manchen Fällen schon Wunderkuren bewirkt. Das höchste Lob verdienen und erhalten aber die Schwestern und der männliche Gehülfe von Kaiserswerth, denen die Haushaltung und die Pflege der Kranken anvertraut sind. Ordnung, Reinlichkeit und heitere Ruhe bezeichnen alles, was sie thun, und ertheilen der Anstalt eine Eigenthümlichkeit, welche Jedem bei'm ersten Anblick auffällt. Man sieht offenbar, daß jede in ihrem Fache vortrefflich unterrichtet worden, und dabei

Digitized by Google

von einem Geiste der selbstopfernden Liebe getrieben wird, der sich bei dem bloßen Miethling selten oder nie findet. Was diesen guten Mädchen aber noch zum besondern Lobe gereicht, ist, daß bei all' der sie treibenden Frömmigkeit noch nirgends eine Klage vernommen worden, daß sie irgend einem Kranken, namentlich nicht Katholiken oder Juden, ein Buch oder irgend eine Religionslehre aufgedrungen hätten, wie denn überhaupt in diesem Hospital, wie vielleicht in keinem andern, im Punkte der Religion die größte Enthaltsamkeit herrscht, damit ja auch nicht der entfernteste Versuch gemacht werde, einen Kranken von dem Glauben seiner Väter abzulenken. Es ist offenbar, daß gerade, wie dieses allgemein anerkannt wird, die Theilnahme dafür unter den deutschen Handwerkern wächst. Was diese Leute, zu ihrer Ehre sey es gesagt, ebenfalls freut, ist, daß die armen Engländer aus der unmittelbaren Nachbarschaft, die von dem Ortsgeistlichen empfohlen sind, unentgeltlich ärztlichen Rath und Medikamente erhalten. (Allg. Ztg.)

In der Loos'schen Medaillen-Münze ist eine große und äußerst kräftig geprägte Medaille, welche die Stadt Ratibor auf die Geburt der Prinzessin Amalie von Ratibor hat prägen lassen, erschienen, deren Hauptheile das Wappen der Stadt Ratibor mit der Umschrift: „Die Stadt Ratibor — Ihrer Pathe" darstellt. Die Kehrseite bildet das herzogl. Ratiborer Wappen mit der Umschrift: „Amalie Viet. Constanze Carol. Euphemia Marie Prinzess v. Ratibor. — Geb. d. 5. Octbr. 1846."

Korrespondenz.

Köln, 1. März.

Der hiesige „Verein zur Abhülfe augenblicklicher Noth" war durch die ansehnlichen Beiträge, welche die Bürgerschaft ihm in Folge seines Aufrufs vom 31. Dec. zugehen ließ, bis jetzt im Stande, die Nahrungsbedürftigen vermittelst seiner Speiseanstalt gegen geringe Vergütung mit nahehafter Kost zu versorgen. Seit Eröffnung der Anstalt am 23. Dec. v. J. sind über 160,000 oder im Durchschnitte täglich ungefähr 2500 Portionen ausgegeben worden; einen großen Theil derselben erhielten die ganz Mittellosen durch die Wohlthätigkeit von Vereinen oder Privaten unentgeltlich, die übrigen aber wurden von den Nahrungsbedürftigen selbst aus eigenen Mitteln erkauft, und gerade in letzter Zeit hatte sich dieser Ankauf aus eigenen Mitteln gegen früher fast verdreifacht. Da der Verein sich nur den Einkaufspreis der rohen Lebensmittel vergüten ließ, die Kosten der Zubereitung aber selbst trug, so mußte er durchschnittlich 25 Proc. aus Vereinsmitteln zusetzen, wozu ihn bei seinem geringen ursprünglichen Fond blos die eingelaufenen ansehnlichen und zahlreichen Gaben befähigten. Diese sind aber nun sämmtlich verwendet und er muß schon in den nächsten Tagen seine Speiseanstalt schließen, wenn ihm die Mildthätigkeit der Bürgerschaft nicht neue Mittel verschafft. Um diese sucht er deshalb heute in einem hier überall verbreiteten Aufrufe nach, worin er mit Recht bemerkt, daß bei der vereitelten Hoffnung, die wieder eröffnete Schifffahrt werde ein baldiges Sinken der Lebensmittelpreise bewirken, das Aufhören seiner Speiseanstalt die Noth vieler Dürftigen um so mehr steigern werde, da andere hiesige Wohlthätigkeitsvereine — worunter auch die vereinigte Commission der Bürger- und Meisterschaft — ihre Thätigkeits bereits eingestellt hätten. Da wegen des neu eingetretenen Frostes die eben dahier wieder begonnenen Erdarbeiten und Bauten sämmtlich eingestellt werden mußten und dadurch Tausende von Arbeitern ganz brodlos sind, so wäre dem wohlgemeinten Aufrufe ein entsprechender Erfolg sogar im Interesse der öffentlichen Sicherheit sehr zu wünschen. — In einer unserer ersten Modehandlungen wurden seit einiger Zeit durch eine Ladenmamsell eine ziemliche Anzahl werthvoller Shwals entwendet, welche sie theils hier zu Spottpreisen an Händler absetzte, theils an ihre Schwester nach Elberfeld sandte, die sie ebenfalls um ein Viertel oder Drittel des Werthes verkaufte. Einer dieser Shwals kam an die Frau eines dortigen Beamten und dieser veranlaßte sofort eine Untersuchung, welche zur Arretirung der Diebin und eines ihrer hiesigen Abnehmer führte. — Wir werden bald das traurige Schauspiel der Hinrichtung eines Wildschützen haben, welcher vor längerer Zeit bei dem nahen Königsdorf einen Forstwart, dem er aufgelauert hatte, meuchlings erschoß.

Aus Rheinhessen, Anfang März.

Während man von vielen Seiten her Schilderungen eines traurigen Nothstandes lies't, hat man auch in unserer Provinz zur Abwehr desselben außergewöhnliche Mittel zu ergreifen Aufforderung genug gehabt, wobei sich die Mildthätigkeit der Wohlhabenden bewährte. Nachdem übrigens die letzte Weincrescenz, bei welcher doch auch viele von den eigentlich Unbemittelten betheiligt sind, einen wohlthätigen Kredit zur Erwerbung der nothwendigen Lebensbedürfnisse verschafft hatte, ist jetzt durch einen besonders in den letzten Wochen bedeutend gewordenen Absatz wirkliche Aushülfe für jene Klasse eingetreten. Die zunehmende Nachfrage nach Wein, der, wenigstens nach den besseren Qualitäten des sehr ungleichen Products, jetzt schon in viel festeren Händen lagert, als vor einem Monate, und die dadurch steigenden Preise erklären sich ohne Zweifel zum Theil aus den Besorgnissen, die man hinsichtlich der Traubreben für das nächste Jahr hegt. Man überzeugt sich besonders, daß Oestreicher und Kiedroth durch den Frost gelitten haben. Ist das auch weniger in Folge des eigentlichen Winters, welcher immerhin durch den beständigen Witterungswechsel mehr schadete, als sonst oft durch anhaltende, weit strengere Kälte geschieht, so hat dieselbe doch in den letzten Tagen durch ihre für diese Jahreszeit ungewöhnliche Heftigkeit während der Nächte und die darauf folgenden, durch kein Wölkchen gehinderten, jetzt schon mächtigen Sonnenstrahlen einen in die Augen fallenden Schaden angerichtet. Die Aussichten auf eine gute Reysernte haben sich aber in der letzten Zeit noch unsicherer gestaltet. Hinsichtlich der Kornsaat, auf deren Gedeihen so sehnliche Blicke gerichtet sind, wollen wir besonders auf günstige Witterung hoffen. Daß übrigens noch des Bedürfniß der Provinz übersteigende Vorräthe liegen, dürfen wir getrost annehmen, so wie man von dem Ueberhandnehmen der Kartoffelkrankheit weniger hört.

Programm des Museums.

Am 5. März.

Symphonie von Beethoven (F-dur).
Die romantische Schule und Clemens Brentano; literar-historische Skizze, verfaßt und vorgetragen von Hrn. Dr. Bibr.
Minna, Gedicht von Schiller, für Tenor mit Orchesterbegleitung.
Pianoforteconcert von C. M. von Weber, gespielt von Hrn. Schloeßer.
Die polnische Königswahl, Gedicht von Castelli, gesprochen von Hrn. Breuer.
Damon an's Clavier, Lied, componirt von Lorenz Schneider, gesungen von Hrn. Caspari.
Das selt'ne Blümchen, Gedicht von Schmidt, gesprochen von Fräul. Quint.
Ouverture zu Anacreon von Cherubini.

☞ Mit dem Museum vom 5. März ist das Wintersemester für 1846/47 geschlossen.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusche) wird um halb 6 Uhr geöffnet. — Alle Museumskarten sind persönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 4. März. (Auf Verlangen): Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abth., Musik von Gluck.

Samstag, 6. März. (Neu einstudirt): Die Jungfrau von Orleans, romantisches Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. v. Schiller. (Gastrolle) Johanna: Fräul. Schwelle, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 65. Samstag den 6. März 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

Sprachlos starrte Marie ihn an. Tiefseufzend fuhr er endlich mit nach und nach freier werdendem Tone fort:

„Doch bin ich nicht so ganz ein Teufel, wie Ihr vielleicht glauben könnt. Mein Wollen war gut. Euch und Katharina wollte ich der Kirche als süße Bräute zuführen und die Güter Eures Oheims unserm wohlthätigen Orden. Wenn ich die Sache mit dem Verstande beleuchte, so trifft mich kein Vorwurf; das Herz nur will sich nicht beruhigen und schlägt und tobt ungestüm in meiner Brust. Ich kann den Pulsschlag nicht bewältigen, der mich zu reden zwingt. Fast meine ich jetzt, der geheimnißvolle Richter in der Brust ist mächtiger und wahrer, als des Verstandes schärfstes Denken. Denn seit ich Euch bekannte, was tief in meinem Innern verborgen war, ist mir wohl, und ohne Furcht sehe ich der Scheidestunde entgegen."

„Und Robert — der zweimal mich errettet aus Todesgefahren, der selbst für Euch sich geopfert, der jetzt für seinen Muth in Feindes Händen schmachtet? —"

„War niemals ein Verräther — liebte Euch treu und wahr — hängt immer noch an Euch mit ganzer Seele."

„O, allmächtiger Gott!" jammerte jetzt Marie, indem sie zu Boden sank und die Hände weinend rang.

Schlenkheim wendete sein Gesicht von dem schmerzzerrissenen Mädchen. Eine Pause trat ein, dann bat er mit flehender Stimme:

„Unterrichtet Katharina von meinen schlimmen Künsten, erbittet mir ihre Verzeihung, daß ich so freventlich in ihrem Busen eine Flamme angefacht, die sie verzehrte, daß ich ihr Herz einem Jünglinge, der sie immer noch liebt, entfremdet, daß ich ihr Lebensglück so gefährdet habe. Und wenn Ihr Beide mir verziehen, dann laßt mich ruhig sterben, und kein Haß, keine Verachtung treffe mein Angedenken."

Er hielt sie bei der Hand und sah ihr bittend in's Auge. Zögernd drückte sie ihm dieselbe, dann ging sie langsam aus dem Zimmer.

Als die Aerzte später eintraten, blickte er denselben mit ruhiger und heiterer Miene entgegen. Mit dem sinkenden Tage ward er matter, und als der Abend seinen dunkeln Mantel ausbreitete, entschlummerte er sanft, auf seinem Antlitze die Miene der Ergebung.

In der Dämmerung derselben Abendstunde aber saßen in einer Stube des Hauses Frankenstein Marie und Katharina im Gespräche beisammen.

Erstere hatte der Freundin vertraut, was ihr der Geschiedene eröffnet hatte, und lautlos starrte jetzt Katharina der Erzählerin in das Antlitz. Scham und Reue über ihr eigenes Benehmen und empörter Stolz über Schlenkheims Frevel durchzogen abwechselnd ihre Brust. Doch konnte das weiche gute Herz Katharinens den Bitten der Freundin nicht widerstehen.

„Ihm sey vergeben," weinte sie dann sanft. — „Möge Gott auch mir verzeihen, was ich gesündiget habe."

Innig schlossen nun die Mädchen einander in die Arme und gelobten sich erneuerte — ewige Freundschaft.

Der alte Kranstein kam jetzt nach Hause, und in seiner Gesellschaft trat in's Zimmer Hugo Stahlberg.

Noch immer hatte der junge Waffenschmied auf seinen Antrag um Katharinens Hand von dieser keinen Bescheid erhalten. War doch Alles, was sich seither zugetragen, gewiß nicht geeignet, einen günstigen Entschluß der Letzteren zur Reife zu bringen. Wie ein Rohr schwankte das Mädchen herüber und hinüber, bewegt von zwei gleich starken Gewalten, Liebe zu Robert und Liebe zu dem greisen Vater.

Eifrig setzte indessen Hugo seine Bemühungen fort, und der alte Kranstein ermunterte ihn mit dem Sprüchworte, daß kein Baum auf den ersten Hieb falle.

So kam er auch heute wieder, und war gegen Katharina so freundlich lieb, und aus den Augen leuchtete so viel Treue und Ergebenheit, daß auf der Wange derselben hohe Röthe der Verlegenheit aufstieg, und es ihr vorkam, als fühle sie Reue, ein Glück von sich gewiesen zu haben, um das manch anderes Mädchen sie beneidet haben würde.

Sie wollte jetzt freundlicher seyn gegen Hugo, und der Vater blickte mit freudigen Blicken zu seiner Tochter; aber der Gedanke, du kannst ihm doch ein Herz nicht schenken, das nicht mehr dein gehört, zerstörte wieder den gefaßten Vorsatz. Kälte und Blässe überflog ihr Gesicht und eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

Da gab Marie dem Gespräche eine andere Wendung mit einer Frage, die schon längst ihr Herz bedrängte. Sie erkundigte sich um das Loos des alten Försters und — seines Sohnes, des Försters Robert.

„Der Alte ist von seinen Wunden genesen," erwiederte Kranstein, „und lebt frei in der Stadt. Die Untersuchung gegen ihn ist, weil er so tapfer der Stadt Interesse vertheidiget, niedergeschlagen worden."

„Und was aus Robert geworden," fügte Hugo hinzu, „so ist man hierüber nicht recht im Klaren. So viel ist jedoch gewiß, daß er auf dem Sandhofe, wo sich französische Besatzung findet, in Gefangenschaft gehalten wird."

„O, Gott!" seufzte Marie und wurde leichenblaß; der junge Mann sah sie betreten an und richtete dann, während der alte Kranstein mit mißmuthigem Gesichte zum Fenster getreten war, und die jungen Leute nicht weiter beobachtete, einen fragenden Blick zu Katharina.

Da stieg plötzlich in der Brust dieser ein Gedanke hervor, der

Digitized by Google

nach und nach sich zu einem schönen Hoffnungslichte gestaltete. Langsam näherte sie sich Hugo und ergriff seine Hand.

„Ihr seht," hier zeigte sie auf Marien, und Hugo nickte, daß er sie verstanden habe. — „Schafft Rath und Hülfe, und Katharina wird Euch dankbar seyn."

Feurig preßte der junge Mann die dargebotene Hand an seine Lippen und gelobte mit einem Drucke seiner Rechten Erfüllung. Hier wendete sich der alte Kranstein um und sah die Kinder in der vertraulichen Stellung. Er wollte freudig reden, aber Katharina nahm ihn rasch bei der Hand und führte ihn willenlos aus der Stube.

„Verlaßt Euch auf mich, mein Fräulein," begann jetzt Hugo mit entschiedenem Tone. „Ich habe der Mittel und Wege gar viele. Ich schaffe Euch sichere Kunde, und — wenn es Menschen möglich ist — so rette ich ihn."

Ueberrascht wollte Marie nach dem also Redenden blicken, er war jedoch schon verschwunden. Da sank sie auf die Knie und betete: „Sende, Vater, Deinen Engel, daß er ihn schütze in seinem Beginnen."

(Fortsetzung folgt.)

Weitere Details über den schrecklichen Brand des Karlsruher Hoftheaters.

(Aus der Karlsruher Zeitung.)

Ueber die außerordentliche Anstrengung und Ausdauer der von allen Seiten herbeigeeilten Hülfe haben wir uns bereits in unserem ersten Berichte ausgesprochen; es herrscht darüber nur Eine Stimme, und wir dürfen wohl sagen, daß in dem Maße, als das Unglück groß und die Gefahr drohend war, es auch die Hülfe gewesen ist, und daß Viele, ja gewiß Viele fast über ihre Kräfte sich angestrengt haben. Ohne den Muth und die kühne Entschlossenheit Einzelner wäre die Zahl der Opfer unstreitig bedeutend größer, wenn nicht gar noch ein Mal so groß. Es ist Thatsache, daß eine große Anzahl Menschen durch die erste rasche Hülfe gerettet wurden. Wir erachten es als eine heilige Pflicht der Presse, die uns bekannt gewordenen Beispiele aufopfernden Muthes und kühner Todesverachtung, um Menschenleben zu retten, unsern Mitbürgern bekannt zu machen. So hat der Sänger Rieger mehrere Mädchen — man sagt, 5 bis 6 — welche sich durch eine Fensteröffnung nach dem inneren Hofraum zu retten gesucht, auf dem Dache des anstoßenden niederen Gebäudes aufgefangen, und während sich die Flammen rings um ihn verbreiteten und er selbst — ein Familienvater — jeden Augenblick in Lebensgefahr war, in Sicherheit gebracht; es war eine heldenmüthige Anstrengung, in der ihn Schauspieler Hock unterstützte und in einem entscheidenden Augenblick Hrn. Rieger selbst vom Sturze in die Flammen errettete. Auf der andern Seite stiegen Oberlieutenant v. Petternell und Hauptmann v. Degenfeld, beide Familienväter, auf Leitern im innern Hofraum, als das Gebäude schon lichterloh aufbrannte, an der äußern Mauer hinauf, um in größter Selbstverläugnung und edelmüthiger Aufopferung einen Versuch zur Rettung des Arbeiters aus der Keßler'schen Fabrik zu machen, der in einem Fenster des vierten Stockes, in den Kniekehlen hängend, später langsam verbrannte; sie mußten darauf verzichten, ihn zu retten, da der Unglückliche von Innen von andern Opfern an den Beinen fest gehalten wurde und sich nicht losmachen konnte, während unter ihnen die Flammen zu den Fenstern herausschlugen. Der Geistesgegenwart und muthigen Entschlossenheit des Rechtspraktikanten Gustav Kärcher verdanken mehre Personen ihre Rettung. Derselbe wußte sich nämlich eine Art zu verschaffen und kam, durch eine seltene Fügung des Himmels mit den Gängen vertraut, die er Morgens erst hatte kennen lernen, an eine verschlossene Thüre, hieb sie ein und eilte trotz Dampf und Qualm eine Treppe hinan und brachte eine Anzahl Menschen glücklich durch. In gleicher Weise hat Rechtspraktikant Karl Kärcher mit Hülfe eines entschlossenen Artilleristen einen Mann, der bereits in den Flammen sich befand, herausgeholt und ins Freie gebracht. Der Israelite Isaak Reutlinger rettete einem Unteroffizier das Leben und Kaufmann Adolph Hirsch war unter den Muthigsten voran und brachte während drei vollen Stunden die Wasserbütte nicht mehr vom Rücken. Das kleine Seitengebäude (Dienstwohnungen) des Theaters wurde lediglich durch die unermüdete Anstrengung des Lieutenants Julius Sachs, Kommandant der Schloßgartenkaserne, erhalten. Als solcher leitete er die Spritze und hielt das Haus von der Seite des botanischen Gartens so unter Wasser, daß es völlig geschützt war, trotz der unmittelbaren Nähe des brennenden Hauptgebäudes. Oberlieutenant Emil Schwarz leitete ebenso eine Spritze der Artillerie von dem Innern des Theaterhofes aus, und dieser doppelten Anstrengung verdankt dasselbe seine Erhaltung. Hofschauspieler Zeis d. ä. leistete die thätigste Hülfe auf der Bühne selbst und rettete durch seine Geistesgegenwart viele der mitspielenden Kinder und Choristen. — Von den Bemühungen und Anstrengungen mancher Andern ließe sich noch Vieles berichten, wie überhaupt eine Reihe der edelsten Züge, der rühmenswerthesten Handlungen mitten in den Flammen ein erhebendes Bild gewähren. Des neugebildeten Pompiers-Corps von Durlach haben wir bereits erwähnt; ihm allein verdankt man die Rettung des Coulissen- und Intendanz-Hauses. Von dem Polytechniker Arens aus Köln werden Beispiele der thätigsten Hülfe, ungewöhnliche Beweise der Kraft und Energie erzählt. Selbst viele Frauen und Kinder zeigten bewunderungswürdige Geistesgegenwart; so sprang Frau Zeis, als rings die Garderobe brannte, mit gleichen Füßen durch's Fenster in den botanischen Garten, ohne Schaden zu nehmen. Der kleine Sohn des Obersten Schwarz war im Parterre, wo es plötzlich dunkel ward; der Knabe fand den Ausweg nicht, da sprang er in's Orchester, kroch auf die große Trommel und von da auf die Bühne, wo ihn ein fremder Mann, der französisch sprach, mit hinaus zog. — Der alte Hofschauspieler Brock leerte noch einen Theil der Damen-Garderobe, als vor ihm der brennende Plafond herabstürzte; mit Mühe konnte er sich durch's Fenster retten. Die zwei Militärposten auf der dritten Gallerie, zwei Soldaten vom ersten Infanterieregiment, warfen ihre Gewehre auf die zweite, sprangen diesen nach und sind so glücklich entkommen. Ebenso ist der Polytechniker Walchner, ein guter Turner, von der dritten auf die zweite, von da auf die erste und dann in's Parterre gesprungen.

Nach mehreren, völlig übereinstimmenden Nachrichten darf mit Gewißheit angenommen werden, daß die bei'm Theaterbrand Verunglückten nicht durch die Flammen umkamen, sondern zuerst durch die Ausströmung des Gases betäubt, ohnmächtig in völlige Bewußtlosigkeit versanken und dann erstickten, ehe das Feuer selbst zu ihnen gelangte. So erfuhr Einsender von einem Verwandten, der sich durch einen Sprung auf ein Dach rettete, Folgendes: Als der Ausbruch des Feuers bekannt wurde, eilte Alles schnell der Thüre zu. Der Jammer, der sich erhoben hatte, verstummte aber in kurzer Zeit, aber die Wirkung des Gases war so stark, daß man gleich Anfangs in einen Zustand verfiel, als hätte man einen Schleier vor dem Gesicht. Der Uebergang zur Betäubung muß bei Vielen sehr rasch gewesen seyn, denn die Personen standen, als ich die Thüre zu gewinnen suchte, fest und still wie eine Mauer aneinander gedrängt *). Von einer andereu Seite

*) Wir haben von einem anderen Manne, der sich durch einen Sprung in's Parterre gerettet, uns erzählen lassen, daß er bei einem Blick nach der Gallerie die ganze vordere dichtgedrängte Reihe der Zuschauer leblos sitzen sah, Alle das Gesicht nach der Bühne gewendet,

Digitized by Google

vernahm Einsender die Aeußerung, es habe ein Mädchen mit ihrem Geliebten davon eilen wollen, der Letztere habe ihr aber zugerufen: „Rette Dich allein, ich komme nicht mehr fort!“ und sey dabei umgesunken. — Ein Schornsteinfeger, welcher eine Person aus der dritten Gallerie herabgeholt hatte, bemerkte: „Droben stehen und sitzen sie herum, ohne ein Glied zu rühren.“ Von einem Freunde, der seine Gattin im Theater wähnte und deshalb dahin eilte, vernahm endlich Einsender, als er auf die erste, bereits vom Feuer ergriffene Gallerie herausgetreten sey, hab' er nicht den mindesten Laut mehr vernommen, es habe vielmehr Grabesstille geherrscht! Möchte diese Mittheiluug dazu beitragen, den furchtbaren Schmerz zu lindern, dem jeder Fühlende, besonders aber die leider große Zahl von schwerbetroffenen Hinterbliebenen preisgegeben ist.

Seit drei Tagen ist man unabläßig damit beschäftigt, die Verunglückten aus den Trümmern auszugraben und auf den Friedhof zu bringen, wo ein gemeinschaftliches Grab sie aufnehmen wird. Fast alle Leichen sind verstümmelt und durchaus unkenntlich. Es ist ein herzzerreißender Anblick, die Ueberreste bald von Kindern, bald von erwachsenen Mädchen und jungen Männern zu sehen, von denen Manche im Augenblick, als der Tod sie ereilte, wechselseitig Schutz suchend, sich fest aneinander angeschlossen haben mögen. Der Schutt aus jenen Räumen des Hoftheaters, aus welchen man die Verunglückten ausgegraben, wird einer Anordnung zufolge auf den Friedhof gebracht. Es ist dies eine zarte Rücksicht für die zahlreichen Familien der unglücklichen Opfer; dieselben haben wenigstens den, wenn auch immerhin schmerzlichen Trost, die Gebeine ihrer Kinder und Angehörigen in geweihter Erde und die Asche derselben nicht den Winden Preis gegeben zu wissen. Wir verehren dankbar das Gefühl, aus welchem jene Anordnung hervorgegangen.

Der 11. April.

Potentissimus est qui se habet in potestate.
SENECA.

Was der Vater einst verheißen,
In der Stunde der Gefahr,
Will der fromme Sohn beweisen,
Daß es deutsch und redlich war.

Nicht gewaltsam abgedrungen;
Er verleiht aus freier Hand,
Was der Britte schwer errungen
Von dem Herrscher ohne Land.

Fester schlingen sich die Bande
Zwischen Völkern und dem Thron;
Laut ertönt im Vaterlande:
Heil dem edeln Königssohn!

Hoffet, Preußen! — Voll Vertrauen
Harret aus mit altem Muth!
Frei das Wort in unsern Gauen —
Opfern Deutsche Gut und Blut.

Dr. J. Maas.

auch nicht die leiseste Bewegung habe er bemerkt; sämmtliche Personen waren schon in dem Zustande völliger Betäubung — sie waren nicht todt, aber das Bewußtsein war nach wenigen Augenblicken verschwunden. (Die Red. der „Karlsr. Ztg.“)

Mannichfaltigkeiten.

(Darmstadt, 26. Februar.) Die Gaunerei macht auch bei uns einige Fortschritte. Ein Beispiel ist Folgendes: Vor einigen Tagen traf hier ein alter Bauer ein, der sich bei seiner als Amme dienenden Tochter einige Gulden holte. Im Wirthshause, sich bei einem Glas Bier labend, lernte er einen jungen Mann kennen, welcher gut angezogen und gar theilnehmend war. Der Alte klagte seine Noth. „Ich kann Euch zu Geld verhelfen,“ sagte der Fremde, „wenn Ihr mir folgt!“ Nun rieth er dem Bauer, dessen eines Auge schwach und verletzt ist, sich blind zu stellen, und von ihm, dem jungen Gauner, führen zu lassen. Der Alte willigt ein, sie kommen in mehrere Häuser, wo man sie reichlich beschenkt, da der Führer sehr rührend das Elend seines Begleiters zu schildern wußte. Gegen Abend soll sich die Einnahme auf zwanzig Gulden belaufen haben. „Nun theilen wir bei einem Glase Wein,“ — sprach der junge Mann, „kommt mit! Vorher will ich aber einige Semmeln kaufen! Wartet hier auf mich!“ Mit diesen Worten ließ er den Alten vor einem Bäckerhause stehen und — verschwand. Der Greis wartet vergeblich; er kommt dann zu seiner Tochter und erzählt den Vorfall, wobei er sich nur freute, daß er dem Spitzbuben nicht auch die paar Gulden von seiner Tochter anvertraut hatte, die dieser ganz treuherzig mit der übrigen Kasse zusammenlegen wollte.

(Braunschweig, 21. Febr.) Gestern starb hier der Abt, Hof- und Dompredigr, auch Seminar-Direktor, Dr. theol. Westphal. Nach einer allgemein verbreiteten und von seinen nähern Bekannten bestätigten Erzählung, soll ihm schon seit langen Jahren der 20. Febr. 1847 als sein Todestag bekannt gewesen seyn. Früher Landprediger, wird er in einer Nacht durch Klopfen an der Thür aus dem Schlafe geweckt und sieht vor derselben einen Mann mit einer Laterne stehen. In der Meinung, daß ein Kranker oder Sterbender seinen Beistand verlange, eilt er hinunter, wo der Mann auf seine Fragen nicht antwortet, sondern Zeichen macht und immer vorangeht, bis er sich plötzlich zu seiner Ueberraschung auf dem Kirchhofe vor der offenen Kirchenthüre befindet. An dieser sieht in deutlicher Schrift: „Abt Westphal, gestorben den 20. Februar 1847.“ Während er dieses lies't, ist sein Begleiter verschwunden; er macht aber einige Zeichen, um sich zu überzeugen, daß er nicht geträumt habe, welche er auch am andern Tage wieder findet, übrigens aber die Begebenheit sofort seiner Familie mittheilt, ohne jedoch das Jahr des Todes zu nennen. Viele Jahre sind seitdem verflossen, er ist wirklich zum Abt ernannt, der Monat Februar ist stets für seine Familie eine Zeit der Angst gewesen, und mag es nun als ein Fieberbild oder wie sonst zu erklären seyn, er ist am 20 Februar 1847 gestorben. Sehr empfindlich ist sein Verlust für die mit dem hiesigen großen Waisenhaus verbundene Elementarschule für Knaben und Mädchen. (H. C.)

Am 21. stürzte in Deutz an der Rheinfähre ein Wagen in's Wasser, in dem sich ein Transport Goldbarren befand, nach einigen im Werthe von 1 Mill. Thaler, nach andern von noch höherem Werthe. Es soll eine Sendung seyn, welche Rothschild dem Kaiser von Rußland macht. Es währte jedoch nicht lange, so war der Schatz wieder herausgefischt, trotz dem, daß die Fäßchen sich gelös't hatten. Wenn heutzutage die Nibelungen ihren Schatz in den Rhein versenkten, so dürfte auch nicht viel davon liegen bleiben.

In den Trümmern des Bergsturzes bei Oberwinter wurde in den letzten Tagen von einem Arbeiter das Stück vom Kinnbackenknochen eines riesenhaften urweltlichen Thieres zu Tage gefördert. Es wiegt dies zum Theil versteinerte Stück Knochen über sieben Pfund, ist gut erhalten und enthält einen Backenzahn von enormem Umfange; die Kronenfläche desselben ist oval und hat

Digitized by Google

eine Länge von mehr als sieben, eine Breite von zwei und einem halben Zoll. Hr. Gastwirth Groyen von Rolandseck ist gegenwärtig im Besitze dieses merkwürdigen urweltlichen Ueberrestes.

In Konstantinopel leben gegenwärtig 13,467 Ausländer, worunter 6000 Griechen, 1983 Malteser und Jonier, 4581 Oesterreicher, 825 Franzosen, 876 Russen, 657 Perser, 863 Italiener, 210 Engländer und 144 Deutsche.

Wer hat keine Schulden? Norwegen! Dieses Land, von allen wesentlichen Hülfsquellen, die andern Ländern zu Gebote stehen, scheinbar so ganz entblößt, ist gleichwohl in Europa das einzige Land, welches keine Schulden hat. Ja, was noch mehr sagen will, es weiß nicht einmal, wo es die Gelder hinthun soll, die sich angehäuft haben, seit es die mit Dänemark bei der Landestheilung getheilte Schuldenlast getilgt hat, und sucht nun gute Wechsel für seine 8600 Mark Silber, die es, als vorjähriges Produkt seiner Bergwerke, todt liegen hat.

Wie reich wir in Deutschland an Johannes oder Hansen sind, mag zum Beweis dienen, daß man mit den verschiedenen provinciellen Verwandlungen ein vollständiges Distichon machen kann:

Hanneste, Johannes, Johanneste, Hansele, Hänsle,
Hansel, Hansle, Johann, Hänselchen, Hänschen und Hans.

Korrespondenz.

Stuttgart, 27. Febr.

Das Theater ist hier seit einiger Zeit so sehr Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Besprechung, so vieler Erwartungen, Anfeindungen, Deceptionen und Mißbehagens geworden, daß es schon der Mühe werth ist, ihm einmal einen besondern Artikel zu widmen, zumal Das, was in Würtemberg darüber gedruckt wird, entweder meist von Leidenschaft eingegeben, oder unter dem Druck der Verhältnisse nicht alles Das auszudrücken vermag, was es gerne ausdrücken möchte. Vom neuen Theatergebäude und der neuen Intendanz erwartete das Stuttgarter Publikum, wie man in allem Neuen Besserung hofft, sein Heil für ein ziemlich verwahrlostes Institut, das bei den enormen Geldmitteln, die auf dasselbe verwendet werden, unter den ersten Bühnen Deutschlands in vorderster Reihe stehen könnte, und seit etwa 80 Jahren auch meist stand, ja zuweilen sogar die ersten Celebritäten unter seinen Mitgliedern zählte, von einem kunstsinnigen Monarchen beschützt und ausgestattet wird und ein kunstliebendes Publikum als weitere Aufmunterung hat. Und doch ist es seit jenen Aenderungen, von denen man so viel Heil erwartete, nicht nur um kein Haar besser; es ist im Gegentheil immer schlimmer geworden, ja sogar so weit gekommen, daß sich das frühere Interesse des Publikums theilweise in eine völlige Aversion umgestaltete. Das Publikum, das stets geneigt ist, alle Mißgriffe bei einer Anstalt dem Vorstand und Lenker derselben allein zur Last zu legen, wendete seinen ganzen Groll gegen den Intendanten Hrn. v. Gall. Daß derselbe gar arge Mißgriffe gemacht, läßt sich nun und nimmer läugnen, ja daß er sich sogar wirkliche Härten und, wenigstens im Erfolge, verkehrte Maßregeln zu Schulden kommen ließ, ist gar keine Frage; indeß scheint mir doch, daß das Publikum ihm auch in vielen Dingen durchaus Unrecht thut, daß es übersah, wie viele wirkliche eingewurzelte Mißbräuche abzuschaffen waren und daß überhaupt eine Regeneration der Anstalt dringend nothwendig und nicht ohne Verletzung mancher Privatinteressen auszuführen war. Was ihm außerdem in der öffentlichen Meinung zum voraus schon eine ganz schiefe Stellung bereitete, war die ungeheure Lobhudelei, die demselben, durch einige Parasiten insbesondere befördert, voranging, wornach man ihn als einen Sokrates an Weisheit, als einen Aristides an Gerechtigkeit und für unfehlbar in Theaterangelegenheiten halten mußte. Die Erwartungen spannten sich natürlich aufs Höchste: in der Zukunft unserer Bühne erblickte man wenigstens ein neues Eldorado, daher die Enttäuschung nur um so greller seyn mußte. Worin die Mißgriffe hauptsächlich bestanden, die man dem Intendanten zur Last legt, darüber in meinem Nächsten. Für heute an Bühnenneuigkeiten nur so viel, daß wir kürzlich ein neues Ballet von unserem Balletmeister Fenzl hatten, wozu die Kronprinzessin Olga einige Musikcompositionen lieferte (das Ballet heißt: „das Jahresfest", ward beifällig aufgenommen und darin die Kinder des Balletmeisters, welche ungemein viel versprechen, mit gerechtem Beifall überschüttet), daß dieser Tage die Verdi'sche Oper „Hernani" nicht durchfiel, und daß, wie ein hiesiges Blatt meldet, Fräul. Emilie Walter und Mad. Palm-Spazer als erste Sängerinnen engagirt wurden. — Gestern ward auch der Prospect einer vom 15. März an erscheinenden „Stuttgarter Theaterzeitung" von Wilhelm Koffka ausgegeben.

Wiesbaden, 28. Febr.

Von einer kleinen Reise zurückgekehrt, war ich vom Besuch einiger Vorstellungen abgehalten, die während des Carnevals über unsere Bühne gingen. Ich halte es aber ebenfalls für überflüßig, sie nachzuholen, da sie des Interessanten wenig boten, und will mich blos auf die Mittheilung einer Neuigkeit beschränken, die seit einigen Tagen das Tagesgespräch hier bildet. Es ist dies nämlich ein Theaterscandal der unverschämtesten Sorte, der je in den Annalen der Theaterwelt vorkam, hervorgerufen durch ein Mitglied der hiesigen Bühne, welches sich herausnahm, einen seiner Collegen in offener Scene, Angesichts des Publikums, zurecht zu weisen und die Scene wiederholen zu lassen aus der Ursache, weil ihn derselbe nicht genug unterstützt habe. Dies trug sich in unserem friedlichen Wiesbaden den 20. Februar und zwar folgendermaßen zu: Es wurde „Doctor Robin" gegeben. Unser erster und größester Held und Liebhaber Hr. Rekowsky-Linden spielte den Garrick. In der Scene mit Jackson (Hrn. Tiez), wo er die Erzählung von dem Kinde hat, und bei den Worten: „Als das Kind aus dem Fenster auf's Gesims stieg, nach der dort hängenden Tulpe griff und" — bei diesem „und" fing Hr. Rekowsky-Linden plötzlich, zu Hrn. Tiez sich wendend, an: „Aber mein Gott, mein Herr, wenn Sie mich nicht besser unterstützen, kann ich nicht weiter spielen; sie unterstützen mich ja gar nicht. Ich muß bitten, daß wir die Scene noch einmal spielen, das verehrte Publikum wird Nachsicht haben. Also, ich bitte, noch einmal, wo ich zu Ihnen hereinkomme." — Was sagen Sie dazu? Ah so! Sie wollen wissen, was das Publikum, was Hr. Tiez machte. Ich will es Ihnen sagen! Der erste Gedanke war von der Mehrzahl, dies Extempore gehöre zum Stück, weil die Debatte im ganz ruhigen Conversationstone gehalten wurde. Als man sich aber vom Gegentheil überzeugte, war das Publikum von dem Auftritte indignirt und machte sich durch Zischen Luft. Hr. Tiez aber, dem diese Kränkung zu Theil wurde, benahm sich auf eine so ruhige, gemäßigte, noble Weise, daß er sich dadurch von Seiten des Publikums die größte Achtung erwarb. Hr. Tiez war nämlich, wie wir hörten, an diesem Abend sehr unwohl und wollte gar nicht spielen, und nur, um keine Störung im Repertoir hervorzubringen, trat er dennoch auf. In der Scene also und bei den Worten: „Das Kind stieg auf das Gesims, griff nach der Tulpe und" — hätte Hr. Tiez zu sagen gehabt: „Mein Gott, halten Sie ein, ich zittre" — statt dem sagte derselbe nur: „Ich zittre." Dies ist sein ganzes Verbrechen, worauf Hr. R.-L. die besprochene Scene hervorrief und Hr. T. ganz ruhig erwiederte: „Ja, aus Achtung gegen das Publikum spiele ich die Scene noch einmal." Hr. Tiez ist ein braves, fleißiges Mitglied der hiesigen Bühne und steht beim Publikum sehr in Achtung. Sie können sich leicht denken, daß die verehrliche Intendanz als Direktion sowohl, wie auch sämmtliche Mitglieder und das Publikum höchst entrüstet war. Die löbliche Polizei nahm sich sogar der Sache an und, wie wie hören, soll He. R.-L. bereits in eine Strafe von 10 Thalern genommen seyn. Was wird aber Hrn. Tiez für eine Satisfaction werden? Derselbe hat, wie wir hören, bei der Polizeibehörde eine Ehrenkränkungsklage eingereicht, worin er darauf antrug, daß R.-L. ihm öffentliche Abbitte leisten müsse; es wurde ihm bis jetzt übrigens noch kein Bescheid. Das Publikum jedoch gab Hrn. Tiez schon glänzende Satisfaction, indem es ihn, als er Tags darauf zu spielen hatte, jedesmal stürmisch empfing und am Schlusse hervorrief. Was die ganze Geschichte für weitere Folgen haben wird, namentlich unter den Mitgliedern selbst, weiß man noch nicht, und ich werde jedenfalls unseren Lesern das Endresultat mittheilen. So viel ist gewiß, daß He. Rekowsky-Linden sich durch diesen Vorfall die Mißachtung Aller zuzog.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. März. Der Wildschütz, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Sonntag, 7. März. (Neu einstudirt): Die Jungfrau von Orleans, romantisches Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. v. Schiller. (Gastrolle) Johanna: Fräul. Schwelle, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 66. Sonntag, den 7. März 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

12.

Brand und Kampf.

Das Jahr 1688 eilte zu seinem Ende. Trübe waren die Tage der heiligen Weihnachten, sonst die Veranlassung zu mancher Freude bei des Christbaumes freundlichem Leuchten, den Bürgern Frankfurts verflossen, und noch trüber gestaltete sich der Himmel, als der Sylvestertag sich anschickte, das unglücksvolle Jahr zu beschließen. Um die Stadt herum schwärmten französische Heerhaufen und bedrängten auf das unbarmherzigste das ihnen preisgegebene Landvolk. Die Stadtthore waren geschlossen, und auf den Wällen harrten die Konstabler mit brennenden Lunten, die bewaffneten Bürger standen in Masse auf den Sammelplätzen, und die größeren öffentlichen Straßenräume wimmelten von der eingenommenen hessischen Besatzung.

Der Magistrat von Frankfurt hatte weder den Kopf, noch den Muth verloren und stand gerüstet da, den Feind zu empfangen. Dieser aber sengte und brennte in der Pfalz und am Rheine nach Herzenslust, und während ihr König, der vierzehnte Ludwig, den seine Schmeichler den Großen nannten, in Paris Künste und Wissenschaften willig förderte und sein Hof für ein Muster socialer Artigkeit und Gewandtheit galt, erwarben sein Minister Louvois und die Generale Melac und andere durch ihre Thaten in Deutschland den Franzosen den Namen: Mordbrenner und Barbaren. Und das heilige römische Reich wehrte nicht diesem himmelschreienden, frevelhaften Beginnen, und eine sonst so große Nation, wie die deutsche, sah mit stupidem Erstaunen dem Treiben der Fremdlinge zu. Millionen gafften rathlos einander an, und ungestört trieb der übermüthige Feind sein barbarisches Handwerk. —

Da kam am letzten Tage des Jahres vor das Affenthor zu Sachsenhausen ein französischer Trompeter mit etlichen Offizieren. Auf die geblasenen Fanfaren wurden die Zugbrücken herabgelassen, den Angekommenen die Augen verbunden und sie auf den Römer geführt.

Hier überreichten sie dem Rathe ein Schreiben der französischen Generäle Monclas und la Goupliere, worin dieselben eine Brandschatzung von fünfzigtausend Gulden sogleich verlangten und im Weigerungsfalle die Stadt und deren Dorfschaften mit Brand bedrohten.

Die Antwort war kurz. Man vertraue Gott und dem guten Rechte. Die Generäle möchten kommen und die Brandschatzung holen.

Die Abgesendeten verließen die Stadt, und der Rath rief sogleich wieder Alles zu den Waffen.

Die Neujahrsnacht, sonst eine Veranlassung zu großer Freude und Jubel, womit das neue Jahr bei dem Schlage der Mitternacht begrüßt wurde, war heute einer Feier ernsterer Art gewidmet. Pechpfannen brannten auf allen öffentlichen Plätzen und Waffen klirrten wo überall. Vermehrt wurde noch der kriegerische Lärm durch ein gegen Abend von der rechten Mainseite, die von den Franzosen nicht besetzt war, einziehendes hessisches Reiterregiment.

Mit dem sinkenden Abende jedoch zeigte der Feind, daß es mit seinen Mordbrennerdrohungen Ernst sey. Ringsum auf der linken Mainseite röthete sich der Himmel von Feuersgluth, und die Thürmer der Stadt meldeten den vielseitigen Brand der Gehöfte, welche zur Stadt gehörten.

Da kamen Einwohner von Oberrad, hülfeflehend an das Affenthor. Auch ihnen war für den kommenden Tag — dem Angedenken Christi geweiht — von den Soldaten des allerchristlichen Königs die Zerstörung ihres Dorfes durch das Feuer angekündiget worden.

Sie waren eingelassen worden; aber der Rath konnte ihnen nicht helfen. Da griff ihr herzzerreißendes Jammern tief in die Herzen vieler Soldaten der Stadtgarnison; sie erboten sich, freiwillig hinauszuziehen, um die Mordbrenner zu züchtigen. Viele Sachsenhäuser Bürger, mit der Feuerwaffe tüchtig vertraute Männer, verlangten, diesen sich anzuschließen, und als der alte Förster Wolf zu Letzteren sich gesellte und ihnen alle seine Wuth und seinen Rachedurst einzuflößen vermochte, da konnten die Bürgermeister die edle Kampfbegierde nicht mehr dämpfen. Sie gaben die Erlaubniß zum nächtlichen Ausfall; und als Mitternacht vorüber war, schlüpfte der ganze Haufe zur kleinen Pforte hinaus und eilte wie die Rachegespenster in dem schützenden Dunkel nach den Weingärten des Mühlberges.

Der Neujahrstag lag in neblichem Grau, schwer wie das Verhängniß, welches Deutschland bedrückte, über der Gegend. Die Hinausgeschlüpften lagerten in dem dichten Wald nach Seligenstadt zu, und harrten der Stunde, wo die Mordbrennerbande nahen würde, um das angedrohte Werk zu vollführen. In diesem Punkte hielten sie Wort; denn als die Glocken des nahen Frankfurts Mittag läuteten, erschien eine Abtheilung Dragoner, denen etliche Kompagnien Musketiere folgten, in den Weinbergen Sachsenhausens und nahmen ihre Richtung nach Oberrad. Zu ihrem Handwerk gut ausgerüstet, waren Leute bei ihnen, die Reiserbündeln und Strohfackeln trugen.

In dem unglücklichen Dorfe angelangt, vertheilten die Offiziere ihre Posten, und mit frechem Jubel stürzten sich jetzt die Träger der Brandinstrumente in die Scheunen und Ställe, und bald leckte die Flamme aus denselben hervor und Rauch und Dampf qualmte auf zum fürchterlichen Schauspiele.

Höhnisch lachten viele Anführer, doch zum Troste der Menschheit sey es gesagt, auch manche wendeten sich unwillig hinweg

Digitized by Google

von dieser Schandfackel und knirschten mit den Zähnen über den Befehl, der aus ehrliebenden Soldaten Mordbrenner machte. Ja manche konnten sich der Thränen nicht erwehren.

Schonungslos wüthete jetzt die Gluth, nach der Kirche hin wälzte sich der Brand, die Einwohner waren entflohen in den Wald, und ungestört plünderten die Soldaten, in der sichern Ueberzeugung, daß auch hier, wie an andern Orten, Niemand ihnen entgegen treten werde. Die Raublust machte sie blind, sorglos und wiegte sie in vollkommene Sicherheit.

„Seht Ihr," jubelte der alte Förster Wolf aus seinem Verstecke, „Art läßt nicht von Art; wenn das Raubzeug würgt, merkt es den Jäger nicht. Jetzt, Kameraden, will ich Eure Wuth nicht mehr zügeln. — Ihr, Soldaten, von der Clause *) her durch die Seitengasse. Ich und ihr Männer von Sachsenhausen bleiben im Hinterhalt der Weinberge. Wenn sie dann bestürzt aus dem Dorfe weichen, dann fehlt keine unserer Kugeln."

„Und wir?" rief ein Bauer, der mit vielen andern genaht war, „sollen wir der Zerstörung unseres Eigenthums ruhig zusehen?"

„Ihr seyd ohne Waffen," entgegnete Wolf.

„So werde dieser Zaun zur Waffe!" schrie der Bauer, und wie der Blitz hatte er und seine Genossen einen Zaun eingerissen und sich mit langen Pfählen bewaffnet.

„Gut, gut," rief Wolf, „Ihr sollt die Raubthiere treiben. Stürzt Euch mit Geschrei in's Dorf und treibt den Feind unsern Schüssen entgegen."

„Auf denn! — Vorwärts in Gottesnahmen!" brüllte der ganze Haufe, und mit wuthentbrannten Blicken stürmten Alle auf den überlegenen Feind hinein.

Mit Entsetzen gewahrten auf einmal die zerstreut umher ziehenden Franzosen die kleine geschlossene Kolonne der Stadtsoldaten, die mit gefälltem Gewehre auf sie losrückte und ihnen auf kurze Strecke ein wirksames Feuer beibrachte. Sie wichen zurück und suchten sich zu sammeln, da stürmten jetzt mit entsetzlichem Geheul die tollkühnen, wüthenden Bauern mit ihren langen Pfählen auf sie ein. Ein verwirrter Klumpen von Kämpfenden bildete sich jetzt in des Dorfes Gassen. Wuth und Rache treibt die eine Partei, Verzweiflung die andere zum entsetzlichsten Morden. Fluchen und Schreien, Jammern und Stöhnen mischten sich in das Donnern und Klirren der Waffen, und über das ganze Schauergemälde wälzte sich der schwarze Dampf des Brandes und die rothglühende Flamme.

Jetzt aber konnten die Franzosen nicht mehr widerstehen, sie wichen langsam aus dem Dorfe, aber nun erschallte in ihrem Rücken ein furchtbares Knittern und Knallen und jeder Schuß streckte einen der ihrigen nieder.

Da fährt des Schreckens vernichtende Hand in ihre Reihen und raubt ihnen Besinnung und Ueberlegung. — Flucht ist die Losung und wild reißen sie aus nach den Weinbergen, nach dem Walde und nach den Steinbrüchen am Abhange.

Die Büchsen der Sachsenhäuser donnern ihnen nach, und mancher Flüchtige wird noch von dem tödtenden Blei niedergestreckt, mancher aber auch findet bei der übereilten Flucht seinen Tod durch einen Sturz in die Steinbrüche.

Der Sieg war auf Seiten der gerechten Sache. Mancher Streiter für dieselbe lag zwar auf der Wahlstatt, aber sechzig todte Feinde deckten die Erde und viele Verwundete derselben fielen in die Hände der Siegee. Jubelnd zogen Letztere nach der Stadt, und als Glückwunsch zum neuen Jahre erzählte man sich am Abend die erfreuliche Mähre.

*) Ein Gehöfte zu Oberrad.

(Fortsetzung folgt.)

Lola Montes.

Die Freib. Z. schreibt aus Baden vom 21. Febr.: Wer ist in den letzten Tagen und Wochen nicht dem Namen Lola Montes in den Zeitungen begegnet? Wer hat ihn nicht aus der Conversation der Kaffeehäuser und Estaminets herausgehört? Neben der würtembergischen Papiergeldfrage, dieser dürren, unerquicklichen, neben den Diskussionen über den preußischen „vereinigten Landtag", aus welchen auch mehe Staub aufsteigen mag, als frisches Leben, schreitet ein Weib einher, ein schönes, junges, übermüthiges Weib, mit glänzenden Augen und den dunkelsten Haaren, auf welche jemals der gute deutsche Himmel niederschien. Was man gegenwärtig von ihr redet, — es geht mich hier zunächst nichts an; dagegen erlauben Sie mir wohl einige Rückblicke in die Vergangenheit jenes seltsamen Wesens, welches plötzlich zu einer Art von „öffentlichem Charakter" geworden zu seyn scheint. Mag sie seyn, wie sie will, — die andern öffentlichen Charaktere der Gegenwart haben ihre Stellungen weder durch schöne Augen noch durch dunkle Haare erlangt; und so seyen denn des Contrastes wegen immerhin einige Worte gestattet. Lola *) Montes ist eine Andalusierin, vielleicht gar eine Verwandte des gefeierten Stierkämpfers Montes, dessen Bildniß Wilibald Alexis zu Nutz und Frommen Deutschlands hat lithographiren lassen. Wenigstens besitzt sie von dem Trotz und dem kecken Muthe des Helden der Arena einen guten Theil, wenn sie diesen auch nicht gerade zum Kampfe mit den Stieren der Sierra verwendet. Aus dem Lande, in welchem die Luft noch von dem ultimo suspiro del Moro zittert, trugen sie die Wellen eines bewegten und abenteuerlichen Lebens fort, und wir finden sie in Paris wieder, — als Tänzerin an der großen Opee. In ihrer schönen Heimath hatte sie ja oft, wenn die Glocken den Abendsegen geläutet, im Mondschein den Fandango getanzt, . . . und in Paris mußte sie etwas seyn, um zu leben; sie tanzte also den Franzosen Fandango und Bolero. Eine Kunstreise brachte sie nach Warschau und Berlin und in beiden Orten in ziemlich curiose Conflikte mit der öffentlichen Gewalt. Fürst Paskewitsch namentlich ist ein strenger Mann, und Lola war eben ein wildes, der Natur entlaufenes, von der Civilisation wenig gebessertes Kind, welches gerade nicht immer die schicklichsten Formen wählte, um seinen Trotz zu zeigen. Ich habe einmal eine wundeehübsche spanische Geschichte gelesen, von Theophil Gauthier, wenn ich nicht irre; sie erzählte von einer wilden, kleinen Gitanilla, welche sich unzählige Gesetzlosigkeiten erlaubt und ihre Geliebten gelegentlich mit Dolchstößen regalirt. Es ist mir immer vorgekommen, als ob Lola Montes dem französischen Novellisten zu diesem Bilde gesessen habe; freilich sind ihr die Dolchstöße von der Civilisation abgewöhnt worden. In Leipzig traf sie mit dem modernen Rattenfänger von Hameln zusammen, der auf die Tasten schlagend, „auch die Wildesten bezwingt"; Lola gehörte gleichfalls zu den Bezwungenen und reis'te mit ihm nach Paris zurück. Künstler sind aber nicht sehr beständig; und Lola Montes fand einen neuen Freund in dem Journalisten Dujarrier. Nicht menschliche Untreue, sondern „das dunkle Schicksal" trennte das neue Verhältniß; Dujarrier wurde von dem Creolen Beauvallon erschossen. Ee hatte übrigens vor seinem Hingang die Freundin mit einem Legat bedacht, und vielleicht um ihrem Schmerz zu entgehen, vielleicht auch um besagtes Legat angemessen zu verwenden, begab sich diese im Sommer 1845 hierher, nach Baden. Viel angestaunt bewegte sie sich einige Wochen unter uns; jene nächtigen Haaee, die tiefblauen Augen, die kühn geschwungenen Augenbraunen, die zierliche, gehobene Gestalt lockten allzeit einen Kreis von Bewunderern um sie, sie mochte nun am Spieltisch leichtfertig das Gold ausstreuen, oder im dunkeln Reit-

*) Eigentlich Dolores.

Digitized by Google

kleid mit wehendem Schleier hoch zu Roß durch die Lichtenthaler Allee oder fort zu den Hetzjagden fliegen. Aber leider . . . es kam wieder jene Macht, welche unheimlich durch das Leben schreitet, gewöhnlich die Polizei genannt. Ich weiß nichts von den einzelnen Rücksichtslosigkeiten, deren man sie damals beschuldigte; wohl aber weiß ich, daß la belle Espagnole heftig geweint hat, als ihr der Polizeikommissär ihre Ausweisung ankündigte. Sie wollte der Polizei Trotz bieten, — das arme naive Kind, welches sich dergleichen einbilden konnte! Wie sie im Winter 1846 in dem Prozeß Dujarrier-Beauvallon neben Alexander Dumas, dem großen Experten in Duellsachen (nebenbei noch größerem Romanschreiber), figurirt hat, wird aus den ausführlichen Berichten französischer und deutscher Zeitungen noch aller Welt im Gedächtniß seyn. Lola bedauerte damals, daß sie nichts von dem Duell gewußt, „welchem sie unfehlbar eine andere Wendung gegeben haben würde"; sie bedauerte auch den armen Dujarrier, mit welchem sie manchmal auf dem Schießstand gewesen sey, der aber viel schlechter geschossen habe, als sie. Im Sommer 1846 war sie einige Wochen in Homburg, da ihr Baden verleidet seyn mochte; sie wollte sich dann im Herbste nach Wien begeben, aber sie blieb in München; — und hier gehen meine Mittheilungen zu Ende.

Verbot des Verbrennens von Wittwen in Radschputana.

(Calcutta, 18. Dec.) Seitdem Lord William Bentinck das Verbrennen der Wittwen in Brittisch-Indien verboten hat ist mit allen einheimischen Regierungen über ein ähnliches Verbot in ihren Staaten unterhandelt worden. Bei den mohamedanischen Regierungen fand die Sache natürlich keine Schwierigkeit, eben so wenig bei den südlichen Hindus, welche mehr unter dem Einfluß der Engländer stehen als die Staaten in Mittelindien, auch die marattischen Regierungen fügten sich bald den Ermahnungen der englischen Residenten, und unter allen regelmäßig organisirten Staaten fiel es nur bei den Radschputen schwer. Man kennt die übertriebenen Begriffe von Familienehre, welche die Radschputen hegen und die sie aus Furcht vor Entehrung der Familien zu dem unnatürlichsten aller Verbrechen, dem systematischen Mord des größten Theils der Kinder weiblichen Geschlechts, gebracht hat — eine Gewohnheit, welche die äußersten Anstrengungen der englischen Gesandten seit vierzig Jahren nur mit Mühe so weit abzuschaffen vermochten, daß man die Kinder seltener und dann im größten Geheimniß ermordet. Sie widerstanden daher lange allen Einflüssen, die man auf sie auszuüben suchte, um sie zu einer Erklärung zu bringen, die das Verbrennen der Wittwen in die Zahl der Verbrechen gesetzt hätte; aber endlich ist es dem Generalagenten der Regierung für die obern Provinzen, Oberst Sutherland, gelungen, einen Anfang damit zu machen. Der Radschah von Dscheipur, einer der größten radschputischen Fürsten, hat durch eine Proklamation vom 23. August das Verbrennen der Wittwen verboten, weil es eine unmenschliche und gegen die Schastras gehende Handlung sey, und befohlen, daß der Besitzer des Landes, auf dem der Act begangen würde, die Verwandten der Wittwe, die Nachbarn, Die, welche Holz dazu bringen, und Jeder, der anwesend sey und nicht das Möglichste thue, es zu verhindern, vor die Gerichte gezogen und schwer bestraft werden solle. Die Erklärung ist von dem ganzen Ministerium des Radscha unterschrieben und in der Staatszeitung hier bekannt gemacht worden. Dazu hat der Radschah unternommen, mit den verwandten Fürstenhäusern Odipur, Dschudpur, Bikanir, Kischengurh, Harowti und Alwar, wo das Verbrennen noch geduldet ist, zu unterhandeln, und jetzt, da einmal das Beispiel gegeben ist, wird das gänzliche Unterdrücken dieses Verbrechens wohl in kurzem durchgesetzt werden können. Die Regierung hat jetzt ebenfalls gute Hoffnung, die Menschenopfer unter den Khond zu unterdrücken. Dies ist eine wilde Race, welche das große Gebirgsland zwischen den marattischen Staaten im Norden und Mysore und Hyderabad im Süden inne hat, und mit der die Engländer erst im Jahr 1836 in Berührung kamen. Seit dieser Zeit hat die Regierung die mannichfaltigsten Mittel angewendet, dem ausgebreiteten System von Menschenopfern ein Ende zu machen, das auf dieser weiten Fläche überall gefunden worden ist. Die Khond glauben, daß die Fruchtbarkeit des Jahrs an diesen Opfern hänge, und sehen es als einen Versuch sie auszuhungern an, wenn man sie daran hindern will. Diese Versuche und die fast unglaublichen Schwierigkeiten, welche man gefunden hat, die Opfer zu unterdrücken, sind jedoch mannichfaltig und verwickelt; nichts kann einen bessern Begriff von den unerwarteten und fast übersteiglichen Hindernissen geben, welche die Compagnie findet, auch nur die ärgsten Mißbräuche in Indien zu verhüten. (A. A. Z.)

Ueber Kartoffeldüngung.

Bei der gegenwärtigen schweren und bedrängten Zeit gibt man sich allenthalben Mühe, durch Zusatz von Surrogaten billigeres Brod zu liefern, durch chemische Mittel angefaulte Kartoffeln genießbar zu machen u. s. w. Alle diese Bestrebungen sind gut und löblich, aber es wird sich bald herausstellen, daß die dadurch bezweckte Abhülfe nicht belangreich und durchgreifend ist. — Bei weitem wichtiger ist es, den Bau der Kartoffeln wieder empor zu bringen und der Fäulniß derselben, die wir, wenn sie einmal eingetreten ist, nur so schwer hemmen können, mit allen Kräften vorzubeugen.

Nach den vorliegenden Erfahrungen finden sich, unter im Uebrigen gleich bleibenden Umständen, stets auf stark mit animalischem Dünger gedüngten Feldern die meisten faulen Kartoffeln, und ich hege die feste Ueberzeugung, daß man durch ein zu starkes Düngen mit stickstoffhaltigem Dünger die Kartoffeln wie zu einem übermäßig üppigen Wachsthum, so zu einer allmäligen Entartung gezwungen hat; denn fast bei allen Fruchtfolgen und bei jeder Art der Feldwirthschaft werden die Kartoffeln in das frisch gedüngte Land gesetzt. Bei Fortführung dieses der Kartoffel offenbar nicht zusagenden Verfahrens werden wir daher aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei künftigen Ernten die traurigen Erscheinungen der letzten Jahre leider wiederholt sehen.

Ich kann daher nicht umhin, einen Versuch zur Kenntniß eines größeren Publikums zu bringen, der — unter meiner Leitung im vergangenen Sommer auf dem Hof Geisberg dahier angestellt — einen sehr günstigen Erfolg hatte und geeignet ist, meine oben ausgesprochene Ansicht auf's kräftigste zu stützen und somit Hoffnung auf baldige Beseitigung des Uebels zu erwecken.

Ein Meter-Morgen Landes, der mehrere Jahre nicht gedüngt worden war, wurde, unter Anwendung von rein mineralischem Dünger, mit virginischen Kartoffeln bebaut. — Hinsichtlich der Wirkung spricht sich der Jahresbericht über die Versuchsfelder des herz. nass. landwirthschaftlichen Vereins, siehe Nro. 52 des landwirthschaftlichen Wochenblattes für das Herzogthum Nassau, also aus:

„Der Erfolg war, daß der Ertrag jenem dieser Sorten in anderen Jahren nicht nachstand, und daß kranke Kartoffeln auf diesem Grundstück nicht gefunden wurden."

Hierzu muß noch bemerkt werden, daß andere benachbarte Grundstücke, welche nach gewöhnlicher Art gedüngt werden, beträchtlich durch die Kartoffelfäule gelitten hatten, vergl. im oben angeführten Blatt Pag. 410. Ich kann also diese Art der

Digitized by Google

Kartoffeldüngung mit Recht zur Nachahmung und Prüfung empfehlen.

Den Dünger kann Jedermann mit geringer Mühe und unbedeutenden Kosten selbst bereiten. Für einen Meter-Morgen braucht man 100 Pfd. Diese erhält man durch inniges Zusammenmengen von 20 Pfd. Buchenholzasche, 15 Pfd. gebrannten und gemahlenen Knochen (sogenanntem gebrannten Hirschhorn), 10 Pfd. Gyps, 15 Pfd. Soda oder Kochsalz und 40 Pfd. gebranntem zerfallenem Kalk. — Beim Setzen der Kartoffeln wird in die für die einzelnen bestimmten Grübchen die jeder Kartoffel zukommende Menge des Düngers (welche man durch Division mit der Anzahl der auf einen Meter-Morgen zu steckenden Kartoffeln in 3200 Loth findet, und für die man sich ein kleines Mäßchen macht) geschüttet, ein wenig Erde darüber gestreut und dann die Kartoffel wie gewöhnlich eingelegt.

Wiesbaden, 27. Febr. Prof. Dr. Fresenius.

Literatur.

Rom unter den letzten drei Päpsten und die zweite Reformation in Deutschland, von J. G. Köberle. 2 Bände. Leipzig, bei Fried. Wilh. Grunow. 1846. 8.

Die religiösen Bewegungen der neuesten Zeit haben eine kaum zählbare Menge von Schriften und Schriftchen hervorgerufen. An einem lesesinnigen Publikum mag es den wenigsten derselben gefehlt haben. Da aber jede Woche, ja jeder Tag auf diesem Gebiete der Literatur neue Producte bot, so wurde das kaum noch als neu Begrüßte und begierig Ergriffene in Kurzem der Vergessenheit anheimgegeben. Je mehr die Menge der eben erwähnten ephemeren Erscheinungen anwuchs, um so geringer blieb die Zahl größerer Werke, in welchen eine ruhige, gründliche und umfassende Untersuchung des betreffenden Gegenstandes zu finden wäre. Das genannte Werk Köberle's nimmt unter jenen größeren Werken, an denen es bisher fehlte, einen würdigen Platz ein. Durch hellen Blick in das Getriebe der menschlichen Handlungen, durch Unbefangenheit und Wahrheitsliebe, die auf jedem Blatte des Buches bemerkbar ist, eignet sich der Verfasser ganz besonders zum Geschichtschreiber, und in Beziehung auf sein Thema erscheint er uns durch einen langen Aufenthalt in der Nähe der von ihm geschilderten Verhältnisse als besonders competent. Der Verf. gehört in der That keiner Partei an; er spricht zwar bisweilen Tadel aus, aber nur da, wo er durch Thatsachen gezwungen wird, und auch im Tadel äußert sich der Verf. in einer Weise, welche seinen ächt christlichen Gesinnungen ein rühmliches Zeugniß gibt. Dieses günstige Urtheil über des Verfassers Persönlichkeit, sofern diese aus obigem Werke erkennbar ist, findet die schönste Bestätigung im vierten Buche des zweiten Bandes („die deutsche Nationalkirche"), womit das Werk in würdiger Weise beschlossen wird.

Korrespondenz.

Ottweiler, 23. Febr.

Ueber die Lesebücher in unseen Volksschulen.

In der hiesigen Gegend war vor drei Jahren noch der Denkfreund das Lesebuch in unsern Volksschulen. Dieser wurde abgeschafft und mit vieler Mühe und vielen Kosten der preußische Kinderfreund eingeführt. Der Uebelstand, warum der Denkfreund abgeschafft wurde, schleicht sich nun auch in den preußischen Kinderfreund ein. Von dem Denkfreund waren nämlich in die zwanzig Auflagen vorhanden und jede war verändert. Wie störend das auf den Leseunterricht in Schulen wirkt, in denen von jeder Auflage noch Exemplare vorhanden sind wird Jeder leicht begreifen. Vergleicht man die verschiedenen Auflagen des preußischen Kinderfreundes, so wird man finden, daß dieselben gar nicht mehr übereinstimmen. Es sind darin alle Stücke ausgelassen, neue hinzugefügt und der Veränderungen mehrere. Abgesehen noch davon, daß dies störend auf den Leseunterricht wirkt, so kann man doch den Eltern nicht zumuthen, ihren Kindern alle fünf oder sechs Jahre neue Lesebücher anzuschaffen. Lesebücher sollten unverändert bleiben, oder wenn daran verbessert wird, so könnte es geschehen, wie in den verschiedenen Auflagen von Diesterweg's Rechenbuch.

Frankfurt, 4. März.

Auf dem Städel'schen Museum sind mehrere Bilder des jetzt sich hier aufhaltenden Malers Bendee von Königsberg aufgestellt, welche auf mehrfache Weise die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde in Anspruch nehmen. Es sind vier Portraite und ein Phantasiebild, deren jedes eigenthümliche Vorzüge bietet und ein vielumfassendes Talent beurkunden, dessen Kräfte nur der Sammlung bedürfen, um das Trefflichste zu leisten. Die Portraite zum wenigsten der drei uns von Ansicht Bekannten haben vor Allem das wesentlichste Verdienst jedes Portraits als solchem, nämlich dies: sprechend ähnlich zu seyn. Ernst Moriz Arndt sehen wir hier, wie er leibt und lebt, mit kühnem Pinsel in wenig Sitzungen auf die Leinwand gezaubert; eine hier wohnende Künstlerin, geist- und lebenvoll, deren Bild, so weit es vollendet, zart ausgeführt und kräftig colorirt ist; dann das Portrait des Malers selbst, geistreich aufgefaßt und recht lebendig hervortretend aus einem anmuthigen landschaftlichen Hintergrund. Sehr reich an Schönheiten ist vollends jenes Mädchen in italienischer Tracht, welches in einer wirklich zauberischen Landschaft vor einem gleich meisterhaft ausgeführten Rosenbusche steht, dessen Blumen es — selbst eine frisch aufblühende Rose — in sein Schürzchen gepflückt. Gewiß wird Niemand ohne reichen Genuß vor diesem anmuthvollen Bilde verweilen, und eben so wohl Jeder mit Freude zu dessen wiederholter Beschauung zurückkehren. Möge dem als Portrait- und Landschaftsmaler gleich vielversprechenden Künstler es hier nicht an Veranlassung fehlen, sein schönes Talent recht oft von Neuem zu bewähren!

Arithmetische Aufgabe.

(Von Dr. M. L.....l.)

Ein Vater, der bei seinem Vermächtnisse die jüngern seiner acht Söhne, der Reihe nach, reichlicher als die ältern bedenken will, vertheilt seine sämmtliche Baarschaft nach folgender Bedingung:

Der erste und älteste soll so viel fl. erhalten, daß er, um dafür ein gewisses Haus, welches eben für einen bestimmten Preis feil geboten wird, baar kaufen zu können, von seinen 7 Brüdern noch $^1/_4$ ihrer sämmtlichen aus diesem Vermächtnisse zu erhaltenden Erbschaft sich zu leihen nöthig habe.

Der zweite soll so viel fl. bekommen, daß er, um dafür eben jenes Haus für selbigen Preis baar zu kaufen, von seinen Brüdern nur $^1/_5$ ihrer sämmtlichen Erbschaft sich borgen müsse.

Der dritte erhält so viel fl., daß er, um damit eben jenes Haus für selbige Summe baar auszuzahlen, seine Brüder nur um $^1/_6$ ihrer sämmtlichen Erbschaft zu beanspruchen nöthig habe.

Dem vierten sollen so viel fl. zufallen, daß wenn ihm seine Brüder nur $^1/_7$ von ihrem sämmtlichen, aus diesem Vermächtnisse ihnen zukommenden Kapitale dazu legen, er dafür jenes Haus für selbigen Preis baar kaufen könne.

Der fünfte bekömmt so viel fl., daß, um dafür jenes Haus für selbige Summe zu erwerben, ihm seine Brüder nur $^1/_8$ ihrer sämmtlichen zu erhaltenden Erbschaft zuzuschießen brauchen.

Der sechste erhält eine solche Anzahl fl., so daß er, um jenes Haus für selbige Summe baar zu bezahlen, nur $^1/_9$ vom sämmtlichen Erbe seiner Brüder in Anspruch zu nehmen genöthigt sey.

Der siebente soll so viel fl. erhalten, daß wenn ihm seine Brüder nur noch $^1/_{10}$ von ihrem sämmtlichen, eben zu ererbenden Kapitale dazu legen, er dafür jenes Haus für selbigen Preis baar kaufen könne.

Der achte und jüngste endlich erhält den Rest der Baarschaft, daß wenn seine Brüder nur noch $^1/_{11}$ ihrer sämmtlichen Erbschaft dazu legen, die Summe schon ausreicht, um jenes Haus für denselben Preis baar auszahlen zu können.

Es soll nun aus der Bedingung dieses Vermächtnisses gefunden werden, wie viel fl. in möglichst niedrigen Zahlen 1) die Summe der hinterlassenen Baarschaft, 2) der Antheil eines jeden der 8 Söhne der Reihe nach, und 3) der bestimmte Preis jenes Hauses betragen müßte?

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. März. Der Wildschütz, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Sonntag, 7. März. (Neu einstudirt): Die Jungfrau von Orleans, romantisches Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. v. Schiller. (Gastrolle) Johanna: Fräul. Schwelle, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Montag, 8. März. (Auf vielfaches Verlangen): Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 67. Montag, den 8. März 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

13.

Der alte Obrist.

Die gluthrothen Strahlen der sinkenden Wintersonne zitterten herüber vom Taunusgebirge und vergoldeten die Dächer des Sandhofes und die Spitzen der gebräunten Eichen, die den nahen Wald einsäumten. Obrist de la Soure stand auf der Altane des Sandhofes und blickte in trübem Nachsinnen auf das nahe Frankfurt, auf die vom Abendroth vergoldeten Wellen des Mains und auf die Geschäftigkeit der Soldaten seines Regimentes, die sich in der Meierei und auf der Fläche vor derselben munter umher trieben. Seine kräftige Gestalt, ungeschwächt von dem Alter, sein vom Winde bewegtes weißes Haar gewährten das anziehende Bild eines gealterten Kriegers, um so mehr, als das Abendroth das Ganze mit einem rosigen Scheine verklärte.

Ihm zur Seite stand ein Mann, der ebenfalls schon über den Höhepunkt des Lebens hinaus war, Capitain Deformais, und der die nicht heitere Stimmung seines Obristen zu theilen schien.

„Glaubt mir," begann endlich nach langem Schweigen der Obrist, „diese Art, Krieg zu führen, kann dem ehrliebenden Soldaten nimmermehr zur Freude gereichen."

„Ihr wißt, daß ich schon längst diese Ansicht theile," versetzte der Angeredete, „und in vertrauten Stunden — denn Vorsicht, Obrist, wir sind von Spähern aller Orten umlauscht — auch dies bekannt habe."

Argwöhnisch blickte der alte Obrist von der Altane in den hinter ihm befindlichen Saal. Er war leer.

„Können wir es den geplagten Einwohnern dieses Landes verargen, wenn sie, auf das Aeußerste getrieben, endlich die Waffen ergreifen und über uns herfallen? Wir bringen ihnen den Krieg und wollen von ihnen keinen. Der Befehl unsers Obergenerals, jeden Einwohner, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, zu erschießen, ist ein Blutbefehl und wird schlimme Folgen bringen."

„Und dennoch müssen wir dem Befehle gehorchen," seufzte der Capitain.

„Freilich müssen wir das," entgegnete bitter der Obrist. „Gehorchen! — o, verdammtes Wort, was verdanke ich ihm nicht schon Alles! — Vor fünf und zwanzig Jahren war ich Garde-Capitain im Louvre, hatte ein treues, braves Weib und eine Tochter, jung, blühend, schön, o, Ihr hättet den Engel sehen müssen, wenn sie mit ihren blonden Locken und dem sanften blauen Auge an meinem Halse hing und —"

Er hielt inne und knirschte mit den Zähnen.

„Weiter," bat Deformais.

„Da kommt der Befehl vom Könige, nach Versailles mich zu begeben. Ich war Major geworden, sollte dort die Militair-Inspektionen leiten, und — sollte Weib und Kind in Paris zurück lassen. — Folgen mußte ich, aber der Befehl klang mir sonderbar. Ich forschte nach, und da erfuhr ich endlich, daß der König in dem Garten des Schlosses meine Tochter gesehen, gesprochen und sie schön gefunden habe. Alle Teufel, wißt Ihr, was das heißt?"

„Wohl weiß ich's, alter Freund," entgegnete der Capitain mit gewichtigem Nicken. — „Die hundert und aberhundert Liebesabentheuer, die sein ganzes Leben bezeichnen, sind ja Zeuge davon," fuhr der Obrist dumpf brütend fort, „das wußte ich. — Darum folgte ich dem Befehle, aber meine Tochter riß ich dennoch aus seinen Händen."

„Ihr wagtet es!" rief erstaunt der Capitain.

„Dem Vaterherzen war es nicht schwer. — Er ließ mich darauf kommen, er war schwach genug, mir gegenüber zu toben. Ich läugnete, um ihr Verschwinden zu wissen, und spielte den Erboßten mit, ich mußte ja Komödie spielen und tobte auch wie rasend und besessen. — Endlich wurde ich entlassen; doch kaum zu Hause angelangt, weis't mich ein Befehl nach Brest. — Vergnügt reis'te ich ab, aber meine Freude sollte nicht dauern."

Er hielt wieder inne, und sah mit grimmigem Blicke auf den Boden, dann flog ein Zug der Wehmuth über sein greises Antlitz.

„Und Eure Tochter?" frug mit warmer Theilnahme der Capitain.

„Fragt nicht weiter!" erwiederte trocken der Alte. — „Seht hier dies Schreiben;" er zog einen vergilbten Brief aus seiner Brusttasche, „es ist das Einzige, was mir übrig blieb."

Er drückte das Papier an seine Lippen, und seine grauen Wimpern schienen sich zu befeuchten.

So stand er eine Weile still, dann raffte er sich plötzlich zusammen und frug ablenkend: „Was macht unser Gefangener?"

„Der junge Förster, den unsere Leute in einem Gefechte mit den Soldaten der Reichsstadt verwundet mit sich fortschleppten?"

„Ja, dieser. Wie geht es ihm?"

„Er ist gefaßt in seiner Lage; sogar zuweilen heiter. Ein tapferer Degen ist er jedenfalls, wenn er nur nicht auch dem grausamen Befehle erliegen muß!"

„Ich hoffe es nicht," entgegnete ruhig der Obrist; „denn als er gefangen wurde, war der Befehl noch nicht ergangen, und dann befand er sich ja auch an der Spitze von Soldaten. Ich habe dem Obergeneral dies berichtlich auseinander gesetzt, und so hoffe ich, ihn als Kriegsgefangenen nach Strasburg senden zu können."

Ein Dragoner ritt jetzt über die Brücke des Grabens, der den Sandhof umfluthete. Neugierig blickten die Offiziere hinab; der Reiter stieg ab und war bald mit einem Schreiben im Zimmer, das er dem Obristen überreichte.

Digitized by Google

Dieser las, wurde ernst und winkte dem Dragoner Entfernung zu, was derselbe befolgte.

„Meine Hoffnung ging fehl," sprach jetzt der Obrist, „hört, was er mir schreibt:

„Der ergangene Befehl ist klar, und wir müssen Euch bitten, hier nicht zu deuteln. Euer Gefangener wird erschossen, und habt Ihr die Exekution, nach gehöriger Vorbereitung zum Tode, wie es unsere allerchristliche Majestät will, binnen vier und zwanzig Stunden vornehmen zu lassen.

Monclas."

Staunend hörte ihm der Capitain zu, dann schüttelte er mißbilligend den Kopf. Beide Freunde gingen hierauf schweigend eine Weile im Saale hin und her. Die Nacht brach endlich herein und die Ordonnanz-Soldaten trugen Lichter auf.

„Wollt Ihr nicht den Gefangenen sein Loos wissen lassen?" frug jetzt der Capitain.

„Er ist von großem Herzen, sagt Ihr mir — er wird es zu ertragen wissen. Doch habe ich ihn noch nicht gesehen, ich möchte doch gerne seine Bekanntschaft machen. Laßt ihn mir vorführen; er soll durch mich sein hartes Loos erfahren."

Der Capitain ging hinweg. Bald klirrten Gewehre auf dem Vorplatze, die Flügelthüren öffneten sich, und Robert wurde hereingeführt.

Der Obrist und der Capitain hatten sich an dem Tische, worauf die Armleuchter standen, niedergelassen, und Robert stand in der Düsterheit des Saales unfern der Thüre. Auf den Wink des Obristen traten die Wachen ab.

Mit feierlichem Ernste, jedoch mit wohlwollendem Tone, setzte der Obrist den Gefangenen von dem ihm bevorstehenden Schicksale in Kenntniß. — Robert war erschüttert. In der Blüthe seines Lebens sterben zu sollen auf diese Weise, nicht mit den Waffen in der Hand, nicht in dem wilden Getümmel der Feldschlacht — war ihm ein Grauen erregender Gedanke. — Schweigend verharrte er noch eine Weile, dann hob sich allmählig seine Kraft und belebte sich sein Muth.

„So sey es drum," begann er endlich gefaßt; „ich kann nicht widerstreben und will nicht mit Euch rechten. Doch eine Bitte hätte ich an Euch, wenn Ihr menschliches Gefühl noch in Euch tragt und — Ehrenmänner seyd."

Die Offiziere zuckten zusammen. Der Obrist aber sammelte sich und entgegnete mit milder Stimme:

„Vertraue auf uns, und laß Deine Bitte hören."

„Der Kampf, worin ich Euer Gefangener ward, galt der Befreiung eines jungen Mädchens. Habt Ihr über sie keine Nachricht?"

„Der Mann an ihrer Seite ward verwundet," versetzte der Obrist. „Sie selbst blieb unversehrt und wurde nach der Stadt zurück gebracht."

„Gott sey gelobt," rief, die Hände aufhebend, Robert, „jetzt will ich freudig sterben. Denn nun sterbe ich ja für sie."

Die Offiziere sahen einander tief ergriffen an, und der Obrist drückte dem Capitain die Hand, ihm leise zuflüsternd: „Kühn und feurig, wie ein junger Franzose."

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal zur Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt a. M.

Als die vierhundertjährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840 auch in unserer Stadt mit allgemeiner freudiger Theilnahme festlich begangen wurde, begrüßte die zahlreiche Versammlung auf dem Roßmarkt in lebhafter Begeisterung die schöne Gruppe, welche der Bildhauer Hr. Eduard von der Launitz sinnvoll erdacht und kunstreich ausgeführt hatte. Viele ergriff der Wunsch, es möchte diese vergängliche Ausschmückung der Festtage eine bleibende, bedeutungsvolle Zierde unserer Stadt, ein Denkmal der großartigsten Erfindung Deutschlands werden.

Der Aufforderung beim Festmahle folgte sogleich die beginnende Verwirklichung durch das Versprechen bedeutender Geld-Beiträge und rasch bildete sich aus den Förderern des Werkes ein Ausschuß, welcher seitdem unablässig bemüht gewesen ist, seine Aufgabe zu erfüllen. Dies konnte jedoch nicht so schnell geschehen, als die Wünsche den Gedanken zur That verwirklicht sehen wollten. Die Mittel zur Ausführung, welche die Theilnehmer am Feste in frischer Begeisterung dargeboten hatten, genügten nicht zu so groß aufgefaßtem Werke; es mußten zahlreichere Freunde dafür gewonnen, es mußte auf mancherlei Weise mehr Geld gesammelt werden, welches aber auch jetzt noch nicht ganz hinreicht; doch stehen dazu manche unbetretene Wege offen, und in unserer Stadt bleibt nichts unvollendet, was in richtigem Sinne und unter dem Beifalle der öffentlichen Meinung begonnen wird.

Von diesem Theile der Wirksamkeit des Ausschusses gibt nachstehende summarische Uebersicht die nöthige Auskunft:

Einnahme.

Subscriptions- und andere Beiträge . . .		fl. 17827. 17 kr.
Erübrigt bei Ausstellung der belgischen Bilder	fl. 3108. 38 kr.	
Zinsen aus den in Cassa gehabten Geldern bis Ende Dezember 1846	„ 2098. 3 „	
		„ 5206. 41 „
Gesammt-Einnahme		fl. 23033. 58 kr.

Ausgaben.

Zahlung an Hrn. v. d. Launitz für die bis jetzt angefertigten Modelle und Vergütung für Miethe, zufolge Vertrags	fl. 7250. — kr.	
Einkassirung, Druckkosten und verschiedene andere Unkosten	„ 661. 25 „	
Gesammt-Ausgabe		„ 7911. 25 „
Bleibt in Cassa am 31. Dezember 1846		fl. 15122. 33 kr.

Nachdem das Ergebniß der eingesammelten Unterzeichnungen zu Beiträgen die Ueberzeugung geliefert hatte, daß man die würdige Aufstellung eines dauernden Denkmals auch wahrhaft wolle und daß die dazu erforderlichen Mittel wohl zu erwarten seyen, wurde nach mannichfachen Vorarbeiten am 11. August 1841 ein Vertrag mit Hrn. von der Launitz abgeschlossen, wonach derselbe die Anfertigung der Modelle zu den Statuen, als die der großen Figuren von Gutenberg, Fust und Schöffer, der vier sitzenden Figuren, der Theologie, Poesie, Naturkunde und Industrie, der vier Städtefiguren, der zum Einsetzen in den Frieß bestimmten zwölf Köpfe der vorzüglichsten Buchdrucker und endlich das Modell der Blätter unter dem Hauptgesimse, sowie der Wasserausläufe an den Springbrunnen, ein Elftel kleiner als solche in der Festesdekoration ausgeführt waren, zum Gusse übernahm, und diese Arbeit innerhalb drei Jahren und sieben Monaten zu liefern versprach. Hr. von der Launitz übernahm ferner den von einem hiesigen Metallgießer zu fertigenden Guß dieser sämmtlichen von ihm in Gyps neu zu schaffenden Gegenstände in einer der gewöhnlichen Schriftzießermasse ähnlichen Composition von Blei, Zinn und Antimonium, wie solche in Wien, Salzburg und Prag zu öffentlichen Denkmälern verwendet ist. Auch das Aufstellen

Digitized by Google

und Zusammensetzen der Figuren mit allem dazu Erforderlichen wurden ihm übertragen.

Dagegen wurde dem Künstler zugesichert, in dem Vorrücken der Arbeit angemessenen Zielen zahlbar: 7500 Gulden für die Modelle, 11,770 Gulden für die sämmtlichen Gußarbeiten, deren Vollendung und Aufstellung, und endlich 1000 Gulden für Herrichtung und Verwendung einer zu den Bildhauerarbeiten erforderlichen Räumlichkeit. Außerdem wurden die Kosten des in Quadersteinen aufzuführenden Unterbaues zur Aufstellung der Statuen auf 8000 Gulden veranschlagt.

Mit Liebe und Eifer hat der wohlbewährte Künstler seitdem an seiner Schöpfung gearbeitet, wiederholte Studien für sie gemacht, und wo in der Arbeit sich neue, schönere Ideen in ihm entwickelten, diese ausgeführt, unbekümmert, ob darum auch manche mühsam vollendete Arbeit vergeblich geschehen war und nun wieder neu begonnen werden mußte. Aber durch dieses unablässige Streben, das Werk immer vollkommener zu gestalten, durch den Aufenthalt, welchen der Neubau einer Werkstätte und durch die bedauerlichen Störungen, welche längere Zeit andauernde Kränklichkeit des Hrn. von der Launitz verursachten, war es ihm um so weniger möglich, die voraus bestimmte Vollendungszeit einzuhalten, als es ihm auch nicht zugemuthet werden konnte, andere ihm übertragene Arbeiten abzulehnen. So sehr auch der Künstler selbst den besten Willen haben mochte, so sehr der Vereins-Ausschuß erinnerte, ja drängte, es fehlen noch immer drei sitzende Figuren, drei Städtefiguren und vier Köpfe, und werden nach der kürzlich eingegangenen schriftlichen Erklärung des Hrn. von der Launitz erst Ende dieses Jahres sämmtlich im Modelle vollendet seyn, doch können Diejenigen, welche des Künstlers Werkstätte besuchen wollen, sich schon jetzt an den drei großen Hauptfiguren des Gutenberg, Fust und Schöffer, an der sitzenden Figur der Astronomie und der Städtefigur Venedig sowie an den acht Köpfen ausgezeichneter Buchdrucker erfreuen.

Aus obiger Rechnungsablage ist zu ersehen, daß die Kosten für die Modelle und den ursprünglich beabsichtigten Guß in Schriftgießer-Metall vollständig vorhanden sind, und daß ohne die noch bis zur Vollendung eingehenden Zinsen des angelegten Kassen-Betrages 2100 Gulden übrig bleiben. — Reichen diese freilich zu den Kosten des Unterbaues nicht hin, so sind wir dennoch des Erwerbes der hierzu noch fehlenden Summe fast gewiß und das ganze Unternehmen erscheint sonach gesichert.

Wollte man nun fragen, warum unter solchen Verhältnissen nicht bereits mit dem Gusse der in der größten Mehrzahl doch schon fertigen Modelle begonnen worden sey, so erlauben wir uns als Antwort an eine der schönsten und folgereichsten Entdeckungen der neuesten Zeit, an die Galvanoplastik zu erinnern, welche so überraschend schnell ausgebildet und angewendet wird, daß es dem unterzeichneten Ausschusse zum strengsten Vorwurfe hätte gereichen müssen, wäre er unverrückt bei dem ersten Plane der Ausführung in jenem allerdings weniger werthvollen Metalle verharrt, welcher nur darum gefaßt wurde, weil keine Hoffnung vorhanden war, die Mittel zum edleren Erze zu erlangen.

Mit lebhafter Aufmerksamkeit folgte Hr. von der Launitz und der Ausschuß dem Entwicklungsgange dieser wichtigen Entdeckung, es wurden Erkundigungen eingezogen über auswärtige Leistungen und Unterhandlungen eingeleitet mit der ähnlichen hiesigen Anstalt unsers Mitbürgers Hrn. Hartjen, welcher unter der Firma von J. B. Eredé in Verbindung mit dem in galvanoplastischen Arbeiten bereits ausgezeichneten Hrn. v. Kreß, mit fortschreitend günstigerem Erfolge tüchtige Proben seiner vorzüglichen Leistungen geliefert und zur öffentlichen Ansicht aufgestellt hat.

Die Gutachten, welche wir uns von erfahrenen Kennern, insbesondere dem Hrn. Prof. Dr. R. Böttger, darüber erbeten haben, ob die Galvanoplastik überhaupt geeignet und auch schon so weit gediehen sey, um so große öffentliche Denkmäler darzustellen, lauten im Allgemeinen und unter gewissen Voraussetzungen günstig, und ein als Muster in dieser Weise ausgeführter Hautrelief-Kopf für das Buchdruckerei-Denkmal, erregte so sehr das Wohlgefallen Derer, die ihn sahen, daß sogleich nicht unansehnliche außerordentliche Beiträge für den Fall gezeichnet wurden, daß man das Denkmal selbst galvanoplasticiren lasse.

Dem Wunsche des Ausschusses, dem Denkmal eine weitere Bedeutung noch dadurch zu verleihen, daß es den Werth der Galvanoplastik zur Darstellung öffentlicher Werke in größtem Maßstabe anschaulich mache, begegnete der Wunsch der hiesigen Fabrikunternehmer, ein öffentliches Zeugniß ihrer möglichen Leistungen abzulegen. Dieselben haben den äußerst annehmbaren Vorschlag gemacht, der Ausschuß möge Ihnen die Erlaubniß ertheilen, eine der drei Hauptfiguren auf ihre alleinige Verbindlichkeit in galvanoplastischem Wege darzustellen; nach Vollendung der Figur soll sie dann gegen ein kleines Eintrittsgeld zur Anschauung des Publikums aufgestellt werden. Aus dieser Einnahme hoffen sie die Erstattung der Kosten für ihre Arbeit schöpfen zu können; der Mehrerlös aber soll in die Vereinskasse fließen.

Nach den vorläufigen Verabredungen würden für die drei Hauptfiguren, galvanoplastisch dargestellt, ungefähr 3625 Gulden mehr auszugeben seyn, als wenn sie in Compositionsmetall gegossen würden; eine in Betracht der größeren und dauernderen Schönheit des Werkes doch verhältnißmäßig nur geringe Summe, welche jedoch immerhin erst aufgebracht werden müßte. Im nämlichen Verhältniß würden die übrigen kleineren, das Denkmal zierenden Figuren und Hautreliefköpfe gleichfalls mehr kosten, wollte man auch sie sämmtlich galvanoplastisch ausführen, was, wiewohl sehr wünschenswerth, jedoch nicht geradezu nothwendig wäre; reichen nämlich hierzu die eingehenden Gelder nicht aus, so dürften sie wohl als Nebenzierrathen in jenem geringen Metall oder in Stein, wozu die Mittel vorhanden sind, dastehen. Der Ausschuß glaubt sonach jenes Anerbieten der Herren Hartjen und v. Kreß annehmen zu dürfen, weil er der Ueberzeugung ist, daß wenn Eine Figur als der erste große Erfolg der herrlichen Erfindung der Galvanoplastik in Kupfer gelungen vor den Augen des Publikums stünde, es sicher nicht an bereitwilligen Förderern fehlen würde, welche für ein solches unsere Zeit ehrendes und unsere Stadt mit einer seltenen Zierde bereicherndes Werk, jene Mehrausgabe möglich machen würden.

Nachdem nun die Vollendung und Aufstellung des Denkmales in nicht mehr ferner Zeit mit Sicherheit erwartet werden darf, stattet der Ausschuß mit Vergnügen diesen übersichtlichen Bericht von seinem bisherigen Wirken öffentlich ab, und überläßt sich der frohen Hoffnung, er werde auch fernerhin die allgemeine Theilnahme finden, welche sich bei der ersten Anregung schon so lebhaft ausgesprochen hat.

Frankfurt a. M. am 3. März 1847.

Der Ausschuß zur Errichtung des Denkmales der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die tragische Katastrophe des Karlsruher Theaterbrandes hat wie überall, so auch hier die Gemüther dermaßen in Schrecken versetzt, daß dem Theaterinstitut daraus unangenehme Folgen hinsichtlich des Besuchs von Seiten des Publikums erwachsen dürften. Zur Beseitigung von bangen Befürchtungen können wir aus guter Quelle versichern, daß der Sicherstellung des hiesigen Theaters und seiner Besucher in der angedeuteten Beziehung eine erneuerte und gesteigerte Aufmerksamkeit zugewendet und alles hierzu Erforderliche in Berathung gezogen worden ist. Außerdem sind nicht nur die Räumlichkeiten, Trep-

Digitized by Google

pen und Aufgänge des hiesigen Schauspielhauses der Art, daß bei entstehender Feuersgefahr eine schnelle Entleerung des Hauses leicht bewerkstelligt werden kann, sondern sind auch die geräumigen und nicht winkeligen Logengänge weder mit leicht entzündbaren Gegenständen, noch die Logen selber mit Draperien und Gasflammen versehen. Was die von der Galerie und den Logen nach der Bühne führenden beiden Treppen betrifft, so erfordert es zwar die Ordnung, daß solche verschlossen bleiben, doch sind die Schlüssel derselben nicht nur jederzeit ganz in der Nähe befindlich, sondern könnten diese Thüren auch ohne große Gewalt selbst ohne Schlüssel geöffnet werden. Es sind demnach bei dem Vorhandenseyn von drei geräumigen Treppen für die Besucher der Galerie und der Logen keine ängstlichen Besorgnisse vorhanden. Auf der Bühne selber befindet sich in den obern Räumen ein großes und stets mit Wasser gefülltes Reservoir, sowie auch an den erforderlichen Handspritzen kein Mangel ist. Das Publikum darf sich demnach beruhigt halten und versichert seyn, daß man Seitens der Theaterverwaltung den ganzen Umfang der bezüglichen Verpflichtungen erkannt und in allseitige Berücksichtigung genommen hat.

(Lieberose, 1. März.) Am 24. vorigen Monats fand im Hause eines hiesigen jüdischen Kaufmanns die Beschneidung dessen ungefähr acht Tage alten Kindes statt; da die Wunde des übrigens sehr starken und kräftigen Knaben unaufhörlich heftig blutete, so äußerte die Mutter, die sich von vornherein dieser Ceremonie widersetzt hatte, lebhafte Besorgniß, und verlangte, daß die Hülfe eines Arztes in Anspruch genommen werde; trotzdem wurde solche erst Abends 7 Uhr nachgesucht, und da beide Aerzte auf das Land geholt waren, so erschien solcher erst um 9½ Uhr Abends im Krankenhause; die angewendeten blutstillenden Mittel hatten zwar den besten Erfolg, ihre Hülfe war jedoch vergebens, da schon Anzeichen des nahen Todes sich einstellten, der auch bald darauf erfolgte. Das Kind hatte sich verblutet. Dankbar erinnert man sich bei diesem Unglück, dessen Urheber, vermöge der Toleranz gegen diese blutige Ceremonie wohl straflos bleiben muß, der Verfügungen der großherzogl. hessischen und Frankfurter Behörden, wornach den Rabbinern jeder den Eltern auferlegter Zwang untersagt, und es hinführo in den freien Willen der letztern gelegt ist, sich oder vielmehr ihre Kinder jener Ceremonie zu unterwerfen.

Korrespondenz.

Nürnberg, 3. März.

Am 1. d. ist endlich mit dem Ausgeben größeren Brods begonnen worden, was schon vor zwei Monaten hätte geschehen können, wenn nicht Magistrat und Regierung verschiedener Ansicht gewesen wären. Der Andrang der sich um dieses Brod Meldenden war so groß, daß acht Tage nicht hinreichten, um die Sache zu erledigen; diesem Umstande mag es auch zuzuschreiben seyn, daß mitunter auffallende Ungleichheiten bei der Vertheilung vorkommen, was Anlaß zu stürmischen Anträgen und Klagen gab, die jedoch nach Möglichkeit hintennach ausgeglichen werden. Wenn freilich ein aller Mann, dessen Tochter und ein Hund zehn Laibe die Woche erhalten sollen, während ein Handwerker, der 10 — 12 Gesellen zu beköstigen hat, durchfiel; wenn die Frau eines Angestellten, als sie erfährt, sie erhalte mehr, als sie verlangt habe, bemerkt: es wäre gut, denn sie müsse auch auf den Hund ihres Sohnes rechnen, so hat dies und Aehnliches viel böses Blut gemacht; doch kühlt sich dieses allmälig jetzt ab. Die Herren der mit der Sache betrauten Commission zeigten bei der Bestimmung der Abgabe zu wenig Localkenntnisse, daher die mannigfachen in's Auge springenden Mißgriffe. Das Brod wird von den Bäckern gegen ein Billet abgegeben; der Empfänger erhält dafür von denselben ein zweites, anders gefärbtes; hat er die empfangenen Billets verbraucht, so liefert er die Gegenbillets der Bäcker an den Districtsvorsteher, der ihm dann neue gibt. Die eingelieferten Billets dienen als Controlle; Die, welche an dem größeren Brode keinen Antheil haben, bezahlen den Laib um 8 kr., während die Andern ihn um 6 kr. bezahlen. Die Durchführung dieser Maßregel kostet viel Geld, wenn sie bis Ende Juni andauern soll, da der tägliche Bedarf der Stadt auf 96 Scheffel Korn anzuschlagen ist.

Aus der bayerischen Pfalz, 3. März.

Ein Ereigniß in unserer vereinigten Kirche beschäftigt in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit in besonderem Grade. Seiner Natur nach scheint es zwar nur örtliche Bedeutung zu haben; aber die daraus hervorgehenden Schlüsse gestalten es zu einem allgemein wichtigen, so daß wir es der Publicität nicht vorenthalten können. Die Verweseung des Decanats Landau nämlich, welche zu Anfang dieses Jahres, nach dem Tode des Decans, dem Senior der Diöcese, Pfarrer Schmitt in Mörzheim, durch das königl. Consistorium zu Speyer verordnungsmäßig übertragen war, wurde in den letzten Tagen demselben abgenommen und einem andern Pfarrer übergeben. Diese Thatsache erregt um so mehr Aufsehen, da dem genannten Pfarrer Schmitt die Verweseung während zweijähriger Kränklichkeit des Decans schon übergeben gewesen war, sogar noch, ehe er zum Senior gewählt wurde; da ferner derselbe als ein sehr tüchtiger Mann im kirchlichen Verwaltungsfache allgemein anerkannt ist, was schon daraus erhellet, daß er mehrmals als Secretär in den Generalsynoden gewählt war; und da es endlich, wie schon erwähnt, ganz den Verordnungen gemäß ist, daß dem Senior die Verweseung des Decanats übertragen werde. Warum das königl. Oberconsistorium in München davon in diesem Falle abgewichen ist und sogar den durch das königl. Consistorium bestimmten Verweser wieder seiner Functionen durch zwei besondere Erlasse enthoben hat, läßt vielen Vermuthungen Raum. Das allgemeine Urtheil aber spricht sich vor Allem dahin aus, daß, da Pfarrer Schmitt bei der Edenkober Versammlung am 10. Nov. v. J. zum Secretär gewählt war, überhaupt auch der freieren Richtung in der Kirche huldigt, durch diese Thatsache erhelle, wie das königl. Oberconsistorium noch immer nicht gesonnen sey, von seinem ausschließlichen Standpunkte abzugehen und wie die Hoffnung Derer ganz eitel sey, welche erwarteten, daß dasselbe nun gewiß beruhigend verfahren werde, da die Kirche in der großen Mehrheit ihrer Glieder sich so entschieden für vernünftiges Christenthum ausgesprochen hat. Die Aufregung der Gemüther, welche in letzter Zeit wieder mancherlei Nahrung erhalten hat, besonders da in Sachen des Pfarrers Feanz, der nun ein volles Jahr suspendirt ist, noch keine Entscheidung erfolgte, wird damit immer wieder neu verstärkt und der Freund des kirchlichen Friedens muß über vereitelte Hoffnungen seufzen. Was besonders aber bei dieser Thatsache sich wieder kund gibt, ist, daß die Geistlichen, welche die oberste Kirchenbehörde so besonders auszeichnet, an Vertrauen bei ihren Gemeinden nichts weniger als gewinnen.

Auflösung der arithmetischen Aufgabe in Nro. 66.

1) 2376 fl.

2) Der älteste hat 241, der zweite 1711, der dritte 2593, der vierte 3181, der fünfte 3601, der sechste 3916, der siebente 4161, der achte 4357 fl.

3) Der bestimmte Preis des Hauses 6131 fl.

Geschichtliche Vorlesung.

Ein und zwanzigste Vorlesung; Montag, 8., so wie auch Dienstag, 9. März: Kaiser Alexander von Rußland. — Die merkwürdigsten Erfinder des letztverflossenen Zeitraums.

Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 7. März. (Neu einstudirt): Die Jungfrau von Orleans, romantisches Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. v. Schiller. (Gastrolle) Johanna: Fräul. Schwelle, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Montag, 8. März. (Auf vielfaches Verlangen): Die Kaelsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 68. Dienstag, den 9. März 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

„Der Gefangene wäre würdig, den Sinnspruch Eures Wappens zu führen: Alles für Gott, Liebe und Ruhm!" sagte halblaut der Capitain.

„Ja, Alles für Gott, Liebe und Ruhm!" entgegnete lebhaft der Gefangene. — „Ihr kennt den Spruch — er ist auch der meine. Drum laßt mich ihn auch noch im Tode befolgen. Sie wähnt mich treulos, gewährt mir daher an sie zu schreiben, bestätiget mir, daß ich ihr allein treu gestorben, und mein letztes Wort: „Marie" — der Obrist fuhr unwillkürlich in die Höhe — „gewesen."

Der Capitain erhob sich und klopfte dem jungen Manne auf die Schulter: „Was Du wünschest, soll treulich erfüllt werden. Mein Wort darauf."

„Und jetzt noch eins," fügte Robert mit leiser Wehmuth hinzu. „Meine Eltern sind arm — ich besitze nichts. Nur eins ist mein, was ich von meiner Mutter ererbte, und was mir immer hoch und theuer war. — Hier dieses einfach goldene Kreuz," er nahm ein solches von seinem Halse, „wollt Ihr es an Marien von Adlerkron übersenden?"

„Von Adlerkron!" rief mit starrem Blicke der Obrist.

„Und laßt sie wissen," fuhr Robert fort, „daß ich dem Sinnspruch dieses Kreuzes treu gestorben: Alles für Gott, Liebe und Ruhm."

Zitternd erhob sich der Obrist und griff nach dem Kreuze, dessen Inschrift er bei dem Armleuchter las: „Alles für Gott, Liebe und Ruhm, den ersten August ein tausend sechshundert vier und sechzig." — dann zog er Robert hervor an das Licht und starrte ihm in die Augen. Ein Strahl von Freude zuckte über sein Gesicht und wildes Lachen der Verzweiflung bemächtigte sich dann seiner.

„Obrist, um Gotteswillen, was ist Euch?" rief erschrocken der Capitain, indem er den Angeredeten auf den Sessel niederdrückte.

Dieser antwortete nicht. Ein ungeheurer Sturm der Gefühle, die in seinem Busen kämpften, beraubte ihn jedes Wortes. Endlich ward er ruhiger und männliche Fassung schwebte mit siegender Gewalt empor, wie die Sonne über die empörten Elemente.

„Mir ist nichts," begann er endlich nach einigem Schweigen, „ein Schwindel, wie es mir zuweilen ergeht; bringt den Gefangenen in seinen Gewahrsam."

Auf den Ruf des Capitains traten die Wachen ein und Robert wurde weggeführt. Der Obrist setzte sich in einen Sessel und betrachtete schweigend das in seinen Händen gebliebene Kreuz; der Capitain stand vor ihm und heftete nachdenkend seinen Blick auf denselben, der ihm jetzt Entfernung zuwinkte.

„Ich gehe," entgegnete dieser, „aber, alter Freund, wie Ihr Euch auch fassen möget, die Geschichte hat Euch heftig erschüttert."

Er ging und der Obrist war allein. In schweigendem Ernste rückte dieser nun seinen Sessel zu dem hell knisternden Feuer des Kamins und starrte in die Gluth, als ob er hier die Lösung des Räthsels finden könnte.

Eine Stunde verging also. Im Hofe erklangen klirrende Gewehre, der Runde schwerfälliger Schritt tönte über die Brücke des Grabens, Wachen riefen ihr: „Wer da?" und der unterdessen sich erhebende Nordostwind surrte an den hohen Fenstern und trieb einzelne Schneeflocken wider dieselben.

Plötzlich sprang der Obrist von seinem Sitze auf, muthig flimmerten seine Augen, und auf seinem Antlitze lag ein fester Entschluß.

„Nein," rief er in ernstem Tone, „König Ludwig, so haben wir nicht gerechnet! In Folge Deiner Vergebungen raubte mir das Schicksal die Tochter und sank meine Gattin in ein frühes Grab. — Ich habe erduldet, ich habe ertragen. Aber nun soll auch er deinem Blutbefehle unterliegen — er, der ohne Zweifel das Letzte ist, was mich an diese Welt noch bindet? — Nein und Nein! — In den andern Fällen, die mich so schwer berührt, warst Du und Deine Helfershelfer die Mörder. — Hier wäre ich es selbst, und davor wolle Gott mich hüten! — Das Kreuz" — er betrachtete es nochmals aufmerksam — „ich gab es ihr bei'm Scheidekusse — und dann sein blaues Auge, die blonde Locke über den Nacken geringelt — es ist der Lieutenant de la Sorre zu Saint Germain — ich bin es selbst! — Und ich sollte ihn dem Tode durch die Kugel preisgeben? — Wer — wer verlangt solch abscheulich Werk? — Zwar heißt er Wolf — nicht Adlerkron, und Adlerkron nennt sich das Mädchen seines Herzens. — Hier liegt der Zweifel. — Wie, wenn ich irrte? — Nein, nein, ich irre nicht; eine mächtige Stimme ruft mir zu: er allein wird Dir Trost in Deinen alten Tagen gewähren!"

Wiederum ging er auf und ab, ein neuer heftiger Kampf schien in ihm zu toben, bald aber nahm sein in Zweifeln umher blickendes Auge eine festere Richtung an und seine Züge wurden bestimmt und klar.

„Mein schönes Frankreich, lebe wohl," sprach er dann mit wehmüthigem Tone — „blutend reißt mein Herz von dir — aber ich muß — muß mein müdes Haupt in fremder Erde betten."

Er trat jetzt hinaus auf die Altane und blickte nach Frankfurt, von wo einzelne Lichter herüber leuchteten. Schneegestöber trieb ihm in das glühende Gesicht und die entlaubten Bäume braus'ten leise vom Nordostwinde. Stille war es sonst auf der winterlichen Erde, und die Wachen bargen sich in ihre Baracken und Schilderhäuser.

„Eine Nacht, wie ich sie wünsche," murmelte er leise, dann

Digitized by Google

verließ er den Balkon und ging durch den Saal nach seiner Wohnstube.

Mitternacht schwebte heran, da schritten über die Brücke zwei Männer, gehüllt in weite Mäntel, den Kopf geschirmt von weitgekrempten, befiedertem Hute.

„Wer da?" riefen die Wachen, und: „Obrist de la Sorre mit Adjutant," war die Antwort.

Die Wachen salutirten, der Obrist sah ihnen fest in's Gesicht und ging dann mit seinem Begleiter hinaus in's Feld.

„Gut, daß wir nicht schliefen," raunte der Soldat seinem Kameraden zu. — „Bei Tag und Nacht ist der auf seinem Posten," entgegnete der Angeredete, „ehe man sich dessen nur versieht, visitirt er die Pikete und die Wachen."

Der Obrist und sein Begleiter waren jetzt im Freien.

„Doch bist Du Deiner Sache auch gewiß?" frug jetzt der Erstere.

„Zweifelt nicht," versetzte der Andere. — „Als Bauernknecht verkleidet, war Hugo Stahlberg heute im Sandhofe, die Wachen tranken Wein mit ihm, und so beschäftigt, warf er mir einen Zettel, Feile und Hakenschlüssel zu. Das Gitter meines Fensters konnte ich so lösen, ich sollte durch den Graben schwimmen, und um zwölf Uhr würde ich die Fähre an dem Maine, wo sich das Brückchen über den Lutterbach wölbt, finden."

„So war es besser," erwiederte der Obrist, „wenn sie nur unbemerkt dem Ufer nahen können; denn ich selbst gab den strengsten Befehl, auf Alles, was Verdacht erregt, zur Nachtzeit zu feuern."

Eilig schritten nun Beide durch die finstere Nacht dahin, und bald hatten sie des Maines Ufer erreicht. Robert — denn er war des Obristen Begleiter — ließ alsobald ein schwirrendes leises Pfeifen ertönen, ein ähnlicher Ton erklang aus den dichten Weidenreisern am Ufer, und aus dem Dunkel sprangen zwei Männer mit leichtem Tritte und schlossen Robert in ihre Arme.

„Vater, Robert, Hugo," flüsterte es leise in der Finsterniß, doch der Obrist trieb zur Eile.

Kaum erkennbar schaukelte das Fahrzeug auf dem schwarz fluthenden Strome. Alle traten ein und das Schiffchen stieß vom Ufer, leise hinhuschend wie ein Gespensterwerk.

Schon waren sie in der Hälfte des Stromes, da donnerte ihnen mit lauter Stimme ein: „Wer da?" vom eben verlassenen Ufer nach.

„Bergt Euch in's Schiff; denn sie feuern!" rief leise der Obrist und sie thaten, wie er sagte. Aber der alte Förster Wolf ergriff ein Brett und schleuderte es weit von dem Kahne hinweg mit dem stillen Rufe: „List muß uns helfen."

Plätschernd fiel das Brett in den Strom und mit dessen Aufschlage blitzte es am jenseitigen Ufer, donnerten die Musketen und zischten die Kugeln dem Kahne weit zur Seite hinweg über den Strom.

„Wir sind gerettet" — flüsterte dann der Förster — „denn ehe sie wieder laden, sind wie am Ufer."

Und wie er gesagt, so war es. Die Flüchtigen eilten unter die alten Linden am Ufer; drüben aber da krachten die Signalschüsse, knallte die Lärmkanone, erhellte sich der Sandhof, wirbelten die Trommeln und die ruhige Nacht verwandelte sich in wildes Getümmel des Krieges.

(Fortsetzung folgt.)

Weitere Berichte über die gräßliche Katastrophe des Karlsruher Theaterbrandes.

(Aus bad. Blättern.)

Einzelne Scenen müssen wahrhaft fürchterlich gewesen seyn. So die folgende: Ein Kaminfegergeselle war auf einer außen am brennenden Gebäude angelegten Feuerleiter hinaufgestiegen, um, wenn immer möglich, Rettung zu bringen. Da muß er oben, an einem Fenster angekommen, zu seinem Entsetzen, das ihn wohl niemals verlassen wird, erschauen, wie in einem Winkel der Galerie ein Menschenknäuel von etwa 14 Unglücklichen sich gegenseitig zu einem unauflöslichen Knoten umschlungen hätt, als wollten sie sich in einander hineinbeißen und verschlingen. Rings um den Knäuel schlagen die versengenden Flammen empor, das entsetzliche Noth- und Hülfegeschrei der Unglücklichen übertönt das Zischen und Geknister des Brandes, das Gekrach der einstürzenden Balken, den Lärm der Menge. Da, im letzten Moment der Verzweiflung, erblicken sie über sich eine rettende Gestalt, den Kaminfeger. Der Unglückliche, der solchen Jammer sehen mußte, und doch nicht helfen konnte! der ganze schon brennende Menschenknäuel klammerte sich wie im tollsten Wahnsinn an den Wänden empor, um zur Fensteröffnung zu gelangen — vergebliches Abmühen! Der auf der Leiter mußte erschauen, wie der Haufen, sich noch immer umschlungen haltend, hinabstürzt in das Flammenmeer. Noch immer hört er ihr Hülfegeschrei, als sie längst seinen Blicken entschwunden und in den Flammen begraben waren, es wird noch lange in seinen Ohren nachhallen. Er mußte eiligst die Leiter hinabklettern. Unten angekommen, sank er ohnmächtig zusammen und mußte von der Brandstätte fortgetragen werden.

Mit Wehmuth füllt sich des Menschen Herz, wenn man solchem Unglück begegnet, doch führen einzelne Erzählungen wohl auch zu tiefern Ansichten des Lebens und seines innern Wirkens. So wollte die Großmutter eines hoffnungsvollen zehnjährigen Knaben dem Enkel die Freude bereiten, den Artesischen Brunnen des Theaters zu sehen; dem treuen Diener wird die Begleitung aufgetragen, der Junge will aber lieber den Abend im häuslichen Kreise verbleiben, und nur dem bestimmten Willen der Ahnin, mütterlicher Liebe entsprossen, beugt sich kindliche Folgsamkeit. Der Diener bringt ihn auf einen guten Platz der obern Galerie, er selbst muß nochmals nach Hause, um Einiges zu besorgen, aber er verspricht baldige Wiederkehr. Der Junge bittet ihn dringend, da zu bleiben, und wie er nicht gewähren konnte, hängt er sich ihm an den Hals und bittet ihn wenigstens noch um einen brüderlichen Kuß — der Diener geht, der Knabe bleibt und kehrt nie wieder! Ein anderer Knabe wird gerettet, seine Mutter verbrennt, sein Bitten war — bei der Mutter zu bleiben. — Aus dem Schutt zieht man eine Hand hervor, von Glacehandschuhen bedeckt, sie ist fest zugedrückt und enthält zwei Goldstücke, die wohl dem Retter bestimmt waren; gehört sie vielleicht einem Gliede jener englischen Familie, die den Ausgang nicht fand, oder jenen Gästen von Ludwigsburg, die zum Besuche kamen?

Es dürfte kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß die Meisten ein Opfer der engen, winkeligen Ausgänge und der schmalen steilen Treppen geworden sind. Und dieses Haus hat der berühmte Weinbrenner gebaut! Man könnte einen Preis darauf setzen, ein Gebäude oder Haus aufzufinden, das jener berühmte Baumeister erbaut hat, welches nicht an den augenfälligsten Mängeln leidet. Die Preisaufgabe wäre unmöglich zu lösen. Es ist traurig, aber wahr, daß Weinbrenner jedes Gebäude verpfuscht hat, vom Conversationshause in Baden bis zum abgebrannten Theater mit allem andern, was dazwischen liegt. Der Mann ist wahrlich eine traurige Berühmtheit.

In einem Lande, welches ausgezeichnete Architekten hat, berief man vor einigen Jahren einen dänischen Baumeister, Schlicht, der zur Dämpfung des Tones im Theater dürres Heu und Werg in Fülle anbrachte, den Haupteingang in das Parterre zumauerte, und für möglichste Eleganz des Inngebäudes sorgte. Gerade die markgräfliche Loge, in der das Feuer ausbrach, war mit den angränzenden beiden Hoflogen in Gaze (dünnen Flor) überzogen; in dieses hölzerne und papierene Theater bringt man die

Digitized by Google

Gasbeleuchtung und beauftragt mit dem Anzünden der Gasflamme den ersten besten Diener, der zur vollen Entströmung des Gases die Röhre öffnet, dieses anzündet und sich dann entfernt; die Flamme ist stark, die Wände überzogen mit Gaze (Flor) werden von ihr ergriffen, Niemand ist da, die Flamme zuzudecken, wenn auch nur mit einem Hut oder Rock; das Heu, das Werg, das Holz wird schnell ergriffen, ein furchtbarer Rauch verdunkelt das Haus, ein schrecklicher Durst erstickt die Luft, und das Feuer, zum Ausbruch gekommen, verzehrt noch die schon längst erstickten Menschen bis auf wenige Knochen!

Den Brand des Karlsruher Hoftheaters betreffend.

(Eingesandt.)

Frankfurt, 7. Mäez.

Der gestrige, aus der Karlsruher Zeitung in die Didaskalia übergegangene Artikel über den schrecklichen Brand des Karlsruher Hoftheaters enthält an einer Stelle und in einer Note der Zeitungsredaktion eine so widersinnige, auch mit allen andern Nachrichten im Widerspruche stehende Erzählung über die Art und Weise, wie die Unglücklichen durch das ausströmende Gas erstickt seyen, daß man nicht umhin kann, das Publikum auf das Abenteuerliche der Erstickungstheorie aufmerksam zu machen. Nur der gute Wille des Berichterstatters, dem leidigen Aeost zu spenden, die Unglücklichen seyen nicht bei lebendigem Leibe verbrannt, sondern erst bewußtlos gemacht und erstickt worden, mag die Auftischung von derlei Erzählungen entschuldigen. Hier unsere Meinung, die wir, wenn wir auch nicht bei der schrecklichen Katastrophe anwesend waren, doch als Sachverständige überzeugend aussprechen müssen und worüber uns keine aufgestellten Hypothesen noch Auslagen sogenannter glaubwürdiger Leute irre machen können. — Darinnen stimmen alle Berichte überein, daß der Brand bei dem Anzünden einer Gasflamme in der markgräflichen Loge entstanden sey. Ob hierbei durch eine Entweichung aus einer undichten (jedenfalls sehr dünnen) Zuleitungsröhre, die Flamme Nahrung gefaßt und sich weiter verbreitet habe, ob, was Andere erzählen, die Ungeschicktheit des Anzünders, der den Brenner fallen ließ, und ehe er ihn suchte, den Krahnen der Lampe umzudrehen vergaß, schuld gewesen, daß eine größere Flamme die nahehängenden Gardinen ergriff, oder endlich, ob ein Windzug die Gasflamme gegen diese Gardinen trieb — alles Dieses wollen wir hier, als Unwesentliches nicht erörtern. Kurz, der Brand brach an dem bezeichneten Orte aus, verbreitete sich, geleitet und genährt von Draperien, Gardinen und anderm Flitterwerk, in dem bretternen Hause schnell weiter und ergriff zunächst die Galerien. Das ist das erste und Hauptfaktum. Nun kommt das zweite des Karlsruher Berichterstatters, das mit dem ersten gar nichts zu schaffen hat — die Erstickungsgeschichte der Galerie durch Gas! Daselbst müssen also entweder vorher oder gleichzeitig so viel Gasröhren ausgeströmt seyn, um Hunderte von Menschen in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit zu setzen. Wie das schon hat geschehen können, ist uns unbegreiflich, denn Gasröhren platzen nicht wie Dampfröhren, und wir behaupten, daß wenn auch das Unwahrscheinlichste geschehen wäre, nämlich daß Gasröhren auf Ellen lange Strecken hin geplatzt oder gebrochen wären, sie doch nicht so viel Gas enthalten hätten, um eine stark besetzte Galerie sammt und sonders in Betäubungszustand versetzen zu können. Aber wir wollen annehmen, diese Unmöglichkeit habe wirklich stattgefunden, so fragen wir, wie ist es möglich, daß eine so enorme Masse ausströmendes Gas (daß davon Hunderte betäubt worden, die doch nicht alle auf einem Flecke sitzen) nicht augenblicklich die ganze Luftschicht der Galerie in ein Flammenmeer versetzt hat, sobald, was ja das Werk von kaum 5 Minuten war, die auflreckenden Flammen aus der markgräfl. Loge sie erreichten?! Man denke sich den Unsinn: Leute springen von der Galerie herab, weil die Flammen sie schon erreichen, und auf dieser Galerie sitzen die Betäubten leblos in einem Luftmedium, das brennbarer wie Aetherdunst ist, und werden von unten auf, trotz der allgemeinen Verwirrung, beobachtet! Dazu kommt noch, daß, wie notorisch bekannt und überaus widersinnig ist, der Gashrahnen herumgedreht wurde, so wie Feuerlärm entstand; von da an hat also keine Gasausströmung mehr stattgefunden! Man muß aber dem Karlsruher Berichterstatter zufolge am Ende annehmen, die Galerie hat ihre besondere sie erstickende Gasausströmung gehabt, das Feuer von unten ist hintermach gekommen und hat sie verbrannt, während alle diese einzelnen Fakta in großer Schnelle aufeinander und in natürlicher Reihe folgten! Es ist bedauerlich, in das tragische Ereigniß das Lächerliche ziehen zu müssen, aber der Correspondenzmann in Karlsruhe ist schuld daran! Liegen denn die bei jedem Brande, aber zumal in einem von Menschen vollgepropften Hause, das noch dazu elend gebaut ist, das schlechte, schmale Gänge, wenig Ausgangsthüren hat, die zum Theil noch horribile dictu! geschlossen sind, sich ereignenden Unglücksfälle so fern, um genöthigt zu seyn, zu ganz abenteuerlichen Annahmen zu greifen? Das natürlichste ist, daß die Galerie zum Theil vom Rauche erstickt wurde, daß die Unglücklichen, die vor sich Flammen sahen, hinter sich finstere Gänge, geschlossene Thüren fanden, die in Massen nicht über die Bänke setzen, nicht herausströmen konnten, daß sie auf diese Weise den Anblick der Betäubung und Erstarrung boten, — wenn diese wirklich einen scharfsichtigen Beobachter gehabt hat. Wir erinnern uns hierbei eines offizellen Berichts über den vor einigen Jahren stattgehabten entsetzlichen Brand eines Circus in St. Petersburg, wobei über 800 Menschen verunglückt sind. Es hieß darinnen, daß, als die Pioniere der Garde endlich beordeet worden seyen, die äußeren Wände des Circus, an dem auch nur zwei Ausgänge gewesen, einzuhauen, man Hunderte von Erstickten, gleich Schatten an den Wänden, meist stehend gelehnt, gefunden hätte!

Das Schießpulver und die Schießbaumwolle.

Ein Zweigespräch.

Das Pulver.

Was fällt der Dam', der federweichen,
Wohl ein, sich in mein Reich zu schleichen?
Die mit der Spindel nur bekannt,
Versucht, den Waffen zugewandt,
Urplötzlich mich vom Thron zu stoßen?

Die Baumwolle.

Laß dich das Schicksal nicht erdosen!
Mit deiner Herrschaft ist's vorbei,
Ob es genehm, ob nicht dir sey!

Das Pulver.

Muß ich denn nach fünfhundert Jahren
So Schmähliches von dir erfahren!
Wie Jugend doch vermessen ist,
So ganz des Alters Ruhm vergißt!

Die Baumwolle.

Man Klarheit liebt in unsern Tagen,
Rauchwolken d'rum nicht mehr zusagen.

Das Pulver.

Fest durch die Zeit steht meine Macht,
Sie wuchs mit jeder neuen Schlacht.

Digitized by Google

Wohin mein Donner sich verbreitet,
Hat Tod und Schrecken er bereitet!
Gemäßigt wird die Leidenschaft
Durch meine allgewalt'ge Kraft,
Und milder sind die Kriegessitten,
Wird Mann nicht gegen Mann gestritten.
Doch was mich noch am höchsten stellt,
Ehrfurcht vor mir den Frieden hält.

Die Baumwolle.

Mein Ruhm wird zu den Wolken steigen,
Bring' ich die Mordlust ganz zum Schweigen.
Kein Knall betäubt, kein Dampf verhüllt,
Stumm hellt mein Blitz das Schlachtgefild!
Der Krieger sieht sein Opfer fallen,
Hört sein Wehklagen weithin schallen;
Erschüttert er den Streit vergißt,
Die letzte Schlacht geschlagen ist!

Das Pulver.

Was fabelst du von Höhersteigen?
Bist mir nicht einmal zu vergleichen!
Beschränkt selbst deine Thätigkeit,
Weißt mit den Waffen kaum Bescheid.

Die Baumwolle.

Ich füge mich so viel Gestalten,
Als Kriegeslist kann je entfalten.
Ich schlüpfe selbst in Rock und Hut,
Der Feind nie sicher vor mir ruht!

Das Pulver.

Verrath geziemet nur dem Weibe,
Der Mann geht offen stets zu Leibe!
Nie kann er von mir lassen, nie!
Mein Knall und Dampf ihm Poesie!

Die Baumwolle.

Was frommet ihm solch' eitel Lärmen?
Will er den Muth daran erwärmen?

Das Pulver.

Um zu beenden unsern Zwist,
Weil du doch eine Dame bist,
Laß uns die Herrschaft friedlich theilen:
Die Frauen mögen dir zueilen,
Die Männer aber bleiben mein!

Die Baumwolle.

Zu halber Herrschaft sag' ich nein!
Die Zeit verspricht sie mir allein!

[Eleonore Wallot.

Literatur.

(Heidelberg, im Febr.) Je mehr täglich die Zahl der Gelehrten zusammenschmilzt, welche, keine Mühe scheuend, sich der oft flüchtigen Tagesschriftstellerei entziehen und die Schätze der Vergangenheit der Vergessenheit entreißen: desto mehr Anerkennung verdienen in unserer Stadt und auch in weiterem Kreise zwei Schriften unseres Hrn. Direktors Prof. J. F. Hauß, die er bei Gelegenheit der Jubelfeier der dreihundertjährigen Stiftung des hiesigen Lyceums in der Mohrschen Verlagshandlung herausgegeben. Die eine, welche den Titel trägt: „Lycei Heidelbergensis origines et progressus", ist das Resultat eines Jahre lang fortgesetzten fleißigen Quellenstudiums und hat von literär-historischer Seite in den „Göttinger Anzeigen" durch den berühmten Philologen Herrmann die ausgezeichnetste Würdigung erfahren. Und in der That, wir stimmen gern den Worten des Verf. in der sogleich zu nennenden Schrift bei: „Wer je mit Arbeiten dieser Art sich beschäftigt, wird die große Mühe und Ausdauer nicht verkennen, welche erfordert wird, um aus theils bis jetzt gänzlich unbenutzten, theils aus sehr lückenhaften Quellen ein möglichst zusammenhängendes Ganze herzustellen." — Eine eben so willkommene Gabe ist uns eine zweite im selben Verlage in diesen Tagen erschienene Schrift des Verfassers: „Jubelfeier der dreihundertjährigen Stiftung des großh. Lyceums zu Heidelberg", welche eine höchst anziehende Beschreibung der Feier enthält und, wie den Theilnehmern eine höchst angenehme Rückerinnerung, ein nochmaliges Durchleben, so allen Schulfreunden einen höchst wohlthuenden Eindruck gewährt durch die lebendige Darstellung des guten Geistes, welcher die Anstalt beherrscht. Indem wir dieselbe der Beherzigung aller Freunde des Lyceums empfehlen und dem Hrn. Verfasser unsern aufrichtigsten Dank für seine viele Mühe aussprechen, erlauben wir uns, unsere Mitbürger auf Seite 9 derselben angelegentlichst zu verweisen, wo sich folgende Worte des Hrn. geh. Kirchenraths Prof. Dr. Ullmann befinden: „Reden ist Silber, Handeln ist Gold. Ich schlage Ihnen vor, ein bleibendes Denkmal dieses schönen festlichen Tages dadurch zu stiften, daß wir durch freiwillige Beiträge ein Stipendium begründen für einen durch Sittlichkeit und Fleiß sich auszeichnenden, aber bedürftigen Schüler der höheren Klassen unseres Lyceums." Dem Vernehmen nach hat dieser Vorschlag bereits thatsächliche Anerkennung gefunden und es bedarf bei dem Wohlthätigkeitssinn unserer Mitbürger gewiß nur dieses Winks, um eine rege Theilnahme dafür zu erwecken.

Korrespondenz.

Heidelberg, im März.

Der hier seit einem Monat eröffnete, vom großh. Ministerium autorisirte Heilcursus für Stotternde und Stammelnde hat sich bereits als nützlich und nothwendig bewiesen. Von den bisher aufgenommenen Patienten konnten nach einer kurzen (8- bis 14tägigen) gründlichen Behandlung mehrere als geheilt entlassen werden, welche ihren Dank in dem hiesigen und den Mannheimer Journalen aussprachen, und die erst kurz Aufgenommenen bessern sich. Vieles in dem Heilverfahren, besonders was das Mobilmachen schwerer Zungen betrifft, ist neu, das Ganze schmerzlos. Ueberhaupt wird die Sache wissenschaftlich behandelt und der Cursus von der betreffenden Behörde überwacht. Die Anmeldungen geschehen deshalb auch beim großh. Physikat (Hrn. Dr. Diehl). Kein Patient wird angenommen, bei dem man nicht einen Erfolg der Kur voraussehen kann. Dieser Cursus verdient jedenfalls die Beachtung eines Jeden, der auch nicht an einem Sprechübel leidet und die gegebene Nachricht wird besonders Denen, welche vom Stottern geplagt sind, willkommen seyn.

Würzburg, 4. März. — (Eingesendet.)

Der Violin-Virtuose August Kürdinger, Zögling des Wiener Conservatoriums, so wie Inhaber des schwer zu erlangenden Künstlerdiploms und der Medaille, dessen Ausbildung der rühmlichst bekannte Professor Böhm leitete, hat in dem am 3. d. M. stattgefundenen Konzert gerechten Beifall erworben, den er auch verdiente. Die Leichtigkeit, mit welcher derselbe die größten technischen Schwierigkeiten überwindet, der seelenvolle Vortrag, die Reinheit im Tone müssen ehrend anerkannt werden.

Frankfurt a. M.

Die dritte musikalische Soirée des Hrn. Ed. Rosenhain findet am 8. d. M. statt und werden darin unter Anderem vorkommen: Trio von Beethoven (B dur), vorgetragen von den Herren Rosenhain, Eliason und Ripfel und ein Quintett von Hummel.

Theater-Anzeige.

Montag, 8. März. (Auf vielfaches Verlangen): Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 9. März. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Graf Almaviva: Hr. Scheidler, vom Theater zu Köln. Cherubin: Fräul. Langhainz, vom großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 69. Mittwoch, den 10. März 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von G. W. P. von Frank.

(Fortsetzung.)

14.

Dämmerungsstrahlen.

In dem Hause zum Frankenstein saß Katharina, und ihr gegenüber stand der junge Waffenschmied Hugo. Er hatte lange und lebhaft gesprochen, nun schwieg er stille und heftete sein Auge in wechselnder freudiger Erwartung und bangem Befürchten auf den Gegenstand seiner Neigung.

In dem Innern des Mädchens kämpften zwei starke Gewalten, die Katharinens Antlitz bald in Blässe, bald in lebendigem Roth erscheinen ließen. Endlich glänzte ein Strahl der Fassung aus ihren Mienen.

„Ich darf Euch nichts verschweigen," begann sie jetzt mit beruhigtem Tone. „Soll ich die Eure werden, soll ich Euch vor späterer Reue bewahren, so —"

„Was Ihr mir sagen wollt, theure Katharina," unterbrach sie Hugo mit milder Stimme, „weiß ich bereits aus dem Munde des heimgegangenen Ritters Schlenkheim."

„Und dennoch wollt Ihr Eure Liebe einem Herzen weihen, das nur gebrochen und noch frisch blutend sich an das Eure anschmiegen kann?"

Gesenkten Hauptes hob sie langsam das Auge und heftete es wehmüthig auf den Jüngling.

„Daß Ihr dies Alles erduldet und aus dem Kampfe noch siegend hervorgeht, Katharina, macht Euch mir nur um so werther. Die Jahre werden entfliehen, die Wunden werden heilen, und meine Katharina wird mir angehören mit dem ganzen Herzen, das Gottes Güte geschaffen hat für Liebe und häusliches Glück."

Er breitete seine Arme aus, und das Mädchen fiel an seinen Busen.

„Ist es so gemeint," rief sie unter Thränen, „so nimm die Leidende auf in Deine Arme, daß sie gesunde an dem erwärmenden Strahle Deiner Liebe."

Noch hielten sie sich umschlossen, als durch die Thüre Marie sich leise hereinstahl. Freudig heftete sie das dunkel glänzende Auge auf die glückliche Gruppe, dann wurde ihr Blick allmählig verschwommener und endlich feucht.

„Gott segne Euch!" rief sie dann freudig aus, und legte ihre Hände auf der Liebenden Haupt. Diese bewillkommten sie auf herzliche Weise.

Trauernd erzählte dann Marie, wie ein gleiches Glück ihr vielleicht nimmer blühen werde. Der Comthur, zwar gerührt und innigst ergriffen von der aufopfernden Liebe Roberts, habe jedoch seine Zustimmung zu einer Verbindung mit demselben auf das bestimmteste verweigert.

„Ich sey die Erbin seines Namens und seiner Güter," fuhr Marie seufzend fort, „er könne so den einst so großen Stamm nicht enden lassen."

„Und doch ist Roberts Stellung jetzt verbessert," sagte Hugo, „es hat der Rath für sein Wirken ihn mit Auszeichnungen überhäuft, sogar ihm eine goldene Kette fertigen lassen, die manches Vorrecht ihm ertheilt. — Wie, wenn Ihr nun —?"

„Nimmermehr!" fiel Marie ein. „Weckt nicht den schlimmen Gedanken, den einst Schlenkheim in meine Brust pflanzte. — Mein Oheim hat mit Liebe mich gepflegt, sollte ich ihn, der jetzt krank ist, und an dessen Herzen offenbar ein großer Kummer nagt, dafür mit Undank lohnen?"

„Nein," rief Katharina, indem sie Marie in ihre Arme schloß, „hoffet vielmehr auf Gottes Güte. Unerforschlich sind zwar seine Wege, aber sie führen am Ende doch zum glücklichen Ziele."

Der alte Verwalter kam jetzt herzu, und als er von dem Entschlusse seiner Tochter hörte, tanzte er vor Freude in der Stube herum.

„Aber nun hört, was ich jetzt vorhabe," platzte er endlich geschwätzig heraus. „Den alten Obristen de la Sorre, der offenbar an Robert großen Antheil nimmt, habe ich mit dem Comthur bekannt gemacht, und dieser hat demselben eine Wohnung im deutschen Hause angeboten."

„Er zieht von uns hinweg?" frug traurig Katharina.

„Zu Mariens, des gnädigen Fräuleins Glück. Der alte Wolf ist ja der tägliche Besuch bei dem Obristen, so kommt dieser auch mit dem Comthur in Berührung, und — und — Zeit bringt Rosen."

Dankbar reichte Marie dem also plaudernden Alten die Hand.

„An dem Schicksale meiner Katharina bin ich nicht verzweifelt, an dem Euern will ich es auch nicht, und gewiß — ja gewiß, Du guter Gott, Du wirst nicht die eine Freundin mit Glück überhäufen, während die andere in Trübsal schmachtet!"

Mit freudiger Miene verließ er das Zimmer, und Marie kehrte zum deutschen Hause zurück mit erleichtertem, muthig hoffenden Herzen.

15.

Mitternächtliche Erscheinung.

In einem Zimmer des deutschen Hauses, dessen Thüre auf den großen Gang sich öffnete, saßen in traulichem Gespräche Obrist de la Sorre und Förster Wolf. Die Kerzen auf dem Tische waren nach und nach herabgebrannt, die Stunde der Mitternacht erklang von den Thürmen Frankfurt's, lustig knisterte das Feuer im Kamine und außen im Hofe regten sich die Frühlingsstürme.

„Die Nichte des Comthurs ist eine Adlerkron", begann jetzt ernst der Obrist, „ihre Mutter war demnach eine Schwester des Comthurs und eine geborne Silberborn."

Digitized by Google

„Möglich, oder vielmehr gewiß", entgegnete Wolf mißmuthig, indem ihm diese plötzliche Wendung des Gespräches nicht zu behagen schien.

„Kennt Ihr die Familie Adlerkron?"

„Ich?" rief Wolf in jähem Schreck; dann setzte er bitter hinzu: „Ob ich sie kenne? — Doch was kann das Euch kümmern?"

„Sehr viel, mein Freund; ein Franz Xaver von Adlerkron, churmainzischer Forstmeister, war im Jahre 1664 zu Paris; er wünschte für seine Tochter eine Gesellschaftsdame, die zugleich in der französischen Sprache unterrichten könnte. Meine Tochter Marie" — er hielt einen Augenblick seufzend an — „bezeugte Lust und ich" — hier schwieg er plötzlich still und knirschte mit den Zähnen — „vertraute dieselbe der Familie Adlerkron, die sie mit sich nach Deutschland nahm. Habt Ihr nie von einem solchen Mädchen gehört?"

„Niemals."

Mißmuthig schüttelte der Obrist den Kopf, dann frug er eintönig weiter: „Ist Euch ein Sohn dieses Forstmeisters nicht bekannt: Otto von Adlerkron?"

Auf dem Antlitze des Gefragten zuckten plötzlich Wuth und Schreck durch einander. Indem er den Teppich des Tisches mit der Hand krampfhaft zusammen zog, gab er keine Antwort.

„Es scheint, als ob Euch dieser Name unangenehm berühre. Wohlan, so vernehmet auch von mir, daß sich bei Nennung desselben alle Fasern meines Körpers in Zorn und Wuth straffer ziehen. Durch falsche Vorspieglungen wußte jener Otto — den Gott verdammen möge — meine sittsame Marie für sich einzunehmen, und eine verhängnißvolle Stunde vollendete das Bubenstück!"

„Hahaha", lachte grimmig wild jetzt der Förster. „Also auch Euch! — Warum soll es mich jetzt noch reuen, was ich gethan? Warum mich noch mit Gewissensbissen quälen? — Als zweifacher Frevler verdiente er den Tod, und ich — ja seht nur her — ich, der unscheinbare Förster, zerschmetterte ihm das treulose Herz mit einer Kugel am Tage meines Fluches im Jahre sechzehnhundert und sechzig, am Tage Egidy."

„Unmöglich!" rief der Obrist, „denn meine Tochter verschwand erst im Jahre sechshundert sechs und sechzig."

„Wie!" stierte der alte Förster mit großblickenden Augen zu dem Obristen herüber. „Und meine sichere Kugel fehlte ihr Ziel? — Ich sah ihn stürzen, hörte die sichere Kunde von seinem Begräbnisse. Nimmermehr! Ihr, Alter, seyd im Irrthum. Jener Otto von Adlerkron war nur ein Mal ein Verführer. Daß er zum zweiten Mal nicht wieder Aehnliches versuchte, dafür hat dieses feste Aug und dieser sichere Arm gesorgt."

„So helfe mir denn Gott aus diesen Labyrinthen!" fiel jetzt der Obrist ein, indem er zweifelnd sein Haupt schüttelte. „Nicht anders weiß ich es, als ich gesagt. Meine Tochter verschwand im Jahre 1666, und ihr letzter Brief, worin sie mir schreibt, daß sie in Schande dies Daseyn nicht mehr ertragen könne, ist von diesem Jahre. — Ihr irre vielmehr; denn seht nur selbst, hier ist der Brief, den ich stets wie eine theure Reliquie an meinem Herzen trage."

Er zeigte den vergilbten Brief an Wolf. Kaum hatte jedoch dieser einen Blick auf denselben geworfen, als seine Augen funkelten und seine Miene sich belebte.

„Also keine Adlerkron warst Du, Unglückliche," rief er dann laut, „die sich vor drei und zwanzig Jahren in die Fluthen des Lutterbaches stürzte? — Du warst nur ein Opfer dieser Adlerkron, und der Name, der Deiner sterbenden Lippe entfuhr, galt nur Deinem Verführer? —"

„Um Gotteswillen sprecht," begann jetzt der Obrist mit zitternder Stimme, „was soll das Alles heißen? — Ich ahne ein entsetzliches Geheimniß!"

„Ahnst Du, Alter? — Fühlst Du so etwas von Entdeckung verborgener Thaten, lägen auch Felsen darüber getürmt? — Ja, es ist wahr, Robert ist der Sohn jenes unglücklichen Mädchens, das aus dem Wasser ich zog, und die nach kurzem Schmerz und Mutterfreuden in meiner einsamen Hütte den Tod fand. — Ich habe ihr gelobt, den Sohn zu erziehen, und habe mein Wort gehalten. — Und damit kein Makel auf seiner Geburt hafte, gab ich sie für mein Weib und das Kind für mein eignes aus."

„Doch jenes Mädchen," stammelte in Angst der alte Obrist, „es ist kein Zweifel mehr, sie — nur sie allein ist die unglückliche Mutter. — Aber Beweise, Beweise über sie und über den Vater. O, gütiger Gott, reiße mich aus meinen Zweifeln und gieb mir Gewißheit über das Schicksal meiner unglücklichen Tochter!"

(Schluß folgt.)

Das Charivari über die Schwefeläther-Wirkungen.

Humoristisch-satyrische Blätter haben, wie ehemals die lustige Person in den Haupt- und Staatsactionen, nicht bloß das Recht, sondern die Aufgabe und Pflicht, die Gelegenheit sofort am Schopfe zu ergreifen, und jedes neue Ereigniß, jede neue Entdeckung oder Erfindung durch Caricaturen zu erläutern, so zwar, daß das Zerrbild zugleich als ein Sinnbild erscheint, indem es diese oder jene lächerliche Seite des gesellschaftlichen oder politischen Lebens auffaßt und zur Darstellung bringt. So ernsthaft irgend ein Ereigniß, so bedeutsam eine Entdeckung, so wohlthätig eine Erfindung auch seyn mag, wird sich ihnen doch immer eine lustige Anwendung auf diesen oder jenen Fall, auf dieses oder jene kleine Leiden des menschlichen Geschlechts geben lassen; liegt doch schon in der Art, wie das große Publikum eine neue Erfindung ankaunt, bewundert und das unglaublichste von ihr erwartet, meist etwas in hohem Grade komisches. Als die Schießwolle erfunden war, hörte man nichts als von der Schießwolle, sah man überall Schießwolle abbrennen, die ganze Welt schien in Schießwolle gewickelt zu seyn, und selbst die grausame Noth der Zeit, die wichtigsten politischen Vorgänge wurden über der Schießwolle vergessen. Aehnlich geht jetzt die ganze Welt in Schwefeläther auf, und das neue preußische Patent über den vereinigten Landtag konnte keinen gefährlicheren Concurrenten haben als den Schwefeläther; der Wundarzt Jackson machte den verstorbenen Präsidenten Jackson vollkommen vergessen; schien es doch, als sollte das Ausreißen eines Zahns, das Amputiren eines Kinnbackens, das Oeffnen der Hirnschale fortan kein Schmerz, sondern eine Lust, ein himmlisches Vergnügen, ein Vorschmack der Paradiesesfreuden seyn. Der derbste Fuhrknecht hatte die Aussicht, sich in den ätherischen Zustand eines wie mit Engelsflügeln hinweggehobenen stofflosen Wesens zu versetzen. Konnte es eine reichhaltigere Fundgrube für ein Spottblatt geben? Vergebens hofften wir, daß unser mit Recht so beliebter deutscher Charivari und Punch, die „Fliegenden Blätter", sich sofort dieses ergiebigen Lachstoffs bemächtigen würde. Während man aber noch in München vielleicht gründlich überlegt, gründlich zeichnet, gründlich componirt und nach tiefen symbolischen Zusammenstellungen sucht oder gar seine Kraft an Eisele und Beisele bis zur völligen Erschöpfung verschwendet, hat das französische Charivari bereits gehandelt. Die uns vorliegende Nummer vom 16. Februar bringt von Cham „Études médicales sur l'éther", und zwar neun Gruppen auf einmal, in denen Anwendung und Wirkung des Aethers in ihrer drastischsten Form zur lebendigsten Anschauung gebracht werden. Dargestellt sehen wir zuvörderst einen Ehrenhandel, wie er im achtzehnhundertsiebenundvierzigsten Jahre des Heils und im ersten Jahr des Schwefeläthertheils ausgeglichen wird. Zwei Duellanten, welche einen Aetherapparat an die Nase gebunden haben, stoßen einander kurz-

Digitized by Google

weg die Degen durch die Brust; jeder nimmt den Todesstoß gemüthlich hin, fühlt er doch keinen Schmerz, sondern nur Vergnügen. Folgt die Abschaffung der Leibesstrafe: ein erzürnter Vater oder Lehrer ist grausam genug, seinen Buben oder Zögling mit der Ruthe hart zu züchtigen, aber er weiß diese Grausamkeit mit ächt moderner Sophistik wieder gut zu machen und mit Milde und Menschlichkeit zu verbinden; der Bube hat einen Aetherapparat unter der Nase, und seine grinsende Lustigkeit zeigt, daß er vielleicht seinem Lehrer im Traum heimlich einen Zopf ansteckt oder seinem Vater die Kirschen vom Baume flichtt. Sodann folgt eine Gruppe mit der Unterschrift: „Fâcheux emploi de l'éther": ein Pariser Wege- oder vielmehr Straßenlagerer tritt aus einem Hinterhalt auf einen sorglos und einsam daher wandelnden Herrn zu und hält ihm gemüthlich den Aetherapparat unter die Nase. Dem Angefallenen wird, wie man sieht, jämmerlich zu Muthe; wahrscheinlich gehört er zu den schwachnervigen Personen, welche den Aether nicht vertragen können, und während er im Schwindelanfall den Rock verliert, plündert der originelle Straßendieb mit der linken Hand ungestört die Rocktasche des Unglücklichen. Für einen ächt modernen, aber höchst peinlichen und schmerzhaften Zustand dient der Aether auf dem vierten Bildchen. Ein Mann mit eben nicht sehr zierlichen Füßen versucht mit aller Kraftanstrengung zierliche neumodische Stiefel anzuziehen; der Schmerz, die Angst würden fürchterlich seyn, wenn ihm nicht der Lakai den Apparat mit dem neuerfundenen schmerzstillenden Mittel unter die Nase hielte. Auf dem fünften Bildchen erblickt man einen Mann, dem ein Zahn ausgezogen wird, aber er träumt unter den Händen des Zahnarztes einen seligen Traum: oben auf wolkiger Höhe kniet er in seliger Verzückung, mit Rosen bekränzt, während eine hochgeschürzte Künstlerin des Balletcorps ihm liebelächelnd entgegen tanzt. Auf dem sechsten Bildchen präsentirt der Zahndoktor dem Operirten mit schmunzelndem Lächeln eine Schüssel mit einem halben Duzend Zähne, die er dem Kranken während des Aetherrausches ausgezogen hat. Verzweifelnd blickt der Erwachende auf den traurigen Anblick! Unter der Vignette steht: Inconvénient de tomber sur un opérateur qui travaille avec trop d'activité. Auf dem siebenten Bildchen ist dargestellt, wie zwar nicht das Glück, aber das hölzerne Bein im Schlafe kommt. Man hat den Leidenden durch Aether eingeschläfert, ihm das Bein abgelöst, den Verband angelegt und im Bett allein gelassen. Der Amputirte erwacht, sieht das hölzerne Bein vor sich und greift entsetzt mit der Rechten unwillkürlich nach dem hölzernen Bein wie nach einer geisterhaften Erscheinung, mit der Linken nach der Klingel, um Leute herbeizurufen. Die Krone des Ganzen ist der Chinese auf dem achten Bildchen; während er am Spieße steckt, hält er mit der einen Hand den Aetherapparat an die Nase, mit der andern den Charivari, und es ist nicht zu sagen, wie seelenvergnügt das Lachen ist, womit er die Witze des Spottblattes neben dem Aethergeist in sich aufnimmt. Auf dem letzten Bildchen erblicken wir die Vendomesäule, von Vögeln und Rauch umkreist. Eine Fahne flattert oben herab mit der Inschrift: Aujourdhui Mr. Bilboquet se précipite de la colonne sans douleur. Man erblickt Hrn. Bilboquet, freundlich und lustig lächelnd, mitten im Herabsturz, und wir wünschen ihm Glück dazu, daß er keinen Schmerz empfinden wird, wenn sein Körper zerschmettert auf das Straßenpflaster niederstürzen wird.

Alle diese Skizzen sind aufs drastischste mit der von den französischen Caricaturisten gewohnten Kühnheit und Leichtigkeit hingeworfen und erregen unwillkürlich Lachen und Heiterkeit, ohne daß man sagen könnte, sie arbeiteten darauf hin. Der Franzose weiß, wie Jemand richtig bemerkte, Caricaturen zu schreiben, statt zu zeichnen. Wir lassen den Caricaturen der Fliegenden Blätter ihren Werth; Zeichnungen wie die Illustrationen zum Zeitungscongreß, zur Erfindung der Schießwolle, zur ostindischen Ueberlandpost und so viele andere treffliche Illustrationen, welche die Fliegenden Blätter brachten, stehen vielleicht sogar auf einer höhern Kunststufe, sie wollen aber durchdacht seyn, man muß sich bis in's kleinste Detail Rechenschaft geben, man muß denken, deuten und studiren, sie geben sich nicht so unmittelbar, wie französische Caricaturen, die freilich auch leichter gefährdet sind, in Flüchtigkeit, Frivolität und Bedeutungslosigkeit auszuarten. Es wäre interessant, zu sehen, wie die Fliegenden Blätter in ihrer deutschen Weise die Schwefeläthersrage auffassen und ausbeuten würden; hoffentlich thun sie es; der Stoff ist reichhaltig und läßt sich nach den verschiedensten Seiten hin benützen. Liegt doch unter anderm die Anwendung des Schwefeläthers zu den Zwecken der gegen Thierquälerei gerichteten Vereine ziemlich nahe; giebt es doch selbst in unserm civilisirten Zeitalter noch Menschenquälereien genug, zu deren Milderung die Humanität der Fliegenden Blätter den Schwefeläther in Anwendung, beziehungsweise unsern Philantropen in Vorschlag bringen könnte! Wie würde z. B. die einsame Absperrung an Grausamkeit verlieren, wenn man den Zellengefangenen durch unablässiges Einathmen in einem fortdauernden Zustand der seligsten Träume und Visionen erhielte!

(Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Darmstadt, 5. März.) Das furchtbare Brandunglück im Karlsruher Hoftheater hat hier große Theilnahme gefunden und alte Bedenklichkeiten erregt. Ist auch die bei allen größern Bühnen bekannte Tradition, wonach kein bedeutendes Theatergebäude über Ein Menschenalter den Flammen entgehen kann, nichts mehr und nichts weniger als eine Sage, so kann doch die innere Einrichtung auch der hiesigen Bühne mancherlei Sorge machen. An jenem Abend, als das Karlsruher Hoftheater in Flammen aufging, gab man hier die Oper „Tannhäuser", bei der im Ballet Stellen vorkommen, wo man die größte Brandgefahr vor Augen hat. Seltsam, wir glaubten im Parterre und in einigen Logen Unwillen darüber zu bemerken — er sprach sich selbst laut aus —, daß man solche Scenen im Ballet nicht ändere und jedesmal dabei lieber ein so prachtvolles Haus und das Leben vieler Menschen wage. Schon einmal in diesem Winter — wenn wir nicht irren, im „Freischütz" — war ein Prospect im Zwischenact von der Flamme erfaßt, wurde aber durch die Entschlossenheit des Dirigenten der Löschanstalt, Chr. Loos, schnell gelöscht. Die vorhandenen Apparate, unter dem vorigen Großherzog vom Brunnen-Inspector und Hofmechanicus J. C. Loos ausgeführt, sind höchst zweckmäßig, und der dadurch mögliche Wassersturz kann auf der Scene selbst außerordentlich schnell wirken. Auch sind die Treppen zu den Gallerien hier etwas breiter und überwölbt; allein es ist sonderbar, daß seit Jahren nur eine derselben im Gebrauche ist und die Eingänge an den Gallerien selbst so enge sind, daß eine große Menschenmenge auch da sich nicht so schnell entladen könnte, als es bei entstehender Gefahr nöthig scheint. Am schlimmsten müßte es aber dann um das Publikum in den Logenreihen stehen; hierneben sind die Gänge mit unbegreiflicher Raumesparniß angelegt, und die Treppen können von diesem Theile der Theaterbesucher nur spät erreicht werden. Warum führt man nicht aus den innern Höfen eine breite Treppe hinauf? Das Parterre in unserm Hoftheater, selbst bei kleinern Stücken und an den gewöhnlichen Wochenabenden öfter übervoll, vermag auch keineswegs so schnell, als es seyn sollte, seine Versammlung zu entlassen; auch von hier sollte ein breiter Gang in den Vorplatz führen, was sich ohne bedeutende Kosten abändern ließe. Die Ausgangsthüren in den Vorsaal u. s. w. werden in unserer Bühne durchaus nicht überwacht, daher muß bei Stücken, die stark besucht sind, in der Regel Jemand aus dem Publikum die Riegel aufschieben, damit die Menschenmassen nachströmen. Wer könnte

Digitized by Google

sich aber in einem dringenden Augenblick diesem Geschäft unterziehen, sich nach einem Riegel niederbücken, ohne Gefahr, von einer ängstlichen Menge niedergestoßen und zertreten zu werden?! Verschone uns der Himmel vor einem ähnlichen Unglück, wie es die Residenzstadt Karlsruhe erfuhr; aber man soll der Vorsicht Gehör geben. Statt daher unsere Ansicht von der Sache zu bespötteln, möge man hier die nöthigen Schritte thun, jedem Unglück aus weitester Entfernung vorzubeugen. Die Intendanz hat vor nicht langer Zeit die Verordnungen in Betreff alles Dessen, wodurch Feuersgefahr im Hoftheater vermieden wird, neu eingeschärft, wofür man ihr gewiß danken wird; möchte sie nun auch die von mir gerügten Mißstände, zumal hinsichtlich der Gänge zu den Logen und zu dem Parterre, einer ernstlichen Berathung würdigen. Zugleich wünschen wir — und gewiß im Geiste vieler Theaterbesucher —, daß man im Ballet Alles entfernt halte, was gefährlich werden kann. Wir haben auch lieber die feurigen Tänzer als die plumpen und schwerfälligen; aber das Feuer zeige sich in den Beinen, nicht auf den Helmen, nicht in den Händen, nicht in den sogenannten Blitzfackeln u. s. w., die im „Tannhäuser" allzulange ihr Wesen trieben. (Karlsr. Ztg.)

(Aschaffenburg, 6. März.) Die Frühlingsboten, die Störche, sind am 4. d. in hiesiger Gegend eingetroffen.

In Paris ward dieser Tage die Wittwe Hahnemann's (Marie Melanie Deroille) wegen ungesetzlicher ärztlicher Praxis zu 100 Fr. Geldbuße und den Gerichtskosten verurtheilt. Dr. Orfila, der Dekan der medizinischen Fakultät, hatte sie verklagt. Frau Hahnemann besitzt von der homöopathischen Gesellschaft in Pennsylvanien das medizinische Doktordiplom, auch hat sie nur in Gesellschaft zweier französischer Aerzte ihre Krankenbesuche angestellt und Medizin verordnet; das Gericht wollte aber das Diplom einer auswärtigen Akademie für Frankreich nicht gelten lassen.

Korrespondenz.

Weimar, 4. März.

Die Freitagsabend-Gesellschaften im Stadthause haben unausgesetzt ihren Fortgang und werden auch von unseren Landtagsabgeordneten besucht. Eben so haben auch die alle Tage stattfindenden wissenschaftlichen Vorträge im großen Stadthaussaale noch immer ihr zahlreiches Publikum. Heute Abend hält Hofrath Schöll einen Vortrag über Lucas Cranach. — In diesen Tagen circulirte hier auch eine gedruckte Aufforderung zu einem „Austria-Verein" zu regelmäßigen geselligwissenschaftlichen Vereinigungen, die in jedem Monat am letzten Sonnabend um 9 Uhr Abends statt finden sollen und wobei man auch auf eine Theilnahme von Jena vermittelst eines Zusammenkommens in Apolda gerechnet hat. So war am vorigen Montag ein großes Festdiner von 180 Gedecken zu Ehren eines Regierungscanzlisten, der sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte. Es hatten sich dabei sehr viel höhere und niedere Staatsdiener betheiligt. Der Jubilar ist einer von den Zwölfen, die im Mai 1805 Schiller's Leiche zu Grabe trugen.

Gießen, 4. März.

Daß die Ansicht der Menschen verschieden sey, zeigt ein Artikel im Frankfurter Jounal (zweite Beilage) vom 16. Febr., No. 47, datirt aus Darmstadt vom 13. Febr., worin die Ansicht des Gießer Korrespondenten, dem Fruchtwucher am sichersten zu begegnen, für irrig erklärt und behauptet wird, Niemand wisse die vielen Inhaber bedeutender Fruchtvorräthe zu nennen. Diese Unterstellung wird aber durch die Wirklichkeit überall da, wo Fruchtaufnahmen stattgefunden haben, widerlegt und würde bei weiteren Aufnahmen, zumal in den ergiebigen fruchtbringenden Gegenden Deutschlands (wohin z. B. unsere Wetterau gehört) ihre volle Entkräftung finden. Wenn man auch keineswegs in Abrede stellen will, daß die letzte Kornernte minder ergiebig, ja hier und da selbst mangelhaft war, so gehört doch die Ernte an Waizen und andern Fruchtgattungen ohnstreitig zu einer guten Mittelernte, woran daher auch jetzt noch kein eigentlicher Mangel ist, noch seyn kann, zumal notorisch noch frühere Vorräthe vorhanden waren. — Die weitere Behauptung in dem Darmstädter Artikel, daß zur Bekämpfung des schandbaren Fruchtwuchers, dessen offenkundiger Betrieb sogar darin in Zweifel gezogen wird, die Bestimmung eines Maximumpreises nichts nützen, durch solchen vielmehr die Theurung noch vergrößert, der Verkehr gehemmt und die unantastbare Freiheit des Handels verletzt würde, so erwidert man hierauf kurz Folgendes: Die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß außerordentliche Ereignisse, wohin nicht gerade französische Revolutionen, sondern auch andere wichtige Zeitbegebnisse gehören, unter denen die jetzige enorme Theurung in so vielen Ländern Europa's gewiß nicht den letzten Platz einnimmt, auch außerordentliche Mittel zu ihrer Bekämpfung erfordern, die, wenn sie auch momentan von dem strengen Rechtswege und von dem sonst gewöhnlichen Gange der Dinge abweichen, doch durch die im Drange der Umstände liegende gebieterische Nothwendigkeit und durch den Erfolg gerechtfertigt erscheinen. Hierhin gehört der Vorschlag in Festsetzung eines Maximumpreises gegen den Fruchtwucher bis zur nächsten Ernte, und es liegt doch wohl in der Natur der Sache, daß der Wucherer, dem kein Preis hoch genug ist, der darum, so lange er noch die Aussicht und Hoffnung eines höher zu erzielenden Preises nähren kann, mit seinen Vorräthen zurück hält, diese, sobald der Normalpreis erreicht ist, ohne Verzug losschlagen und nicht bis zur nächsten Ernte aufbewahren wird, die, einigermaßen günstig, ihm jede Aussicht eines besseren Erfolgs und höheren Preises benimmt, dagegen ein weiteres Sinken unter den gesetzten Normalpreis kaum bezweifeln läßt. Diese in der Natur der Sache liegende, auf Vernunftgründe gestützte Betrachtung gibt wenigstens dem Gießer Korrespondenten die vollste Ueberzeugung einer sich bei Eintritt eines Maximumpreises alsbald bildenden Concurrenz durch den Verkauf der noch auf den Speichern der Begüterteren vorräthig liegenden Früchte und in Folge davon eines weiteren Sinkens der Fruchtpreise und Verminderung der Theurung. Das Verhältniß zu Nachbarstaaten bei einer solchen Maßnahme ist in obigem ersten Gießer Artikel angedeutet; es kann daher bei Berücksichtigung desselben von Hemmnissen, die ja gerade nur durch den allen Verkehr hemmenden Wucher hervorgerufen und durch die Maßnahmen dagegen gehoben werden, gar keine Rede seyn. Freier Verkehr soll und muß bleiben. Nur dem Mißbrauche, nur dem verwerflichen Eigennutze Einzelner gegen das Ganze soll im öffentlichen Interesse gesteuert werden und darin kann weder ein Unrecht, noch ein Irrwahn, sondern nur eine Aufforderung und die Pflicht liegen, sich in solchem Sinne auszusprechen.

Mainz, 6. März.

Die Abbrechung des Fischthorthurmes hat bereits begonnen. Die außerhalb desselben angebauten beiden städtischen Häuser sind niedergelegt. Bald wird sich, statt eines engen, niedrigen Durchganges, eine breite, schöne Straße mit der Ansicht des Domes in seinem malerischsten Theil, dem karolingischen Kranz des 9. Jahrhunderts, und dem darüber emporragenden späteren Kuppeldau des Pfarrthurmes, bieten. Allgemeines Aufsehen erregt bei dieser Gelegenheit die beharrliche Weigerung des linken Nachbars des Fischthurmes, der sich theilweis in das mächtige Gemäuer des alten Baues eingehöhlt hat und von einer Befestigung der sein Eigenthum begränzenden Thenmmauer nichts hören und sehen will. Man wird also, laut gemeinderäthlichen Beschlusses, die Thurmmauer in der ganzen Höhe des Bäckerhauses aufrecht lassen, dagegen aber, bei späterer Einreichung eines Bauplanes auf dieser Seite, Bedingungen vorschreiben, welche dem Eigenthümer von Nro. 13 seine Hartnäckigkeit bereuen lassen werden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. März. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Graf Almaviva: Hr. Scheidler, vom Theater zu Köln. Cherubin: Fräul. Langhainz, vom großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt.

Mittwoch, 10. März. (Neu einstudirt): Gabriele, Drama in 3 Abth., nach dem Französischen von Fr. v. Castelli. (Gastrolle) Gabriele: Fräul. Schwelle, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart. Hierauf (neu einstudirt): Die Königin von sechszehn Jahren, oder: Christinens Liebe und Entsagung, Drama in 2 Abth., nach dem Französischen von Th. Hell. (Gastrolle) Christine: Fräul. Schwelle.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 70. Donnerstag, den 11. März 1847.

Der Comthur.

Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von S. W. P. von Frank.

(Schluß.)

Stumm standen beide Alte einander gegenüber, da ertönten plötzlich von dem Gange herein schleppende Tritte und ein unheimliches Rauschen.

Der Obrist öffnete die Thüre, und es gewahrten Beide in der unsicheren, flirrenden Beleuchtung des Corridors eine bleiche Gestalt mit zerzaustem Haar und nachschleppenden Gewändern. Die Augen weit aufgerissen, das Gesicht starr und ausdrucklos, eine Leuchte mit trübem Glase und matt flimmerndem Lichte in der Hand, schwebte dieselbe in feierlichem Schritte über den Gang durch die Nacht dahin.

Mit grauenvollen Blicken wichen die Freunde zurück; die Gestalt aber glitt wie ein Nachtgespenst an der Thüre vorüber, ohne ihr starres Auge nach derselben zu wenden, und wandelte ihren Weg nach dem Ende des Ganges.

„Steigen Geister, die zur Nachtzeit hier wandern sollen, aus dem Grabe herauf, um meine Bitte mir zu gewähren?“ frug der Obrist in schauerigem Tone.

„Sah' ich es denn nicht selbst? —“ fügte Wolf hinzu, starr vor sich hinblickend, indem er seinen Kopf mit beiden Händen faßte und dann die Augen sich rieb. — „Gespenster und böse Geister giebt es zwar im Walde, wo sie den Jäger necken; aber hier — an heiliger, geweihter Stätte — nein, nein — wer weiß mir das zu deuten?“

„Und doch wandelt es noch dort in der Ferne,“ fuhr der Obrist fort. „Seht Ihr das matte Licht, wie es an der Stiege Zugluft flackert, wie die Gewänder vom heraufgedrungenen Sturme bewegt, schaurig fliegen? — In der That furchtbar zur geheimnißvollen Stunde der Mitternacht! — Wenn jedoch hier ein Betrug verübt würde?“ setzte er dann bedenklich hinzu. „Eine That vielleicht, die das helle Licht des Tages zu scheuen hätte, und wir wären vielleicht erkoren, zu seyn die rächenden Werkzeuge des Himmels, zu entdecken die Bosheit und zu bestrafen finstere, fluchwürdige Thaten? — Sollen wir anstehen, dieser Mahnung zu gehorchen? — Freund, wollt Ihr mir folgen?“

„Und ging's in den dreimal gebannten Zauberkreis der furchtbaren Hexe am Herrenstein,“ fiel kühn der Förster ein, „ich zage nicht, ich folge Euch!“

Schnell nahm jetzt der Obrist seinen Degen, übergab einen zweiten an Wolf, und rasch, jedoch mit leichten Tritten, eilten Beide den finstern Gang hinab, der verschwindenden Gestalt nach.

Am Ende des Ganges hatten sie dieselbe wieder erreicht. Hier blieb die Erscheinung stehen, hob mehrmals seufzend das Haupt empor, dann öffnete solche mit einem Schlüssel, ohne Klang und Klirren, in tiefem Schweigen eine Thüre und trat in ein Gemach. Der Obrist und Wolf folgten schnell mit unhörbaren Tritten.

Eine große Stube zeigte sich ihren Blicken. Modergeruch erfüllte dieselbe, bestaubte Akten lagen in den Winkeln, und die einzigen Möbelstücke waren ein alter, von Holzwürmern zernagter Tisch, ein ähnlicher Sessel, und an der Wand standen dicht neben einander zwei mannshohe Schränke.

Wiederum seufzend, setzte die Gestalt ihre Leuchte auf den Tisch, dann griff dieselbe nach einem dort stehenden Armleuchter und zündete die Kerzen darauf an. Die Scene wurde nun hell.

In diesem Momente wandte die Figur ihr starres Antlitz und ihr weit aufgerissenes Auge zu Wolf und dem Obristen, und im innersten Gebein erschüttert, fuhren diese zurück; denn der mit Leinlacken und Tüchern groß und chaotisch schauervoll geschmückte Nachtwandler war — der Comthur.

Lange betrachtete er die ihm Gefolgten, doch schien er sie demungeachtet nicht zu bemerken; dann nahte er einem der Schränke, blieb vor demselben stehen, seufzte nochmals tief, und begann mit leiser, hohl klingender Stimme:

„Höllengeister, die meine Brust erfüllen mit Qual und Schmerz, drängen mich her, zu rechten mit Dir, was Du gesündiget und ich büßen muß in den Tagen des Alters. Du und ich — wir sind nicht derselbe; Dich schmückt der Jugend frischer Kranz und mich der Schnee des Alters. — Und doch, sagen sie, wäre dem nicht also. Blatternarben veränderten zwar die Gesichtszüge und: daß Silberborn mich an Kindesstatt angenommen, wohl den Namen; aber die Person bliebe dieselbe, und vor dem ewigen Richter wäre ich — ein Adlerkron. — Wenn dies wahr wäre? — Wohlan, so tritt hervor aus Deiner Clause. — Rede! — Rede!“ —

Er öffnete die Thüre des Schrankes, ein lebensgroßes Portrait eines jungen Mannes ward sichtbar.

Convulsivisch hielt der Förster den Ausruf zurück, der aus der Brust sich ihm entwinden wollte. Dann, nachdem er sich bemeistert, flüsterte er leise dem Obristen zu: „Er ist's, er ist's selbst! Wohl mir, ich habe ihn doch nicht getödtet! —“

Lange heftete der Comthur das leblose Auge auf das Bild, dann fuhr er seufzend fort:

„Hätte Dich die Kugel des Försters getödtet, so wärest Du vielem Leid entgangen. — Du nickst, Du weißt, was ich meine. — Willst Du Dein Auge wieder einmal an ihrem Anblicke ergötzen? — Du lächelst; — Du liebst sie immer noch! — Ich will Dir Deinen Wunsch gewähren.“

Er trat zu dem andern Schranke und öffnete die Thüre; das lebensgroße Portrait eines jungen Mädchens mit blauen Augen und blonden wallenden Locken, zeigte sich hier den Blicken.

„Herr Gott im Himmel,“ rief fassungslos der Obrist, „meine Tochter, meine unglückliche, geliebte Marie!“ — und: „Sie ist's, Marie, die Mutter Roberts!“ rief ebenfalls ohne Rückhaltung der Förster.

Digitized by Google

„Ja, Marie," entgegnete leise der Comthur, indem er die Rufenden mit gesenktem Haupte und aufwärts gezogenen Augenbrauen langsam betrachtete, „ja, Marie, die sich mir vertraute," dann mit stärkerer Stimme: „ja, Marie, die ich verrieth," endlich lautschreiend und die Hände mit den Tüchern zitternd emporhebend: „ja Marie, die ich gejagt in Verzweiflung und Tod. — Seht," er holte aus seinem Busen einen alten, schmutzig zerknitterten Brief, „da steht es geschrieben mit fürchterlicher Schrift vom Tage Egidy ein tausend sechs hundert sechs und sechzig, da war das Maß meines Frevels, die Wage meines Unglückes voll — da — starb sie und ich — ward — ihr — Mörder!"

Er sprach diese letzteren Worte mit abnehmendem Klange, dann wankte er, griff nach der Lehne des alten Sessels und sank auf demselben zusammen.

16.
Friede.

Mit den gemachten Entdeckungen war in den Busen des alten Försters die Ruhe wieder eingekehrt, das Herz des Comthurs aber blutete fortwährend, obgleich sanfter und jetzt mit erleichtertem Schmerze. Seinen Sohn Robert hatte er in alle seine Rechte eingesetzt. Als die Frühlingslüfte mild über die vom Kriegsgetümmel befreite Gegend hinsäuselten, entwand sich die schwer leidende Seele ihren Banden und schwebte mit dem Blumenduft empor zum ewigen Vater.

17.
Ruhe den Entschlafenen.

Es war im Spätjahr 1689, als ein junges Ehepaar in Trauerkleidern, dem ein zweites junges Ehepaar folgte, vom Sachsenhäuser Berge herab, über den Wendelsweg lustwandelte. Die Sonne stand dicht am Taunus und röthete mit ihrem Herbstgolde die vorspringenden Spitzen der Gegend, welch' letztere im Frieden des Paradieses zu den Füßen der Lustwandler ausgebreitet lag. Da summten wie mit wehmüthigem Tone die Glocken der Deutschenhauskirche aus dem Thale herauf.

Der Mann in Trauer hemmte seinen Schritt und lauschte den Tönen.

„Ihr kennt wohl die Bedeutung des heutigen Geläutes?" frug nun der Andere, „meine Katharina kann sonst es Euch sagen."

„Marie," frug jetzt der Erstere seine junge Frau, „ist nicht heute der erste September?"

„Ja, Robert," entgegnete die Gefragte, „heute ist Tag: Egidy."

„Und an diesem Tage," fuhr Katharina fort, „solle man für die Ruhe seiner Seele beten, war des Heimgegangenen letzte und dringende Bitte."

Die Sonne tauchte in das goldglühende Gebirge, Dämmerstreifen zogen durch die Fläche, der Abendwind trug die Glockentöne sanft auf die Höhe, und im heiligen Frieden der Natur, die Brust durchbebt von höherer Ahnung, falteten beide Paare die Hände und beteten voll Andacht:

Ewige Ruhe schenke den Entschlafenen
Und dauerndes Licht leuchte ihrer Seele!

Die romantische Schule und Clemens Brentano.

(Eine literae-historische Skizze, von Dr. Heinrich Bihr, vorgetragen im Frankfurter Museum.)

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land,"

nicht in's Land, wo die Citronen blüh'n, sondern in das nicht minder besungene, schon weit entrückte Gebiet, wo der Glaube blühte, die Hoffnung grünte und die Liebe waltete, in das Land, wo uns deutscher Himmel umfängt und vaterländische Luft uns entgegengen weht, in das Land, von dem der Dichter sagt:

„Windes Rauschen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht,
Frei gegeben alle Zügel
Schwingt sich des Gedankens Macht;
Wie die alten Tannen sausen,
Hört man Geistes Wogen brausen."

Es ist der Geist des Mittelalters, schon einmal heraufbeschworen von den Männern der romantischen Schule, der auch heute dem stillen Meere der Vergangenheit entsteigen und begeisternd uns umschweben möge. Denn die Romantik verhält sich zum Mittelalter wie das Contrefey zum Urbild, wie der Nachhall zum Gesange, wie der Mondenschein zum Sonnenlicht. Den verblichenen Glanz altdeutschen Ruhmes in Kunst und Leben wieder herzustellen, dazu glaubten sich die Romantiker vorzugsweise berufen. Und wie früher die Lessing und Winkelmann auf das klassische Alterthum hinwiesen, und nur bei Griechen und Römern Ideale der Schönheit fanden: so zeigten die Schlegel, Tieck, Novalis und Fouqué auf das romantische Mittelalter, weil sie nur in der schwäbisch-romanischen Poesie die edelsten Vorbilder erblickten. Die Rollen waren in der Art vertheilt, daß Friedrich Schlegel das religiöse, Tieck das poetisch-ideale, Novalis das mystische und Fouqué das ritterlich-feudale Element der mittelalterlichen Romantik besonders vertraten.

In schwärmerischer Sehnsucht schweift einsam der Romantiker um das verzauberte Schloß, worin Dornröschen schlummert; denn Jeder glaubt sich im Besitze des Namens, auf dessen Nennung die schlafende Prinzessin ihre Augen öffnet. Allen aber gemeinsam ist das Versenken des Geistes in die Natur, und der Cultus der Nacht in ihrem stillen geheimnißvollen Walten. Aus diesem tiefen, andächtigen Naturgefühl entspringt auch ihr Glaube an ein Höheres, und ihr Sinn für Ahnungen:

„Denn wenn die stillen Fluren
Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet sich der Räum' und Zeiten Ferne,
Da winken so die Sterne,
Daß uns'rem Geist ein inn'res Licht entfunkelt.
Bei Nacht ward die Unsterblichkeit ersonnen,
Denn sehend blind sind wir im Glanz der Sonnen."

Die klassische Sonne ist bereits untergegangen und des Tages Geräusch verstummt, die romantische Nacht ist heraufgezogen mit ihren Kindern, den Sternen; sanft hat sich das Mondlicht über die Hügel ergossen, es schlafen die Blumen, aber es wacht die Nachtigall:

„Hör', es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen;
Golden weh'n die Töne nieder,
Stille, stille, laßt uns lauschen."

Laßt uns lauschen den rührenden Naturlauten eines unsrer begabtesten Romantiker. Denn Clemens Brentano ist die Nachtigall des romantischen Sommernachtstraumes. Clemens Brentano ist das Mährchen der sagenhaften Romantik, ist die herbstliche Spätrose des kurzen nordischen Sommers, ist der räthselhafte Nordschein unsres poetischen Sternenhimmels. — Eine abenteuerliche Phantasie, eine übersprudelnde Laune, eine wahre Musterkarte der barockesten Ideen und Bilder stempeln ihn eben so sehr zum Zögling der Romantik, wie die tiefe Innigkeit seiner Gefühle, die kindliche Frömmigkeit seines Gemüthes und die merkwürdige Mischung von Witz und Gelehrsamkeit, Begeisterung und Scherz.

Kühn und kräftig tummelt er das Flügelpferd seiner Muse durch alle Richtungen des Raumes und der Zeit. Mit schwindelndem Entzücken, mit freudiger Angst folgen wir seinem Phan-

Digitized by Google

tasiefluge in die Regionen des Thierkreises, wo Sand von gestoßenen Sternen auf die Treppe gestreut ist; dort erblickt man viele hundert Monde, Sonnen und Sterne, alle blankgescheuert wie die Spiegel, hundert Centner Cometen, zwei Keller voll Sternschnuppen, jeder in ein Papierchen gewickelt, unzählige Hunderte von Irrwischen, in Flaschen petschirt, und einige hundert Dutzend der schönsten Regenbogen, in nasses Stroh eingewickelt. Hat er eine Zeit lang in den erhabenen Höhen verweilt, dann senkt er sich wieder hinab in die Fluthen des Rheinstroms, wo der alte Flußgott thronet in seinem Krystallpallaste und Ameleychen und Goldfischchen sich Mährchen erzählen. Was er selbst in der Zueignung seines Godwi anzudeuten scheint, „eine schöne Laune, ein guter Geist und ein stiller, heiterer Sinn" waltet über allen seinen Schriften; namentlich herrscht eine sinn- und gemüthvolle Kindlichkeit, eine fromme, oft rührende Ironie in den Phantasiespielen seiner Mährchenlaune. Daher endigt auch das bekannteste seiner Mährchen mit einer Zurückversetzung in die unschuldvolle Kinderwelt. Aber nicht nur zur Sphäre der Kinderwelt, sondern auch zum Thier- und Pflanzenleben flüchtet sich im Unmuth sein Genius, ohne zu glauben, sich seiner angestammten Würde hierdurch etwas zu vergeben. Er versteht daher die Sprache der Vögel und das Geflüster der Blumen. Denn, sagt er,

„Alles was der Flieder spricht,
Wenn der Nachtwind d'rinnen rauschet,
Hört ein Jeder, der da lauschet."

Welche tiefen, heiligen Offenbarungen entblühen nicht dem „Fühlingskranze", den aus seinen Briefen ihm die geistverwandte Schwester gewunden? Wer hat sich aber auch mit so inniger, vertrauensvoller Liebe der Natur hingegeben als eben der Bruder Bettinens? Er,

„Der nie der Vöglein Beut gestört,
Der auf der Schwalbe frühen Morgensegen
Mit süß erquicktem Muth gehört,"

Der durfte auch von sich sagen:

„Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geister nicht,
Und ich spring durch ihre Chöre
Wie ein irrend Zauberlicht."

Denn die hingebende Menschen- und Naturliebe ist ein hervorstechendes Moment seines romantischen Charakters, und aus dem buntesten Wirrwarr seiner Phantasien und dem tollsten Treiben seiner Zauberwelt blickt klar und mild der Stern der Liebe hindurch. Hätte seinem Wesen neben der Milde und Weichheit auch Ernst und Selbstbeherrschung innegewohnt, hätte er mit seinen Gaben Haus zu halten gewußt, wahrlich, er wäre der poetische Beethoven der romantischen Schule geworden. Daß er es aber zu großartigen, vollendeten Schöpfungen nicht gebracht hat, davon trägt theils die Zeit die Schuld, die selber rath- und friedlose, theils neben einer angebornen unsteten Disposition seine anfängliche Bestimmung, welche gewiß einen starken Riß in seinem poetischen Gemüthe bewirkte, und endlich seine materiell gesicherte Unabhängigkeit, die ihm verstattete, ohne Amt und Beruf zu leben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Koblenz, 7. März) Ueber die in einer frühern Nummer dieses Blattes mitgetheilte Nachricht, den interessanten, vor dem Assisenhofe in Metz verhandelten Prozeß der des Mordversuchs an der Braut ihres frühern Geliebten angeklagten Israelitin aus Lahnstein betreffend, theilen wir unseren Lesern im Allgemeinen mit, daß dieselbe mit Eclat einstimmig freigesprochen wurde. Ihre Civilpartei, welche, nebenbei gesagt, Alles angewendet hatte, um eine Beschuldigung, respective Verurtheilung zu provociren, aber für gut fand, vor ihrer gänzlichen Vernehmung der Heimath zuzuflüchten, wurde jeder in eine Strafe von 500 Franken als ungehorsame Zeugen verurtheilt. Die Vertheidigung des Hrn. Advokaten Pistor aus Metz hat einen glänzenden Sieg erfochten.

(Köln, 6. März) Ein Prozeß, der binnen kurzem vor dem hiesigen Friedensgericht geführt werden wird, dürfte wieder die eigenthümliche Stellung augenscheinlich machen, in der sich unsere Gerichte der Regierung gegenüber befinden. Der frühere Straßenreinigungs-Unternehmer Fühling wurde nämlich vor dem Polizeigericht in contumaciam verurtheilt, einen Düngerhaufen, der vor der Stadt zu nahe dem Glacis liegen sollte, wegzuräumen. Die Polizei veranlaßte die Wegräumung auf seine Kosten. F. hatte aber Opposition eingelegt. In der contradictorischen Verhandlung bewies er, daß die Klage ungegründet war. Der Richter verwarf das frühere Urtheil und wies die klagende Behörde ab. F. weigerte deßhalb die Zahlung der etwa 90 Thlr. betragenden Wegräumungskosten. Die Regierung legte darauf hin die Kosten zwar vor, machte jedoch deßhalb eine Forderung an F. geltend, erklärte dieselbe für executorisch, und beauftragte den Steuerempfänger mit deren Einziehung. Vergeblich trat F. dem Steuerempfänger mit dem Urtheil entgegen; derselbe erklärte, daß er beauftragt sey, trotz dem Urtheil den Betrag einzuziehen und nöthigenfalls zur Pfändung zu schreiten. F. hat nunmehr eine Klage gegen die Regierung eingeleitet; der Adv.-Anwalt Borchard wird ihn vertreten.

(München, 4. März.) Wie der „Bayerische Volksfreund" berichtet, so soll auf Befehl Sr. Maj des Königs auf dem Odeonsplatze dem Tonsetzer Gluck ein Standbild errichtet werden, und der Bildhauer Brugger mit der Ausführung bereits beauftragt seyn.

Die pesther Stadtgemeinde hat beschlossen, das niedergebrannte deutsche Theater in prachtvollem Style wieder aufzubauen. Die Frage, ob es der deutschen oder der ungarischen Muse gewidmet seyn wird, ruht einstweilen.

Die Zahl der in der chirurgischen Klinik zu Erlangen beobachteten Fälle, in denen der Schwefeläther zur Anwendung bei Operationen und zum Versuche an Gesunden benutzt wurde, betrug bis zum 9. d. M. bereits 60. An diesem Tage ward Vormittags der Bruchschnitt an einem 27jährigen Manne gemacht und Nachmittags die Aussägung des Schultergelenkes mit Wegnahme eines Theils vom Schulterblatte, wegen Knochenfraßes, an einem 64jährigen Greise verrichtet. In beiden Fällen wußten die Kranken nach Vollendung der Operation nichts davon, daß sie operirt worden seyen, obwohl die letztere über 50 Minuten gedauert hatte.

Korrespondenz.

Mainz, 8. März.

Gestern wurde auf dem sogenannten Sandbruche, in der Gemarkung des eine Stunde von Mainz entfernten Dorfes Gonsenheim die Leich eines in der Janitscharenmusik des in der Bundesfestung Mainz in Besatzung stehenden 35. Infanterieregiments gefunden. Es waren derselben Flechsen und Adern am linken Arm und rechten Bein durchschnitten, eine Verblutung und durch dieselbe den Tod zu Folge gehabt. Dasjenige, womit diese eigenthümliche und schmerzliche Art von Selbstmord Ausführung gebracht worden, lag neben dem bereits erstarrten

Digitized by Google

Der Unglückliche hatte am Morgen seine Wohnung in Mainz verlassen. In den ersten Stunden des Nachmittags entdeckt, wurde der Leichnam in das Spritzenhaus zu Sonnenheim und von da heute Morgen nach dem Militär-Lazareth der Bundesfestung gebracht. Die vorzunehmende Obduction wird vielleicht andeuten, ob irgend eine Störung in den organischen Theilen des Gehirnes bei dem Verblichenen einen Anfall von Wahnsinn erzeugt, der ihn zu seinem schrecklichen Ende geführt hat.

Büdingen, im März.

Wir sehen hier einer interessanten Feier entgegen, indem am 1. Mai das 25jährige Jubiläum der Wiederherstellung des hiesigen Gymnasiums begangen werden soll, wozu man alle vorhinnigen Schüler dieser Anstalt aus dieser Periode sowohl in öffentlichen Blättern, als auch, so weit dies thunlich ist, in besonderen Zuschriften einladen wird.

Frankfurt a. M.

Museum. — Theater.

Das Museum hat am 5. d. M. seine Sitzungen für dieses Semester geschlossen. Wenn wir Dasjenige, was im Laufe des Winters geboten wurde, überblicken, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß den Besuchern viel Anziehendes und Werthvolles vorgeführt worden ist. Außer vielen älteren klassischen und neueren Symphonien, Ouvertüren und größeren gediegenen Konzertstücken, außer einer viele Abwechslung bietenden Auswahl von Arien und Liedern, außer den Productionen von anerkannten hiesigen und fremden Virtuosen waren auch die literarischen Elemente nicht unbeachtet gelassen. Unser geschätztes Bühnenmitglied Hr. Breuer erfreute das Auditorium durch den schönen und lebensvollen Vortrag von gut gewählten Fragmenten aus den Dramen von Calderon und Shakespeare, so wie von verschiedenen Blüthen der epischen und lyrischen Dichtkunst, und seinem gelungenen und rhetorisch abgerundeten Vortrag wurde immer lebhafter Beifall gespendet. Auch kamen beachtenswerthe Vorträge über Literatur an die Reihe, wie z. B. von den Herren Wilh. Hamm, Dr. Heyden, Dr. Bihr u. A. Der Letztere las über A. W. Schlegel und über Clemens Brentano. Obwohl an kritischen Untersuchungen und an mit deutscher Gründlichkeit verfaßten Abhandlungen über unsere vaterländischen Dichter und Schriftsteller kein Mangel ist und in zahlreichen Compendien darüber verhandelt wird, so bleiben nichtsdestoweniger frische Lebensbilder und poetisch aufgefaßte Charakteristiken derselben willkommen. Hr. Dr. Bihr hat seine Vorträge in dieser Weise gehalten und nicht nur eine geistreiche Behandlung, sondern auch eine bilderreiche und fließende Darstellung bekundet, so wie auch sein Vortrag selber belobt zu werden verdient. Es wäre zu wünschen, daß er seine derartigen Arbeiten fortsetzen und sie gesammelt der Oeffentlichkeit übergeben möge. — Was im Allgemeinen unsere Ansicht über den Wirkungskreis des Museums betrifft, so haben wir solche erst neuerlich in diesen Blättern ausgesprochen und verweisen auf jenen Artikel, wobei wir den Wunsch wiederholen, die genannte Anstalt möge mit sorgsamer Ausscheidung des Werthlosen und nur auf Unterhaltung im gewöhnlichen Sinne Berechneten fortfahren, zur Bildung des guten Geschmackes und zur Förderung des Schönen und Guten zu wirken, wobei es aber vor Allem auf die freundliche Unterstützung ihrer activen Mitglieder ankommt, unter denen sich Männer von Beruf und Befähigung genugsam vorfinden. Wenn diese feiern und es bei frommen Wünschen und kritischen Aufstellungen bewenden lassen, so kann es freilich nicht besser werden. Ihnen wollen wir demnach unser Museum bei dieser Veranlassung wiederholt bestens zu empfehlen nicht unterlassen.

Das Theater anbelangend, so hat in letzterer Zeit besonders das Schauspiel eine sehr lobenswerthe Thätigkeit entfaltet. Es brachte uns in jüngster Zeit nicht nur die gelungenen Vorstellungen des „Struensee" von Michael Beer und der „Karlsschüler" von H. Laube, sondern wird auch demnächst Gutzkow's „Uriel Acosta", „die rothe Schleife", die „Familie" von Ch. Birch-Pfeiffer und den „Don Sebastian" von Wollheim vorführen; in dem letzteren Drama wird Hr. H. Schneider sein neues Engagement als jugendlicher Liebhaber antreten, welchem die Theaterfreunde mit Vergnügen entgegen sehen. — Ueber den glänzenden Erfolg der „Karlsschüler" haben wir berichtet und die weiteren Aufführungen dieses höchst anziehenden Stückes konnten uns nur in der Anerkennung derselben bestärken. Bei der zweiten und dritten Aufführung war der Andrang so groß, daß das Orchester ausgeräumt werden mußte; die Beifallsbezeugungen erreichten den höchsten Grad. Jedenfalls hat durch dies Drama die deutsche Bühne eine Bereicherung erhalten. Mag es auch Manchen nicht behagen, den in idealer Größe im Herzen seines Volkes lebenden Schiller in der engen Begränzung der Coulissenwelt verkörpert und zur äußeren Anschauung gebracht zu sehen, so werden Andere und freilich die Meisten hieran kein Aergerniß nehmen und sich darauf stützen, daß es ja verdienstlich sey, wenn die Männer des Volkes so populär als möglich gemacht würden. Wir überlassen es der individuellen Denk- und Gefühlsweise eines Jeden, was er davon halten möge und wollen auch mit H. Laube darüber nicht rechten, wie eben so wenig über die Frage, ob er sich streng an die historischen Details der biographischen Vorlagen gehalten. Es ist wohl kaum noch ein Stück geschrieben worden, an welchem sich dergleichen Ausstellungen nicht machen ließen und die poetischen Licenzen haben nun einmal vor dem Richterstuhl der Aesthetik Rechtsgültigkeit, wofern sie nicht allzu weit abzuschweifen sich erlauben. Von beiden Punkten abgesehen, sind Laube's „Karlsschüler" eine ehrenwerthe dramatische Production, anziehend durch die Lebendigkeit der Handlung und der Charaktere, so wie durch die eingreifende Wirkung vieler Situationen, und ausgestattet durch einen geistvollen Dialog, so wie durch eine würdige Vertretung der beiderseitigen, hier in Conflict gestellten Principien. Wir glauben demnach, dem Verfasser wiederholt die verdiente Anerkennung aussprechen zu dürfen.

Die Aufführung der „Karlsschüler" gereicht den Mitwirkenden so zur Ehre, daß wir sie nicht unerwähnt lassen dürfen. Hr. Breuer gibt den Schiller und zwar mit der hier erforderlichen poetischen Innigkeit und Wärme, welche Vorzüge seine Darstellungen auszuzeichnen pflegen. Dergleichen Charaktere, bei denen er sich seiner rhetorischen Wärme hingeben darf, gelingen ihm ganz besonders. Das Publikum belohnt die ausgezeichnete Leistung des Hrn. Breuer durch den reichsten und einstimmigen Beifall. — Nicht minder ist der Herzog Karl unseres Hrn. Reger zu rühmen. Nicht nur die strengen Grundsätze seines politischen Systemes, sondern auch die milderen Regungen des Herzens wußte er hervorzuheben und zeigte sich den Frauen gegenüber liebenswürdig und humoristisch, wie es vom Dichter angedeutet worden ist. Auch ihm ward reichlicher Beifall. — Hr. Diehl (General v. Rieger) trifft die Haltung der steifen Zopfzeit recht gelungen und seine Darstellung ist eine sehr sorgfältige; dagegen würde der Ausdruck des scheinheiligen Pietismus gewinnen, wenn er die eingeflochtenen Bibelsprüche weniger absichtlich vorbringen und mit dem Ganzen seiner Rolle mehr verweben wollte. — Der Intrigant des Stückes, Hauptmann von Silberkalb, ist eine gerade nicht bedeutende Rolle, die aber von Hrn. Grahn gut repräsentirt und sorgfältig dargestellt wird. — Hr. Meck, als Sergeant Bleistift, ist in dieser, wie in vielen ähnlichen shaezieten Rollen eine ungemein ergötzliche Figur. In der doppelten Kunst, zu rühren und zu erheitern, ist Hr. Meck ein gleich trefflicher Meister. — Die drei weiblichen Rollen bilden in der Besetzung dieses Stückes ein wirklich schönes Trifolium und wir können die Damen Lindner (Genecalin Rieger), Meck (Gräfin v. Hohenheim) und Hausmann (Laura), deren jede hier ganz an ihrem Platze steht, nur mit verdientester Anerkennung hervorheben. So wird die genannte Novität den Theaterfreunden noch manchen genußreichen Abend und der Direktion noch manche volle Einnahme bereiten. — Schließlich bringen wir noch zur Anzeige, daß demnächst zum Benefiz der Fräul. Lindner: „Eine Familie" von Charl. Birch-Pfeiffer gegeben wird und wir zweifeln nicht, daß dabei unser Publikum sich freundlich betheiligen werde, um einer Künstlerin, welche so lange die Zierde unserer Bühne gewesen, die noch immer andauernde Achtung zu bekunden. W.

Die Rechnungs-Aufgabe von F. in P ist zur Aufnahme nicht geeignet

---

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 10. März. (Neu einstudirt): Gabriele, Drama in 3 Abth., nach dem Französischen von Fr. v. Castelli. (Gastrolle) Gabriele: Fräul. Schwelle, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart. Hierauf (neu einstudirt): Die Königin von sechszehn Jahren, oder: Christinens Liebe und Entsagung, Drama in 2 Abth., nach dem Französischen von Th. Hell. (Gastrolle) Christine: Fräul. Schwelle.

Donnerstag, 11. März. Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 3 Abth., Musik von Adam. (Gastrolle) Chapelou — St. Phar: Hr. Bahrdt, vom Theater zu Breslau.

Redacteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 71. Freitag, den 12. März 1847.

Eine Skizze aus dem Leben.

Von Alise Dorville.

Die Welt mit ihren Schätzen
Und allem Ueberfluß,
Soll nur Dein Auge letzen,
Für And're der Genuß.

Uhland.

In dem Dachlogis eines kleinen Hauses in der Vorstadt der Residenz H..... schimmerte das gelbe trübe Licht einer Oellampe durch ein kleines, vielfach geflicktes und wieder zerbrochenes Fenster auf die Straße herab, und spiegelte sich in den beregneten Steinen derselben. Die Bewohner des besagten Logis bestanden aus zwei Personen, einem jungen Mädchen und einem alten Manne. Der alte Mann war des Mädchens Vater, und lag so eben eingeschlafen auf einem Lager, welches ein Bett vorstellen sollte, aber durch seinen erbärmlichen Inhalt, bestehend aus einem schlechten Strohsack, dünnem Kissen und vielfach geflickter Decke, den Namen gewiß nicht verdiente. Das junge Mädchen, welches mehr lieblich und anziehend, als schön zu nennen war, saß mit einer Nähearbeit, welche so eben lässig in ihren Händen ruhte, unweit des Fensters an einem Tisch, und sah sinnend in das trübe Licht der Lampe. „Gott Lob, daß er schläft," sagte sie jetzt leise, und ihr sinnender, wohlthuender Blick glitt von der Lampe zu dem Lager des greisen Schläfers. „Einmal ein ziemlich ruhiger Schlaf, nach so langer, langer Zeit, — ohne jenen schrecklichen Husten, der ihn immer so zurückbringt. — Doch wie sehr hat er sich seit kurzem verändert," fügte sie nach einer Pause hinzu, und ihr Blick verdunkelte eine herbe Thräne. — „Wie mager, wie eingefallen er aussieht — die Augen tief eingesunken, die Wange bleich, bis auf jenen einen unselig rothen Fleck, — o, mein Gott! mein Gott, könnte ich mein Leben opfern, das seine zu erhalten; sein mir so theures, so treu gewidmetes Leben." — Sie beugte nach diesen letzten Worten ihr liebliches Haupt in die weißen zitternden Hände und weinte leise — vielleicht um so schmerzlicher. — Als sie ausgeweint hatte, trat sie zum kleinen Fenster, öffnete es leise, bog sich vor, und betete. Der Wind jagte durch die dunklen Gassen, und ein feiner, scharfer Regen ergoß sich periodenweise vom dunklen Himmel und schlug unwirthlich gegen die dunkeln Massen der Häuser, aber durch Nacht, Regen und Wind drang gewiß dennoch das Gebet dieses armen Mädchens zum Vater dortoben und wurde erhört; vielleicht aber auf eine andere Weise, als es sich dieses arme Kind gedacht.

„Hast Du Dir noch kein Licht angezündet, Marie?" klang jetzt langsam und zitternd die Stimme des alten Mannes, der so eben erwacht war.

„Ja, Vater," antwortete seufzend Marie, schloß das Fenster und trat an das Lager des Alten.

„Reich' mir Deine Hand, Marie," fuhr der arme Mann fort, „damit ich etwas aufsitzen kann — so — und nun gieb mir den Kühltrank, er muß gleich hier neben mir bei meinem Bette auf dem Boden stehen." Der Kranke leerte das ihm von Marie gegebene Glas auf einen Zug, und zwar mit der zitternden Hast eines Fieberkranken. „Wie wohl thut dies der brennenden Lippe, dem glühenden Gaumen, — ach Hungern ist nicht so bitter wie Durst leiden. Hast Du nicht noch etwas von dem erquickenden Trank, meine Tochter?"

Marie füllte ein zweites Glas und reichte es ihm, ihre Thränen bekämpfend. „Du schliefst, wie es schien, doch einmal ziemlich ruhig," begann das Mädchen jetzt mit leiser Stimme.

„Ich schlief, und schlief auch nicht," entgegnete der Alte, mit der Hand über die bleiche gedankenvolle Stirne fahrend; „augenlos und wirr da oben, da weiß man nicht, was mit einem geschieht," fügte er bitter hinzu. „Erbärmlicher, elender Zustand," fuhr er nach einer Pause trüben Nachsinnens fort, „wenn sie mich jetzt sähen — blind, arm, abgemagert, dem Tode nahe — ob sie nicht bereuten, einen armen alten Mann, der es verdiente, daß man das Verdienst seiner mühseligen Arbeit anerkennte, verdrängt zu haben, weil er das Unglück hatte, kränklich zu seyn und manchmal, aber gewiß selten, sich des Dienstes dispensiren mußte; — doch nein, sie würden nicht bereuen, denn sie empfinden ja nicht das Harte meiner Lage, — o, hätten sie mir nur noch die paar letzten Jahre mein kleines Plätzchen im Orchester vergönnt, nur die paar letzten Jahre noch, — ich und meine Geige, wir hätten uns angestrengt, und ich hätte meinen Tod ruhig erwarten können, denn mein Kind wäre nicht zur Bettlerin geworden; aber sie verdrängten mich ja von meinem Plätzchen, wovon ich nicht gedachte zu scheiden, als bis ich, sey es auch mit zitternden Händen, mir meine Pension herbeigespielt." Er drückte beide Hände jetzt vor das Gesicht und schluchzte laut.

Marie sah weinend und rathlos in die Höhe, dann faßte sie allen ihren Muth zusammen, und ihre schmerzlichen Gefühle zurückdrängend, sagte sie so heiter, als es ihr möglich war:

„Ereifre Dich doch nicht über Dinge, die vergangen und unabänderlich sind; laß uns doch lieber in die Zukunft blicken, sie ist wirklich nicht so traurig, als Du Dir einbildest, armer Vater. Siehe, ich will selbst zu dem neuen Kapellmeister gehen, es soll ein braver, menschenfreundlicher Mann seyn, der wahres Verdienst zu heben und zu belohnen sucht, gewiß wird er Dir in Anerkennung Deines Verdienstes die Pension verschaffen, die Dir ein Böswilliger nicht aus dem Grunde zukommen ließ, weil er vergab, es fehlen Dir noch einige Jahre an Deiner Dienstzeit. Sobald Du nun Deine Pension erhalten hast, verlassen wir diesen traurigen Ort, suchen einen geschickten Augenarzt auf — ach, und wenn Deine lieben Augen wieder den Tag sehen können, dann ach! dann wollen wir noch schöne Tage erleben."

„Armes Kind," seufzte der Greis, sich die Augen trocknend,

Digitized by Google

„dies ist die Sprache der Jugend, — ihre goldne Träume, die nie in Erfüllung gehen; — aber schön ist es, wenn man noch so träumen kann; ach, das Alter hat nicht dies Glück, es sieht nur die Wirklichkeit kalt und prosaisch, oft verzweifelnd, doch ich beneide der Jugend ihre süßen belebenden Träume und Hoffnungen, denn nie würde ich so mit ihnen verarmt an Geist und Körper geworden seyn, als ich es jetzt bin. — Baue Deine Hoffnungen nicht auf meine Zukunft, armes Kind," fuhr er fort, „denn diese ist vernichtet, ich stehe am Rande des Grabes; früher, ja früher, vielleicht noch vor einem Jahre, hätte mich ein Wort der Anerkennung meiner Arbeit und Mühe einige erbärmliche Gulden Erhöhung meines Gehalts retten können, doch jetzt, jetzt ist es — —" zu spät wollte er sagen, aber ein konvulsivischer Husten verschlang die Worte, und erschöpft sank er in die Arme seiner Tochter.

(Schluß folgt.)

Den Darmstädter Auswanderern zum Abschied.

Texas for ever!

Hinab, du Thräne, die dem Aug'
Mit Macht entstürzen will,
Mein wehmuthsvolles Herz, sey stark,
Sey still, o jetzt nur still!
Noch einen Blick, noch einen Druck
Der treuen, warmen Hand,
Noch einen Gruß nehmt mit euch fort,
Fort aus dem deutschen Land!

Den Rhein hinab, den alten Rhein,
Weit über's blaue Meer,
Die Frühlingswinde weh'n mit Lust
Hoch über euch einher!
Ihr wollt den Frühling schöner seh'n
In einer neuen Welt,
Und eure jungen Herzen sind
Mit Hoffnung hoch geschwellt!

Heil euch! daß ihr mit kühner Kraft
Euch los von Allem riß't,
Woran schon Vieler Muth erschlafft,
Manch' Herz gebrochen ist.
Vergeßt, laßt alles Das zurück,
Was hier uns drückt und müht,
Nur Eins behaltet fest und treu,
Das ist — ein deutsch Gemüth!

Geht stark und muthig eure Bahn,
Die ihr euch selbst erwählt!
Euch weht der Freiheit Himmelsluft,
Die alle Nerven stählt!
Habt ihr auch mit der neuen Welt
Die alte Welt vertauscht,
So weiß ich doch, daß Lieb' und Lust
Niemals in euch vertauscht!

Und in der neuen Heimath denkt
An Das, was gut und schön
In eurer alten Heimath war,
Das And're mag vergeh'n.
Den Deutschen fesselt an sein Land
Ein Band, das nie zerriß,
Denn deutscher Sinn und deutsches Wort
Die bleiben ihm gewiß.

Doch horch! Die Winde wehen laut,
Der Kiel rauscht in die Fluth,
Auf dem manch' Auge thränenschwer
Mit Angst und Schmerzen ruht.
Ihr Sorgen, fort! Noch einen Trunk
Auf euer Heil und Wohl!
Glück auf! Nehmt diesen letzten Gruß,
Lebt wohl, lebt ewig wohl!

C. Scriba.

Die romantische Schule und Clemens Brentano.

(Eine literär-historische Skizze, von Dr. Heinrich Bibr, vorgetragen im Frankfurter Museum.)

(Schluß.)

Diese sorgenlose Unabhängigkeit, welche anderen, festeren Naturen wesentlich genützt hätte, hat ihm offenbar geschadet. Ein kurzer Ueberblick seiner Lebensbahn wird das Gesagte deutlich machen.

Clemens Brentano wurde geboren zu Ehrenbreitstein am 9. Sept. 1778. Sein Vater, ein tüchtiger, geschäftskundiger Kauf- und Handelsherr und später kurtrier'scher Rath und Resident bei der freien Reichsstadt Frankfurt, war ein Mann der alten Schule und verrieth in Gewohnheiten und Sprache die italische Heimath. Seine Mutter, die durch Goethe gefeierte Maximiliane Euphrosyne, war die ältere Tochter der Kanzlerin Sophie la Roche, berühmt als Schriftstellerin und Freundin Wieland's. Pathe war ihm Clemens Wenceslaus, vertreten durch seinen Kanzler, des Kindes Großvater. Man könnte es als Omen betrachten, daß der Geistliche bei der Eintragung ins Kirchenbuch die Namen beizuschreiben vergessen, und erst später das einfache Wörtchen Clemens eingeschoben hat. Seinen ersten Reim machte er als dreijähriger Knabe. Seine Tante nämlich, welche ihn erzog, war, lange vor Oertel und Peiesnitz, eine große Verehrerin der Wasserkur. Als sie ihn eines Morgens besonders reichlich mit diesem kalten Elemente bedacht hatte und der Kleine sein Sprüchlein sagen sollte, begann die Tante:

Morgenstund,

worauf er:

Katt Wasser im Mund.

In der Schule bereits regte sich seine satirische Ader, indem er die Schwachheiten seiner Umgebungen im ergötzlichsten Gewande wieder gab. Aus dem Gymnasium zu Koblenz nach Frankfurt zum Comptoirpult herangezogen, trug er in das Copirbuch Correspondenzen in Versen ein und schrieb Geschäftsbriefe in den wunderlichsten Reimen. Lange ward sein Dichtungsdrang von den Hausgenossen als eine sehr verzeihliche Liebhaberei betrachtet. Als jedoch sein ernster und steenger Vater davon Kunde erhielt, that er ihn ins Exil zu Hrn. Kunstmann in Langensalza. In dem zeisiggrünen Rocke und der Scharlachweste ward er den Stutzern des Städtchens zum Vorbild, während er auf den schönen Theil der Bevölkerung einen wahrhaft magischen Einfluß gewann. Hier, wie später in Koblenz und anderwärts, erglühte man allgemein für den stämmigen, schwarzbraunen Dichterjüngling, dessen rasches und feuriges Wesen die lombardische Abkunft nicht verläugnen konnte. Auch hier machte er in Versen Geschäfte, korrespondirte er in gebundener Rede mit den Branntweinbrennereien der goldenen Aue, und stellte den Bauern, welche den Branntwein verführten, poetische Frachtbriefe aus. Man kann sich denken, daß ein solcher Commis für Hrn. Kunstmann ein Gegenstand des Entsetzens wurde. Mit Protest wurde er, schon nach einem halben Jahre, nach Hause zurückgeschickt. Sein Vater versuchte es noch einmal mit ihm, aber ein Streich änderte mit einem Male das ganze Verhältniß. Da nämlich bei einer Sendung von Lon-

Digitized by Google

von nach Frankfurt von hundert Fässern Zucker das hunderste fehlte, so entstand zwischen dem Vater Brentano und dem Engländer ein lebhafter Briefwechsel, welcher erst kalt und besonnen, allmälich aber ernst, bitter und giftig wurde. Bei der Copie eines derartigen Briefes geschah es nun, daß unser junger Dichter, der väterlichen Unterschrift zur Seite, einen mächtigen Hut malte, darunter zwei Gesichter, die sich grimmig anblickten; etwas weiter brachte er ein Männlein an, welches die beiden Zänker betrachtet, und dabei die Worte:

Zwei Narren unter einem Hut,
Der dritte sie beschauen thut.

Eine derbe Antwort des Engländers erfolgte, welche den Vater, wie man leicht erachten kann, wenig erbaute. Die Sache ward untersucht, und der leichtsinnige Urheber, der das Comptoir so sehr entweiht, für immer aus demselben verbannt. Da er als Kaufmann nicht zu brauchen war, so ließ man es geschehen, daß er studirte. Aber sein neckischer Dämon ließ auch auf der Universität nicht von ihm ab. Man erzählt sich viele muthwillige Streiche, die er zu Bonn, der kur-kölnischen Universität, verübte. Von Jena, wohin er sich begab, nachdem er einige Zeit mit Savigny in Marburg studirt, kam er öfters nach Weimar. Hier trat er eines Morgens mit der Mode neuester Erfindung, mit dem Spenser bekleidet, in Wieland's Stube, und setzte das Vortheilhafte und Elegante dieses Kleidungsstückes, namentlich in Bezug auf die Taille, so begeistert auseinander, daß der harmlose aber etwas eitle alte Mann ebenfalls in einem Spenser bei Hofe erschien, was natürlich großes Aufsehen und Gelächter erregte. In Jena trat er auch in Beziehung zu Sophie Schubert, verehelichte Mereau, welche, drei Schwungfedern auf dem Hut, auf wildem Rosse die Straßen durchsprengte. Dort endlich dichtete er auch die Romanze von der Lore-Lay, wodurch er den rheinischen Sagenkreis um ein Volksmährchen erweiterte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden trieb er sich bald am Rhein, bald an der Donau herum. In Wien wurde sein Lustspiel „Ponce de Leon" aufgeführt, das durch dichterische Vorzüge die ästhetischen Mängel aufwiegt, aber auf der Bühne nicht gefallen konnte. Unter den Liedern dieses Stückes ist das schöne, liebliche „nach Sevilla" Volkslied geworden. In Heidelberg, wohin er sich nun begab, und wo ihm seine geliebte Sophie starb, betheiligte er sich mit Achim von Arnim an „des Knaben Wunderhorn". Nach mannichfaltigem Wechsel des Aufenthaltes und des Schicksals erhielt er die oberste Leitung einer böhmischen Herrschaft, die seinen Brüdern gehörte. Hier gewann er Muße zur Ausarbeitung eines großen romantischen Drama's: „Die Gründung Prags", schon das Zeichen gebend von der Veränderung seiner geistigen Richtung, die sich langsam vorbereitet. Hier schrieb er nicht bloß für das Nationaltheater, sondern auch für einen Puppenspieler. Als dieser den Dichter, mit dessen Stücken er Furore und Glück gemacht, später in Berlin vor seiner Bude stehend wieder erkannte, hat er sich dadurch dankbar gezeigt, daß er ihm für ewige Zeiten freien Eingang gewährte. In Berlin war es, wo er zuerst mit tiefem Bedauern auf die zurückgelegte Bahn zurückblickte, und innig und schmerzlich die Verschwendung bedauerte der herrlichsten Naturgaben. Er ging nach Westphalen, wo er fünf Jahre zubrachte. Hier bricht uns der Faden seines äußeren Lebens, denn es beginnt ein inneres, religiöses. Was er von nun an schrieb, gehört nicht mehr vor das Forum der Kritik. Diese wagt es nicht, das gehetzte Wild, von einem inneren Dämon umher gejagt, bis in die stille Klosterzelle zu verfolgen. Der müde Pilger fand seine zeitliche Ruhe im Schooße des Glaubens, und seinen ewigen Frieden am 28. Juli 1842, Morgens 8½ Uhr zu Aschaffenburg.

So verlosch ein glänzendes Meteor unseres romantischen Horizontes. Denn er wie die ganze Romantik sind mehr vorübergehende Phänomene, als ewig dauernde Erscheinungen. Sie tönten, sie verhallten in der Zeit. Zur Zeit der Noth, als Deutschland unter übermächtiger Bedrängniß seufzte, hat die Romantik wohlthätig gewirkt und viel dazu beigetragen, daß unser Vaterland sich ermannte. Sie hat mehr gethan als gothische Dome ausgebaut oder verfallene Ritterburgen wieder hergestellt. Denn der Weltenschlag ihrer Begeisterung berührte nicht bloß die Gestade der Poesie, er bespülte auch die Ufer der Geschichtskunde und die Gelände der Maler- und Tonkunst. Aber die Strömung des Zeitgeistes hat eine andere Richtung genommen; die Welt- und Lebensansichten haben sich geändert. Der Zaubergeist der Romantik, früher so weit verbreitet, hat sich, gleich jenem salomonischen, in den engen Raum einer Flasche zurückgezogen. Die Sturmglocken der Aufregung haben sich in sanfte Schneeglöckchen verwandelt, und wo früher Fackeln des Krieges loderten, gaukeln jetzt friedliche Johanniswürmchen in milder Sommernacht. Die romantischen Blumen, die einst so freundlich uns angelächelt, senken und neigen sich, von Schlafe trunken. Ist es Ihre Schuld, daß nächtliche Blüthendüfte Betäubung verursachen? Schön und lieblich ist die mondbeglänzte Zaubernacht, wenn Elfen tanzen und Sylfen spielen, wohlthuender und fördeelischer ist der helle Tag in seiner mächtigen Klarheit. Befriedigt aber und dankbar schauen wir auf die romantische Epoche zurück. War es auch ein Traum — so war es doch ein schöner, bedeutungsvoller. Und wie manchmal eine süße Traumerscheinung, mag sie Vergangenes oder Künftiges malen, ein rosiges Licht über den Morgen verbreitet: so wirft auch die Romantik, wenn auch ein wesenloses Traumbild, einen magischen Schimmer über das Welttreiben unserer Gegenwart.

Wenn Ahndung und Erinnerung
Vor uns'rem Blick sich gatten,
Dann mildert sich zur Dämmerung
Der Seele tiefster Schatten;
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wär' dann das Menschenleben.

Mannichfaltigkeiten.

(Potsdam, 2. März.) In der vorigen Woche wurden hier drei verdächtige Berliner verhaftet, welche in Gesellschaft eines ehemaligen Kaufmanns L., eines bekannten gefährlichen Menschen, der sich indeß durch die Flucht seiner Verhaftung entzogen hatte, hierher gekommen waren. Zwei der Verhafteten wurden entlassen, der dritte aber, ein bereits bestrafter junger Mann, Namens M., wurde im Gefängniß zurückbehalten. Während dieses Vorganges traf ein für das Zuchthaus in Brandenburg bestimmter Transport Verbrecher aus Berlin hier ein. Unter diesen befand sich ein alter ehemaliger Kanzlist H., welcher wegen eines angeblich von ihm mit besonderer List und Verwegenheit ausgeführten Diebstahls in Berlin zu einer sechsmonatlichen Zuchthausstrafe verurtheilt worden war. Der Zufall fügte es, daß dieser alte Mann wegen Kränklichkeit hier in dasselbe Gefängniß kam, in welchem sich M. befand. Beide erzählten sich hier ihre Schicksale, so unter Anderm M. dem H., daß er wegen des hier entsprungenen Kaufmanns L. sitze. H., welcher der Erzählung des M. aufmerksam zugehört, fragte diesen näher nach der Persönlichkeit des L., und erklärte zuletzt, daß er wegen dieses Menschen nach dem Zuchthause komme, denn L. habe den Diebstahl ausgeführt und die Uhr und den Brillantring entwendet. M. erinnerte sich sogleich, daß ihm L. von dem Verkauf einer goldenen Uhr und eines Brillantringes an einen Uhrmacher in Potsdam vor längerer Zeit erzählt habe. Der Gefangenwärter setzte hierauf den hiesigen Kri-

Digitized by Google

minal-Polizei-Kommissarius von dem Ergebniß des Gespräches der beiden Gefangenen in Kenntniß, und nach näherer Vernehmung der letztern gelang es auch wirklich dem Kommissarius, die gestohlenen Gegenstände nebst dem Verkaufsschein des L. wieder herbeizuschaffen. H. trug nun auf eine sofortige Wiederaufnahme der Untersuchung an, welchem Gesuch auch der gedachte Kriminal-Kommissarius beistimmte und veranlaßte, daß H. seiner Frau in Berlin hiervon schleunigst Nachricht geben konnte. Der alte Mann ist mit der hier aufgefundenen goldenen Uhr und dem Brillantringe bereits an das Inquisitoriat des k. Kammergerichts in Berlin zurückgesendet worden.

Von einem englischen Soldaten ist ein Buch erschienen, welches Schilderungen über den Zustand der englischen Armee enthält. Eine Strafvollstreckung schildert dasselbe folgendermaßen: „Der Soldat, welcher die Strafe der Prügel erdulden sollte, gehörte zum 68. Regimente. Er hatte einen Monat zuvor dieselbe Strafe überstanden und bei Gelegenheit Czako und Rock in Verzweiflung zu Boden geworfen, mit der Aeußerung, er wolle nicht mehr dienen. Nach der Strafvollstreckung wurde er zum Hospitale zurückgebracht, genas, wurde wieder vor Gericht gestellt und, weil er, wie oben erwähnt, seine Kleider beschädigt und sich meuterisch benommen, auf's neue zu 150 Hieben verurtheilt. Der Oberst hatte befohlen, die Strafe, welche sonst rasch vor sich geht, langsam zu vollziehen. Beim ersten Hiebe floß des Soldaten Blut über die blauen Striemen herunter, welche die frühere Marter auf seinem Körper zurückgelassen. Jedoch hielt er, ohne eine Klage zu äußern, bis zum fünften Hiebe aus; beim siebenten aber rief er mit dem herzzerreißendsten Tone des Schmerzes aus: O Gott!!! Mein Oberst verzeihe es mir, ich thue es niemals wieder! Ich betrachtete den Obersten, um eine Spur des Mitleids in seinen Zügen zu entdecken, aber vergebens. Acht! rief der Tambour-Major aus; beim Hiebe sank der Aermste bewußtlos zu Boden — und die Strafe wurde an einem scheinbar leblosen Körper vollzogen!!"

Korrespondenz.

Sondershausen, 28. Febr.

Nachdem das hiesige Hoftheater sich aufgelöst hatte, welches zuletzt unter der Leitung Hrn. Heckscher's stand, eines Mannes, dessen Name in der Theaterwelt einen guten Klang hat, verbreitete sich die Kunde, daß eine reisende Gesellschaft hier Vorstellungen geben würde. Fast allgemein herrschte die Meinung, daß eine solche Gesellschaft ihre Rechnung nicht finden würde, denn — sagte man sich — der Abstand wird zu groß seyn, dazu die schlechten Zeiten, welche ohnfehlbar nachtheilig auf den Theaterbesuch einwirken dürften. Zu der That waren auch die ersten Vorstellungen, welche die unter Direktion des Hrn. Friese stehende Gesellschaft gab, nicht sehr besucht. Man überzeugte sich bald von den — jede billige Anforderung befriedigenden — Leistungen derselbeu und von dem eifrigen Bestreben des Direktors, die Wünsche des Publikums nach Kräften zu befriedigen, und seitdem sieht man öfters ein volles Haus, während dem Spiel mehrerer ausgezeichneter Mitglieder wohlverdienter Beifall zu Theil wird. Insonderheit machen die Opern — von denen wir nur „Stradella" und das „Nachtlager von Granada" erwähnen — Glück und zu deren Gelingen unsere sehr tüchtige Hofkapelle, an deren Spitze der Hr. Kapellmeister Hermann steht, viel beiträgt. Von Schau- und Lustspielen können wir als recht wohl gelungen: „Marie Anne", „Moriz von Sachsen", „ein deutscher Krieger" und „der Vetter" erwähnen. Seit dem 1. Jan. ist wöchentlich dreimal Theater und wir haben in dieser Zeit an neuen Stücken 5 Schauspiele, 4 Lustspiele, 2 Opern, eine Posse und überhaupt 7 Opern gesehen. Das Repertoir des Hrn. Friese enthält, dem Vernehmen nach, noch eine Menge neuer Stücke, von deren Darstellung wir uns manchen angenehmen Genuß versprechen dürfen. Hierher möchten von Schauspielen namentlich „Uriel Acosta" und von Opern „die Hugenotten" zu zählen seyn. Sehr lobend verdient noch anerkannt zu werden, daß die Mitglieder dieser Gesellschaft ihre Rollen gut memoriren, daß das Spiel sehr in einander greift und die Garderobe so gut ist, als man es unter den jetzigen Umständen nur erwarten kann. Mögen es die Verhältnisse Hrn. Friese gestatten, uns auch im künftigen Winter wieder zu besuchen und die langen Abende in einer so angenehmen Weise zu kürzen, als dies gegenwärtig der Fall ist.

Wetzlar, im März.

Zu verschiedenen Zeiten wurde bereits in mehreren Artikeln Ihres geschätzten Blattes auf die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Ergänzung und engen Uebereinstimmung der Schuldildung mit der häuslichen Erziehung hingewiesen und dieselbe für den hohen Zweck einer gleichmäßigen und harmonischen geistigen und sittlichen Ausbildung als vielseitig begründet dargestellt. Obwohl indessen jene Nothwendigkeit im Allgemeinen durchaus anzuerkennen ist, so muß doch, wenn man das gewünschte Resultat erreichen will, unbedingt die Schuldisciplin, insofern mit ihr die häusliche Erziehung in die richtige Harmonie gebracht werden soll, als eine vollendete Norm dastehen und in ihrem Wesen so wie in ihrer ganzen Organisation mustergültig seyn. Daß aber nicht selten die Schuldisciplin jenen zwar umfassenden, aber doch jedenfalls gerechten Anforderungen selbst in höheren Bildungsanstalten nur ungenügend oder gar nicht entspricht, kann um so weniger in Abrede gestellt werden, als wir die Wahrnehmung leider nur zu häufig bestätigt finden, daß man die jüngeren Zöglinge eines Gymnasiums oft für geringe Vergehen durch eine übermäßig strenge und furchteinflößende Behandlung, so wie durch körperliche Züchtigungen willkürlich zu bestrafen pflegt, ohne den wahren Zweck und das nothwendige Resultat einer solchen Strafe zu berücksichtigen. — Abgesehen davon aber, daß ein solches Verfahren, wenigstens im preußischen Staate, mit den auf diesen Gegenstand bezüglichen ministeriellen Rescripten und hohen Verfügungen des Provinzial-Schulcollegiums in offenbarem Widerspruche steht, läßt sich auch jene verkehrte Disciplin weder mit dem hohen wissenschaftlichen Berufe und dem ächt pädagogischen Sinne eines Gymnasiallehrers vereinigen, noch kann bei einer solchen Behandlung das einzig richtige, durch gegenseitiges Vertrauen und Liebe bedingte Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler bestehen. Da nun hierdurch die wahre häusliche Erziehung nothwendig mit der Schule in Conflict geräth, so muß man vor Allem dahin streben, die in dem Schulwesen hervortretenden bedeutsamen Mängel zu entfernen, um der Schuldisciplin jene hohe Vollkommenheit zu verleihen, welche ihr allein das Recht zu geben vermag, sich als ein nachahmenswerthes Vorbild für die häusliche Erziehung geltend zu machen. Denn unter den oben berührten notorischen Umständen kann jene vielfach besprochene und verlangte Harmonie zwischen der Schuldisciplin und häuslichen Erziehung nimmermehr als wünschenswerth erscheinen.

Worms, 1. März.

Die von dem Bildhauer Hrn. Friedrich Hofekamp gefertigte Bildsäule der Minerva, welche der hiesige Veteranen-Verein als allegorisches Monument seines unter Napoleon erworbenen Waffenruhmes auf dem hiesigen Friedhof aufstellen läßt und dessen Enthüllung am Geburtstage unseres geliebten Erbgroßherzogs statt finden soll, ist nun der Vollendung nahe. Hr. H., der sich früher schon bei dem neuen Bau des herzogl. Dalberg'schen Schlosses in Herrnsheim als sinniger Künstler rühmlichst bekannt gemacht hat, hat es verstanden, die ewig keusche Jungfrau, die Freundin der Helden, ganz dem Charakter gemäß darzustellen, den die Dichter ihr gegeben. Er zeigt sie uns mit dem Helm auf dem Haupt, den Schild in der Linken, den Lorbeerkranz in der Rechten. Weibliche Schönheit paart sich mit kaltem Ernst und ruhiger Mäunlichkeit. — Wir wünschen dem Künstler von ganzem Herzen Glück und hoffen, daß er in unserer Gegend noch oft Gelegenheit haben möge, sein reiches Talent zu beurkunden.

Die siebente Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Eisner findet Samstag den 13. März 1847 statt. Die aufzuführenden Quartette sind: 1) von Mozart aus Es dur, 2) von Beethoven aus G dur, 3) von Cherubini aus D moll.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. März. Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 3 Abth., Musik von Adam. (Gastrolle) Chapelou — St. Phar: Hr. Badrdt, vom Theater zu Breslau.

Sonntag, 12. März. Faust, Tragödie in 6 Abth., von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von Hrn. Chordirektor Baldeuecker. (Gastrolle) Margarethe: Fräul. Schwelle, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 72. Samstag den 13. März 1847.

Eine Skizze aus dem Leben.

Von Alise Dorville.

(Schluß.)

Es war gleich der nächste Morgen, als Marie, besser und sorgfältiger gekleidet als sonst, ihre kleine Wohnung verließ, und sich der Straße entlang nach der Stadt begab. Der Sturm und Regen, der während der Nacht getobt, hatte sich gelegt, und die Strahlen einer warmen Herbstsonne schienen freundlich von einem fast ganz blauen Himmel, und begleiteten traulich das junge Mädchen auf seinem Wege.

„Ein gutes Zeichen, das schöne Wetter," dachte Marie, und beschleunigte ihre Schritte. „Wenn er nur zu Hause ist, der Kapellmeister, oder es nicht auf ein andermal verschiebt. Solche Herren haben viel zu thun — und wenn es heißt, ein Mädchen wolle ihn sprechen — ob er mich nicht gar abweis't; doch Muth, Muth, mein armes Herz, zittre nicht so sehr, Du suchst ja ein gutes Werk zu vollführen, Gott wird mit Dir seyn." Nach diesem kurzen in Gedanken geführten Selbstgespräch schritt sie rascher weiter, um baldiger die Wohnung des Kapellmeisters zu erreichen. Endlich lag die Wohnung desselben im Glanze der Morgensonne neu und freundlich vor ihr. Einen Augenblick blieb sie stehen und ließ ihre Blicke prüfend über das Haus gleiten, gleichsam als könne sie dadurch das Resultat ihres Unternehmens enziffern, dann trat sie heran, ergriff den Drücker und stand in der Hausflur. Kaum hatte sie einige Schritte gethan, als ihr ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren entgegen kam, um das Haus zu verlassen. Es war zwar nur ein kleines Mädchen, was vor ihr stand, aber dennoch mußte sie sich Muth fassen, um zu fragen, ob der Kapellmeister H.... zu Hause sey.

„Mein Vater ist in die Probe," entgegnete das Kind, „und kommt vor zwölf nicht wieder zurück."

Marie stand eine geraume Zeit sinnend da, was sie nun beginnen sollte, während dem sich das kleine Mädchen singend in großen Sätzen entfernt hatte. Sie faßte, nachdem sie noch einmal die Lage ihres Vaters überdacht hatte, den Entschluß, an dem Eingang des Theaters das Heraustreten des Kapellmeisters abzuwarten. Sie begab sich demnach dorthin und mußte manchen unverschämten und fragenden Blick ertragen, der sie mehr als einmal erröthen machte; allein bald wurde sie durch einen ältlichen Herrn von dem lästigen Stehen und Warten befreit. Derselbe trug einen einfachen, nicht modernen Anzug, aber eine solche ansprechende Gutmüthigkeit in dem Ausdruck seines Gesichts und Vertrauen gewinnende Freundlichkeit in der Art, in welcher er eben Marie anredete und fragte, weßhalb sie hier stehe, daß sie, obgleich mit leiser Stimme, aber dennoch ziemlich freimüthig, ihm den Grund ihres Hierseyns erzählte. Der gutmüthige Frager begnügte sich jedoch hiermit nicht, sondern ließ sich den Namen ihres Vaters sagen und dessen ganze Lage auseinander setzen. Als das Mädchen zitternd ihm die traurige Geschichte von dem Augenlosen erzählt, spiegelte sich eine Thräne in dem hellblauen Auge des Fragers, und mit bewegter Stimme versicherte er dem Mädchen, ihr Anliegen an die richtige Behörde zu bringen, und allen seinen Einfluß anzuwenden, um ihrem Wunsch gelingen zu machen; er reichte hierauf Marien die Hand und verlor sich in den Hallen des Theaters. Marie stand einen Augenblick noch staunend über die unverhoffte Wendung ihres Schicksals da, und ging, Segen über das Haupt des Unbekannten wünschend, mit selig schlagendem Herzen in ihre kleine Wohnung zurück. Der theilnehmende Fremde war kein Anderer, als der berühmte Musiker Gottfried Weber.

Einige Abende nach dem eben Erwähnten schimmerte wieder dieselbe Lampe aus dem kleinen Haus der Vorstadt durch die kleinen zerbrochenen Scheiben auf die Straße herab. Das Wetter hatte auch seinen alten Charakter wieder angenommen, nur daß der Wind etwas schärfer, der Regen etwas heftiger gegen die dunklen Häuser schlug.

Marie saß heute an dem Bette ihres Vaters und sang auf seinen Wunsch Desdemona's Arie zur Harfe mit einem Ausdruck, einem Gefühle, welches ihren eigenen Seelenschmerz verrieth.

Lange hatte der greise Musiker seine Tochter nicht singen lassen, da ihn die Töne der Musik, und namentlich die der Harfe, zu sehr angriffen und ihn in trübe Erinnerungen versenkten; denn diese Harfe hatte einst seine Gattin besessen und ihm durch ihr gefühlvolles und gewandtes Spiel und ihre ausdrucksvolle Stimme so manche trübe Stunde verscheucht und heimisch gemacht. Allein heute schien er so ruhig, fast heiter, daß Marie gerne und ohne Besorgniß seine Bitte erfüllte.

Der alte Musiker hatte das müde Haupt in die Hand gestützt und lauschte, mit einem schwachen Lächeln auf der Lippe, dem Gesange, und oft murmelte sein Mund Worte, die Marie nicht verstand; ob sie der Erinnerung schöner verschwundener Tage, oder dem Schmerze der Gegenwart angehörten, und endlich schien er zu schlafen.

Noch hatte das Mädchen nicht geendigt, als man Tritte auf der Treppe vernahm. Die Thüre ging auf, und ein Mädchen mit einem Brief in der Hand, dessen Adresse an Marie lautete, trat ein.

Marie lief dem Mädchen mit einer Hast entgegen, aus der man sah, daß sie den Brief erwartet hatte. — Schnell brach sie bei dem Scheine der Lampe das Siegel. — Sie las und las wieder, dann warf sie einen Blick empor, wie des Dankes gegen den Lenker aller Schicksale, und eilte mit stürmischer Freude in allen Bewegungen an das Krankenbett. Aber schlief er denn wirklich so fest, daß er kein Zeichen des Lebens geben konnte — keines bei ihrer ungeheuren Freude? „Vater!" rief sie noch einmal, und ein unheimlicher Gedanke ergriff ihre Seele, — aber

Digitized by Google

wieder wurde er nicht wach, da trat sie dicht zu ihm hin und ergriff seine Hand und lauschte nach dem Gang seines Athems, der ihr so bekannt war, und den sie so oft bewacht, — aber die Hand war schwer und kalt, der Athem, so nervenerschütternd sie auch lauschte, er war dahin. —

Ein eisiger Stahl durchzuckte ihr Herz, das so inhaltschwere Papier entsank aus ihrer machtlosen Hand in die erkaltete ihres dahingeschiedenen Vaters. — Nur ein Wort vermochte sie zu sagen — „zu spät!“ dann sank sie ohnmächtig zu Boden.

Immermann's Urtheil über den Nutzen einer praktischen Beschäftigung.

Ich habe es kein Hehl, daß ich erst durch das Lobgedicht Ferdinand Freiligrath's zu Ehren Karl Immermann's zur Lectüre von dessen „Münchhausen“ geführt worden bin. Da es ein beglückendes Gefühl ist, in diesen Tagen, wo die Welt mit Büchern überfluthet wird, auf die Meisterwerke unseres Schriftenthums hinzuweisen und denselben im glücklichen Falle eine Stelle in den auf den Rathhäusern deutscher Landstädte entstehenden Lese-Vereinen eine dauernde Stelle zu sichern und um die zahlreichen Leser Ihres Blattes an dem Vergnügen Theil nehmen zu lassen, welches mir dieses mit Recht berühmte Buch gewährte, so theile ich hier die geistreichen, wahrheitsvollen Worte mit, welche sich im zweiten Theile S. 50 finden und welche zu beherzigen unsern Stutzern und muscadins sehr zu empfehlen wäre:

„Das hat mir gefehlt! rief der alte Baron. Eine feste praktische Beschäftigung mangelte mir! Darum fühlte ich, ungeachtet aller Studien, bisher eine so peinigende Leere. Denn wie gefüllte Blumen zwar die schöneren zu seyn scheinen, eigentlich aber kränkeln und früher absterben, als die einfachen, so ist ein unbeschäftigter Mensch, wenn er seinen Geist auch noch so herrlich schmückt, im besten Falle doch nur einer gefüllten Blume gleich. Die Kräfte seiner Seele vergeuden sich in eitler Blätterfülle, und abgesehen davon, daß nach ihm keine Frucht bleibt, so erstickt er auch selbst bald an dem Uebermaße mißgewandter Säfte. Dagegen leitet ein thätiger Beruf die Geister, welche das Leben nähren, in die rechten Röhren und Canäle, von denen sie dann in gesunden und gottgefälligen Bildungen, als schlanke Stengel, frische Blätter, duftige Blüthen ausgehen. Alle müßigen Menschen, und seyen sie die bestgearteten, haben oder bekommen eine Neigung, Andern wehe zu thun, nur um doch mit Etwas ihre Tage auszufüllen, während der Fleiß, der durch Geschick oder durch Vorsatz auferlegte, auch geringere Seelen zu veredeln pflegt. Nicht mit Unrecht kann man sagen, daß er wie ein Magnet durch fortgesetztes Tragen unglaublicher Lasten mächtig wird, während die Trägheit ein Stahl in der Scheide ist, den zuletzt noch der Rost zernagt. Auch ist ferner zu sagen, daß die emsigen Bienen, obzwar ihnen die Natur einen scharfen Giftstachel gegeben hat, nur gereizt stechen und den Nichtbeleidiger unbeleidigt durch ihren Schwarm hindurchgehen lassen, wogegen die nicht sammelnden Wespen Jeden, auch den Ruhigsten, muthwillig anzufallen pflegen. Weshalb der Fleiß ein Freund seiner selbst und Anderer genannt werden darf, die Faulheit aber als Feindin an sich und Jedermann handelt.“

Türkische Sentenzen und Sittensprüche.

Thue das Gute und wirf es in's Meer, dich weiter nicht sorgend,
Wenn es der Fisch nicht erkennt, so wird's vom Schöpfer erkannt.

Höret die Weisheit in Sprüchen und übet sie immer in Thaten.
Wissende, die es nicht thun, sind Wolken, die Regen verweigern.
Arme ohne Geduld, sind Lampen, denen das Oel fehlt.

Wer sich selber beräth, sieht sich im Spiegel von vorwärts,
Wer sich mit Freunden beräth, sieht in zwei Spiegeln sich rückwärts.

Worte der Könige sind die Könige unter den Worten.

Wenn du gesprochen das Wort, so wirst du von selbem beherrschet,
Herrscher des ungesprochnen Worts, sey Sklav' des gegebnen!

Silbern fließet vom Mund die Rede, doch Gold ist das Schweigen.
Zungen der Thaten sind beredter, als Zungen der Worte;
Zungen der Schwerter sind beredter, als Zungen der Federn.

Strebst nach dem Höchsten du, so steig' hinab in die Tiefe!
Tief liegt Gold in dem Schacht und im Meeresgrunde die Perle.

Gehst du vorwärts, so wirst du deinem Schicksal begegnen;
Gehst du zurück, so begegnet das Schicksal dir wieder im Rücken.

Verkauf' nicht den Fisch im Meer, noch den Vogel in Lüften!
Riß das Kleid nicht an dem ungebornen Kindlein!

Wer gegenüber mir sitzt, der sitzt mir wohl zu Gesichte;
Wer zur Seite mir sitzt, der sitzet mir aber im Herzen.

Leichter verbessert der Fuß als die Zunge geschehenen Fehltritt
Und die Wunde des Speers heilt eher als Wunden der Zunge.

O. J. C.

Mannichfaltigkeiten.

(Bremen, im Febr. — Der Schiffbruch der Bremer Brig „Gerhard Hermann“.) Ueber das traurige Schicksal dieses Schiffes, welches mit 106 Auswanderern von hier nach Galveston bestimmt war und auf San Luis Island vollständig verloren ging, erhalten wir aus Galveston nachfolgenden genaueren Bericht: „Die Bremer Brig „Gerhard Hermann“, Capt. Entholt, ist hier am 31. Dez. gegen 4 Uhr Morgens in der nördlichen Brandung von San Luis Island gescheitert. Das Schiff wurde allem Anschein nach durch den Golfstrom aus der Rechnung des Capitäns westlich abgetrieben, und ohne Licht oder sonstige Merkmale näherte er sich unter einem starken Winde der Küste, ohne im geringsten zu ahnen, wo er sich befinde. Die Nachricht dieses Unglücks ward zuerst am Donnerstag Abend durch den Steuermann des gescheiterten Schiffes nach Galveston gebracht. Sogleich und ohne Zeitverlust eilten noch um 6 Uhr desselben Abends die beiden Capitäne Sympton und John Delesdernier fort, reis'ten die ganze Nacht durch und erreichten gegen Tagesanbruch das Westende, wo sie die Brig erblickten, etwa 1/2 engl. Meile vom Ufer mit ihren Raen in der Brandung liegend, die Maste horizontal gegen das Ufer gerichtet und die Luken zwei bis drei Fuß unter Wasser. Sie fanden das lange Boot der Brig am Strande, zum Theil in Sand begraben und schwer beschädigt, indessen mit großer Mühe gelang es ihnen doch, das Boot los zu machen, seine gesprungenen Fugen zu verstopfen, so gut es gehen wollte, und mit nicht geringer Gefahr es durch die Brandung zu bringen, während Frau Hard's kleiner Sohn fortwährend das einströmende Wasser ausschöpfen mußte. So gingen diese zwei Männer und ein Knabe ohne Segel und Anker, in einem leckgebrechlichen Boote, unter einem heftigen Winde in eine See, deren Schaum und Gischt fast masthoch reichte. Um acht Uhr erreichten sie glücklich das Wrack, und fanden die unglücklichen Passagiere und die Mannschaft an der Seite des Fahrzeugs und in Segeln und Tauwerk festgeklammert. Ei-

Digitized by Google

nige hatten Kälte und Nässe bereits getödtet und die Anderen waren in ihrer Betäubung und Erschöpfung von Hunger und Ermüdung vollkommen hülflos. Capitän Delesdernier hielt das Boot an der Seite der Brig, während Capitän Sympton die armen Dulder von ihrem precären Zufluchtsort auf dem Rumpf und im Tauwerk herunterholte. Eine arme Frau starb ihm so in den Armen, und auch ein Knabe starb, ehe sie das Ufer erreichten. Als dreißig Personen in das Boot gebracht waren, fuhr Capt. D. und der Knabe mit ihnen an's Ufer, während Capt. S. auf dem Wrack zurückblieb, um die Unglücklichen zu trösten, welche in ihrer Angst, das Boot möge nicht wiederkommen, laut aufschrieen. Jetzt kamen auch der Lootse von San Luis, Capt. Burr und Hr. Follet mit einem anderen Boote heraus und begegneten Capt. D., dem sie mit seinen Passagieren sicher durch die Brandung hindurch halfen. Inzwischen hatte der Steuermann der Brig auch die Jölle wieder gefunden, die gleich bei ihrem ersten Ausstoßen mit dem langen Boote von Bord gewaschen war. So gelang es bis 3 Uhr Nachmittags alle Passagiere und die Mannschaft zu landen; aber während dieser Zeit waren sie ohne Obdach auf einer kleinen Sanddüne zwischen San Luis und dem Westende, wo sie außerordentlich von der Kälte und dem schneidenden Nordwinde litten. Von da mußten sie nach San Luis hinüber waten, wo Frau Hard und einige Andere ihnen alle Hülfe gewährten, die in ihren beschränkten Kräften stand. Inzwischen waren vor Nacht noch fünf Andere gestorben, und von einigen Anderen befürchtet man, daß sie nicht durchkommen. Die Brig — nicht die Auswanderer — waren an den hiesigen bremischen Consul Hrn. Kläner consignirt, welcher sogleich Proviant, Kleidungsstücke und Wagen abschickte, um den Duldern zu Hülfe zu kommen. Man erwartet dieselben täglich hier, wo ihnen keinerlei Hülfe abgehen wird. Capt. S. sagt, die Brig sey das completeste Wrack, das er je an dieser Küste gesehen hat, und glaubt nicht, daß noch für 100 Sch. Werth davon zu retten sey. Ich muß noch erwähnen, daß Capitän Entholt ertrunken in der Schiffskajüte gefunden wurde. Man weiß nicht, ob der Tod die Folge eines Zufalls war. Capitän Entholt hatte die Wache, als das Schiff aufstieß. Das größeste Lob gebührt den namhaft gemachten wackeren Männern, welche mit so vieler Aufopferung über hundert Menschenleben einem sicheren Tode entrissen."

(Wes.-Ztg.)

(Berlin, 3. März.) Wohl nirgends sind im Handel die Marktschreiereien größer als gerade hier in Berlin. Lies't man die Ankündigungen in unserm Intelligenzblatte und in den Zeitungen, so muß man oft über die Auswahl der Mittel staunen, welche angewandt werden, um Käufer anzulocken. Der Erfahrene weiß, was in der Regel hinter solchem Aushängeschild zu erwarten ist; aber es gibt in einer so großen Stadt immer noch Leichtgläubige genug, die sich täuschen lassen. Unser Polizei-Präsidium hat nun ein ganz richtiges Mittel ergriffen, um das Publikum über solches Treiben aufzuklären und vor Schaden zu warnen. Seit längerer Zeit spuckten in unseren Blättern die mit fast zollgroßen Lettern gedruckten Annoncen „des alten böhmischen Leinwandhändlers", der „seit 28 Jahren die Märkte Berlins mit seinen Waaren besucht hat", und bald seine Waaren zu den unglaublich niedrigsten Preisen abgeben mußte, weil Altersschwäche ihn nöthigte, sein Geschäft aufzugeben, bald weil ihm aus einer Konkursmasse eine bedeutende Partie zugefallen war, oder weil er eine Menge Waaren an Personen auf Kredit verkauft hatte, die nicht zahlen konnten und ihm solche nun mit Verlust zurückgegeben haben, oder weil er eine bedeutende Erbschaft gethan, und wie die Marktschreiereien sonst alle Namen gehabt haben mögen. Eine in unseren gestrigen Blättern enthaltene Anzeige des Polizei-Präsidiums klärt das Publikum dahin auf, daß der „alte böhmische Leinwandsmann" kein Anderer sey, als der seit Jahren hier wohnende Buchbinder R. N. in der Jerusalemsstraße, der jene Waaren angeblich in Kommission erhalten habe. Solche einfache Anzeige genügt, um derartige Charlatanerie zu vernichten.

Die neuesten Nummern des von A. Vogtherr redigirten „Wochenblattes für das Transportwesen" enthalten beachtungswerthe Artikel über hierher gehörige Gegenstände und Zeitfragen, so wie auch ein stets reichhaltiges Feuilleton. Dies bereits verbreitete Wochenblatt hat seit Anfang dieses Jahres dadurch für Frankfurt ein erhöhtes Interesse gewonnen, daß ihm ein Monatsbericht der sämmtlichen die Stadt berührenden regelmäßigen Transporte beigegeben wird.

(London, 6. März.) Wie wir hören, ist ein alter Herr, der sich voriger Woche wegen eines Uebels am Fuße unter Anwendung von Schwefeläther operiren ließ, 24 Stunden darauf gestorben, ohne daß er sich von der durch den Aether bewirkten Betäubung vor seinem Ende erholt hätte. (Medical Gazette.)

(Venedig, 27. Febr.) Das k. k. Institut der Wissenschaften und Künste dahier erließ in den letzten Tagen folgende Bekanntmachung: „Die Munizipalität dieser Stadt hat aus Anlaß der bevorstehenden Versammlung der Naturforscher in Venedig eine Summe von 10,000 Lire (8700 Fe.) für Experimente bestimmt, die, dem Fach der inductiven oder Naturwissenschaften angehörig, während des Aufenthalts der Gäste hier ausgeführt werden sollen. Das wissenschaftliche Institut ladet also hiermit alle italienischen und ausländischen fremden Naturforscher ein, bis zum 30. April d. J. ihre Vorschläge mittels Briefen unter der Adresse: All' I. R. Instituto di Scienze, Lettere ed Arti di Venezia bekannt zu geben. Die Experimente, die hier in Betracht kommen, müssen erstens den Zweck haben, die letzten Fortschritte der Wissenschaften, die neuesten Entdeckungen zu beleuchten, und zweitens von der Art seyn, daß die Zeit der Versammlung genügen könne, um ein Resultat zu erhalten. Für den Fall, daß ein interessantes Experiment einen größeren Zeitraum erfordern sollte, müßten die Monate vor der Versammlung genügend seyn, um dem vorliegenden Zwecke vollkommen zu entsprechen. Die Ausführung und Leitung jener Experimente wird denen, die sie vorschlagen, im Vereine mit einer vom Institute gewählten Kommission anvertraut werden. Die HH. Vorschlagenden und die Executoren werden je nach den Umständen auch für die Reise hieher und ihren Aufenthalt in Venedig vollkommen entschädigt, und von allen Ausgaben ledig und frei gehalten. Der Präsident C. Cittadella Vigodarzere. Der Sekretair Pasini."

Literatur.

Gemeinnützige Schriften.

Ueberall hört und lies't man jetzt über Auswanderungen, und wie fast keine gesellige Zusammenkunft, wo dies Thema nicht zur Sprache käme, so auch kaum ein Zeitungsblatt, worin darüber nicht etwas zu lesen wäre. So wenig in Abrede gestellt werden kann, daß die Auswanderungen in wirklich vorhandenen politischen und socialen Ursachen, wie in dem dringenden Bedürfniß vieler Individuen begründet sind, so gewiß ist auch dagegen, daß Manche ohne genügende Ursache zum Wanderstabe greifen, die in der alten Heimath Unterkunft und ausreichenden Lebensbedarf hätten finden können. Die ungünstigen Verhältnisse eines großen Theiles unserer Bauern und Landbewohner sind wenigstens theilweise persönlich verschuldet. Es müssen daher gemeinnützige Schriften, welche nützliche Vorschläge zur Verbesserung enthalten, willkommen geheißen werden und sollten in keiner unserer Dorf- und Volksbibliotheken fehlen. Wir verweisen nachstehend auf zwei neue Schriften dieser Art. „Das Musterdörfchen, eine lehrreiche Geschichte für den Bürger und Landmann, von William Löbe. Dresden, Arnoldische Buchhandlung", enthält wirklich viel Treffliches. Der Verfasser hat durch dieses Buch nicht nur ein dankenswerthes Scherflein zur Beseitigung des alten Schlendrians

Digitized by Google

und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse beigetragen, sondern auch den hier vor Allem erforderlichen populären Ton getroffen und da sein Buch im gefälligen Gewande der Erzählung erscheint, so wird es um so lieber gelesen werden. Ueber Ablösung von Diensten und Lasten, Consolidirung der Grundstücke, Herstellung von Dorf- und Flurwegen, Obstbaumschulen, Futterbau, Verbesserung des Viehstandes, des Feld- und Wiesenbaues, des Schul- und Gemeindewesens, so wie über viele andere hierher gehörige Gegenstände werden nützliche und leicht ausführbare Vorschläge gemacht. Das Buch trägt unverkennbar das Gepräge der praktischen Einsicht und Erfahrung seines Verfassers und wird gewiß den von diesem beabsichteten Zweck nicht verfehlen. — Ein gleiches Ziel hat sich der von dem rühmlichst bekannten Joh. Metzger in Heidelberg herausgegebene „Bauernspiegel (Frankfurt a. M., bei H. L. Brönner)" vorgesteckt. Auch diese Schrift behandelt dieselben Fragen in erzählender Form. Peter Lang, der Bürgermeister des Dorfes, ist ein Mann nach dem Herzen Gottes und des Volkes, der seinen Stolz und seine Freude darin sucht, seiner Gemeinde nicht nur ein treuer Rathgeber und väterlicher Freund, sondern auch ein Muster und Vorbild in allem Guten und Nützlichen zu werden. Der Ton seiner Belehrungen ist eben so schlicht und leicht faßlich, als seine Gesinnung wahrhaft human. Wo solche Bürgermeister kein Traumbild, sondern eine Wirklichkeit sind, da ist die Wohlfahrt der Gemeinde entweder fest begründet oder sie geht doch einer immer erfreulicheren Zukunft sicher entgegen. Möge auch diese treffliche Schrift in keiner Dorf- oder Volksbibliothek vermißt werden. — Von demselben Verfasser und in demselben Verlag sind erschienen: „Karl Will, der kleine Obstzüchter", und „Marie Flink, die kleine Gemüsegärtnerin", zwei Büchlein, die für die Jugend bestimmt und zur belehrenden Unterhaltung ganz geeignet sind. W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 8. März.

Gestern Abend gab Hr. Ludwig Winter (der schon seit länger als zwei Monaten hier zubringt, aber duech anhaltendes Unwohlseyn in seiner künstlerischen Thätigkeit unterbrochen wurde), in dem großh. Hoftheater eine große Soirée der ägyptischen Magie, welche eben so viel Geschmack in der Anordnung, als Feinheit in der Erfindung und Ausführung der einzelnen Stücke verrieth, worunter mehrere, wie des Demiurgos Zauberwort, das Wunder der Magie und Physik u. a., sich eines besonderen Beifalles zu erfreuen hatten, alle aber in der Totalität ihrer Wirkungen, wie durch die sie begleitenden humoristischen Bemerkungen über sociale, literarische und andere Verhältnisse, auf die Zuschauer einen äußerst günstigen, den Künstler ehrenden Eindruck hervorbrachten. Am Schluß der Vorstellung wurde derselbe mit großem Applaus gerufen. Dem Vernehmen nach, wird Hr. Winter noch eine oder zwei Vorstellungen geben, welche der gestrigen nicht nur gleich kommen, sondern dieselbe durch neue, ausgewählte Darstellungen noch übertreffen würden. — Unter der Hrn. Balletmeisters Tescher Leitung wird jetzt ein neues Ballet-Divertissement: „das Spiegelbild" vorbereitet und einstudirt, welches in der Kürze zur Darstellung kommen soll. Dasselbe soll interessante Scenen und glücklich erfundene Situationen enthalten. Die Musik ist von Hrn. Schlösser, dem Verfasser der neuen Oper: „die Braut des Herzogs." — Wie man hört, so will ein hiesiger Poet ein komisches Ereigniß vom Sonntag den 14. Febr., wo wir Nachmittags einen wahren Schneesturm hatten, der in wenigen Stunden die Straßen unwegsam machte, zum Gegenstande einer komischen Oper machen und ihr den bezeichnenden Titel: „Das Brautpaar im Schnee" geben. Ein an jenem stürmischen Nachmittag von der Trauung nach der Residenz zurückkehrendes neuvermähltes Paar blieb anderthalb Stunden von hier, in dem hohen Schnee der Bütteldörner Hecken, fest sitzen, und zwar in solch einer Art, daß an ein weiteres Fortkommen mit den ohnehin schon sehr ermüdeten Pferden gar nicht mehr zu denken war. Auf des Kutschers wohlgemeinten Vorschlag, die ermüdeten Pferde auszuspannen und ein frisches kräftigeres Gespann zu Darmstadt zu holen, würde vielleicht das neuvermählte junge Ehepaar unter noch ungünstigeren Umständen bereitwillig eingegangen seyn, und so kam es denn, daß dasselbe auf freiem Felde bis über die Geisterstunde hinaus unter dem schrecklichen Toben des Sturmes, ohne Ehrengarde, in dem wohlverschlossenen Wagen allein hatte zubringen müssen, ehe durch den herantrabenden Kutscher die gewünschte oder unerwünschte Erlösungsstunde schlug. — Durch unsere Eisenbahn hat sich für Wildpret ein neuer Handelsweg nach Frankreich, ja selbst bis nach Paris geöffnet. Wenn die Herren Guizot oder Thiers im Laufe dieses Winters wilde Schweine oder Hasen aus der Provinz Starkenburg auf ihren glänzenden Tafeln sahen, so kann man, ohne gerade in den Verdacht eines schlechten Politikers zu fallen, mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß beide große Staatsmänner nunmehr ihre volle Aufmerksamkeit und ihr ungetheiltes Interesse der Freihandelstheorie widmen werden.

Mainz, 8. März.

Die von dem bischöflichen Dombaurath Rödier in Vorschlag gebrachte und von dem Domkapitel genehmigte Wiedereröffnung und Herstellung der dem Erzbischof Bardo zugeschriebenen unterirdischen Kirche oder Crypta im hiesigen Dom soll demnächst in Ausführung gebracht werden. Es wird dadnech dem an geschichtlichen Denkmalen schon so reich ausgestatteten Gotteshause eine neue, sehr beachtungswerthe Merkwürdigkeit verliehen. Diese Crypta befindet sich fast in der Mitte des Langhauses, zwischen dem Hochchor und dem Pfarrchor. Ihre Zugänge und Fenstee sind seit Langem vermauert; sie soll zu Anfang des 11. Jahrhunderts, nach der Beseitigung der unter dem östlichen Chor befindlich gewesenen Willigis-Crypta, entstanden seyn. Erzbischof Bardo soll in ihr begraben liegen. Im Anfange des 15. Jahehnnderts renovirt, ward sie mit einem Ueberbau versehen, welcher die großartige Harmonie des Innern der Hauptkirche störte, weshalb man später sich veranlaßt fand, ihn wieder zu beseitigen.

Vom Rhein, 9. März.

Unsere Zeit ist eine Zeit des politischen und religiösen Bewußtseyns und Lebens. Zu keiner Zeit ist wohl die theologische Literatur so fruchtbar gewesen, als seit etwa zwei Jahren. Wie in der römisch-katholischen, so in der protestantischen und jüdischen Kirchengemeinschaft stehen zwei Parteien einander gegenüber, die eine will die alten und hergebrachten Dogmen und Formen erhalten, die andere will im Geiste und Bedürfnisse der Zeit etwas Neues schaffen. Unter den verschiedenen Schriften für den religiösen Fortschritt wollen wir Denen, welche sich dafür interessiren, besonders zwei namhaft machen; die eine ist das „Lehrbuch der christlichen Religion nach deutsch-katholischen Grundsätzen", von Franz Jakob Schell, für Jedermann verständlich, und enthält eine weitere Ausführung des Leipziger Glaubensbekenntnisses; die andere Schrift ist: „das Glaubensbekenntniß der denkenden Christen dieser Zeit", von Dr. K. F. Leonegg. Letztere ist zwar nicht so umfangreich als erstere und etwas höher gehalten, doch leicht verständlich, und dürfte geeignet seyn, alle Religionsparteien auf dem Standpunkte der Vernunft und der sittlichen Veredlung der Menschheit zu vereinigen. Obwohl diese beiden Schriften von verschiedenen Standpunkten ausgehen, so thut es für den Leser doch wohl, dieselben vernünftigen Ansichten in beiden niedergelegt zu finden. Wir empfehlen sie daher allen Freunden des religiösen Fortschrittes. — Nachdem in diesen Blättern vielfach von der materiellen Noth unserer Tage und von den Bestrebungen, derselben abzuhelfen, die Rede gewesen, was das Gemüth des Menschenfreundes gerade nicht erheben kann, so möge auch einer freudigen Erscheinung an diesem Orte Erwähnung geschehen. Es ist dieses das geistig-religiöse Streben unserer Tage.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. März. Faust, Tragödie in 6 Abth., von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von Hrn. Chordirektor Baldenecker. (Gastrolle) Margarethe: Fräul. Schwelle, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Montag, 15. März. (Zum Vortheil der Fräul. Lindner und zum Erstenmale): Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Acten und einem Nachspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 73. Sonntag, den 14. März 1847.

Das Feuer von Sanct-Gildas.

Nach dem Französischen des Herrn Pitre-Chevalier.

Sanct-Gildas ist ein auf der südlichen Küste der Bretagne gelegenes Vorgebirge, und gehört zu den natürlichen Gränzpunkten zwischen dem Nieder-Loire-Departement und der Vendee. Es ragt auf der Westseite der gefahrvollen Bucht von Pornic in das Meer hinaus, und ist ein Schreckniß der Schiffer, die genöthigt sind, es bei stürmischem Wetter zu umfahren. Schon mancher erfahrne Seemann hat hier seinen Tod in den Wellen gefunden, und unzählig sind die fremden Fahrzeuge, deren Führer aus Unwissenheit auf die gefährlichen Klippen geriethen, die sich heimtückisch unter der Oberfläche des Wassers verborgen halten, um ihr ausersehenes Opfer desto sicherer in's Verderben zu ziehen.

Im Uebrigen ist Sanct-Gildas ein schöner Punkt, und wird jeden fremden Besucher durch die prachtvolle Fernsicht fesseln, die es darbietet. In verschiedenen Richtungen schweift das Auge frei über dem ungeheuren Ocean bis zum fernen Horizont, wo der Himmel sich in die grünen Fluthen zu tauchen scheint. Gerade vor sich erblickt man die Insel Noirmoutiers; in düsteren Umrissen steigt sie, wie ein Gespenst, geheimnißvoll aus der Tiefe empor, wenn bei trübem Wetter der feuchte Dunstkreis sie umlagert; aber schroff und keck tritt sie hervor, wenn ihre riesigen Granitfelsen im Strahle der Sonne erglänzen. Gegen Osten erheben sich die ungeheuern Felsen von Sanct-Marie und von Pornic, die unerschütterlich den mächtigen Wogen trotzen, welche der Sturm oft mit solcher Gewalt gegen sie schleudert, daß ihre untere Hälfte von dem silbernen Schaume der Brandung ganz verhüllt wird. Im Westen zeigt sich die Küste von Nazaire als ein zitternder, perlmutterartiger Streifen, und erscheint bald in düsterer, bald in freundlicher Gestalt, je nachdem ihre Umrisse sich in dunklen oder glänzenden Linien abzeichnen. Die Ufer von Sanct-Gildas selbst bieten, trotz ihrer Einförmigkeit, dem Maler Stoff zu einem großartigen Seestück dar. Hier bilden zerklüftete Felsen einen kreisförmigen Damm um eine kleine Bucht und schützen diese vor den Einflüssen der Winde, so daß man sie mit ihrem ruhigen Wasser, obgleich nur wenige Schritte von der stürmischen See entfernt, für einen großen Teich des Binnenlandes halten könnte. Dort ragen einzelne Felsblöcke kaum bemerkbar über die Oberfläche des Wassers hervor, und gleichen in der Ferne einer Schaar von Robben, die in der Nähe des Ufers der Ruhe pflegen und ihre plumpen Rücken den wärmenden Sonnenstrahlen aussetzen. Weiterhin öffnet sich ein ungeheurer Schlund, in welchen sich grollend die Wogen stürzen, um eben so schnell wieder als Schaum hervorgeschleudert zu werden, oder man stößt ganz unerwartet auf kleine Meerbusen, die nichts anderes sind als tiefe Wunden, mit denen das Festland aus dem ungleichen Kampfe gegen den empörten Ocean hervorging.

Mitten in dieser wilden Landschaft erhob sich noch vor wenigen Jahren auf der eigentlichen Spitze des Vorgebirges eine einsame Wohnung. Sie war nur aus Letten und trocknem Seegras aufgeführt, und konnte mit Recht den armseligen Hütten der Lappländer oder Kamtschadalen an die Seite gestellt werden. Dieser enge, düstere Raum beherbergte an einem stürmischen Herbstabende zwei Personen, deren dürftige Kleidung mit der elenden Behausung seltsam übereinstimmte. Es war ein Mann, der schon in das Greisenalter getreten schien, und ein Mädchen in voller Jugendfrische. Der Erstere mußte mehr durch innere Leiden, als durch die Last der Jahre gebeugt worden seyn, denn er zählte deren erst sechzig; die Letztere mochte etwa siebenzehn Frühlinge erlebt haben, und konnte wohl mit Recht schön genannt werden, da sie selbst in dem ärmlichen Gewande, das sie umgab, eine liebliche Erscheinung blieb. Aus einer gewissen Familienähnlichkeit konnte man auf Vater und Tochter schließen; aber diese Grundzüge, das Erbtheil der Natur, abgerechnet, würde man schwerlich zwei Physiognomieen aufzufinden vermögen, die widersprechendere Gefühle und verschiedenartigere Gemüthsthätigkeiten ausdrücken, als es hier der Fall war.

Während aus den offenen, kindlichen Zügen des jungen Mädchens die reinste Unschuld und Natürlichkeit hervorleuchteten, schien der Alte über zwei unheimlichen Gedanken zu brüten; denn sein düsterer Blick ruhte bald mit sichtbarer Unruhe auf einem verrosteten, in das Mauerwerk versenkten Eisenkästchen, bald stierte er nach der Seite hin, wo sich die Thüre der Hütte befand. So oft sich das Heulen des Sturmes vernehmen ließ, blitzte eine boshafte Freude aus den Augen des Einsiedlers, und als sich nach und nach zu dem Wüthen des Sturmes auch das Toben des Meeres gesellte, brach er mehrmals in ein lang anhaltendes Hohngelächter aus.

Bei diesen Aeußerungen einer teuflischen Freude in Augenblicken, die eher geeignet waren, das Herz in bange Besorgniß zu setzen, unterbrach das junge Mädchen die häuslichen Verrichtungen, mit denen sie beschäftigt war, und das schöne Roth wich von ihren blühenden Wangen. Mit dem Ausdrucke des Mitleides und des Entsetzens wandte sich ihr Auge dann nach dem unglücklichen Vater, den sie durch freundliche Zusprache seinem düstern Sinnen zu entreißen suchte.

Plötzlich — die Thurmglocke von Sanct-Marie schlug gerade neun Uhr — erbebten Himmel und Erde von einem furchtbaren Donnerschlage, und das Ungewitter begann sich in solchen Regenströmen zu entladen, daß das Rauschen der fallenden Wassermassen selbst das Heulen des Sturmwindes und das hohle Brausen des Meeres übertönte.

„Vortrefflich! vortrefflich!“ rief der Greis bei dem wachsenden Toben der Elemente, und eilte der Thüre zu. „Es gibt

Digitized by Google

eine gute Nacht," fügte er hinzu, indem er sich zufrieden die Hände rieb und das Gesicht zu einem widerlichen Grinsen verzog. Dabei schossen feurige Blitze aus seinen tief liegenden Augen hervor, als wären diese der Sitz des Verderbens, mit welchem so eben die Erde bedroht war.

„Jesus! Maria!" seufzte das junge Mädchen; „jetzt erfaßt ihn wieder sein böser Geist."

„Martha," begann der Alte in befehlendem Tone, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der erwünschte Augenblick gekommen war, „zünde die große Hornlaterne an und hole Petit-Noir."

„Petit-Noir!" wiederholte die Tochter mit Entsetzen; „Sie wollen also auch heute das Feuer von Sanct-Gildas leuchten lassen!"

„Hörst Du denn nicht den Sturm und die Wogen toben, mein Kind? Und läßt sich nicht annehmen, daß sich Fahrzeuge auf der empörten See befinden?"

Diese Worte waren von einem zweideutigen Lächeln begleitet, und ein herrisch hinzugefügtes: „Beeile Dich," schnitt jede weitere Einwendung ab.

Das arme Mädchen öffnete eine Thüre in dem Hintergrunde der Hütte, und kehrte bald darauf mit einem jungen Stiere zurück. Die Gestalt und Farbe dieses Thieres, welches der einzige Gefährte dieser beiden Einsiedler auf Sanct-Gildas war, hatten den Besitzer veranlaßt, ihn Petit-Noir (der kleine Schwarze) zu nennen.

„Willkommen, Petit-Noir, willkommen!" rief der Greis und streichelte ihm den kräftigen Rücken. „Wir wollen diesen Abend wieder illuminiren; mach' deine Sache gut! Hörst du?"

Während seine Tochter damit beschäftigt war, die Laterne anzuzünden, ergriff er den Stier bei den Hörnern, zog ihn in's Freie und führte ihn an die hintere Seite der Hütte, die gegen das Meer zu gelegen war. Hier band er das Werkzeug seiner finstern Pläne an einen frei stehenden Pfahl, doch so, daß es ungehindert einen kleinen Kreis umgehen konnte. Dann knüpfte er dem geduldigen Thiere eine Schnur an einen der Vorderfüße und befestigte das andere Ende etwas kurz an die Halfter. Zuletzt wußte er die brennende Laterne geschickt zwischen den beiden Hörnern anzubringen. Kaum war diese seltsame Zurüstung vollendet, so begann Petit-Noir das Gras um den Pfahl herum abzurupfen. Natürlich mußte er bei jedem Schritte den Kopf mit der daran befestigten Laterne bewegen, da dieser vermittelst der erwähnten Schnur von einem der Vorderfüße abhängig gemacht war, und so entstand jenes schwankende, irreleitende Licht, welches das junge Mädchen mit dem Namen „das Feuer von Sanct-Gildas" zu bezeichnen pflegte.

(Fortsezung folgt.)

Musikalische Novitäten und Curiosa.

Die Wiener Verehrer der Jenny Lind haben derselben eine Medaille prägen lassen. Der Avers zeigt das Bild der Künstlerin, der Revers einen Schwan mit einem Lorbeerkranze, darüber ein Stern mit der Umschrift: Neseit occasum, und darunter: „Der hohen Künstlerin ihre Verehrer." Eben so kündigt in der Wiener Staatszeitung eine Buchhandlung an: „Lindiana", Fräulein J. Lind hochachtungsvoll gewidmet von Ch. Bilkow, und werden Hommages à Lind angekündigt. Dagegen werden von Berlin aus — in Bezug auf die Darstellung der Norma — Paralellen zwischen Fräulein Lind und Pauline Viardot-Garcia gezogen. So heißt es unter Anderm: Die Lind nach ihrer lyrischen Individualität war eine beleidigte civilisirte Frau, eine in tiefster Seele gekränkte christliche Nonne u. s. w. Die Viardot wird dagegen als ein dramatisches Gesang-Genie erster Größe bezeichnet, das hier — als Priesterin eines barbarischen Volks, ein gallisches Weib, edel und großgesinnt — auftrete, und in Bezug auf Originalität, Reichthum dramatischer Intention, Kraft, Schwung und Ausdauer alle bisherigen Darstellerinnen der Norma überragt habe. Es heißt ferner: Wenn Jenny-Norma die Casta diva! schön, lieblich, reizend vorträgt, und süß flötend bittet: „Frieden gebiet' ich!" so geböte die Viardot — die ebenbürtige Schwester der großen, zu früh verstorbenen Maria Felicitas Malibran Garcia de Beriot — mit wahrhaftiger Würde und imperatorischer Kraft. — Um hier zu entscheiden, müßte man beide Künstlerinnen an einem Abend Scene für Scene direkt nach einander hören, sehen, beurtheilen und mit einander vergleichen können. Ein Mittel, das am besten gegen die bestechlichen Eindrücke des Moments sichern dürfte. . . . Spontini hat sich zur Herausgabe seiner Denkwürdigkeiten entschlossen, deren Anordnung die Herren Berlioz und Gathy übernommen haben. . . . Hieronymus Thrun, der bekannte musikalische Kritiker, hat Goethe's indische Legende: „Mahaböh, der Gott und die Bayadere", zu einer umfangreichen Cantate benutzt und dieselbe kürzlich im großen Konzertsaale des königlichen Schauspielhauses in Berlin unter Mitwirkung des Cäcilien-Vereins und seiner eignen Direktion zur würdevollen Aufführung gebracht. Der Beifall des Publikums wie der der wissenschaftlichen Kritik soll entschieden gewesen seyn. . . . Leopold Meyer wurde kürzlich von der philharmonischen Gesellschaft zu Philadelphia mit einem werthvollen silbernen Pokal von ausgezeichneter Arbeit beehrt. Die Devise stellt einen spielenden Löwen am Piano vor. Daß es an Toasten nicht fehlte, versteht sich von selbst. J. P. Moß spricht z. B.: Fama erhob ihre Posaune und blies: Der große Meyer ist gekommen. Welches Lob ist man ihm schuldig? Euterpe antwortet: Warum forschest du nach Diesem? Im Himmel ist ein Gott, und auf Erden blos ein Meyer! Das heißt doch unverschämt gelobt! . . . Fetis, der Direktor des Brüsseler Conservatoriums, hat die Clavier-Etuden von J. Rosenhain, die durch Cherubini schon im Pariser Conservatorium eingeführt wurden, auch für das Brüsseler angenommen. . . . Ein unbekannter Componist, Namens Wolf, hat sich auf dem ersten Heft eines instruktiven Werks den Namen Wolfart — eines durch gute Arbeiten in diesem Fache bekannten Componisten — angeeignet oder aneignen lassen, um das Publikum durch bekannten Namensklang anzulocken. So sagt's die neue Zeitschrift für Musik. Wie soll man aber ein solches Verfahren nennen? . . . Eine musikalische Handlung in einer größeren Provinzialstadt erhielt wörtlich folgende Zuschrift: „Ich ersuche Ew. Wohlgeboren, mir keine Compositionen von Mozart, Beethoven, Mendelssohn-Bartholdy oder ähnliche Charteken zu schicken." . . . Für die Stelle des Direktors der Liedertafel und des Damengesang-Vereins in Mainz haben sich schon so viele Candidaten gemeldet (unter diesen bedeutende Familien-Väter), daß die Wahl darunter immer schwieriger wird. An Briefen, Compositionen und Zeugnissen liegen bereits ansehnliche Stöße im Bureau des Hrn. Präsidenten J. Schott. Im Ganzen dürfte es nicht leicht seyn, in die Fußtapfen Heinrich Esser's zu treten, welcher bei gediegenem Wissen, der Gabe Partituren wie Klavierauszüge zu lesen, und dem Studium der oratorischen Musik, bekanntlich auch ein tüchtiger Componist ist, und dabei durch sociale Eigenschaften sich die Liebe aller Mitglieder erworben hat. . . . Das Leipziger Conservatorium der Musik zählt folgende Männer als Lehrer an demselben: Felix Mendelssohn-Bartholdy, Moriz Hauptmann, Niels W. Gade, Ernst Fr. Richter, Ign. Moscheles, Louis Plaidy, Ernst Ferd. Wenzel, C. F. Becker, F. David, Moriz Klengel, Rudolph Sachse, Ferd. Böhme, Franz Brendel, Neumann. . . . Die Dichtungen von Ernst Stahl, Stud. jur. in Gießen, kürzlich bei G. D. Brühl daselbst erschienen, enthalten zahlreiche Stoffe für Componisten und Componirlustige. Sie zerfallen in zwei Abschnitte. Der erste enthält Reiselänge, Frühlingslieder, fliegende Blätter und ist rein lyrischen, der zweite: Nacht und Licht, ist gemischten romantischen Inhalts

Digitized by Google

und mehr für die durchzuführende Ballade geeignet. Scansion, Form und Länge scheinen gleichsam a priori für die musikalische Feder berechnet, und somit ist es Pflicht, solches Entgegenkommen anerkennend zu empfehlen. . . . Der Vorschlag F. Brendel's (in Nro. 1 der Leipziger neuen Zeitschrift für Musik) zu einer Versammlung deutscher Tonkünstler und Musikfreunde in Leipzig, scheint immer mehr Anklang zu finden. Nächstens ein Weiteres über diesen Gegenstand.

Mannichfaltigkeiten.

Ein pikanntes évènement du bal! — schreibt dem „Hamb. Corresp." ein berliner Correspondent — bildet augenblicklich das Thema der Conversation im Kreise unserer crême de la société. Der Gesandte einer europäischen Großmacht hatte die liebliche Cerrito zu einem Ball im Gesandtschafts-Hotel geladen, der von Personen höchsten Ranges besucht war. In einem Contretanz kam ein Fräulein v. C. der berühmten Ballettänzerin vis-à-vis zu stehen, und verließ plötzlich, sobald sie es bemerkte, mit einer Gebärde der Indignation ihren Tänzer und den Salon. Entsetzen folgte dieser großartigen That, und weniger aristokratisch gesinnte Damen eilten herbei, die Stelle des Fräul. v. C. einzunehmen und sich der berühmten Bajadere gegenüber zu stellen, die bekanntlich als Frau im bürgerlichen Leben des ehrenhaftesten Rufes sich erfreut. Fräul. v. C. hat nun allerdings einen kleinen faux pas gemacht, nicht die Tänzerin, sondern die Hospitalität des Gesandten brüsquirt; allein eine andere Frage ist: würde derselbe Gesandte, wenn er z. B. in London einen hochtorystischen Ball gäbe, eine berühmte Tänzerin dazu einladen? — Wenn er für solche Emancipation von der Etikette und Convenienz nur den Continent als passendes Terrain erachten sollte, so hat Fräul. v. C. keinen faux pas gemacht.

(Ulm, 10. März.) Dem heutigen „Beobachter" wird aus Horb vom 6. d. geschrieben, daß dort in diesen Tagen ein zweiter Frasch, Musikant Kitterer von Mühringen, gefänglich eingezogen worden sey. Derselbe stand schon längst in dem Geruche eines mächtigen Geisterbeschwörers, und es ist in der neuesten Zeit bekannt geworden, daß er in hiesiger Nähe demnächst einen Schatz von nicht weniger als 60 Millionen Gulden heben werde. Verschiedene Leute von hier und der Umgegend betheiligten sich nun durch Geldeinlagen bei diesem hoffnungsvollen Unternehmen und Kitterer soll auf diese Weise gegen 2000 Gulden von denselben erhoben haben. Madame Kitterer soll sich ebenfalls wegen Betheiligung bei dieser Geschichte im Arrest befinden.

(Chinesische Schauspieler und Tänzer in Europa.) Bald werden wir ein ächtes chinesisches Theater in Europa haben. Eine gewaltige Dschonke, eine kleine Noahsarche, hat am 6. Dezember in Hongkong die Anker gelichtet, um nach London eine Ladung chinesischer Spielereien und Seltenheiten aller Art zu bringen; zugleich befindet sich an Bord eine Schauspielertruppe nebst Tänzer- und Orchesterpersonale, um in London, Paris u. s. w. das tragische, komische und lyrische Theaterrepertoire des himmlischen Reichs aufzutischen. Ob diese Herren wohl auch nach Frankfurt kommen werden?

(Umgestaltung in der Pariser Tagespresse.) Schon seit längerer Zeit wußte jeder Einsichtige, daß über kurz oder lang die jetzige Menge der Pariser Blätter eingehen müßte und es endlich dahin kommen würde, daß nur noch vier bis fünf große Journale, als Organe der Regierung und der Parteien blieben, die dann auch bestehen könnten, ohne sich wesentlich auf Feuilleton-Romane und Annoncen stützen zu müssen. Das laufende Jahr scheint diese Vorhersagung bereits verwirklicht sehen zu wollen; es sind 55 Tage desselben verflossen und schon sind vier große Journale eingegangen, einer Menge kleinerer gar nicht zu gedenken. Die „Quotidienne" und das „Echo français" haben sich unter dem Titel: „Union monarchique" mit der „France" verschmolzen, die „Patrie" ist mit dem „Esprit public" vereinigt worden und die „Epoque" löst sich jetzt in der „Presse" auf. Der „Commerce", „Courrier français" und die „Democratie pacifique" dürften bald nachfolgen; außerdem hat die Regierung kurz vor Neujahr den „Messager" eingehen lassen. — Dagegen fangen wie in England die Revuen und Wochenschriften an, Wurzel zu fassen; die „Revue des deux mondes" und die „Revue nouvelle" haben ein großes und gewähltes Publikum, die „Revue independante" mit ihren radical-socialistischen Tendenzen hat ihre Leser und die legitimistische „Mode" ebenfalls ihr Publikum, besonders bei dem alten Landadel. Von den Wochenschriften geht die „Semaine" am besten, weniger Erfolg hat der „Dimanche", und die diplomatische Revue „Le Portefeuille" schleppt sich nur mühsam fort.

(Karlsruhe, 8. März.) Hiesigem Gemeinderath wurde gestern eröffnet, daß einstweilen ein Noththeater (Orangerie- oder Reiter-Caserne?) unverzüglich hergestellt, dann aber ein neues Theater auf anderm Platze — man nennt den Erbprinzen-Garten — nach demjenigen Plane ausgeführt werden soll, der als der beste erfunden werde, indem dazu eine allgemeine Concurrenz eröffnet und ein erklecklicher Preis dafür ausgesetzt werden solle. Die Angriffe gegen den ursprünglichen Bauplan Weinbrenner's geben dessen hiesigen dankbaren Schülern dermalen Anlaß, das wahre Sachverhältniß zu beleuchten, und vielleicht tragen diese Erörterungen dazu bei, daß die Frage überhaupt: wie den Gefahren der Theater — deren Dauer man gewöhnlich nur auf 40 Jahre berechnet — zu begegnen sey, einmal gründlich und zwar nicht Alles von Bau-, sondern auch von Theatertechnikern erörtert werde. Jedenfalls erfolgten die Angriffe gegen den verdienstvollen Weinbrenner, ohne seine Schrift über Theaterbau vor sich zu haben, welche den ursprünglichen Bauplan des hiesigen enthält.

(Oberr. Ztg.)

(Posen, 7. März.) Vor einigen Tagen haben zwei Menschen Mordthaten, die sie schon vor mehreren Jahren, jeder einzeln begangen, durchaus freiwillig und nur um den Gewissensbissen zu entgehen, eingestanden.

Die Deutsche Allg. Ztg. enthält einen ausführlichen Bericht über den dermaligen Bestand der Lutherstiftung, dem wir Folgendes entnehmen: Wenn durch so reichliche Unterstützung von vielen Seiten her die Stiftung nicht nur gegründet, sondern auch ihr Bestehen durch ein Gesammtvermögen, das am 31. Januar 1847 die Summe von 6566 Thlr. 25 Ngr. 5 Pf. betrug, gesichert worden ist, so hat dieselbe schon jetzt ihre Wirksamkeit mit der Herausgabe zweier Monographien Luthers: 1) „Ueber die Freiheit des Christenmenschen, mit einer Einleitung von Prof. Dr. Harleß" und 2) „An die Bürgermeister und Rathsherren allerlei Städte in deutschen Landen über die Errichtung christlicher Schulen, mit einer Einleitung vom Katecheten Dr. Schütz" beginnen können.

Man geht in London mit dem Plane um, den elektrischen Telegraphen durch die Hauptstraßen Londons nach allen Feuerlöschstationen anzulegen, und hofft durch die dadurch ermöglichte rasche Herbeirufung der Feuerlöschmannschaft aus allen Theilen der Stadt viel Eigenthum und Menschenleben zu retten.

(Wochenbl. f. d. Transp.-Wesen.)

Digitized by Google

Zwischen Konstantinopel und Adrianopel werden jetzt Eilwagenfahrten eingerichtet, bisher mußte man reiten. Eine Compagnie in Constantinopel hat von der Regierung auf zehn Jahre das Privilegium erhalten, regelmäßige Fahrten zwischen diesen Städten einzurichten. (Wochenbl. f. d. Transp.-Wesen.)

Aeußerst merkwürdig sind die Wirkungen der Penny-Post in England. Während unmittelbar vor Einführung der Penny-Briefpost 75,000,000 portozahlende Briefe durch die Posten des Landes befördert wurden, hat die Zahl solcher Briefe im vorigen Jahre 299,500,000, also das Vierfache jenes früheren Umlaufs betragen. In dem Postbezirk London allein werden jetzt so viele Briefe versendet, als unter dem alten System im ganzen vereinigten Königreich. Das sind die Folgen der Ermäßigung des Briefporto's!

Das erfinderischeste Geschöpf der Erde ist ohne allen Zweifel der Buchhändler. Da erscheint so eben in Leipzig ein Roman unter dem Titel: „Casanova oder Begebenheiten eines Weltmanns. Seitenstück zu Martin der Findling. Ein Roman von Eugen Sue." Unter diesem Sue-Titel wird das Buch schnell in die Leihbibliotheken-Lesewelt eingeschwärzt, ohne daß E. Sue selbst je daran gedacht hat, einen Roman „Casanova" zu schreiben. Diese Kunstgriffe werden nach und nach so gewöhnlich, daß es am Ende noch so weit kommen muß, daß neben unserer schönen Literatur noch eine eigene kritische Literatur einhergehen wird, die sich ausschließlich damit zu beschäftigen hat, ob die so eben zu Tage gekommene literarische Erscheinung auch wirklich ächt ist oder nicht. Unter allen Umständen aber sehen in Deutschland die Lumpensammler der schönsten Zukunft entgegen. (Stuttg. Beob.)

In einem Pariser Witzblatt wirft Jemand die Frage auf: „Wie kömmt's, daß, während alle Hazardspiele gesetzlich abgeschafft sind, die Ehe noch immer erlaubt ist?"

Korrespondenz.

Hamburg, 9. März.

Noch ein paar Wochen und das Regiment unserer jetzigen Theaterdirektoren, der Herren Mühling und Cornet ist zu Ende und die neue Combination Baison-Maurice beginnt. Die Stürme haben sich allmälich gelegt, die Polemik ist verstummt und das altdeutsche Sprüchwort: „Ende gut, Alles gut" findet sich am Ende auch bei der Mühling-Cornet'schen Direktion bewahrheitet. Das Publikum wird in der letzten Zeit durch wahre Riesenvorstellungen, die von 6 bis 11 Uhr dauern, übersättigt; eine Novität jagt die andere. Am 28. März wird nach Aufführung der Oper: „Nabuccadonosor" eine große Abschiedsfeierlichkeit statt finden; es wird an Triumphen und Ovationen, an Reden und Kränzen nicht fehlen und das Haus dann auf einige Zeit geschlossen werden. Gropius von Berlin besorgt die neue Decoration. Hr. Cornet bleibt übrigens bei uns in Hamburg, Hr. Mühling geht nach Berlin und dürfte wahrscheinlich gelegentlich die Direktion eines andern Theaters übernehmen. — Ueber die neuen Engagements ist viel gefabelt worden und da die Direktion die Sache geheim hält, ist hier den Vermuthungen ein weites Feld geöffnet. Ich beschränke mich daher für heute darauf, Ihnen Das, was ich von Wohlunterrichteten darüber in Erfahrung gebracht, mitzutheilen. Von den gegenwärtig angestellten Künstlern verlassen uns zu Ostern: Hr. Bräsin, Hr. Brüning, Hr. Lehr, Hr. Schneider, Hr. Würth und Hr. Wurda und die Damen: Malwina Erck, Jacques und einige Größen zweiten Ranges. Die Differenzen mit Fräul. Wilhelmi sind zur allgemeinen Freude glücklich beseitigt, und die mit Recht so beliebte Künsterin bleibt die unsrige. Wiederengagirt sind die Herren Bost, Fehringer, Gloy, von Gogh, Hesse, Kaps, Schäfer, die Damen Fehringer, Fischer, Lebrun, Schramm, wie auch fast durchgehends die Mitglieder des Chors und Orchesters. Von auswärtigen namhaften Künstlern sollen für die Oper die Tenoristen Diet, Knopp und Formes, der Bassist Dalle Aste von Wien, der Baritonist Clement und zwei neue Debutantinnen engazirt seyn. Das Schauspielpersonal wird durch die Herren Stolz (von Breslau) und Starke (von Wien), Fräul. Heyne (von Königsberg) und Fräul. Jahn (von Kassel) ergänzt werden. Als Charakterspieler und Intriguant wird Hr. Schwarzbach genannt. — Prutz wird in den nächsten Tagen schon erwartet und seine hiesige Thätigkeit mit Begründung eines dramaturgischen Blattes beginnen. — Am 6. März gab der erste Violinist an unserm Stadttheater, Hr. Hermann Ballin, ein Konzert im Apollosaal. Hr. Ballin eröffnete und beschloß dasselbe mit Vorträgen auf der Violine und wußte durch die innige und sinnige Weise, in der er sein Instrument behandelt, das Publikum zum lebhaftesten Beifall zu enthusiasmiren. Es liegt etwas eigenthümlich Elegisches in seinem Geigenspiele, eine Poesie und gewisse melancholische Schwärmerei, die zum Herzen dringt und mächtig ergreift. Der Konzertgeber hatte sich der Mitwirkung der Damen Leonoff, Herdt-Jazedé und Jacques, wie auch der Herren Wurda und Goltermann zu erfreuen. Der kleine siebenjährige Louis Brassin spielte zwei Etuden von Charles Mayer und ist gewiß eben so talentvoll, wie mancher schon in Kinderhöschen an Vaters Hand umherreisende Virtuose.

Bensheim, 11. März.

Die Nachricht der Didaskalia in Nro. 64 vom 5. März, daß sich hier schon blühende Kartoffeln vorfänden, hat hier und da viel Heiterkeit erregt; nur wissen Manche diese Mittheilung nicht gut zu deuten, indem ihnen weder von schwedischen Frühkartoffeln, noch von besonderen Treibhäusern hierzu dahier etwas bekannt ist und sind daher der Meinung, der humoristische Korrespondent hätte auf ein Manco von 125 Malter Kartoffeln — wie ein freilich nicht verbürgtes Gerücht dahier sich verlauten läßt — seinen Witzstachel losgelassen. Hoffentlich werden sich diese Kartoffeln, wenn sie wirklich verloren gegangen seyn sollen, wie im vorigen Jahre das alte Korn, auch wieder auffinden lassen!

Vom Rhein, 3. März.

Als jüngst Kunde erscholl, der Kölner Portraitmaler Rang sey mit seiner Gattin in höchst dürftigen Umständen gestorben und beide hätten ein unmündiges Kind hülflos zurückgelassen, reis'te der wahrhaft fromme Maler Deger aus Düsseldorf nach Köln; nicht einmal seinen höchst obscuren Kunstgenossen dem Namen nach kennend, führte er und seine Gattin die Waise nach ihrer Vaterstadt, dieselbe an Kindesstatt annehmend. Gehet hin und thut desgleichen.

Aus Rheinhessen, im März.

Die „Rheinische landwirthschaftliche Zeitschrift" von A. Mütler (Mainz 1847) enthält des Praktischen so viel, daß ich glaube, meinen Standesgenossen einen Dienst zu leisten, wenn ich darauf aufmerksam mache. Aus dem Artikel „Umschau" in Nro. 11 und 12, „Irland", worin die landwirthschaftlichen Zustände Irlands neuester Zeit besprochen werden, ist auch für Staatsmänner viel zum Heil Deutschlands zu lernen.

Ein Landwirth.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. März. Faust, Tragödie in 6 Abth., von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von Hrn. Chordirektor Baldenecker. (Gastrolle) Margarethe: Fräul. Schwelle, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Sonntag, 14. März. Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti. Alphonse: Hr. Basse.

Montag, 15. März. (Zum Vortheil der Fräul. Lindner und zum Erstenmale): Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Acten und einem Nachspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

---

redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 74. Montag, den 15. März 1847.

Das Feuer von Sanct-Gildas.

Nach dem Französischen des Herrn Pitre-Chevalier.

(Fortsetzung.)

Nachdem sich der Greis überzeugt hatte, daß die Laterne die gewünschte Wirkung hervorbrachte, lenkte er den zufriedenen Blick noch einmal den schwarzen Klippen des Vorgebirges zu und kehrte in seine Hütte zurück.

„Die englischen Schiffe haben nun in der Bucht von Pornis eine leichte Fahrt," murmelte er vor sich hin.

„Die englischen Schiffe?" erwiederte die Tochter, die jene Worte vernommen hatte, mit sichtbarer Unruhe.

„Ich führte diese nur an, weil sie unter den Fahrzeugen, die diese Gewässer besuchen, die größere Zahl bilden," entgegnete gleichgültig der Vater. „Daher ist auch das Feuer von Sanct-Gildas vorzugsweise auf sie berechnet, obschon es auch den andern Schiffen als Leitstern dienen soll."

„Als Leitstern dienen?" fragte das Mädchen, und schüttelte ungläubig das schöne Haupt. „Ich glaube eher, daß unser Feuer die Schiffe in's Verderben stürzen soll." Bei diesen Worten warf sie einen forschenden Blick auf ihren Vater.

„Mein Kind!" rief dieser, „was hat Dich auf diesen schrecklichen Gedanken gebracht?"

„Das Schicksal Yoans," antwortete die Gefragte ruhig.

Bei diesen Worten erbebte der Greis, und, seiner nicht mehr mächtig, brach er in ein dumpfes Wuthgebrüll aus.

„Ja, das Schicksal Yoans hat mich auf diesen Gedanken gebracht," fuhr Martha nach einigen Augenblicken fort. „Dazu Ihre Freude, wenn während der Nacht ein Unwetter heraufzieht . . . ., die große Anzahl von Schiffen, welche in diese gefahrvolle Gegend gerathen . . . ., das Stillschweigen, welches Sie mir über das Geheimniß von Petit-Noir auferlegt haben . . . . und dann — dann . . . ."

„Und dann?" frogte der Alte ungeduldig, den diese Zögerung mehr zu erschrecken schien, als das Gehörte.

„Und dann das, was man mir diesen Morgen im Dorfe Sanct-Marie gesagt hat," fügte das Mädchen hinzu, indem sie ihren ganzen Muth zusammen nahm.

„Das, was man Dir gesagt hat? Wie, es hätte Jemand über das Feuer von Sanct-Gildas mit Dir gesprochen?"

„So ist's, mein Vater . . . ."

„Nun! . . . ."

„Nun! . . . Eon, der Lootse, der mich liebt, ..., der mich zu seiner Frau begehrt . . . ."

„Nur weiter!"

„Eon hat mir, wie jeden Morgen, so auch heute, von seiner Liebe gesprochen, erklärte mir aber, daß ich mich nothwendig von Ihnen trennen müss', wenn ich seine Frau werden wolle. Jedermann in der Umgegend hält nämlich das Feuer von Sanct-Gildas für eine Erfindung des Teufels, durch welche er die Schiffe irre zu leiten sucht. Auch glaubt man, daß . . . . daß der böse Geist sich Ihrer bediene, um dieses Verderben bringende Feuer jeden Abend mit einer höllischen Fackel anzuzünden. Hätten Sie mir nicht untersagt, von Petit-Noir zu sprechen, so hätte ich ihn leicht enttäuschen können, da ich ja selbst das Feuer von Sanct-Gildas jeden Abend anzünden muß. So viel aber ist mir klar geworden, daß unser Licht in zehn Jahren auch nicht ein einziges Schiff gerettet hat, und so nahm ich mir dann vor, Ihnen heute Abend dieses Alles zu erzählen. Wenn wir Böses thäten, mein Vater, so würde uns der gute Gott ohne Zweifel dafür strafen . . . . und nie, nie würde ich dann vielleicht Eons Frau."

„Das ist Alles, was Du im Dorfe gehört hast?" fragte der Greis, den der offene Bericht seiner Tochter mit dem naiven Schlusse wieder etwas beruhigt hatte.

„Alles, mein Vater!" versicherte Martha.

„Nun wohlan, mein Kind, Du sollst Eons Frau werden, sobald er Dich begehrt und Du es wünschest. Sage ihm nur" — hier warf er einen verstohlenen Blick nach dem bewußten Eisenkästchen — „daß ich ihn morgen auf ein Stündchen in unserer Hütte zu sprechen wünsche, und bekümmere Dich nicht mehr darum, ob unser Feuer den Schiffen, die vorbeisegeln, Rettung oder Verderben bringt."

Indem der Greis so sprach, bemerkte er durch das Fenster ein Licht in der Bucht umher schwanken, welches von einem irre geleiteten Schiffe herrührte. „Petit-Noir hat seine Schuldigkeit gethan," sagte er zu sich selbst, und befohl seiner Tochter, sich schlafen zu legen, während er sich einen Platz in der Nähe des Herdes wählte.

Doch es dürfte jetzt wohl an der Zeit seyn, dem Leser einige Aufklärung über unsere beiden Einsiedler zu geben, und ihm zu sagen, was es mit dem Feuer von Sanct-Gildas und dem erwähnten Yoan eigentlich für eine Bewandtniß hatte.

Ungefähr fünfzehn Jahre vor dem Abende, an welchem sich der eben erzählte Auftritt ereignete, noch zur Zeit des Kaiserreichs und gegen das Ende der Kriege mit England, wohnte ein Fischer mit Frau und zwei Kindern auf der Küste Sanct-Marie. Hervé Pen-Fol, so nannte er sich, besaß die zu seinem Gewerbe erforderlichen Eigenschaften — Geschicklichkeit und Muth — in hohem Grade, und hatte sich ein hübsches Vermögen zu erwerben gewußt, so daß er für einen Mann seines Standes wohl reich genannt werden konnte. Leider wurde der sonst unbescholtene Mann von einer niedern Leidenschaft beherrscht, die jedoch durch eine Tugend einigermaßen in Schranken gehalten wurde. Er hing nämlich mit unbegränzter Liebe an seinem Golde und seinen Kindern, und unter diesen vorzugsweise an einigen Goldstücken, die er von einer Reise mit heimgebracht hatte, und an seinem Sohne Yoan, einem blondlockigen Knaben.

Digitized by Google

Als Pen-Fol eines Tages von Pornis zurück kehrte, wohin er gegangen war, um die in letzter Zeit ersparten Thaler in Napoleonsd'or umzuwechseln und dem geliebten Knaben ein Kreuz von Sanct-Yoes zu kaufen, fand er Frau und Tochter weinend bei den Trümmern seiner eingeäscherten Wohnung. Englische Seeräuber waren während seiner Abwesenheit an der Küste gelandet und hatten dem Unglücklichen von seinem ganzen Reichthum Nichts zurückgelassen, als seine Frau und seine Tochter.

„Yvan! — Meine Schätze!" riefen das Vaterherz und die Stimme des Geizes zugleich aus dem Munde des Beraubten.

Da zeigte die arme Frau in stummem Schmerze nach dem Meere, und mit einem lauten Schrei stürzte Pen-Fol bewußtlos zur Erde.

Seit diesem Augenblicke erfüllte nur ein Gedanke seine Seele: Rache den Engländern.

Frau und Tochter an der Hand, verließ er die noch rauchenden Trümmer seiner Wohnung und pilgerte dem Vorgebirge von Sanct-Gildas zu, auf dessen äußerster Spitze er die elende Hütte erbaute, in der wir ihn so eben wiedergefunden haben. Seine Frau erlag bald den körperlichen und geistigen Leiden, die jene schreckliche Katastrophe herbeiführte; er aber verfolgte seitdem seinen Racheplan nur um so eifriger.

Dieser Plan bestand darin, in finsteren, stürmischen Nächten die fremden Schiffe auf die gefährlichen Klippen von Sanct-Gildas zu locken, da diese Küste vorzugsweise von englischen Kauffahrteischiffern besucht wurde. Freilich fielen auch Schiffe anderer Nationen als Opfer seiner höllischen Künste, aber Pen-Fol, in seinem unauslöschlichen Hasse gegen die Engländer, würde sich nicht gescheut haben, die ganze Welt zu vernichten, um nur seine Feinde sicher zu zermalmen. Durch welche List er seinen Zweck zu erreichen suchte, ist dem Leser bereits bekannt. Die Laterne zwischen den Hörnern des hinkenden Stieres verbreitete ein fortwährend schwankendes Licht, welches, in einiger Entfernung gesehen, von einem durch die Wogen bald auf-, bald niederwärts bewegtem Schiffe aufzugehen schien. Verirrte sich nun ein Schiff während der Nacht in die Bucht von Pornis und folgte dem trügerischen Scheine, so gerieth es auf die Klippen längs der Küste und war unrettbar verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Der lange Gottlieb.

Auch Friedrich August, Churfürst von Sachsen und König von Polen, hatte dem Könige Friedrich I. von Preußen 24 Stück sächsische Riesen versprochen. Deshalb ergingen scharfe Ordre's an die Regiments-Kommandanten, alle Mannschaften in Sachsen auszuheben und nach Dresden zu senden, die mindestens $3^5/_{10}$ Ellen, als dem niedrigsten Maßstab, — lang wären, wo möglich aber auch noch längere aufzusuchen. Diejenigen Hauptleute, welche in ihren Kompagnien solche Riesen nicht hatten, bemühten sich wenigstens, unter den jungen Bauernburschen dergleichen seltene Gewächse aufzutreiben: denn jeder wollte seinen Eifer für die k. Ordonnanz an den Tag legen.

So schrieb denn auch ein Hauptmann Seyfried zu Chemnitz an seinen gnädigen Herrn Regimentskommandanten, daß er auf einer Reise nach Zwickau in dem Dorfe Lungwitz einen Bauernburschen auf dem Felde getroffen habe, der noch $^1/_{10}$ über die vorgeschriebene Länge hinausgewachsen sey, sich aber durchaus zu nichts verstehen wolle, und doch auch nicht füglich gezwungen werden könne, Dienste zu nehmen, da er der einzige Sohn einer hülflosen Wittwe sey, und dieser die Wirthschaft führe. Er habe zwar der Mutter dringende Vorstellungen gemacht und goldene Berge versprochen, allein das alte Weib heule und schreie wie besessen, wenn er nur ein Wort vom Soldatwerden ihres Sohnes spräche.

Der Oberst, Hans von Rausendorf, ein alter gutherziger Mann, schrieb dem Kapitän mit dürren Worten: „Seinen Brief, mein lieber Kapitän Seyfried, habe ich erhalten, und danke Ihm für gehabte Bereitwilligkeit von wegen des k. Befehls in Punkto der langen Mannschaften. Wenn aber der Kerl nicht will, und Mutter auch nicht will, so laß Er den Esel im Stall. Ich mag mir nicht Thränen und Seufzer aufladen wegen der Berliner Grenadiers-Garde. Es bleibt also dabei, der lange Kerl bleibt, wo er ist, so wie ich verbleibe Sein dienstwilliger Serviteur, der Oberste von Raxsendorf."

So schien die Sache abgethan, war es aber nicht. Der Oberste speis't bald darauf bei Hofe, und erzählte der Oberkammerherrin v. Lindau in seiner komisch trockenen Weise von dem langen Schlingel in Lungwitz, so daß sie nicht aus dem Lachen kam. Der König ward aufmerksam, und Rausendorf mußte die Geschichte wiederholen. — Friedrich August lachte auch, meinte aber doch: ob es nicht dennoch möglich sey, den Menschen zu erlangen, wenn ihm ein tüchtig Handgeld nebst Löhnungszuschuß geboten und der Mutter ein brauchbarer Knecht verschafft würde. — „Doch" — setzte der gutmüthige Monarch hinzu — „Gezwungenheit ist Gott leid. Laß Er das Ding, mein lieber Rausendorf. Mein Herr Bruder in Berlin wird ja auch ohne den langen Schlingel leben können, wenigstens eher als die alte Wittwe ohne ihren einzigen Sohn."

Rausendorf aber, dem des Königs Wunsch für Befehl galt, und der außerdem des festen Glaubens lebte, daß Soldatwerden kein Unglück sey, machte noch einen Versuch, den langen Lungwitzer für die Langen in Berlin zu erobern.

Unter dem Incognito eines Spitzenfabrikanten aus Raschau im Erzgebirge ritt er selbst nach Lungwitz, sprach dort unter irgend einem Vorwand bei der Mutter des langen Bengels ein, besprach sich liebreich mit ihr, tröstete sie über schlechte Zeiten, über ihre kümmerliche Lage, und gewann ihr Zutrauen. Unvermerkt lockte er ihr auch die Geschichte von dem Kapitän Seyfried und ihrem Sohne ab, gab ihr sehr recht, daß sie ihr einziges Kind nicht preisgeben wollte und schimpfte tüchtig mit auf den Hauptmann und noch mehr auf den Obersten Rausendorf, der jenen angetrieben habe, lange Leute für die brandenburger Soldaten zu schaffen.

Indeß kam der lange Gottlieb vom Felde. Der Oberst erschrak fast vor dem Riesen. Solche Länge war ihm noch nicht vorgekommen. Damit stieg zugleich sein Verlangen, ihn zu gewinnen.

„Mütterchen" — begann er, nachdem er Gottlieb begrüßt, und dieser wieder hinausgegangen war — „was für einen Schatz hast du in deinem wohlgewachsenen Sohn! Um den wäre es schade, wenn er unter die Soldaten sollte, den könnte ich dir bei Hofe kostbar anbringen; dann bliebe er für immer vom Soldatenrock frei."

„Bei Hofe?" schmunzelte die Alte — „möchte wohl wissen, was mein Gottlieb bei Hofe sollte, der träte ja dort alle die kleinen Leute todt."

„Sieh, Alte, ich habe einen Vetter, der ist Kammerdiener des Königs, und schreibt mir, der Herr brauche einen Heiduken, der aber gerade $3^5/_{10}$ Ellen lang seyn müßte, weil der verstorbene Heiduke, welcher mit seinem Kameraden den König in der Sänfte tragen mußte, grade so lang gewesen wäre, und beide Träger gleiche Länge haben müßten. Nun meine ich, deinem Gottlieb dürfte auch nicht ein Zoll an der Länge fehlen. Laßt doch sehen, wie viel er mißt."

Damit nahm der Oberst an dem eintretenden Gottlieb Maß. In demselben Augenblick aber trat auch zufällig ein Chemnitzer

Digitized by Google

Senator ein, der den Obersten kannte, und hier auf der Reise, wo er den Wagen zerbrochen hatte, einen Strick suchte.

„J, mein Herr Oberster! wie treffen wir hier zusammen?" — Rausendorf, in großer Verlegenheit, blinkte ihm zu, mit dem Bedeuten, daß er sich in der Person geirrt habe, aber die Alte bemerkte den geheimen Wink und fiel den beiden Herren wüthend in die Rede: sie sehe wohl, daß sie und ihr Gottlieb hier verkauft und verrathen seyen, aber sie würde sich ihren Sohn nicht nehmen lassen, und wenn alle Teufel als Spitzenfabrikanten in ihr Haus kämen. Der lange Gottlob begann ebenfalls ganz pflegmatisch: „Er mag mir auch der rechte Spitzenhändler seyn!"

Alle weiteren Unterhandlungen schienen für jetzt abgebrochen. Noch einmal versuchte Rausendorf mit Bitten und mit dem Vormalen glänzender Aussichten sein Ziel zu erreichen. Als aber Alles nichts half, verließ er die Alte mit den Worten: „Soll mich der Teufel holen, wenn du alte Hexe deinen langen Gottlieb nicht noch hergeben mußt! Einem Könige zu trotzen mit so einem Lümmel? Weib, du bist närrisch!"

Fort stürzte der Oberst, warf sich auf sein Pferd und ritt eilig davon. Doch die erste Hitze verrauchte, und statt nach Dresden zu reiten, zog er es vor, erst in Chemnitz die kältere Besonnenheit abzuwarten. — Acht Tage darauf hatte er Audienz beim Könige, um die letzten Vorfälle in Lungwitz vorzutragen. Friedrich August fand die Geschichte so ergötzlich, daß er dem Obersten auftrug, sie am folgenden Tage dem Herzog von Weißenfels bei Tafel zu erzählen. Während man noch darüber herzlich lachte, trat ein Page zum Könige heran, um ihm etwas ins Ohr zu sagen. Gleich darauf entfernte sich der Page schnell, öffnete die Thüren und herein trat plötzlich der lange Gottlieb mit seiner alten Mutter.

Gottlieb fuhr dem König tölpisch nach der Hand, um sie zu küssen, die Mutter fiel ihm zu Füßen und bat heulend und schreiend, ihren Gottlieb nicht gewaltsam von dem geängsteten Mutterherzen zu reißen. Als sie aber nicht weit vom Könige den Obersten Rausendorf entdeckte, vergaß sie alle Rücksichten, die sie der hohen Gesellschaft schuldig war, und brach in die gemeinsten Schimpfreden aus, die man aber vor dem schallenden Gelächter des Königs und seines ganzen Hofes gar nicht vernehmen konnte. Gottlieb war von dieser Scene ganz verdutzt, doch stieß er zum Oeftern seine Mutter an, ihrem losen Mund Zaum und Gebiß anzulegen.

Der König, ungemein ergötzt, ließ Beide in die Hofküche führen und dort tüchtig sättigen, worauf die Unglücklichen ihre Rückreise antreten wollten. Aber dem König hatte die außerordentliche Länge Gottliebs gefallen. Er bot ihm allen Ernstes den vakanten Heidukenposten und der Mutter eine hohe Pension an, was endlich Beide annahmen.

Der lange Gottlieb fühlte sich bei Hofe weit glücklicher als hinter'm Pfluge. Das müßige Leben und fette Essen mästete ihn. Er ward so dick, daß der König beschloß, ihn zum Kammertürken zu avanciren. Die türkische Tracht kleidete ihn und der König hatte ihn gern, weil er in seiner treuen Einfalt manchen Stoff zum Lachen gab. Auf seinen Reisen nach Warschau durfte er nie fehlen. Die polnischen Magnaten ergötzten sich an ihm, und man erzählte sich drollige Geschichten vom langen Gottlieb.

Unter andern war eines Tages große Tafel zu Warschau. Neugierige drängten sich so zahlreich heran, daß die geladenen Gäste kaum durch konnten. Der lange Gottlieb hatte seinen beständigen Posten am Eingang zum Speisesaal. Unter der andrängenden Menge schmachtete ein Hofschreiber, den der Dienst ins Tafelzimmer rief. Klein und schwächlich, vermochte er sich nicht durchzuarbeiten. Alsbald bemerkte ihn Gottlieb. Ohne eine Miene zu verziehen, langte er über alle Köpfe nach dem kleinen unscheinbaren Schreiber und hob ihn sanft und leicht wie eine Puppe über die umstehenden Zuschauer und Gardisten hinweg, um ihn wohlbehalten in den Saal zu setzen. Das Gelächter an der Tafel und vor der Thüre war so groß, daß die Kammermusik übertönt wurde.

Der lange Gottlieb — so hieß er in Dresden allgemein — lebte jedoch nicht lange. Müßiggang und gute Nahrung machten ihn so fett, daß er darin erstickte, nachdem er zuletzt so unbeholfen geworden war, daß er auch den Statistendienst nicht mehr verrichten konnte. Oft äußerte er: „Wenn ihn sein gnädigster König hinter'm Pflug gelassen hätte, so wäre aus dem langen Gottlieb auch ein alter Gottlieb geworden." *)

Seine letzten Stunden verlebte er auf einem Dorfe, wo ihn der König zur Kur einmiethen ließ. Dort starb er im 43sten Jahre. Auf seinen Wunsch ward seine Leiche nach Dresden gebracht. Er wollte als Kammertürke in der Nähe seines königlichen Herrn schlafen. Sein Leichenbegängniß verherrlichte die ganze Dienerschaft. Halb Dresden war auf den Beinen, um den langen Gottlieb begraben zu sehen. Ungeachtet der verdoppelten Trägerzahl wäre der Sarg beinahe niedergefallen. Seine alte Mutter überlebte ihn noch zwei Jahre. Ihre letzten Worte waren: „O hätte mein Gottlieb nie den Hof kennen gelernt, so drückte er mir die alten Augen zu." (Malten's Weltkunde.)

Mannichfaltigkeiten.

(Brackenheim, 11. März.) Der famose, gestern Mittag in der Gegend von Kleebronn erlegte Wolf ist heute den neugierigen Blicken des Publikums in dem Hofe des Oberamteigebäudes zur Schau gestellt. Forstwart Keppler von Kleebronn hat das Verdienst, dieses reißende Thier gestern Morgen eingekreis't zu haben, während Hr. Schultheiß Krauch von Kleebronn, sowie die k. Waldschützen Staib und Sorg es waren, welche dasselbe durch drei aufeinander folgende Schüsse, von denen keiner augenblicklich tödlich war, erlegt haben. Der Wolf ist männlichen Geschlechts, $2^1/_2$ Fuß hoch, 6—8 Jahre alt, sieht sehr wohlgenährt aus und wiegt 74 Pfd. (Ist bereits in Stuttgart im Gasthof zum Adler zu sehen.)

Nachdem der Violinvirtuose A. Simon, den wir in Frankfurt unlängst zu hören Gelegenheit hatten, in Amsterdam und im Haag mehrere Konzerte gegeben und sehr beifällige Aufnahme gefunden hat, ist demselben bei der ersten Violine des Orchesters im königl. Hoftheater im Haag ein vortheilhaftes Engagement angetragen worden, welches er mit dem 1. Juni d. J. antreten wird.

Korrespondenz.

Aus der Wetterau, im März.

Während auf der ganzen Route zwischen Friedberg und Gießen die Erdarbeiten der Main-Weserbahn längst schon in vollem Gange sich befinden, will immer noch nichts verlauten, bis wann jene der Strecke zwischen Frankfurt und Friedberg endlich einmal gleichfalls in Angriff genommen werden sollen. Früherem Vernehmen nach waren innerhalb der genannten Strecke die Entschädigungsverträge noch nicht allenthalben auf gütlichem Wege zu Stande gebracht worden, und gleichwohl wollte man, um spätere Prozesse zu verhüten, die Erdarbeiten in den fraglichen Strecken nicht ihren Anfang nehmen lassen, bevor alle desfallsigen Anstände gütlich ausgeglichen seyen. Dieses wäre wohl an und für sich ganz gut und löblich; aber, so fragt man doch billig hierbei: Werden

*) Eine beherzigenswerthe Lehre für manchen Arbeiter, der sein Schicksalslos oft mit Unrecht beklagt.

Digitized by Google

wohl Diejenigen, welche etwa übertriebene Forderungen stellten, von diesen abgehen, wenn sie merken, daß (wogegen das Expropriationsgesetz genugsame Vorkehrungen getroffen hat) ohne von diesen Gebrauch zu machen, gerade von ihrer Willkür der Angriff der Bahnarbeiten abhängig gemacht sey? Wird dieses nicht vielmehr noch sie in ihrem Vorhaben bestärken, bei ihren einmal gestellten Forderungen um so beharrlicher stehen zu bleiben? Und was würde hierbei am Ende anders übrig bleiben, als entweder zuletzt dennoch jenen — wenn auch übertriebenen — Forderungen nachzugeben, oder, nach langem fruchtlosem Zögern, ohne daß vorerst Alles in's Reine gebracht wurde, die fraglichen Arbeiten gleichwohl endlich beginnen zu lassen? — Am meisten zu beklagen ist hierbei, daß, während der dermalen fast ganz verdienstlosen Klasse der Taglöhner eine gerade jetzt doppelt erwünschte Gelegenheit zum Verdienste noch immer vorenthalten bleibt und diese je mehr und mehr, durch die Noth dazu getrieben, unerlaubten Erwerbshandlungen, wie z. B. dem Holzfrevel, sich hingibt, selbst auch die Staatskasse hierbei nur in Nachtheil geräth, indem dermalen die Arbeiter weit billiger zu haben sind, als dieses bei wieder begonnenen Feldarbeiten der Fall seyn wird. — Möchten Diejenigen, in deren Macht solches steht, nach Möglichkeit hier abhelfen; Diejenigen aber, welche bezüglich des hier angeregten Gegenstandes nähere Auskunft zu geben vermögen, solche recht bald in diesen viel gelesenen Blättern mittheilen.

Karlsruhe, 11. März.

Jetzt, nachdem die schmerzlichsten Jammertöne, die gerechten Wehklagen über den unheilvollen Karlsruher Theaterbrand zu verstummen beginnen, sey es uns vergönnt, eines Mannes zu gedenken, durch dessen kühne Entschlossenheit und Geistesgegenwart, die eigene Lebensgefahr nicht achtend, eine Anzahl Menschen dem schrecklichsten Untergang entrissen wurden. Nachdem es demselben durch große Körperkraft gelungen war, eine verschlossene Thüre aufzusprengen, rettete er die von Todesangst erstarrten und vom Rauch schon fast erstickten Menschen, indem er sie nach einander theils herausschleppte, theils zur schleunigsten Flucht antrieb. Einem derselben, dem Hautboisten Günther, rettete er zweimal das Leben, und dieser richtet an den wackeren Mann eine Danksagung für sich und für 35 mit ihm Geretteten, welche hier unten folgt. Dr. Reutlinger ist ein unbemittelter Mann mosaischer Confession; vielfache Geldbelohnungen waren ihm geboten worden, die er aber alle standhaft ausgeschlagen. Selbst das Geschenk eines neuen Kleides nahm er nur unter der Bedingung an, daß er den Betrag dafür binnen sechs Monaten zahlen dürfe.

Danksagung an Herrn Moritz Reutlinger dahier. Als bei dem schrecklichen Brande im Hoftheater die Zuschauer auf der dritten Gallerie, von den Flammen umringt und vom fürchterlichen Rauche fast erstickt, der gewöhnlichen Ausgangsthüre der dritten Gallerie zuströmten, da waren Sie es, Hr. Reutlinger, welcher uns, die wir dem gleichen Weg zueilten, durch Ihre Geistesgegenwart und muthige Entschlossenheit, vom sicheren, gräßlichen Flammentod errretteten. Sie waren es, Hr. Reutlinger, welcher uns der durch den Schrecken und die Todesangst hervorgerufenen Erstarrung durch den Hoffnungsruf: „Hier ist noch eine andere Thüre!" entrissen. Sie waren es, welcher die That den Worten folgen ließen, diese Thüre sprengten und uns 36 Unterzeichnete, und wohl noch viele Andere, dem Tode entrissen, dem so viele unserer Brüder und Schwestern an jenem Abend unterlagen. Mir, dem mitunterzeichneten Hautboisten Günther, haben Sie zweimal das Leben gerettet. Nachdem ich durch die von Ihnen erbrochene Thüre entkommen war, fiel ich auf der Treppe besinnungslos nieder und wäre verloren gewesen, hätten Sie mich nicht auf ihren Schultern aus dem brennenden Hause getragen. Erlauben Sie, Herr Reutlinger, daß wir öffentlich unseren tiefgefühlten, innigen Dank hiermit aussprechen, und glauben Sie unserer Versicherung, daß unsere Dankbarkeit nur mit unserem Leben aufhören wird." (Folgen 36 Unterschriften, worunter auch ein Dr. Wilhelm Strauß aus Frankfurt a. M.)

Kirchliche Musik und Literatur.

Nachstehende Werke sind bei B. Schott in Mainz erschienen: Eine lateinische Messe für gemischte Solostimmen mit Chor, Orchester und Pianoforte-Begleitung von Kalliwoda (Op. 137). Der Styl ist ernst und feierlich, ohne steif noch schwülstig zu seyn, und bei vortrefflicher Stimmführung nicht schwer vorzutragen. Der Name des Meisters bürgt für ein gediegenes Werk. — Das Gebet des Herrn in Liedern ist ein origineller Gedanke. Professor J. A. Zimmermann läßt das Vaterunser in 8 verschiedenartigen, von wechselnden Empfindungen bewegten Gedichten erscheinen, jedes selbstständig und doch alle ein Ganzes, einen Hymnus, bildend. In Tomaschek's musikalischer Behandlung werden die Originalworte von einem feierlichen dreistimmigen Chor introducirt und die sich daran knüpfenden Gedichte dann von einer Solostimme vorgetragen. In dem Schlußsatz aber: „Erlöse uns von allem Uebel" vereinigen sich die Stimmen zu einer solennen Cantate. Das ganze Werkchen, mit Clavierbegleitung nicht schwierig vorzutragen und in allem 18 Folioseiten groß, ist besonders Dilettanten-Vereinen zu empfehlen. — Die neue Bibliothek für Kirchenmusik, mehrstimmig mit Orgelbegleitung und von Janssen, Vogt und Duval herausgegeben, erscheint in Heften und hat den Zweck, einem sehr fühlbaren Mangel im Bereich der Kirchenmusik abzuhelfen, nämlich dem: in einem einfach erhabenen Styl zur religiösen Erbauung beizutragen. Dabei ist die Schwierigkeit des Vortrags nur mäßig. — Die Messe mit lateinischem und deutschem Text von Joh. J. H. Verhulst für 4 Solostimmen mit Chor ist ein großartig und künstlerisch durchgeführtes Werk, das die ganze Thätigkeit eines Künstler-Instituts in Anspruch nimmt, namentlich die Doppel-Chöre. Der Styl ist mehr hoch dramatisch, als streng kirchlich gehalten, ohne jedoch der oratorischen Weihe zu nahe zu treten, und manche Sätze, unter diesen das Agnus Dei, können als Meisterstücke gelten. Im Clavierauszug ist es 82 Folioseiten stark. — Eine höchst lehrreiche und streng wissenschaftliche Lectüre bietet uns J. C. B. Schmedik (Kaplan zu Bilk), indem er in seinem Werk: „R. A. Janssens wahre Grundregeln des gregorianischen Kirchengesangs" zu einer würdigen Ausführung des heiligen Gesanges beizutragen sucht und denselben auf seine wahren und ursprünglichen Grundregeln zurückführt. Nicht allein für den musikalischen Antiquar und Gelehrten ist dieses Werk von großem Nutzen; auch dem gebildeten und nach Kenntniß strebenden Musikfreund dürfte es von Interesse seyn, einen gründlichen Blick auf den Ursprung unserer gottesdienstlichen Musik zu werfen und zugleich das Verhältniß des damals üblichen Systems zu 4 Linien mit seinen viereckigen Noten zu unserem jetzigen System und das der damaligen diatonischen Tonart zu der unsrigen kennen zu lernen.

Frankfurt, 14. März.

Am Freitag Abend gegen 10 Uhr verstarb nach kurzem Krankenlager Dr. Philipp Friedrich Staudinger, Doctor der Medicin, außübender Arzt und Physicus extraordinarius, im noch nicht vollendeten 33. Jahre. Seinem vielseitigen Wissen und seiner gelehrten Ausbildung verdankte er seine frühzeitige Ernennung zum Physikus, seinem thätigen uneigennützigen Wirken dagegen und seinem stets liebevollen Benehmen gegen Jedermann, seiner Herzlichkeit und Biederkeit die Freundschaft, Liebe und wahre Verehrung, die ihm von allen Seiten zu Theil ward. Staudinger's Name wird nicht so bald verklungen seyn. (Fremdenbl.)

Geschichtliche Vorlesung.

Zwei und zwanzigste Vorlesung; Montag, 15., so wie auch Dienstag, 16. März: Noch einige Bemerkungen über berühmte Erfinder der Neuzeit. — Wichtige und interessante Begebenheiten und Personen der letztvergangenen Jahrzehnte.

Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14. März. Die Favorite, große Oper in 4 Abth. Musik von Donizetti. Alphonse: Hr. Basse.

Montag, 15. März. (Zum Vortheil der Fräul. Lindner und zum Erstenmale): Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Acten und einem Nachspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

---

redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 75. Dienstag, den 16. März 1847.

Das Feuer von Sanct-Gildas.

Nach dem Französischen des Herrn Pitre-Chevalier.

(Fortsetzung.)

Bereits seit fünfzehn Jahren hatte der ehemalige Fischer nun schon seine teuflische List erprobt, und zahllose Schiffe waren seiner Rache und seiner Habgier zum Opfer gefallen. Aber Pen-Fol war in beiden Leidenschaften unersättlich, und während er das Feuer seines Hasses mit dem Bewußtseyn der fürchterlichsten Wiedervergeltung zu kühlen suchte, bereicherte er mit den erbeuteten Schätzen sein eisernes Kästchen. Der Unwissenheit und dem Aberglauben der Bretagner verdankte er es, daß man in der ganzen Umgegend das Feuer von Sanct-Gildas dem Teufel zuschrieb. Der spät erwachte Argwohn seiner Tochter hatte doch einige Besorgniß in ihm erregt, und um seinen Racheplan fernerhin unbewacht verfolgen zu können, beschloß er, sie dem Lootsen Con zur Frau zu geben. Ja, er wollte sogar seinem geliebten Eisenkästchen einige Goldstücke zur Mitgift entnehmen.

Kehren wir jetzt wieder zu dem Greis an jenem verhängnißvollen Abende zurück.

Sich seinen finstern Gedanken hingebend, hatte er den größten Theil der Nacht wachend zugebracht, war aber endlich doch vom Schlafe überwältigt worden. Plötzlich wurde er von einem fürchterlichen Getöse geweckt; auch seine Tochter fuhr erschrocken von ihrem Lager auf. Mitten durch das Heulen des Sturmes und das Krachen des Donners vernahm man das durchdringende Angstgeschrei der Geschiterten. Selbst Petit-Noir ließ von Zeit zu Zeit ein dumpfes Brüllen des Entsetzens hören. Auf den Greis wirkten diese erschütternden Töne belebend, wie der Klang der Sturmglocke auf den empörten Haufen; die Tochter dagegen, obschon an derartige Auftritte gewöhnt, sah bleich wie eine Sterbende, und erbebte bei jedem Schlage des Ungewitters auf's neue.

„Wieder ein Schiffbruch!“ riefen Vater und Tochter zugleich, jedoch in sehr verschiedenem Tone.

„Ich muß nur sehen, ob es Engländer sind,“ sagte Pen-Fol zu sich selbst, und sein Gesicht nahm einen wahrhaft teuflischen Ausdruck an, so daß Martha zusammen schauderte, als sie bei'm Leuchten der Blitze die veränderten Züge ihres Vaters erblickte.

Er warf einen groben Kittel über seine Schultern, drückte den Hut tief in das Gesicht hinab, ergriff einen großen mit Eisen beschlagenen Stock und verließ die Hütte.

Es mochte wohl gegen drei Uhr des Morgens seyn. Das Dunkel der Nacht war für ein geübtes Auge schon nicht mehr ganz undurchdringlich; aber das Unwetter rasete noch in seiner vollen Wuth. Gespensterhaft entstiegen die dunkeln Ufer dem blendenden Schaume der sich an ihnen brechenden Wogen; unaufhörlich schleuderten die Blitze ihr bläulich weißes Licht in Schlangenlinien über den wolkenschweren Himmel. Etwa eine halbe Stunde weit entfernt von der Küste, war ein Schiff an den gefährlichsten Klippen des Vorgebirges gescheitert. So viel man bei dem Leuchten der Blitze erkennen konnte, war es schon gänzlich zertrümmert, und das verzweiflungsvolle Geschrei der Matrosen zeigte, daß die Mannschaft nur noch darauf bedacht war, das Leben zu retten. Pen-Fol erkannte bald an einzelnen Lauten, die mitten durch das verworrene Geschrei zu seinem geübten Ohre drangen, daß die Verunglückten Engländer waren. Bei dieser Entdeckung brach er in sein gewöhnliches Hohngelächter aus, verlöschte die Laterne an den Hörnern des Stieres und beschloß, den weitern Verlauf der schrecklichen Begebenheit im Finstern abzuwarten.

So brachte er wohl eine halbe Stunde in gespannter Erwartung zu; da erscholl plötzlich ein furchtbares Jammergeschrei und verkündete die völlige Vernichtung des Wracks. Einige Augenblicke später drangen nur noch einzelne Klagetöne der mit den Wellen Kämpfenden gegen das Ufer, und auch diese wurden schwächer und schwächer, bis sie zuletzt in dem Brausen der Wogen erstarben. Ein böses Geschick hatte die Unglücklichen gegen die spitzigen Klippen getrieben, wo sie unrettbar verloren waren.

Kaum graute der Morgen, so eilte Herré-Pen-Fol dem Strande zu, von dem sich das beruhigte Meer wieder zurückgezogen hatte. Mitten unter den vielen Trümmern, die seine Habgier reizten, stieß er auf einen Leichnam, der mit dem Gesichte dem Sande zugekehrt war. Selbst gegen den todten Feind noch mit einem gewissen Rachegefühl erfüllt, näherte er sich dem Unglücklichen, faßte ihn bei den langen blonden Haaren und sah ihm in das Antlitz. Als er ein jugendlich schönes Gesicht erblickte, das auf ein Alter von zwanzig Jahren schließen ließ, durchzuckte ihn unwillkürlich ein bisher noch nie empfundenes Gefühl des Mitleides.

„Armer junger Mann!“ seufzte er, „auch ich könnte einen Sohn in Deinem Alter haben.“

Doch eben diese Erinnerung an seinen Sohn erstickte bald wieder die sanftere Empfindung, die sie erst hervorgerufen hatte. Gefühllos schlug er mehrmals mit dem Stocke nach dem Leichnam, und fuhr dann mit Besichtigung der gestrandeten Sachen fort.

Aber kaum hatte er sich einige Schritte entfernt, so wandte er sich plötzlich erschrocken um. Der todtgeglaubte junge Mann hatte einen schwachen Laut von sich gegeben. In der That, er bewegte sich, als wolle er versuchen aufzustehen.

„Er ist nicht todt!“ rief der Greis, und stürzte gegen das unschuldige Opfer seiner Rache. „Nein! nein! er lebt! . . . . er öffnet die Augen! . . . . Martha! Martha! komm geschwind,“ rief er aus allen Kräften nach der Hütte zu.

Das Andenken an Yoan hatte diesmal sein Mitleid erregt, während es ihn gewöhnlich zur Erbitterung reizte. Die Hoffnung, den jungen Seemann noch zu retten, durchdrang seine Seele und bewegte wunderbar sein Herz.

In wenigen Augenblicken war Martha herbeigeeilt, und mit

Digitized by Google

ihrer Hülfe trug Pen-Fol den in's Leben zurückkehrenden Körper in seine Hütte.

„Gott sey gelobt!" dachte das junge Mädchen bei sich, indem sie den Greis mit ihren Hülfeleistungen unterstützte; „mein Vater kann unmöglich den Tod der Schiffbrüchigen wollen, da er sich dieses Unglücklichen so mitleidig annimmt. Nun werde ich dem Lootsen auch sagen, daß es sich mit dem Feuer von Sanct-Gildas anders verhält, als man im Dorfe glaubt."

(Schluß folgt.)

Der Nationalverein für deutsche Auswanderung und Colonisation, insbesondere für das Großherzogth. Hessen.

Darmstadt, 12. März.

In diesen Blättern wurde die Gründung des genannten Vereines schon mehrmals besprochen und hierbei namentlich hervorgehoben, daß der Umfang seines Wirkungskreises durch die Majorität des für den Entwurf der Statuten bestandenen provisorischen Ausschusses weit zweckmäßiger angegeben worden sey, als durch die Minorität desselben, welche bei der neulich stattgefundenen Generalversammlung zwar von einigen Seiten lebhafte Unterstützung fand, indessen bei der Abstimmung unterlag.

Bei der anerkannten hohen Wichtigkeit des Gegenstandes dürfte es von allgemeinem Interesse seyn, auch die Ansichten jener Minorität und einige in jener Versammlung vorgebrachte Bedenken gegen mehrere Bestimmungen der Statuten näher zu beleuchten.

Nach den Statuten soll der Verein auch den Transport der Auswanderer besorgen und zur Ansiedelung geeignete Ländereien ankaufen. Für diese Ausdehnung der Thätigkeit des Vereins wurde namentlich geltend gemacht, daß die Auswanderer nicht bloß mit Rath, sondern auch mit That zu unterstützen seyen und letzteres am zweckmäßigsten unter andern auch dadurch bewerkstelligt werde, daß die Auswanderer vor allzu hohen Forderungen der Rheder und Landeigenthümer sowie deren Agenten geschützt würden, dies aber nur dann vollständig geschehen könne, wenn der Verein an deren Stelle träte, indem er den Transport so billig als möglich übernehme und in den Besitz von Ländereien zur Ansiedelung sich setze.

Von der Minorität des provisorischen Ausschusses wurde zwar anerkannt, daß es allerdings auch Aufgabe des Vereines sey, die Auswanderer gegen übertriebene Forderung der Rheder und Ländereieigenthümer möglichst zu schützen, wurde jedoch die Zweckmäßigkeit der angegebenen Mittel bestritten und zwar aus folgenden Gründen:

Kaufmännische Unternehmungen, zu welcher Kategorie die Besorgung des Transportes und Erwerbung der Ländereien gehören, werden, insofern Privatkräfte hierzu ausreichen, nach bekannter Erfahrung, mit weit mehr Erfolg von Privaten, als von Gesellschaften betrieben, was aber in erhöhtem Maße dann der Fall ist, wenn das Feld der kaufmännischen Thätigkeit von dem Sitze des Gesellschaftsorganes so weit entfernt ist, wie bei dem Transport der Auswanderer und dem Ankauf von Ländereien in anderen Welttheilen. Ueberdies reiht sich der Verein durch Uebernahme dieser Geschäfte in die Klasse der Rheder und Ländereien-Speculanten, und sollte er auch deren Concurrenz bestehen können, was indessen nach obigem Satze zu bezweifeln seyn dürfte, so hat er dann zweierlei Interesse zu wahren, nämlich dasjenige des Kaufmannes, wenigstens in so weit, um sich vor Verlusten zu sichern, und sein Hauptinteresse, die Auswanderung, nach bester Einsicht zu leiten.

Wie leicht können aber beide Interesse mit einander in Widerspruch gerathen! Ist es nicht möglich, daß die neue Concurrenz des Vereines die Preise so herabdrückt, daß, durch das Anbieten wohlfeileren Transportes, dieser um so schlechter, das Loos der Auswanderer um so trauriger wird. In welcher Verlegenheit würde der Verein sich ferner befinden, wenn, nach immerhin vortheilhaft abgeschlossenem Ankaufe von Ländereien, zu seiner Kenntniß käme, daß andere, vielleicht günstiger gelegene Ländereien durch die Auswanderer billiger zu haben seyen als die seinigen.

Der Verein läßt durch die Uebernahme der kaufmännischen Geschäfte seinen höheren unparteiischen Standpunkt; er wird selbst Partei.

Nach der Ansicht der Minorität dürfte der Verein, ohne Verrückung seines Standpunktes und ohne Uebernahme riskanter Geschäfte, den angegebenen Zweck in noch höherem Maße erreichen können, wenn er jene Geschäfte nur vermittelt. Dies wird ohne Schwierigkeit geschehen können, indem der Verein mit soliden Rhedern und, nöthigen Falles auch mit Ländereieigenthümern, Verbindungen anknüpft und den Auswanderern empfiehlt, die für günstig erkannten Verträge durch seine Vermittlung abzuschließen. Die Rheder und Ländereibesitzer werden, in der Hoffnung auf großartige Geschäfte, die Gunst des Vereins durch vortheilhafte Bedingungen zu erwerben und durch reellen Vollzug derselben sich zu erhalten suchen. Jene Unternehmer, welche seither nur den einzelnen, ihre Hülfe nicht wieder in Anspruch nehmenden Auswanderern gegenüber standen, treten nun dem Vereine gegenüber, dessen Vertrauen durch gute Behandlung der einzelnen Auswanderer zu erhalten in ihrem Interesse liegt. Wie der Angehörige einer großen Nation auch in den entferntesten Ländern als Glied jener Nation vor mancherlei Unbill sicher ist, so wird auch jedem einzelnen Angehörigen des Auswanderungsvereines, welcher mit dem Vereine durch Agenten in Verbindung bleibt, die schützende Macht des Vereines zur Seite stehen.

Man hat mehrfach hören müssen, ohne daß der Verein den Transport selbst besorge und Ländereien ankaufe, sey er unpraktisch; nicht der Rath, die That werde verlangt. Man scheint hierbei die Minorität ganz mißverstanden zu haben. Nicht bloß Rath soll der Verein ertheilen; das Feld seiner Thätigkeit ist, ohne Speculation in Ländereien und Uebernahme des Transportes, noch ein sehr großes. Seine Thätigkeit soll sich nur nicht Geschäften und Unternehmungen zuwenden, welche seine Kräfte übersteigen, sogar ihn mit seinem Zwecke in Widerspruch bringen.

Als Einnahmequellen des Vereines sind, außer den von den Auswanderern zu ersetzenden Kosten, auch unverzinsliche Actien von 5 fl., jährliche ständige Beiträge der Mitglieder, zu erwartende Zuschüsse des Staates und Geschenke aufgeführt. Neben letzteren Einnahmen dürften Actien nicht wohl bestehen können. Denn Actien berechtigen, nach dem sonst gebräuchlichen Begriffe des Wortes, zum Antheil an einem etwa zu machenden Gewinne. Es ist aber in den Statuten nirgends angegeben und möchte auch im voraus nicht angegeben werden können, in welchem Maße die Actieninhaber an einem, vielleicht zum großen Theil nicht durch die Actien, sondern durch die erwähnten andern Mittel erzielten Gewinne Theil zu nehmen haben.

Dem die Verwaltung besorgenden Vorstande wurde, durch Beschluß der Generalversammlung, ein Ausschuß beigefügt, welcher jenen controliren soll, jedoch ohne Eingriff in dessen Verwaltung. Diese sicher nur zu billigende Einrichtung wurde denn auch von den Mitgliedern des provisorischen Ausschusses mit Bereitwilligkeit aufgenommen.

Dagegen erklärte man damit sich nicht einverstanden, daß die große Zahl von fünfzehn Vorstandsmitgliedern dem regen Geschäftsbetriebe, namentlich bei größerem Umfange der Arbeiten, sehr hinderlich, es vielmehr zweckmäßig sey, den, von dem Ausschusse überwachten Vorstande nur aus etwa sieben Mitgliedern

Digitized by Google

bestehen und einzelne Geschäftszweige durch Unterbeamte versehen zu lassen.

Möge der Verein, dessen Wichtigkeit von allen Seiten anerkannt wird, nie in Irrgänge sich verlieren, sondern das vorgesteckte Ziel stets nur auf praktischem Wege verfolgen und seine schöne aber schwierige Aufgabe genügend lösen!

Mannichfaltigkeiten.

Der am 10. März d. J. abgelaufene und bis jetzt dreijährige Termin der Theater-Tantième wird abermals auf drei weitere Jahre verlängert werden. Wir erfahren aus einer Korrespondenz der Allg. Ztg., daß das k. Theater in Berlin im abgelaufenen Triennium für Tantième 6672 Thaler, also durchschnittlich in jedem Jahre 2224 Thlr. verausgabt hat, wozu indessen noch in den drei Jahren 2063 Thlr. Honorar ein- für allemal oder auf jedes Jahr 687$^2/_3$ Thlr. kamen. Im Ganzen haben also die königlichen Bühnen in jedem Jahre durchschnittlich 2911$^2/_3$ Thlr. für Honorare an Dichter und Componisten gezahlt. Diese Summe erscheint indessen nur klein gegen diejenige, welche von den Pariser Bühnen an die Dichter und Componisten entrichtet werden. In Berlin hat bis jetzt Gutzkow für das „Urbild des Tartüffe" 1100 Thlr. bezogen, und Madame Birch-Pfeiffer erhielt für ihre „Marquise von Villette" im Laufe von 2$^1/_2$ Jahren 1200 Thlr. Auch andere Stücke derselben, und besonders „Eine Familie" haben so günstige Erfolge gehabt, daß die ihr zukommende Berliner Tantième so viel betrug, als die für die übrigen Dichter und Componisten insgesammt. Die einzige größere deutsche Oper, die mit nachhaltiger Wirkung während des Triennium der Tantièmen auf die Berliner Bühne gekommen, war Meyerbeer's „Feldlager in Schlesien". So undramatisch und werthlos das Textbuch zum Feldlager seyn soll, so erhielt doch der Verfasser desselben bis jetzt eine Tantième von 900 Thlr.; ein in dieser Art ganz unerhörter Fall, und eine über alle Gebühr glänzende Belohnung. Meyerbeer hat auf seinen Antheil der Tantième, wie bekannt, verzichtet.

(Karlsruhe, 11. März.) Es möchte für das größere Publikum nicht uninteressant seyn, eines Falles zu erwähnen, der sich heute hier in einem Laden ereignet hat, durch welchen leicht ein Brandunglück hätte entstehen können, ohne daß irgend einem Menschen auch nur entfernt eine Schuld beigemessen werden konnte. In dem Laden nämlich war man gewöhnt, bei Sonnenschein ein Glas mit Goldfischen ans Fenster zu setzen, ohne dabei an eine Gefahr zu denken. Wenn ich nun bemerke, daß ungeachtet einer Kälte von 7 Grad in der Frühe, gegen 10 Uhr Morgens die Kraft der Sonne so stark war, daß durch das Fenster- und Fischglas das hinter demselben gelegene Papier (mit Oblaten zur Fütterung der Goldfische) und eine dabei liegende wollene Storschnur sich der Art entzündeten, daß sogar der Fenstertisch anbrannte und der Rauch durch das geschlossene innere Ladenfenster bis in's Nebenzimmer drang, so stelle ich die Frage: was würde eine etwaige Untersuchung für ein Resultat gehabt haben, wenn dieser Fall sich ereignet hätte, wo Niemand zu Hause gewesen und das weitere Umsichgreifen des Feuers hätte entdecken können? Gewiß hätte das ganze Ladenfenster gebrannt und das Feuer sich auch weiteren Gegenständen im Laden mitgetheilt, ohne daß man auf die wirkliche Ursache gekommen wäre. Daß dieser Sachverhalt der Wahrheit getreu, kann jetzt noch an Ort und Stelle ersehen werden.

(Ins (im Kanton Bern) 2. März.) So unwahrscheinlich es auch klingen mag, so scheint es dennoch nach medizinischem Ausspruche Thatsache zu seyn, daß hier, in Ins, eine Frau Witmer, Mutter von sechs Kindern, wovon sie das jüngste noch säugte, des Hungertodes starb. Heute Morgen fand man sie als Leiche in ihrem Bette. Ihr Ehemann, Daniel Witmer, von Trub, ein übelbeleumdetes, liederliches Individuum, war nach Gemeindsbeschluß in seine Heimathgemeinde gewiesen, und ihm der Genuß des Mußhafens versagt, eine Maßnahme, durch die in dieser herben Zeit die unschuldige und unbescholtene Familie desselben hart leiden mußte und dem Schicksale preisgegeben war.

Das englische Witzblatt, der Punch, enthält gegenwärtig folgende interessante Darstellung: In einem Zwiegespräch bittet ein „irischer Gutsherr" den John Bull um ein Almosen, weil er schon so lange mit seiner Familie keine Schildkrötsuppe gegessen habe. John Bull fühlt sich gerührt, und sagt: „Armer Barsche! Da habt Ihr eine Kleinigkeit, es ist alles, was ich bei mir habe. (Er giebt ihm 10 Millionen.) Aber merkt wohl, ich schenk's Euch nicht; es ist eine Schuld . . ." Irischer Gutsherr (das Geld einsteckend): „Und mög' Euer Ehren so lange leben, bis ich sie zurückbezahle."

Die Oberfläche des Straßenpflasters in Paris beträgt nach den neuesten Kataster-Erhebungen: 3,321,000 Quadrat-Metres, wovon 1,083,000 Metres vom Staat und 2,230,000 von der Commune zu unterhalten sind. Die Unterhaltung dieses Pflasters kostet große Summen, und wird immer mehr kosten, da die Menge des öffentlichen Fuhrwerks stets wächst. Gegenwärtig soll es 80,000 Wagen in Paris geben; — der Charivari meint, es sey zu verwundern, daß man bei dieser Wagenmenge noch Fußgänger in den Straßen finde. (Wochenbl. f. d. Transp.)

Die Natur liebt bei aller Stetigkeit der Gesetze doch den Wechsel in den Wirkungen. Schon die Bauernregel sagt: Was ein Jahr das Theuerste, wird im nächsten das Wohlfeilste. Sehen wir bis jetzt Aecker und Wiesen von reichlichem Schnee bedeckt und dadurch vor Wild und Hut geschützt, und bedenken wir, daß auf den Aeckern, die im vorigen Jahre keine oder nur eine kleine Erndte lieferten, die Tragkraft gespart und aufgehoben worden ist, so dürfen wir mit Recht hoffen, daß Menschen und Thiere ein fruchtbares Jahr vor sich haben. (Dorfz.)

Die neue Oper von Verdi: „Die zwei Toscani" werden in der italienischen Oper in Paris mit großem Beifall gegeben. Verdi ist jetzt der Mann des Tages, nachdem Bellini gestorben, Rossini und Donizetti nichts mehr produziren und auch Meyerbeer feiert. Die Pariser musikalischen Blätter wollen mit Bestimmtheit wissen, daß Jenny Lind auf dem Theater der Academie royale de musique demnächst eine Reihe Gastrollen geben werde.

Korrespondenz.

Stuttgart, 13. März.

Auf letzter Schranne sind die Früchte wieder etwas Weniges im Preise zurückgegangen. An die Armen und Unbemittelten hiesiger Stadt werden wöchentlich 10,000 dreipfündige Laib Brod zu ermäßigten Preisen, zu $^2/_3$ des Taxpreises, abgegeben. Ein Vorschlag, von einem neu eingetretenen Stadtrath gemacht, wie die Preise herabgedrückt oder wenigstens weiteres Steigen verhindert werden könnte, ist vom Stadtraths-Kollegium als unausführbar verworfen worden. — Die schöne weibliche Giraffe, welche hier ihre Winterquartiere aufgeschlagen hatte, ist von dem Besitzer, der sie mit großen Kosten selbst aus Nubien hierher gebracht und für Petersburg bestimmt hatte, unvorsichtigerweise bei noch zweifelhaftem Wetter weiter transportirt, in Mannheim aber von Krämpfen befallen worden und verendet. Sie soll den Besitzer bereits auf mehr als 8000 fl. zu stehen kommen und mußte jetzt an das Heidelberger Naturaliencabinet für 500 fl. verkauft werden. Das hiesige hatte nur 250 fl.

Digitized by Google

geboten. — Ein hiesiges Blatt meldet, daß der k. Eisenbahn-Direktion ein Plan vorliege, wornach der Cannstatter Bahnhof mit dem Neckarhafen mittelst einer durch die Stadt führenden Eisenbahn verbunden werden soll, zur Erleichterung des Güterverkehrs und dem engeren Aneinanderschluß von Schifffahrt und Eisenbahn; es wird dadurch eine Verbindung des Neckars mit der Donau auf kürzestem Wege hergestellt, so wie einmal unsere Aipbahn bis Ulm ausgebaut ist. — Kücken's neueste Oper: „der Prälendent" soll in etwa acht Tagen hier zur Aufführung kommen, und zwar ist es unser berühmter Baritonist Pischek, der solche zu seinem Benefiz gewählt hat. Gegenwärtig gastirt hier Mad. Grabowsky vom k. Hoftheater zu Berlin mit ziemlichem Beifall im Conversationsstück, wogegen sie als Johanna in Schiller's Jungfrau gänzlich durchgefallen ist.

Weimar, 11. März.

Zunächst bitte ich, in der gestrigen Didaskalia zu berichtigen, daß die wissenschaftlichen Vorträge im hiesigen Stadthaussaale nicht alle Tage, sondern nur alle 14 Tage stattfinden. Wo sollte in unserm Weimar auch ein solcher Ueberfluß von Wissenschaftlichkeit herkommen, daß wir alle Tage damit überströmt würden! Der Umstand, daß Ihr Setzer die Zahl 14 ausgelassen hat, hat unsere ganze Stadt in Allarm versetzt. — Die Hoffeste zum 16. Febr., dem Geburtstage unserer Großherzogin kais. Hoh., mußten ausgesetzt bleiben bis zu ihrer völligen Wiederherstellung von einem vorübergehenden Unwohlseyn. Vorgestern erst hat der Festball bei Hofe nachgeholt werden können. Nach dem Ball war großes Souper. Zu den Festlichkeiten war der Herzog von Coburg-Gotha nebst Gemahlin und der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen eingetroffen; auch fehlte es nicht an militärischen Gästen aus dem nahen Erfurt. Die beabsichtigte Geburtstagsoper: „die Musketiere der Königin" hat noch nicht gegeben werden können, weil beim Singpersonal Hindernisse eintraten. Von einer Veränderung in der Theaterintendanz ist es wieder still. Es möchte auch schwer werden, die Energie des bisherigen Intendanten zu ersetzen. — Wir hatten heute Morgen 12 Grad Kälte. Volle Holzremisen leeren sich. Was thun aber die Armen, die kein Holz haben? Es wäre gut, wenn die allzu strengen Vorschriften des Gesetzes über den Forstschutz gemildert und den untersten Klassen der Bevölkerung bei der überhandnehmenden Holztheuerung und Holznoth eine billige Erleichterung und Nachsicht gegönnt würde.

Aus der Provinz Starkenburg, 7. März.

Dem Hrn. Einsender eines Artikels im Frankfurter Journal: „Aus Oberhessen, 2. März", worin die Beanspruchung einer Theuerungszulage von Seiten der Staatsdiener so sehr angefochten wird, möge Folgendes als Erwiderung dienen: Ob Ihre erste Voraussetzung, daß die Beamten im Verhältnisse zu ihrem Dienste genügend besoldet werden, eine richtige ist, wollen wir hier unerörtert lassen; so viel aber steht fest, daß, wären die Preise der Lebensmittel immer so hoch als jetzt, dann würden namentlich die Subalterndiener unmöglich ferner bestehen können; denn sie müssen in der jetzt bedrängten Zeit entweder ihr etwaiges Vermögen zusetzen, oder Schulden machen. Als Beispiel wollen wir hier die Besoldungsverhältnisse nur einiger Klassen von Staatsdienern anführen. Unsere Förster und Forstschützen beziehen, wenigstens sehr viele, eine Besoldung von 120 fl.; ein Feldwebel hat täglich 21 kr. Löhnung. Man denke sich nun diese Männer mit Familie. Wir haben eine Masse von Lehrern, die jährlich eine Einnahme von 135 fl. haben. Währenddem nun, um auf den zweiten Punkt Ihres Artikels zu kommen, der Bauer einen sehr hohen Preis für seine Früchte löst, der Handwerker eine höhere Forderung seiner gelieferten Arbeiten fordern darf, der Taglöhner mehr Taglohn in Anspruch nimmt, der Bettler auf Unterstützung von Seiten seiner Gemeinde hoffen darf — währenddessen bleibt die geringe Einnahme der oben bemerkten Personen dieselbe, und vergleichen Sie einmal die Ausgaben, die der Familienvater jetzt zu machen sich genöthigt sieht! Wenn Sie übrigens davon sprechen, daß den Unterthanen, welche ohnehin die Steuern zu tragen haben, gegenüber die Forderung einer Theuerungszulage als eine unbillige Begünstigung erscheine, so sey Ihnen bemerkt, daß bei Unglücksfällen, Mißernten u. s. w. ein Steuererlaß von Seiten der Staatsregierung gerade keine ungewöhnliche Erscheinung ist, und ist für einen Mann, der Familie, aber kaum eine Besoldung von 100 Thlrn. hat, die jetzige Theuerung kein Unglück? Sie scheinen auch der Meinung zu seyn, daß die Theurung auf dem Lande weniger fühlbar sich herausstelle, als in Städten. Darin irren Sie aber sehr; es sey Ihnen vielmehr hier die festeste Versicherung, daß die Noth auf dem Lande einen Grad erreicht hat, von dem die meisten Städter keine Ahndung haben. Ich kenne viele Familien (aber keine Bettelsfamilien), welche in zehn Tagen kein Brod gesehen haben. — Wenn ich Sie nicht mißverstanden habe, so behaupten Sie, daß gerade die höheren Beamten, welche also eine Besoldung von wenigstens 1000 fl. haben, bei Vermögenslosigkeit und starker Familie die erste Berücksichtigung finden müßten. Diese Behauptung möchte aber wohl darin ihre Widerlegung finden, daß man bei 1000 und mehr Gulden wohl in der Zeit etwas erübrigen könne, um es in der Noth zu haben; aber wovon soll der verheirathete Unteroffizier, der Förster, der Schullehrer u. s. w. etwas zurücklegen, auch wenn es noch so wohlfeil ist? — Es ist daher aus diesen und andern Gründen, welche sich noch geltend machen lassen, zu erwarten, daß Anforderungen für die erwähnten Zulagen nicht zurückgewiesen werden.

Mainz, 10. März.

Endlich stellt sich die Wahrscheinlichkeit fest, daß auch unsere Stadt bis zum nächsten Herbst des schon zu lange entbehrten Gaslichtes, sowohl zur öffentlichen, als zur Privatbeleuchtung sich erfreuen werde. Nachdem das von dem Chemiker Hrn. Franz Bernagand erfundene Patentgas als den höheren Anforderungen nicht ganz entsprechend sich erwiesen hatte, nachdem die von dem Brunnenmeister Hrn. David Stumpf im Namen einer ausländischen Gesellschaft gestellten Anträge, hinsichtlich der Erleuchtung durch Kohlengas, sich in Betracht des Leuchtstoffquantums als zu kostspielig herausgestellt, vereinigen sich jetzt die meisten practischen Ansichten über die Vorzüglichkeit des von dem Gemeinderath Hrn. Karl Friedrich Deninger in Vorschlag gebrachten Thrangases. Aus der mit dem letztern, dem Kohlengas gegenüber, angestellten Probe hat sich nämlich ergeben, daß das Thrangas fast doppelt so viel Leuchtstoff enthält, als das gewöhnliche Steinkohlengas. Unser Gemeinderath wird demnächst zu entscheiden haben, ob und unter welchen Bedingungen der Gebrauch des Thrangases zur öffentlichen Beleuchtung unserer Stadt einzuführen sey.

Frankfurt, 15. März.

Der erst vor einigen Monaten dahier in's Leben getretene Johannes-Gesangverein, der sich hauptsächlich die Pflege des kirchlichen Liedes zur Aufgabe gestellt hat, um bei den gottesdienstlichen Versammlungen der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde mitwirken zu können, gab am 13. d. im Saale des Königs von Preußen seine erste öffentliche Production vor dem gewählten Kreise der Ehrenmitglieder und Gönner des Vereins, unter denen man den Vorstand der deutsch-katholischen Gemeinde und mehrere der angesehensten hiesigen Bürger erblickte. Diese erste öffentliche Probe fiel, zieht man das kurze Bestehen des Vereins in Betracht, sehr günstig aus und legte ein schönes Zeugniß von dem Fleiß der Mitglieder sowohl, als von dem regen Eifer und der Sachkenntniß des Dirigenten Hrn. Musiklehrers Friedel ab. Nicht allein im Fache des Kirchengesangs, sondern auch im heitern Liede wurde Anerkennenswerthes geleistet, so daß man dieser Sängervereinigung das günstigste Prognostikon für die Zukunft stellen kann, besonders wenn sie unter der umsichtigen Leitung Hrn. Friedel's sich fortwährend mit gleicher Liebe der gestellten Aufgabe widmet. Der in naher Aussicht stehende Wiederbeginn des Sonntagsgottesdienstes der Deutschkatholiken wird dem Verein bald Gelegenheit geben, seine erlangte Kunstfertigkeit practisch anzuwenden, was gewiß von allgemeinem Beifall begleitet seyn wird.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. März. (Zum Vortheil der Fräul. Lindner und zum Erstenmale): Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Akten und einem Nachspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 16. März. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., von Fr. Kind, Musik von C. M. v. Weber. (Gastrollen) Agathe: Frau Krüger-Bildstein. Aennchen: Fräul. Langhainz, vom großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt.

Mittwoch, 17. März. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube.

---

redacteur: J. L. Hitler. — Druck und Verlag von Hitler und Kohn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 76. Mittwoch, den 17. März 1847.

Das Feuer von Sanct-Gildas.

Nach dem Französischen des Herrn Pitre-Chevalier.

(Schluß.)

Als der junge Seemann einige Zeit in der Nähe des wärmenden Herdes zugebracht hatte, gewann er das völlige Bewußtseyn wieder. Das Nothwendigste war jetzt, die durchnäßten Kleidungsstücke mit trockenen zu vertauschen, und bereitwillig holte Pen-Fol zu diesem Zwecke das Beste herbei, was er besaß. Als er darauf den jungen Mann entkleiden half, gewahrte er mit Entsetzen in der rechten Seite des Unglücklichen eine breite, tiefe Wunde, aus der, wie es schien, durch die lange Berührung mit dem salzigen Seewasser, eine Blutvergießung nach den innern Theilen erfolgt war. Der alte Fischer sah nur zu gut ein, daß die Verwundung an einer spitzigen Klippe erfolgt seyn mußte, und zum erstenmale wich der so tief eingewurzelte Haß in ihm dem Gefühle der Reue.

Der Schiffbrüchige erzählte, wie er in der Todesangst eine aus dem Wasser ragende Felsenspitze umklammert und bald darauf die Besinnung verloren habe. Als ihn Pen-Fol am Strande fand, war er wahrscheinlich vor kurzem durch die Wogen auf den Sand gerollt worden. Ungeachtet Vater und Tochter ihm alle mögliche Sorgfalt angedeihen ließen, fühlte er die wenigen wieder errungenen Kräfte doch aufs neue schwinden, und im Vorgefühle seines nahen Endes wandte er sich mit folgenden Worten an seine Retter.

„Meine Freunde, ich sehe wohl, daß Ihr mich nicht mehr dem Tode zu entreißen vermöget; aber ich segne Euch, weil Ihr mich wenigstens auf Augenblicke dem Leben wiedergegeben habt, so daß es mir vergönnt ist, meinen letzten Willen in Eure Hände zu legen."

Der Greis und seine Tochter näherten sich in andächtiger Stimmung dem sterbenden jungen Manne, und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit jedem der nachfolgenden Worte, die gebrochen seinen Lippen entströmten.

„Ich bin nicht Engländer von Geburt, meine Freunde," begann er, „obgleich ich Matrose auf einem englischen Schiffe war. Frankreich ist mein Vaterland; in der Bretagne wurde ich geboren."

„In der Bretagne!" unterbrach ihn Pen-Fol; „aber in welcher Gegend?"

„Das ist mir unbekannt. Ich verlebte meine erste Kindheit auf einer Küste, welche dieser hier glich; aber ich habe sie so frühzeitig verlassen, daß selbst ihr Name meinem Gedächtnisse entfallen ist. Von englischen Seeleuten erzogen, wuchs ich auf dem Schiffe heran, durchkreuzte alle Meere Europa's und Amerika's, und verlebte meine letzten Jahre in Westindien, wo ich mir ein kleines Vermögen gesammelt habe. Einen Theil davon trage ich in Goldstücken bei mir, und Ihr findet diese in dem so eben abgelegten Kleide verborgen. Ich beabsichtigte bei dieser Reise nach Frankreich, wo möglich meinen alten Vater aufzufinden, der wahrscheinlich in größter Dürftigkeit lebt, und dessen letzte Tage durch meine Ersparnisse vielleicht versüßt worden wären."

„Wie nennt sich Euer Vater?" fragte Pen-Fol, bei dem diese Mittheilungen fürchterliche Erinnerungen wach gerufen hatten.

„Sein Name ist mir unbekannt," antwortete traurig der Unglückliche; „ich glaube, ich habe ihn nie gewußt, denn ich war ja noch so jung, als ich von ihm getrennt wurde."

„Was führte aber diese frühe Trennung herbei?"

„Eine Feuersbrunst, so viel ich mich erinnere."

„Eine Feuersbrunst?" wiederholten Vater und Tochter, und sahen sich verwundert an.

Der Gedanke an eine fürchterliche Möglichkeit trat vor die Seele des alten Fischers, und seine Blicke richteten sich mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes wieder auf das unschuldige Opfer seiner Rache.

„Das ist Alles," fuhr der Sterbende mit erlöschender Stimme fort, „was ich Euch über meine Herkunft zu sagen weiß. Nähere Umstände, die dazu beitragen könnten, meine Familie auszufinden, vermag ich nicht anzugeben .... Doch, da fällt mir noch bei," fügte er nach einigen Augenblicken mit sichtbarer Anstrengung hinzu, „daß ich längere Zeit ein kleines bleiernes Kreuz auf der Brust getragen habe, dessen Ursprung ich nicht kenne, und das wahrscheinlich noch von meinem Vater herrührt. Auch dieses findet Ihr in meinen Kleidern ...."

„Ein Kreuz von Sanct-Yves!" rief Pen-Fol, nachdem er es aufgefunden hatte; „ein Kreuz wie jenes, welches ich meinem armen Yoan einst kaufte."

„Yoan!" wiederholte der junge Mann verwundert. „Yoan wurde auch ich genannt ... Ja, ich erinnere mich deutlich ... man nannte mich Yoan-le-Blond."

„Yoan-le-Blond!" riefen Martha und Pen-Fol in höchster Aufregung zugleich, und stürzten mit den Worten: „Mein Bruder! mein Sohn!" an die Brust des Wiedergefundenen.

„Großer Gott!" stammelte der Sterbende. „Ihr wäret meine Schwester und Ihr mein Vater?"

„Ja, Dein unglücklicher Vater," entgegnete der Greis außer Fassung; „Dein Vater, dem Du fluchen kannst, weil er Dich getödtet hat."

Dies sagend, stürzte er zu Boden und vermochte nur noch wenige unzusammenhängende Worte hervorzubringen, die jedoch hinreichten, um seine Kinder über die fürchterliche Rache aufzuklären, die er so lange Zeit geübt hatte, und die er jetzt so schwer büßte.

Eine Viertelstunde später hatten Yoan und Pen-Fol geendet. Martha verließ bald darauf diesen Ort des Schreckens, um nie wieder dahin zurückzukehren. Sie flüchtete zu Con, der sie zur

Digitized by Google

Frau nahm, und erzählte dieſem das Entſtehen und die gräßlichen Folgen des Feuers von Sanct-Gildas.

In wenigen Wochen war die traurige Begebenheit in der ganzen Umgegend bekannt, und noch jetzt bildet ſie den gewöhnlichen Stoff des Geſprächs bei den Lootſen, wenn ſie bei ſtürmiſchem Wetter das gefahrvolle Vorgebirge umſegeln.

Verein zum Schutze der Thiere.

(Frankfurt a. M.) Am 4. Febr. 1847 hatte eine Generalverſammlung des hieſigen „Vereines zum Schutze der Thiere" Statt, in welcher der gegenwärtige Präſident deſſelben, Hr. Pfarrer Freſenius, nachſtehende Eröffnungsrede hielt:

Hochzuverehrende Anweſende!

Zu den mannigfaltigen Erſcheinungen der Neuzeit, welche als erfreuliche Fortſchritte zur Anbahnung des Beſſerwerdens ſocialer Zuſtände zu betrachten ſind, gehört unläugbar auch die Gründung von Vereinen zum Schutze der Thiere, und wie mißliebig, ja wie herb auch über dieſelben noch immer und von gar mancher Seite her geurtheilt werden möge, es unterliegt gleichwohl keinem Zweifel, daß die gegen die Zweckmäßigkeit fraglicher Inſtitution ankämpfende Einſprache, weil nur auf vorgefaßter Anſicht oder der Eingenommenheit wider alles Neue beruhend, unſchwer zu widerlegen ſey. Je zahlreicher aber bis jetzt noch die gegneriſchen Reihen erſcheinen, um ſo mehr wird es Pflicht aller Freunde der Milde und insbeſondere der Barmherzigkeit gegen die vernunftloſe aber mit Empfindung begabte Schöpfung, ſich der Vertheidigungsgründe wider die Angriffe der Oppoſition klar bewußt zu werden, damit ſie vorkommenden Falles den ſo gut gemeinten Beſtrebungen zur Verhütung empörender Thierquälerei erfolglich das Wort zu reden vermögen. Erlauben Sie mir demnach, Verehrteſte, die, als Genoſſen des hieſigen Vereines zum Schutze der Thiere, Namens des zeitigen Ausſchuſſes, hochachtungsvoll zu begrüßen und herzlich willkommen zu heißen ich unverfehle, daß ich den Ihnen zu erſtattenden Jahresbericht mit einem Verſuche der Abwehr der gewöhnlichſten Bekrittelungen ſolcher Einigungen, wie die unſrige, zu bevorworten mir geſtatten dürfe!

Dreierlei iſt es, was in der Regel gegen den Beſtand von Vereinen zum Schutze der Thiere vorgebracht wird; man ſagt nämlich, ſie ſeien entbehrlich, nutzlos und anſtößig. Wohlan, prüfen wir einen jeden dieſer Vorwürfe genauer und mit pflichtlicher Unparteilichkeit!

Anlangend den erſten, ſo wird gefragt: „Aber, wozu denn dergleichen Vereine? Iſt nicht ihr Auftauchen eine offenbare Anmaßlichkeit in jedem wohlgeordneten Staate? Verſäumen etwa die obrigkeitlichen Behörden die Erfüllung ihrer Obliegenheiten, oder bedarf vielleicht die polizeiliche Autorität eines Kreiſes von Gehülfen aus dem Mittel des Bürgerthumes zu dem ſpeciellen Zwecke der Obhut über die Thiere? Wer dürfte ſich erdreiſten, als Genoſſe eines gut organiſirten Gemeinweſens, ſolcherlei Fragen in einer Weiſe zu löſen, welche nur den leiſeſten Zweifel an tüchtiger Wirkſamkeit von Seiten der berufenen Wahrer des Geſetzes in ſich ſchlöſſe, und iſt dieſe Gebahrung der Wächter des öffentlichen Wohles nicht zu bemakeln, ſo ergibt ſich daraus von ſelbſt, es ſeien alle Verbindungen zum Schutze der Thiere (und namentlich in unſerem geliebten Geſammt-Vaterlande) reinhin entbehrlich!"

„Nicht minder aber auch nutzlos ſind dieſelben", fügt ergänzend ein anderer Sprecher hinzu. „Oder wie, es dürfte irgend ein noch ſo eifriges Mitglied jener Vereine ſich erdreiſten, zu behaupten, daß durch dieſelben eine weſentliche und nachhaltige Umgeſtaltung in der Behandlung und Wartung der Thiere angebaut oder erzielt worden ſey? O, mit Nichten! Bei dem Alten iſt Alles geblieben, und wenn auch hin und wieder einmal ein hochgeſtellter und einflußreicher Gönner des ſo geheißenen Schutzes der Thiere in ſeiner Umgebung es durchgeſetzt haben mag, daß ihm zu Gefallen ein paar unbedeutende Abänderungen in dem Verfahren gegen Zug- oder Schlachtvieh bewerkſtelligt worden, was will denn Das ſagen, was iſt Das im Vergleiche zu der Unmaſſe althergebrachter Gewohnheiten, die (und wären dieſelben auch wirklich recht grelle Uebelſtände) doch kein Menſch mehr verdrängt, keine Beſtrebung mehr abſtellt. Mohren weiß waſchen wollen, war von jeher, wie Danaiden-Arbeit, ſo baare Lächerlichkeit, und hat ſich irgend eines Stoffes aus der Tagesgeſchichte mit vollem Rechte die Satyre, ihn zu geißeln, bemächtigt, ſo hat ſie es in Bezug auf die alſo betitelte Anti-Thierquälerei!"

„Mir aus der Seele geſprochen!" beſtätiget beifällig ein Dritter. „Einſchreiten ſollte man, und mit unerbittlicher Strenge, gegen dieſen hinter ſüßklingende Phraſen ſich verſteckenden Unfug, der um ſo anſtößiger iſt in unſeren Tagen einer weithin verbreiteten Bedrängniß, je kühner behauptet werden darf, daß er einen Theil der Unterſtützung abſorbire, welche den ſo zahlreichen Armen gebührt. Habt Ihr Geld im Ueberfluſſe, ihr Vorkämpfer für Thierfreundlichkeit, wohlan, ſo konſtituirt Euch zu einem Vereine gegen die noch ſo ſchroff ſich geberdende Menſchenquälerei, oder ſchickt Euer Scherflein den Verbrüderungen zur Abſchaffung des Sklaventhums, oder erhöhet Eure Beiträge an milde Stiftungen, damit Ihr, ſo Viel an Euch iſt, dem ſtets wachſenden Proletariat entgegenarbeitet; — dann ſäet Ihr zeitgemäß in die Furchen der Gegenwart, dann gewinnet Ihr Euch die öffentliche Meinung, dann ſchaffet Ihr dauernden Segen! Verletzenderes aber, als Eure Beſtrebungen zu Gunſten der Thiere, kann nicht gedacht werden in dieſer (wer weiß, wann und wie noch endenden) Periode einer ſtets zunehmenden Verarmung Eurer Brüder und Eurer Schweſtern!"

Alſo die Gegner unſeres Wollens, Verehrteſte, — nur noch weit heftiger, weit leidenſchaftlicher und läugnen läßt ſich nicht, es liege etwas Einſchüchterndes in ihrer Sprache, alſo, daß Muth dazu gehört, ihnen zu erwiedern. Dennoch wollen wir es verſuchen, und zwar in der ſchlichteſten Weiſe, durch kurze und einfache Auseinanderſetzung der anſpruchloſen Weſenheit unſerer Vereine zum Schutze der Thiere. Nicht beabſichtigen dieſelben nur im mindeſten, ſich eindrängen zu wollen in das anerkennungswürdige Walten der Staatshäupter oder öffentlicher Beamten, nicht buhlen ſie darum, den Behörden ſich zu aſſimiliren; nur geräuſchlos durch Belehrung und Ermahnung mannigfaltige Thierquälerei zu verhüten, nur durch Verwendung und gewinnende Rede dieſen und jenen Mißſtand zu entfernen, oder (ſo Das nicht gelänge) durch geeignete Vorſtellung das Einſchreiten der Obrigkeiten zur Beſeitigung offenbarer Vergehen wider die Pflicht der Menſchlichkeit gegen Thiere zu veranlaſſen und zu erwirken, nur Das erkennen ſie als ihre Aufgabe, nur darin ſuchen und finden ſie ihren Beruf. Nicht blähen ſie ſich mit dem übermüthigen Wahne, durch ihre Vorſchläge und ihre etwaigen Maßnahmen verjährte Unſtatthaftigkeiten auf einmal und für immer verſcheuchen, den Bequemlichkeitsſchlendrian bannen und hergebrachte Härten und Rohheiten urplötzlich hinauskämpfen zu können, ſondern — dem Tropfen gleich, der den Stein aushöhlet, durch Gewalt nicht, nur durch öfteres Fallen — ſuchen ſie durch unermüdliche Wiederholung ihrer Bitten, durch Erneuerung der Begründung ihrer Anſichten, durch fortgeſetzte Hinweiſung auf bewährte Erfahrungen zu entwilden, für Annahme und Einführung des erprobten Beſſeren zu ſtimmen, und durch Entwöhnung des heranwachſenden Geſchlechtes von manchem Zeitvertreibe grauſamer Eigenthümlichkeit der Bildung zu echter und werkthätiger Humanität wenigſtens einigen Vorſchub zu leiſten. Nicht von Ferne kommt es ihnen bei, irgend einem Beginnen zum Beſten unſerer Gattung und namentlich des ärmeren Volkes nur im mindeſten hemmend oder ſchmälernd den Weg zu vertreten, und es tragen alle ihre Einladungen an die zur Lei-

Digitized by Google

stung einer kleinen Gabe annoch befähigten Genossen des Socialverbandes zum Anschlusse an ihr Schaffen das unverkennbare Gepräge sachgemäßer Bescheidenheit, die Niemanden durch zudringliche Ueberredung zu werben, Niemanden zu belästigen sich jemals vermißt; nur freiwillig Hinzutretende sind ihnen willkommen, und ihre einzige Freude und ihr ganzer Stolz beruhet lediglich darin, mittels besonnener Verausgabung des Ertrags ihrer Habe die Zahl der Gerechten, die ihres Viehes sich erbarmen, nach aller Möglichkeit zu vermehren. Solch eines stillen, aber gewiß nicht völlig unersprießlichen Wirkens im Dienste der Pflicht sich bewußt und abhold aller Ostentation, schreiten sie, ob auch langsam, doch getrost vorwärts auf der erkohrenen Bahn, und den Pfeilen des Hohnes und dem Geifer des Uebelwollens setzen sie Nichts entgegen, als gelassenes Dulden, dem Stärkung und Erhebung das Dichterwort reichet: „Die schlechtsten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen!"

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Basel, 13. März.) Freitag Abend, den 12. März, von 7 bis halb 8 Uhr, wurde von vielen aber unbewaffneten Augen am südlichen Himmel unter dem Sternbilde Orion ein merkwürdiges Phänomen beobachtet. Es war ein heller Lichtschein, einem Cometen ähnlich, dessen Schweif nach dem Zenith emporragte; erst schien derselbe einen Kern zu haben, später erschien derselbe zerflossen, unten breiter, oben in eine ruthenförmige Spitze verlaufend. Auffallend war dabei, daß die an einer Stelle des Himmels beharrende Erscheinung, manchmal helle und röthlich aufglühte mit der Farbe des Nordlichts, dann wieder mehr in ein gelbliches und unbestimmteres Licht zerfloß und alsdann auch kleiner erschien. Auch das umgebende leichte Gewölke strahlte einigermaßen diese Helle wieder. In der Nähe des Phänomens waren die heller leuchtenden Sterne sichtbar. Der Lichtschein mochte in den heller strahlenden Momenten etwa 6 bis 8 Mondsdurchmesser hoch erscheinen.

Unter dem Titel: „Amerikanische Erfahrungen" ist in der Verlagshandlung zu Belle-Vue bei Constanz unlängst ein neues Werk über Auswanderung nach den amerikanischen Freistaaten erschienen, welches das auswanderungslustige Publikum interessiren dürfte. Der Verfasser, Hr. Friedrich Bulpius, gibt in demselben eine ausführliche und wie er sagt getreue Schilderung der amerikanischen Zustände, wie er sie während eines achtjährigen Aufenthaltes daselbst zu beobachten Gelegenheit fand. Trotz der Unzahl von Büchern über Auswanderung, mit welchen unsere Tagesliteratur wahrhaft überschwemmt ist, dürfte doch auch das gegenwärtige als kein überflüssiges erscheinen, da es nicht nur viel Neues, sondern auch viel Beachtungswerthes enthält.

(William Clowes — todt.) Der berühmte Londoner Buchdrucker William Clowes ist am Abend des 26. Jänner d. J. nach einem kurzen Krankenlager gestorben. Er war der Eigenthümer der größten Druckerei in Europa, die vollkommen einer Stadt gleicht, und am südlichen Ufer der Themse liegt. Aus seiner Offizin ging zum erstenmale im Jahre 1828 der „Spectator" hervor, der denn auch folgende interessante Notizen über den Verstorbenen giebt: William Clowes war der Schöpfer seines eigenen Glücks; er kam vor etwa vierzig Jahren nach London, nachdem er seine Lehrzeit bei einem Buchdrucker in seiner Vaterstadt Chichester überstanden hatte. In einem kleinen Style begann er bald darauf ein eigenes Geschäft, und durch unermüdeten Fleiß und Ausdauer trat er nach und nach in achtbare Verbindungen. Er gehörte mit zu den Ersten, welche vor etwa 25 Jahren erkannten, daß der Buchdruckerkunst durch Einführung der Schnellpressen eine neue Aera eröffnet werde, und seine Maschinen zu Northumberland-Court waren die ersten, welche für den Bücherdruck angewendet wurden. Die Forderung nach wohlfeiler Literatur, als deren außerordentliches Beispiel das „Pfennig-Magazin" galt, gab der Energie William Clowes einen neuen Impuls, und in Folge großer Arbeiten für Rechnung der Regierung gründete er nach und nach die kolossale Buchdruckerei, die so oft beschrieben und gerühmt worden ist, wohin nur englische Blätter drangen. Sein Geschäft von einem so kleinen Anfange zu solcher Höhe empor zu schwingen, erforderte die Anstrengung eines nicht gewöhnlichen Mannes. Clowes strebte nicht nach der Ehre, ein gelehrter Buchdrucker zu seyn, aber er besaß im höchsten Grade die Fähigkeit, ein Geschäft zu organisiren, und führte in vielen Fällen auch Unternehmungen aus, die wahrhaft bewundernswürdig sind. In einer Woche eine halbe Million Seiten zu drucken, in derselben Zeit tausend Folioseiten Parlamentsberichte setzen und drucken zu lassen, und in 16 oder 17 Tagen den „Nautischen Almanach", der 5 bis 600 Seiten mit Figuren enthält, zu vollenden, ohne daß auch nur ein einziger Fehler vorgekommen wäre, gehören unter die erwähnten Wunder der Offizin von Clowes. Die Arbeiten dieses Mannes werden immerdar eng verknüpft seyn mit der intellectuellen Entwickelung und beharrlichen Energie, welche die hervorragenden Kennzeichen unserer Zeit sind, und sein Verlust wird von einem zahlreichen Kreise von Freunden, denen er durch seinen liebenswürdigen und edlen Charakter theuer war, tief betrauert werden.

(Anwendung des Schwefeläthers bei Entbindungen. — Erlangen, 10. März.) Gestern Nachmittag wurde in der hiesigen Entbindungsanstalt an einer Gebärenden, nachdem dieselbe durch Einathmen von Schwefeläther nach Verlauf von 4 Minuten in vollkommen bewußtlosen Zustand gebracht war, eine äußerst schwierige Zangenoperation mit Erhaltung des Lebens des Kindes vollführt, ohne daß die Entbundene sich des ganzen Vorganges irgend bewußt geworden wäre oder während der Operation den geringsten Schmerz geäußert hätte.

(Potsdam, 3. März.) Se. Maj. der König hat nunmehr beschlossen, daß auf dem Pfingstberge ein Lustschloß gebaut werde, das 85 Fuß hoch werden soll, und also eine herrliche Aussicht in die Umgegend darbieten wird.

Korrespondenz.

Elberfeld, 1. März.

In der Arnold'schen Musikalien-Handlung ist in diesen Tagen die „deutsche Volksliederhalle", eine Sammlung deutscher Volkslieder in fortlaufenden Heften, und zwar das erste und zweite erschienen, welche in ihrer Bearbeitung, wie in ihrer Ausstattung Alles übertreffen, was bisher in diesem Fache geleistet worden. Die Lieder sind von Wilhelm von Waldbrühl (Zuccalmaglio) gesammelt und geschichtet, von Musikdirektor Rietz für vierstimmigen Männergesang eingerichtet. Unter dem bereits Erschienenen findet sich manches Bekannte, aber auch viel Neues, überraschend Schönes, das nach dem innern Bau beweiset, daß es von Sachkennern richtig aufgeschrieben worden. Die Bearbeitung hat sich immer genau an die Weise, genau an den im Liede waltenden Geist angeschlossen, ist durchaus foemrichtig und kunstgerecht, kann mit jedem ähnlichen Werke in die Schranken treten, so daß jeder Liederfreund den Wunsch aussprechen muß, schon von dem Componisten den gesammten deutschen Volksliederschatz bearbeitet zu besitzen. Was die Worte betrifft, so ist jedesmal ein abgerundetes gutgewähltes Ganze gegeben, ohne sich in Varianten und Lesearten zu verlieren. Die Ausstattung von Seiten des Verlegers ist äußerst zweckmäßig und neben der Billigkeit glänzend. Die Partitur ist in zwei Linien sehr lesbar gestochen, daß sie dem Klavierspieler bequem vorliegt. Die Einzelstimmen sind dagegen mit vollständiger Wortunterlage sauber gedruckt und zwar mit deutschen Buchstaben

Digitized by Google

unterdruckt, sowohl sehr lesbar, wie in einem bequemen Formate. Der Preis eines Heftes beträgt 15 Sgr. Das Werk ist für größere Gesangvereine um so zweckmäßiger eingerichtet, als man durch die Buchhandlung eine beliebige Anzahl von Einzelstimmen sehr billig zu der Partitur beziehen kann, daß man dergestalt jeder lästigen Schreiberei durchaus überhoben wird. Möge dem Werke die volle Anerkennung werden! Möge der deutsche Volksgesang in dieser Bearbeitung sich überall verbreiten, und mögen die Perlen, welche verborgen ruhten, nun bald in diesen Kränzen in den Festhallen des deutschen Volkes erschimmern.

Weimar, 9. März.

Von dem Ertrage der gesammelten Beiträge zur Unterstützung der hülfsbedürftigen Bewohner des eisenach'schen Oberlandes sind in diesen Tagen eine bedeutende Anzahl Brode in das Eisenach'sche abgesandt worden. Bei dieser mildthätigen Handlung verdient rühmend anerkannt zu werden, daß großh. Kammer den dazu verwendeten Getreidebedarf zu dem niedrigen Preise der Kammertaxe abgelassen, die löbl. Bäckerinnung aber das Mahlen des Getreides, so wie das Backen und Versenden der Brode unentgeltlich übernommen und ausgeführt hat. — Heute wurden die sterblichen Ueberreste eines jungen Mannes aus Arnstadt zur Erde bestattet, dessen tragisches Ende allgemeines Bedauern hervorgerufen hat. Er war Mühlbursche in der hiesigen, nach amerikanischer Art eingerichteten Karlsmühle und trat am 7. d. seinen 17jährigen Geburtstag an, den er recht vergnügt zu verbringen sich vorgenommen hatte. Aber schon am Morgen dieses für ihn verhängnißvollen Tages brachte ihn ein unglücklicher Zufall dem Räderwerke so nahe, daß eins der Räder seine Kleider ergeiff, ihn selbst mit fortschleuderte, im Nu eines seiner Beine abriß und das andere zermalmte. Der Unglückliche war noch am Leben, als er aufgefunden wurde. Das zermalmte Bein mußte amputirt werden. Er ertrug diese Operation mit einem bewundernswürdigen Gleichmuthe, gab aber bald darauf seinen Geist auf. Gewiß eine furchtbare Lehre für Alle, welche an Maschinenwerken beschäftigt sind, aber nicht immer die nöthige Vorsicht gebrauchen.

Oberwesel, 10. März.

Wenn es gleichwohl nicht zu verkennen ist, daß die Noth auch hier am gesegneten Rheine sehr groß ist, und namentlich in den rein weinbautreibenden Gemeinden, so muß man auf der andern Seite wieder freudig gestehen, daß Außerordentliches zu ihrer Milderung geleistet wird. So auch hier in Oberwesel. Wer mag es läugnen, daß die hier am 1. Januar d. J. in's Leben getretene Suppen-Anstalt, der der hiesige Frauen-Verein vorsteht, und zu dem sich Männer gesellten, die mit Liebe zur Sache die nöthige Ausdauer und Beharrlichkeit verbinden, nicht wirklich schon Bedeutendes zur Linderung der Noth geleistet hat!? Dank sey indessen den vermögendern Einwohnern gebracht, denn sie thun redlich, was in ihren Kräften steht; aber dreifacher Dank sey dem hochherzigen Prinzen Albrecht von Preußen gebracht, der, als Eigenthümer des Schlosses Schönberg dahier, auf die erste Bitte des hiesigen Frauenvereins demselben sofort, und unter den huldvollsten Versicherungen, die bedeutende Unterstützung von 50 Rthlr. eingesandt hat. Auch anderwärts sind die Prinzen des königlichen Hauses hier am Rheine der Noth hülfreich entgegen getreten, und gestehen wir gerne, daß da, wo von oben herab, also gemeinschaftlich mit den Vermögendern aus dem Volke, Hülfe gespendet wird, man alle Ursache hat, sich in Beziehung auf den augenblicklichen Nothstand in etwas beruhigen zu dürfen.

Mainz, 9. März.

Der Vorstand des hiesigen Gewerbvereins hat über seine Wirksamkeit im Jahre 1846 einen Bericht veröffentlicht, der in mehrfacher Hinsicht aufmerksame Beachtung verdient und zeigt, wie sehr dieser Verein (es ist der zahlreichste an Theilnehmern im Großherzogthum) sich die Hebung der gewerblichen Verhältnisse hiesiger Stadt angelegen seyn läßt. Die Angabe der Verhandlungen von 34 Sitzungen bezeugen dies. Der Vorstand, Hr. Deninger, gibt auch eine Statistik der Gewerbe vom Jahe 1846 mit Vergleichung des gewerblichen Zustandes von 1780, die allerdings auf überraschende Weise die Zunahme an Zahl, aber bei allen Gewerben nicht an vermehrtem Absatz und Verdienst darthut. Der Berichterstatter macht auf die Nachtheile aufmerksam, welche dem sogenannten kleinen Gewerbsmann durch die industriellen Fortschritte geworden sind, und fordert auf, Vorschläge zu deren Abhülfe zu machen. — Ein wichtiger Bestandtheil des Mainzer Gewerbvereins ist auch die Handwerksschule. Durch vermehrte Bildung hebt sich auch der Gewerbstand.

Mainz, 11. März.

In den letzten Tagen ist so häufig die Frage aufgeworfen worden, in welchem Jahre der fünfeckige Fischthorthurm, der so eben abgebrochen wird, um durch eine breite Straße ersetzt zu werden (vergl. Didaskalia Nro. 69) erbaut worden. Man weiß, daß 1163 auf Kaiser Friedrich I. Befehl die Stadtmauern von Mainz, wegen des von den Bürgern am 24. Juni 1160 an dem Erzbischof Arnold von Selnhofen verübten Mordes, niedergerissen werden mußten. Die Stadt blieb 37 Jahre ohne Mauern. Im Jahe 1200 wurde, mit Bewilligung Kaiser Philipp's von Schwaben und auf dessen ausdrücklichen Befehl, eine neue Stadtmauer aufgeführt, jedoch nur zum geringsten Theile auf den Ueberresten der älteren Mauer. Sie wurde, vorzüglich gegen den Rhein und auf der südlichen Seite der Stadt, mehr hinausgedrängt. Auf der Rheinseite beträgt der für die Stadt gewonnene Raum zwischen der alten und neuen Mauer von 1200 25 bis 30 Fuß. Der Fischthurm wurde auf den Trümmern eines vor der alten Stadtmauer gestandenen äußern Thor- oder Wartthurmes, der rund gewesen wäre, um das Jahe 1206 oder 1207 in fünfeckiger Form aufgeführt. Das Thor war zuerst nördlich vom Thurm, es wurde im 14. Jahrhundert auf die Südseite, d. h. dahin verlegt, wo wir es später, mehrmals verändert und renovirt, noch vor Kurzem gesehen haben.

Hanau, 12. März.

Hr. Professor Julius Laschott aus Wien hat auch hier in einer Reihe von Darstellungen gezeigt, daß sein ihm vorangegangenes Lob dem wirklichen Verdienste gespendet wurde. Hr. Laschott bewegt sich bei seinen Darstellungen vorzugsweise auf wissenschaftlichem Gebiet und wir erhalten durch ihn eine Reihe von überraschenden Erscheinungen aus dem Bereiche der Electricität und des Magnetismus vorgeführt. Besonders ansprechend sind auch seine Nebelbilder, welche den früher gesehenen nicht nachstehen. Hr. Laschott hat nicht nur verdienten Beifall, sondern auch einen zahlreichen Besuch gefunden und dem Publikum angenehme Stunden bereitet. ...h.

Charade. *)

Die Erste ist gegraben
In stiller Erde Schooß.
Wenn sich das Leben neiget,
Ist sie des Pilgers Loos.

Die Zweite ist verschieden.
Bald ist sie grob, bald fein,
Bald wohlfeil und bald theuer,
Bald selten, bald gemein.

Das Ganze steht auf Erster,
Aus Zweitee ist's gemacht,
Zeigt wo der Wand'rer ruhet,
Bis ihm der Morgen tagt.

---

*) Die hier mitgetheilte Charade ist verfaßt von J. H. Knapp, einem 14jährigen Bauernknaben, welcher bis jetzt nur den gewöhnlichen Unterricht in seiner Dorfschule genossen. Eine Auswahl seiner poetischen Erstlingsproducte ist uns zur Veröffentlichung mitgetheilt worden und wenn wir auch diesem Wunsche nicht entsprechen können, so glauben wir doch in jenen Arbeiten ein zu erfreulichen Hoffnungen berechtigendes Talent erkannt zu haben, und indem wir den jugendlichen Naturdichter zu weiteren Versuchen, vorläufig aber noch in bescheidener Stille, aufmuntern, glauben wir, ihn der wohlwollenden Beachtung seiner Gönner, welche uns die Gedichte eingesendet haben, empfehlen zu dürfen. W.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. März. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., von Fr. Kind, Musik von C. M. v. Weber. (Gastrollen) Agathe: Frau Reiter-Bildstein. Aennchen: Fräul. Langhainz, vom großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt.

Mittwoch, 17. März. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 77. Donnerstag, den 18. März 1847.

Es bleibt unter uns.

Eine Thatsache. Mitgetheilt von B. Mertel.

Während meines Aufenthaltes in Berlin lernte ich einen jungen russischen Grafen kennen, der dort militärische Studien machte. Sein Name war von Berg, seine Geburtsstadt Aebo in Finnland. Unsere Bekanntschaft, die wir als eifrige Spaziergänger in den frühesten Morgenstunden unter den Linden gemacht hatten, wurde bald recht innige Freundschaft. Wir waren von gleichem Alter, und harmonirten in unseren Ansichten über des Lebens Scherz und Ernst. Als nach Verlauf eines Jahres die Stunde der Trennung schlug, trennten sich wohl selten Freunde schmerzlicher als wir. Ich kehrte nach dem Süden Deutschlands zurück, er ging nach Petersburg, um als Cornet in ein Husarenregiment einzutreten. Bis zum Ausbruche des kurzen russisch-persischen Feldzuges blieben wir in lebhaftem Briefwechsel, dann blieb er bis zum Jahre 1840 unterbrochen, und ich vermuthete schon, daß Berg ein Opfer seiner Tollkühnheit geworden sey, als mir im November desselben Jahres ein Brief von seiner Hand aus Warschau zukam. Er unterrichtete mich in demselben mit jenem Humor, der mich besonders zu ihm hingezogen hatte, von den erlebten Ereignissen während des Krieges, und fügte die Bemerkung bei, daß derselbe nicht blos Rußland, sondern auch ihm zum Vortheil gewesen wäre, denn er sey zum ersten Rittmeister seines Regiments avancirt. Von jener Zeit an blieben jedoch alle Nachrichten wieder von ihm aus; zwei meiner Briefe wurden nicht beantwortet, ein dritter kam mit der Bemerkung zurück: Aufenthalt des Adressaten unbekannt.

Gewohnt, in jedem Jahre eine größere Vergnügungsreise während der Sommermonate zu machen, entschloß ich mich im Sommer 1842 dazu, den Einladungen eines in Petersburg wohnenden Oheims Gehör zu geben und ihm einen Besuch abzustatten. Nicht der Oheim zog mich nach Rußland, sondern mein verschollener Freund, den ich besser als ein Brief zu finden hoffte. Aber vergebens erkundigte ich mich in Warschau nach ihm. Es schien etwas Geheimnißvolles über seiner Person zu schweben, denn Einige murmelten von politischen Umtrieben, von Transport nach Sibirien, Andere von Degradation und Versetzung in ein Strafregiment gegen die Tscherkessen, noch Andere von infamer Cassation. Ich mußte zufrieden seyn, als ich erfuhr, daß das Husarenregiment, bei welchem er gestanden, in Riga garnisonirte, denn diese Stadt lag auf meiner Route, und dort konnte ich vielleicht Näheres über ihn erfahren.

Die Dämmerung brach an, als ich Riga erreichte. Der Anblick der stattlichen Husarenposten ließ mich meine Neugierde nicht bis zum folgenden Tage zügeln. Ich sprang von der Kibitka, befahl dem Rossebändiger, vor den mir bezeichneten Gasthof zu fahren und ging keck auf einen martialischen Sarrasträger los, der die Straße herab kam. Die deutsche Sprache, in der ich ihn anredete, fand ein taubes Ohr, aber alle Züge nahmen den Stempel recht zutraulicher Freundlichkeit an, als ich in russischer Sprache zu radbrechen begann, daß ich, ein Deutscher, hieher gekommen sey, um mich nach dem Schicksal meines intimsten Freundes, des Husarenrittmeisters, Grafen von Berg, zu erkundigen. Von dem Schwall von Worten, die des Angeredeten Zunge polternd hervorstieß, konnte ich nur so viel verstehen, daß er Wachtmeister in von Berg's Eskadron sey, und daß er mir in Zeit von fünf Minuten Denjenigen zeigen wolle, den ich zu sehen und zu sprechen wünschte. Kaum konnte ich ihm glauben. Diese Nachricht widersprach ja gerade zu der in Warschau vernommenen und dem unbegreiflichen Stillschweigen meines Freundes. Ich hielt das Ganze für ein Mißverständniß des rüstig voranschreitenden Cicerone, und folgte ihm durch mehrere winkelige Straßen, anfangs mit gespannter Neugierde, zuletzt nicht ohne einige Besorgniß. Endlich langten wir auf einem großen Platze an, dessen nördliche Fronte ein langes, hohes Haus einnahm. Zwei Husarenposten standen an der Thüre. „Dort wohnt der Gouverneur," sprach der Wachtmeister. Ich wollte in einen Ruf des Staunens ausbrechen, daß mein Freund bereits zum Befehlshaber einer der bedeutendsten russischen Provinzialhauptstädten vorgerückt sey, als er lächelnd hinzufügte: „Der Posten linker Hand ist der Herr Rittmeister, Graf von Berg." — „Du lügst, verdammter Kerl!" rief ich, und schritt mit großen Schritten auf den Bezeichneten los. Aber je näher ich kam, desto bekannter erschien mir bei dem hellen Schein der Laternen diese Gestalt, dieses Gesicht. Jetzt stand ich ihm ganz nahe, seine Blicke fielen auf mich. Er zog den Säbel an und machte Front, er mochte mich ebenfalls erkannt haben. Jeder Zweifel schwand, er war es. „Alexander, Du hier!" rief ich, und wollte an seinen Hals stürzen, aber er wies mich sanft zurück und sprach leise: „Da ist nicht der Ort, die Stunde des Wiedersehens zu feiern; der Dienst ist streng. Ziehe Dich rasch zurück, ehe wir bemerkt werden. In einer Viertelstunde werde ich abgelöst, dann will ich mir Urlaub erbitten. Warte so lange hier auf dem Platze." — Ich vollzog seinen Willen. Während ich ihn ohne die geringste weitere Notiznahme von mir ruhig auf und ab gehen sah, zerbrach ich mir vergebens den Kopf, um die Ursache dieser für einen Grafen so entehrenden Strafe zu erklügeln. Endlich schlug die Stunde der Ablösung, und nach Verlauf von zwanzig Minuten lag Berg an meinem Halse. Wir gingen in meinen Gasthof, ließen Wein und Speisen auf mein Zimmer bringen, und tauschten unsere Lebensschicksale seit der Trennung aus. Nachfolgende Geschichte, die ich erzählend wiedergebe, enthält die Veranlassung zu Berg's Degradation. Ich glaube, sie ist interessant genug, um dem größten Theil der Leser eine Stunde angenehme Unterhaltung zu gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Verein zum Schutze der Thiere.

(Schluß.)

So Viel, Verehrteste, und nur so Viel zu unserer Rechtfertigung ob unseres Fortbestandes auch in der Gegenwart! Nun aber vergönnen Sie mir, Ihnen noch eine kurze Darlage der Erlebnisse und der Leistungen unseres Vereines während des abgewichenen Geschäftsjahres unterbreiten zu dürfen. Und um in dieser Beziehung zunächst mit Erfreulichem zu beginnen, so gereicht es Ihrem Ausschusse, in dessen Namen ich zu Ihnen zu sprechen die Ehre habe, zu wahrer Genugthuung, Ihnen melden zu können, daß sowohl das wissenschaftliche, als das praktische Gebiet unserer Aufgabe in's Auge gefaßt, uud in jedem dieser Zweige unserer Thätigkeit Mögliches nach Maßgabe der Verhältnisse mindestens angestrebt worden ist, so daß wir denn rücksichtlich der von uns bekundeten Aeußerungen unseres Vorhandenseyns auf uns anwenden zu dürfen uns schmeicheln den alten Sinnspruch: „Sei es auch, es gebreche die Kraft, doch bleibt der Willen zu loben!" Mit pflichtlicher Theilnahme und der regesten Aufmerksamkeit haben wir der Lektüre der von dem trefflichen „Münchner Vereine gegen Thierquälerei" herausgegebenen und uns jeweilig in nicht genug zu verdankender Freundlichkeit durch Denselben eingesandten Schriften zur Förderung unserer Zwecke uns zugewendet, und indem wir dem verehrungswürdigen Vorstande jener wahrhaft ausgezeichneten Einigung zum Schutze der Thiere für Dessen segenvolles Wirken sowohl, wie für die Erweisungen Seiner uns höchst schätzbaren Gewogenheit unsere tiefgefühlte Erkenntlichkeit hiermit öffentlich an den Tag zu legen uns beeifern, können wir nicht umhin, zu bemerken, es habe eine jener gehaltreichen Broschüren uns in so hohem Grade angesprochen, daß wir es uns nicht zu versagen vermocht, eine Anzahl von Exemplaren derselben*) zu beschreiben, die wir unmittelbar nach deren Eintreffen bei uns an die hochachtbaren Mitglieder hiesigen Vereines zum Schutze der Thiere umtheilen zu lassen uns beehren werden — Mit den nämlichen Gesinnungen der reinsten Huldigung erklären wir uns andurch dem sehr verehrlichen Direktorium des eben so gediegenen „Dresdner Vereines zum Schutze der Thiere" verpflichtet, welches, theils durch „öffentliche Nachrichten", theils durch „Mittheilung des Königlich Sächsischen Herrn Legations-Sekretär's von Ehrenstein", auf unser Daseyn aufmerksam gemacht, die Güte gehabt, uns in diesen Tagen mit einer uns höchst willkommenen Zuschrift zu erfreuen, aus deren überaus anziehendem Inhalte wir in's Besondere hervorheben zu müssen glauben, daß unter der weisen Leitung jener thateifrigen Oberstelle eine „Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Volks", betitelt: „Der Menschenfreund in seinen Beziehungen zur belebten Welt" bereits in ihrem vierten Jahrgange erscheine, und gerne entledigen wir uns der uns so angenehmen Obliegenheit, dieses tüchtige Blatt hiermit nach Gebühr zu empfehlen. — Um indessen auch von unserer Seite zu volksfaßlicher Unterweisung beizutragen, haben wir unser verehrtes Ausschußmitglied, Hrn. Dr. med. Lucä, ersucht, von Zeit zu Zeit geeignete Abhandlungen über Thierkunde ausgehen zu lassen, und es hat dieser rühmlichst bekannte Gelehrte, der bereits durch literarische und didaktische Leistungen entschiedenen Beruf zum Naturforscher sattsam bewähret, uns die sehr dankenswerthe Zusage geleistet, so bald, als es anderweitige und dringende Arbeiten ihm gestatten würden, die erforderliche Muße zu erübrigen, — diese dann schriftstellerisch auf eine unseren Bitten entsprechende Weise verwenden zu wollen. Je öfter es immer noch geschieht, daß krasse Unwissenheit zur thörichtsten Verfolgungswuth gegen ganz harmlose, ja gegen nützliche Geschöpfe aufstachelt, um so mehr erkennen wir es als heilige Pflicht, zur Bekämpfung verderblicher Vorurtheile das Unsrige zu thun, und dafür glauben wir nicht besser sorgen zu können, als durch Veranlassung der Befähigten zu sachgemäßen Spenden aus dem reichen Schatze ihrer umfassenden Erfahrenheit. — Ueber unser sonstiges Streben haben wir zu Ihrer Kenntniß zu bringen, daß wir im Laufe des verwichenen Jahres mit den Herren Vorstehern Ehrsamer Einzler- und Ehrsamer Kärcher-Innung in Berathung getreten sind, um Denselben unsere Ansichten über das Wünschenswerthe einer Vorspann-Errichtung zur Unterstützung des Zugviches an besonders steilen Stellen unserer Stadt und deren Weichbildes zu eröffnen. Von zweien hochverdienten Ausschußgenossen darum gebeten, erschienen die erwähnten Herren Vorsteher genannter Gilden mit der dankenswerthesten Bereitwilligkeit in unserer Sitzung, und wir können es nicht genug rühmen, mit welcher Aufmerksamkeit und Freundlichkeit Dieselben unseren gut gemeinten Vortrag entgegen genommen. Mit der lebhaftesten Freude erfüllet es uns, daß inzwischen durch die weise Fürsorge unserer hohen Obrigkeit, Der wir dafür auf's ehrerbietigste verpflichtet bleiben, je es Desiderium die zweckdienlichste Erledigung gefunden; um aber nicht unbezeuget zu lassen, daß wir gerne bereit sind, so weit es uns nur irgend möglich ist, dahin zu walten, daß den bestehenden Verfügungen von allen Betheiligten stets auch nachgelebt werden könne, werden wir uns erlauben, bei Dieser verehrlichen General-ersammlung unmittelbar nach der Vollendung gegenwärtiger Berichterstattung einen eignen Antrag zur Erleichterung des Vollzugs fraglicher Bestimmungen einzubringen. Die Rechnungsablage, welche zuvor noch unser geschätzter Herr Kassirer Gerlach Ihnen erstatten wird, dürfte, nach unserem unvorgreiflichen Dafürhalten, Sie zu überzeugen geeignet seyn, daß vom finanziellen Gesichtspunkte aus der Adoption unseres Gutachtens in der bezeichneten Angelegenheit kein Hinderniß im Wege stehe.

Was den numerischen Stand unseres Vereines betrifft, so haben wir theils in Folge freiwilligen Austrittes mehrerer seitherigen Mitglieder, theil durch das Ableben anderer, recht schmerzliche Verluste zu beklagen, und in gebührender Anerkennung geschehe hier namentlich zweier unter den Geschiedenen Erwähnung! Am 26. December vorigen Jahres wurde uns Herr Inspektor Distling, verdienstvolles Mitglied des Ausschusses, und am 18. vorigen Monats wurde uns Herr Major Reges der ältere; eifriger Vereinsgenosse, durch den Tod entrissen. Ehre dem Gedächtnisse dieser Edelgesinnten, auf deren in mehrfacher Beziehung überaus förderlich gewesene Theilnahme an unserem Wollen und Thun wir mit der hochachtungsvollesten Dankbarkeit zurückzublicken uns gedrungen erkennen; ihre rühmliche Ausdauer unter dem Banner der Humanität bis zu dem Spätziele ihrer Bahn werde uns ein erwecklliches Vorbild!

Und nun zum Schlusse verstatten Sie mir, aus Auftrage von Seiten verehrlicher Redaktion des jüngsthin im Drucke erschienen Verzeichnisses der Mitglieder unseres Vereines, das Ersuchen um Ihre Nachsicht wegen eines vorgekommenen Irrthums! Zu dem von Ihnen bestellten Ausschusse zählt nämlich auch Herr Sensal Theodor Bamberger, dessen geschätzter Namen jedoch in der jenem Verzeichnisse vorgedruckten Angabe des seitherigen und heute theilweise (nach geschehenem Austritte der dazu berechtigten Glieder) neu zu ergänzenden Vorstandes, leider, fehlt. Mit der hiermit vollzogenen Berichtigung des vorgekommenen Erratum's erlauben wir uns die angelegentlichste Bitte zu verbinden, es gefalle Ihnen Allen, der hochwichtigen Sache, welcher unser Vereinswalten gilt, Ihr geneigtes Wohlwollen auch für die Zukunft zu

*) Es sind die »Pfenning-Bilder mit Geschichten für Kinder, von Wilhelm Gail. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben vom Münchener Vereine gegen Thierquälerei, unter der Vorstandschaft des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, Herzogs zu Sachsen, und des k. Hofrathes Dr. Perner, in 1,200,000 Exemplaren. München, 1846. — (Mögen Alle, denen ein Abdruck dieser lieblichen Gabe zukommt, in's Besondere ihre Kinder zum fleißigen Lesen derselben auffordern und so das Ihrige dazu thun, daß in das empfängliche Herz der zarten Jugend der Samen der Milde auch gegen Thiere gestreuet werde! —)

Digitized by Google

bewahren und solches, wie irgend thunlich, zu bekunden! Möge dieselbe, unter dem Gnadenbeistande Gottes, Der Sich aller Seiner Werke erbarmet, und unter Ihrer umsichtigen Pflege, des gedeihlichsten Emporkommens forthin theilhaftig werden! So sei es! —

(Auch der Gesammtheit der verehrlichen Einwohnerschaft hiesiger freien Stadt und deren Gebietes empfiehlt der »Verein zum Schutze der Thiere« die Bestrebungen, welchen er sich widmet, zu freundlicher Förderung, unter der Zusage, daß er jede ihm zu geeigneter Wirksamkeit befähigende Mittheilung dankbar entgegennehmen und nach aller Möglichkeit für seine Zwecke benutzen werde. Beispiele dafür, wie gerne er in solcher Weise verfahre, hat er erst ganz kürzlich gegeben. Am 6 Febr. d. J. war ihm die schriftliche Anzeige von einem Nichtmitgliede geworden, es habe wenige Tage zuvor an dem Mainkai eine empörende Mißhandlung eines Pferdes durch einen Einzelknecht Statt gefunden, welche (auf Bitte des Briefschreibers durch einen herbeigerufenen Gendarmen), Hochlöblichem Polizeigerichte gemeldet, von diesem sofort, nach gepflogener Untersuchung bestraft worden sey, und unmittelbar nach dem Eingange jener Zuschrift beriefe sich der Vereinsausschuß, auf nachgesuchte und erhaltene hochobrigkeitliche Genehmigung hierzu, dem braven Gendarmen für den von demselben bei dem erwähnten Anlasse bewiesenen Pflichtsinn eine Belohnung zu verabreichen. — Bei Gelegenheit des jüngsthin gefallenen tiefen Schnees war ein Mitglied des Vereins zufällig Zeuge eines unbarmherzigen Schlagens ermatteter Zugthiere, denen die Fortschaffung einer allzuschweren Last, um des erwähnten Hindernisses willen, unmöglich geworden und obgleich auf die von seinem Vereinsgenossen an den Wagenführer gerichtete Ermahnung zur Milde ein dem Knabenalter kaum entwachsener junger Mensch unter den Umstehenden sich vermaß, den wackeren Speecher für Schonung und Erleichterung erschöpfter Pferde in höhnender Rede meistern zu wollen, so fand doch solcher Uebermuth unter den übrigen Zuschauern nicht nur keinen Anklang, sondern es schien im Gegentheile die Mehrzahl darüber zufrieden, daß wenigstens ein Wort der Verwendung für die armen Thiere geäußert worden war, und von diesem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, erneuerte der Ausschuß, um der jetzt besprochenen Gefahrung willen, die sachgemäßeste Vereinbarung für ferneres Wirken in Hoffnung auf die Zustimmung gewiß Vieler zu den Erweisungen auch thierfreundlicher Gelindigkeit.)

Eine Familie.

Unter Denen, welche die Bühne mit Novitäten versorgt haben und noch versorgen, sind Raupach und Charlotte Birch-Pfeiffer wohl die fruchtbarsten gewesen, und ohne sie wären die Repertoire gewiß in große Verlegenheit gerathen. Von Seiten der Kritik ist man gegen Beide mit einseitiger Strenge und mit offenbarer Gehässigkeit aufgetreten und hat unbedingt verworfen, anstatt vermittelnd zu würdigen. Was Mad. Birch-Pfeiffer betrifft, so wollen wir manche ihrer allerdings werthlosen Zuschneidungen von Romanen zum Behufe der Bühnendarstellung nicht in Schutz nehmen, aber eben so wenig dürfen wir das Verdienst ihrer besseren Originalstücke, wie z. B. des „Rubens in Madrid", der „Günstlinge", der „Marquise von Villette" u. A. bestreiten. Durch diese Arbeiten hat sie bewiesen, daß sie nicht nur zu erfinden und mit mehr als gewöhnlichem Talent zu dramatisiren, sondern daß sie auch Charaktere zu gestalten weiß, die dem Schauspieler sehr dankbar und ergiebig sind. Ohne den lyrischen Ergüssen, dem geistreichen Dialog und manchen schönen Einzelnheiten in den Dramen der gepriesenen unter unsern jungen Dichtern zu nahe zu treten, so sind ihnen doch nicht nur die praktischen Bedürfnisse der Bühne fremd, sondern sie verstehen sich auch nur wenig auf den Ausdruck und die Sprache der Natur und haben mehr das Literarische, als das aus dem wirklichen Leben Genommene auf die Bretter gebracht. Mad. Birch-Pfeiffer hat in dem neuesten ihrer Stücke: „Eine Familie", wiederum gezeigt, daß wir ihrem Namen Achtung schuldig sind. Dies Drama hat bereits auf mehreren Bühnen glänzenden Erfolg gehabt und wird auch auf der unsrigen um so beliebter werden, als es sehr gut, in der Hauptrolle der Mad. Brunn aber durch Fräul. Lindner ausgezeichnet dargestellt wird. Fräul. Lindner gab es am 15. d. M. zu ihrem Benefiz und ihr meisterhaftes Spiel machte wahrhaft Sensation. Charakterdarstellungen wie diese, die der Natur abgelauscht und frisch aus dem Leben gegriffen sind, gehören wahrlich zu den Seltenheiten. Die treffliche Darstellerin stattete außerdem ihre Rolle durch eine so reiche Nuancirung, durch ein so poetisches Individualisiren, durch einen so edlen Humor und eine so tiefe Gemüthlichkeit aus, daß man sich unwillkürlich angezogen und im Bereiche der ächten Kunst fühlte. Schon um dieser, wie gesagt vortrefflichen Darstellung willen, muß man das neue Stück einmal sehen, und indem wir uns eine weitere Besprechung desselben vorbehalten, sind wir überzeugt, daß die Freunde des Schönen es uns danken werden, sie auf eine Rolle der Fräulein Lindner aufmerksam gemacht zu haben, welche jenen in ganz Deutschland gefeierten Gebilden aus einer frühern Kunstperiode derselben, wie z. B. ihrer Margarethe in den Hagestolzen, zu vergleichen seyn dürfte, wenn sie auch einem andern Genre angehört. Wie Fräulein Lindner damals die liebenswürdigste Naivetät und den poetischen Liebreiz einer deutschen Jungfrau so vollendet zur Anschauung zu bringen wußte, so nicht minder jetzt den sinnigen Ernst, die friedliche Ruhe und Klarheit und den tief gemüthlichen Humor einer bereits auf den Höhen des Lebens stehenden würdigen Mutter der Familie. Eine Wiederholung der genannten Novität wird dieser Tage statt finden. W.

Mannichfaltigkeiten.

Unter dem Titel: „Zur Kunde der Urschweiz, insbesondere luzernischer Persönlichkeiten" brachte die Bremer Zeitung in vier Abschnitten sehr wahre und treffende Schilderungen, welche offenbar von einem Manne herrühren, der die Verhältnisse und Personen genau kennt. Am Schlusse werden die wenigen noch übrigen freisinnigen Männer geschildert; im großen Rathe sind deren noch 8 bis 9, welche die Opposition bilden. Dann heißt es weiter: „Wir waren ein heiteres Völkchen, sagte mir einer dieser Großräthe, unser Frohsinn, unsere Feste, unser öffentliches Leben war in der ganzen Schweiz bekannt. Die Fremden verweilten gern bei uns, denn unsere Häuser öffneten sich ihnen gastlich und sie fanden Bildung und gute Sitte darin. Sehen Sie sich jetzt um, was Sie von der alten Herrlichkeit, von dem oft gerühmten Luzerner Frohsinn noch finden! Tanz und Feste schweigen, die Caffee's und Gärten stehen leer, die Häuser sind geschlossen, die Familien in Trauer und Hader, viele geflohen, andere um Hab und Gut, um Ehre und Namen gebracht. Und Keiner traut dem Andern mehr, überall Haß und Mißmuth, Zorn über Gewaltthaten und Furcht vor weiteren Gräueln. So steht es bei uns in Luzern. Es liegt die Ruhe des Grabes darauf; diesen Eindruck werden Sie von uns mit fortnehmen." — Und wahrlich, er hat Recht. Unter dem Fluche dieser verfolgungssüchtigen, finsteren Fanatiker ist Luzern ein Kirchhof geworden, auf dem die kalte Hand des Todes ruht. In Luzern hausen die Jesuiten!

In der Nähe von Itzehoe ist neulich eine arge Gewaltthat verübt worden. Zwei Kerle haben nämlich Abends eine Frau, in deren Wohnung sie sich durch das Vorgeben, einen Brief an den abwesenden Mann abgeben zu sollen, Eingang zu verschaffen gewußt, in einen Koffer eingesperrt, um ungestörter stehlen zu können. Als der Mann nach zwei Stunden, etwa um 9 Uhr, nach Hause kam, fand er die Thür seines Hauses verrammelt, und drinnen alles dunkel und stille. In der Angst seines Herzens läuft er zu einem Nachbarn und kehrt mit diesem und einem Beile zurück, mittelst des letzteren brechen sie die Thür auf und finden im Hause einen Gräuel der Verwüstung vor, aber von der Frau

Digitized by Google

ist nichts zu hören noch zu sehen, bis endlich nach längerem Suchen sie ein leises Geräusch im Koffer zu vernehmen glauben; sie reißen diesen auf, finden hier die arme Frau in einem besinnungslosen Zustande, und erlösen sie nun aus ihrer engen Haft, in der sie wohl zwei Stunden zugebracht haben mochte. Nachdem sie wieder zum Bewußtseyn gekommen, erfuhr der Mann, was in seiner Abwesenheit vorgegangen; die letzte Erinnerung der Frau, ehe sie das Bewußtseyn verloren, war, daß die beiden Kerle sie ergriffen hatten, mit der Drohung, sie mit dem Kopf nach unten in einen Wasserkübel zu stecken, nachdem sie sich vergebens bemüht hatten, den Schlüssel zur Chatulle des Mannes von ihr zu erhalten.

Die Briefe, welche von Auswanderern nach Texas in Berlin und den Provinzen ankommen, klagen (laut dem Schw. Merk.) einstimmig auf das bitterste über die Behandlung von Seiten der Beamten des Texasvereins. In einem dieser Schreiben wird gemeldet, daß von den 5000 Auswanderern, die im Herbst 1845 und Frühjahr 1846 in Galveston angelangt, weit über 1000 bereits gestorben seyen.

Der Abbé Chatel, der Primas von Gallien, der Bischof durch die freie Wahl der Gläubigen, mit einem Worte, der Stifter der französisch-katholischen Kirche, dem noch vor wenigen Jahren die Ehre zu Theil ward, in dem jährlichen Programme des hiesigen Kölnischen Real-Gymnasiums der Gegenstand einer theologischen Abhandlung zu werden, ist jetzt Direktor einer Beilpost in einer Kreisstadt des Saone- und Loire-Departments.

Korrespondenz.

Daemstadt, 11. März.

Vorgestern wurde das von De. Deärirr-Manfred aus dem Französischen übertragene Schauspiel: „Ein Weib aus dem Volke", zum Erstenmale in dieser Saison gegeben und erhielt wieder den Beifall, der ihm bereits bei den früheren Vorstellungen zu Theil wurde. — In dem, in der gestrigen Didaskalia Nro. 69 enthaltenen Artikel aus Darmstadt ist unter Anderem auch gesagt, daß bei der früher statt gehabten Vorstellung des „Freischütz" ein Prospect in Brand gerathen sey und derselbe durch den Dirigenten der Löschanstalt, Chr. Loos, gelöscht worden sey. Letztere Angabe ist irrig, da wir mit Bestimmtheit dagegen anführen können, daß der Theaterbeleuchter und Hausmeister-Adjunkt, Georg Jung, in dem Augenblick, als er den brennenden Prospect erblickte, die Geistesgegenwart hatte, eine Leiter anzustellen, rasch nach dem Orte der Flamme hinauf zu steigen und dieselbe mittelst seines ausgezogenen Ueberrocks durch einige kräftige Schläge auszulöschen. Von Seiten der Intendanz ist dies auch anerkannt und dem entschlossenen jungen Manne für sein muthiges Verhalten in diesem kritischen Augenblick eine Belohnung bewilligt worden. — Noch müssen wir jenem Artikel erläuternd beifügen, daß in demselben das Feuergefährliche des Ballets allzu gefährlich hingestellt wird, da wir aus vielfältiger Erfahrung die sichere begründete Wahrnehmung gemacht haben, daß Hr. Balletmeister Tescher bei seinen Darstellungen alle nur mögliche Vorsicht bei der Anwendung des Flammenlichts eintreten läßt. Eben ist unser Corps de ballet mit dem Einstudieren eines von Hrn. Tescher componirten neuen pantomimischen Ballets beschäftigt, welches unter dem Titel: „Das wandernde Spiegelbild" auf dem Repertoir erscheinen wird. Die Tänze und Gruppirungen sollen von großem Effect seyn, welcher durch die von Hrn. Schlösser gelieferte schöne Musik bedeutend gehoben werde. Man ist sehr gespannt auf die erste Darstellung, welche schon in der Kürze erfolgen dürfte. — Nachdem Hr. Professor Ludwig Winter seine erste Vorstellung in der natürlichen Magie in dem großh. Hoftheater letzthin mit großem Beifalle gegeben hat, werden wir nun bald einer zweiten entgegen sehen dürfen. Die Neuheit seiner Darstellungen zieht eben so sehr an, als die Originalität der damit verbundenen humoristischen Vorträge, die viel Pikantes enthalten und auch anderwärts sehr gefallen haben. — Unseren bisherigen Winterkonzerten wurde gestern noch ein neues hinzugefügt, veranstaltet durch Fräul. Elise Oeth, welche als junge Pianistin hier schon zum öftern und mit Beifall sich hat hören lassen. — Die wenigen Ueberreste unserer mittelalterlichen Stadtmauer, auf deren ungeschmälerte Erhaltung man bisher sorgsam bedacht war, haben einen neuen Schaden erlitten durch den Abbruch eines runden Thurmes an der Mauerstraße, der früher eine Sternwarte war, später aber als Weinwarte eines Wirthschaftsgartens diente. So sinkt eine ehrwürdige Antiquität nach der andern allmählig in den Staub und die Alles überflügelnde moderne Zeit mit ihren Dampfmaschinen und Eisenstraßen wird zuletzt nur noch wenige monumentale Erinnerungen übrig gelassen haben. — Unsere Biertrinker sind für den bevorstehenden Sommer um eine schöne Hoffnung ärmer geworden durch das in einem an der Dieburger Chaussee neuerbauten Felsenkeller letzthin ungewöhnlich hoch gestiegene Quellwasser, welches die schon auf dem Lager befindlichen Fässer flott machte und ihre Drehung bewirkte, wodurch gegen 80 Ohm Bier in den Keller ausliefen und sich mit dem Wasser vermischten. — Einen weit größern Schaden erlitt am 24. v. M. der Bierbrauer Justus Hildebrandt zu Pfungstadt durch den Einsturz eines neuen Kellergewölbes. In Folge dieses unerwarteten Ereignisses verminderte sich sein Lager um 138 Ohm Bier, welches mit den Fässern zu Grunde ging. Wenn man dergleichen Katastrophen an den neuen Kellern erleben muß — was soll dann aus den alten werden? Unsere Landbaukunst scheint in ihren Hrcordeingungen nicht sehr glücklich zu seyn, da wir früher schon den Einsturz eines kaum fertig gewordenen Kellers unter ähnlichen Umständen in Langen erlebten. Die Ursache mag großentheils wohl darin liegen, daß viele Menschen sich einbilden, geborne Baumeister und Politiker zu seyn.

Oppenheim, im März.

Auch hier in unserem kleinen Oppenheim regt sich ein Leben voller Keime fröhlicher Entwickelung, und wie wir dem natürlichen Frühling entgegen gehen, so belebt uns auch die Hoffnung, daß unser geistiges Leben und Streben die starre Hülle des Stillstandes durchbreche und auch einen geistigen Frühling uns herbeiführen werde. Die Boten desselben, unsere Sänger, unter ihrem werthen Direktor Jost, verkündeten ihn bereits, indem sie in zwei Konzerten hier und in dem benachbarten Guntersblum den Armen Trost und Hoffnung zusangen. Heil solchem Streben und seinem Wirken! — Ein an gediegenen Kenntnissen reicher Mann öffnete diesen Winter den Schatz seines Wissens einem zahlreichen Publikum in seinen Vorlesungen über Chemie, Naturwissenschaft und Weltkunde und trägt durch sein edles, uneigennütziges Streben zur Volksbildung hier nicht wenig bei. Es gibt freilich auch hier Leute, die sich zum Volke nicht rechnen wollen und solche Dinge lieber nicht lernen, als sie mit dem Volke lernen. Während sich nun die unteren Klassen die wesentlichen Elemente wahrer Bildung aneignen, wahren die sogenannten Gebildeten nur den Schein derselben; dies wird aber auf die Dauer nicht ausreichen. — Neben diesem kräftigen Flügelschlage geistige Erhebung ward auch das Bedürfniß physischer Kräftigung rege, und so entstand in Harmonie mit den freieren, volksthümlichen Bestrebungen Oppenheim's auch ein Turnverein, dem wir aus vollem Herzen ein: „Gut Heil!" zurufen.

Frankfurt, 17. März.

Am 20. d. M. wird He. Heinrich Wolff, erster Solospieler unseres Orchesters, sein jährliches Konzert im Schauspielhause geben. Ueber die trefflichen Kunstleistungen dieses Virtuosen steht die Anerkennung zu fest, als daß sie einer Bestätigung bedürfte und wir haben in dieser Beziehung nur auf die von Hrn. H. Wolff im Verein mit den Herren Eisner, Posch und Seißlee arrangirten Quartett-Soireen zu verweisen, denen die Freunde der klassischen Musik wahren Genuß verdanken. Hiernach läßt sich erwarten, daß bei genanntem Konzert des Hrn. Wolff unser musikliebendes Publikum sich zahlreich betheiligen werde, um so mehr, als, wie wir vernehmen, durch die passende Beigabe eines anziehenden Stückes auch für anderweitige Unterhaltung der Besucher gesorgt werden wird.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 17. März. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 18. März. Die unruhige Nachbarschaft, komische Oper in 2 Abth., Musik von Wenzel Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 78. Freitag, den 19. März 1847.

Es bleibt unter uns.

Eine Thatsache. Mitgetheilt von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Der für Polen so unglückliche Ausgang der letzten Revolution vernichtete die letzten Spuren polnischer Nationalität. Russische Sprache, Gebräuche und Gesetze schlichen sich in allen Städten ein, und machten sich breit, sobald sie etwas Raum gewonnen hatten. In dem bezwungenen Polen herrschte Ruhe; der schöne Traum einer wiedererkämpften Nationalität war in Trümmer und Asche gesunken, aber unter diesen glimmte der Haß heftiger und erbitterter fort, als je zuvor. Polen, bis jetzt durch seine eigenen Söhne, selbst unter russischer Herrschaft, vertheidigt, sah sich nach der Revolution von fremden Truppen überschwemmt.

Nach mehreren Jahren, als Paskewitsch sich in seiner Statthalterschaft befestigt und den Geist des polnischen Volkes kennen gelernt hatte, trat ein gelinderes Verfahren ein. Die russischen Truppen blieben im Lande, aber es wurde eine strengere Mannszucht eingeführt; man suchte Volk und Militär zu nähern, zu befreunden. Bei jedem Garnisonswechsel, die des Jahres oft zwei bis dreimal statt fanden, mußten die Befehlshaber der abziehenden Truppen sich von den Behörden Reverse ausstellen lassen, in denen attestirt wurde, daß die Mannschaft sich gut betragen und keinen Anlaß zur Beschwerde gegeben hatte. Die Commandeure hatten den strengsten Befehl, diese Certifikate an das Generalkommando einzuliefern, und wurden mit kriegsgerichtlicher Untersuchung bedroht, wenn diese nicht zu ihren Gunsten sprachen.

Zu Ende des Jahres 1840 erhielt der Husarenrittmeister, Graf von Berg, den Befehl, mit seiner Eskadron in eines der südlichen Gouvernements zu rücken und die politische Ruhe aufrecht zu erhalten, weil sich Spuren einer ausgedehnten Verschwörung in dortiger Gegend gezeigt hatten. Zu seinem Standquartier wurde ihm ein Dorf Namens Bozileka angegeben, das eine halbe Stunde von dem Schlosse eines Edelmanns, Xaver Chrudimsky, entfernt lag. Seine Instruktion lautete dahin, besonders auf diesen Chrudimsky ein wachsames Auge zu haben, weil er der Regierung als verdächtig bezeichnet worden war; übrigens aber alle Excesse zu vermeiden und strenge Mannszucht zu halten. Berg sah sich durch diese Ordre zu einer Rolle gezwungen, die seinem geraden, offenen Charakter schnurstraks entgegen lief. Der Nationalhaß zwischen Russen und Polen war ihm fremd, ja sein politisches Glaubensbekenntniß neigte sich im Geheimen ganz zu der überwundenen Partei der Polen. Hätte Chrudimsky diesen Charakter zu erforschen gesucht und zu würdigen gewußt, so wäre es ihm leicht gelungen, ihn in sein Interesse zu ziehen und so unter dem Deckmantel des Gesetzes zu handeln; aber der Pole war zu wenig vorurtheilsfrei, um den Menschen von dem russischen Staatsdiener zu unterscheiden, — er haßte ihn, wie er alle Russen haßte, und gab sich keine Mühe, dies zu verbergen. So standen sich Beide schroff einander gegenüber. Berg wurde niemals in's Schloß geladen, sah jede seiner guten Absichten hintertrieben oder mißgedeutet, fand Fallstricke und Hindernisse bei jeder Handlung. Sein Stoicismus blieb sich demungeachtet gleich. Er vollzog gewissenhaft seinen Dienst, hielt seine murrenden Untergebenen streng in Zaum, und hoffte durch baldigen Garnisonwechsel in angenehmere Verhältnisse zu kommen.

Diese Hoffnung realisirte sich nach Verlauf von fünf Monaten; der Rittmeister erhielt die Ordre, in ein anderes Gouvernement zu rücken. Am Tage vor dem Abzug befahl er seinem Cornet, auf das Schloß zu reiten und sich den üblichen Revers ausstellen zu lassen. Baron von Butenieff, so hieß derselbe, war ein junger Mann von 19 Jahren, in der Hauptstadt geboren und erzogen, ein Russe mit Leib und Seele. Schon längst hatte er mit verbissenem Aerger das schmachvolle Betragen der besiegten Polen gegen ihre Herren und Ueberwinder ertragen; mehr noch als die Zurücksetzung, reizte den Sohn der Residenz die tödtende Langeweile des einsamen Dorfes. Jetzt schien ihm der günstige Augenblick gekommen, seiner Galle Luft zu machen und den Polen empfinden zu lassen, was er verschuldet.

Aber auch von Seite Chrudimsky's war dieser Augenblick erwünscht worden, um seinen Erbfeinden noch ein letztes Hinderniß in den Weg zu schleudern. Er wußte, daß man seines Reverses bedurfte; er wollte sich durch Verweigerung desselben an ihrer ohnmächtigen Wuth kitzeln. Versetzen wir uns deshalb in eines der Schloßzimmer, und sehen, wie der zuvor gemeldete Cornet in seiner reichen Uniform, das stolze Bewußtseyn des Gebieters auf der Stirne, eintritt. Chrudimsky steht, den Rücken nach dem Zimmer, am Fenster, trommelt leise auf die Scheiben und pfeift das Nationallied: „Noch ist Polen nicht verloren." Er ist ein Mann stark in den vierziger Jahren, seine Haltung ist etwas gebeugt, sein Haupt grau; der Ausdruck seiner Züge ist hart und streng, und aus den Blicken lodert ein unheimliches Feuer. Es scheint, er will den Eintretenden nicht bemerken, denn das Oeffnen der Thüre und die Sporentritte mußten ihn von seiner Anwesenheit belehren.

Der Cornet bleibt nicht lange ruhig stehen, sondern schreitet in die Mitte des Zimmers und spricht mit lauter Stimme: „Mein Herr," aber Chrudimsky ignorirt ihn wie zuvor. Dem Cornet steigt Zornröthe in das Gesicht, er macht noch einige Schritte gegen den Edelmann und ruft im Kommandotone: „Sie haben Besuch, mein Herr!" — Jetzt dreht sich dieser mit spöttischem Lächeln um, mustert den jungen Militär vom Kopfe bis zu den Füßen und spricht: „So höre ich, wenn auch keinen erbetenen. Was wünschen Sie?"

„Den gesetzlichen Revers, auf Befehl meines Eskadronschefs."

„Auf Befehl? Eine mir ganz neue Sprache. Dem Woiwo-

Digitized by Google

den Xaver Chrudimsky hat noch Niemand auf der Erde in solchem Tone zu befehlen gewagt."

Der Cornet steht verblüfft, denn der Pole hat absichtlich den Sinn seiner Worte mißgedeutet. Aber er will sich keine Blöße geben, sondern poltert hervor: „Werdet es schon noch lernen, ihr Herren Polen, Eure Nacken unseren Befehlen zu beugen, wenn die erhaltenen Lektionen noch nicht von Wirkung gewesen sind."

(Fortsetzung folgt.)

Was können wir aus der Erziehung der Griechen und Römer für unsere Zeit lernen?*)

(Vortrag im Dresdner Turnverein gehalten von Dr. Hermann Köchly.)

Nur zu oft hört man darüber bittere Klage führen, daß ein großer Theil unserer vaterländischen Jugend genöthigt werde, Kraft und Zeit an die Erkenntniß des längst verschollenen griechischen und römischen Alterthums zu verschwenden; viel näher liege es doch, in die nächste Vergangenheit und namentlich in die Geschichte unseres eigenen Volkes den Jüngling einzuführen. Bin ich nun weit entfernt, zu den starren Philologen zu gehören, welche von der sogenannten altklassischen Bildung jeden berechtigten Anspruch auf höhere Bildung ausschließlich abhängig machen, so muß ich doch andrerseits einen Grundsatz geltend machen, der nur zu oft bei dergleichen einseitigen Verdammungsurtheilen vergessen wird. Ja, die Griechen und Römer sind noch nicht todt für uns; sie stehen uns, und zwar uns Allen, noch heutigen Tages nahe, in so weit sie nämlich Recht und Wahrheit verfolgt, in so weit sie Großes und Erhabenes, Schönes und Edles, mit einem Worte wahrhaft Menschliches zu Tage gefördert haben! Denn für das wahrhaft Menschliche gibt es keine Schranken des Raumes und der Zeit: nach Jahrhunderten und Jahrtausenden lebt es eben so im Herzen Derer, die es erkennen, als wäre es gestern geschehen. Und wiederum bleibt uns das in Zeit und Raum Nahestehende, ja das unmittelbar der Gegenwart und dem Vaterlande Angehörende mit Fug fremd und fern, wenn es eben jenen Stempel ächter Menschlichkeit nicht trägt, wenn es nur einer Verirrung des Menschengeistes sein Daseyn verdankt. So mögen denn auch uns in mancher Beziehung Griechen und Römer näher stehen als unsere eigenen Vorfahren. Wahrlich, wer möchte nicht lieber den bewußtvollen Heldenkampf der Griechen bei Marathon, Thermopylä und Salamis schildern hören, durch welchen sie den Hereinbruch orientalischer Despotie in das zu Entwickelung gesetzlicher Freiheit bestimmte Abendland zurückschlugen, als etwa den Abenteuern deutscher Landsknechte folgen, welche für fremde Interessen in blinder Wuth ihr Blut verspritzten? Oder wer möchte nicht lieber den ewig jungen und ewig frischen Gesängen Homer's begeisternd lauschen, als durch die schwülstigen Trauerspiele und geschmacklosen Liebesgedichte eines Lohenstein und Hoffmannswaldau mühselig sich durcharbeiten?

Dieses ächt Menschliche also, welches oft unabhängig ist von den Fortschritten der Cultur, welches zuweilen sogar vor diesen zurück zu weichen scheint: wir wollen es aufsuchen, wo es sich auch finden mag, und wo es sich findet, wollen wir es dankbar annehmen und ihm nachstreben! Und so mögen uns denn immerhin in manchen Stücken noch jetzt die Griechen und Römer, unsere alten Lehrmeister, zum Vorbilde dienen; so wollen wir denn heute sehen, was aus ihrer Erziehung wir für unsere Zeit noch lernen können.

Nicht, als ob diese unsre Zeit, wie in unzähligen andern Dingen, nicht auch hierin theoretisch und praktisch fortgeschritten wäre; nur mit einem Worte erinnere ich daran, daß öffentliche, von Staatswegen eingerichtete Schulen, öffentliche vom Staate geprüfte, angestellte und besoldete Lehrer eigentlich das gesammte klassische Alterthum nicht gekannt hat, nur daß die römische Kaiserzeit, in Sitte und Unsitte auch sonst oft überraschende Vorläuferin der modernen Welt, für die höhere Ausbildung der jungen Leute in Redekunst, Poetik, Philosophie ꝛc. Institute in's Leben rief, welche einigermaßen mit unsern Universitäten verglichen werden können.

Doch wir haben es ja heute nicht mit den Schwächen und Mängeln, sondern lediglich mit den eigenthümlichen Vorzügen der griechischen und römischen Erziehung zu thun; und auch da muß ich mich mit kurzen Andeutungen begnügen. Aber sie werden hinreichend zeigen, daß wir noch gar viel von den Alten lernen können und zwar zunächst

erstens in Hinsicht auf die körperliche Erziehung der Kinder. Die regelrechte und allseitige Ausbildung des Körpers, die Gymnastik, machte bei Griechen und Römern die eine nothwendige Seite der Gesammtbildung aus, deren anderer Theil, die Musik im weiteren Sinne, mit der sittlichen und intellectuellen Einschulung des jugendlichen Geistes sich beschäftigte. Allerdings war der Gesichtspunkt, von welchem aus die Griechen und Römer die Gymnastik betrieben, ein wesentlich verschiedener. Bei jenen herrschte mehr das ästhetisch-agonistische Prinzip vor, d. h. es suchten die sinnigen Griechen als letztes Ziel der gymnastischen Kunst einerseits ihren Körper zu schönen Formen und Darstellungen auszubilden, andrerseits die so erworbenen Fertigkeiten und Kraftäußerungen im Wettkampfe Andern zur Anschauung zu bringen. Dagegen hatte der nüchterne Römer mehr das praktisch-militärische Interesse im Auge: der Körper sollte vor Allem zur Vollziehung der soldatischen Uebungen, so wie zur Ertragung der Kriegsstrapazen tüchtig gemacht werden. Denn allerdings, wenn sie so Viele ihrer Söhne als untauglich zum Waffendienste hätten zurückweisen müssen, als es bei uns alljährlich geschieht, so würden sie die Weltherrschaft nicht erkämpft haben! Doch von diesen charakteristischen Gegensätzen beider Völker ein andres Mal. Gemeinsam war ihnen, daß die körperlichen Uebungen sehr früh, schon mit dem 4. und 5. Jahre, und namentlich vor dem Unterrichte im Lesen und Schreiben begannen, daß sie neben und mit dem eigentlichen Schulunterrichte fortgesetzt, in dem Jünglingsalter immer mehr gesteigert, von erwachsenen Männern, welche Stellung sie auch im Staate und in der Gesellschaft einnehmen mochten, bis in's höchste Greisenalter in geeigneter Auswahl beibehalten wurden. Bei den Griechen namentlich waren neben den kleinern Palästren oder Ringschulen, die vorzugsweise von Knaben und eigentlichen Athleten, die aus den körperlichen Wettkämpfen ein Gewerbe machten, besucht worden zu seyn scheinen, die Gymnasien oder Turnhallen wohl die ausgedehntesten und bedeutendsten öffentlichen Gebäude, in denen zu allen möglichen Leibesübungen Gelegenheit und Vorrichtungen dargeboten waren, während in andern Theilen der weitläufigen, theils bedeckten, theils freiliegenden Räumlichkeiten die Dichter, Redekünstler und Weltweisen ihre Jünger und Schüler zur Belehrung und Unterhaltung versammelten. Die Uebungen selbst waren höchst mannichfaltig: Laufen und Springen, Reiten und Schwimmen, Ringen und Faustkampf wechselte mit Lanzen- und Diskus- (Scheiben-) Wurf, mit den heitern mannichfaltigen Formen des Ballspiels, so wie mit der ernsten Waffenübung, die besonders bei den Römern darauf ausging, die Handhabung der kurzen Stoßklinge einzuüben, welche ihren Sieg über die Lanzen der Macedonier, die Wurfspieße und Säbel der Orientalen, die Langschwerter der Gallier und Germanen entschieden hat. Beiläufig erwähne ich noch der Uebung mit Handeln, welche Griechen und Römern ganz in derselben Weise gemein war, wie wir sie anwenden; nur pflegte

*) Aus: „Der Turner."

Digitized by Google

man jene Metallmassen auch gern beim Springen zu führen, daher sie mit einem griechischen Worte Halteren, d. i. Springsel, heißen.

(Fortsetzung folgt.)

Verbrechen aus Noth.

(Berlin, 8. März.) Ein Eleve der hiesigen Singakademie, Namens W...., stand heute vor der dritten Abtheilung des Criminalgerichts wegen eines Diebstahls an einem Paletot und einem Paar Kaloschen unter Anklage, die er bei Gelegenheit des im Cäcilienssaale der Akademie am 5. v. M. stattgefundenen Konzerts entwendet hatte. Dieser Fall erweckte wegen der Person des Angeklagten, der eine gute Erziehung und Bildung genossen zu haben scheint und nicht zu der niedrigen Klasse der Gesellschaft, dem eigentlichen Heerde der Eigenthumsverbrechen, gehörte, ein besonders lebhaftes Interesse. Der Angeklagte ist ein junger Mensch von kleiner, gedrungener Gestalt; seine Kleidung ist abgetragen und dürftig; seine Stimmung ist trübe und in sich gekehrt, und nur zuweilen richtet er seine Blicke auf den Gerichtstisch, wo die entwendeten Gegenstände liegen, die ihn in diese peinliche Lage gebracht haben. Auf die Frage des Vorsitzenden erklärt er, er sey 22 Jahre alt, aus Eisleben gebürtig und befinde sich seit dem Juli 1845 in Berlin als Eleve der Singakademie. Der Vorsitzende eröffnet ihm, daß er wegen Diebstahls unter Anklage stehe. Nachdem der Staatsanwalt seinen mündlichen Vortrag über den Diebstahl gehalten und den Angeklagten als vermuthlichen Thäter darüber zu vernehmen beansprucht hat, erklärt Letzterer, von dem Vorsitzenden aufgefordert: „Ich gestehe ein, daß ich die That gethan habe, aber ich habe sie aus dringender Noth und in Verzweiflung gethan. Ich appellire deßhalb an Ihre Humanität. Bis zum Dezember habe ich mir meinen nöthigen Unterhalt redlich verdient und mir auch nie etwas Sträfliches zu Schulden kommen lassen. Da wurde ich mit einem Male krank. In meiner Krankheit, die mehrere Wochen dauerte, konnte ich mir nichts verdienen, und das Wenige, was ich hatte, mußte ich aufwenden, so daß ich nicht das geringste Entbehrliche übrig behielt. Ich wußte nicht, wie ich mir helfen sollte, besonders, da ich Anfangs Februar die Miethe zahlen mußte und nicht hoffen konnte, daß meine Wirthsleute, die selbst ihre Noth haben, mir Nachsicht geben würden. Unter diesen Umständen besuchte ich am Abende des 5. Dez. das Konzert in der Singakademie, wozu wir Eleven freien Zutritt haben. Ich hatte seit drei Tagen nichts gegessen; es war mir deßhalb auch nicht darum zu thun, die Musik zu hören, sondern ich entfernte mich bald wieder und nahm einen Paletot und ein Paar Kaloschen mit mir fort, die sich unter den dort abgelegten Kleidungsstücken befanden, ohne daß ich wußte, wem sie gehörten. Ich wollte mir durch deren Verkauf Geld verschaffen und gab Tags darauf einem Studenten, der mit mir zusammen wohnt, den Auftrag dazu. Dies mißlang, und als ich wegen dieser Sachen zur Rede gestellt wurde, habe ich meine That gleich offen eingestanden, denn ich hatte dieselbe bereits sehr bereut und wollte nicht, daß meinetwegen vielleicht ein Unschuldiger in Verdacht komme." Nachdem die zwei vorgeladenen Zeugen ihr Eigenthum an den gestohlenen Sachen anerkannt haben, beantragt der Staatsanwalt, den Verlust der Cocarde und sechsmonatliche Gefängnißstrafe, nebst Detention bis zum Nachweise der Besserung und des redlichen Erwerbs gegen den Angeklagten auszusprechen, auf Züchtigung aber wegen des offenen Geständnisses nicht zu erkennen. Der Vorsitzende befragt den Angeklagten, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung anzuführen habe. — Er sagt: „Ich wage es, an Ihre Milde und Humanität zu appelliren. Es ist schon traurig genug für mich, daß ich mein Lebensglück vernichtet sehe; ich werde in keiner Anstalt mehr Aufnahme finden; ich habe keine Hoffnung mehr, meine Studien fortsetzen zu können, denn man wird mich verachten und hülflos lassen. Nur meine verzweifelte Lage ist Schuld daran gewesen. Lassen Sie dieses Mal Gnade für Recht ergehen!" Der Vorsitzende macht ihm bemerklich, daß er durch sein offenes Geständniß allerdings Anspruch auf eine Milderung der gesetzlichen Strafe erlangt habe. Nach einer kurzen Berathung eröffnet er ihm das Erkenntniß, dahin lautend, daß der Angeklagte, Musikeleve W., des großen gemeinen, in einem öffentlichen Gebäude verübten Diebstahls schuldig und demgemäß mit dem Verluste des Rechts, die Nationalcocarde zu tragen, und einer zehnwöchentlichen Gefängnißstrafe nebst Detention bis zum Nachweise der Besserung und des redlichen Erwerbs zu bestrafen. Der Angeklagte verließ tief betrübt den Saal. (Ztgsh.)

Mannichfaltigkeiten.

Von dem neuen einaktigen Drama der HHn. Dennery und Lamoine sind bereits mehrere deutsche Uebertragungen erschienen. Eine derselben von C. Gollmick in Frankfurt a. M. unter dem Titel: „Eine Mutter des Hauses" liegt vor uns, und wir haben sie mit Vergnügen gelesen. Die anziehende Handlung und ganz besonders die sittliche Tendenz dieses kleinen Drama's verleihen ihm einen Vorzug vor vielen Stücken dieser Art und bei guter Aufführung wird es einen günstigen Bühnenerfolg gewiß nicht verfehlen. Die Bearbeitung C. Gollmick's ist eine freie, und der Dialog gewandt und fließend. Da wir die andern Uebertragungen nicht kennen, so können wir auch zwischen ihnen und der des Hrn. Gollmick's keine Parallele ziehen. Dergleichen Concurrenzen sind bei der Eilfertigkeit unserer deutschen Uebersetzung an der Tagesordnung; aber zu einer Bemerkung sehen wir uns hier veranlaßt. Die Theaterdirektionen nehmen gewöhnlich diejenige Uebersetzung, die ihnen zuerst geboten wird und den andern um ein paar Tage vorausgeeilt ist, an, während sie doch besser thun würden, unter den Concurrenzen zu prüfen und demnach erst ihre Wahl zu treffen. Der Vorzug gebührte nicht dem schnellsten, sondern dem besten Uebersetzer, und bei einer derartigen Prüfung würde das Publikum besser berathen seyn, als bei dem dermaligen Verfahren; denn es ist wohl bekannt, was ein Original nach Maßgabe einer guten oder schlechten Uebertragung gewinnen oder verlieren kann. Wir glauben diese Bemerkung der Beachtung empfehlen zu dürfen.

Bei der Verhandlung über die Theuerung bemerkte der Abg. Dörtenbach: das Volk habe seit lange die Finanzverwaltung unterstützt; nun sey es an der Zeit, daß die Finanzverwaltung einmal kräftig das Volk unterstütze. Der Finanzminister v. Gärtner erwiederte: am Ende sey es immer wieder das Volk, welches sich selbst unterstütze. — Ein wahres Wort.

Korrespondenz.

Stuttgart, 15. März.

An Theater-Neuigkeiten berichte ich Ihnen, daß der Tenorist Krauß aus Berlin hier gastirt und heute als Othello debutirt, wobei Mad. Dingelstedt (Jenny Lutzer) aus Gefälligkeit die Rolle der Desdemona übernommen hat, daß Mad. Grabowsky ihr Gastspiel hier geendet hat in der Donna Diana, als welche sie eben so wenig gefiel als in Schiller's Jungfrau, während sie im Conversationsstück großen Beifall fand, daß noch mehrere andere Gäste erwartet werden, darunter einige Karlsruher, daß unser Balletmeister Henzi mit seinen beiden jüngsten

Digitized by Google

Kindern ein Engagement nach Paris auf einige Wochen angenommen hat und daß Rücken's „Prätendent" nächsten Sonntag hier zur Aufführung kommt, da Hr. Pischek ihn zu seinem Benefize gewählt. Heute zischelt man sich in die Ohren, es habe gestern dem Theater während eines Zwischenakts durch Ausströmen und Entzündung von Gas auf der Bühne abermals ein Brand gedroht; es sey aber sogleich allen Mitwirkenden verboten worden, davon zu sprechen. Der Maschinist, Hr. v. Sell, hat in einer Eingabe an den König alle Verantwortlichkeit für den Fall eines Brandes von sich abgelehnt, so lange die Gasbeleuchtung eingeführt bleibe.

Mardueg, 14. März.

Um aus unserer neuerlich so vielfach besprochenen Stadt doch auch einmal etwas Erfreuliches zu berichten, so hat der vorige Winter in musikalischer Hinsicht die befriedigendsten Fortschritte gebracht. Seit dem Antritt des Hrn. Musikdirektor Deichert, der früher in Kassel an der Hofkapelle unter Spohr thätig war, ist hier ein reger Sinn für Musik erwacht. Die Aufgabe war gewiß nicht leicht, in einer Stadt, die keine Regimentsmusik hat, noch sonst geordnete musikalische Kräfte besitzt, aus bloßen Dilettanten ein Orchester zu bilden, dessen Leistungen schon jetzt sehr befriedigend sind. In den sieben Winterkonzerten des musikalischen Vereins wurde uns ein lange entbehrter Genuß bereitet, die Aufführung vollständiger Ensemblestücke, Symphonien von Beethoven, Mozart, u. s. w., so wie trefflicher Konzertstücke, wobei Hr. Deichert als Violinist seine Meisterschaft darthat. Eins der Konzerte zu Anfang des Jahrs war zur Gedächtnißfeier auf Mozart bestimmt; die Eröffnung geschah durch einen Prolog, und nur Mozart'sche Compositionen kamen zur Aufführung. Auch Vereine für Vocalmusik bewähren den befriedigendsten Fortschritt; die academische Liedertafel brachte eine gelungene Aufführung der Antigone nach der Composition Mendelssohns, so wie der Gesangverein unter Deichert's Leitung den Paulus aufführte. Man sieht also, daß es nur des rechten Mannes bedurfte, um die vereinzelten Kräfte zu sammeln und den Sinn für Kunst zu wecken.

Mainz, 11. März.

Man redet neuerdings viel davon, daß unsere Stadt in commercieller und industrieller Beziehung von andern rheinischen Städten überflügelt werde. Vielleicht ist an der Angabe einiges Wahre; allein eine große Bedeutung legen wir derselben nicht bei, da der Wechsel doch uns momentan seyn kann. Handel und Industrie mögen immerhin, wie das bewegliche Element des Wassers, hin und her wogen; sie können doch unserer Stadt niemals entfremdet werden, die durch ihre günstige Lage zum Stapelplatz für Waarenaustausch, so wie zum Vereinigungspunkt für gewerbliche Kräfte vorzüglich geeignet ist. Was aber für Mainz eigenthümlich, was keinem Wechsel unterworfen ist, das ist die herrliche Natur, die es in der Nähe und Ferne umgibt. Die erhält seine Bewohner in heiterer Laune, auch wenn mitunter theuere Zeit ist, und lockt dieselben in der günstigen Jahreszeit nach den freundlichen Lustörtern der Umgebung, in der ungünstigen aber nach den Opern und Konzertsälen. Denn Musik ist die Kunst, auf welche der Mainzer willig Zeit und manchen sauer verdienten Thaler verwendet, und die spendet ihm Sommers die beliebtesten Konzertgeber in Busch und Lüfte gratis, Winters die Sänger und Virtuosen für mageren Sold. Da sind denn in letzterer Beziehung besonders drei Institute, die Anerkennung verdienen, weil sie uns manchmal die Sorgen um das liebe Brod vom Herzen wälzen, wie meinen die Oper, die Liedertafel und der Musikverein unter Leitung des Hrn. Musikdirektors Schmitz. Das erstere Institut, zu Anfang der Saison sehr karg bedacht, erhob sich allmählich durch Anwerbung besserer Talente zu befriedigenden Leistungen; die Liedertafel fährt in gewohnter Weise fort, den Musen zu huldigen, ohne gerade bedeutende Sensation zu erregen. Das dritte von den Instituten, deren wir erwähnten, entfaltet in diesem Winter eine lobenswerthe Thätigkeit. Seit den sechs Jahren, daß es hier besteht, hat es mit seltener Consequenz sein Ziel verfolgt, und dies ist kein anderes, als ernste, großartige Tonstücke älterer und neuerer Meister in würdiger Weise vorzutragen. Die Theilnahme des Publikums, der Eintritt musikalischer Talente in den Verein, die tüchtige, thätige Leitung des Dirigenten, dessen wissenschaftliche Bildung, die Verbindung mit dem hiesigen Kunstverein sind die Motive, aus welchen die allerdings glänzenden Resultate hervorgingen, womit uns das Institut erfreute. Wir haben das Mozart'sche Requiem, ein Theil vom Oratorium „David" von B. Klein, sodann vollständig das Oratorium „Christus am Oelberg" gehört, die vollendete Vorführung des letzteren bereits in diesen Blättern besprochen. Außerdem wurden monatlich in den Soiréen des Kunstvereins Quartette, Chöre und Lieder und Anderes, zum Theil von dem Dirigenten selbst componirt, vorgetragen, deren Auswahl und Ausführung gleich erfreulich war. So äußerten besonders in der letzten Soirée ein Duett aus Jessonda für Tenor und Baß und mehrere einfache Lieder, mit Gefühl und Kraft und einer seltenen Sopranstimme vorgetragen, eine ergreifende Wirkung. Das umsichtige Präsidium des Kunstinstituts hat uns durch diese Verbindung mit dem genannten Musikverein manchen genußvollen Abend bereitet. Wäre es aber nicht möglich, daß die musikalischen Kräfte von Mainz noch mehr concentrirt würden, zumal da bei der Liedertafel ein Wechsel der Direktion demnächst bevorsteht? Wo Großes in der Kunst geleistet werden soll, da dürfen die Interessen Einzelner nicht hindernd im Wege stehen.

Aus dem Kreise Bingen, im März.

Wie sehr auch die Frage der Emancipation der Juden in den meisten deutschen Ständekammern der Gegenstimmung durch ein den Gegnern derselben eingeprägtes Vorurtheil bisher erliegen mußte, so schreitet sie dennoch im Stillen desto schöner voran. Diesen Beweis liefern uns die in mehreren Gemeinden unseres Kreises in jüngster Zeit stattgehabten Gemeinderathswahlen, bei welchen auch israelitische Bürger zu dieser Würde gelangten. Dieser Akt ehrt eben so sehr die Wähler, als die Gewählten, indem er bekundet, daß die christlichen Einwohner solcher Gemeinden, von dem Geiste der Humanität innig beseelt, sich nicht durch ein bei den Wahlumtrieben so häufig vorkommendes, durch den Stachel des Ehrgeizes veranlaßtes, niedriges Werb- oder Bestechungs-System verleiten lassen, ihr Zutrauen unwürdigen Personen zu schenken, sondern das Verdienst würdigend anerkennen und sollte der Träger desselben auch ein Nichtglaubensverwandter seyn. So wurde am 6. März jüngst in der Gemeinde Horrweiler, die nur fünf israelitische Einwohner zählt, der dortige Weinhändler und Gutsbesitzer Gottfried Salomon als neugewähltes Mitglied des Gemeinderaths beeidigt. Der Beifall, mit welchem dies Ereigniß in der Gemeinde aufgenommen wurde, zeigte sich am schönsten in der Stimmung der ganzen Municipalbehörden zu Horrweiler, die nach geschehener Beeidigungsfeierlichkeit der Einladung des Hrn. Salomon entsprachen, in dessen Hause bei einem guten Glase 1846r die neue Collegialschaft begründeten und es auch an Toasten für unser allverehrtes Regentenhaus, für die höheren Behörden des Kreises, für die Gemeinde Horrweiler ꝛc. nicht fehlen ließen. Auch in der Gemeinde Bödesheim, bei Bingen, wurde erst kürzlich der dortige israel. Bürger und Gutsbesitzer Valentin Marx zum Gemeinderathe gewählt. Solche Schritte zeigen am deutlichsten, daß endlich die Schranken der Intoleranz geschwunden, daß die Fessel des Fanatismus dem schönen Bande der Humanität das Feld räumen mußte. Möge dieses schöne Bild der Eintracht von noch recht Vielen zur Nachahmung gewählt werden und möge es für die betreffenden Gemeinden die schönsten Früchte bringen!

Charade.

Dem, den wie lieben, rufen wir
Die Erste laut entgegen.
Die Zweite spendet Labung dir;
Sie lebt von Schnee und Regen.
Das Ganze liegt in Schwabenland
Am anmuthreichen Neckarstrand.

Nidda. G. Heberer.

Auflösung der Charade in Nro. 76.

Gradstein.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. März. Die unruhige Nachbarschaft, komische Oper in 2 Abth., Musik von Wenzel Müller. Greten: Fräulein Langhein.

Samstag, 20. März. (Zum Vortheil des Hrn. Heinrich Wolff:) Großes Konzert. Vorher (neu einstudirt): Kataplan, der kleine Tambour, Vaudeville in einem Act, arrangirt von Pillwitz. (Baßrolle) Grosvanon: He. Scheidler, vom Theater zu Köln.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 79. Samstag den 20. März 1847.

Es bleibt unter uns.

Eine Thatsache. Mitgetheilt von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Aus Chrudimsky's Augen sprühen Blicke der tiefsten Verachtung, und seine Rechte fährt unwillkürlich nach der Seite, wo zum Glücke diesmal der Säbel nicht hängt. Doch er mäßigt sich schnell und spricht in dem geringschätzigsten Tone: „Knaben, die kaum der Amme entlaufen sind, sollten sich nie in Männerangelegenheiten mischen."

„Mein Herr!" braus't der Cornet auf.

„Ruhig, junger Mann, Sie sind hier in meiner Behausung, und ich wahre mein Hausrecht selbst gegen russische Diktatur. Was den Revers betrifft, so werde ich ihn nicht ausstellen."

Der Cornet ist durch des Polen herrisches Betragen aus seiner studirten Rolle gefallen, und weiß nicht, was er sagen soll. Da ihm jede Bildung und Gewandtheit mangelt, so sucht er seine Verlegenheit durch Brutalität zu ersetzen, und versetzt: „Wir werden Sie dazu zwingen!"

„Wie? Am Ende Sie?" fragt Chrudimsky mit malitiösem Lächeln.

„Zweifeln Sie daran?" ruft der Cornet, an seinen Säbel schlagend. „Wehe Ihnen, wenn Sie sich ein Spiel mit uns erlauben!"

Der Woiwod tritt dicht an seinen Besuch und fixirt ihn mit blitzenden Augen. „Polen und Russen spielen nie zusammen," spricht er fest, „merken Sie sich das. Um aber Ihrer lächerlichen Arroganz ein Ziel zu setzen, bemerke ich Ihnen, daß die Eskadron bei ihren Exercitien auf meinem Territorium für wenigstens achtzig Gulden Schaden angerichtet hat, und daß ich, vor Einhändigung dieser Summe, keine Beglaubigung Ihrer guten Aufführung von mir geben werde. Sagen Sie das Ihrem Rittmeister."

Des Cornets Entrüstung hat durch diese grundlose Beschuldigung ihre höchste Stufe erreicht. „Sie sind ein erbärmlicher Lügner!" ruft er; „auf Cavalierparole! ein Leibeigener von meinen Gütern gilt mehr als ein polnischer Edelmann Ihres Schlages."

Das ist für den stolzen Woiwoden zu viel. Er wendet sich rasch und giebt dem Cornet eine Ohrfeige, daß dieser einige Schritte zurücktaumelt. Aber in demselben Augenblick scheint ihn auch die rasche und unüberlegte That zu gereuen, denn er ergreift den Arm des schwer beleidigten jungen Mannes, der eben den Säbel ziehen will, und spricht: „Ruhig, bei Ihrer Ehre! ruhig; Sie sind in meiner Behausung. Bei dem geringsten Angriffe gegen mich rufe ich durch diesen Glockenzug meine Diener, und Sie sind zeitlebens gebrandmarkt. Die Beleidigung war gegenseitig. Dem ungeachtet würde ich Ihnen Genugthuung geben, wenn Sie kein Russe und ein Mann wären. Bedenken Sie übrigens, daß, wenn die Sache ruchbar wird, selbst ein Duell Ihre Ehre als Offizier nicht wieder herstellen kann, und daß die militärische Laufbahn Ihnen auf immer verschlossen ist. Begnügen Sie sich deshalb mit dieser Lektion, und lernen Sie in Zukunft Ihre Worte, einer gereizten Nation gegenüber, mäßigen. Nehmen Sie hiermit mein feierliches Ehrenwort, daß die Sache ganz unter uns bleibt und von meiner Seite aus keine lebende Seele erfahren soll, was hier geschehen. Jetzt gehen Sie, und melden Ihrem Rittmeister meinen Entschluß."

Mit diesen Worten schiebt Chrudimsky den ganz konsternirten Cornet zur Thüre hinaus, und dieser verläßt das Schloß, indem er kaum selbst weiß, wie alles so unvermuthet gekommen. Unterwegs überlegt er des Polen Worte und findet, daß sie allerdings sehr wahr sind, und daß er auf Lebenszeit blamirt ist, wenn die ihm widerfahrene Behandlung ruchbar wird. Aber in seinem Innern kocht und gährt es, und er sinnt vergeblich auf ein Mittel, die Schmach zu tilgen. Endlich entschließt er sich, seinem Rittmeister, den er als einen Mann von festem, verschwiegenem Charakter kennt, den ganzen Hergang der Sache mitzutheilen und seinen Rath zu erbitten.

Der Graf von Berg fühlt ganz das Gemeine in des Woiwoden Handlungsweise, und die aus Chikane geforderte Entschädigungssumme berührte ihn weniger als der pöbelhafte Angriff auf seinen Cornet. Sein Entschluß war indessen schnell gefaßt, er ließ sich ein Pferd satteln und sprengte eine Stunde später nach dem Schlosse. Kehren wir darum nochmals in Chrudimsky's Zimmer zurück.

Wir sehen ihn wieder an demselben Fenster stehen, denn man hat ihm eben gemeldet, daß der Husarenrittmeister in den Hof gesprengt sey. Er mußte seinen Besuch erwarten, denn die Eskadron durfte ohne den Revers nicht abziehen. Indessen ist seine Haltung von der früheren wesentlich verschieden. Hat ihm das an dem Cornet begangene Unrecht zur Nachgiebigkeit gestimmt, oder glaubt er den Rittmeister, der im Adelstrange über ihm steht, und der überdies ein gesetzter Mann von Bildung und Erfahrung ist, anders behandeln zu müssen, kurz, die Züge seines Gesichts sind weniger streng, und er begrüßt den Grafen mit der erkünstelsten Zuvorkommenheit, als dieser eintritt.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, Herr Graf?"

„Mein Cornet hat mir Ihre Weigerung und Ihre Ansprüche überbracht, und ich komme, die Sache persönlich zu ordnen."

„Sehr angenehm. Und auf welche Weise?"

„Sie behaupten, Beschädigungen erlitten zu haben, und fordern die Summe von achtzig Gulden?"

„So ist es, der Anschlag ist äußerst gering, und ich kann vor Ueberlieferung dieses Betrags kein Certifikat ausstellen."

„Ganz in der Ordnung. Ich bringe Ihnen das Geld, schreiben Sie."

Digitized by Google

Während Chrudimsky schreibt, zählt der Rittmeister achtzig polnische Gulden auf den Tisch.

„Hier ist das Geld."

„Hier der Revers."

„Nun noch ein Wort, mein Herr. Ich will nicht erörtern, in wie weit Ihre Forderung eine rechtmäßige ist, ich glaube, daß ein Edelmann sich keiner gemeinen Chikane schuldig machen kann. Diese Sache ist abgemacht. Aber Sie haben meinen Cornet auf eine entehrende Weise behandelt. Die Affaire muß, wie Sie ganz richtig gegen ihn bemerkten, allerdings verschwiegen bleiben, wenn nicht die ganze Carriere des jungen Mannes zerstört werden soll. Indessen er ist Edelmann wie Sie, und kann folglich diese Beleidigung nicht ruhig hinnehmen. Zu welcher Genugthuung sind Sie erbötig?"

„Zu keiner. Sein gemeines Betragen gegen mich hat diese gemeine Züchtigung verdient; übrigens ist es Grundsatz des polnischen Adels, sich weder mit Knaben noch mit Russen zu duelliren."

„Verzeihen Sie, das wußte ich nicht. Weil aber so auf keine Weise etwas zur Ehrenrettung meines Cornets geschehen kann, so hat er mich beauftragt, die Sache wenigstens in's Gleichgewicht zu bringen, was hiermit geschieht."

Mit diesen Worten sitzt eine so derbe Ohrfeige auf des, sich keines solchen Angriffes versehenden Polen Wange, daß er ganz betäubt in einen Sessel zurücksinkt. Er will aufspringen, will nach seinen Waffen greifen, aber Berg hält ihn mit kräftiger Faust zurück. „Ruhig, bei Ihrer Ehre! ruhig! Wollen Sie sich zum Gespötte Ihrer Diener machen? Die Sache ist zu sensible, als daß ein Mensch außer uns darum wissen dürfte. Die Beleidigung war gegenseitig, jetzt ist sie ausgeglichen. Demungeachtet würde ich Ihnen an meines Cornets Stelle Genugthuung geben, wenn Sie nicht eben erklärt hätten, daß der polnische Adel sich nicht mit Russen duellirt. Seyen Sie in Zukunft weniger rasch mit Handlungen, die dem Ehrgefühl des Mannes, wie viel mehr des Militärs, zuwider laufen, und begnügen Sie sich mit dieser Lektion. Ueberdies nehmen Sie mein Ehrenwort, daß die Sache unter uns bleibt, und daß von meiner Seite aus keine lebende Seele erfahren soll, was hier geschehen. Leben Sie wohl!"

Der Rittmeister empfiehlt sich, ohne daß Chrudimsky ihn zurückzuhalten versucht hätte, und die Eskadron verläßt am folgenden Tage die Gegend.

Fast ein Jahr war vergangen. Der Graf von Berg hatte während dieser Zeit noch zweimal die Garnison gewechselt, und stand zu Anfang des Jahres 1842 in einem kleinen Städtchen in der Nähe von Lublin. Die Scene auf Chrudimsky's Schlosse war, dem gegebenen Ehrenworte gemäß, verschwiegen geblieben, und für beide Theile schien es geeignet, sie ganz zu vergessen. Da erhielt eines Tages der Rittmeister eine Einladungskarte zu einem großen Feste, welches auf einem Schlosse, eine Stunde von seiner Garnison entfernt, gefeiert werden sollte. War die Einladung selbst schon etwas Auffallendes, weil der polnische Adel sich ganz von dem russischen abschloß, so fand Berg noch weit mehr Ursache zum Mißtrauen, als er den Namen Stanislaus Chrudimsky auf der Karte unterschrieben sah. Eingezogene Erkundigungen belehrten ihn, daß der Festgeber der Bruder Desjenigen sey, mit dem er bereits in so unangenehme Berührung gekommen war. Er warf sich die Frage auf, ob er gehen sollte, ob nicht. Eine Absicht lag dieser plötzlichen Annäherung zu Grunde, dies schien ihm gewiß, eben so, daß sie seiner Person, als Beleidiger eines der Ihrigen galt. Er kannte den unersättlichen Rachedurst der Polen. Sollte er sich selbst seinen Feinden überliefern und durch einen Plan, den er nicht kannte, seine Person, seine Ehre, vielleicht sein Leben preisgeben? War es nicht geeigneter, falls man einen Anschlag gegen ihn beschlossen hatte, die Gegner an sich kommen zu lassen und sie stehenden Fußes zu erwarten. Aber während dieser Reflexionen trat seine Ehre als Edelmann und Militär dazwischen. Auch nicht dem Verdacht der Feigheit durfte er sich bei einer Nation aussetzen, die so gern geneigt war, den Russen Muth und Tapferkeit abzusprechen. Indem er sich entschloß, die Einladung anzunehmen betrachtete er sich als den Repräsentanten, vielleicht als das Opfer der russischen Ehre.

(Fortsetzung folgt.)

Was können wir aus der Erziehung der Griechen und Römer für unsere Zeit lernen?

(Vortrag im Dresdner Turnverein gehalten von Dr. Hermann Köchly.)

(Fortsetzung.)

Die vollständige turnerische Ausstattung des Körpers war bei den Alten durchaus nothwendiger und unterscheidender Bestandtheil der Erziehung eines freigebornen Mannes. Grausam, aber consequent, untersagte daher das Gesetz zu Athen den Sklaven den Besuch der Gymnasien und die Anstellung gymnastischer Uebungen. Und bei den Spartanern konnte nur Derjenige auf die Rechte eines Vollbürgers Anspruch machen, welcher die vom siebenten Jahre an gemeinschaftliche, namentlich auf geregelter Körperübung und Körperabhärtung beruhende Erziehung vollständig durchgemacht hatte; eine Gunst, die sie auch wohl ausnahmsweise den Söhnen von Fremdlingen und Sklaven angedeihen ließen, wodurch dann diese auch zu ganzen Spartanern mit gleichen Rechten und Pflichten gemacht wurden. Um so viel höher stand ihnen die geregelte Zucht, als die zufällige Geburt.

Wie viel können wir da von den Alten lernen, von ihnen, die man freilich öfter vom Katheder herab und in der Studirstube gepriesen, als im Leben nachgeahmt hat. Wie viele Eltern halten noch heut' zu Tage das Turnen für die geeignetste Gelegenheit, die Glieder zu verrenken, Arme, Beine oder gar den Hals zu brechen? Wie viele Eltern glauben dadurch ihre lieben Kinder am besten vor körperlichen Unfällen und Gebrechen zu bewahren, wenn sie ihnen das einfachste und sicherste Mittel, nämlich die Erwerbung körperlicher Geschicklichkeiten, fern halten, um jene zu vermeiden und diese zu heilen? Auf Ausrottung dieser Vorurtheile hinzuwirken, einerseits durch Verbreitung richtiger Ansichten und Belehrung der Betheiligten, andrerseits durch eine fortschreitende allseitige Förderung und Ausbildung des Turnens selbst, das ist eben vorzugsweise die Aufgabe der Turnvereine, deren Wirksamkeit daher auch dann keineswegs aufhören kann, wenn der Staat, wie wir von Herzen wünschen, das Turnen der Kinder als einen integrirenden Theil der gesammten Jugenderziehung in Schutz nimmt. Doch genug von der Gymnastik!

Denn auch hinsichtlich der Diätetik oder Lebensweise können wir von der Jugenderziehung der Alten lernen. Mit Sonnenaufgang begannen die Schulen bei Griechen und Römern. Der Knabe mußte früh heraus aus dem einfachen harten Lager, welchem Federbetten und weiche Kissen fremd waren; mußte sich waschen und fertig machen, und dann trabte er, selbst bei dem selteneren Schneegestöber, in leichtem Kleide zur Schule. Geistige und körperliche Uebungen wechselten mit Erholung und Erquickung auf mannichfaltige Weise ab; der Schulmeister und der Turnlehrer lösten einander ab, und für ein doppeltes Frühstück, das eine etwa 9 Uhr Morgens, das andere zur Mittagszeit, ward auch Muße gegeben. Gegen Sonnenuntergang ging man nach Hause; und dann erst, wenn man „des Tages Last und Hitze" überstanden hatte, erfolgte für Klein und Groß die Hauptmahlzeit. Die Speisen selbst, auch für die Erwachsenen, wenn man von Roms Schlemmerei in den Zeiten des Verfalls absieht, weniger zusammenge-

Digitized by Google

setzt, als bei uns, waren namentlich für die Jugend einfach und naturgemäß. Dieser Wechsel von kalt und warm war ihnen fremd. Kein Kaffee, keine Chocolade, keine hitzigen Getränke, kein Marzipan und Pfefferkuchen, und dergleichen Zähne- und Magenverderb mehr. Die Kleidung leicht und einfach, im Wesentlichen bei aller Verschiedenheit aus zwei Stücken bestehend, aus einem hemdartigen Rock zum Anziehen (Chiton bei den Griechen, Tunica bei den Römern) und einem Mantel oder tuchartigen Ueberwurf zum Umnehmen (Chlaena bei den Griechen, Toga bei den Römern) gleich geeignet zu Abhärtung des Körpers wie zu freier Bewegung der Glieder, und wie auch in späterer Zeit Kleiderluxus und Modenarrheit bei Frauen und Männern einreißen mochte, auf die Kinder scheint sich dieser Fehler kaum erstreckt zu haben, und selbst in den Zeiten des Verfalls dürfte es Niemandem eingefallen seyn, gerade die Kleinen zu wandelnden Modebildern und Zierassen herauszuputzen. Ist etwas geeignet, uns in dieser Hinsicht zu gesunder Natürlichkeit zurück zu führen, so dürfte es gerade unsere eben so wohlfeile als gutstehende Turnerkleidung seyn, die vielleicht einst bei größerer Ausbreitung bestimmt seyn kann, in mannichfaltiger Entwickelung ausländischen Tand zu verdrängen.

Fern blieb aber auch den Kindern der Griechen und Römer die Ueberhäufung mit häuslichen Arbeiten; namentlich die endlosen und unnützen Schreibereien, welche den Geist abstumpfen und den Körper siech machen, das Aufsitzen bei Lichte, welches außerdem noch die Schärfe des Auges verdunkelt.

Die Ephoren zu Sparta, die oberste Behörde, hatten von Zeit zu Zeit die Pflicht, die Knaben zu untersuchen, ob sie auch nicht zu dick und zu träg geworden seyen. Was würde ein solcher sagen, sähe er unsere überfütterten, stubensiechen, drüsenkranken, kurzsichtigen, körperlich unfertigen, geistig abgetriebenen Kinder?

Wir sind schon etwas in das geistige Gebiet der Erziehung hinübergeschweift. Ehe wir dasselbe vollständig betreten, müssen wir noch ein paar Punkte ins Auge fassen, welche uns gleichsam den Uebergang dazu bahnen: den äußern Anstand und die Waffenübung. Wie oft tritt bei uns, wenn auch gerade in Dresden verhältnißmäßig weniger, das Unwesen zügelloser Gassenjungen auf eine störende Weise auf. Die Alten dagegen richteten besondere Aufmerksamkeit auf das Betragen der Knaben auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. Sie sollten ruhig und gesetzt, gesenkten Hauptes, ohne aufzublicken oder sich umzusehen, auf der Straße ihres Weges gehen, den Erwachsenen ausweichen, und in jeder Hinsicht sich bescheiden benehmen. Darüber wachten die Pädagogen, Musterſklaven, welche mit besonderer Sorgfalt ausgesucht, den Knaben bis zum Jünglingsalter, auf Schritt und Tritt zu begleiten und zu beaufsichtigen hatten, wobei ihnen natürlich auch das Recht angemessener Züchtigung nicht fehlte. Besonders aber gaben die zahlreichen religiösen Volksfeste der heranreifenden Jugend Gelegenheit, in wohlgeordneten Aufzügen zu Fuß und zu Roß, in „schöngeschlungnen seelenvollen Tänzen" zu zeigen, daß sie auch den Chariten oder Grazien, den Göttinnen der Anmuth, zu opfern gelernt hätten; ja, eigentliche Kinderfeste hatte selbst das rauhe und strenge, aber nicht gemüthlose Sparta. Der Tanz der Alten, in so fern er Gemeingut Aller war, ein Hauptbestandtheil des Götterdienstes, bestand eigentlich nur in rhythmischem mit taktmäßiger, ausdrucks- und würdevoller Bewegung des ganzen Körpers, namentlich der Arme, begleitetem Einherschreiten. Gemeinschaftlicher Tanz beider Geschlechter zum geselligen Vergnügen war den Alten ganz unbekannt, und manche Arten dieses Tanzes, unsere Galoppaden, Polkas und Mazureks würden einem altgriechischen Touristen, wie etwa dem Vater der Geschichte, dem ehrlichen Herodotos, als eine höchst sonderbare und ungeziemende Sitte roher Barbaren erschienen seyn!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 14. d. M. fand wieder eine der monatlichen öffentlichen rhetorischen Uebungen unter der Leitung des Hrn. Johann Hartig statt. Die Uebungen dieses Sprach- und Redevereins haben ohne Zweifel einen vielseitigen Nutzen, indem sie die Mitglieder nicht nur an einen freieren und bessern Gebrauch des Wortes gewöhnen, sondern auch viele der schönsten Blüthen deutscher Dichtkunst immer volksthümlicher machen. Der Verein hat seit seinem Bestehen schon manches Löbliche geleistet und sowohl seinen Theilnehmern wie auch den zahlreichen Besuchern seiner öffentlichen Uebungen Vergnügen bereitet. Möge er seinen rühmlichen Eifer und seine unverkennbare Liebe zur Sache bewahren und durch Eintracht wachsen und gedeihen. Die Sache, die er zu fördern strebt, ist gut, und wie oft schon hat sich aus kleinen Anfängen Größeres erfreulich gestaltet! Hr. Hartig genießt die Achtung und das Vertrauen seiner Schüler und Kunstjünger, und wird somit immer erfolgreicher wirken können. Da zu seinen Lieblingsideen auch diejenige gehört, den Gebrauch der Fremdwörter aus unserer schönen Muttersprache zu verdrängen, so wären wir der Meinung, daß er vor Allem die Bezeichnung seines Vereins als eines rhetorischen aufgeben und ihn etwa den rednerischen nennen möge. Man muß in solchen Dingen folgerecht oder, wie der Lateiner zu sagen pflegt, consequent seyn.

Zur Erkenntniß des Scheintodes wird von einem Arzte das sehr einfache Mittel vorgeschlagen, an einer bestimmten Stelle des Körpers eine Brandwunde zweiten Grades anzubringen, deren Erfolg, ob nämlich ein Wasserblätterchen entsteht oder nicht, über die Frage, ob noch Leben vorhanden oder dasselbe wirklich entflohen sey, entscheidend seyn müsse.

(Berlin, 13. März.) Man spricht hier viel von einer Erhebung des jetzt in Wien so hochgefeierten Componisten Meyerbeer in den österreichischen Adelstand. In Oesterreich scheint es übrigens Denjenigen, welche israelitischer Abkunft sind, leichter zu fallen, geadelt zu werden, als das Bürgerrecht zu erlangen.

Am Ganges-Kanal in Englisch-Ostindien, welcher im Jahre 1851 vollendet seyn soll, wird rüstig gearbeitet; seither wurden jährlich 20,000 Pf. St. auf den Bau verwendet, künftig aber sollen 250,000 Pf. darauf verwendet werden. Derselbe wird nach seiner Vollendung 9 Millionen Acker seither unbebautes Land bewässern und dadurch 2 Millionen Menschen Nahrung verschaffen. Ein anderer Kanal wird vom Sutledge bis in die Mitte des Landes von Bhuttee gebaut, in einer Länge von 90 engl. Meilen.

(Wochenbl. f. d. Transportw.)

Alle Straßen und Häuser in Paris sollen eine gleichförmige Nummerirung erhalten, und zwar blaue Porzellantafeln mit weißen Ziffern.

Als der Sieg bei Bellealliance erfochten war, sandte Blücher einen Lieutenant mit der Siegesbotschaft nach Berlin ab; derselbe zog daselbst unter dem Vorritt von vierundzwanzig blasenden Postillons ein.

Aus Zürich wird uns gemeldet, daß auf der dortigen Bühne H. Laube's „Karlsschüler" in den letzten Wochen bereits mehrmals und jedes Mal mit dem glänzendsten Erfolg gegeben worden. Die Hauptrollen wurden dargestellt durch die Herren

Digitized by Google

Meunbert (Schiller), Keller (Herzog Karl), und durch die Damen Herbert (Gräfin Franzisko), Unzelmann (Generalin Rieger) und Reichel (Laura). — Weiter erhalten wir einen ausführlichen Bericht über das Theater in Paterborn, nach welchem in neuester Zeit dort kein Drama in höherem Maße angesprochen als Gutzkow's „Tartüffe". Waren auch die Kräfte mehrerer Bühnenmitglieder für die Darstellung eines Gutzkow'schen Charakters zu schwach, so fehlte es doch nicht an dem löblichsten Fleiße. Besonders verdient Hr. Boncke Anerkennung für seine gelungene Durchführung des Präsidenten Lawoignon. Charakteristik und Diction dieses Darstellers waren so gelungen, daß wir Hrn. Boncke einen weiteren Wirkungskreis wünschen möchten!

Ein Mehlhändler Berlins ist neulich auf eine eigenthümlich schlaue Idee gekommen, um die Steuerbeamten am Thore zu täuschen. Er rüstete nämlich zwei mit Mehl beladene Wagen aus, welche sich einander völlig gleich sahen. Wagen, Pferd, Geschirr, Kutscher, Anzug des Kutschers, Alles war sich so ähnlich wie ein Ei dem andern. An einem Tage und zu einer Stunde, in der immer bedeutender Steuerverkehr am Thore ist, fuhr nun der Wagen Nro. 1 im Thore vor und verlangte seine Abfertigung. Während der Steuerbeamte mit dem Fuhrmann in das Bureau hineinging, fuhr langsam und leise der Wagen Nr. 2 heran und stellte sich dicht hinter den Wagen Nro. 1. Der Kutscher des Wagens Nro. 2 nahm dann den Wagen Nro. 1 und fuhr mit solchem ruhig in die Stadt hinein, nachdem er den Wagen Nro. 2 noch ein paar Schritte gerade auf die Stelle hatte vorrücken lassen, wo vorher der Wagen Nro. 1 stand. Als der Steuerbeamte nachher mit dem Fuhrmann wieder aus dem Büreau herauskam, hielt er natürlich den Wagen Nro. 2 für den Nro. 1 und er ließ den Wagen Nro. 2 ruhig in die Stadt fahren, ohne zu ahnen, daß schon ein anderer Wagen inzwischen eingefahren war. Späterhin wurde der Betrug aber doch einmal entdeckt.

(Boston, im Febr.) Hier ist das Eldorado für die Aerzte, aber freilich soll das Klima hier auch sehr ungesund seyn. Der Dr. Wilhelm Wesselhöft hat eine Praxis, deren sich vielleicht kein anderer homöopathischer Arzt zu erfreuen hat, und sein Bruder Robert Wesselhöft hat vier Meilen von hier, in Brattleboro, eine Wasserheilanstalt gegründet, welche ihn bald zum reichen Manne machen wird; die Anstalt wird Sommer und Winter stark benutzt. — Madame Weiß ist hier mit ihren 48 Tanzkindern, gefällt und verdient enormes Geld; die Billets wurden zu 4 und 5. Doll. verkauft.

Die Zahl der im Jahre 1846 in den belgischen Eisenbahn-Wartplätzen und Wagen von den Reisenden verlorenen oder liegen gelassenen Effekten beläuft sich auf 3932, wovon nur 1455 Artikel den Eigenthümern wieder zugestellt worden konnten.

(Wochenbl. f. d. Trankp.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 15. März.

Ich habe Ihnen einigen näheren Aufschluß darüber zu geben, welche Mißgriffe der neuen Hoftheater-Intendanz zur Last gelegt werden und was besonders unter einem Theil der Bühnenmitglieder sowohl, wie des Theaterpublikums jene Mißstimmung erregt hat, von welcher ich in meinem letzten Berichte gesprochen habe. Duech ein längeres Interregnum (indem blos provisorisch ein Intendant vorhanden war, der sich vom Tage der Uebernahme an wieder nach der Abgabe der Intendanz sehnte) und durch einige Verhältnisse eigenthümlicher Art hatte sich das bei allen Bühnen, besonders aber bei Hofbühnen, mehr oder minder hervortretende Coterieweesen in einer Weise ausgebildet, wie nicht wohl an einer andern Bühne, was allerdings nicht zum Besten der Kunst gereichte, dem Intriguenspiel aber den weitesten Spielraum ließ und das Einschleichen und Festsetzen einer Menge von Mißbräuchen gestattete. Dieser Zustand der Dinge machte es auch wohl, daß bedeutende Lücken in allen Zweigen der dramatischen Kunst entstanden, welche sich neben vorhandenen, zum Theil bedeutenden Kräften um so greller gestalteten und trotz der ansehnlichen auf das Theatre verwendeten Gelder doch nicht so leicht mit tüchtigen Künstlern ausfüllen ließen, da eine solche Sachlage gerade den größeren Künstlern häufig am wenigsten zusagt. Unter solchen Umständen erregte es allgemeine Freude, als man erfuhr, Hr. v. Gall, der sich bereits durch seine Schrift: „der Bühnenvorstand" (Oldenburg 1844) als einen Mann bekannt gemacht hatte, den man eben so sehr von Sachkenntniß erfüllt, als von ächter Humanität und Kunsteifer beseelt sich dachte, sey als Intendant an's hiesige Hoftheater berufen und zwar mit so ausgedehnter Vollmacht, daß es ihm werde möglich werden, eine durchgreifende Reorganisation der ganzen Anstalt vorzunehmen, so weit er solche für nothwendig finden sollte oder früher bindende Verträge nicht entgegenstünden. Worin muß nun aber eine solche Reorganisation bestehen, wenn sie von Erfolg begleitet seyn und ihrem Zweck entsprechen soll und wie muß sie begonnen werden? Sie muß auf Grund der bestehenden Verhältnisse und diesen gemäß vorgenommen, das vorhandene Gute benützt, gutes Neues daran angeknüpft und blos das Schlechte, Verdorbene, das man findet, ausgemerzt werden. Ging Hr. v. Gall auf diese Weise zu Werk? Leider müssen wir durchaus sagen: Nein und tausendmal nein! Hr. v. Gall, dem wir den besten Willen, die beste Absicht nicht absprechen, schüttete gleich von vorn herein das Kind mit dem Bade aus; er riß das alte Gebäude geradezu ein, noch ehe er ein neues besseres an seine Stelle zu setzen hatte. Indem er eingewurzelte Mißbräuche abschaffen wollte, legte er auch die Art an das Gute, das unverkennbar da war. Dadurch wurde das Publikum, dem man nichts Besseres dagegen bieten konnte, gleich von vorn herein zum entschiedenen Feinde gewonnen. In meinem Nächsten werde ich dirs näher mit Eingehung in Personalia begründen und dann zeigen, was, seit man die Mißgriffe eingesehen, geschehen ist, sie wenigstens theilweise wieder gut zu machen.

Mainz, 17. März.

Verflossenen Sonntag, den 14. d., um die vierte Nachmittagsstunde, bewegte sich ein Leichenzug über die große Bleiche dem Friedhofe zu, wie er in Mainz noch nicht gesehen worden. Der Verstorbene war der Israelit Arnold Niederwieser, der im kräftigsten Mannesalter, nach kurzem Krankenlager, dem Nervenfieber erlegen war. Eine feierliche Musik, in der jüdischen Gemeinde etwas bisher Unerhörtes, geleitete ihn zur letzten Ruhestatt, und seinen irdischen Ueberresten voraus zogen Turner mit Fackeln, die in dem Dahingeschiedenen ihren Mitbruder verehrten. Auf dem Turnplatze, vor dem Münster-Thore, an welchem das Leichengefolge vorüberzog, hing eine Trauerfahne, dem Zuge selbst aber folgten zahllose Menschenmassen, die auch größtentheil den jüdischen Kirchhof mit betraten, wo am Grabe des Verblichenen der Rabinats-Vicar Dr. Dr. Cahn seine ergreifende Rede hielt. Diese Leichenfeier, die erste, welche im Sinne und Geiste der hiesigen jüdischen Reformfreunde statt fand, die erste, der sich Christen jeden Bekenntnisses in nie gesehener Anzahl anschlossen, mag als schlagender Beweis gelten, daß die jüngere Generation unserer Stadt von dem Geiste edler Duldung beseelt ist, daß sie immer mehr und mehr erkennt, wie gebieterisch es unsere Zeit fordert, alle Vorurtheile zu verbannen und dem Guten und Edlen, wo es sich auch finden mag, Achtung und Anerkennung zu zollen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. März. (Zum Vortheil des Hrn. Heinrich Wolff): Großes Konzert. Vorher (neu einstudirt): Nataplan, der kleine Tambour, Vaudeville in einem Act, arrangirt, von Pillwitz. (Gastrolle) Grosscanon: Hr. Scheidler, vom Theater zu Köln.

Sonntag, 21. März. (Zum Erstenmale wiederholt): Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Acten und einem Nachspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 24. März. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel, neu einstudirt): Maurer und Schlosser, komische Oper in 3 Acten, Musik von Auber. Hierauf (zum Erstenmale): Das Duell in der Hasengasse, Localposse in einem Act. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 80. Sonntag, den 21. März 1847.

Es bleibt unter uns.

Eine Thatsache. Mitgetheilt von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Aber nicht blind in die gestellte Falle zu tappen, sondern die nöthige Vorsicht anzuwenden, machte sich von Berg zur Pflicht. Er ritt noch desselben Tages bei anbrechender Dämmerung, in Begleitung seines Cornets, nach der Gegend des Schlosses, um das Terrain zu rekognosciren. Es war ein altes, im gothischen Styl aufgeführtes Gebäude, malerisch auf einer sanft aufsteigenden Anhöhe gelegen. Zwei Flügel, die dem Ganzen die Form eines Hufeisens gaben, schlossen sich an das Centrum. Der linke schien seiner verschobenen Bauart nach dem letzten Jahrhundert anzugehören, der rechte konnte kaum einige Jahrzehnte alt seyn, und war noch nicht ganz vollendet. Geöffnete Fenster im linken Flügel, und Lichter, die sich hin und her bewegten, gaben die Vermuthung, daß dort wohl für den folgenden Tag gereinigt und geschmückt werde, daß dort also jedenfalls die Festräume sich befinden müßten. Weiter ließ sich, der Entfernung und einbrechenden Dunkelheit wegen nichts unterscheiden; genug für den Rittmeister, um seine Maßregeln zu treffen. „Ich weiß nicht, welcher Art der Angriff seyn wird, den man auf mich zu machen beabsichtigt," sprach er zu dem Cornet auf dem Heimwege. „Daß irgend etwas gegen mich im Schilde geführt wird, möchte ich jedoch als gewiß annehmen. Ich habe Sie, als die Ursache des Conflictes, nun zu meinem Retter, im schlimmsten Falle nämlich, ausersehen, und ich erwarte, daß Sie dasselbe für mich thun werden, was ich für Sie gewirkt habe."

„Für Sie mein Leben; gebieten Sie unumschränkt über mich."

„Sie werfen sich morgen in Bauernkleider, welcher Art sie seyn mögen, und folgen mir bis zu dem Wäldchen, wo wir heute hielten, etwa zwei Büchsenschüsse von dem Schlosse. Dort bringen Sie Ihr Pferd unter und legen sich auf die Lauer. Sie werden leicht errathen, in welchem Zimmer sich die Gesellschaft befindet, auf diese sey Ihre ganze Aufmerksamkeit gerichtet. Sind es die des linken Flügels, so werde ich, im Falle der Gefahr, auf den Balkon treten und ein weißes Sacktuch bewegen. Sie treten dann keck in den Schloßhof, wo sich jedenfalls viel Volk befindet und Ihre Erscheinung nicht auffällt, und erwarten entweder ein schriftliches oder mündliches Zeichen von mir. Nur Vorsicht und im Falle der Noth die größte Raschheit." —

Am folgenden Tage zur bestimmten Stunde sprengte der Graf von Berg in großer Uniform nach dem Schlosse Chrudimsky's. Er hatte absichtlich keinen Reitknecht mitgenommen, um dem Feinde zu zeigen, daß auch kein Schatten von Besorgniß ihn beherrsche, und daß er allein im Stande sey, allenfallsigen Angriffen zu begegnen. Als er im Hofe hielt, standen schon Diener bereit, sein Roß in Empfang zu nehmen, und kaum war er abgestiegen, so trat der Festgeber, Stanislaus Chrudimsky, aus der Pforte, ihn zu begrüßen. Sein Benehmen war so freundlich, so aufmerksam, so zuvorkommend, daß der Graf mit seinem schlichten Charakter kaum wußte, ob er sein Mißtrauen belächeln oder die studirte Heuchelei Chrudimsky's bewundern sollte.

„In der That, nun ist unser Vergnügen erst vollkommen," sprach der Pole, ihm herzlich die Hand schüttelnd.

„Wie meinen Sie das?" fragte von Berg, dessen Argwohn durch diese Worte wieder rege gemacht wurde.

„Weil wir erst seit zwei Tagen wissen, daß Sie Finnländer, folglich nicht Altrusse sind."

„Und machen Sie zwischen Beiden einen Unterschied?"

„Allerdings. Zwischen Russen und Polen kann keine Freundschaft jemals bestehen, wohl aber zwischen uns und den Söhnen der Provinzen, die erst in den letzten Jahrhunderten der russischen Vergrößerungssucht zum Opfer gefallen sind. Seyen Sie uns deshalb nochmals von Herzen willkommen."

Chrudimsky führte seinen Gast hinauf in den Saal, wo der sämmtliche benachbarte Adel versammelt war. Bei Berg's Eintritte erhoben sich Alle und grüßten ihn mit den Zeichen der tiefsten Ehrerbietung. Man arrangirte sich, Berg erhielt Platz zwischen dem Festgeber und seiner Gemahlin, den ehrenvollsten in der ganzen Gesellschaft. Die Tagsgeschichte wurde verhandelt, Berg bei jeder Gelegenheit um seine Meinung gebeten, und diese stets als die richtigste anerkannt. Anfangs schien ihm das alles nur Sarkasmus und Ironie, und er bemühte sich, durch genaue Beobachtung aller Physiognomien diese Vermuthung bestätigt zu finden; allein es wurde mit solcher Ruhe, mit so entschiedener Vermeidung auch nur der leisesten Anspielung auf seine Person oder Rußland gesprochen, daß er sein Mißtrauen als Thorheit belächelte und immer mehr die Ueberzeugung gewann, hier könne unmöglich eine feindliche Absicht auf ihn stattfinden. Nur einmal, als einer der Gäste bedauerte, den Bruder des Festgebers nicht unter den Versammelten zu sehen, glaubte er zu bemerken, wie Chrudimsky dem Sprecher einen verweisenden Blick zuwarf; aber es war möglich, daß man von seiner feindlichen Stellung zu Xaver Chrudimsky im Allgemeinen Kunde haben konnte, und diese Sache nicht zu berühren wünschte.

Das allgemeine Gespräch ging bald von der Politik zur Kunst, zur Literatur und endlich zu den Bauunternehmungen über, die dieser oder jener der Edelleute auf seinen Schlössern projektirte. Berg bewegte sich in jedem der berührten Punkte mit gleicher Kenntniß, mit gleichem Interesse. Seine Mußestunden waren zwischen Kunst und Literatur getheilt, er hatte auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland viel gesehen und gelesen, die Architektur war von ihm, als Besitzer mehrerer Güter, nicht vernachlässigt worden. So kam man auf die interessanten Umgebungen von Chrudimsky's Schlosse und auf die Verschönerungen zu sprechen, die der gegenwärtige Besitzer vorgenommen

Digitized by Google

hatte. Mehrere Herren wünschten die Neubauten des rechten Flügels in Augenschein zu nehmen, und diesen schloß sich der Rittmeister, als er von einer Gemäldegallerie hörte, mit Neugierde an. Dem Schloßherrn galt dieser Wunsch als Befehl, er bat sich von Berg's Arm aus, und trat an der Spitze einer ganzen Schaar Schaulustiger die Promenade nach dem andern Flügel des Schlosses an. Mehrere mit bedeutendem Kostenaufwande restaurirte Zimmer wurden bewundert und beurtheilt, und als man bis zu den Sälen gelangte, wo die beträchtliche Kunst- und Gemäldegallerie aufgestellt war, verlor sich die Gesellschaft nach verschiedenen Seiten, um zu schauen.

Berg war ganz Auge, ganz Entzücken; er hatte seit mehreren Jahren keinen derartigen Kunstgenuß gehabt. „Ich hätte mir nimmermehr träumen lassen, in Polen solche Kunstschätze, solchen Sinn für Kunst zu finden," sprach er zu Chrudimsky.

„Weil Sie unsere Nation noch zu wenig kennen, Herr Graf. Wir suchen nicht nur unsere Nationalehre mit Aufopferung des letzten Blutstropfens zu wahren, sondern wir schreiten auch mit dem Geiste der Zeit fort und pflegen sorgsam die schönen Künste. Was Sie hier sehen, werden Sie auf allen Schlössern in Polen finden. Wir gehen mit Kunst und Literatur Hand in Hand."

„Nicht möglich! Kunst und Literatur Hand in Hand mit glühendem Patriotismus! Wahrlich, das Volk verdiente ein besseres Loos, und ich beklage mit ihm die verlorene Größe, die unwiederbringlich entschwundene Selbstständigkeit."

„Unwiederbringlich? Glauben Sie?" fragte Chrudimsky mit blitzenden Augen. Doch schnell besonnen, fügte er hinzu: „Wir theilen das Schicksal mehrerer Nationen der alten Zeit. Denken Sie an Griechenland, an Karthago, an Aegypten und andere."

„Es ist wahr, sie Alle fielen der römischen Hydra zum Opfer. Aber ein großer Unterschied findet doch zwischen der Unterjochung jener Staaten und dem armen Polen statt."

„Sie haben ihn mit dem Worte „Unterjochung" ausgesprochen. Jene wurden unterjocht und Polen — verkauft. Doch zu etwas Anderem. Aus Ihrem früheren Gespräche über Literatur glaube ich schließen zu dürfen, daß Sie ein großer Verehrer derselben sind."

„Allerdings, und ich möchte Sie wohl bitten, mich auch mit diesen Schätzen bekannt zu machen."

„Mit dem größten Vergnügen. Nur muß ich bedauern, daß der Bibliothekensaal noch nicht vollendet ist, und die Bücherschätze sich ungeordnet in einem Cabinete aufgespeichert befinden. Um Sie jedoch von der Wichtigkeit und Güte meiner Sammlung zu überzeugen, bitte ich, mir zu folgen."

Sie schritten wieder durch mehrere Zimmer, bis sie zu einem Cabinete, welches der Schloßherr sogleich nach dem Eintritte abschloß, und in dem sich kein anderes Mobiliar, als eine hölzerne Bank befand. „Hier sollte eigentlich meine Bibliothek seyn," sprach er, plötzlich Stimme und Haltung verändernd, „da sie sich aber nicht vorfindet, so muß nothwendig der Zweck unseres Hierseyns ein anderer seyn. Mein Name ist Chrudimsky."

„Ich habe das Vergnügen, mich desselben zu erinnern."

„Gut, dann werden Sie sich auch noch eines andern Chrudimsky erinnern, der mein Bruder ist, und —"

„Der die Ehre hat, sich dem Herrn Grafen zum zweitenmal unter andern Verhältnissen vorzustellen," sprach ein Mann, der aus einer Tapetenthüre trat. Es war der Woiwod Xaver Chrudimsky. „Sie haben mich tödtlich beleidigt."

„Ich habe nur das Recht der Wiedervergeltung geübt."

„Aber nicht in eigener Sache. Sie haben sich zum Rächer eines Knaben aufgeworfen, der in mir die ganze polnische Nation beschimpft hat, und weil der Bube zu feig war, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, so haben Sie es auf ehrlose Weise gethan. Diese Beleidigung eines polnischen Edelmannes kann nur mit Blut abgewaschen werden."

„Ich bin dazu bereit. Lassen Sie mir meinen Säbel reichen, und ich stehe Jedem zu Diensten."

(Schluß folgt.)

Was können wir aus der Erziehung der Griechen und Römer für unsere Zeit lernen?

(Vortrag im Dresdner Turnverein gehalten von Dr. Hermann Köchly.)

(Fortsetzung.)

Wie endlich die Waffenführung das Recht nicht minder als die Pflicht jedes freien Bürgers in den Staaten des Alterthums war, so bildete die geregelte Waffenübung die Spitze der Gymnastik bei der Jugend. Gehörig eingeschult mußte der Athenische Jüngling von seinem 18. bis zu seinem 20. Jahre den geordneten Dienst in den Gränzfestungen des Vaterlandes erlernen; in Sparta, das nicht einmal um die Hauptstadt Mauern duldete, weil die beste Mauer der Bewohner Tapferkeit sey, wurden zur Gewöhnung an die Strapazen des Krieges die jungen Leute nur nothdürftig bekleidet und bewaffnet hinausgestoßen, um, in Wald und Flur herumstreifend, durch Jagd und Felddiebstahl sich den Lebensunterhalt selbst zu verschaffen, und wer sich dabei ertappen ließ, büßte mit derber Leibesstrafe. Bei den Römern endlich mußte schon der Sechzehnjährige gewärtig seyn, zu einem ordentlichen Feldzuge dem Aufrufe des Feldherrn zu folgen. Und so waren es Bürgersoldaten, Milizen, welche bei Marathon siegten und bei Thermopylae starben, welche fast den ganzen damals bekannten Erdkreis unter das Joch der ewigen Roma beugten. Daß aber selbst in neuerer Zeit trotz des unendlichen Fortschrittes auch der Zerstörungskunst noch immer ähnliche Erfolge möglich sind, das haben zu unserem Unglück die jungen französischen Conscribirten, zu unserem Heile die preußischen Landwehrmänner gezeigt. Stehende Cadres von Offizieren, Unteroffizieren und ordentlichen Soldaten, namentlich für den zusammengesetzten Dienst der groben Feuerwaffen, würden den Mittelpunkt bilden, um welchen nach Bedürfniß die Aufgebote der ganzen bewaffneten Mannschaft sich schaaren könnten; und mit einer Niederlage, mit dem Verluste eines Heeres würde das Vaterland noch nicht verloren seyn; aus seinem Boden würden neue Bewaffnete, wie nach der alten griechischen Fabel aus den Zähnen jenes Drachen, erstehen. Möge so einst die Turnerei im engen Anschluß an das erweiterte und vervollkommnete Institut der Communalgarde einen undurchdringlichen Wall treuer und todesmuthiger Männerherzen dem fremden Eroberer, komme er, woher er wolle, entgegen stellen!

Indem wir diesen Wunsch aussprechen, haben wir schon eigentlich ganz das Feld der geistigen Erziehung in ihrer auf Pflege der Volksthümlichkeit gerichteten Thätigkeit betreten. Hier können wir aber noch viel mehr von den Alten lernen und zwar zunächst in Bezug auf die gründliche Kenntniß der vaterländischen Literatur, welche bei Griechen und Römern nicht in todte Bücher verschlossen war, sondern das gesammte Volksleben erhebend und veredelnd durchdrang. Aber dafür begann auch schon das Lesenlernen in Athen mit den Gesängen des Homeros, der für die Griechen dasselbe, ja noch viel mehr war, als den Christen die Bibel seyn soll. Alcibiades, gewissermaßen der Normal-Athener seiner Zeit, mit allen ihren glänzenden Vorzügen und Fehlern, fragte bei einem Schulmeister nach dem Homer, und als der arme Tropf keinen besaß, traf ihn die strafende Hand des raschen Jünglings. Die lyrischen Dichter, welche die Heldenthaten der Vorfahren im Kampfe gegen die Barbaren und mit den Siegern in den gemeinsamen Nationalspielen zugleich alles Große und Schöne hellenischer Volksweise verherrlichten, sie blieben dem griechischen Knaben keine leeren Namen. Zu Sparta, welches lange einseitige Verblendung als roh und den Musen feind verschrieen

Digitized by Google

hat, lernte die Jugend die begeisterten Kriegsgesänge und die strengen Sittenlehren eines Tyrtaeos auswendig. Bei den alten Römern endlich bestand der Brauch, daß bei den Gastmählern der Männer freigeborne Knaben Loblieder auf hingeschiedene Helden zur Cither sangen. Und wir dagegen?! Wahrlich, Hoffmann von Fallersleben hat Recht, wenn er klagt:

„Die ganze deutsche Literatur
Ist leider für Gelehrte nur."

Und doch sollte und könnte es anders seyn! Wie viel ächt Volksthümliches haben ein Klopstock, Lessing, Bürger, Schiller, Goethe, Uhland, Rückert, und wie sie Alle heißen mögen, geschaffen! Aber wer kennt es im Volke? Da müßten Mustersammlungen aus unsern Dichtern streng nach dem angedeuteten Plane angelegt und neben Bibel, Katechismus und Gesangbuch als unerläßliche Schulbücher in allen Schulen eingeführt, und von Kindesbeinen auf Allen, und gerade denen am eindringlichsten nahe gebracht werden, welche, durch ihr praktisches Leben lediglich auf Beschaffung des nothdürftigsten Erwerbes gewiesen, nur zu leicht in Rohheit und Stumpfsinn versinken:

„Denn wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sey auch, wer er sey."

Freilich aber sieht es in dieser Hinsicht selbst in unsern höhern Ständen nicht viel besser aus. Geredet wird zwar genug, oft mehr als zu viel von Schiller, Goethe ꝛc.; statt aber durch gründliche und vielfache Lectüre sich in deren ewige Meisterwerke zu vertiefen, ziehen es die Meisten vor, die faden und frivolen Moderomane, und das vorübergehende Geschwätz der belletristischen Tagesliteratur bequem zu durchfliegen. Man kann weit suchen unter den sogenannten Gebildeten nach einem, der nur die Balladen und Romanzen der beiden großen Dichter wirklich versteht, wenn er sie auch von der Schulzeit her noch zufällig kennt. Doch ich breche hier ab: wollte ich ausführen, wie auf den Schulen, und zwar nicht allein auf den Dorf-, sondern auch auf den Gelehrtenschulen, in dieser Hinsicht der deutsche Unterricht trotz einzelner kräftiger Mahnungen noch im Argen liegt, — ich würde ganz von meinem Gegenstand abkommen!

Ein eben so volksthümliches Element war bei den Alten die Musik. Verstanden doch Griechen unter Musik im weiteren Sinne die gesammte geistige Bildung überhaupt. Aber auch die Musik im engern Sinne war Gegenstand der eifrigsten Berücksichtigung beim Jugendunterrichte. Die Schriften der Alten sind voll von lebendigen Anpreisungen und gründlichen Beweisführungen über den sittlichenden Einfluß der Musik, und daß ihre Verweichlichung und Entartung stets von allgemeinem Sittenverderbniß begleitet sey, war das Urtheil der größten Philosophen des Alterthums. Daher das heilige Ansehen, in welchem die alten Melodien, welche Nomen, d. i. Gesetze hießen, standen; daher die Sorge, sie unverfälscht zu erhalten; daher der Eifer, sie zugleich mit Nationalliedern religiösen und ethischen Inhaltes der Jugend einzuprägen. Eben wegen dieser ächt menschlichen Bedeutung der Musik herrschte auch bei den Alten durchaus die Menschenstimme über die Instrumente vor, welche in der guten Zeit nur zur Begleitung angewendet wurden.

Mit Freuden können wir sagen, daß in dieser Hinsicht bereits viel geschehen ist. Unsere Gesangvereine und Gesangfeste beginnen einen Aufschwung zu gewinnen, von welchem man früher keine Ahnung hatte. Aber sie würden noch mehr Ausdehnung und Bedeutung erringen, wenn der Gesang in den Schulen noch mehr und allseitiger gepflegt, wenn namentlich außer den geistlichen Liedern auch öfter geeignete weltliche eingeübt und gesungen würden.

Dagegen gedenke ich noch mit einem Worte eines Auswuchses unserer Zeit, von welchem der gesunde Sinn des Alterthums mit Abscheu sich weggewendet hätte: ich meine das Virtuosenthum der unglücklichen Kinder, die durch einseitige Abrichtung, ja oft durch Hunger und Schläge zu Fertigkeiten dressirt werden, welche gedankenlose Verblendung als freie Kunstschöpfungen beklatscht und bewundert.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Unwillkürliches Wortspiel.) Ein Pastor in St. hatte vor einigen Jahren ein Brautpaar einzusegnen und begann seine Anrede, statt mit „Geliebte Verlobte!" mit den Worten: „Verliebte Gelobte!" augenblicklich aber diesen lapsum linguae bemerkend, verbesserte er und sagte: „Gelobte Verliebte!"

Ein Konzert, welches der berühmte Pianist Sigismund Goldschmidt in Paris unter seiner Mitwirkungver anstaltete, brachte dem deutschen Hülfsvereine die bedeutende Summe von 3000 Franken ein. Wie immer, wenn Goldschmidt spielt, hatte sich die Elite des Pariser Publikums eingefunden. Außerordentlichen Beifall erhielt seine neue „Don Pasquale"-Fantasie, welche bald auf allen Klavieren zu finden seyn wird. Wie viele sie aber so spielen werden wie Goldschmidt, das ist die Frage.

(Gewitterableiter.) Den neuesten Entdeckungen zufolge soll der Diamant und einige andere Edelsteine, vorzüglich aber dann, wenn Schliff und Fassung modern sind, besser als Magnetstangen abzuleiten vermögen alle Gattungen — häuslicher Gewitter. Probetur saepius!

Die dänische Kriegsflotte besteht gegenwärtig aus 6 Linienschiffen (5 von 84 und 1 von 66 Kanonen), ein siebentes Linienschiff ist im Bau begriffen; 8 Fregatten von 40 — 48 Kanonen, 4 Korvetten, 5 Briggs, 3 Kutters, 88 Schaluppen und 5 Dämpfern von zusammen 630 Pferdekraft.

(Wochenbl. f. d. Transp.)

Literatur.

Eine Stimme mehr für den Deutsch-Katholizismus, von August Boden. Frankfurt a. M., bei [illegible] Oehler.

Der Verfasser ist dem gebildeten Publikum durch frühere Schriften genugsam bekannt, besonders aber durch sein gehaltvolles Votum in Sachen des Professor Jordan, dessen Vertheidigung er sich mit eben so viel Ernst und Eifer, als mit der rühmlichsten Uneigennützigkeit gewidmet hat. Auch seine Geschichte der Berufung des Dr. Strauß an die Hochschule von Zürich hat vielseitigen Anklang gefunden und ist in geachteten kritischen Organen, wie z. B. in Bülau's Jahrbüchern nach Verdienst gewürdigt worden. Die hier angezeigte Schrift über den Deutsch-Katholizismus hat vor mancher ähnlichen den Vorzug, daß sie sich nicht in Einseitigkeiten und Extremen verliert, nicht in den großen Redensarten der Parteigänger gefällt, sondern ruhig und besonnen prüft und eine so wichtige Erscheinung der Gegenwart gründlich zu erörtern sucht. Dabei ist die Darstellung klar, die Gesinnung ehrlich und aufrichtig und die Tendenz dem besonnenen Fortschritt zugewendet. Da eine specielle Beleuchtung derselben zu weit führen würde, so verweisen wir nur auf besonders anziehende Stellen derselben, wie solche sich z. B. auf Seite 16 — 21, 24 — 26, 27 — 29, 33 — 36 vorfinden. Im Anhange hat sich der Verfasser bestrebt, die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche in besseren Kredit zu bringen, als sie bei Manchen stehen, da sie ebensowohl als die Bibel einer aufgeklärten Auslegung fähig seyen. In der Vorrede erklärt sich N. Boden entschieden gegen die Richtung, welche das Kirchenregiment in Preußen unter dem Minister v. Eichhorn verfolgt. Wir behalten uns vor, einige Stellen aus diesem Buche unsern Lesern mitzutheilen. Bei dieser Veranlassung verweisen wir zugleich auf einige der früheren Schriften des genannten Verfassers, welche bei verschiedenen

Digitized by Google

Verlegern erschienen, jetzt aber sämmtlich in der Faber'schen Buchhandlung in Mainz zusammen oder einzeln um die Hälfte des früheren Preises zu haben sind. Es sind: „Geschichte der Berufung des Dr. Strauß an die Hochschule von Zürich", — „Zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre des Dr. Strauß", — „Beiträge zur Beurtheilung der neuesten Literatur", — „Ueber Seydelmann", — „Heine über Börne", — „Beurtheilung des Lustspiels Dr. Wespe von R. Benedix." Diese Schriften verdienen beachtet zu werden und man hat ihnen Unparteilichkeit, dialectische Schärfe und Klarheit nachgerühmt.

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau, 15. März.

Die Gerüchte, als stände dem Personentarif für die Taunus-Eisenbahn eine Abänderung bevor, die auf der demnächstigen Generalversammlung zur Debatte gelangen würde, dürften wohl mehr als blos in Zweifel zu ziehen seyn. Dagegen darf mit gutem Grund vermuthet werden, daß von der Errichtung einer Stehwagen-Klasse für dieselbe zu Mainz die Rede seyn wird, welche an die Stelle der jetzigen vierten Sitzwagen-Klasse treten würde, die, sobald die neue Einrichtung zu Stande gekommen, eingehen soll. Unsere väterlich-fürsorgliche Staatsregierung nämlich soll die Sache beim Verwaltungsrathe schon vor längerer Zeit beregt haben, weil der Tarif für die befragte Klasse (42 Kr. auf der Strecke von Frankfurt bis Mainz) zu hoch ist, um daß es den minder vermöglichen Bewohnern der Landstriche, durch welche die Eisenstraße zieht und die zumeist zum Herzogthume Nassau gehören, erstattet wäre, sich derselben zur Förderung ihres gegenseitigen Verkehrs zu bedienen. Dem Tarife für die Stehwagen-Klasse würde, in der Eventualität, allerdings der Normal-Ansatz anderer Eisenbahnen (3 Kr. für die Wegstunde etwa) zu Grunde gelegt werden. Allein kaum zu besorgen ist es, daß in Folge dieser neuen Einrichtung der Ertrag des Bahnbetriebes geschmälert werden würde, weil durch die vermehrte Zahl der Reisenden hinlänglich der Ausfall von der Einnahme gedeckt werden würde, der durch die Herabsetzung des Fahrpreises erwachsen dürfte. — In Betreff des von der Generalversammlung in Mainz festzusetzenden Dividends für das Jahr 1846 wird verläufig der Betrag von 16 bis 17 fl. angenommen, was um so wahrscheinlicher, da die Einnahme jenes Jahres die des vorhergehenden um 36,000 fl., sohin um 3 fl. pr. Actie, übersteigt. Eine Erhöhung des letztjährigen Dividendes um 1 bis 2 fl. kann daher füglich statt haben und dabei doch noch der Reservefond mit einer seinen Mehrausgaben entsprechenden Summe bedacht werden. (13)

Mainz, 17. März.

Hr. August Daake, der jetzt in Ihrer Stadt seinen Aufenthaltsort genommen, hat vorgestern Abend hier den ersten Cyclus seiner dramatischen Vorlesungen mit Lessing's „Nathan der Weise" geschlossen. Daß He. H. unserem gebildeten Publikum durch seine Vorträge und Vorlesungen einen wirklichen Genuß bereitete, bewies die steigende Theilnahme und beweis't in diesem Augenblicke die Vorbereitung zu einem zweiten Cyclus. Wie wir hören, wird Hr. H. auch bei Ihnen Vorlesungen halten und Ihnen so die beste Gelegenheit geben, seinem Talente volle Würdigung und Anerkennung widerfahren zu lassen. — Auf unserer Bühne sang in der verflossenen Woche Hr. Sesselmann zwei „Proberollen vor Experten", in Folge eines Prozesses mit Hrn. Direktor Löwe, der ihm die für unsere Bühne nöthigen Stimmmittel streitig machte. Hr. Sesselmann hat in beiden Proberollen vollkommen bestanden und wird wohl seinen Prozeß gewinnen. Das außerordentlich zahlreich versammelte Publikum überschüttete Hrn. S. mit Beifall, und ein Theil desselben benahm sich gegen Hrn. Direktor Löwe auf eine Weise, die nicht scharf genug getadelt werden kann.

Nassau, 8. März.

Ein schmerzlicher Vorfall führte gestern mehrere Tausend Menschen aus hiesiger Lahngegend in unsere Stadt. Gestern Nachmittag nämlich fand dahier ein höchst imposanter Leichenzug statt. Der herzogl. nass. Oberforstbeamte Hr. Forstmeister Ferger starb plötzlich in Folge eines erlittenen Schlaganfalles. Abends 9 Uhr war derselbe noch heiter und vergnügt in der Mitte seiner Kinder und Enkel, freundlich mit ihnen scherzend, und bald darauf sich zur Ruhe legend, schon nach einer Stunde eine Leiche! Der Hingeschiedene wird allgemein schmerzlich betrauert. Schon die große Theilnahme, welche alle Notabeln von hier und Ems bei dem Trauerzuge kund gaben, zeigt, mit welcher Verehrung man den Dingeschiedenen hochschätzte. In ihm verliert der Staat einen äußerst thätigen Beamten, das Oberforstamt einen umsichtsvollen Chef, der Fürst einen treuen Diener und die Familie ihr geliebtes Oberhaupt! — Möchte das Städtchen Nassau, im hiesigen wildromantischen Lahnthale gelegen, einst unseres verehrten Fürstenhauses Stammessitz (der Grafen von Laurenburg), fortan der Wohnsitz des herzogl. Oberforstamts bleiben und uns einen kleinen Ersatz für die vielen, im Laufe der Zeiten erlittenen Verluste vormaliger Größe nunmehr darbieten.

Bornheim, 16. März.

Die Feierlichkeiten, welche in den jüngst verflossenen Tagen dahier stattfanden, werden den dabei Betheiligten in freudiger Erinnerung bleiben. Verflossenen Freitag den 13. März wurde nämlich der seit zehn Jahren bei der Gemeinde Dortriwil rühmlichst wirkende und nunmehr der hiesigen Gemeinde zugetheilte Pfarrer, Hr. Ch. F. Gollhard, in einem wohlgeordneten, festlichen Zuge, — bestehend aus dem Orts- und Kirchen-Vorstande, den Schullehrern, einer Abtheilung berittener hiesiger Einwohner und dem hiesigen Instrumental-Verein, — feierlichst eingeholt und empfangen. Vor dem Pfarrhause war ein Portal von Fichtenzweigen, mit Fahnen geschmückt, errichtet, an welchem der würdige Mann nebst seiner Gemahlin bei der Ankunft von der daselbst harrenden Menge mit einem dreimaligen „Hoch!" begrüßt wurde. Abends um 8 Uhr wurde denselben von dem hiesigen Instrumental-Verein und einige Stunden später auch von dem Singverein Concordia ein Ständchen gebracht. Während des Vortrags der Musik und Gesangsweisen wurde der mit Menschen bedeckte Platz vor dem Pfarrhause durch bengalische Feuer erleuchtet. — Sonntag den 14. d. fand die feierliche Vorstellung des Hrn. Pfarrer Gollhard bei festlich geschmückter Kirche*) in einer gehaltvollen Rede durch Hrn. Consistorialrath Dr. Friederich und in Gegenwart der Herren Deputirten des hochwürdigen Consistoriums statt, nach deren Beendigung Hr. Pfarrer Gollhard die Kanzel betrat und die zahlreich versammelte Gemeinde durch eine herzliche Rede erbaute. Nach der Kirche überreichte die Schuljugend, zur Erinnerung an diesen festlichen Tag, Hrn. Pfarrer Gollhard eine Prachtbibel und einige andere Gaben der Liebe. Am Abend wurde dem Verehrten auch von Seiten des hiesigen Liederkranzes ein Ständchen gebracht, wobei eines der Mitglieder eine sinnige Anrede hielt, welche von Hrn. Pfarrer Gollhard in ansprechender Weise erwidert wurde. So endigte diese schöne Feier und wir schließen mit dem herzlichen Wunsche: daß der Himmel unserem neuen Hrn. Pfarrer seine besten Segnungen verleihen und zum Trost und zur Freude der Gemeinde viele Jahre erhalten möge!

*) Die zur Ausschmückung der Kirche erforderlichen, zu dieser Jahreszeit seltenen Blumen und Gewächse wurden uns aus dem Treibhause des Hrn. Baron Carl v. Rothschild gütigst überlassen, wofür wir demselben hiermit öffentlich unseren herzlichsten Dank zu erkennen geben.

Auflösung der Charade in Nro. 78.

Heilbronn.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. März. (Zum Vortheil des Hrn. Heinrich Wolff): Großes Konzert. Vorher (neu einstudirt): Kataplan, der kleine Tambour, Vaudeville in einem Act, arrangirt von Pillwitz. (Saftrolle) Groscanon: Hr. Scheidler, vom Theater zu Köln.

Sonntag, 21. März. (Zum Erstenmale wiederholt): Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Acten und einem Nachspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 24. März. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel, neu einstudirt): Maurer und Schlosser, komische Oper in 3 Acten. Musik von Auber. Hierauf (zum Erstenmale): Das Duell in der Hasengasse, Localposse in einem Act. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 81. Montag, den 22. März 1847.

Es bleibt unter uns.

Eine Thatsache. Mitgetheilt von B. Mertel.

(Schluß.)

„Können Sie glauben," fuhr Chrudimsky fort, „daß man gegen einen Mann, der alle Ritterlichkeit mit Füßen getreten hat, sich des Zweikampfs bedienen werde?"

„Also beabsichtigen Sie einen Meuchelmord?"

„Ein Pole hat sich nie zum Mörder erniedrigt; lernen Sie uns besser kennen. Aber ein ehrloses Verfahren kann nur auf ehrlose Weise bestraft werden, und deshalb werden Sie sich dem, was über Sie von uns Beiden beschlossen wurde, willig unterwerfen."

Mit diesen Worten klatschte Stanislaus in die Hand, und aus einer zweiten Tapetenthüre traten sechs kolossale, mit Knuten bewaffnete Diener.

„Sie werden die Güte haben und sich über die Bank legen, zum Zwecke, Ihnen zwanzig Knutenhiebe zu verabreichen," fuhr Xaver fort.

„Nimmermehr!" rief der Rittmeister.

„Wollen Sie sich Gewalt anthun lassen? Sie sind in unsern Händen, und ich schwöre Ihnen, daß Sie das Zimmer nicht ohne die zugedachte Strafe verlassen. Jede Weigerung wäre nutzlos."

„Wohlan! so hetzen Sie Ihre Schergen auf mich, ich werde sie empfangen. Man soll nimmermehr sagen, daß ein russischer Edelmann sich freiwillig einer entehrenden Strafe unterworfen habe."

Auf einen Wink Chrudimsky's warfen sich die sechs Kerle wie Tiger auf ihr Opfer. Was half dem Rittmeister seine verzweifelte Gegenwehr? Nach kurzer Zeit war er an Händen und Füßen gebunden, über die Bank gelegt und mit zwanzig derben Knutenhieben traktirt.

„So, nun sind wir quitt," sprach Xaver Chrudimsky, nachdem die Diener ihr Opfer wieder entfesselt und auf einen Wink des Herrn sich zurückgezogen hatten. „Ich hoffe, Sie werden sich nun begnügen und keinen weiteren Versuch zur Wiedervergeltung machen. Sollte es Ihnen dennoch einfallen, so seyen Sie versichert, daß wir gegen jeden Angriff vorbereitet und mit allen Mitteln zur Entgegnung gewaffnet sind. Was hier stattfand, mußte zu meiner, zur Ehrenrettung des in mir beleidigten polnischen Adels stattfinden; nehmen Sie aber mein unverbrüchliches Ehrenwort, daß die Sache ganz unter uns bleibt, und keine lebende Seele erfahren soll, was hier geschehen. Ich bitte, uns das Vergnügen Ihrer Gegenwart auch für den heutigen Abend zu schenken."

Der Graf von Berg, mit den Brüdern Chrudimsky zur Gesellschaft zurückkehrend, sann vergebens nach, welches Benehmen er zu beobachten habe. Sollte er sich entfernen, und so Stoff zu Vermuthungen, vielleicht zu versteckten Andeutungen geben? Sollte er sich rasch und glänzend rächen, und so eine Sache offenbar machen, die vielleicht mit den Wissern begraben wurde? Aber konnte sie verborgen bleiben? Konnte ein Geheimniß, das statt eines, jetzt acht Mitwisser hatte, selbst durch die Bekräftigung eines Schwurs bewahrt werden? Seine Ehre war nicht gebrandmarkt, denn nur die rohe Gewalt hatte ihn bezwungen, aber dadurch, daß er in die Falle gegangen war, konnte sein Name ein Gegenstand des Spottes und Gelächters werden. Was sollte er thun? Endlich hielt er es für das Gerathenste, in die Gesellschaft zurückzukehren und den Arglosen zu spielen; die Rache auf einen späteren günstigen Moment verschiebend.

Bei seinem Eintritt in den Saal sah er die Blicke der ganzen Gesellschaft auf sich gerichtet, und wie der Schuldige immer geneigt ist, jeden Blick und jedes unbefangene Wort auf sich zu beziehen, so glaubte er zu bemerken, daß Verschiedene die Köpfe zusammensteckten und zischelten. Xaver Chrudimsky, der jetzt in der Versammlung erschien, wurde, wie vor wenigen Stunden er, mit größter Auszeichnung empfangen. Man drängte sich um ihn, man überhäufte ihn mit Schmeicheleien und nannte ihn mehrmals den Retter der polnischen Ehre. Berg nahm bei einigen Herren Platz, und vergaß sich in Lobeserhebungen über die treffliche Gemäldegallerie, über den feinen Geschmack des Festgebers. Aber während er noch sprach, entfernte sich einer der Herren nach dem andern, und er sah sich nach wenigen Minuten allein an der Tafel. Ein schrecklicher Argwohn durchzuckte seine Seele. Wenn die Chrudimsky ihr Ehrenwort gebrochen, wenn sie geplaudert hätten! Es fiel ihm ein, daß nur Einer derselben es ihm mündlich gegeben, daß der Andere jesuitisch genug denken konnte, sich nicht für verbindlich zu halten. Noch konnte und wollte er es nicht glauben. Der Ball begann, die Tänzer arrangirten sich. Berg geht zu einer Dame, an dem Tanze Antheil zu nehmen, eine spöttische Abweisung erfolgte. Er geht zu drei, vier, sechs Andern, — dieselbe Zurückweisung. Unterdessen wird rings um ihn von ehrloser Behandlung, von Knutenhieben, von russischer Arroganz gesprochen, so laut, daß er es hören muß. Wem er sich nähert, der zieht sich rasch zurück, — man flieht ihn wie einen Aussätzigen. Jetzt ist es gewiß, die ganze Versammlung weiß, was ihm widerfahren. Dieser ehrlose Wortbruch steigert alle seine Gefühle zur schrankenlosen Wuth. Er setzt sich in eine entfernte Ecke des großen Saales, anscheinend unbekümmert um alles, was vorgeht, nach einer Pause zieht er sein Portefeuille hervor, wie um sich mit sich selbst zu unterhalten. Aber obgleich man ihn von weitem beobachtet, bemerkt man nicht, daß er auf ein leeres Blatt rasch einige Zeilen schreibt, dann dasselbe herausnimmt und zusammen faltet. Es enthielt folgende Worte: „Jagen Sie unverzüglich zur Garnison zurück, lassen Sie die ganze Eskadron aufsitzen und kehren an ihrer Spitze zurück. Die eine Hälfte besetzt alle Ausgänge, daß keine Seele entrinnen kann, die

Digitized by Google

andere sitzt ab und kommt, von Ihnen geführt, hinauf in den Ballsaal. Dann das Uebrige. Rasch!"

Es vergeht wieder einige Zeit, dann erhebt er sich, trocknet sich den Schweiß ab und geht hinaus auf den Balkon, wie, um sich abzukühlen. Aber das weiße Sacktuch flattert einen Augenblick, und kurz nachher tritt eine bekannte Gestalt in den Schloßhof. Berg hat während dessen das Billet in einem seiner Handschuhe verborgen und läßt diesen, wie aus Versehen, hinunterfallen. Unten eilen mehrere Leute hinzu, aber Einer ist gewandter wie die Andern, und erhascht das Kleinod. Diener eilen hinzu, es entsteht ein Streit, wer berechtigt sey, den Fund seinem Besitzer zurückzubringen und eine Belohnung zu gewinnen. Der Cornet hat unterdessen den Handschuh geschickt seines Inhalts entledigt und überläßt ihn dem ersten Besten, der Ansprüche darauf macht, indem er selbst sich zurückzieht.

Als Berg sich überzeugt hat, daß seine Botschaft an die rechte Stelle gelangt ist, kehrt er in den Saal zurück und nimmt seinen vorigen Platz ein. Die verbündeten Polen haben inzwischen einen neuen Angriff beschlossen, um den Feind noch tiefer zu demüthigen. Die ganze Gesellschaft umringt ihn mit gefüllten Gläsern, und einer der ältesten Gäste bringt einen Toast auf das Verderben Rußlands, gegen den Kaiser Nikolaus aus. Die Gläser klirren zusammen, die Stimmen vereinigen sich, man drängt sich an den Rittmeister, um ihn zu zwingen, Bescheid zu thun. Als er sich weigert, werden die Ausfälle, in Folge der von Wein erhitzten Köpfe, so derb, daß Berg seine ganze Seelenstärke zusammenfassen muß, um sich noch kurze Zeit zu mäßigen. Plötzlich läßt sich Pferdegetrappel im Schloßhofe hören. Die Herren eilen an die Fenster, um die Ursache zu erforschen, aber schon öffnen sich die Flügelthüren und herein marschiren vierzig bärtige Husaren in geschlossenen Gliedern, mit gezogenen Säbeln. Alles geräth in Schrecken und flüchtet nach den Thüren, die männlichen Gäste nach dem Garderobezimmer, wo sie ihre Waffen abgelegt haben, aber Berg kommandirt mit durchdringender Stimme: „Halt, die Thüren besetzt! Niedergehauen, wer den Saal verlassen will!"

Es geschieht. Das Orchester schweigt, eine erwartungsvolle Stille folgt. Berg schnallt den Säbel um, stülpt die Mütze auf und nimmt eine erhöhte Stelle ein. Dann theilt er den ganzen Hergang der Sache mit, klagt erst die Chrudimsky des Wortbruchs und der daraus hervorgehenden Ehrlosigkeit an, und beschuldigt hierauf die ganze Gesellschaft einer wohlstudirten, infamen Handlungsweise gegen ihn, den Einzelnen, gegen sein Vaterland, gegen seinen Kaiser. „Als Offizier und russischer Unterthan," schließt er, „darf ich diese Schmach nicht vier und zwanzig Stunden unvergolten tragen. Nur eine gleiche Wiedervergeltung gegen Alle, die Zeugen und Mitwisser der mir widerfahrenen Behandlung sind, kann mich in den Augen der Welt reinigen. Leben gegen Leben! Schlag gegen Schlag!"

Er befiehlt hierauf, die beiden Chrudimsky zu ergreifen und jedem dreißig Knutenhiebe zu geben. Den unbewaffneten Herren bleibt, der kampffertigen Soldateska gegenüber, keine andere Wahl, als Ergebung; ihr Widerstand wäre gering, nutzlos. Als die Exekution an den Häuptern vollzogen ist, gebietet der Rittmeister weiter, jedem der anwesenden Polen, ohne Ausnahme, fünfzehn Hiebe zu ertheilen. Auch dies geschieht, alles Sträubens, aller Protestationen ungeachtet, denn die Russen kennen keinen Scherz, und verdoppeln die Kraft des Schlages, wo sie Widerstand finden. „Und weil die Damen in dem Complotte ebenfalls Parthie genommen haben," ruft er dann, „so sind auch sie, zur Reinigung meiner Ehre, der entehrenden Strafe schuldig. Jeder sechs Hiebe auf die Waden!" — Eine nach der Andern wird gezwungen, sich auf eine Bank zu stellen, zwei Husaren heben die Kleider etwas empor, ein Dritter versieht gewissenhaft das Profosenamt.

„So, jetzt ist unsere gegenseitige Rechnung quittirt. Glaubt irgend Einer der Herren übervortheilt zu seyn, so stehe ich weiter zu Diensten. Sollte die verehrte Versammlung den Wunsch hegen, daß die Sache unter uns bleibe, so bin ich für meine Person auch hierzu mit meinem Ehrenworte erbötig, doch glaube ich kaum, daß dies in der Möglichkeit, noch in Ihrer Absicht liegt. Für heute habe ich die Ehre, einer geschätzten Versammlung noch vieles Vergnügen zu wünschen. Kehrt euch! Marsch! —" Und an der Spitze seiner Mannschaft verläßt er den Saal, sie besteigen die Rosse und jagen nach ihrer Garnison zurück.

Dieser Auftritt blieb nun freilich nicht mehr unter den Betheiligten, sondern machte allenthalben das größte Aufsehen. Der gepeitschte polnische Adel führte Klage bei'm Gouvernement, und der Rittmeister mußte sich als Gefangener stellen. Das Gerücht drang bis nach Petersburg zum Throne des Kaisers, und Nikolaus ließ sich Bericht erstatten. Er fand den Grafen von Berg weit weniger schuldig, als man ihn in Polen betrachtete, ja, er soll geäußert haben, daß er in gleichem Falle kaum anders gehandelt haben würde. Aber während man in Rußland die Sache als einen guten Witz betrachtete, sprach das Kriegsgericht in Warschau ein weit weniger günstiges Urtheil. Es verdammte den Rittmeister von Berg, wegen Mißbrauch der militärischen Gewalt zu Privatzwecken, zu zweijähriger Festungshaft und Degradation zum Gemeinen. Die Gebrüder Chrudimsky wurden, wegen absichtlicher Insultirung russischer Edelleute und Militärs zu dreijährigem Zobelfang in Sibirien verurtheilt. Die Strafe der Letzteren würde sich wahrscheinlich auf Lebenszeit erstreckt und sich auf die ganze Versammlung ausgedehnt haben, wenn Berg der Toaste bei der Untersuchung hätte erwähnen wollen. Sein gediegener Charakter erlaubte ihm nicht, den Verräther zu spielen. Aber der Kaiser, dem das Urtheil zur Bestätigung vorgelegt wurde, kassirte bei Berg die Festungshaft gänzlich und beschränkte die Degradation zum Gemeinen auf ein Jahr, ohne daß der Verurtheilte seinen Rang als Rittmeister verlor. Nach abgelaufener Strafzeit sey er in gleicher Eigenschaft zu einem andern Regimente zu versetzen. Die beiden Polen mußten auf ein Jahr nach Sibirien wandern.

Ich verließ meinen Freund, der sich in seiner Rolle als Gemeiner ganz wohl befand, nach einigen Tagen, und kehrte nach Deutschland zurück. Im folgenden Jahre theilte er mir mit, daß er, anfangs als Gemeiner, dann als Rittmeister des Dolgorow'schen Husarenregiments gegen die Tscherkessen gerückt und zum Major avancirt sey. Von jener Zeit an blieben wir wieder in Briefwechsel, und gegenwärtig steht er in Kaukasien als Obrist seines Regiments.

Was können wir aus der Erziehung der Griechen und Römer für unsere Zeit lernen?

(Vortrag im Dresdner Turnverein gehalten von Dr. Hermann Köchly.)

(Schluß.)

Bei so volksthümlicher Erziehung der gesammten Jugend durch Poesie und Musik konnte denn nun auch eine ästhetische Volksbildung erreicht werden, von der wir kaum eine Vorstellung haben. Denn was einst unser Schiller als das höchste Ideal im Herzen trug und begeistert vertrat, eine auf Läuterung und Besserung des Volkes gerichtete Nationalbühne: — sie ist vor zwei Jahrtausenden in Athen und anderen griechischen Städten eine Wirklichkeit gewesen. Das Drama, naturgemäß erwachsen aus dem Dienste des wein- und fruchtspendenden Naturgottes Bacchos und ein wesentlicher Theil seiner großen, mehemals des Jahres gefeierten Feste, war nicht wie bei uns ausschließlich in den Händen einer bestimmten Klasse und dem Zutritt verhältnißmäßig Weniger gegen Bezahlung geöffnet, — das Drama war das Eigenthum des ganzen Volkes. Waren es auch eigentliche Schau-

Digitized by Google

spieler, welche die im Vergleich zu unsern Stücken nicht zahlreichen Sprechrollen spielten, so waren es doch Bürger, die im Wettkampfe mit andern Bürgern die Chorlieder singend und tanzend vor den Augen aller ihrer Mitbürger aufführten, welche in dem Riesenbau des alten Theaters, das

„in weiter stets geschweiften Bogen
hinaufstieg zu des Himmels Blau",

von Sonnenaufgang bis Niedergang dem wechselnden Spiele mit bewußtem Kunstgenusse lauschten. Was ist dagegen unser Theater für das Volk!

Ganz eben so war es mit der alten Kunst, welche bei uns eigentlich nur die kostbare Liebhaberei der Großen und Reichen ist. Wie anders in Griechenland! Im engsten Verbande mit der Religion und dem Staatsleben, vaterländische Götter und Heroen, hochherzige Helden der Vorzeit und verdienstvolle Männer der Gegenwart durch Tempel, Bildsäulen und Gemälde zu feiern bestimmt, verwuchs die Kunst mit dem erwachenden Bewußtseyn des Knaben und Jünglings auf naturnothwendige Weise. Mit wie ganz andern Augen mag der Athener das Gemälde der Schlacht bei Marathon in der Poekile (bunten Halle), den noch in seinen Trümmern bewunderungswürdigen Prachtbau des Parthenon (d. i. Jungfrauenhaus, Haupttempel der Schutzgöttin Athene) auf der Burg betrachtet haben, als etwa der Münchner die Bilder in den Arkaden, oder die fremdklingende Glyptothek und Pinakothek anstaunt!

Wir kommen zu einer andern Seite der antiken Erziehung, zu der staatsbürgerlichen, die uns viel, sehr viel zu denken gibt. Ganz zwanglos und natürlich, fast spielend, wurde der Knabe, der Jüngling angeleitet, die ersten Elemente der Gesetz- und Verfassungskunde zu erfassen. Ganz besonders war dies bei den Römern der Fall, die ja gerade als Gesetz- und Verfassungskünstler vorzugsweise klassisch, d. i. mustergültig sind. Wie auch in den griechischen Staaten die in kurze oft rhythmische Sprüche eingekleideten Gesetze den Knaben eingeprägt wurden, so lernten die Knaben die zwölf Tafeln, die Grundlage des ganzen öffentlichen und Privatrechtes, in der Schule geradezu auswendig. Hatten sie dann im 16. oder 17. Jahre die männliche Toga, das Kleid der Erwachsenen, erhalten — eine öffentliche Feierlichkeit, welche etwa mit unserer Confirmation zu vergleichen ist — so wurden sie von dem Vater oder Vormunde zu einem angesehenen mit Recht und Verfassung wohl vertrauten Manne geführt, von dessen Seite sie den ganzen Tag nicht wichen, den sie daheim den Rathsuchenden Bescheid ertheilen hörten, den sie in die öffentlichen Gerichte, zu den Volksversammlungen, in den Senat begleiteten. Und so wurden sie durch seine Weisheit und Erfahrung praktisch zu Rechtskundigen und Staatsmännern — das mußte jeder Römer seyn — herangebildet.

Von alle dem findet sich dagegen bei uns keine Spur. Die furchtbarste Unkunde über Gesetz, Recht und Verfassung, ja über Namen und Funktion der ersten Behörden herrscht bei Allen fast ohne Ausnahme, die nicht vermöge ihres Berufes davon Kenntniß nehmen; es steht in dieser Hinsicht selbst der sogenannte Gebildete und Gelehrte mit dem Bauer auf einer Stufe. Nicht einmal die gewöhnlichsten Nothdurften, wie Contracte und Formulare, vermögen die Meisten rechtsgültig abzufassen. Haben wir nun auch nicht zwölf Tafeln, die sich so bequem von der Schuljugend auswendig lernen ließen, sind wir nun auch weit entfernt zu verlangen, daß auf der Schule auch nur die alltäglich in Anwendung kommenden Gesetze vollständig mitgetheilt werden sollen, geben wir auch gern zu, daß dem spätern praktischen Leben die eigentliche Erkenntniß des bürgerlichen Rechtes und der vaterländischen Verfassung überlassen werden muß; eben damit eine solche Fortbildung ermöglicht werde, muß bei Zeiten der Sinn dafür geweckt, müssen die allgemeinen Vorbegriffe über das Wesen von Recht und Gesetz, müssen die nothwendigsten Vorkenntnisse über das thatsächlich Bestehende etwa in einem halbjährlichen Cursus vor dem Austritt aus der Schule durchgenommen und faßlich entwickelt werden.

Welche unberechenbare Nachtheile jene allgemeine Gesetzesunkunde für den Einzelnen wie für die Gesammtheit nach sich zieht, wie hart, um nicht zu sagen ungerecht, vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit es erscheint, nach einem Gesetze Menschen zu strafen, die von dessen Existenz nie etwas hören konnten, wie die Nichtachtung von Gesetz und Recht mit seiner Nichtkenntniß Hand in Hand zu gehen pflegt; das weiter auszuführen, gehört nicht hierher. Gewiß aber ist: wir würden durch eine zeitgemäße Erneuerung antiker Sitte in dieser Hinsicht ein sicheres Heilmittel gegen eine Krankheit unserer Zeit finden, die mit Recht von Vielen gerügt, — aber freilich nicht gehoben wird; daß nämlich die noch unreife Jugend vorzeitig in die Fragen des Tages sich einmischt, daß ferner Leute über Gesetz und Verfassung schwatzen und raisonniren, welche weder von dem thatsächlich Bestehenden und geschichtlich Entwickelten Kenntniß, noch von den Grundbegriffen selbst eine Ahnung haben.

Bei den Griechen und Römern war dergleichen unerhört. Vor dem 30. Jahre an dem öffentlichen Leben selbstständig thätigen Antheil zu nehmen, vor dem 30. Jahre um ein Amt sich zu bewerben oder auch nur als Redner in der Volksversammlung aufzutreten, konnte schon deshalb Niemandem einfallen, weil erfahrne und angesehene Männer genug dagewesen wären, den kecken Eindringling streng in seine Schranken zurück zu weisen. Einige glänzende Ausnahmen — ich erinnere nur an Pompejus und an Octavianus, den spätern Kaiser Augustus — begleiten bedeutsam den Untergang der römischen Republik.

Endlich aber müssen wir noch eines Hauptvorzuges der alten Erziehung gedenken, der freilich zum Theil ohne unsere Schuld in neuer Zeit mehr in den Hintergrund getreten ist. Ich meine die Erziehung zu einer ächten, ganzen Menschenbildung, Humanität im edelsten Sinne des Wortes, in welcher die Tüchtigkeit in einem besondern Fache oder Berufe mit allgemeiner Bildung des Geistes und Herzens harmonisch vermittelt erscheint, in welcher Fertigkeiten und Kenntnisse nur als die Grundlage erscheinen, aus welcher ein selbstbewußtes gesinnungstüchtiges Handeln, sowie ein anstandvolles, von Kriecherei gleich weit wie von Anmaßung entferntes Benehmen gegen Andere als edle Frucht erwächst. Diese Ganzheit der Bildung zu erreichen, war allerdings den Alten leichter, da bei ihnen die einzelnen Richtungen geistiger und bürgerlicher Thätigkeit nicht so gründlich ausgearbeitet und so schroff getrennt waren, als bei uns, und in dem Begriffe des Bürgers die Standesunterschiede zwar nicht aufgehoben, aber doch ausgeglichen wurden. Anders bei uns, wo sogar manche Stände, wie z. B. Militärs und Studenten, eine besondere Ehre unter sich und wohl auch gegen Andere aufrecht zu erhalten sich bemühen. Allerdings hat Jeder in seinem eigenen Fache auch seine besondere Ehre, die nämlich, dasselbe tüchtig zu verstehen und Vorzügliches darin zu leisten, und wer auf diese Ehre hält, ist nur zu loben. Sucht man aber irgend etwas Anderes in ihr, so wird durch einseitiges und hier ganz unberechtigtes Sonderinteresse die reine schöne Menschlichkeit verdunkelt. Wahrlich, vor solchen Verirrungen, in denen nur zu häufig die studirende Jugend ihre Ehre und Freiheit gesucht hat, hätte wohl die Betrachtung des Alterthums schützen sollen, welches namentlich das eigenthümliche Standesehrgefühl, das „point d'honneur" der modernen Zeit und die daraus entspringenden Duelle streng verwerfen oder mitleidig belächeln würde. Darum wollen wir uns aber auch vor der Einbildung hüten, als wenn wir Turner und Turngenossen ein absonderliches Menschengeschlecht wären!

So müssen wir allerdings, um zu der ächten Humanität des Alterthums zu gelangen, manche Schranke niederwerfen, welche

Digitized by Google

für uns höher gezogen ist. Stehen wir aber deshalb durchaus dem Alterthume nach? Nein, ich glaube es nicht. Ich sagte oben: damals seyen die Unterschiede des Ranges und Reichthums in dem Begriffe des Bürgers aufgegangen; aber so ganz und vollmenschlich auch der antike Bürger seyn mag, sein Bürgerthum, seine Menschlichkeit, beruhte auf — der Sklaverei, welche in allen Staaten des Alterthums thatsächlich bestehend und gesetzlich garantirt von dem größten Heidenphilosophen, Aristoteles, principiell gerechtfertigt worden ist, weil die Sklaven, so gut als die ebenfalls gedrückten Frauen, eine von Natur schlechtere Menschenklasse seyen. Das Christenthum hat dieser Barbarei der Griechen und Römer ein Ende gemacht; es hat in seiner Entwickelung die Sklaverei aufgehoben; es hat die Frauen in die ihnen gebührende Stellung gehoben; es hat erklärt, daß alle Menschen Brüder sind. So müssen wir denn als Christen noch einen Schritt weiter gehen, und nicht im Bürger, sondern im Menschen die sonstigen Unterschiede aufheben.

Ich bin zu Ende. Habe ich Sie nicht ganz unangenehm unterhalten, so soll es mich freuen; ist es mir gelungen, die Erkenntniß des griechischen und römischen Alterthums als doch nicht so ganz unnütz für unsere Zeit erwiesen zu haben, so ist mein Zweck nur halb erreicht; — zufrieden werde ich nur seyn, wenn ich vielleicht in Einem oder dem Andern Gedanken geweckt habe, die nicht ohne Frucht bleiben. Das Meiste, was ich andeutete, ist freilich weit aussehend; Vieles kann nur durch vereinte Kräfte erreicht werden; Manches aber mag auch des Einzelnen Wille erringen!

Mannichfaltigkeiten.

(München.) Unser vielgelesenes Tagblatt bringt einen interessanten Artikel aus der Feder des Hrn. Hofrath Dr. Perner, über das Strafarbeitshaus in der Vorstadt Au, dem wir Folgendes entnehmen: „Gestern besuchte ich im Gefolge eines Prinzen, bei dem Alles, was menschliches Glück und menschliches Elend betrifft, eine im tiefsten Grunde seines Herzens liegende Saite anschlägt, Seiner königl. Hoheit des Herzogs Maximilian in Bayern, das Strafarbeitshaus in der Vorstadt Au. Der Eindruck auf mein Gemüth war bei diesem Besuche, sowie bei früheren Besuchen dieser Anstalt unter der jetzigen Direktion, tief und mächtig. Ich befand mich in einer, mit musterhafter Ruhe und Ordnung betriebenen, äußerst reinlichen, luftigen und gesunden, still und friedlich betriebenen Fabrik. Ich erblickte keinen Hund und kein Strafinstrument, ich hörte kein rauhes Wort, ich sah — einige Thränen zwar — aber kein verzweiflungsvolles, kein wildes Gesicht; ich sah nur, wie die Arbeiter alle von ihrer Arbeit weg höchstens einen Blick voll von Achtung, Anhänglichkeit und Vertrauen auf den Vorstand der Anstalt warfen. Ich sah Zuchthaus- und Ketten-Sträflinge, Mörder, ruhig und fleißig an ihrer Arbeit, und in ihrem Blicke erkannte ich Ergebenheit in ihr Schicksal und moralische Besserung. Das Prinzip nun, durch das der Vorstand so ein moralisches Wunderwerk zu Stande brachte, — es ist das der Humanität, es ist die Gewalt der Liebe, wozu der humane Vorstand durch zugleich streng gesetzliche und dennoch liebevolle Behandlung, durch Verbannung jeder unnöthigen Härte und durch die in jedem Sträfling hervorgerufene Ueberzeugung, daß er selbst und nicht der Vorstand die Schuld an der Bestrafung trage, daß dieser nur seine Pflicht erfülle, aber es mit jedem Sträflinge gut meine, daß er jeden gleich einem in der Erziehung verwahrlos'ten und deswegen unglücklichen Kinde zu erziehen beabsichtige, daß jeder durch Fleiß und ordentliches Betragen seine Lage verbessern, daß der Vorstand ihn gegen jedes Unrecht der Mitsträflinge und des Personals der Anstalt schützen wolle und könne ꝛc., diese tiefgestellte Menschenklasse zu nöthigen wußte. Dieses Prinzip der Humanität, der Liebe und des Vertrauens zum Vorstande wirkt zusammen mit der musterhaftesten Ordnung und Reinlichkeit (zwei unberechenbar wichtigen moralischen Hebeln) mit dem geweckten Sinn für Sparsamkeit, da jeder Sträfling nach Ablauf seiner Strafzeit oder begnadigt mit nicht unbedeutenden Ersparnissen die Anstalt verlassen kann, und mit der Gewißheit, daß die entschiedenste Mehrheit der Sträflinge dem Vorstande, als dem Repräsentanten der Ordnung, des Gesetzes und der Milde, anhänglich ist, so daß jeder einzelne Bösgesinnte den Versuch, Andere zu verführen, nicht wagen kann. Heil daher und Ruhm dem Schöpfer dieses jedem Menschenfreunde höchst erfreulichen Resultats, dem Vorstande der Anstalt, dem edlen Menschenfreunde Obermair! Heil dem weisen Monarchen, der ihn an seinen wichtigen Platz gestellt hat, an den Platz, von dem aus er die schwersten Verbrecher der menschlichen Gesellschaft als gebesserte, fleißige und arbeitsame Menschen zurückgibt!"

In Stuttgart haben einige Bäcker angefangen, ihren Kunden das Brod vorzuwiegen.

Frankfurt a. M., 21. März.

Die sich, öffentlichen Blättern zufolge, durch ihre Leistungen vorzüglich auszeichnende Kunstreitergesellschaft des Hrn. Eduard Wollschläger wird während der bevorstehenden Ostermesse auf dem Paradeplatz dahier tägliche Vorstellungen in der höheren Reitkunst und Pferdedressur geben. Die Gesellschaft befindet sich dermalen in Mainz, wo ihre Productionen sich eines zahlreichen Besuchs und großen Beifalls erfreuen. Dieselbe zählt etliche 50 Personen und besitzt einige 30 Pferde der edelsten Race. Liebhaber der höheren Reitkunst werden daher die mehrere Messen hindurch unbefriedigte Schaulust nach solchen Productionen reichlich zu befriedigen Gelegenheit finden.

Homonyme.

Ich lag schon auf der Brust gar Manchem wie ein Stein,
Jedoch durchstädlich nicht, denn trüg'risch ist der Schein.
Wirst du im andern Sinn mich irgendwo erblicken,
Werd' ich, so schroff ich bin, dich immer doch entzücken.

B. W. S.

Geschichtliche Vorlesung.

Drei und zwanzigste Vorlesung: Montag, 22., so wie auch Dienstag, 23. März: Louis Philipp und seine Familie. — Abd-el-Kader ꝛc.

Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 21. März. (Zum Erstenmale wiederholt): Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Acten und einem Nachspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, 22. März. Die Sennerhütte, komische Oper in einem Act, Musik von Adam. Hierauf folgt: Der Schauspieldirektor, komische Oper in einem Act, von Schneider, Musik von Mozart.

Mittwoch, 24. März. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel, neu einstudirt): Maurer und Schlosser, komische Oper in 3 Acten, Musik von Auber. Hierauf (zum Erstenmale): Das Duell in der Hasengasse, Localposse in einem Act. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 82. Dienstag, den 23. März 1847.

Die Pfalz.
Gruß an die Freunde.

Es lebe hoch mein Vaterland,
Die freundlich' fröhliche Pfalz genannt,
Rings von der Nahe bis zur Queich
An Schönheit und an Segen reich,
Wo mit der Traube gold'nem Blut
Der Freiheit und der Liebe Gluth
Durch edle Herzen flammt und sprüht
Und alles Gute, Schöne blüht!
An Deutschlands Brust ein Diamant
Strahlt hell mein liebes Vaterland!

Gleich einem Teppich ausgespannt,
Vom Rhein bis zur Vogesenwand,
Vom Jungfernsprung zum heitern Main,
Vom Neckar zum Rheingrafenstein,
Durchwebt so frisch und wunderhold
Mit Rebengrün und Waizengold,
Voll Städt' und Dörfer, wie bei Nacht
Das Sternenheer in seiner Pracht,
Dies Paradies, gar weit bekannt,
Es ist mein liebes Vaterland!

Am stillen blumenreichen Rand
Der Queich einst meine Wiege stand,
Dort am Gebirg', wo stolz und kühn
Die Burgen aus der Wälder Grün
Weit schauen über Land und Strom,
Von Erwin's bis zum Kaiser-Dom
Und bis zum alten Wonnegau,
Doch rings umher die schönste Au',
Von je die Land-Au' nur genannt,
Sie ist mein liebes Heimathland!

Und an der Nahe Felsenstrand
Hat mich die Liebe festgebannt,
Da, wo bekränzt mit Reiz und Pracht
Sie hold dem Rhein entgegen lacht
Und wo umher auf steilen Höh'n
Der Vorzeit heil'ge Reste steh'n,
Die Ebernburg beim Abendstrahl
So glorreich prangt im Felsenthal,
In diesem großen Tempe fand
Ich früh' mein zweites Heimathland.

Da zog mich wie mit Zauberhand
Stets hin und her das Doppelband;
Ich wanderte mit frohem Sinn
Von Einem oft zum Andern hin;
Von Thal zu Thal, von Flur zu Flur
Schaut' ich die Wunder der Natur,
Fand tausend Stellen, hehr und groß
Durch Ruhm und Glanz, in ihrem Schooß,
Und wo ich ging und wo ich stand,
War reich und schön mein Vaterland.

Und welche Wonne, ha! empfand
Ich auf der Berge höchster Kant',
Wie Moses einst auf Pisga's Höh'n,
Dies zweite Kanaan zu seh'n!
Vom Donnersberg, so hoch und frei,
Von Limburg's herrlicher Abtei,
Auf Hambach und auf Trifels Zwing'
Mein Aug' entzückt am Rheinstrom hing,
Und hundert Thürme, mir bekannt,
Mit Lust erspäht im weiten Land.

Auch so, ihr Theuern, mir verwandt,
Ich oft nach euch die Blicke sandt'.
So wink' ich heute Freundesgruß
Und reich' im Geist euch Hand und Kuß.
Ist auch entblättert mancher Strauß,
Verödet manches liebe Haus,
Stets, bis das letzte Blatt zerstiebt,
Mein warmes Pfälzerherz euch liebt;
Denn heilig bleibt in diesem Land
Der Freundschaft und der Liebe Band!

D'rum dreimal hoch mein Vaterland,
Du fröhlich treues Pfälzerland!
Mög' Gott dich schützen für und für,
Damit du bleibest Deutschlands Zier,
Und treu und fest mit ihm vereint
Zu stehen gegen jeden Feind! —
Ja, blüh' und grüne fort und fort!
Frei sey dein Volk und frei das Wort!
Von Thule dann bis Samarkand
Das Schönste ist mein Vaterland!

J. M.

Digitized by Google

Der Tod des Marschall d'Ancres.

Alles schlief im Louvre. Ein einziges Zimmer, dessen hohe Bogenfenster auf den Fluß hinaus die Aussicht gestatteten, waren noch erleuchtet: es war dies dasjenige des jungen Ludwig XIII., des Sohnes Heinrichs des Großen, welcher sich sein Königreich zu regieren übte, indem er mit abgerichteten Elstern, traurigen und schwätzerischen Vögeln spielte, welche sein Liebling, Albert de Luynes, ihm geschenkt hatte, um seine Muße auszufüllen und seine Langeweile zu tödten.

Der junge König, obgleich es schien, als ob er den Elstern seine Aufmerksamkeit schenkte, welche auf seinen Tisch geflogen waren, war dennoch unruhig und gespannt. Plötzlich erhob er sich mit Hast, ging an das halb geöffnete Fenster und lauschte, gleichsam um sogar entferntes Geräusch hören zu können.

Endlich ließ sich ein leises Geräusch von Waffen und klirrenden Sporen hören, und alsobald wurde der goldbrocatne Vorhang der Thür, welche das Schlafzimmer des Königs von dem Vorsaal der Wache haltenden Dienerschaft trennte, auseinander gehalten, und zwei Männer in weiten schwarzen Mänteln, unter denen die kostbarste Bekleidung hervor sah, traten leise ein.

„Ach, da seyd Ihr ja, Albert," sagte der junge König im Tone der Befriedigung, „ich glaubte schon, Ihr hättet Euer Versprechen vergessen."

„Man vergißt nicht so leicht die Befehle Ew. Majestät," erwiederte Albert de Luynes, indem er sich tief vor Ludwig verbeugte. „Ich habe gewartet, bis Herr de Vitry alle seine Anordnungen beendigt hatte; dies allein ist der Grund meiner Verspätung."

„Nun, Vitry," sagte der König, sich rasch nach der Seite des Capitains der Garde wendend, „Ihr habt die Leute ausgewählt, deren man bedarf?"

„Ja, Sire," antwortete Vitry, „zwölf Männer von erprobter Tapferkeit, unter dem Befehl von zwei unerschrockenen Edelleuten, Hallier's und Perroy's, werden morgen mit Anbruch des Tages unter der Pforte von Sanct-Thomas am Louvre sich einfinden. Unter einem Vorwande, den ich ihnen auseinandersetzen werde, werden sie durch verschiedene Thüren in den Palast treten und sich an der Pont-Levis verborgen halten, um mir zur Hand zu seyn."

„Luynes wird Euch meine Absichten auseinandergesetzt haben," nahm der König das Wort; „ich will den Marschall d'Ancres festnehmen und in die Bastille bringen lassen; sollte er aber eine Bewegung, einen Schrei . . . ."

„So wird er auf der Stelle getödtet," fügte Luynes hinzu.

Ludwig machte ein Zeichen des Einverständnisses.

„Sire," erwiederte Vitry, „ich verhehle es Ew. Majestät nicht, daß ich meinen Kopf dabei auf's Spiel setze, wenn, ungeachtet aller meiner Vorsicht, aller unserer Klugheit, Concini unsern Händen entwischt, so wird er es den Treuen Ew. Majestät entgelten lassen, daß sie so wenig Glück hatten."

„Bin ich nicht Herr, Vitry?"

„Ohne Zweifel, Sire! aber die Königin Mutter schenkt der Leonore Galigai, der würdigen Genossin des Concini, ein unbegränztes Vertrauen; die Thränen dieser Frau werden Eure hohe Mutter rühren, und die Königin wird vielleicht von Eurer Zärtlichkeit und Eurer Achtung für sie den Mordbefehl Derjenigen erbitten, die Euch einen Dienst leisten wollten."

„Ich weiß es, daß meine Mutter noch mit diesen beiden Elenden verbunden ist," antwortete Ludwig mit einer vor Zorn zitternden Stimme, „aber ich werde es verstehen, auf irgend eine Art diesen Zauber zu lösen. Uebrigens, Vitry, ist der Stab eines Marschalls von Frankreich ein nicht zu verachtender Sporn, als daß man nicht wagen sollte, ein Wagstück dafür zu unternehmen."

„Höre ich recht?" gegenredete Vitry.

„Die Verhaftung oder der Tod des Concini ist ein Sieg für die Krone," sagte Ludwig, „und Derjenige, welcher ihn gewinnt, diesen Sieg, ist werth, die größte militärische Ehre zu erhalten. Ja, Vitry, der Marschallstab, der den Händen des Concini entfällt, wird für Euch seyn, Ihr mögt ihn aufheben. Noch mehr, ich werde in dem Patente, womit ich Euch diesen Titel ertheile, und welches vom Parlament bestätigt werden soll, die Handlung ausführlich erwähnen, wodurch Ihr eine solche Belohnung verdientet."

„Marschall von Frankreich! Ach, Sire," frohlockte Vitry, „für die Eroberung eines solchen Grades wagt man tausendmal sein Leben. Sire, in wenigen Stunden wird es einen Marschall mehr geben."

„Ich rechne darauf, Vitry; was Dich betrifft, Luynes, so weißt Du, was ich Dir versprochen habe."

„Sire," antwortete Luynes, „Ew. Majestät weiß, daß meine Ergebenheit für Sie keines neuen Hebels bedarf."

„Ich weiß es, Albert; aber auch Du, Du hast einen Kraftstoß dem Koloß gegeben, der meinen Thron belastete. O meine Freunde, wüßtet Ihr, wie sehr mir dieser Concini verhaßt ist! Ich mag nicht wissen, wie sehr er bei dem Meuchelmorde meines Vaters betheiligt war, und ob nicht Ravaillac nur der Agent eines Complotts war, wozu die Concinis die Fäden spannen."

„Ich wage nicht zu behaupten, daß Ew. Majestät sich irren könnten," erwiederte Albert mit verstellter Mäßigung, „aber es ist gewiß bemerkenswerth, daß nach der Ermordung des größten und besten der Könige man dies widerwärtige Paar mit Ehren und Würden überschütten sah. Die Galigai wurde Oberaufseherin des königlichen Hauses, und Concini sah sich fast zu gleicher Zeit zum ersten Kammerherrn erhoben. Auch ist er Gouverneur der Normandie, Premierminister, Marquis d'Ancres und Marschall von Frankreich. Er ist hoch gestiegen, daß er nicht höher steigen kann."

„Er steht so hoch, daß er fallen wird," unterbrach Ludwig, indem er die Hand an sein Degengefäß legte; „er muß fallen, hört Ihr, meine Herren; ich will es. Der Uebermüthige begnügt sich nicht damit, zu seiner Vertheidigung eine so große Armee, als die meines königlichen Vaters war, als er gezwungen war, sein Königreich sich zu erobern, zu unterhalten; er wagt es sogar, mir in meinem eigenen Palast Trotz zu bieten. Gestern, ja gestern noch, indem er eine Parthie Billard mit mir spielte, sagte er zu mir: Sire, Ew. Majestät werden mir erlauben, mich zu bedecken; und ohne meine Antwort abzuwarten, setzte er seinen Hut auf. Ha, ich würde von ganzem Herzen die Hälfte des Schatzes, welchen mein Vater in der Bastille gesammelt hat, hingeben, wenn ich auf der Stelle die Verwegenheit dieses Elenden bestraft sehen könnte!"

(Schluß folgt.)

Die Ackerrübe.

Die landwirthschaftliche Bezirksstelle zu Rastatt sah sich unter den inländischen Pflanzen um einen Concurrenten gegen die Kartoffel um, und glaubte in der Bortfelder Ackerrübe einen solchen zu finden; sie zögerte nicht die Pflanzung dieser Ackerrübe in dem Amtsbezirk durch unentgeltliche Vertheilung des aus England bezogenen Samens einzuführen; der Erfolg übertraf alle Erwartung, und gegenwärtig wird diese Ackerrübe in dem Murgthal und zwischen Rastatt und Offenburg so vielfältig gepflanzt, daß alle in diesem Bezirke befindlichen Wochenmärkte damit reichlich versehen

Digitized by Google

werden, und sie überall, wo sie gepflanzt wird, bei dem gegenwärtigen Nothstand große Aushülfe leistet. Auch auf den Feldern des Frauenklosters zu Lichtenthal wird sie seit fünf Jahren mit dem größten Erfolg gepflanzt, und von der letztjährigen Ernte ist noch ein solcher Vorrath vorhanden, daß während mehreren Monaten die Armen damit unterstützt werden können. Diese Ackerrübe ist gelb, groß und sehr delikat, auch eingesalzen liefert sie eine vortreffliche Speise; sie läßt sich ebenfalls wie die Schwarzwurzeln und rothen Rüben zubereiten; sie ist außerordentlich ergiebig und wächst überall wo die Kartoffel gedeiht; sie widersteht dem Frost und scharfen Nebeln und ist der ungünstigen Witterung viel weniger ausgesetzt als die Kartoffel; sie besitzt zwar nicht so vielen Stärkemehlgehalt wie diese, dagegen mehr andere ernährende und Kraft verleihende Bestandtheile, auch leidet sie nicht wie die Kartoffel an scharfen und widrigen Stoffen, vor welchen der Geruch schon warnet, und die als Solanin der Gesundheit nachtheilig werden können. Wer sie einmal gepflanzt hat, gibt sie gewiß nicht mehr auf, und die Pflanzung von einem Viertel Morgen Feld ist zureichend, eine Familie vor aller Noth sicher zu stellen. Bei mangelhaften Kartoffelernten bietet sie Aushülfe, und bei gesegneten Ernten vermehrt sie den Ueberfluß. Die Saat muß zu Anfang Mai-Monats auf einem tief aufgelockerten gedüngten Felde bestellt werden, um recht bald den Speisebedürfnissen genügen zu können. Diese Ackerrübe ist zuverlässig vereigenschaftet unter den Nahrungsmitteln mit der Kartoffel in die Schranken zu treten; die gewöhnliche Ackerrübe würde ihr sehr nahe stehen, aber sie führt einen bittern Geschmack mit sich und wird nicht gerne gegessen; die Stoppel-Rübe erreicht dagegen erst im October die Größe um zur Speise dienen zu können.

Um die Pflanzung dieses schätzbaren Gewächses allgemein zu machen, bedarf es übrigens keines schwierigen Mittels, sondern lediglich der unentgeltlichen Vertheilung des Samens, der in allen Samenhandlungen das Pfd. zu 1 fl. 30 kr. bis 1 fl. 48 kr. zu bekommen ist. Bei dem gegenwärtigen allgemeinen Nothstand und bei dem regen Eifer, den die Staatsverwaltungen in der Auffindung von Unterstützungsmitteln entwickeln, wird man erwarten dürfen, daß sie nicht zögern werden, durch die unverzügliche Vertheilung des Samens den Staatsangehörigen die Unterstützung zuzuwenden, deren sie in der Mitte des laufenden Jahres so sehr bedürfen, und die sie in der Pflanzung der Bortfelder Ackerrübe unfehlbar und bleibend finden werden.

Mannichfaltigkeiten.

Ein neuer Beweis, wie das Leben des Menschen oft nur an einem Faden, ja an einem Tropfen hängt, ist der Tod des bekannten Gelehrten und Bibliothekars Jäck in Bamberg. Mit vieler Mühe hatte er es dahin gebracht, daß der Bibliothek durch die Gnade des Königs von Preußen ein kostbares Exemplar der Werke Friedrichs des Großen geschenkt wurde. Jäck zeigte das Prachtwerk gern, auch ein braver Bürgersmann kommt, steckt die Nase, die er eben mit ächtem Spaniol angefüllt hatte, tiefer als andere Leute in das schöne Buch, — siehe da fällt mitten in der Bewunderung und Rührung ein großer dunkelbrauner Tropfen wie ein Siegel mitten auf das schöne Titelblatt. Jäck und der Mann sind vom Schlag gerührt, nach drei Tagen ist Jäck todt.

(Deutsch-Katholiken in Nord-Amerika.) Im Monat Dezember 1846 traten in New-York ungefähr 150 bis 200 Personen, Deutsche von Abstammung, zusammen, die unter der Leitung des Dr. Giustiniani, welcher lange in Rom studirt und daselbst die priesterlichen Weihen empfangen hat, und unter der Benennung „freie Katholiken" eine neue kirchliche Gemeinde organisirten. Das Glaubensbekenntniß dieser Gemeinde, wie es von amerikanischen Blättern veröffentlicht wird, ist von demjenigen, welches das sogenante Leipziger Concil unter dem Vorsitz Ronge's entworfen, sehr verschieden und nähert sich vielmehr dem Czerskischen sogenannten apostolischen Bekenntnisse. Die Protestanten der Vereinigten Staaten haben daher auch keinen Anstand genommen, sich für die neue Gemeinde zu interessiren, was keineswegs der Fall wäre, wenn dieselbe nicht auf posstivem kirchlichen Boden stände. Der katholische Bischof von New-York, Hr. Hughes, Irländer von Geburt, hat gegen die Dissidenten einen Hirtenbrief an seine Diöcese erlassen, worin er die Ersteren vieler inneren Widersprüche beschuldigt und Letztere vor dem Abfalle warnt. Die neue Gemeinde hat nicht gesäumt, diesen Hirtenbrief zu beantworten und insbesondere die gegen sie gerichteten Anschuldigungen zu widerlegen.

Ein Schreiben aus Tarvis vom 7. März an die Redaktion der Klagenfurter Zeitung meldet Folgendes: „Am 30. Jänner d. J. zogen 15 Männer aus dem Dorfe Uggowitz einige mit Heu beladene Handschlitten aus der Uggowitzer-Alpe über das Gebirge in den Kesselwald. Als dieselben um 8 Uhr Morgens den Gebirgspfad unter dem hohen sogenannten Schönwipfl passirten, löste sich durch das einige Tage dauernde Thauwetter eine ungeheure, die ganze Schlucht unter dem Schönwipfl ausfüllende Schneelawine an der höchsten Kuppe los, welche mit Blitzesschnelle herabstürzte und sämmtliche Männer, welche aus dem Bereiche der Lawine nicht mehr entfliehen konnten, mit sich fortriß. — Joseph Tributsch war der Erste, welcher sich durch eigene Kraft aus der Schneemasse emporarbeitete. Mit Hülfe des Valentin Preschern, der sich ebenfalls durch eigene Anstrengung der Lawine entwand, grub Tributsch bei dem Mangel an Schaufeln oder anderen Werkzeugen mit den Händen noch sieben Männer aus der tiefen Schneemasse, so daß im Ganzen neun Personen gerettet wurden.

Die in Luzern erscheinende „Zeitung der kath. Schweiz", welche ganz im Sinne des Luzerner Regiments redigirt wird, berichtet von einem Selbstmord, der am 6. dieses in Hilfikrieden „meistens aus Abneigung gegen die empfohlene Jubiläumsandacht erfolgt sey." Ein höchst merkwürdiges Geständniß!

Louis Blanc's „Geschichte der letzten zehn Jahre 1830 bis 1840" hat seit ihrem Erscheinen ein so allgemeines Aufsehen erregt, daß jede Empfehlung dieses gehaltreichen Werkes überflüssig ist. Der geistreiche Verfasser ist von dem Standpunkte ausgegangen, daß alles politische Treiben als ein nichtiges erscheinen müsse, wenn es nicht wahrhaft menschliche und volksbeglückende Zwecke verfolge. Wir besitzen drei Uebersetzungen dieses Werkes. Die vorliegende hat sich die Aufgabe gestellt, Dasjenige auszuscheiden, was nur einen kleinen Kreis der deutschen Leser interessirt, und dadurch sowohl die Uebersicht jener denkwürdigen Zeit zu erleichtern, als auch durch ihren ungemein billigen Preis das Buch immer mehr zu verbreiten. Das Ganze soll nur 15 Lieferungen umfassen, deren jede à 2 Bogen nicht mehr als 6 kr. kostet; alle etwa noch weitern Hefte werden gratis geliefert. Vier Lieferungen haben wir bereits eingesehen und wünschen dem Unternehmen guten Fortgang.

(Wer ist der Pöbel?) Im Stuttg. Beob. hält Jemand eine öffentliche Anfrage, über die längst keine Frage mehr seyn sollte: „Was unterscheidet in Wahrheit den Vornehmen von dem Niedrigen, wo nicht feinere Sitte, höhere Bildung, ächtere Humanität, strengeres Gefühl für Recht und Billigkeit? Wenn nun aber z. B. wiederholt bei Aufführung edler, ernster Musik, der einzelne Vornehmere seinen Genuß darein setzt, allen Denen, die in seine Nähe kommen oder ihm nicht schnell und weit genug

Digitized by Google

fliehen können, ihren Genuß, den sie eben so wohl wie er bezahlten, durch lautes Sprechen in dem allgemeinen Schweigen zu zerstören: wo ist da wohl die feinere Sitte, höhere Bildung, ächtere Humanität, strengeres Gefühl für Recht und Billigkeit, — bei der gemischten gebildeten Menge, die aus vielleicht übertriebener Achtung vor dem Kunstwerke die Ruhestörung duldet, oder bei dem einzelnen, sich exklusiv dünkenden Vornehmeren?"

Die „Bremer Ztg." veröffentlicht das Programm des allgemeinen deutschen Sängerfestes zu Lübeck vom 26. bis 29. Juni 1847. Sonnabend, den 26. Juni. Von 12—2 Uhr: Empfang der Gäste auf dem Markte. Einhändigung der Festpapiere ꝛc. Um 3 Uhr: Mittagsessen in der Festhalle. Um 6 Uhr: Eröffnung des Festes. Hauptprobe zum ersten Konzerte. (Die Direktion aller musikalischen Aufführungen hat Hr. Kapellmeister Franz Lachner aus München übernommen.) Abends: Vereinigung im Raths-Weinkeller. Sonntag, den 27. Juni. Um 6 Uhr: Choral, geblasen von den Thürmen der Stadt. Um 11 Uhr: Repetitionsprobe in der Festhalle. Um 1 Uhr: Mittagessen. Um 4 Uhr: Erstes Konzert in der Festhalle. Von 8 Uhr an: Fest im Freien. Vorträge einzelner Liedertafeln, Unterhaltungsmusik, Illumination, Ball ꝛc. Montag, den 28. Juni. Um 6 Uhr: Reveille durch die Stadt. Um 9½ Uhr: Probe zum zweiten Konzert in der Festhalle. Um 12 Uhr: Frühstück in der Festhalle. Um 1 Uhr: Versammlung auf dem Domplatze zur Anordnung des Festzuges. Um 2 Uhr: Festzug durch die Stadt nach der Festhalle mit entfalteten Fahnen und Bannern, unter Begleitung zweier Musikcorps. Um 3 Uhr: Zweites Konzert neben der Festhalle im Freien. Um 5½ Uhr: Festmahl in der Festhalle. Dienstag, den 29. Juni. Um 6½ Uhr: Reveille durch die Stadt. Um 8 Uhr: Versammlung auf dem Markte. Vortrag einiger Lieder. Umzug über den Wall nach der Bastion Bellevue. Festfahrt nach Travemünde. In Travemünde: Lustfahrt in die See. Um 3 Uhr: Mittagsessen. Um 6 Uhr: Rückfahrt nach Lübeck. Letzte Vereinigung in der Festhalle. Mittwoch, den 30. Juni. Morgens: Abfahrt der Gäste von der Festhalle aus.

Korrespondenz.

Hamburg, 16. März.

Carl Schuberth. — Tichatscheck. — Flotow's „Förster."

Drei musikalische Genüsse haben wir in unmittelbarer Aufeinanderfolge gehabt. Samstag: philharmonisches Konzert, Sonntag: Tichatscheck und gestern Flotow's neue Oper: „der Förster." Im philharmonischen Konzert hörten wir Hrn. Carl Schuberth, Violoncellisten aus St. Petersburg, der zwei eigene Compositionen vortrug. Eine eminente Technik, eine leichte Besiegung der ungeheuersten Schwierigkeiten zeichnet diesen Virtuosen vortheilhaft aus; im Ganzen aber fanden wir zu viel Künstelei und musikalische Seiltänzerei, zu wenig Gesang in der Art und Weise, wie er sein Instrument behandelt, zu wenig Melodie in seinen Compositionen, als daß wir diesem vielgerühmten Violoncellisten aus der Czaarenstadt unsern ungetheilten Beifall ertheilen könnten. — Tichatscheck, der erste deutsche Tenorist, kam von Berlin, sang den Masaniello und reiste am andern Morgen wieder ab. Es ist dies abermals ein Gewinn, den uns die Eisenbahnen bringen. Tichatscheck hatte am Samstag den Stradella in Berlin gesungen, kam am Sonntag gegen 5 Uhr Abends hier an und sang in der „Stummen" vor gedrängt vollem Hause unter jubelndem Applause, mit einer Kraft und Frische der Stimme, die durch die Fahrt auf der Eisenbahn vielmehr gekräftigt schien. Wer weiß, vielleicht daß die Bewegung auf der Eisenbahn auf den Organismus der Stimme wohlthätig einwirkt; dann könnte mancher Sänger durch Reisen seine Stimme auszubilden und zu verbessern suchen. — Flotow's neue Oper: „der Förster" hat einen glänzenden Erfolg gehabt. „Der Förster", nach dem Französischen l'âme en peine von St. Georges, dasselbe Sujet wie das Ballet „Giselle" behandelnd, ist jedenfalls die vorzüglichste Oper, die Flotow geschrieben und die an musikalischem Gehalt „Stradella" bei weitem übertrifft. Zartheit, Anmuth und eine Fülle lieblicher, leichtansprechender Melodieen sind die Eigenschaften, die dieselbe bald zu einer Lieblingsoper auf den deutschen Bühnen machen werden. Wenn auch im ersten Acte manche hübsche Melodie etwas zu weit ausgesponnen schien, so erheben sich im zweiten des Componisten Schwingen zu höherem Fluge, gleich den beiden auf Schwingen der Liebe empor steigenden getreuen Seelen. Die deutsche Bearbeitung von Bärmann ist zum Theil etwas hölzern und schwerfällig. Inscenesetzung und Darstellung waren vortrefflich und ernteten die Damen Jacques und Fehringer, wie die Herren Brassin, Wurda und Best den lebhaftesten Beifall. Am Schluß wurden Alle gerufen.

Worms, 18. März.

Vor einigen Tagen bildete sich in der hiesigen jüdischen Gemeinde eine mit dem Berliner Reformvereine Hand in Hand gehende Gemeinde, an deren Spitze unser als jüdischer Reformator bekannte Kanzelredner A. Adler steht. Nachdem derselbe in seinen Predigten den Conservativen unserer Gemeinde die Mängel des jüdischen Gottesdienstes oftmals vor Augen führte, letztere aber nicht nur kalt für diese Belehrungen blieben, sondern sogar seit letzterer Zeit das Gotteshaus verließen, wenn Hr. Adler die Kanzel bestieg, so sah sich Jener genöthigt, zum dem Theile der Gemeinde durch einen schriftlichen Aufruf sich zu wenden, der theils selten oder gar nicht das Gotteshaus besuchte, um bei ihm seine bei der Rabbinerversammlung ausgesprochene Ideen geltend zu machen. Daß Hrn. Adler's Bemühungen Anklang fanden, beweist, daß von künftigen Ostern an ein ganz deutscher Gottesdienst des Nachmittags in der hiesigen Synagoge abgehalten wird, wobei Instrumentalmusik die bis jetzt noch fehlende Orgel ersetzen muß. Der Grund, warum der Nachmittag zum Gottesdienst gewählt ward, ist der, weil die daran Theilnehmenden meistens dem Kaufmannsstande angehören, daher den Vormittag Geschäfte halber ihr Haus nicht gut verlassen können, und dürften wir hierin das Vorzeichen, den Sabbath auf den Sonntag zu verlegen, erblicken. Um so mehr dürfen wir dieser Hoffnung Raum geben, da es ja Hr. Adler war, welcher bei der jüngsten Rabbinerversammlung aussprach, die Schöpfungsgeschichte sey nur eine Mythe, womit derselbe sagen wollte, es sey eins, welchen Tag der Woche wir als Ruhetag feiern. Mögen recht viele jüdische Gemeinden dem Beispiele der Wormser aufgeklärten Israeliten folgen!

Hanau, im März.

Unsere städtische Bibliothek, von deren Gründung Ihr geschätztes Blatt schon im vorigen Jahre einen ausführlichen Bericht erstattete, hat in diesem Jahre schon bedeutend an Wachsthum zugenommen. Die Rechenschaft für das vorjährige Verwaltungsjahr wurde vorlängst in dem Saale des Neustädter Rathhauses abgelegt, welche ein recht erfreuliches Resultat ergab. Die gesammte Einnahme (inclusive des Beitrages aus hiesiger Stadtkasse) hat sich auf 594 fl. belaufen, von welcher Summe 417 fl. 45 kr. für die angeschafften Werke verausgabt worden sind. Im Ganzen sind in dem verflossenen Jahre circa 104 der schönsten und neuesten Schriften angeschafft, ohne diejenigen von der Deputation auf antiquarischem Wege gemachten Einkäufe. Auch wurde die Bibliothek wieder mit ansehnlichen Geschenken bereichert. Frau Lavater verehrte derselben nahe an 400 Bände und Hr. Oberpostamts-Secretär Handel in Frankfurt übergab ein Exemplar Hanauer Zeitung vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1825, welches Geschenk unserer Nachkommenschaft Aufschluß von der Vorzeit getreu geben kann. Würde die rege Theilnahme auch fernerhin dieser so gemeinnützigen Anstalt zugewendet bleiben, so könnten wir uns in den nächsten Decennien einer großartigen Bibliothek rühmen.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. März. Die Sennerhütte, komische Oper in einem Act, Musik von Adam. Hierauf folgt: Der Schauspieldirektor, komische Oper in einem Act, von Schneider, Musik von Mozart.

Dienstag, 23. März. Struensee, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Michael Beer, Musik von Giacomo Meyerbeer.

Mittwoch, 24. März. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel, neu einstudirt): Maurer und Schlosser, komische Oper in 3 Acten. Musik von Auber. Hierauf (zum Erstenmale): Das Duell in der Hasengasse, Localposse in einem Act. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 83. Mittwoch, den 24. März 1847.

Der Tod des Marschall d'Ancres.

(Schluß.)

„Sire," sagte Albert, indem er aus der Tasche seines Kleides ein kleines geheimnißvoll zusammengelegtes Briefchen hervorzog; „ich habe vergessen, Ew. Majestät eine Depesche zuzustellen, welche mir Nikolaus von Verdun, erster Präsident des Parlaments von Paris, insgeheim gegeben hat."

„Ah, gieb her, Albert, ich bedarf mehr als jemals des Beistandes und Rathes meines Parlaments."

Er nahm den Brief und las Folgendes mit lauter Stimme:

„Sire!

Nach den Anzeigen, die mir von verschiedenen Seiten gemacht sind, glaube ich Euch benachrichtigen zu müssen, daß Herr von Concini, Marschall d'Ancres, die Stadt Quilleboeuf in seinem Gouvernement, der Normandie, befestigen läßt. Das Parlament muß eben so von Seiten des Concini die Forderung des Ankaufs der Grafschaft Montbeliard befürchten, die derselbe für sich gern haben möchte. Das Parlament wird, so viel es vermag, die übermäßigen Ansprüche dieses Concini zurückweisen; aber endlich könnte man Gewalt anwenden, damit wir diese Akten eintrügen, welche die Abhängigkeit des Thrones zur Folge haben könnten, und ich glaube nur meine Pflicht zu thun, wenn ich Euch von dieser Gefahr benachrichtige.

„Genehmiget, Sire, den Ausdruck der tiefsten Verehrung
Eures treuen Dieners
Nikolaus de Verdun,
erster Präsident des Pariser Parlaments."

„Sehr gut, meine Herren, habt Ihr schon so etwas gehört!" sagte der König; „Concini giebt sich nicht einmal mehr die Mühe, seine Pläne zu verheimlichen; nein, er gibt geradez Weges auf den Thron los. Albert, Albert," fuhr Ludwig, indem er krampfhaft die Hand seines Favoriten drückte, fort, „es ist nothwendig, daß dieser Elende umkomme."

„Ihr sprecht sein Todesurtheil aus, Sire," sagte Vitry; „in einigen Stunden wird Ew. Majestät von diesem Verräther befreit seyn, der es wagt, seine freche Hand nach Eurem Scepter auszustrecken."

„Albert," fuhr der junge König fort, „laß morgen mit Anbruch des Tages mein Garderegiment, das einzige, worauf ich mich noch verlassen kann, sich schlachtfertig im Hofe des Louvre aufstellen; gebrauche dabei den Vorwand einer Jagdpartie, um nicht Verdacht bei der Königin zu erregen; dann lasse eben so der erste Präsident des Parlaments, Nikolaus de Verdun, dasselbe versammeln, und nimm endlich alle nur mögliche Maßregeln, die einen sichern Erfolg des Planes versprechen lassen. Denket daran, meine Herren," fügte Ludwig mit einer ihm nicht eigenthümlichen Würde hinzu, „daß davon die Unabhängigkeit des Thrones und der Ruhm der Nation abhängt."

Der Monarch machte ein Zeichen der Verabschiedung, und die beiden Verschwornen, mit der Hoffnung, bald durch den Mord des Marschalls d'Ancres zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, zogen sich zurück.

Concini-Concino war der Sohn eines armen Notars in Florenz. Spieler, Verschwender und Libertin, wurde er von seiner Familie, deren Schandfleck er war, ausgestoßen. Der junge Concini ließ sich nach der Vermählung der Marie von Medicis mit Heinrich IV. unter den Fußknechten dieser Fürstin aufnehmen, die mit ihrer Bedienung nach Frankreich zog, eben so wie Katharina, die Gemahlin Heinrichs II., alle Gauner und Banditen mit aufnehmend. Concini war schlau genug, sich in Leonore Galigai, die Milchschwester der Marie, zu verlieben; er heirathete sie, und diese Verbindung wurde die Quelle einer unverschämten Gunst und eines Glückes, das bis dahin ohne Beispiel gewesen war. Ungeachtet des Dunkels, das über den Urhebern des Mordes Heinrichs IV. lag, beweist das Wenige von den Verhören Ravaillac's, was wir noch besitzen, bis zur Gewißheit, daß Concini und seine Frau dem tragischen Ende des Königs nicht fremd waren.

Dies mag seyn wie ihm wolle; der Tod Heinrich IV. wurde für das Ehepaar Concini der Anfang zu Gunstbezeugungen und Geschenken. Marie von Medicis, entweder um sie zu belohnen, oder um der Zuneigung zu folgen, die sich für Leonore und ihren Mann in gleicher Weise feststellte, überhäufte sie mit hohen Aemtern, die bis dahin nur als Belohnung für glänzende Dienste gegeben, oder als Vorrechte hoher Geburt angesehen wurden. Außer den glänzenden Stellen, welche die Concini's einnahmen, und die wir weiter oben schon anführeten, überschüttete Marie dieselben noch mit Geschenken, Belohnungen und großen Pensionen, nicht allein aus ihrer Privatschatulle, sondern auch auf Kosten des Staats und des öffentlichen Schatzes.

Der Hochmuth der Concini konnte nicht höher steigen. Leonore, deren niedrige Gemüthsart und lächerlicher Charakter mit der Gunst, die sie genoß, sich blähte, ließ es sich angelegen seyn, durch ihren Luxus und ihre Anmaßung die angesehensten Damen des Hofes in den Hintergrund zu drängen. Concini selbst herrschte despotisch im Louvre; er diktirte die Bescheide des Ministerrathes, dessen Präsident er war, legte die größte Verachtung gegen die Vorstellungen des Parlaments an den Tag, und die größten Männer des Königreichs wurden von ihm mit einer Verachtung behandelt, die man weder seinem Genie, noch seinem Talente zu Gute halten konnte. Auch war der Unwille gegen die verabscheuten Fremdlinge so groß, daß sowohl die Bürger als die Hofleute, die Geistlichkeit wie die Beamten, insgeheim Gelübde thaten für den Umsturz einer Macht, die für Alle gleich unausstehlich war.

Die Stunde der Rache schlug endlich.

Digitized by Google

Am Morgen des 24. April kam der Marschall d'Ancres, umgeben von einer Menge Edelleuten, Gardisten und Bedienten, wie es so seine Gewohnheit war, am großen Pont-Levis an.

Die Verschworenen waren auf der Brücke vertheilt; Vitry, in der Uniform eines Capitains der Garde, hielt sich nahe der Brücke auf, immer bereit, zu handeln. Das Garderegiment war in Schlachtordnung auf dem Hofe des Louvre aufgestellt.

Der Günstling, kostbar gekleidet, war eben mit seinem Gefolge auf der Mitte der Brücke, als Vitry auf die rechte Seite des Marschalls ging und ihm, die Hand auf den Arm legend, sagte: „Der König hat mir den Befehl gegeben, mich Eurer Person zu bemächtigen."

D'Ancres drehte sich schnell um nach denen, die ihm folgten, und rief ihnen auf italienisch zu: „Zu mir, meine Herren!"

Diese Worte waren das Zeichen seines Unterganges. Vitry, du Hallier und Perray schossen ganz nahe ihre Pistolen gleichzeitig auf ihn ab. Der Marschall fiel, und sogleich rückte das Garderegiment, an der Spitze den Grafen von Grammont, über die Brücke vor, um das Gefolge des Marschalls zu zerstreuen.

Vitry zog hierauf seinen Degen und rief: „Es lebe der König!" was von den Verschwornen, den Soldaten und dem Volke wiederholt ward.

In diesem Augenblicke öffnete sich das Fenster des königlichen Zimmers, und Ludwig XIII. erschien, umgeben von seinen Edelleuten. „Ich danke Euch, meine Freunde, ich danke," rief er den Verschwornen zu. „Jetzt erst bin ich König."

So endete dieser Mann, der, wie Voltaire sagt, erster Minister war, ohne die Gesetze des Landes zu kennen, und Marschall von Frankreich, ohne jemals seinen Degen gezogen zu haben. Concini war in jeder Beziehung des Glückes unwerth, welches die Zuneigung einer Königin ihm gründen half. Er verstand nicht, durch glänzende Fähigkeiten oder Ergebenheit gegen ein Volk, das ihn aufgenommen, seinen hohen Rang zu entschuldigen. Der Marschall von Estrees, in seinen Memoiren „über die Regentschaft der Marie von Medicis", so wie Bassompierre haben vergebens versucht, das Andenken Concini's wieder herzustellen; die eigennützigen Lobhudeleien dieser beiden Geschichtschreiber sind durch die öffentliche Meinung zurückgewiesen. Die Geschichte kann in Concini nur einen niedern Intriganten sehen, der sein Ansehen nur benutzte, um seinem Hochmuthe, seiner Prachtliebe und seinem Geize zu fröhnen; seine Besteafung war gerecht und nothwendig; aber durch das Gesetz allein hätte sie sollen ausgesprochen werden.

Die durch Concini zusammengehäuften Reichthümer waren ungeheuer. Das jährliche Einkommen seiner Stellen betrug fast eine Million Livres (nach jetzigem Gelde beinahe eine Million sechsmal hunderttausend Franken). Gleich denen, die beabsichtigen, das Volk zu verrathen, hatte er mehrere Millionen in den Banken von Rom, Florenz und England niedergelegt. Endlich fand man in den Taschen seiner Kleider im Augenblicke seiner Tödtung zwei Millionen Anweisungen auf den Staatsschatz, und bei ihm selbst zwei Millionen zwanzigtausend Livres. Niemals hatte man eine solche Anhäufung von so großen Kapitalien in einer einzigen Hand vereinigt gesehen.

Auf die so blutige Gerechtigkeit des Königs folgte die des Volks. Gegen Mitternacht trugen einige Schweizer den Leichnam des Marschalls in eine Gruft der Kirche St. Germain-l'Auxerrois. Aber des andern Morgens lief das Volk von Paris zur Kirche, grub den Concini wieder aus und hing ihn an einen Galgen, den er selbst hatte auf dem Pont-neuf für Diejenigen errichten lassen, welche schlecht über ihn sprachen. Die Volksrache begnügte sich damit nicht. Im Verlauf von einigen Stunden nahm man ihn vom Galgen herunter, zerstückelte ihn und verkaufte die schrecklichen Ueberreste seines Leichnams nach Golde. Wir wollen nicht rechtfertigen diese grausamen Scenen, aber entschuldigen können wir sie damit, weil im Volke der Glaube sich erhalten hatte, Concini sey einer der Anstifter des Mordes Heinrichs IV. Der 25. April 1617 war die Wiedervergeltung des 14. Mai 1610.

Das Parlament von Paris schritt gegen das Andenken des Marschalls d'Ancres ein: Er wurde als Rebell erklärt, so wie zum Erpresser und Verräther an König und Staate gestempelt. Seine Frau Leonore Galigai wurde in einen weitläufigen Prozeß verwickelt und verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden; ihr Sohn wurde als ehelos erklärt und unfähig zur Annahme jeder Stelle gehalten. Von diesem großartigen Ereigniß blieb nichts als ein wohl Bedenken machendes Beispiel für die Ehrgeizigen; werden diese aber von dieser Geschichte eine nützliche Lehre ziehen?

Br.

Aus A. Bodens: „Eine Stimme mehr für den Deutsch-Katholicismus."

Uebertraf zur Zeit Luther's die Geistlichkeit, wie niedrig sie im Allgemeinen vor der Reformation auch stand, doch das Volk an Einsicht, so ist dies Verhältniß jetzt ausgeglichen, oft selbst umgekehrt geworden. Wie das bei den Deutsch-Katholiken schon sehr richtig hervortritt, es wird die Kirche die Laien nicht wieder unterjochen, sondern eher von diesen abhängig werden. Wenn schon an der Reformation Laien wie Hutten und Pirkheimer nicht bloß mit dem Herzen, sondern auch mit dem Kopfe und der Feder einen thätigen Antheil nahmen, so ist es gar nicht unmöglich, daß bei einer zweiten die Luther und Melanchthon, die Zwingli und Oecolampadius Laien seyen und Geistliche erst in zweiter Linie kommen. Man ist noch weiter gegangen, man hat sogar behauptet, daß auch wohl einmal etwas Großes ohne Hülfe großer Männer hervorgebracht werden könne; aber das ist, wenn nicht gegen die Geschichtschreiber, doch gegen die Geschichte. Es ist auch nur ein Lieblingsirrthum unsrer Zeit und nicht bloß von ernsten Männern, welche es doch nur auf die ihnen unbekannte Zukunft anwenden wollen, sondern auch von solchen vorgebracht, welche ihm eine rückwirkende Kraft beilegten und es auf Christus anwandten, um diesen zu dem Maße von Größe herabzudrücken, das sie selbst begriffen. Dieser ziemlich verbreitete Irrthum geht bei Vielen aus der krankhaften Begierde hervor, große Dinge zu erleben; sie haben nicht genug an einer bewegten, lebensvollen Zeit, in welcher Viele leise oder geräuschvoll zu Einem Ziele wirken können, sondern sie wollen schon wieder, die Einen Umgestaltungen durch große Männer wie Bonaparte, die doch nur alle tausend Jahre Einmal kommen, die Andern durch die Massen, durch welche allerdings große Veränderungen vorbereitet, aber nicht ausgeführt oder geleitet werden; diese Ausführungen müßten denn durch Revolutionen geschehen, die man auch schon ohne alle Noth wieder vor uns sieht.

Die Masse kann wie in unsrer Zeit einsichtig, sie kann wie einst in Athen souverain und der Souveränität auch würdig seyn; dennoch bedarf sie, um Großes zu thun, der Themistokleese und Perikleese zu ihrer Leitung, und Einer, der nicht mehr Einsicht hat als Viele oder so viel Leichtsinn als Alle, stürzt sie, wie Kleon und Alcibiades die Athener, nur in Unglück. Zudem hat alle Einsicht noch in Niemandem ein Talent, geschweige eine schaffende Kraft gewirkt, wie sie Gott, Natur und Zeit dem großen Philosophen, Dichter und Staatsmanne und gewiß auch dem von allen dreien unterschiedenen, ja die Gaben aller drei in sich vereinigenden Religionsstifter und großen Reformator verleiht. Es können zwanzig Männer den Geist, die Kenntnisse und das ernste Streben eines Goethe oder Lessing haben, ohne das angeborne Talent oder Genie beider werden sie nie etwas ausrichten wie jene. Die Athener zeigten ihre große Bildung nicht darin, daß

Digitized by Google

sie Alle gleichviel gelten und bewirken wollten, sondern daß sie trotz dem Gefühle ihrer Würde, trotz dem starken Bewußtseyn ihrer Oberherrlichkeit, trotz ihrer Freiheit und bekannten Neigung zum Gegentheile, dennoch ihren großen Männern, einem Themistokles, Perikles, Demosthenes u. s. w. folgten, ihnen sich unterordneten. Nicht darin zeigen sich Völker groß, daß sie das Große selbst thun wollen — denn auch Revolutionen gewinnen nur durch große Männer einen segensvollen Ausgang — sondern darin, daß sie das Große anerkennen, unterstützen, geschehen lassen. Also ist das Große in einem Volke allerdings nur durch das Volk möglich und Niemand sollte sagen, daß etwas für das Volk anders als durch das Volk geschehen müsse. Aber wie auch das beste Heer ohne einen guten Feldherrn (und umgekehrt der beste Feldherr mit einem schlechten Heere) nichts ausrichten kann, so ist es in allen Beziehungen auch mit dem Volke; das Volk ist der Stoff, welcher ohne die schaffenden und ordnenden Männer, ohne welchen diese nichts oder wenig sind und können. Eben so erscheinen, wenn in einem Volke und durch ein Volk Großes geschehen soll, die Männer, welche bestimmt sind, es auszuführen, nicht eher, als bis die Zeit dazu gekommen, als bis die Saat reif ist. Ein sehr tüchtiger, ein sehr achtungswerther Mann, der auch noch wo er irrt belehrt, sagte vor ganz kurzem: „Wer es vermögen sollte, das, was uns die religiösen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts für unsre Gemüthsbildung und die literarischen des achtzehnten für unsre Geisteskultur eingetragen haben, in ein höheres einheitliches Werk zu verschmelzen, wo das protestantische Christenthum durchdrungen erschiene von der ganzen Bildungshöhe dieses achtzehnten Jahrhunderts, und wer es vermögen sollte, dieses so geeignete Werk dann in eine noch höhere Gemeinschaft zu bringen mit dem, was die nächste und höchste Aufgabe unserer Geschichte ist, mit den politischen Bestrebungen dieser Zeit, ein solcher Mann müßte von Gott wunderbar begabt auf einen deutschen Thron geschickt werden, oder es muß dies Werk der überwältigenden Macht überlassen bleiben, die in der Ueberzeugung der Vielen liegt."

Wir haben dagegen gezeigt, daß zu einem solchen Werke, welches natürlich nur mittelbar von politischen Folgen seyn könnte, Beide, die Vielen und der Eine, nöthig sind; daß dieser Eine ein Fürst seyn werde, sollte Niemand vorher wissen und sagen wollen.

Mannichfaltigkeiten.

Mit der Schießbaumwolle des Professor Schönbein werden seit längerer Zeit fortgesetzte Versuche in dem geheimen Laboratorium der Artillerie in Spandau gemacht, allein die Kommission ist von der Unanwendbarkeit der Erfindung zum Kriegsbedarf eines Heeres völlig überzeugt. Die leichte Entzündbarkeit des Materials, die Gefahr durch Erhitzung bei fester Verpackung, die vielen Zufälligkeiten, welche Explosionen herbeiführen können und die furchtbaren Wirkungen eines Stoffs, dessen Behandlung so vorsichtig gehandhabt werden muß, und für dessen Macht noch das rechte Maß fehlt, bieten Schwierigkeiten, welche vielleicht in späterer Zeit die Wissenschaft überwinden lehrt, die aber bis jetzt zurückschrecken und dem Schießpulver seinen bisherigen Rang lassen müssen.

Die Pariser Zeitungen sollen seit 1. Jan. in Folge der theuren Zeit, der Preßskandale und der magern Politik an 12,000 Abonnenten verloren haben.

(Vom Rhein.) Prinz Friedrich der Niederlande hat vor kurzem die zwischen Niederheimbach und Bacharach, über dem Dörfchen Rheindiebach gelegene Burg Fürstenberg nebst den dazu gehörigen Weinbergen um eine ziemlich beträchtliche Summe angekauft. Der Prinz beabsichtigt, diese wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert auf den Trümmern einer Römerwarte erbaute Feste, deren 100 Fuß hoher Mittelthurm noch gut erhalten ist, schon im nächsten Sommer wieder aufbauen zu lassen. Auch der Bau des dem Prinzen Albrecht von Preußen gehörigen Schönberg, bei Oberwesel, wie der des Rheinfels, bei St. Goar, Eigenthum des Prinzen von Preußen, soll demnächst in Angriff genommen werden. Nach Entscheidung des zwischen der herzoglich nassauischen Staatsdomäne und der Frau von Baring, in Boppard, wegen des Besitzes des Thurmbergs oder der Deurenburg (Maus), bei Wellmich, noch obschwebenden Prozesses soll auch für diese schöne Ruine, die erst in unserm Jahrhundert zu einer solchen aus einer noch bewohnbaren Burg durch Abbruch verwandelt wurde, etwas geschehen. Man versichert, daß der Herzog von Nassau gesonnen sey, ihr großes Vordergebäude wieder aufzuführen und das Ganze mit einer Gartenanlage zu umschließen.

Die britische Regierung läßt vor der Auswanderung nach Texas ernstlich warnen, da die Heilsamkeit des Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens und der Mineralreichthum des Landes bedeutend übertrieben worden. Der Augenschein lehre, daß viele deutsche Auswanderer dem Elend preisgegeben worden, die Briten demnach nichts Besseres zu erwarten hätten und wahrscheinlich von Krankheit und Noth aufgerieben werden würden.

In Paris starb kürzlich der Nestor unter den Schneidern, ein Greis von 107 Jahren, welcher Ludwigs XV. und XVI. Schneider war. Er hatte sich ein ziemliches Vermögen erworben; die Revolution brachte ihn aber um Alles. Er starb in einem Dachstübchen, welches er 47 Jahre bewohnte und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, welche letztere, das jüngste seiner Kinder, gegenwärtig 80 Jahre alt ist. Man hat unter den Papieren dieses Mannes merkwürdige Autographen in Briefen, Rechnungen und Empfangscheinen gefunden, darunter welche von Richelieu, J. J. Rousseau, Voltaire, d'Alembert, dem Kanzler Maupou u. a. m.

Die eine der Kölnischen Karnevals-Gesellschaften, die „große", hat in diesem Jahre ein Defizit von 600 Thlrn. gemacht, so daß den Armen nichts von ihr zugekommen ist.

Frankfurter Theater.

Der Freischütz. — Die Karlsschüler. — Konzert von H. Wolff.

Es gibt wohl keine deutsche Oper, die mehr Aufsehen gemacht hat, mehr gegeben worden und mehr unter das Volk gedrungen ist, als der Freischütz, dessen originelle und schöne Melodieen schon Tausende erfreut haben. Die kritischen Debatten über dies herrliche Tonwerk sind geschlossen, der Schöpfer desselben hat die irdische Laufbahn längst vollendet und sein Name steht mit glänzenden Buchstaben im Pantheon vaterländischer Kunst verzeichnet. In der Musik des Freischütz liegt eine wundersame Frische und Poesie, die nicht geschwächt wird, so oft man sie auch hören mag und deren Eindruck ein so erquicklicher ist, daß er dem fühlenden Herzen stets wohlthuend bleibt. Auch bei uns wird diese Oper, so oft sie wiederkehrt, freudig begrüßt und gerne vernommen. Man gab sie am 16. d. M., in welcher Vorstellung zwei Sängerinnen gastirten. Mad. Reiter-Bildstein sang die Agathe. Als Konzertsängerin besitzt sie bereits einen Namen von gutem Klang, den sie besonders ihrem Auftreten in London und in Wien verdankt, in welcher letzteren Stadt sie erst neulich in dem auf dem Burgtheater zur Aufführung gelangten und zweimal gegebenen Oratorium ihres Gatten: „Das neue Paradies" lebhaften Beifall errang. Sie hat ihre Studien bei Garcia und früher bei ihrer Tante, der rühmlichst bekannten Mad. Stockhausen, gemacht und sich seither nur mit dem Konzertgesange, beschäftigt. Wie wir vernehmen,

Digitized by Google

war die heutige Agathe erst die dritte ihrer Bühnenleistungen und so darf es uns nicht befremden, wenn dem Spiel und der dramatischen Durchführung, namentlich aber dem Dialog die erforderliche Wärme und Lebendigkeit mangelten. Den Gesang betreffend, so bekundet dieser eine gediegene Schule und einen geläuterten Geschmack; Mad. R.-B. versteht, musikalisch zu exponiren und besonders die lyrischen Momente schön hervorzuheben, wie dies der Vortrag der Cavatine und des Gebetes bewies. Die Stimme ist mehr von zarter und lieblicher Klangfarbe, als von Kraft und Umfang. Lebhafter Beifall wurde ihr gespendet. Da der italienische Gesang als ihr eigentlicher Kunstbereich bezeichnet wird, so sieht man ihrer nächsten Rolle, der Isabella in Robert der Teufel, mit Interesse entgegen. — Fräul. Langheinz war ein freundlich ansprechendes, wenn auch noch etwas zu viel bewegliches Aennchen, welches eine gute Soubrette zu werden verspricht. Die Stimme der Fräul. Langheinz hat viel Frische und wirkt wohlthuend, so wie ihr, wenn auch noch nicht gehörig abgerundeter Vortrag Wärme und Hingebung bekundet. Auch sie erhielt verdienten Beifall.

Am 17. d. M. fand bei aufgehobenem Abonnement und in Anwesenheit des Dichters die vierte Vorstellung des „Karlsschüler" statt, abermals bei überfülltem Hause und der lebhaftesten Anerkennung von Seiten des Publikums. Der Verfasser wurde mehrmals hervorgerufen und erschien am Schlusse der Vorstellung mit sämmtlichen Darstellern, über deren Leistungen er sich im Allgemeinen, wie Ref. von ihm selber vernommen, vortheilhaft ausgesprochen hat, H. Laube's „Karlsschüler" sind schon um deswillen der Sensation, die sie überall hervorrufen, würdig, weil sie frisch und energisch zeitgemäße und volksthümliche Ideen anregen und von einem geistig belebten, kräftigen und gesinnungstüchtigen Dialog durchzogen werden, wobei wir es zugleich beloben müssen, daß schroffe Einseitigkeiten und Extreme vermieden wurden und auch der Herzog Karl auf eine Achtung gebietende Weise hingestellt worden ist. Aus letzterem Grunde können wir auch nicht einsehen, warum der Aufführung dieses Stückes an einigen Hoftheatern Hindernisse entgegengestellt werden, da ja in ihm das „audiatur et altera pars" seine volle Geltung findet und man einen derartigen Gedankenaustausch, der in wohlbemessenen Gränzen sich bewegt, nicht verpönen sollte. Der zügellosen Rede möge man immerhin Schranken setzen, aber dem freien und besonnenen Worte sollte man nimmer feindlich entgegen treten.

Bei der angestrengten Thätigkeit, deren sich die Mitglieder unseres hiesigen Orchestres zu unterziehen haben, wäre es nicht zu verwundern, wenn sie den selbstständigen Productionen und den Leistungen der Virtuosität entfremdet würden, und es ist daher um so erfreulicher, einzelne derselben Beweise vom Gegentheil geben zu sehen. Dies gilt von Hrn. H. Wolff, unserem ersten Sologeiger, welcher am 20. d. M. sein jährliches Konzert gab. Der Werth seiner Kunstleistungen ist zu anerkannt, als daß er einer weiteren Bestätigung bedürfte. Die Technik seines Spieles ist so vollendet, daß man ihn in dieser Beziehung den besten Violinisten zur Seite stellen darf. Vollkommene Reinheit des Tons, Präcision und Sicherheit lassen nichts zu wünschen übrig und Alles steht hier im schönsten Verhältniß; dabei ist der Vortrag gediegen und correct, von den Uebertreibungen der modernen Effekthascherei frei und in einer wahrhaft wohlthuenden Ruhe gehalten. Solche Vorzüge, die sich in den beliebten Quartett-Soiréen dieses Winters so entschieden bewährten, verfehlten auch heute nicht, dem Konzertgeber den einstimmigsten Beifall zuzuwenden. He. Wolff trug eigene Compositionen vor, welche nicht nur den Anforderungen an brillante Konzertstücke entsprachen, sondern auch in melodischer Hinsicht anziehen. Die zweite derselben (Concertino militaire) hätten wir indessen etwas kürzer und gedrängter gewünscht, wodurch der Totaleindruck wohl gewonnen haben dürfte. Die beiden andern waren besonders für den nicht eigentlichen Musiker durch ihren leichten Melodienfluß und die gefällige Behandlung der Variationen interessant. Spiel und Vortrag sind als meisterhaft hervorzuheben. He. H. Wolff hat demnach in diesem Konzert seinen begründeten Ruf von neuem bewährt und den Musikfreunden einen dankenswerthen Genuß bereitet. W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 20. März.

Das in diesem Blatte bereits angekündigte Ballet: „das wandernde Spiegelbild", von Hrn. Balletmeister Tescher erfunden und von Hrn. Hofmusikdirektor Schlössee in Musik gesetzt, kam gestern, den 19., zur Aufführung. Noch ganz erfüllt von dem bezaubernden Eindruck, den diese Wechselwirkung von Tanz und Musik in jedem Anwesenden erregte, können wir nicht umhin, über den glänzenden Erfolg zu berichten, dessen sich dieses eben so sinnvoll erfundene, als vortrefflich componirte Werk zu erfreuen hatte. Die Beifallsbezeugungen steigerten sich von der Ouverture bis zur fernsetzigen Schlußgruppe. Mit ausgezeichneter Kunstfertigkeit hat Hr. Tescher das Einzelne, wie das Ganze geordnet. Was die Phantasie in anmuthigster und reichster Combination hervorzubringen vermag, stellte sich unserm Auge dar. Die Toiletten-Scene, der charakteristische Pas de dix, die allerliebste Arragonaise, von Dem. Vogel mit höchster Grazie ausgeführt, der nationelle Bolero, durch magische Erscheinungen unterbrochen, sind wahre Glanzpunkte des Ballets. Von der überraschendsten Wirkung ist der Spiegeltanz, von unserer talentvollen Dittmann und Müller ausgeführt. Eine solche Uebereinstimmung, ein solches Tact in jeder Bewegung dürfte nicht leicht übertroffen werden. Beide Tänzerinnen schienen von einem electrischen Zauberschlage belebt und beseelt. Wir sprachen Zuschauer, die kaum eine solche Täuschung für möglich hielten und ein wirkliches Spiegelbild zu sehen vermeinten. Schön schmiegt sich die Musik den Situationen an, erhebt und versinnlicht sie auf die edelste Weise. Die Compositionen der Pantomime und der Tänze sind voll der lieblichsten Motive und tragen das Gepräge spanischer Nationalweisen. Ueberall feische, heitere Melodie, klar und besonnen durch die feinsten Tinten der Instrumente bezeichnet und unter des Componisten Leitung ausgezeichnet von unserm Orchester executirt. Wir hatten auf's neue Gelegenheit, das anerkannte Talent des Hrn. Schlösser zu würdigen, das sich unlängst erst in seiner vortrefflichen Oper: „die Braut des Herzogs" bewährt hatte. Unsern Dank beiden Künstlern, welche vereint uns einen so reichen Genuß bereitet haben. Mögen sie ferner auch auf dem Gebiete der wahren edlen Kunst zusammen wirken! — Die präcise und glänzende Darstellung des Spiegelbildes von Seiten aller Mitwirkenden, die herrliche Ausstattung an Costümen und Decorationen machen es uns zur Pflicht, die kunstbefreundeten Bewohner unserer Nachbarstädte zu der demnächstigen Wiederholung einzuladen, überzeugt, daß wie ihnen einen überraschend schönen Kunstgenuß hierdurch bieten.

Frankfurt a. M., 22. März. (Eingesendet.)

Ernst Wahner, der bekannte pilgernde Lehrer der Heilkunde, die er auf die „angeborne Hygieine" gründet, ist hier angekommen, um in den nächsten Tagen sein jedes Fassungskraft zugängliches Evangelium medicum öffentlich zu verkündigen. — Bekanntlich zielt diese Urheilkunde im feindlichen Gegensatze zum heutigen, den Menschen sich unentbehrlich zu machen suchenden Aerztidum, dahin, nach den Regeln der höheren oder Ur-Therapeutik den ursprünglichen, normalen Lebensherzgang im menschlichen Organismus einmal und für immer wiederherzustellen und zu gleicher Zeit die innere Lebens- und Gesundheitskunst (angeborne Hygieine) wieder einzusetzen, unter deren weisem Walten alsdann keine Störungen mehr aufkommen können, die Lebensfülle und Genüsse ungemein erhöht und das menschliche Leben seinem ursprünglichen Ziele wieder angenähert werde. — Das Streben dieses Mannes ist auf eine Totalreform der Gesundheits- und Heilwissenschaft in allen ihren verschiedenen Systemen, Hydropathie selbst nicht ausgenommen, gerichtet.

Logogryph.

Kalt oder warm, bin ich fast Jedem werth.
Er ißt mich gern; doch kaum bin ich verzehrt,
So wächst mir sicherlich in seinem Magen
Ein and'rer Kopf, dann bin ich schwer zu tragen.

Auflösung der Homonyme in Nro. 81.
Alp.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. März. Steuensee, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Michael Beer, Musik von Giacomo Meyerbeer.

Mittwoch, 24. März. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel, neu einstudirt): Mauree und Schlosser, komische Oper in 3 Acten, Musik von Aubee. Hierauf (zum Erstenmale): Das Duell in der Hasengasse, Localposse in einem Act. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 84. Donnerstag, den 25. März 1847.

Ein Räuber des vorigen Jahrhunderts.

Erzählung aus dem Französischen von K.

I.

Bertin, Generallieutenant der Pariser Polizei und ein Günstling der Pompadour, war noch im Jahre 1756 in Lyon Intendant der Finanzen. Er war ein junger, schöner Mann, und stammte aus einem altadeligen Geschlechte in Perigord. Seine Feinde tadelten seine Vergnügungssucht und seinen Ehrgeiz, und nahmen es ihm sehr übel, daß er öfters auf verliebte Abenteuer ausging. Doch verzieh ihm die Mehrheit der Menschen diese Fehler um so lieber, als er in der That auch wirkliche Verdienste hatte. So trug er während seines Aufenthaltes in Lyon sehr viel zum Aufblühen der Manufakturen bei. Er besuchte fast täglich die Werkstätten der Arbeiterinnen, denen es nicht wenig schmeichelhaft erschien, daß sich der liebenswürdige Intendant so sehr um sie kümmerte. —

An einem dunkeln Oktoberabende des eben erwähnten Jahres ging Bertin ganz allein durch eine der längsten schmutzigsten und krummsten Straßen von Lyon. Die Thüren des Theaters waren schon geschlossen; denn die Mitternacht war nicht mehr ferne. Zu jener Zeit war Paris noch nicht ganz erleuchtet, geschweige denn Lyon, wo man kaum ein Geräth kannte, das den Namen „Laterne" verdiente. — Reiche Leute gingen Abends nicht anders aus, als von einem Bedienten, der eine Fackel trug, begleitet, und was das gemeine Volk anbelangt, so suchte dies tastend seinen Weg. Begünstigte das Licht des Mondes nicht die nächtlichen Ausflüge, so mußte man stets befürchten, von Räubern und Mördern, die damals sehr zahlreich waren, angefallen, beraubt, oder sogar ermordet zu werden.

In Lyon war es um jene Zeit in dieser Beziehung noch schlimmer, als in der Metropole Frankreichs selbst. Bertin wußte dies sehr wohl; dessen ungeachtet schritt er, seinem guten Glücke vertrauend, ohne Fackel, ohne Diener, und nur mit einem kleinen Galladegen bewaffnet, furchtlos durch die rabenschwarze Nacht. Ein Stelldichein verliebter Natur war es, das ihn bewog, in dieser gefahrvollen Stunde die sicheren Räume seiner Wohnung zu verlassen. Eben dachte er daran, welcher Empfang ihm von dem Gegenstande seiner Liebe zu Theil werden würde, als ihm plötzlich drei Männer den Weg versperrten und ihm kaum die Zeit ließen, seinen Degen zu ziehen. Da er voraussetzte, man habe es auf seine gefüllte Börse und auf seine mit Brillanten besetzte Dose abgesehen, so wollte er lieber mit den Räubern unterhandeln, als in einem ungleichen Kampfe sein Leben auf's Spiel setzen. Er hatte jedoch nicht die Zeit, nur ein einziges Wort hervorzubringen. Ein kräftiger Säbelstreich beraubte ihn seines Degens, ein anderer Hieb traf seinen Arm, und zwei der Meuchelmörder standen eben im Begriff, ihr Geschäft zu beenden, als ihm ein unerwarteter Beistand zu Theil wurde. Ein Mann, der vermuthlich hinter ihm her gegangen war, stürzte sich mit außerordentlicher Schnelligkeit auf die Banditen, streckte zwei derselben zu Boden und schlug den dritten in die Flucht. Dem Anscheine nach war dieser Mann mit dem Vermögen begabt, in der tiefsten Dunkelheit die ihn umgebenden Gegenstände zu unterscheiden. Ohne zu tasten, fand er Bertin's Degen, griff er ihm Beistand leistend unter die Arme und stieß er den Körper eines der Räuber zur Seite, um sich in der engen Straße einen Durchgang zu öffnen.

„Kommen Sie mit mir, mein Herr!" sagte er zu Bertin. „Meine Frau soll Ihre Wunde mit einem blutstillenden Balsam auswaschen. Ich garantire Ihnen dafür, daß dieselbe in einigen Tagen vernarbt seyn wird."

Bertin war außer Stande zu sprechen, und ließ sich durch seinen Retter willig weiter bringen. Nur ungefähr zwanzig Schritte von dem Orte, wo der Meuchelmord hatte vollbracht werden sollen, blieb der Unbekannte vor einer Thüre stehen, welche bald auf ein gegebenes Zeichen geöffnet wurde. Er lud nun den Verwundeten auf seine Schultern und trug ihn über mehrere Treppen in einen obern Stock, wo er ihn auf ein seidenes Sopha legte.

Bertin wurde ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, sah er, daß er sich in einem mit schönen Möbeln versehenen Zimmer, in einem guten Bette liegend, befand. Seine Wunde, die ihn fast gar nicht mehr schmerzte, war sorgfältig verbunden, und zu seinen Füßen saßen zwei Personen, ein Mann und eine Frau. Ersterer war eine jener abenteuerlichen Gestalten, in deren Gesichtszügen die unverkennbaren Zeichen des Muthes und der Kühnheit zu lesen sind. Der braune Teint, die großen lebhaften Augen und der hohe Wuchs ließen auf eine außerordentliche Stärke schließen, von welcher er in der That kurze Zeit vorher eine Probe abgelegt hatte; denn dieser Mann war Bertin's Retter. Die Frau war sehr schön und höchstens achtzehn Jahre alt. Ihr reiches Haar fiel in blonden Locken bis auf die Schultern herab, und ihre Hände waren außerordentlich weiß und wohlgebildet. Die Füße waren so klein und zierlich, daß Bertin unwillkürlich auf den Gedanken kam, diese junge Person könnte schwerlich aus Lyon gebürtig seyn, da derartige Vollkommenheiten in dieser Stadt fast gar nicht zu finden wären.

Nachdem Bertin die Zimmerumschau vollendet hatte, wollte er den Unbekannten anreden, allein dieser kam ihm zuvor, indem er sagte: „Nun, Herr Bertin, Sie haben doch wieder Ihr volles Bewußtseyn? Ja, ich sehe es Ihnen an. Es konnte auch nicht anders kommen, denn ich glaube, der Balsam meiner Frau kann Todte wieder in's Leben bringen. Glücklicherweise steht es auch gar nicht gefährlich mit Ihnen; Ihre Wunde ist nur leicht."

Bertin machte eine vergebliche Anstrengung, sich auf einen Ellbogen zu stützen, und erwiederte erstaunt: „Sie kennen mich

Digitized by Google

also, mein Herr? Ich meinerseits muß beschämt gestehen, daß ich mich nicht erinnere, den Retter meines Lebens jemals gesehen zu haben."

„Das glaube ich Ihnen recht gerne," entgegnete der Unbekannte mit ausdrucksvollem Lächeln. „Sie kennen weder mich, noch meine Frau; wir sind keine Vögel, die das Tageslicht lieben."

„O, ich bitte um Verzeihung, mein Herr!" versetzte Bertin galant. „Madame ist schön genug, um das Tageslicht nicht scheuen zu brauchen, und ich begreife nicht . . ."

„Sie werden bald Alles begreifen!" unterbrach ihn der Unbekannte. „Nur zwei Worte sage ich Ihnen, und Alles wird Ihnen klar seyn: ich bin Peter Loiseau; kennen Sie diesen Mann nicht?"

Allerdings war der Name Peter Loiseau in Lyon sehr bekannt; aber die Erinnerungen, welche er erweckte, waren mit der Gestalt des gegenwärtigen Mannes und der Person, welche er seine Frau nannte, so wie mit dem Luxus des Zimmers, in dem er sich befand, so wenig in Einklang zu bringen, daß der Intendant kaum wußte, was er sagen sollte. Nach einer ziemlich langen Pause gab er die Antwort, daß er nicht die Ehre habe, Herrn Loiseau zu kennen.

„Kennen Sie in der That Peter Loiseau, den Räuber, nicht?" fragte der junge Mann sehr ruhig.

Bertin war ein Mann, der sich in jede Lage zu fügen wußte, und obwohl er wissentlich den bekannten Gauner nie von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte, so hielt er es dennoch für gut, folgende Antwort zu geben: „Ah, Peter Loiseau! Sie haben also dem hochwürdigen Herrn Erzbischof das goldne Kreuz und ich weiß nicht, wie viel Rollen Louisd'or weggenommen?"

„Das war ich wirklich, Herr Bertin!" entgegnete der Räuber. „Meine Frau hat mir deswegen schon viele Vorwürfe gemacht. Der Herr Erzbischof hat sie nämlich konfirmirt, und das arme Kind betrübte sich zwei Tage lang sehr über den ihren Beichtvater betroffenen Verlust. Da sie nun den guten Geistlichen kennen, so haben Sie die Güte, die Versicherung zu geben, daß der hochwürdige Herr vor wie nach mit gutem Appetit seine Rhonekarpfen verzehrt."

Bertin bestätigte dies, weil er durchaus nicht anders konnte; denn Seine Hochwürden pflegten à table nicht allein den Karpfen, sondern allen übrigen Gerichten wacker zuzusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Vermittlung des niederen und höheren Unterrichtswesens (zunächst im Großherzogthum Hessen).

In diesen Blättern (Nro. 346 des J. 1846 und Nro. 9 des l. J.) ist von Langen aus, einem großen Orte des Großh. Hessen, ein Streit über die Frage geführt worden: Ob es dort zweckmäßig sey, eine Realschule zu gründen. — Dieser Streit, dem Anscheine nach nur ein lokaler, hat indessen ein allgemeines Interesse; denn nach des Ref. Beobachtung ist dieselbe Frage auch an andern ähnlichen Orten und kleineren Städten debattirt, ein ähnliches Bedürfniß empfunden worden. Eine unparteiische Aufnahme und Verfolgung dieser Frage im Allgemeinen würde nach des Ref. Ueberzeugung zu einer, wie ich glaube, Verbesserung unseres übrigens wohl organisirten Schulwesens führen, und zwar die Volksschule halten und neu beleben, den höheren Schülern wohl vorbereitete Schüler zuführen, die moralisch-religiöse Bildung wie die für das Leben befördern und nebstdem manchem Familienvater, Beamten oder Bürger, Kosten und Sorgen ersparen. — Ich will mich darüber erklären, indem ich auf die von Langen aus besprochene Frage zurückkomme.

Hat Ref. einen Anspruch hierüber sich zu äußern (und er glaubt solchen durch einige Erfahrung, durch seine völlige Unparteilichkeit und Abstraktion von aller individueller Oertlichkeit zu haben) so haben in Langen beide Seiten Recht, dadurch auch beide Unrecht; beide aber werden vielleicht, dort wie in ähnlichen Orten, sich leicht vereinbaren im Falle der allgemeineren Realisirung eines Gedankens, der eben die Veranlassung ist, warum ich mich, als Fremder, aus reinem Interesse für die Sache in diesen Streit mische.

Der Gegner der (auf Kosten der Gemeinde zu errichtenden) Realschule hat Recht, indem die gute Volksschule auch die für die meisten Einwohner nöthigen Realien lehrt und nebstdem noch etwas mehr: eine stufenmäßige geistige Entwickelung des Kindes. Rousseau hat den paradoxen, aber viel Wahres enthaltenden Ausspruch gethan: „Bis zum zwölften Jahre solle man die Zeit beim Knaben im Unterrichte auf die rechte Weise zu verlieren suchen", will wohl sagen: man solle bis zum zwölften Jahre ihn dem kindlichen Alter gemäß entwickeln, nicht mit Kenntnissen vollstopfen. Dies Verfahren will und muß die Volksschule streng halten, muß, weil die vielen mittelmäßigen Capacitäten ihrer Schüler sie dazu zwingt. — Mit Realschulen an kleinen Orten ist es anders; sie kann oft nicht, und darf manchmal auch nicht so (elementarisch entwickelnd) verfahren. Unwillkürlich wird sie oft nur eine andere Volksschule für die Honoratioren des Orts, muß unwillkürlich ihre Schüler zu früh und mit zu vielen schwereren Gegenständen nach der Catheder-Methode beschäftigen. Dadurch krankt sie selbst von unten herauf und macht auch die neben ihr stehenden Volksschulen krank, indem diese nur die Kinder der allerniedersten Klasse übrig behält, und, wenn auch ohne alle Absicht, mit Allem, was ihr angehört, in Schatten, um nicht zu sagen ins Dunkele gestellt wird.

Die Gegenseite hat aber auch Recht, darin nämlich, daß das Ziel der Volksschule, wie sie jetzt besteht und noch lange bestehen wird, für viele Stände in größeren Orten nicht mehr ausreicht, sowie auch früher nicht ausreichte, als in solchen Orten auch neben ihr die sogenannten (kleinen) lateinischen Schulen entstanden. Die Bildung der Volksschule, auch der besten, reicht nicht mehr aus für die Söhne des größeren Landwirthes ꝛc., geschweige für die Söhne des Bürgers und Beamten, die einst irgend welche Stellung im Staate einnehmen sollen. Ich sage, sie reicht nicht aus, wiederhole aber hiebei, daß ich das Verfahren der guten Volksschule bis zum elften und zwölften Jahr für das beste halte. Sagt man, die Eltern solcher Söhne wären an die Realschulen und Gymnasien der drei Provinzen zu verweisen, so ist dieser Grund in den meisten fraglichen Orten nicht haltbar. An den Früchten der Cultur hat auch Der Genuß, welcher keinen direkten Vortheil davon hat, d. h. hier, wer keine eigene Kinder in die Schule schickt. Ich erinnere nur an das Allen dadurch zu Theil werdende Glück, daß die Communen auf die Weise intelligentere, geschicktere Gemeinde-Beamten künftig erhalten, daß auch das Talent des armen Kindes Gelegenheit erhält, mit seinem Pfunde zu wuchern ꝛc. ꝛc. Wie viele Bewohner unseres Großherzogthums zahlen mit an der Herrichtung und Unterhaltung der Landstraßen, wodurch dasselbe sich auch unter Anderm bemerklich macht, ohne daß sie einen direkten Gebrauch davon machen können. Aber dieser finanzielle Gesichtspunkt würde, falls er haltbar wäre, wie er es obiger Andeutung zufolge meist nicht ist, bei weitem aufgewogen durch einen andern: durch den moralischen, um ihn so kurz zu bezeichnen. Es wird immer mehr darüber geklagt, daß in den Schulen, namentlich in den höheren, mehr auf Wissenschaft und Kunst, als auf sittliche Erziehung Rücksicht genommen werde. Zur sittlichen Erziehung ist aber, Ausnahmsfälle abgerechnet, ein Hauptfactor das elterliche Haus, die Richtung und Disciplin der guten Volksschule, die eine mehr sittliche und religiöse ist als scientifische, die Aufsicht des Publikums im kleineren Ort. Wie viele

Digitized by Google

Söhne ordentlicher Beamten, ordentlicher Bürger und Gutsbesitzer gingen zu Grunde oder wurden verschroben dadurch, daß sie zu frühe aus dem elterlichen Hause in die Schule einer größern Stadt gebracht und zu plötzlich mit Zuständen und Sitten bekannt wurden, welche von den frühern so durchaus verschieden sind! — Ist die Annahme der sittlichen Erziehung keine allgemeine Calamität, und darf zur Verminderung derselben irgend ein kleines Opfer zu groß genannt werden! — Was also thun? An jedem kleinen Orte neben die Volksschule eine Realschule errichten? — Keineswegs! Das Auskunftsmittel können wir auch in diesem Falle von der Fremde hernehmen, nachdem diese es von uns überkommen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Blumen- und Pflanzen-Ausstellung in Frankfurt a. M.) Nach einem, wenn auch nicht übermäßig strengen, doch sehr anhaltenden Winter, der außerdem im Gefolge ungünstiger Verhältnisse als ein drückender erschien, sind nun die heitern Frühlingstage und mit ihnen auch freundliche Aussichten gekommen. Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit wird nach hergebrachter Sitte freudig begrüßt und gleichsam zu ihrem Empfang sind die für die jährliche Blumen- und Pflanzen-Ausstellung bestimmten Räume wieder festlich geschmückt. Die Ausstellung findet vom 25. — 26. März im bekannten Lokale statt. Das löbliche Bestreben der Anordner und Beförderer geht dahin,

Die Kinder der Flora mit Kenntniß zu pflegen,
Zu weih'n sich dem heiligen Dienst der Natur,
Den Sinn für die Schönheit der Schöpfung zu hegen,
Ihr folgen auf rosig-entzückender Spur.

In diesem Sinne hat die Garten- und Feldbau-Section, ein Zweig unserer hochverdienten polytechnischen Gesellschaft, schon so viel gewirkt und zur Belebung der Blumen- und Pflanzen-Kultur so viel beigetragen, daß wir ihr für diese Bemühungen zum aufrichtigsten Danke verpflichtet sind. Möge das Publikum, welches solchen Bestrebungen sich immer freundlich anschließt, auch diesmal durch zahlreichen Besuch sich bei einer Ausstellung betheiligen, welche ebensowohl durch Mannichfaltigkeit und Schönheit der exponirten Gewächse, als durch geschmackvolle Anordnung denen der früheren Jahre sich anreiht und möge das heitere Frühlingswetter den Besuch der Ausstellung zu begünstigen fortfahren!

(Frankfurt, 23. März.) Gestern Morgen fuhr ein mit fünf Pferden bespannter, schwerer Güterwagen vom Fahrthore her zum Römerberge hinauf. An dem Springbrunnen mußten die Fuhrknechte den Wagen wegen eines entgegenkommenden Fuhrwerks halten lassen, und als die Pferde wieder anziehen sollten, fiel es denselben, wahrscheinlich wegen des abschüssigen Straßenpflasters, etwas schwer, worauf mehrere dort mit Aufschlagen der Meßläden beschäftigte Arbeiter zum Drücken des Wagens hülfreiche Hand anlegten. Zu diesen gesellte sich auch der Hausknecht aus einem hiesigen Gasthause, welcher mit der Hand die sogenannte Linse des Hinterrades (die Stütze, welche auf der Achse sitzt und die Leiter des Wagens trägt), anfaßte und ebenfalls drückte. Wie nun die Pferde jetzt anzogen und der Wagen sich in Bewegung setzte, glitt der Hausknecht aus und gerieth mit seinem Kopfe zwischen die Linse und das sich drehende Rad, wodurch zuerst dessen Kopf und dann auch der Oberkörper in diesen engen Raum zwischen Rad und Linse gewaltsam eingequetscht und gewissermaßen zermalmt wurde. Auf das furchtbare Geschrei aller Anwesenden hielten zwar die Fuhrknechte, die sich regelrecht auf der linken Seite des Wagens an ihren Pferden befanden und daher das schreckliche Ereigniß gar nicht wahrnehmen konnten, sogleich an, doch konnten sie nicht verhüten, daß der unglückliche Hausknecht etwa sechs Schritte lang förmlich gerädert wurde. Als dieser endlich sich losriß, stürzte ihm sogleich das Blut aus Mund, Nase und Ohren, und er brach bewußtlos zusammen. Von dem in der Nähe wohnenden Wundarzte wurde auf der Stelle Hülfe geleistet und der lebensgefährlich Verletzte dann in einem Krankenkorbe in's Heil. Geist-Hospital geschafft, wo er indessen, kaum angekommen, obgleich alle sachdienliche Mittel schleunigst angewendet wurden, starb. (Fremdenbl.)

(Ein merkwürdiger Zug ehelicher Liebe.) In der Josephstadt in Pesth ging vorige Woche ein Mann nach einer Apotheke in die Stadt, um für seine krank darniederliegende Frau, die er unterdessen im Zimmer eingesperrt hatte, ein Medikament zu holen. Unterwegs traf er einen Nachbar, der ihn bewog, zuvor mit ihm auf ein Glas Wein ins Wirthshaus zu kommen. Sie tranken indeß mehr als ein Glas, unter der Entschuldigung, daß der Frau doch nicht so viel fehle, und es mit dem Medikament nicht eben Eile habe. Als der Wein seine Wirkung gethan, schien ihnen die Frau schon gar nichts zu bedürfen, und man ging auf den Ball „zum Siemandel". Dort ging es recht lustig zu, und man tanzte bis halb sieben Uhr Morgens. Erst als aufgebrochen wurde, kam dem Manne die Apotheke wieder in den Sinn. Er fühlte die Last der schweren Verantwortlichkeit und sah im Geiste schon das schwere Geschütz einer Gardinenpredigt. Glücklicher Weise kannte er sehr genau das Terrain, auf dem er sich bewegte, und zog sich gut aus der Affaire. Er kaufte nämlich statt der Medizin eine Flasche Tokayer und statt der Pillen sieben Faschingskrapfen. So gerüstet ging er wohlgemuth nach Hause. In der That wirkten diese Mittel nicht nur ganz erklärlich auf die Gesundheit der Frau, sondern als sie den Tokayer getrunken, fand sie den Mann so liebenswürdig, daß sie ihm die nächtlichen Abenteuer vergab. Aerzten dürfte diese Geschichte bei weiblichen Krankheiten für ihre Heilmethode von Nutzen seyn. (?)

(Aargau.) Ein Knabe aus Stein ist jüngst das bedauernswerthe Opfer kindlicher Mutterliebe geworden. Sein Vater Heinrich Staek soll nämlich am 15. Febr. seine Frau thätlich mißhandelt und geschlagen haben, so daß letztere sich flüchtete und in ihre Heimath Maisprach begab. Als der neunjährige Knabe aus der Schule kam und dies vernahm, lief er seiner Mutter sogleich nach über Hornussen, Frick, Eiken; in Münchwilen fragte er nach dem Weg nach Maisprach. Abends entfernte sich der Knabe in Münchwilen, verirrte sich, da $1^1/_2$ Fuß hoher Schnee lag, in ein kleines Wäldchen, setzte sich endlich, durch und durch vom Schnee durchnäßt, müde und matt auf sein Schulbuch „Geschichten und Lehren der heiligen Schrift" und schlief, an eine Föhre sich lehnend, ein, ohne wieder zu erwachen.

(Frankfurt a. M.) Das Publikum wird hierdurch benachrichtigt, daß das Bild: „Hagar und Ismael in der Wüste" von Th. Köhler aus Düsseldorf in der Gallerie des Städel'schen Kunstinstitutes ausgestellt ist.

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. März.

Wer vermag sie zu lösen „die Räthsel des Lebens", und wenn man auch ihren Verfasser, Hrn. C...., darüber zu Rathe gezogen hätte? Am vorigen Freitag früh sah man ein in Trauerfarben gekleidetes Mädchen, mit einem Buche in der Hand, auf dem hiesigen Friedhofe einsam zwischen Gräbern wandeln, während sie andachtsvoll zu lesen und irgend einem großen unstillbaren Schmerze nachzuhängen schien. In der ganzen äußeren Erscheinung der Trauernden lag so viel Außerordentliches und Ungewöhnliches, ja ich möchte fast sagen Hochtragisches, daß Niemand es

Digitized by Google

wagte, ihr entgegen zu treten und ihr unter wohlwollender Theilnahmbezeigung aufmunternde Hoffnung und liebevollen Trost zuzusprechen. Sie ging, wie sie gekommen war, still und in sich gekehrt, öfter nach dem Grabhügel ihrer heißgeliebten Mutter zurückblickend, welcher sie schon längst hätte folgen mögen. — In der dritten Nachmittagsstunde erschien dieselbe Unbekannte, in Hut und Mantel gekleidet, an den Ufern des Teichs in dem großh. Bosquet, wieder mit dem geöffneten Buche in der Hand, welches für sie gleichsam das Buch des Verhängnisses zu seyn schien. Ja, es wies nach einer unschuldigen Welt, nach unerforschten Gegenden des Alls hin, aus denen keine Rückkehr mehr möglich ist. Dahin war der Blick der Trauernden gerichtet, nach den Wohnungen der Seligen, in die ihre Mutter eingegangen war. Die Außenwelt mit ihren mannichfaltigen Erscheinungen schien für sie verschwunden zu seyn: sie bemerkte weder der Sonne goldenes Bild, welches aus dem klaren Wasserspiegel flammend zurückstrahlte, noch der weißen Schwäne wachsende Kreise, welche sie im Teiche um sich herum beschrieben. Der Anblick des Mädchens erinnerte an Ophelia und andere klassische Trauergestalten, welche die dramatischen Dichter verherrlicht haben. Doch lange sollte dieser ergreifende Anblick nicht dauern. Nachdem die Unbekannte noch eine Zeit lang, an einen hohen Baum gelehnt, mit dem Buche in der Hand, gestanden hatte, legte sie dasselbe ruhig zu ihren Füßen und sprang mit einem Satze in den Teich, in dem sie augenblicklich verschwand. Ein Knabe, der in der Nähe gestanden, war dem unglücklichen Mädchen von dem Schicksal als Schutzengel beigesellt worden. Von Angst ergriffen, machte das Kind Lärm und in wenigen Augenblicken waren einige Heeren zur Stelle, welche in den Teich sprangen und das Opfer beklagenswerther Gemüthsstörung noch lebend hervorholten. Fast willenlos überließ sich die junge Unglückliche der Sorge ihrer unbekannten Retter, welche sie nach den ersten Momenten der Ueberraschung und bei wieder eintretender Gemüthssammlung an einen sicheren Ort bringen ließen, wo sie der gaffenden Neugierde entzogen und im Schutze guter Menschen war.

Vom Taunus, 23. März.

Es dürfte eben sowohl im Interesse des Publikums, als der Taunus-Eisenbahn seyn, jede von der letzten nicht zu verwirklichende Abänderung im Personentarif und im Transportverfahren einfach und offen in Rede zu stellen. In dieser Beziehung kann aus guter Quelle auf den Korrespondenzartikel aus dem Herzogthum Nassau vom 15. März (vergl. Didaskalia Nro. 80) entgegnet werden, „daß die nassauische Staatsregierung wirklich den Antrag gestellt hat, auf der Strecke zwischen Frankfurt und Mainz eine Stehwagenklasse zur Beförderung der Landleute und Arbeiter theils nach den Märkten, theils nach den Orten, wo die Unbemittelten ihre gewöhnliche Beschäftigung finden, zu dem Preise von höchstens 3 Kreuzer für die Wegstunde einzuführen. Der Verwaltungsrath der Taunus-Eisenbahn soll aber keineswegs gesonnen seyn, eine Stehwagenklasse in Gang zu bringen." Welche überwiegende Gründe seinen Entschluß veranlaßt haben, wird nicht gesagt. Es wird behauptet, daß man aus Humanität die Stehwagen auf der Taunus-Eisenbahn nicht einführen wolle; es möchte aber vernunftgemäß inhumaner scheinen, arme Leute zu nöthigen, entweder 6 Kreuzer für die Wegstunde zu bezahlen, oder mit schweren Lasten zu Fuß zu gehen. Auch der Grund, daß wer schnell befördert seyn und Zeit gewinnen wolle, den jetzigen Tarif nicht zu hoch finden könne, ist unhaltbar und klingt fast wie Hohn, wenn es auf Unbemittelte anwendbar gemacht wird, für die schon ein viertel- oder halbstündiges unbelastetes Stehen, nach einem langen, ermüdendern Marsche, eine Art Erholung ist. Für solche Leute ist der Unterschied zwischen 6 und 12, oder 9 und 18 Kr., in Verbindung mit der Aussicht, noch 2 oder 3 Stunden gehen und dabei eine schwere Last tragen zu müssen, oder in einer Viertelstunde unbelastet den Bestimmungsort erreichen zu können, sehr bedeutend. Diese Erleichterung und schnellere Beförderung den Armen zuzuwenden, ist wahre Humanität, nicht aber, sie abzuweisen, zu Mühe und Schweiß und bedeutendem Zeitverlust sie zu verurtheilen, weil sie nicht 12 oder 18 Kr. bezahlen können, indem ihr voraussichtlicher Verdienst eine solche Ausgabe ihnen nicht erlaubt. Wie lobenswerth im Uebrigen das Verfahren auf der Taunus-Eisenbahn, namentlich mit Bezug auf ganz arme Reisende auch ist, die oft unentgeldlich befördert werden, kann es begreiflicher Weise doch nur als Ausnahme stattfinden. Zweckmäßiger und allgemein entsprechender aber würde es gewiß seyn, wenn die von der nass. Staatsregierung in Anregung gebrachte Stehwagenklasse, auf der Strecke zwischen Mainz und Frankfurt, versuchsweise vom 1. Mai bis zum 30. Sept. in Ausführung gebracht würde. Möchte doch dieser Gegenstand auf der Generalversammlung der Actionäre der Taunus-Eisenbahn, am 25. d., in Erörterung gebracht werden.

Ein Actionär.

In Nro. 80 der Didaskalia wird in einem Artikel aus dem Herzogthum Nassau der Errichtung von Stehwagen auf der Taunus-Eisenbahn das Wort geredet. Wer diese Art des Menschentransportes mit eigenen Augen angesehen hat, eine Art, welche hinter der viel menschlicheren, Pferde, Rinder u. s. w. zu befördern, weit zurück steht, zumal wo die väterliche Fürsorglichkeit für die Wohlfeilheit so weit geht, diese Wagenklasse, wie auf den badischen Staatseisenbahnen, ohne Bedachung zu construiren und die Menschen der Sommerhitze, den Winterstürmen und den Regengüssen schutzlos preiszugeben, der wird gewiß schmerzlich berührt werden, wenn man einer Verwaltung, welche sich durch den Ausschluß dieser wahren Thierquälerei an Menschen von ihrer Bahn Lob erworben hat, dazu räth. Dicht gedrängt, alle Geschlechter und Lebensalter durcheinander, Die, welche in der Mitte stehen, ohne Anhalts- und Stützpunkt, ist an ein Ausruhen, an eine Bequemlichkeit nicht im entferntesten zu denken. Und diese humane Behandlung trifft grade die Menschenklasse, die ihre Glieder selten ausgeruht hat von tagtäglicher Anstrengung und sorgenvollem Broderwerb. Sie müssen auch auf den kleineren Partieen der großen Lebensreise, die man der haute volée durch alle mögliche Comforts zu erleichtern sucht, sie müssen auch auf ihnen beständig daran erinnert werden, daß des Lebens äußere Genüsse, des Lebens Annehmlichkeiten nicht für sie geschaffen sind. Ei, wenn Stehwagen errichtet werden müssen, so wäre es unseres Bedünkens weit fürsorglicher, wenigstens weit sanitätspolizeigemäßer, sie für jene Klasse zu errichten, die mit Hand und Fuß zweckmäßig beweget; die hätte einen offenbaren Vortheil davon. Einsender des nassauer Artikels hat auch übersehen, daß sein väterlicher Rath, das eigentliche Volk wohlfeiler zu transportiren und deßwegen die vierte Sitzwagenklasse wegfallen zu lassen, viele gleichfalls Unbemittelte, die aus irgend welchen Gründen von den gebotenen Stehannehmlichkeiten keinen Gebrauch machen können oder mögen, zwingen würde, auf der wahrscheinlich nicht ermäßigt werdenden dritten Wagenklasse Platz zu nehmen, und daß dann, was dem einen Theile zu gute käme, dem andern genommen würde und zwar immer den Aermeren. Hieße das nicht, ganz nach der Weise des h. Crispins, dem Einen das Leder stehlen, um einem Andern Schuhe daraus zu machen? Aber wie die allerdings hohen Preise der letzten Wagenklasse ermäßigen? Unsere unmaßgebliche Meinung wäre diese: Setzt die Preise der letzten Sitzwagenklasse so viel als möglich herunter und erhöht dafür die Preise der beiden oberen Wagenklassen so viel als nöthig ist, den Ausfall zu decken. Es ist kein Muß, auf ihnen zu fahren. Wer sich aber auch von den mittleren, gebildeten Bürgerklassen abzusondern für nöthig hält, (und die Zahl derer wird immerhin groß genug bleiben), der mag das Drei- oder Vierfache bezahlen dafür, und wird es auch gerne thun, wenn er ein sonst unverdorbener Mensch ist und weiß, daß es der ärmsten Volksklasse zu Gute kommt. Wer es aber nicht thun wollte, nun, der müßte in den sauern Apfel beißen und auf der dritten Klasse neben dem gebildeten Bürgerstande Quartier nehmen. Auf dieselbe Weise müßten den letzten Wagenklassen Dächer geschafft werden, wo sie noch keine haben. Rüstet die oberen Wagenklassen weniger elegant ein, was Niemanden Schaden bringt und bauet über dem armen Volke ein Wetterdach, daß es keinen Schaden nehme!

Zweite Aufführung des Instrumental-Musik-Vereins.

Donnerstag, 25. März 1847.

I. Abtheilung. 1) Symphonie von A. André, Es dur. 2) Gesang. 3) Violinkonzert von Rode, A moll. II. Abtheilung. 4) Ouverture zur „Iphigenie in Tauris" von Gluck. 5) Gesang. 6) Ouverture zur Alonzo Schmitt, E dur. Anfang 6½ Uhr im Saale des Vereins, Heiligkreuzgasse, B. 109.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. März. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel; neu einstudirt): Maurer und Schlosser, komische Oper in 3 Acten, Musik von Auber. Hierauf (zum Erstenmale): Das Duell in der Hasengasse, Localposse in einem Act. Mit aufgehobenem Abonnement.

Sonntag, 28. März. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth. von H. Laube.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 85. Freitag, den 26. März 1847.

Ein Räuber des vorigen Jahrhunderts.

Erzählung aus dem Französischen von K.

(Fortsetzung.)

Was Peter Loiseau anbelangt, so war er ein um's Jahr 1756 eben so berüchtigter Industrieritter in Lyon, wie seiner Zeit Cartouche in Paris. Er stammte aus einem adeligen Geschlecht, das in der Nähe von Lyon seinen Sitz hatte, und wurde in einem hübschen Dorfe unweit dieser Stadt geboren. Schon in frühester Kindheit verlor er seine Eltern durch den Tod. Ein betrügerischer Vormund brachte ihn, als er schon zwanzig Jahre alt war, um sein ganzes Besitzthum. Aus Rache forderte er den Sohn seines Curators zum Zweikampfe und tödtete ihn. Durch diese That wurde er außer dem Gesetze erkannt und hierdurch der bürgerlichen Gesellschaft entfremdet. Er erklärte nun Allen, die reich waren, den Krieg, und einige glückliche Handstreiche setzten ihn in den Besitz von Mitteln, durch welche er im Stande war, sich sichere Zufluchtsstätten zu verschaffen. Große Kühnheit, außerordentliche Körperkraft und ein sehr scharfer Verstand machten ihn den reichen Kaufleuten Lyons, so wie den Magistratspersonen furchtbar. Die letzteren haßte er um deßwillen, weil er ihnen die Schuld beimaß, sein väterliches Erbgut verloren zu haben.

Gewandt, schön und liebenswürdig, eroberte er das Herz eines Mädchens aus einer der ersten Familien der Stadt, entführte sie nach Avignon, heirathete sie daselbst und kehrte hierauf wieder mit ihr nach Lyon zurück, wo er allen Nachstellungen der Polizei glücklich entging. Seine Absicht war eigentlich die, wieder in den Besitz eines gewissen Vermögens zu kommen, dann nach England zu gehen und daselbst mit seiner schönen Magdalene, die er sehr liebte, in Ruhe zu leben.

Loiseau fand in den Gefahren, welche mit seinem unordentlichen Geschäfte verbunden waren, einen solchen Reiz, daß er seine Abreise von Lyon, ungeachtet er sich schon ein bedeutendes Vermögen geraubt hatte, stets aufschob. Es machte ihm Vergnügen, wenn sich die ganze Stadt von seinen Heldenthaten unterhielt, wenn er die Patrouillen an der Nase herumführen und die Polizeikommissäre mit ihren Agenten fast zur Verzweiflung bringen konnte. Nur Abends ausgehend, erschien er nie in seiner natürlichen Gestalt, und wußte sich in den besten Häusern Lyons Zutritt zu verschaffen. Eines Abends war er unter dem Namen eines Herrn von Kosnac aus der Bretagne bei dem Erzbischof in Gesellschaft, als Bertin das Gespräch auf den berüchtigten Räuber brachte, und die Behauptung aufstellte, daß es demselben wohl keine Unmöglichkeit wäre, dem Erzbischof das goldene Kreuz zu entwenden. Letzterer stellte die Möglichkeit eines solchen Diebstahls in Abrede.

Loiseau war Zeuge dieser Unterhaltung, und am folgenden Morgen vermißte der Erzbischof das goldene Kreuz und eine bedeutende Summe Geldes.

„Mögen Sie auch Peter Loiseau seyn," begann Bertin wieder, als er einen Becher Wein, welcher ihm von der schönen Hand Magdalenens kredenzt worden war, geleert hatte. „Das kümmert mich nicht. Sie haben mir das Leben gerettet und haben mich hierdurch bis zu meinem Tode zu Ihrem Schuldner gemacht."

„Ich hoffe, mein Herr!" sagte Magdalene erbleichend, „die Gelegenheit, meinem Manne einen Gegendienst zu erweisen, wird nie erscheinen; denn der Fall würde so ernst seyn, daß all' Ihr Ansehen wenig helfen . . ."

„Der gute Wille, Magdalene!" unterbrach Loiseau seine Frau, „genügt schon. Ich werde Herrn Bertin nie auf die Probe zu stellen nöthig haben. Die Begebenheit vom verflossenen Abend nöthigt uns, morgen schon Lyon zu verlassen."

„Warum denn?" fragte Bertin.

„Es ist weit schwerer," antwortete Loiseau, „seinen Kameraden, als der Polizei zu entgehen. Ich habe zwei von den Elenden getödtet, welche Ihnen an's Leben wollten; ein dritter ist entwischt, und dieser wird bald alle Uebelthäter von der Sache unterrichtet haben. Wenn ich bliebe, würden keine drei Stunden vergehen, und die Polizei würde mich in ihren Klauen haben. Bevor ich aber abreise, will ich Ihnen einen Dienst erweisen. Hören Sie mich an! Haben Sie nicht einen Freund, der sehr verschwenderisch ist?"

„Ja," antwortete Bertin, „einen Herrn von Saint-Clair!"

„Welcher im vorigen Jahre in die Hände der Wucherer, oder besser eines Wucherers gerieth," ergänzte Loiseau.

„Richtig!" versetzte der Intendant. „Herr Daynon ist der Mann, der so gerne sein Geld für Schuldbriefe hergiebt."

„Herr von Saint-Clair," nahm Loiseau wieder das Wort, „würde nie von ihm losgekommen seyn, wenn Sie sich seiner nicht angenommen hätten. Sie forderten von dem Wucherer eine klare Rechnung, setzten die Zinsen auf einen niedrigeren Fuß, und obgleich er über Gebühr bezahlt worden, so kann und wird er Ihnen dennoch nie vergeben, daß ihm durch Sie das Vermögen des Herrn von Saint-Clair entzogen wurde. Da er nun den verschwenderischen Charakter des jungen Mannes kennt, so denkt er, daß, wenn Sie aus Lyon weg oder todt wären, ihm dessen Vermögen am Ende noch zu Theil werden müßte. Ihre Entfernung aus der Stadt ist aber nicht wahrscheinlich, daher hat er den Entschluß gefaßt, Sie ermorden zu lassen."

„Daynon!" rief Bertin aus.

„Ja, Daynon!" erzählte Loiseau weiter. „Dieser Mensch treibt mehr als ein Geschäft. Er ist der Lenker, Rathgeber, Helfer und Banquier aller Diebe in Lyon. Das Mädchen, welches Sie so sehr lieben, ist, trotz ihrer Schönheit, eine große Betrügerin und steckt mit Daynon's Bande unter einer Decke. Sie verleih ihren Mitschuldigen die Stunde, ja sogar den Augenblick, wann Sie durch die Straße Merciere gehen würden. Nun, mein

Digitized by Google

Herr, wissen Sie, woran Sie sind. Nehmen Sie sich in Acht, oder rächen Sie sich an Daynon, wenn Sie können. Gute Nacht!"

Der Intendant wollte noch einige Fragen thun, war aber nach und nach so schläfrig geworden, daß ihm plötzlich die Augenlider zugingen.

Als er am andern Morgen wieder erwachte, stand sein Kammerdiener vor ihm.

„Wo bin ich denn, Jean?" fragte er.

„Das weiß ich selbst nicht," antwortete der Gefragte.

„Wie und wann bist Du denn hierher gekommen?"

„Gestern um Mitternacht," erzählte der Kammerdiener, „kam eine alte Frau zu mir und benachrichtigte mich, daß Sie sich verwundet in dem Hause der Madame Dubois befänden."

Nach einigem Nachdenken sagte der Intendant: „Jean, gehe in das anstoßende Zimmer, worin Du eine Person finden wirst, welche mir das Leben gerettet hat. Sage ihr, Sie möge mir die Gefälligkeit erweisen, ein wenig zu mir zu kommen."

Jean gehorchte und kehrte bald mit der schon oben erwähnten Madame Dubois zurück, welche, ein hôtel garni haltend, am vorigen Abend den verwundeten Herrn Bertin in ihr Haus aufgenommen hatte. Sie wollte weder von dem Herrn, noch der Madame Loiseau etwas wissen, und der Intendant fing an zu begreifen, in welchem Hause er sich befand. Er stellte daher durchaus keine Fragen mehr, sondern ließ sich in seine Wohnung bringen, nicht ohne den Verdacht mitzunehmen, daß in dem Becher Wein, welchen er getrunken, ein einschläferndes Mittel enthalten gewesen sey.

Bertin war Willens, die Sache weiter zu verfolgen. Man zog auf seine Veranlassung das junge Mädchen ein. Als man aber auch Herrn Daynon in seiner Wohnung aufsuchte, war er verschwunden. Einige Tage hierauf wurde der Intendant nach Paris abgerufen, und er verließ Lyon, um sich in die Hauptstadt zu begeben, ohne sich weiter mit dieser Begebenheit zu beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Vermittlung des niederen und höheren Unterrichtswesens (zunächst im Großherzogthum Hessen).

(Schluß.)

Nachdem die Franzosen aufmerksam geworden auf das deutsche Volksschulwesen, dasselbe durch Cousin und Andere hatten beobachten lassen, so erschien am 28. Juni 1833 das über die Reform der französischen Volksschulen von den Kammern angenommene Gesetz, in welchem voe Allem ein Unterschied gemacht wird zwischen gewöhnlicher und höherer Volksschule (instruction primaire et élementaire ou supérieure). Dann folgt die Bestimmung der Lehrgegenstände für die gewöhnliche Volksschule: Religion, Lesen, Schreiben, Muttersprache, Rechnen und Kenntniß der üblichen Maße und Gewichte; für die höhere Volksschule, nothwendig nebstdem: Geometrie mit praktischer Anwendung, besonders technisches Zeichnen, Feldmeßkunst, naturwissenschaftliche Kenntnisse (applicables aux usages de la vie), Geschichte und Geographie. Würden wir Dem folgen, was die Franzosen hierin von uns profitirt haben, so würden wir wenigstens in jedem Kreise des Großherzogthums eine (bloß durch gute Lehrer, gute Leitung und durch Zugabe von 1 — 2 Unterrichtsgegenständen) gehobene Volksschule haben, die man wohl einfacher Kreisschule nennen könnte. Die Natur der Sache würde es nämlich mit sich bringen, daß solche Schule im Wohnsitze des Kreisrathes oder des Landgerichtes am besten errichtet wird; sie dürfte daran aber nicht gebunden seyn, so wie es nach Maßstabe der Verhältnisse, der Mittel ꝛc. erlaubt werden müßte, in einem Kreise mehrere Kreisschulen zu errichten. Klassen würde eine solche Schule wo möglich vier, wenigstens aber drei besitzen; die künftigen Kreisschüler hätten den Unterricht bis zur vorletzten Klasse mit den übrigen gemeinsam. Während dann die gewöhnlichen Volksschüler den Unterricht in ihrer obersten Klasse auf die bis jetzt allgemeine übliche Weise abschlössen, würden die Kreisschüler vom elften Jahr an in zwei Klassen gegen ein höheres Schulgeld und in einer wenigstens um eine Stunde spätere Schulzeit für ihren Beruf gebildet werden. Die spätere Schulzeit dafür, damit Lehrer der Volksschule für einzelne Stunden auch hier noch verwendbar würden; außerdem würden noch ein, zwei geeignete Literaten als Lehrer nothwendig, sofern der zweite in loco sich nicht findet. Die Lehrgegenstände würden, außer den bedingt nothwendigen der Volksschule, noch das Französische seyn, möglichst elementarisch und auf der Grundlage der Muttersprache unterrichtet. Knaben, welche das Gymnasium besuchen sollten, würden noch die Elemente des Lateins erhalten. Wo das Letztere nicht nöthig wäre, da würde der Vorschlag einfacher auszuführen seyn, in der Art nämlich, daß die Kreisschule mehr nur eine Fortbildungsschule der Elementarschule wäre. Ein Haupt, Rektor, mit Sitz und votum consultativum im Ortsschulvorstande, würde das Ganze leiten. Das wären etwa die Hauptzüge unserer gehobenen guten Volks- oder Kreisschule, welche wegen der voraussichtlich kleinen Zahl ihrer Schüler diese individuell genug behandeln könnte, daß sie eine relativ genügende Bildung gewännen, oder bei der Beabsichtigung einer höheren Bildung wenigstens die zwei untersten Klassen einer Provinzial-Realschule oder eines vollständigen Gymnasiums zu überspringen vermöchten. Die nähere Gestaltung solcher Schulen muß natürlich der Beschaffenheit der jedesmaligen örtlichen Umstände überlassen bleiben, wie dies auch das angezogene französische Gesetz thut: Selon les besoins et les ressources des localités l'instruction pourra recevoir les développemens qui seront jugés convenables.

Ich will hier die Vortheile solcher Einrichtungen (außer der allgemeinen, der nationalen Kultur Deutschlands so nothwendigen Vermittlung des niederen und höheren Unterrichtes: größerer Sporn und Aemulation unter den Volksschullehrern, sowie Gewinnung guter Realschullehrer durch die Vorübung in den Kreisschulen, häuslich-sittliche Bildung der Schüler, Eröffnung einer entsprechenden Laufbahn für das Talent armer Kinder, namentlich im Technischen, Ersparung von nicht unbedeutenden Kosten ꝛc. ꝛc.) nicht weitläufig auseinander setzen, denn ein Kritiker könnte wohl auch Nachtheile entgegen setzen, nämlich im Falle der Ausartung oder des Mißbrauchs, überhaupt im Falle des Mangels der Hauptbedingungen, die wir namentlich hinsichtlich der besonderen und allgemeinen Leitung eines solchen Schulwesens voraussetzen. Der Vorschlag ist aber in unserem Großherzogthum um so weniger unausführbar, als wir da auf eine Hauptbedingung zählen können, nämlich auf geeignete Lehrer. Wir haben tüchtige Volksschullehrer, und zwar in größerer Zahl, als jetzt nöthig, und ich kenne aus meiner Umgebung viele, die jetzt schon, ohne die Aussichten jenes Vorschlags, sich von ihren schon eingenommenen Stellen beurlauben, um als sogenannte Licencierte sich gründlichere Kenntnisse in Mathematik, Naturwissenschaft, wohl auch die Kenntniß einer oder der andern fremden Sprache zu erwerben. Für letztere gibt es auch Gelegenheit an den Orten der beiden Schullehrer-Seminarien. Eben so haben wir Ueberfluß an Studirten (Literaten), namentlich an Theologen, welche jetzt schon, namentlich die protestantischen, gemäß einer höheren Anordnung in ihrem praktischen Cursus (zu Friedberg), sich mit der Methode des guten Volks-Unterrichtes befreunden müssen. Der wackere Theologe, ohnehin auf das Unterrichts-Wesen als einen Theil seines künftigen Berufes, sowie als vorläufiges Subsistenz-Mittel angewiesen, wie viel freudiger wird er sein Augenmerk demselben und der Erwerbung mancher anderer Kenntnisse und Fertigkeiten (der

Digitized by Google

fremden Sprachen, des Gesangs, des Zeichnens) seine übrige Zeit widmen, wenn er gewiß ist, daß es vielfachere und sicherere Gelegenheiten zur Anwendung derselben im Staate gibt. — Man sieht, der ganze Vorschlag würde nur auf eine verständige und zeitgemäße Restauration der vormaligen Rectorats-Schulen hinausgehen, welche früher die Vorschule so manchen tüchtigen Schulmannes und Geistlichen waren.

Vom Rheine, im März 1847. Sophron Poblicola.

Mannichfaltigkeiten.

(Der Sonntag auf schottischen Eisenbahnen.) Die Direktion der Edinbueg-Glasgower Eisenbahn-Gesellschaft hat zu Anfang dieses Jahees bekannt gemacht, daß sie foetan an den Sonntagen keine Züge mehr auf ihrer Bahn beföedern werde, mit alleinigee Ausnahme des für den Depeschen- und Postdienst bestimmten Briefwagens. Diese Maßeegel hat in allen Theilen Schottlands — wie steeng dort auch übeeall die Sonntagsfeier beobachtet wird — großes Aufsehen und den lebhaftesten Widerspruch erregt. Der Gemeinderath von Edinburg faßte sofort den Beschluß, sich jeder neuen Bill zur Fortsetzung oder unmittelbaren Verbindung der gedachten Bahn mit andeeen Linien so lange zu widersetzen, bis die Dieektion wieder am Sonntage auch Personenzüge auf ihrer Bahn befördern werde. Einen ähnlichen Beschluß haben seitdem auch mehrere andere Gemeinderäthe Schottlands gefaßt, jedoch nicht der von Glasgow, denn dies ist ein Hauptsitz des heutigen schottischen Puritanerthums, das unter der Benennung Free Church (freie Kirche) sich von der allgemeinen Kirk of Scotland getrennt hat, weil diese angeblich in ihrer durchweg presbyterischen Verfassung dem Einwirken des Staates einen noch zu großen Spieleaum verstattet. Das Haupt der Free Church, der Geistliche Dr. Chalmers, hat an eine Versammlung derjenigen Einwohner Edinburgs, die mit der Sonntagsfeier der Eisenbahn einverstanden sind, ein Schreiben gerichtet, in welchem er, auf den obligatorischen und steeng unverletzlichen Charakter des den Sabbath betreffenden vierten Gebots sich stützend, so wie außerdem auf die Nothwendigkeit sich berufend, daß den arbeitenden Klassen wöchentlich ein Ruhetag gegönnt werde, der von der Edinburg-Glasgower Eisenbahn-Direktion erlassenen Verordnung seinen vollen Beifall ertheilt. Von beiden Seiten wird nunmehr auf das heftigste in Bezug auf diese Frage gekämpft. Natüelich kömmt bei solcher Gelegenheit auch der Rigorismus dee britischen Sonntagsfeier überhaupt zur Sprache, und es kann nicht fehlen, daß, weil die eine Seite zu weit geht, auch die andere leicht in das Extrem überschlägt, so daß, wenn die Freunde des Hrn. Chalmers dabei beharren, daß am Sonntage nicht auf den Eisenbahnen gefahren werden darf, seine Gegner bald nicht blos diese Fahrten, sondern auch Theatee und Musik als Erholungen am Tage des Heren sich und dem Volke gestatten werden.

(Die Dorfgeschichten in England.) Mrs. Meta Taylor macht die Engländer mit unserem Landsmann Auerbach bekannt, und zwar hat sie ihnen fürerst die längste, aber auch eine der besten seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten, nämlich „Ivo der Halerle" übersetzt. Nach den Proben zu urtheilen, die daraus im Londoner Athenäum (vom 23. Jan.) vorliegen, hat sie den Ton der Erzählung recht gut getroffen, und es soll uns darum auch gar nicht wundern, wenn diese Village Tale drüben bald eben so verbreitet und gern gelesen ist, wie es die Christmas Tales von Dickens zu seyn pflegen. Auch das Athenäum begrüßt unseren Landsmann sehr freundlich, indem es meint, daß „Ivo" ein würdiges Gegengeschenk für den „Landprediger von Wakefield" sey, den die Deutschen einmal von den Engländern bekommen. Für die letzteren hätten diese Dorfgeschichten überdies eine gewisse „überseeische Frische" (over-sea freshness), „den Reiz der ausländischen Tracht und Sangesweise", und so habe man denn der Mrs. Taylor recht herzlich für diese auserlesene Gabe zu danken. — Bemerkenswerth ist übrigens, daß die englische Uebersetzung mit Illustrationen geschmückt ist, die das deutsche Original bisher noch entbehrt.

In Berlin besteht jetzt eine Brut-Anstalt zur Erzeugung junger Hühner, vereinigt mit einer eigenthümlichen Fütterung der Thiere zur Gewinnung einer größern Quantität Eier. Die Anstalt sollte Anfangs in der Umgegend angelegt werden, doch würde dies die Kosten vermehrt haben. Die Unternehmer dürften sich reichen Absatzes zu erfreuen haben.

(Abeemals ein Triumph des Spekulationsgeistes.) Was wird nicht heutzutage schon zum Gegenstande der Spekulation! — Dem „Punch" zufolge ist in Nordamerika eine gewisse Serena Punchingwell aufgestanden, welche sich auf eine ganz eigenthümliche Weise Geld zu verschaffen weiß; sie spekulirt nämlich mit Eheversprechen. Unlängst erst wurde sie bei dem Gerichtshofe zu Boston klagbar gegen den Schiffs-Capitain Richnell, weil dieser das ihr gegebene Eheversprechen nicht halten wollte, und das Gericht verurtheilte ihn auch wirklich zu einer Entschädigung von 5000 Dollars. Ob die Summe ein hinlänglicher Ersatz für einen Ehemann ist, mögen heirathslustige Damen beurtheilen. Miß Serena aber war mit dem Tausche des Geldes gegen einen Ehemann ganz zufrieden, denn sie ist Spekulantin ganz eigener Art. Dies ist nämlich schon der dritte Mann, den sie durch die größte Liebenswürdigkeit zu einem Eheversprechen bewog; kaum aber hat sie dieses empfangen, so ändert sie ihr Benehmen auf solche Weise, daß die Männer einsehen, sie könnten mit ihr nur unglücklich weeden, ihr Versprechen zurücknehmen, und dann mit Freuden eine Entschädigung zahlen, froh, so leichten Kaufs einen so liebenswürdigen Dämon loszubringen. — Ob wohl die industriöse Dame dieses, jedenfalls nicht leichte Geschäft noch lange betreiben wird? — Wir glauben, die Zeit werde es ihr auf eine dictatorische Weise einstellen.

(Französische Bücher in Deutschland.) Es ist gewiß ein sehr gutes Mittel, dem Unwesen des belgischen Nachdruckes zu steuern, daß einige Paeiser Verleger jetzt von solchen Werken, die sich einen größeren Absatz im Auslande versprechen dürfen, eine billigere Ausgabe für dasselbe veranstalten, wie dies z. B. mit Louis Blanc's Histoire de la Révolution Française geschehen, von welcher der erste Band, in typographischer Hinsicht ein wahres Prachtwerk, im deutschen Buchhandel für 1½ Thlr. zu haben ist. Ein großes Verdienst hat sich in dieser Beziehung auch der k. Hofbuchhändler, Hr. Alex. Duncker in Berlin, erworben, der seit einigen Jahren die französischen Original-Ausgaben, im Gegensatze zu den belgischen Nachdrucken, in Deutschland zu verbreiten sucht, was ihm natüelich nur dadurch gelingt, daß er sich mit dem kleinsten Gewinne begnügt. Wir hören nun, es sey diese allerdings noch sehr vereinzelte Operation gegen den Nachdruck so gut eingeschlagen, daß Hr. D. in der letzten Zeit durchschnittlich in jedem Jahre für 100,000 Frs. Bücher aus Frankreich beziehen konnte, und daß, nachdem dieses Bestreben, dem rechtmäßigen französischen Buchhandel zu seinem Rechte zu verhelfen, zur Kenntniß des Hrn. Guizot gekommen, der Minister eine besondere Anerkennung des deutschen Buchhändlers beantragt habe, die auch von dem Könige der Franzosen durch Uebersendung des Ordens der Ehrenlegion ausgesprochen worden sey.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Hamburg, 22. März.

Seltsame Dinge haben wir erlebt in der vorigen Woche. Shakespeare ist auf dem Thaliatheater ausgepfiffen und Duprez ist durchgefallen. Die Sache verhält sich so. Der Mime Schramm vom Thaliatheater hatte zu seinem Benefiz „die lustigen Weiber von Windsor" gewählt und dieses Lustspiel, der pomphaften Ankündigung zufolge, neu bearbeitet. Nun war aber erstlich von einer neuen Bearbeitung keine Spur, die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung war hier und da höchstens gekürzt und zusammengestrichen und daß Hr. Julius Schramm alle Shakespeare'schen Saft- und Kraftwörter hatte stehen lassen, gibt nur einen Beweis von seinem geringen Tacte. Kurz, der arme Britte wurde furchtbar vermöbelt. Hr. Schramm, der den Falstaff gab, glaubte durch Dickleibigkeit und Kurzathmigkeit den ihm mangelnden Humor ersetzen zu können. Die Uebrigen waren seiner würdig. — — Und nun von einer andern Verirrung. Es ist traurig, wenn ein Künstler, der mehr als eine Million im Vermögen hat, der Geldgier förmlich zum Sklaven wird; es ist traurig, wenn ein Sänger von europäischem Rufe, der längst passé ist, sich dermaßen über sich selbst täuscht, daß er, was für Paris nicht mehr gut genug, dem deutschen Publikum glaubt darbieten zu dürfen. Beides ist mit Duprez der Fall, der mit seiner ausgesungenen Stimme Deutschlands Hauptstädte noch auszubeuten hoffte. Das Hamburger Publikum hat streng, aber gerecht gerichtet. Duprez sang am 20. d. den Edgardo in „Lucia" bei erhöhten Preisen und sehr gefülltem Hause. Die Stimme war dünn und etwas enrhymirt. Gegen den Schluß des ersten Actes Zischen und Pfeifen und große Aufregung im Parterre. Im zweiten Act trat Duprez vor und bat wegen eingetretener Heiserkeit förmlich um Nachsicht, sonst wäre es sehr schlimm geworden. Unsere hiesigen Sänger wurden im Verlauf der Oper bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, des Franzosen Leistung gleichgültig oder mißfällig aufgenommen. Selbst in der wunderbar-schönen Schlußscene effectuirte er wenig. Duprez ist Ruine, er sollte dies einsehen; er sollte auf seinen Lorbeeren und bei seinen Schätzen ausruhen und seinen mühvoll erworbenen Ruhm nicht muthwillig preisgeben. Nach einer solchen Niederlage in Hamburg dürfte er schwerlich irgendwo in Deutschland noch etwas „machen." — Am nächsten Sonntag wird unser Stadttheater auf einige Zeit geschlossen und die Mühling-Cornet'sche Direktion geht zu Ende. Es wird eine sehr interessante Schlußvorstellung werden, indem sämmtliche abgehende Mitglieder in einer ihrer Glanzpartieen auftreten. Hr. Brüning wird sich als Richard Wanderer verabschieden und gen Norden nach Petersburg ziehen; Hr. Schneider spielt die große Abschiedsscene aus Don Carlos und Malwina Erk eine Scene aus dem Käthchen von Heilbronn. Brassin und Lehr singen das Duett aus den Puritanern, Fräul. Jacques eine Scene und Arie aus dem Nachtlager und Hr. Wurda, der zunächst einer Einladung nach Neustrelitz folgt, nimmt Abschied von Hamburg als Joseph in Egypten. Es stehen unserer Bühne in jeder Hinsicht große Veränderungen bevor.

Darmstadt, 22. März.

Am vorigen Freitag ist das mit Spannung erwartete neue pantomimische Ballet: „das wandernde Spiegelbild" zum Erstenmale über unsere Bühne gegangen und hat außerordentlich gefallen. Bei der dem Hrn. Balletmeister Tescher zu Gebot stehenden, nicht sehr reichen Auswahl von Kunstmitteln hat derselbe fast das Unmögliche geleistet, und auch dem Componisten, Hrn. Hof-Musikdirektor Schlösser, ist man das Zeugniß schuldig, daß er eine Musik geliefert hat, welche aus dem innersten Wesen des Stückes hervorgegangen und gleichsam mit ihm in einem Guße entstanden zu seyn scheint. Der von den Damen Cath. Dittmann und Müller ausgeführte Spiegeltanz war ausgezeichnet schön und erregte allgemeines Vergnügen. Andere Scenen, bei denen Hr. Dornewass u. A. mitwirkten, hatten auch ihre eigenthümlichen Vorzüge und gefielen sehr. Besonders aber verdient noch hervorgehoben zu werden die glänzende äußere Ausstattung des Ganzen, welche von herrlicher Wirkung war. — Eine andere neue Erscheinung auf unserer Bühne ist das Laube'sche Schauspiel: „die Karlsschüler", welches gestern zum Erstenmale, und zwar zum Vortheile der beiden Regisseure des Hoftheaters, der Herren Fischer und Birnstill, aufgeführt wurde. Der Erfolg war, wie nicht anders zu erwarten, ein sehr günstiger und würde höchst wahrscheinlich noch bedeutender gewesen seyn, wenn die Darstellung ohne Auslassungen gegeben worden wäre. Der Inhalt des Stückes ist bekannt genug, weshalb wir auf eine Darlegung desselben füglich verzichten zu können glauben; allein auch die gestrige Darstellung wollen wir für jetzt nicht näher berühren und erst noch eine zweite, die wohl erfolgen dürfte, abwarten, ehe wir uns über die diesfälligen Leistungen unseres Bühnenpersonals im Besonderen aussprechen werden.

Räthsel.

(Aus: „Der Räthselbote. Zeitschrift zu Uebung des Verstandes. Erstes Vierteljahr. Heilbronn. Buchdruckerei von A. Ruoff.")

Ich hab' ein Beet, in das kein Spaten dringt,
Des Gärtners Hand kein Körnlein Samen bringt.
Kein Fleiß wühlt seinen harten Boden wund,
Kein Regen fällt erweichend in den Grund.
Durchdrungen von der Sonne warmem Licht,
Vom Frühlingshauche, blüht es ewig nicht.

Ein wunderbares Räthsel der Natur,
Keimt es im Todesschlaf des Winters nur.
Wenn Alles starrt in dunkler, kalter Nacht,
Entsprießet seinem Schooß der Blumen Pracht.
Man schaut sie jeden Tag bewundernd an,
Doch Schade, daß man sie nicht pflücken kann.

Denn selbst ein Hauch, der aus dem Munde geht,
Zerstört dies wunderbare Blumenbeet.
Und kommt der hellen Sonne warmer Strahl,
So sterben seine Kinder allzumal.
Doch — welkt am Tag der flüchtig schöne Kranz,
Die nächste Nacht erneuert seinen Glanz.

Wie schön erblickt! Doch harr' ich mit Verlangen,
Bis diese Schönheit ganz und gar vergeht.
Getrost! der Flor wird nicht mehr lange prangen,
Schon fühl' ich mich von Frühlingsluft umweht.
Nun sage mir: wie heißt mein Blumenbeet?
Ich wette, daß auch eins an deinem Hause steht.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 83.
Wurst. Durst.

Danksagung.

Bei unserer Benefiz-Vorstellung auf hiesiger Bühne, wozu wir Mozart's Don Juan wählten, unterstützten uns auf die freundlichste Weise die Herren Conradi und Roth vom Frankfurter, Meinhardt und Eberius vom Wiesbadener Theater, die Damen Oswald vom Frankfurter, Kern und Müller vom Wiesbadener Theater, und gaben durch ächtkünstlerische Theilnahme dem hiesigen Publikum einen wahren Kunstgenuß; an den lauten Beifallruf knüpfen wir den Ruf unserer steten Dankbarkeit; doch vor Allen können wir kaum genug dem Hrn. Kapellmeister Guhr danken, der auf herzgewinnende Weise die Leitung des Ganzen übernahm und sie mit langbewährter Meisterschaft führte. Der stürmische Beifall, der ihn hier empfing, der treue Gefährte seines Lebens, möge ihn nicht verlassen bis zum letzten seiner Tage! Dies unser Wunsch und Dank!

Mainz, 22. März 1847.

Sämmtliche Orchestermitglieder des Mainzer Stadt-Theaters.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. März. Pagenstreiche, Posse in 5 Abth., von A. v. Kotzebue.

Freitag, 26. März. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Isabella: Frau Reiter-Bildstein.

Sonntag, 28. März. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redaktion: unter Verantwortlichkeit der Verleger.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 86. Samstag den 27. März 1847.

Ein Räuber des vorigen Jahrhunderts.

Erzählung aus dem Französischen von K.

(Fortsetzung.)

II.

Die Frau von Pompadour, welche in den letzten Jahren ihres Lebens eher der erste Minister Ludwigs XV., als dessen Geliebte genannt werden konnte, war in jener Zeit mehr denn jemals bemüht, sich mit getreuen Beamten zu umgeben. Namentlich war ihr viel daran gelegen, den Lieutenant der Polizei unter ihre Kreaturen zählen zu können. Als nun der ihr sehr ergebene Berryer zum Minister der Marine ernannt wurde, warf sie ihre Augen auf Bertin, weil er jung, ehrgeizig und thätig war, und so wurde der Intendant von Lyon Generallieutenant der Polizei.

Der neue Beamte begriff sehr wohl die Wichtigkeit seiner Stelle, und von den Uebelthätern in Lyon konnte er recht gut auf deren Anzahl in der Hauptstadt schließen. Seine Wunde war zwar vernarbt, aber er gedachte immer noch der Dunkelheit in der Straße Mercière, des ihm von Loiseau gewordenen Beistandes und der Schönheit Magdalenens.

Eines Tages meldete ihm sein Kammerdiener, daß der Abbé von Tynan im Vorzimmer auf Audienz harre. „Laß' ihn kommen!" befahl Bertin.

Herr von Tynan trat sehr bescheiden ein. Sein Haupt bedeckte eine gepuderte Perrücke, und um seine Lippen schwebte ein einnehmendes Lächeln. Der Abbé ließ sich nieder, zog ein weißes Tuch aus der Tasche, mit welchem er sich einen feinen Schweiß aus dem Gesicht wischte, und nachdem er dem Polizeibeamten Zeit gelassen hatte, ihn genau zu betrachten, sagte er: „Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiger Herr?"

„Nein, Herr Abbé!" entgegnete Bertin, „ich erinnere mich nicht, Sie jemals gesehen zu haben."

Der Abbé nahm die Perrücke ab, und ein natürliches schwarzes Haar fiel, gleich einer dunkeln Wolke, über Schläfe und Stirne.

„Loiseau!" rief der Generallieutenant der Polizei aus.

„Ich bin's in der That, gnädiger Herr!" sagte Loiseau. „Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen; denn in einer Stadt, wo Sie an der Spitze der Polizei stehen, kann ich schwerlich gute Geschäfte machen."

„Das soll mir lieb seyn," entgegnete Bertin, „wenn Sie sich nicht lange hier aufhalten wollen. Wie schmerzlich müßte es mir seyn, wenn ich, auf der einen Seite von meinen Pflichten gedrängt, mich auf der andern der Ihnen schuldigen Dankbarkeit erinnerte! Wie konnten Sie sich aber ohne Gefahr hierher wagen?"

„Ich bin's nicht, der in Gefahr ist," entgegnete Loiseau lächelnd. „Sie aber haben zu fürchten, nicht von mir, denn ich bin Ihnen ergeben; aber Ihr Leben könnte leicht von einem andern Böswicht bedroht werden."

„Hier in meinem Cabinette?" fragte Bertin.

„Ohne Zweifel, gnädiger Herr!" fuhr Loiseau fort. „Herr Herault, einer Ihrer Vorgänger, saß um's Jahr 1730 in dem nämlichen Cabinette, in welchem Sie sich eben befinden, als man ihm einen Edelmann, der einen bekannten Namen führte und eine geheime Audienz begehrte, meldete. Als sich der Fremde mit dem Lieutenant der Polizei allein befand, zog er einen Dolch aus der Tasche. „Dieser Dolch ist vergiftet, gnädiger Herr!" sagte der vorgebliche Edelmann. „Die geringste Verletzung ist tödtlich. Lassen Sie mich daher ungestört vornehmen, was mir beliebt." Der Räuber war mit Stricken versehen. Er band den Beamten, öffnete die geheimen Schubladen, nahm, was er an Gold und Kostbarkeiten fand, und empfahl sich sehr höflich."

„Das war Poulailler!" rief Bertin aus. „Ich kenne diesen Streich; man hat ihn aufgeschrieben und in unserem Archive aufbewahrt."

„Ein solch' kühner Gaunerstreich könnte sich aber leicht erneuern," versetzte Loiseau.

„Ich will die Möglichkeit nicht in Abrede stellen," entgegnete Bertin, „und ich bin Ihnen dafür dankbar, daß Sie mir eine Thatsache in's Gedächtniß riefen, die mich wenigstens zu größerer Vorsicht bewegen wird. Wie endete aber Poulailler?"

„Auf dem Rade," antwortete Loiseau mit Festigkeit. „Was mich anbelangt, so habe ich ein solches Schicksal nicht zu fürchten. In zwei Stunden schon reise ich mit Magdalenen nach Boulogne ab, und in fünf Tagen gedenke ich in London zu seyn."

Der Räuber stand bei diesen Worten auf, setzte die Perrücke wieder auf's Haupt, und nahm ganz die Miene an, wie sie sich für einen Abbé geziemt.

„Gnädiger Herr!" sagte er hierauf, „ich würde mein Geschäft bei Ihnen nicht geendigt und Ihnen das Leben nicht vollkommen gerettet haben, wenn ich Ihnen nicht mittheilte, daß Derjenige, auf dessen Antrieb Sie fast gemeuchelmordet worden wären, in Paris ist."

„Daynon ist mir nach Paris nachgereis't!" rief Bertin voll Staunen aus.

„Nein, gnädiger Herr!" fuhr Loiseau in seinem Berichte fort, „Daynon war eher, als Sie hier. Als er vernahm, daß Sie in jener Nacht mit dem Leben davon gekommen, begab er sich nach Paris, weil er dachte, Sie würden ihn, von mir benachrichtigt, verfolgen lassen. Hier fand ich bald seinen Schlupfwinkel auf, und heute Nacht war ich so frei, ihm einen Besuch abzustatten und ihm 40,000 Livres in Gold zu nehmen. Noch muß ich Ihnen bemerken, daß man den alten Schelm in seiner Wohnung in der Straße de la calendre Nro. 16 geknebelt auf seinem Bette finden wird. Leben Sie wohl!"

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Loiseau!" sagte Bertin,

Digitized by Google

den Abbé am Aermel zurückhaltend. „Ich muß Ihnen gestehen, daß Sie ein wenig zu weit gehen, indem Sie mir, dem Generallieutenant der Polizei, einen bedeutenden Diebstahl gestehen."

„Ereifern Sie sich nur nicht, gnädiger Herr!" erwiederte Loiseau, „und bedenken Sie, daß Daynon das Geld selbst gestohlen hat, und außerdem noch Derjenige ist, der Ihnen nach dem Leben trachtet."

„Lassen wir den letzten Punkt unberührt," nahm Bertin das Wort, „und halten wir uns blos daran, was Sie heute Nacht gethan, so sehen Sie wohl die Leichtigkeit ein, mit welcher ich Ihnen beweisen könnte, daß ein Diebstahl den andern keineswegs entschuldigt. Vergessen wir aber die Vergangenheit, und nehmen Sie einen Vorschlag an, den ich Ihnen zu machen beabsichtige. Ich brauche nämlich in meinen Funktionen einen gewandten, thätigen und muthigen Mann; wollen Sie ein solcher für mich seyn?"

Der Abbé erhob stolz den Kopf, und ein räthselhaftes Lächeln schwebte um seine Lippen.

„Das war eine vergoldete Pille!" entgegnete er. „Ich, ein Spion! Daynon überliefere ich Ihnen, weil er Ihr und mein persönlicher Feind ist; aber, gnädiger Herr! ich bitte, nicht zu vergessen, daß ich ein Edelmann bin. —"

Als Loiseau dies gesagt hatte, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll und verließ das Cabinet Bertin's.

„Der Kerl hat ein eigenthümliches Ehrgefühl!" dachte der Polizeibeamte.

Bertin war bis 1766 Generallieutenant der Pariser Polizei, in welchem Jahre er zum Minister des Handels und der Künste ernannt wurde. Nach einigen verdrießlichen Händeln mit Necker nahm er 1780 freiwillig seine Demission und zog sich in's Privatleben zurück. Zur Herstellung seiner wankenden Gesundheit unternahm er eine kleine Reise auf die Güter eines seiner Freunde in Touraine. Hier fand er in der Marquise von L . . ., der Gemahlin seines Freundes, eine Dame aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs, und in ihrem Sohne einen jungen, hoffnungsvollen Mann, der mit einem angenehmen Aeußern noch solidere Eigenschaften verband. Nach einigen Tagen, welche ausschließlich der Ruhe gewidmet waren, nahm der Marquis seinen Gast bei Seite und sagte zu ihm: „Lieber Herr Bertin! Verzeihen Sie, daß ich Sie ein wenig täuschte, als ich Ihnen sagte, Sie könnten hier lauter Tage der Ruhe und Einsamkeit verleben. Mein Sohn verheirathet sich nämlich, und schon in einigen Tagen findet eine geräuschvolle Hochzeit statt."

„Verheirathet sich Ihr Sohn in der Provinz?" fragte Bertin. „Gewiß ist's eine der ersten Partieen von Touraine?"

„Nein!" antwortete der Marquis, leicht erröthend. „Es ist gleichsam eine Mesaillance. Das Mädchen ist aber unermeßlich reich, und mächtige Gründe bestimmen mich, dem Wunsche meines Sohnes keine Hindernisse in den Weg zu legen. Die Welt glaubt mich reich, während ich ruinirt bin. Meine Häuser in Paris sind verkauft, und dieses Gut, der Rest eines großen Vermögens, ist mit Hypothekschulden belastet."

„Das ist traurig!" entgegnete Bertin, der, als ehemaliger Controleur der Finanzen, den Werth des Geldes sehr gut kannte.

(Schluß folgt.)

Die Männer des Volks.

Von diesem volksthümlichen Werke, mit dessen Tendenz, Plan und Eintheilung wir unsere Leser bereits bekannt gemacht haben, ist nun die zweite Lieferung erschienen. In den Geschichtswerken und Biographien aus einer frühern Periode unserer deutschen Literatur finden wir die Interessen des Volkes entweder gar nicht oder doch nur sehr wenig vertreten. Die Aufzeichnung von Kriegsereignissen, von den Eroberungen ausgezeichneter Heerführer, von der Macht und dem Ansehen der Fürsten, von Friedensverhandlungen, von diplomatischen Kreuz- und Querzügen bildeten den Hauptinhalt jener Werke, in welchen nach dem Wohl oder Wehe des Volkes im Ganzen nur wenig gefragt wurde. Die unteren Schichten blieben entweder unbeachtet oder wurden en masse behandelt und das democratische Element war ein unangebautes. Jene Auffassung der Geschichte war nicht nur sehr einseitig, sondern verfehlte auch die eigentliche Aufgabe, indem sie zu den tieferen Beweggründen der Ereignisse nicht hinabstieg. Erst die neuere Zeit ist in dieser Beziehung zu besserer Einsicht gelangt und hat eingesehen, daß man, um Geschichte zu schreiben, nicht bei den Fürsten, Feldherren und Ministern stehen bleiben darf, sondern auch dem Volke sein Recht widerfahren lassen muß. Die volksthümliche Geschichtschreibung macht sich jetzt allenthalben geltend, und wer kein Herz für die Leiden und Freuden seines Volkes hat, der darf nicht mehr hoffen, mit Beifall vernommen zu werden. Diesen Standpunkt hat R. Hadermann in der Einleitung zu der von ihm verfaßten Biographie von E. M. Arndt eben so wahr als schön bezeichnet, indem er unter Anderm sagt: „Es erfährt unsere Jugend und das Volk aus Schulunterricht und aus Handbüchern die Menge, wie Krieg, Pest und Hungersnoth gewüthet und was sie zerstört haben; und manche große Schlächter werden heute noch mit besonderem Fleiße gezeichnet; wohl auch ganze Nationen, in welchen das Thierleben der Menschheit, die rohe Körperkraft und der Egoismus zu einer traurigen Höhe gelangt waren, die Sparter und die Römer. Wie sich aber unser geistiges Leben in friedlichem Völkerverkehre herangebildet hat; wie sich Gewerbthätigkeit, Kunst, Wissenschaft und Religion gestaltet haben; wie und warum diese sich in dem einen Volke so und in dem anderen anders ausbildeten; welche Bestimmung in dem großen Völkerkörper jede Nation erfüllt, — das erfahren die Wenigsten. Eben so wenig werden in der Regel die Männer allgemein bekannt, welche stille wirkend im gewöhnlichen Bürgerleben auf die geistige Bildung ihres Volkes Einfluß gehabt haben. Hält sie auch ihre Mitwelt in dankbarem Andenken vielleicht, — vergessen sind sie, sobald der Wind über ihre Gräber weht; denn die bezahlte Reichsgeschichtschreibung hat ihre Namen aufzuzeichnen nicht für nöthig gehalten, und das Volk hat leider noch keine Geschichte und keine Geschichtschreiber, wenn es auch viele Bücher gibt, welche diesen Titel führen. Wohl ist es daher an der Zeit, eine Geschichte der eigentlichen Volksmänner zu geben, und mit ihr den Theil der Volksgeschichte zu verbinden, der in ihnen seine Vertreter gefunden hat."

Die erste Biographie des zweiten Heftes (E. M. Arndt) ist von R. Hadermann. Man wird sie in doppelter Hinsicht mit Interesse lesen, einmal, weil E. M. Arndt unter den Freunden und Männern des Volks in erster Reihe steht und durch seine patriotischen Schriften und Dichtungen manche Anregung gegeben und namentlich zur großen Sache der Befreiung des Vaterlandes die Gemüther begeistert hat, weil er immer ganz und gar ein ächter deutscher Mann gewesen, dann auch, weil der Verfasser sein Bild mit warmem Herzen aufgefaßt und den innersten Kern der Bestrebungen unseres Arndt zur klarsten Anschauung gebracht hat, weil er, der Verfasser, als ein belebter und belebender Erzähler vor uns steht, dessen Worte das Gepräge eigener Ueberzeugung und warmer Betheiligung an der Volkssache tragen. Mit Recht dürfen wir diese Biographie als eine der Aufgabe des Werkes besonders entsprechende bezeichnen, da sie vor Allem auf volksthümliche Gesinnung hinzielt und gewiß bei jedem Leser vaterländische Sympathien erwecken wird.

Die zweite Biographie (Heinrich Zschokke) ist von A. Rodnagel verfaßt und wird von diesem mit folgenden Worten eingeleitet: „Die Schweiz muß es als ein Glück betrachten, daß sie im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert einzelne um Volk,

Digitized by Google

um Leben und Wissenschaft hochverdiente Deutsche in ihrem Schooß aufnahm, die dem neuen Vaterlande ihre besten Kräfte opferten. [illegible]e den noch Lebenden sind es besonders der Naturphilosoph [illegible]en, der Mediziner Vogt, der Theolog de Wette, denen Jahrbücher der Wissenschaft den ehrenvollsten Platz sichern. [illegible] Männern des Volks steht in diesem Betrachte Heinrich Hokke Allen voran, den ich, wiewohl nur im Vorübergehen, [illegible]n Pestalozzi erwähnte — ein Mensch, „mit dem das Schicksal spielte, wie auch er zuweilen mit ihm zu spielen glaubte"; einer der Glücklichen, denen vergönnt ward, ein langes, thatenvolles [illegible]en zu einem erhebenden Abschluß zu bringen und im Rückblick sagen: „Ueberzeugungen liegen außer dem Machtkreis aller Thür. Die Ueberzeugungen des Mannes sind noch die des Greigeblieben. In ihnen werd' ich einst freudig sterben, und werd' freudig gehen, wohin irgend im herrlichen Vaterhause mich [illegible]er göttlicher Vater rufen wird"; ein ächter Mann des Volfür den nicht blos Thaten zeugen, auch Schriften, aus denen [illegible]ende viel Trost und Beruhigung schöpften, ehe noch die Welt [illegible] als Verfasser kannte und nannte." — A. Rodnagel hat seine [illegible]gabe in befriedigender Weise gelöst und die ihm hier zu Ge[illegible]stehenden reichlichen Quellen wohl benutzt.

Den Schluß des zweiten Heftes macht Latour d'Auvergne, [illegible]nkreichs erster Grenadier, von welchem Georg Lommel [illegible] der rühmlichst bekannten Gedrungenheit und Kraft seines [illegible]ples ein, wenn auch kurzgefaßtes, doch anziehendes Bild gibt. Somit glauben wir auch das vorliegende zweite Heft eines so allwürdigen literarischen Unternehmens, wie es das gegenwärtige ist, bestens empfehlen zu dürfen. W.

Aus dem amerikanischen Kunstleben.

Wir entnehmen dem neuerlich uns zugegangenen Schreiben [illegible]s in New-York lebenden Deutschen die nachstehenden Mittheilungen. Dies Schreiben ist aus New-York und vom 24. Januar [illegible] J. datirt. Es lautet also:

„Der Krieg der vereinigten Staaten mit Mexiko hat auf das [illegible]llschaftliche Leben der nördlichen Städte wenig störenden Ein[illegible]. Hier in New-York z. B. sind wir jetzt gerade mitten in der Saison, und einer festlicheren und belebteren Saison erinnere ich mich nie. Amusements haben kein Ende und Künstler jeder Art machen diesmal ihr Glück, das heißt, wenn sie das erforderliche Talent besitzen. Unter den Künstlern, die jetzt gerade hier sind, möchte ich Ihnen nur die ersten der Saison nennen, nämlich Leopold v. Meyer, Camillo Sivori und Henri Herz. Der Erstgenannte ist bereits in der zweiten Saison, ist aber jetzt nach Havanna gegangen, da ihm neuerdings die vereinigten Staaten zu heiß wurden. Er hatte nämlich während seiner ersten Saison besonderes Glück hier, welches er mehr der Abwesenheit anderer Künstler und dem guten Rath und Willen einflußreicher Freunde, als seinem eigenen Genie zu verdanken hatte, denn seine Kunst besteht, wie Ihnen wohl bekannt seyn mag, mehr in mechanischer, als in artistischer Vollkommenheit. Im Anfange seiner zweiten Saison aber, als er hörte, daß Sivori und Andere hierher kommen würden, begann er allerlei Intriguen gegen diese Künstler, fing Zänkereien und Prozesse mit seinen besten Freunden an, versuchte durch List und Bestechungen gewisse Journalisten für sich zu gewinnen und ließ sich persönlich hier, in Philadelphia und in Baltimore in Federkrieg mit Journalisten, Künstlern und Andern (mitunter seinen besten Freunden) ein, wobei er aber so schlecht wegkam, daß er sich am Ende plötzlich entschloß, das Land zu verlassen und nach Cuba zu gehen. Ob er von da direkt nach Europa zurückkehren oder nochmals die vereinigten Staaten besuchen wird, weiß ich nicht. Camillo Sivori, der wohl der größte Virtuose ist, den wir bis jetzt für längere Zeit hier hatten (denn Vieuxtemps blieb nur eine sehr kurze Zeit bei uns, und wurde durch die Charlatanerie von Ole Bull untergraben), hatte mit vielen Widerwärtigkeiten, die ihm v. Meyer und zwei Journale (Freunde v. Meyer's) in den Weg legten, zu kämpfen, kam aber dennoch siegreich ab und ist jetzt auf seiner südlichen Reise, wo er wirklich goldene Lorbeeren gewinnt. Der dritte der diesjährigen Künstler, Henri Herz, kam unerwartet hier an und bald nach seiner Ankunft annoncirte er ein Konzert. Sein Erfolg war groß; alle Welt lief, ihn zu hören, ohne daß Künstler und Dilettanten recht begreifen konnten, warum. Die Ursache ist übrigens sehr einfach. Das Pianoforte-Spiel wird hier sehr stark betrieben und in jedem amerikanischen Hause findet man wenigstens ein Instrument und mehrere Damen, die es spielen. Nur wenige dieser jungen Damen erreichen Fertigkeit, denn man ist gewöhnlich zufrieden, wenn dieselben einige Walzer, Quadrillen, Polka's oder Herz'sche Variationen spielen können. In Folge dessen ist Herz's Musik beinahe in jedem Hause zu finden und alle Welt war neugierig, den Componisten selbst zu sehen und ihn selbst seine Sachen vortragen zu hören. Dieses verschaffte ihm glänzende Konzerte, obgleich wir hier ansässige Künstler haben, die Hrn. Herz völlig gleich sind — besonders ein Hr. Timm, ein Deutscher, der hier allgemein geschätzt ist. Herz wird übrigens hier sehr vieles Geld verdienen, da er einen Freund bei sich hat, der seine Geschäfte führt und den amerikanischen Charakter genau kennt, was zum Erfolge durchaus nöthig ist."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Elberfeld, 8. März.) Schon seit einiger Zeit waren hier wiederholt falsche Goldmünzen in Umlauf gekommen, deren viele, namentlich holländische Zehnguldenstücke, so täuschend nachgemacht waren, daß ein Kenner dazu gehörte, um die Unächtheit zu entdecken. Es ist der Thätigkeit der hiesigen Polizei gelungen, wenigstens den Verbreitern dieser Münzen auf die Spur zu kommen und zwei Individuen, welche als der Theilnahme an dem verbrecherischen Treiben in hohem Grade verdächtig bezeichnet werden, zu verhaften. Gestern Nachmittag ist nun auch ein Kassengehülfe auf dem hiesigen Büreau der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn eingezogen worden. Man erzählt, daß derselbe im Begriffe gewesen sey, falsche Goldstücke in Rollen einzuschmuggeln, die zur Absendung an die Direktion fertig gemacht wurden, und sich bei dem unerwarteten Hinzukommen des Kassenbeamten durch seine ungeschickten Bestrebungen, die Stücke zu beseitigen, verrathen habe. (Rh. W.)

(Dreideutigkeit.) In einer Gesellschaft war kürzlich von einer Schauspielerin die Rede, die sehr schlecht ausspreche und das d vom t nicht unterscheide. „Vielleicht spricht sie darum nur um so wahrer," fiel ein Anwesender ein, „wenn sie statt: ich liebe treu, sagt: ich liebe drei!"

In Wien erlebte man vor einigen Tagen das seltene Schauspiel der Taufe einer jungen Negerin in dem dortigen Kapuziner-Kloster. Das ungefähr achtzehnjährige Mädchen befand sich im Gefolge der Kunstreiter-Gesellschaft der Madame de Bach, und blieb in Wien zurück, um einen armen Neger, der krank geworden war, im Spitale der barmherzigen Brüder zu pflegen. Der Prior des Kapuziner-Klosters wurde auf das Mädchen aufmerksam, nahm sich derselben an, unterrichtete sie und bewirkte sofort ihre Bekehrung.

Digitized by Google

Der Kronprinz von Baiern läßt das zu Rom in Marmor ausgeführte und sehr anmuthvolle Standbild des ritterlichen Conradin in der Kirche St. Maria del Carmine in Neapel aufstellen, wo die Gebeine dieses Heldenjünglings neben denen seines Freundes und Todesgefährten, Friedrich von Baden, ruhen. Die Hauptseite des Denkmals wird in gothischen Lettern folgende Inschrift erhalten: „Maximilian, Kronprinz von Baiern, errichtet dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem König Conradin, dem letzten der Hohenstaufen."

In jüngster Zeit ist in französischen und belgischen Blättern wieder Mancherlei über Luftschifffahrt und über die Möglichkeit der Lenkung des Ballons verhandelt worden. — Auch die Aachener Zeitung brachte neuerlich einen Vortrag des Mechanikers Hrn. Kessels „über willkürliche Lenkung des Luftballons und die Mittel zum freien Fliegen." Dieser Artikel scheint uns beachtungswerth, und wir zweifeln nicht, daß dem neu angeregten Thema weitere Folge gegeben werden wird. Ob hiernach der Cours der Eisenbahnactien fallen wird?

Als Saphir jüngst auf die deutsche Flotte zu reden kam, verglich er die deutschen Zustände mit einem Schiffe, das ein Ding sey, das weder Hand noch Fuß habe und doch gehe. Die deutschen Redner seyen der Schnabel, die deutschen Schriftsteller der Kiel und die Censur streiche die Segel. Das Volk und die Regierung handhabten das Steuerruder; das Volk zahle nämlich die Steuern und die Regierung rudere.

(München, 21. März.) Die gestern Abend im k. Hoftheater stattgehabte erste musikalisch-dekiamatorische Akademie des beliebten deutschen Humoristen Saphir war von den allerhöchsten und höchsten Herrschaften, sowie von einem ausgewählten Publikum besucht. Die geistreiche und witzige Vorlesung, welche den Titel trug: „Injurienklage gegen die deutschen Kalendermacher, weil sie das Jahr 1847 ein gemeines nennen", hielt die Lachmuskeln in beständiger Bewegung und wurde mit dem größten Beifall aufgenommen. Am Schlusse derselben wurde der liebenswürdige Verfasser, der seinem Vortrag eine eigene Würze zu geben versteht, mehrere Male gerufen. — Am nämlichen Abend gaben die hiesigen Künstler dem neuen Professor an der k. Akademie der bildenden Künste, v. Schwindt, eine Empfangsfestlichkeit in ihrer Kneipe „zum Stubenvoll". Das gemüthliche Fest, welchem sämmtliche Kunstnotabilitäten beiwohnten, dauerte bis spät in die Nacht, wo man sich unter allgemeiner Heiterkeit trennte.

Bekanntlich starb Eßlair vor einigen Jahren zu Innsbruck und wurde in dem benachbarten Dorfe Mühlau ehrenvoll in die Erde gesenkt. Der König von Bayern bestimmte ihm einen schönen einfachen Marmor, auf welchem Dolch und Maske und der Name „Eßlair" kunstvoll eingegraben, und der von München nach dem Bestimmungsorte transportirt worden, um das Grab des Künstlers zu schmücken. Jetzt schreibt man, daß die bigotten Bauern Tyrols diesen Grabstein zertrümmerten, „weil der König einen Komödianten in die geweihte Erde begraben und ihm ein heidnisches Denkmal gesetzt habe." Nun kann es nicht mehr wundern, daß einst die Subscription für das Schillerdenkmal verboten wurde.

Die Verwaltung der Eisenbahn von Paris nach Orleans hat auf Begehren des Ministers der öffentlichen Arbeiten beschlossen, daß die seitherigen unbedeckten Wagen der dritten Klasse beseitigt und durch bedeckte Wagen ersetzt werden sollen.

(Wochenbl. f. d. Transp.)

In belgischen Blättern wird eine Versammlung der „Allgemeinen Luftschifffahrts-Gesellschaft" angekündigt. Also eine Gesellschaft für den Lufttransport wäre konstituirt. Was will man mehr? Wenn man sagt, die Aktionäre vertrauen ihr Geld dem Winde an, so kann das nicht ironisch gemeint seyn. Verwundern muß der Gegensatz: hier eine Luftschifffahrt begründet, und dort für Eisenbahnbauten Anlehen zu 4½ und 5 Prozent unter Pari negocirt. Heißt das nicht Geld verschwenden?

(Wochenbl. f. d. Transp.)

Korrespondenz.

Mainz, 22. März.

A. Haacke's Drama: „der Banquerottirer" kommt in diesen Tagen hier zum zweiten Male zur Aufführung. — Die Bedeutsamkeit des Stückes hat in Hamburg häufige Wiederholungen veranlaßt, und demnächst kommt es auch auf der Dresdener Hofbühne zur Aufführung. Der zweite Cyclus seiner dramatischen Vorlesungen vor einem zahlreichen Zuhörerkreis hat begonnen und die Theilnahme daran ist noch im Steigen begriffen. Den geschichtlichen Vortrag, welchen Haacke neuerlich über das deutsche Theater von Gottsched bis Seydelmann hielt und worin er mit Klarheit, Sachkenntniß und in geistvoller Weise Vergleiche über die Zustände des deutschen Theaters zur Zeit Eckhof's, Schröder's, Iffland's, Ludwig Devrient's anstellte, war eine so vortreffliche und durchdachte Arbeit, die eines Aug. Wilh. v. Schlegel würdig gewesen wäre. Was Haacke über Iffland sagte, den er im Beginn seiner künstlerischen Laufbahn noch persönlich kannte, ist vielleicht das künstlerisch richtigste Urtheil, was bis jetzt über Iffland ausgesprochen ist. Wie verlautet, wird Haacke in einem seiner nächsten Vorträge sich über Bühnenführung im Allgemeinen und über Ausführung der Idee des deutschen Theaters, wie es seyn sollte, und über den Einfluß des Theaters als ästhetische Bildungsanstalt für das Volk aussprechen. — Als wichtige literarische Erscheinung der hiesigen Presse darf genannt werden Wilh. Lindenschmit's: „die Räthsel der Vorwelt, oder sind die Deutschen eingewandert." — Dem trefflichen Lehrbuch der practischen Landwirthschaft von Ad. Müller ist die verdiente Auszeichnung zu Theil geworden, daß dasselbe von der herzogl. sachsen-meiningenschen Regierung in den Dorfgemeinden dieses Staates ausgetheilt wird. Auch desselben Verfassers Zeitschrift für Landwirthschaft gehört zu den gediegensten Organen in diesem Zweig der Literatur und erweist sich als eine sehr nützliche und practische Zeitschrift.

Frankfurt a. M., 26. März.

Nächsten Sonntag Nachmittag 3 Uhr wird die schon früher angekündigte aërostatische Vorstellung des Physikers Hrn. Kammameyer im Garten der Westendhall stattfinden, bei der die lebensgroßen, getreu nachgebildeten Figuren der durch die fliegenden Blätter so bekannt gewordenen Herren Eisele und Beisele eine Luftreise unternehmen werden. Billets zum Pränumerationspreis à 24 Kr. sind noch in der Westendhall und im neuen Kaffeehaus zu haben; an der Kasse ist der Eintrittspreis 36 Kr.

Die achte und letzte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner findet Sonntag den 28. März Vormittags um 11 Uhr statt. Die aufzuführenden Quartette sind: 1) von Haydn aus C dur, 2) von Heinrich Wolff aus E moll, 3) von Beethoven aus Es dur.

Theater-Anzeige.

Freitag, 26. März. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Isabella: Frau Reiter-Bildstein.

Sonntag, 28. März. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth. von H. Laube. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redaktion: unter Verantwortlichkeit der Verleger.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 87. Sonntag, den 28. März 1847.

Ein Räuber des vorigen Jahrhunderts.

Erzählung aus dem Französischen von K.

(Schluß.)

Ungefähr fünf Minuten von hier," fuhr der Marquis fort, „wohnt ein Irländer, Namens Bird, der im Besitze eines großen Vermögens ist und unsere Sprache mit solcher Leichtigkeit spricht, daß man ihn für einen Franzosen von Geburt halten könnte, wenn nicht der irische Accent etwas vorwaltete. Er, wie seine Frau, zeigen im geselligen Umgange so gefällige, einnehmende Manieren, daß man unwillkürlich zu ihrem Vortheil gestimmt wird, und Miß Lucy, die Tochter, vereinigt in ihrer Person die Grazie der Französinnen mit der vollendeten Schönheit der nordischen Frauen. Wenn Sie das Mädchen sehen, werden Sie es begreiflich finden, daß mein Sohn, der Chevalier, sie mit der ganzen Gluth eines feurigen, jungen Mannes liebt."

Nach diesen Worten öffnete der Marquis das Fenster und zeigte Bertin die reichen Ebenen von Touraine. „Sehen Sie," sagte er, „jener Wald, jene Weinberge, jene Heerden, die in der Ferne weiden, und jene Mühlen, deren Räder die Loire dreht, das Alles gehört dem Irländer, und noch sind diese Besitzthümer nicht zu vergleichen mit den beträchtlichen Summen, mit denen er an der englischen Compagnie betheiligt ist. Was nun die Mesalliance betrifft, so ist diese nur eingebildet; denn alle Irländer sind edler Abkunft. Sie stammen nämlich sämmtlich von einer wilesischen Colonie ab, welche, wie mir schon Bird sagte, den Grund zu der Stadt Dublin legte, und die Bird's ..."

„O, hören Sie auf!" rief Bertin aus. „Ich begreife nur zu gut das Glück Ihres Sohnes!"

Noch selbigen Tages begab sich der Marquis mit seiner Familie, in Begleitung des ehemaligen Generallieutenants der Polizei, auf den Weg, um dem Irländer einen Besuch zu machen. Bertin wurde mit vieler Höflichkeit von Bird empfangen. Obwohl Ersterer nach den Mittheilungen des Marquis wußte, daß er zu einem reichen Manne kommen würde, so übertraf doch die Wirklichkeit jede frühere Vorstellung. Wie sehr wurde er von dem im Hause herrschenden Luxus überrascht! Er glaubte sich in die Wohnung eines indischen Nabob versetzt. Caschmirtapeten, ein zuvor in Frankreich noch nie gesehenes Gewebe, indische Bedienten mit dunkelbraunen Gesichtern und Mädchen vom Ganges, die, im Vorzimmer des Winkes ihrer Gebieterin harrend, auf seidenen Teppichen saßen, setzten jeden Fremden in Staunen und Bewunderung. Herr Bird, ein Mann von etwa sechzig Jahren, war eine sehr imponirende Gestalt. Die Herrin des Hauses konnte eine Achtundvierzigerin seyn. Ihre Wohlbeleibtheit hatte ihre Schönheit ziemlich konservirt; nichts aber war mit der natürlichen Grazie der Miß Lucy zu vergleichen, und der Ex-Polizeibeamte, welcher in seiner Jugend ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechtes war, erinnerte sich nicht, eine ähnliche Vollkommenheit jemals gesehen zu haben.

Der Marquis setzte sich mit seiner Frau zu Mistreß Bird, während sich die jungen Leute in eine Ecke zurückzogen, um sich ungestört von ihrer Liebe unterhalten zu können; Bertin aber blieb mit Lucy's Vater allein, welcher, um seinen Gast möglichst zu ehren, denselben mit in die prächtigen Gewächshäuser nahm, wo unter von der Sonne von Touraine erleuchteten Scheiben Indiens Flora duftete.

„Sehen Sie mich an, Herr Bertin!" sagte Bird, als sich beide Männer allein befanden und einander gegenüber Platz genommen hatten. „Sehen Sie mich an, und suchen Sie in Ihrem Gedächtnisse, ob Sie sich nicht erinnern, mich jemals gesehen zu haben?"

Als Bertin eine verneinende Antwort gab, fragte der Irländer: „Denken Sie auch nicht mehr an Peter Loiseau, den Räuber?"

„Sie erinnern mich da an einen Mann, dem ich das Leben verdanke," antwortete Bertin. „Kennen Sie ihn?"

„Gewiß," rief Bird aus, „denn ich bin er selbst!"

Bertin sprang überrascht von seinem Stuhle auf.

„Bleiben Sie, Herr Bertin!" sagte Bird, „und hören Sie weiter. Sie verdanken mir das Leben, und ich Ihnen mein Vermögen und meine gegenwärtige Lage."

„Verzeihung, Herr Bird!" entgegnete Bertin. „Ich habe niemals etwas für Sie gethan!"

„Ich bitte, mich weiter anzuhören!" erwiederte der vorgebliche Irländer. „Vor etwa dreißig Jahren hatte ich das Glück, Sie aus den Händen jener drei Mörder zu befreien. Ich brachte Sie in meine Wohnung, Sie sahen meine Frau, und diese machte mehr Eindruck auf Sie, als mir lieb war."

„Wie?" rief Bertin aus. „Sie glaubten mich fähig ..."

„Gewiß, mein Herr!" unterbrach ihn der ehemalige Räuber. „Ich weiß, auf welche Weise die Menschen ihr Gewissen zu beschwichtigen pflegen, wenn sie verliebt, jung und reich sind. Obwohl ich damals mehr als einen Grund hatte, Lyon zu verlassen, so war doch die in mir rege gewordene Eifersucht das Hauptmotiv. Kaum war ich in Paris, so folgten Sie mir dahin nach. Ich besuchte Sie, und erzählte Ihnen, auf welche Weise ich mich an Daynon gerächt hatte, und wo der Wucherer zu finden sey. Sie benutzten meine Angaben, ließen den Schurken verhaften und nach Lyon abführen, woselbst er gehenkt wurde. Auch werden Sie nicht vergessen haben, daß Sie mir damals anboten, als Agent in Ihre Dienste zu treten. Ich schlug dieses Anerbieten aus, weil mir ein solches Geschäft zuwider war, und weil ich die Liebe, welche Ihnen meine Frau einflößt hatte, in Ihren Augen las ..."

„O, Herr Bird!" unterbrach Bertin den Erzähler. „Es war immer die Frau meines Retters."

Digitized by Google

„Die Frau Ihres Retters," fuhr Bird fort, „war im Grunde nicht mehr und nicht weniger, als das Weib eines Räubers, den Sie zum Spion machen wollten. Sie sehen, daß ich die Dinge mit ihrem wahren Namen bezeichne. Einige Stunden nach der mit Ihnen gehabten Unterredung reis'te ich nach London ab. Als reicher Mann in der Hauptstadt Englands angekommen, verwendete ich mein Geld sehr gut, machte einige glückliche Spekulationen und kaufte Aktien der indischen Compagnie. Ich wuede nach und nach sehr reich, wodurch ich im Stande war, alles gestohlene Gut wieder zu ersetzen, was ich auch mit vieler Gewissenhaftigkeit that. Das Einzige, was ich nicht zurück gab, war meine Frau, die durchaus keine Neigung hatte, wieder zu ihrer Familie zurückzukehren. Was die dem Wucherer Daynon entwendeten 40,000 Livres anbelangt, so sandte ich diese Summe dem Pfarrer an der Kathedrale Saint-Jean in Lyon, der sie unter die Armen vertheilte. Da ich reicher war, als ich es jemals wünschte, so kehrte ich in mein Vaterland zurück, ließ mich in Touraine nieder und gab mich für einen Irländer aus. Meine Vorsichtsmaßregeln sind so gut genommen, daß ich sogar juridisch meine irische Abkunft beweisen kann. Nur allein Sie wissen, wer ich bin, weil ich es Ihnen gestanden habe. Doch könnte ich Sie, wenn Sie allenfalls, was ich jedoch keineswegs glaube, den Unredlichen gegen mich spielen wollten, jeden Augenblick der Verläumdung zeihen. Gegenwärtig will ich nun meine Tochter dem Sohne des Marquis von L . . ., Ihrem Freunde, zur Frau geben. Sagen Sie demselben von Dem, was ich Ihnen eben mittheilte, nur ein Wort, so bin ich es, der die beabsichtigte Heirath, an welcher mir ohnedem wenig liegt, nicht zu Stande kommen läßt. Meine Tochter kann ihren Bräutigam wohl leiden, ohne aber in ihn verliebt zu seyn; nur allein meine Frau wünscht sehr lebhaft diese Verbindung. Dann ist auch noch Folgendes in Betracht zu ziehen. Ich bin nämlich, wie Sie wissen, ein Edelmann von eben so gutem Hause, als der Marquis. Mein Vermögen ist unermeßlich, und obwohl ich ursprünglich keinen Schilling auf rechtmäßige Art erwarb, so stattete ich doch Alles mit reichlichen Zinsen wieder zurück. Meine Tochter ist eben so tugendhaft als schön, und der Chevalier von L . . ., der eine sehr heftige und gleichzeitig etwas zur Melancholie geneigte Gemüthsart hat, würde sich den Tod geben, wenn er meine Lucy, die er außerordentlich liebt, nicht heirathen könnte. Ihr Freund, der Marquis, ist überdies ruinirt und rechnet auf mein Vermögen; er würde eben so untröstlich seyn, wenn die Heirath wieder zurückginge, als der Sohn. Was mich nun anbelangt, so ist mir, wie ich Ihnen schon einmal gesagt habe, die Sache gleichgültig. Suchen Sie den Beweis in der gegenwärtigen Unterredung. Es wäre mir leicht gewesen zu schweigen, und Peter Loiseau hätte so lange, als er gewollt, bei Ihnen für den Irländer Bird gegolten. Aber," fügte Loiseau mit Feuer hinzu, „sagen Sie mir, was Sie thun wollen, weil ich nicht gerne haben möchte, daß der Rückgang der Heirath von der Familie von L . . . veranlaßt würde."

Bertin versank nach den letzten Worten Loiseau's in tiefes Nachdenken. Er dachte an die heftige Liebe des Chevalier, an den in mißlichen Vermögensverhältnissen sich befindenden Marquis, er erinnerte sich, daß es Loiseau war, der ihm das Leben gerettet, und dann schwur er Herrn Bird, daß er Alles, was er ihm eben erzählt, gänzlich vergessen habe. Drei Tage hernach wurde die Hochzeit gefeiert. —

K.

Aus dem amerikanischen Kunstleben.

(Schluß.)

Noch kann ich nicht meine Berichte über Musik schließen, ohne einige Worte über hiesige musikalische Gesellschaften hinzu zu fügen. Die erste unter diesen, die erste in Amerika, und eine Gesellschaft, die sich mit vielen Europa's messen kann, ist die „Philharmonie Society" von New-York. Diese Gesellschaft steht nun im fünften Jahre ihrer Existenz, hat aber während dieser Zeit mehr zum Fortschritte der Kunst in diesem Lande gewirkt, als in den zwanzig vorhergehenden Jahren gethan wurde. Die wirkenden Mitglieder sind zwischen 60 und 70 praktische Musiker. Die Gesellschaft gibt jede Saison vier Konzerte, wobei das Orchester gewöhnlich aus 60—65 Mitgliedern besteht. Diese Konzerte sind die einzigen hier zu Land, wo man Beethoven'sche und Mozart'sche Symphonien hören kann, und im Ganzen werden diese Symphonien gewöhnlich sehr gut vorgetragen. In diesem Winter hat man bereits Spohr's „Weihe der Töne", Beethoven's „Pastorale" und andere gegeben. Der Präsident dieser Gesellschaft ist ein Amerikaner, Hr. U. C. Hill, der sich aber in Deutschland ausbildete, und die Mitglieder bestehen aus Engländern, Italienern, Amerikanern, Deutschen und Franzosen. Die Deutschen sind aber in großer Mehrzahl. Der Dirigent des Konzertes wird jedesmal von den Mitgliedern erwählt, und diese Ehre fällt sehr häufig Hrn. Loder zu. He. George Loder ist ein junger Engländer, aber gegenwärtig vielleicht der tüchtigste Musiker in Amerika. Neben der philharmonischen Gesellschaft existirt hier noch eine andere, aber jüngere, die viel verspricht. Es ist dieses „The American Musical Institute", eine Gesellschaft, die sich hauptsächlich mit der Produktion von Oratorien und Choralmusik beschäftigt.

Außer mehreren Konzerten, die wöchentlich hier stattfinden, sind sechs Theater im Gange. Eins derselben ist bloß für italienische Opern bestimmt und ist unter dem Namen von Palmo's opera house bekannt. Hier hat man gegenwärtig eine ziemlich gute kleine Truppe. Eine deutsche Oper, das heißt eine tüchtige Gesellschaft von acht bis zehn guten Solosängern, würde hier gute Geschäfte machen; doch müßten es vorzügliche Artisten und hübsche junge Damen seyn, denn Talent allein hilft nicht viel hier zu Lande. Die andern Haupttheater sind „the Park", das älteste und so zu sagen das erste im Lande; „the Bowery", ein großes Haus, aber nicht de bon ton; „the Olympic", ein kleines Vaudeville-Theater ꝛc. ꝛc. — Da ich gerade von Kunstsachen spreche, darf ich nicht versäumen, der Danseuses Viennoises der Eleven der Madame Weiß aus Wien zu erwähnen. Diese wirklich talentvolle Truppe, die Ihnen gewiß bereits bekannt ist, spielt seit einigen Wochen im Park-Theater. Meine Position hat mich seit vierzehn Jahren sehr genau mit theatralischen Sachen hier zu Lande bekannt gemacht, ich kann Sie aber versichern, daß ich mich während der ganzen Zeit (mit Ausnahme von Fanny Elslers Debüt) keines solchen Furore erinnere, als das von diesen talentvollen Kindern erregte. Alle hiesigen Jouenale sind in ihrem Enthusiasmus wenigstens hierin einig, ein Factum, das Jedem, der amerikanischen Journalismus kennt, als besonders bemerkenswerth erscheinen muß. So viel ist gewiß, daß Madame Weiß in kurzer Zeit hier eine sehr bedeutende Summe Geldes realisiren wird, wenigstens das Doppelte oder Dreifache, das sie während dieser Zeit in Europa verdienen könnte. Des Lobens dieser Kinder, der wunderschönen Tänze, der ausgezeichneten Gruppen u. s. w. gibt es kein Ende; gewisse Journale vergleichen die letzteren mit den Figuren eines Kaleidoskopes, andere bewundern den Geist und ausgezeichneten Geschmack des Ganzen, — alle aber sind erstaunt über die Energie, den Muth, Geschäftsgeist und Fleiß dieser Dame, die eine solche Reise und eine solche Speculation mit einer so großen Zahl von Kindern unternehmen konnte.

Dieses ist auch im Vergleich mit der habituellen Indolenz (in Deutschland möchte es Faulheit genannt werden) der amerikanischen Damen besonders bewunderungswerth.

Von hier wird Madame Weiß nach Boston, Philadelphia, Baltimore ꝛc. reisen; aber im Süden, in Neu-Orleans und Havannah erwarten sie wo möglich noch größere Triumphe als die des Nordens.

B.

Digitized by Google

Bericht über die achte General-Versammlung der Aktionäre der Taunuseisenbahn-Gesellschaft.

Mainz, 25. März.

Heute wurde die jährliche General-Versammlung der Taunusbahn-Aktionäre im hiesigen Casinosaale abgehalten. Es hatten sich 249 Mitglieder mit 7450 Aktien dazu angemeldet.

Der Präsident des Verwaltungsraths, Hr. Bernus von Frankfurt, eröffnete dieselbe, indem er die Anwesenden freundlich willkommen hieß und sie dann ersuchte, zur Wahl der Protokollführer und Skrutatoren zu schreiten, oder wie in frühern Jahren deren Berufung den Präsidenten zu überlassen. Da Letzteres allgemein gut geheißen wurde, so berief der Hr. Präsident den Hrn. Kreisgerichtspräsidenten Dr. Schmitt von Mainz und Hrn. Dr. Großmann von Wiesbaden zu Protokollführern und Hrn. Heinr. Molthan von Mainz, Hrn. Peter Koch von Frankfurt und Hrn. Rechnungskammerrevisor Schmidt von Wiesbaden als Skrutatoren.

Nachdem das Bureau auf diese Weise gebildet war, hielt der Vorsitzende einen Vortrag, in dem er im Allgemeinen auf die günstigen Ergebnisse des Bahnbetriebs im verflossenen Jahre und auf das Glück, daß auch in dieser Periode kein Unfall stattgehabt, aufmerksam machte ($5^1/_2$ Millionen Menschen hat die Taunusbahn seit ihrem Entstehen transportirt, und noch ist kein Menschenleben dabei zu Grunde gegangen), dann auf die in den gedruckten, an die Aktionäre bereits übergebenen Berichte des Verwaltungsraths, des Direktors und Inspektors näher einging. Er könne sich, fügte er bei, kurz fassen, da die Anwesenden mit dem Näheren bereits bekannt seyen; nur drei noch nicht entschiedene Punkte müsse er berühren, die ohngeachtet aller Bemühungen des Verwaltungsraths bis jetzt nicht hätten erledigt werden können; es seyen diese 1) die Beschwerde wegen der von der herzogl. nassauischen Domänen-Direktion geforderten Gewerbsteuer (im Jahr 1846 7954 fl. $22^1/_2$ kr); 2) die Forderungen an die fürstl. Thurn- und Taxische Postadministration im Betrage von 46,705 fl. 36 kr.; 3) endlich der immer noch nicht entschiedene Rechtsstreit wegen des Ankaufpreises von zwei Grundstücken zu Frankfurt.

Nach Beendigung dieses Vortrags, der mit Interesse vernommen wurde, stellte der Hr. Präsident die Frage, ob die General-Versammlung dem Verwaltungsrathe Decharge für die Rechnung von 1846, die sich in ihren Händen befände, ertheile? (Nach dieser Rechnung beträgt die Einnahme 476,825 fl. $12^3/_4$ kr., nach Bestreitung der Ausgaben bleibt Netto-Ertrag 232,718 fl. 43 kr.)

Ein Mitglied verlangte zu wissen, ob der Verwaltungsrath, nachdem er für 50,000 fl. Taunusbahn-Obligationen angekauft, auch garantire, daß sie zu demselben Preise wieder verkauft würden? Der Hr. Präsident erklärte hierauf, das könne der Verwaltungsrath nicht, er habe die Obligationen nach dem Tageskurse gekauft und werde sie, wenn es nöthig werde, so auch wieder verkaufen; übrigens sey dabei bei den jetzigen Verhältnissen eher Vortheil als Nachtheil zu erwarten.

Ein anderer Antrag eines Mitglieds, künftighin möchte der General-Versammlung in dem gedruckten Berichte über die Differenz mit der fürstl. Thurn- und Taxischen Postadministration nähere Nachricht ertheilt werden, veranlaßte den Herrn Präsidenten zur Aeußerung, Fragen der Art müßten mit Rücksicht behandelt werden, und es würde Nachtheil bringen, wenn in gedruckten Berichten, während dem sie noch nicht entschieden seyen, genauere Details darüber bekannt gemacht würden. Hierauf erwiederte jedoch das antragende Mitglied, er glaube nicht, daß öffentliche Bekanntmachungen der Art für die Taunusbahn von nachtheiligen Folgen wären, so z. B., wenn man bekannt machte, daß die Postadministration für einen Centner Briefe nur 4 kr. vergüte! Der Herr Präsident wiederholte jedoch seine früher kundgegebene Ansicht noch weitläufiger, worauf die Majorität der Versammlung sich dahin aussprach, daß man diesen Punkt verlassen möchte.

Der Herr Präsident wiederholte nun seine Frage wegen Decharge des Verwaltungsraths rücksichtlich der Rechnung von 1846, worauf eine überwiegende Majorität sich dafür aussprach.

Die zweite Frage wegen Bewilligung einer Dividende von 17 fl. per Aktie und die dritte wegen einer Tantieme von 1500 fl. für den Bahn-Direktor wurden gleichfalls ohne Widerspruch bejaht.

Auf die vierte Frage wegen Bewilligung eines Geschenks von 1500 fl. an den Unterstützungsfonds der Bahnangestellten trug ein Mitglied auf Bewilligung von 2000 fl. an, was aber vom Präsidenten deßhalb nicht gutgeheißen wurde, weil andere Ausgaben des laufenden Jahres bei stärkerer Bewilligung leiden könnten; wolle indessen die Versammlung für das künftige Jahr 2000 fl. bewilligen, so möge sie es erklären. Auf diese Erklärung wurden die 1500 fl. für den Unterstützungsfonds bewilligt und Niemand sprach für die im kommenden Jahre zu bewilligenden 2000 fl.

Die weitere Frage, ob die General-Versammlung dem Hauptreservefonds 5000 fl. und dem Maschinenreservefonds 20,716 fl. 44 kr. zuweisen wolle? gab zu einer Debatte Anlaß, an der der Vorsitzende und mehrere Mitglieder Theil nahmen. Hr. Spiro sprach die Ansicht aus, daß man die ganze Summe von 25,716 fl. 44 kr. dem Maschinenreservefonds, der im laufenden Jahre stark in Anspruch genommen werden würde, zuweisen möchte; dadurch, meinte er, würde Vorsorge getroffen, daß die Dividendenzahlung im kommenden Jahre nicht zu sehr geschwächt würde. Der Herr Präsident entgegnete hierauf, nach den Statuten müsse jährlich dem Hauptreserve-Konto ein Zuschuß gemacht werden, bis er zu zehn Prozent des Baukapitals angewachsen wäre. Hr. Spiro bestritt Das nicht, aber in den Statuten, meinte er, sey nur von einem Reservefonds die Rede, und wir hätten deren zwei; man solle beide Fonds vereinigen. Der Präsident erwiederte darauf, der zweite, der Maschinenreservefonds sey in einer Generalversammlung auf Antrag des Verwaltungsraths errichtet worden, und währenddem der Hauptreservefonds für größere, nicht vorhergesehene Bauten bestimmt sey, sey der Maschinenreservefonds creirt worden, um schadhafte Maschinen zu ersetzen und zu verbessern, ohne die laufenden Einkünfte zu sehr zu belasten. Andere Mitglieder äußerten sich hierauf in demselben Sinne, worauf die Generalversammlung die Fragen, ob dem Hauptreservefonds 5000 fl. und dem Maschinenreservefonds 20,716 fl. 44 kr. bewilligt werden sollten, mit überwiegender Majorität annahm.

Eine weitere Frage des Präsidenten, ob die Versammlung die im verflossenen Jahre vorgenommene Herabsetzung der Güterfrachtpreise gutheiße, wurde einstimmig bejaht.

Der Antrag eines Mitglieds auf Herabsetzung der Fahrpreise für Personen fand Widerspruch von Seiten des Präsidenten und wurde nicht unterstützt.

Eine lebhafte Discussion entspann sich hierauf durch einen Antrag des Hrn. Spiro wegen vollständigen Drucks aller in der General-Versammlung vorzutragenden Gegenstände. In der General-Versammlung von 1845, sagte er, sey ein desfallsiger Beschluß gefaßt worden, dem man nicht nachkomme, indem wichtige Fragen in den Berichten gar nicht behandelt würden; man komme demnach in die Versammlung, ohne gehörig unterrichtet zu seyn, und sey nicht im Stand, den mündlichen Vorträgen genau Das, um was es sich handle, zu entnehmen. Der Hr. Präsident entgegnete hierauf, nach dem Beschlusse der General-Versammlung sollten die Berichte des Direktors und Inspektors gedruckt und den Mitgliedern übergeben werden; das sey geschehen, das übrige in der Sitzung Vorkommende würde verlesen. Was gewisse delikate Fragen betreffe, so halte er nicht für zweckmäßig, dieselben durch den Druck zu verbreiten. Ueberhaupt glaube er nicht im Interesse der Gesellschaft, daß Alles, was in der General-Versammlung vorkomme, zuvor schon durch den Druck bekannt werde.

Digitized by Google

Dieselbe bestehe aus Mitgliedern von zwei Klassen, aus conservativen und speculativen; erstere würden, wenn sie Alles wüßten, was vorkäme, nicht erscheinen, während die letztern dann in zu großer Anzahl ein Uebergewicht übten, wodurch sie Beschlüsse durchsetzen könnten, die auf das Unternehmen nachtheilig wirken würden.

Hr. Spiro erwiederte, nicht nur die Berichte des Direktors und des Inspektors, sondern alles in der General-Versammlung Vorkommende solle nach dem Beschlusse von 1845 vollständig den Mitgliedern im Drucke übergeben werden; Oeffentlichkeit könne keinen Nachtheil bringen, er bestehe auf dem Drucke eines vollständigen Berichts.

Auf die darauf folgende Erklärung des Präsidenten, es würde nichts verheimlicht und sobald Verhältnisse einträten, die eine Anzeige bei der General-Versammlung nöthig machten, so würde sie erfolgen, und dem Antrage eines Mitglieds, dem Verwaltungsrathe, der seit Jahren die Angelegenheiten der Gesellschaft mit Umsicht zu ihrem Vortheile geleitet, Vertrauen zu schenken und auf Veröffentlichung gewisser delikaten Verhandlungen, die noch schwebend wären, nicht zu dringen, wurde dieser Gegenstand verlassen und man schritt auf Einladung des Präsidenten zur Wahl zweier Mitglieder des Verwaltungsraths an die Stelle der zum Austritte bestimmten Hrn. Bernus von Frankfurt und Hrn. Lux von Wiesbaden. Beide wurden wieder gewählt, erster mit 423, letzter mit 511 Stimmen.

Auch die zum Austritte bezeichneten Mitglieder des Rechnungsprüfungsausschusses wurden wieder gewählt.

Nach Vorlesung des von Hrn. Präsident Dr. Schmitt aufgenommenen, eben so klaren, als schnell und gut abgefaßten Protokolls wurde die Sitzung schon gleich nach 1 Uhr geschlossen.

Korrespondenz.

Mainz, im März.

In mehreren Artikeln der Didaskalia, besonders in der Nummer 78, scheint es sich ein Korrespondent zur Aufgabe gemacht zu haben, dem unter Leitung des Hrn. Schmitz dahier bestehenden Musikverein Weihrauch zu streuen und demselben eine Geltung zu verschaffen, die er vielleicht erstrebt, zur Zeit aber noch nicht besitzt. Es wollte uns nicht einfallen, diesen belobenden Anerkennungen widersprechen zu wollen, wenn nicht die Absicht zu sehr durchleuchtend wäre, bei solcher Gelegenheit durch eingestreute hämische Bemerkungen der hiesigen Liedertafel einige Seitenhiebe zu versetzen und so gewissermaßen auf Kosten dieses Instituts dem Musikvereine eine Bedeutung zu geben. — Wir glauben nicht, daß Hr. Schmitz, dessen Thätigkeit und Fähigkeit bei Leitung dieses Vereins wir gerne anerkennen, ernstlich an eine Rivalität, eine Concurrenz beider Vereine denkt, daß er auch wünscht, auf so unangemessene Art gepriesen zu werden, daß überhaupt dessen Verein, der schon länger als sechs Jahre im Entstehen begriffen ist, sehr lange kein Lebenszeichen von sich gab, nun seit einem Jahre schon von sich reden macht und jetzt in seiner Blüthe stehen soll, seine Leistungen, die bisher nur einem nicht zahlreichen Publikum vorgeführt wurden, öffentlich besprochen wissen will, übergehe daher die würdige Weise, in welcher ernste, großartige Tonstücke im Kunstvereinslocale zur Aufführung kamen, insbesondere die Begehung der s. g. Mozartfeier, mit Stillschweigen. Es muß gerade auch dem hiesigen Kunstvereine, dem die Blüthen dieses Vereins dargeboten werden, nicht besonders schmeichelhaft seyn, wenn der Korrespondent aus dieser vortheilhaften Verbindung die Hebung des Kunstvereins herzuleiten scheint; aber Thatsache ist es, daß gerade diese Verbindung zu heftigen Debatten im Schooße des Kunstvereins Veranlassung gab, weil man in der Art der Ausfüllung der Kunstvereinsabende ein Abirren vom Hauptzwecke erkannte. — Wenn nun der Korrespondent schließlich die Hoffnung ausspricht, die musikalischen Kräfte von Mainz, d. h. den Musikverein und die Liedertafel, concentrirt zu sehen und das Mittel dazu im bevorstehenden Wechsel der Direktion bei der Liedertafel erblickt, so fühlen wir uns zu der Bemerkung gedrungen, daß sich zu dieser Stelle Hr. Schmitz bis heute, unseres Wissens, nicht gemeldet hat und daher aus diesem Grunde schon nicht berücksichtigt werden kann, sind auch, offen gestanden, überhaupt nicht im Stande, eine beachtenswerthe Zersplitterung der musikalischen Kräfte zu bemerken, müssen vielmehr aus Gründen, die wir hier gerne verschweigen, in dem angedeuteten Mittel der Vereinigung gerade die Ursache großer Zersplitterung erkennen. — Zum Schlusse dürfte die Ankündigung nicht ohne Interesse seyn, daß der Musikverein nächsten 30. März zu einem wohlthätigen Zwecke eine erste Aufführung mit Orchester, und zwar der Schöpfung, veranstaltet, daß also mit Anfang des nächsten Monats weitere belobende Artikel in Aussicht stehen, von denen wir hoffen, daß sie sich nur mit der Kritik dieser Aufführung selbst beschäftigen sollten.

Frankfurt a. M., 26. März.

Im Städelschen Institute dahier befindet sich seit mehreren Tagen eine Lithographie von Schertle, darstellend eine Mutter mit ihrem schlafenden Kinde, nach einem Originalgemälde des G. von Reutern. Wir glauben, dieses durch tiefempfundene Naturanschauung und anspruchslose Darstellung ausgezeichnete Bildchen jedem Kunstfreunde zur Anschauung empfehlen zu dürfen.

Charade.

(Dreisylbig.)

(Aus: „Der Räthselbote. Zeitschrift zu Uebung des Verstandes. Erstes Vierteljahr. Heilbronn. Buchdruckerei von A. Ruoff.")

Erste Sylbe.

Empor geführt von grausiger Entzündung,
Dring' fliegend ich in's Reich der Wolken ein,
Oft steh' ich mit der Nadel in Verbindung,
Werd' ich wohl gar ein Schneidermeister seyn?
Ganz unentbehrlich bei der Städte Gründung,
Bin ich oft, wie das Wasser, klar und rein,
Kein Riese bringt mich oftmals von der Stelle,
Und bin doch oft ein winziger Geselle.

Zweite und dritte Sylbe.

Eh' noch das Feuer ein Prometheus kannte,
Und mich durch Feuers Kraft zum Daseyn rief,
War ich schon da; denn der Naturlauf dannte
Seit Ohm mich im Schooß der Erde tief;
Als Troja sank und als Carthago brannte,
Und nun das Flammenmeer erlosch und schlief,
Da spielt' ich eine große traur'ge Rolle,
Und deckte rings das Feld, das trümmervolle.

Das Ganze.

So weit auch Beide auseinanderklaffen,
Den Eigenschaften nach, hat doch die Zeit
Die Letzten zu der Ersten umgeschaffen,
Die Schwester ward des Bruders Kraft zur Beut';
Wenn sich in jähem Schwung die Räder raffen,
Der Bahnzug brauf't mit Windesschnelligkeit,
So kommt auf meine Rechnung, traun! das Meiste,
Drum schätzt die Welt mich, wissend, was ich leiste.

F. Kies.

Auflösung des Räthsels in Nro. 80.

Eisblumen am Fenster.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. März. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang in 4 Abth., von Räder, Musik von mehreren Componisten.

Sonntag, 28. März. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redaktion: unter Verantwortlichkeit der Verleger.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 88. Montag, den 29. März 1847.

Zur Erinnerung an Johann Ludwig Heller.

Wenn Tausende von Menschen durch's Leben gehen, ohne zu einem selbstständigen Wirkungskreis zu gelangen, wenn sie nur von dem Einfluß und Willen Anderer geleitet und bestimmt werden, so ist es dagegen Einzelnen vergönnt, in eigenthümlicher Sphäre zu walten und unabhängig, frei und thatkräftig ihren eigenen Weg zu verfolgen. Solche Männer von Kraft und Energie, von Consequenz und Beharrlichkeit, die mehr als das Gewöhnliche zu erstreben befähigt sind, gehören zu den Ausnahmen von der Alltagsregel. Soll aber ihr Werk gelingen und vom Erfolge gekrönt werden, so reichen Einsicht und Thatkraft nicht aus, sondern die Gunst des Glückes muß sich beigesellen. Mancher vereint den klaren Geistesblick mit einem festen Willen und ist berufen, Höheres zu erstreben; aber die feindlichen Verhältnisse lassen ihn nicht aufkommen oder er wird abberufen, wenn er kaum die Pfeiler seiner Unternehmungen festgestellt hat. Das Glück greift eigenwillig unter die Menschen und hebt oder stürzt sie nach seiner bekannten Willkür. Zu Denen — und sie sind selten —, welchen es verstattet war, den Bau ihrer Entwürfe emporsteigen und das Ziel ihres Denkens und Wollens nicht verfehlt zu sehen, gehörte auch **Johann Ludwig Heller**, dessen Namen als Verleger und Redakteur des „Frankfurter Journals" in weiteren Kreisen bekannt ist und der in diesen Tagen in seinem 74. Lebensalter von einem Posten abgerufen wurde, auf welchem er während einer langen Reihe von Jahren gestanden.

Das „Frankfurter Journal" ist bekanntlich eines der ältesten deutschen Blätter und wurde schon im Jahre 1615 von dem Buchhändler Egenolph Emmel als politisches Wochenblatt unter dem Titel: „Journal" gegründet. Seinen noch jetzt bestehenden Namen „Frankfurter Journal" erhielt es erst im Jahre 1783 und trug damals einen Doppeladler als Wappen. Im Jahre 1806 ging das Journal in den Besitz des Buchdruckers Johann Ludwig Heller über, nachdem dasselbe schon einige Jahre vorher durch die Redaktion des Magisters (nachmaligen Pfarrers) Anton Kirchner eine neue Belebung erhalten hatte. Von 1806 an heißt es: „Gedruckt bei Joh. Ludw. Heller", und mit dem Jahre 1808 erscheint es unter der Redaktion des Genannten, Verlag von Heller und Rohm. Im Jahre 1809 wurden die damals in Frankfurt bestehenden Zeitungen durch großherzoglichen Beschluß aufgehoben und an die Stelle derselben trat die Zeitung des Großherzogthums Frankfurt. Nach der Befreiung Deutschlands von der französischen Oberherrschaft trat auch das „Frankfurter Journal" unter seinem frühern und noch jetzt bestehenden Titel, sowie unter J. L. Heller's Redaktion und in dem eben genannten Verlag wiederum hervor, und mit diesem Zeitpunkte begann eine neue Periode und bald darauf ein erneuerter Aufschwung desselben. J. L. Heller wußte die günstigen Zeitverhältnisse wohl zu benutzen; er verstand es, tüchtige Mitarbeiter in sein Interesse zu ziehen und den Wirkungskreis seines Blattes allmälig zu erweitern, besonders aber dadurch die Theilnahme zu steigern, daß er die mannichfachen Tagesereignisse aus unserer Stadt und aus deren Umgebung in den Bereich seines Blattes zog. Bald gewann es einen erweiterten Kreis von Abonnenten und somit größere Hülfsquellen. Im Jahr 1817 wurden ihm als Sonntagsblatt die „Wöchentlichen Unterhaltungen" beigegeben, und mit 1823 kam die noch jetzt bestehende „Didaskalia" hinzu. Von nun an gewann nicht nur die Mittheilung der politischen Ereignisse, welche sich auf dem großen Weltheater bewegten, eine vollständigere Abfassung und eine bestimmtere Haltung, sondern es wurden auch durch die Mitwirkung zahlreicher Correspondenten die Lokalinteressen, sowie die Leiden und Freuden eines weiteren Umkreises immer mehr vertreten. Aller Orten wollte man gern über sich und seine Umgebung, über Dasjenige, was der Tag und die Woche gebracht hatten, was erstrebt und gewirkt, gehofft und gewünscht, gelobt und getadelt wurde, Etwas lesen; die Einsendungen mehrten sich. In diesem Sinne wirkte auch die Didaskalia, indem sie neben dem politischen Blatte, theils als ergänzender Commentar, theils als eine belletristische Begleiterin, die Mancherlei zu bringen wußte, herging. Wir wollen keine Geschichte des „Frankfurter Journals" schreiben, sondern nur andeuten, wie es der unermüdlichen Thätigkeit und dem praktischen Geschäftstakte, der Energie und der besonnenen Führung J. L. Heller's gelang, sein Blatt, welches er als ein nur wenig verbreitetes und anfänglich wenig beachtetes übernommen hatte, zu der Blüthe empor zu heben, in welcher es gegenwärtig, als eins der gelesensten und, wir dürfen es ohne Lobrednerei sagen, der einflußreichsten Zeitungsorgane steht. Der Dahingeschiedene sah und erreichte in ihm seine Lebensaufgabe; er sann und strebte nur für es; er concentrirte in ihm alle Kräfte seines stets klaren und bis in das höchste Alter noch frischen Geistes, allen Ernst seines festen und beharrlichen Willens, alle Umsicht seiner praktischen Welt- und Menschenkenntniß, alle Besonnenheit, womit er seine Unternehmungen begann und ausführte. Er war der erfahrene und wenn es galt entschlossene Steuermann, der sein Schiff an mancherlei Klippen vorüber und unter manchen drohenden Stürmen sicher leitete, der die Gunst der Verhältnisse zu benutzen, die Ungunst derselben möglichst zu entkräften, und der endlich, was ihm besonders eigen war, jeden seiner Leute gehörig zu beschäftigen und an den rechten Platz zu stellen wußte. Es ist hier der Ort nicht, über den Werth des unter seiner Aegide so glücklich vorangeschrittenen Blattes zu entscheiden; aber dies dürfen wir dem Verstorbenen nachrühmen,

Digitized by Google

daß seine Gesinnung eine durchaus biedere und ehrenwerthe gewesen, und daß er, so viel ihm verstattet war, die Verbreitung von Licht und Wahrheit zu begünstigen und den Fortschritten der Zeit sich anzuschließen nie unterließ. Solches Ziel war die Freude seines oft mühevollen Wirkens, und das Bewußtseyn, durch sein Blatt dem Wohl seiner Mitmenschen und der Aufklärung Vorschub geleistet zu haben, war und blieb ihm der schönste Lohn. Für diese ehrenwerthe Gesinnung und die jeder Zeit humane Bestrebung seines Lebens und Wirkens hat er vielfältige und unzweideutige Beweise von Achtung und Anerkennung erhalten. Das lebendige Denkmal, welches er sich in dem von ihm zu einem so weiten Wirkungskreis ausgedehnten „Frankfurter Journal" gestiftet hat, wird unverändert dasselbe bleiben, um so mehr, weil es gerade dadurch das Andenken seines Neubegründers am besten ehren und das Vermächtniß seines Namens am schönsten bewahren wird. Schon seit fast zwei Decennien hatte der Verewigte sich von der speciellen Besorgung der Redaktion zurückgezogen und mit derselben solche Männer betraut, die er seines Vertrauens würdig hielt und die nicht unterlassen werden, im Geiste und in der Gesinnung ihres dahingeschiedenen Freundes und Meisters fortzuwirken.

Werfen wir nun einen Rückblick auf Dasjenige, was J. L. Heller in den Beziehungen seines bürgerlichen und häuslichen Lebens gewesen, so begegnen wir auch hier einem durchaus ehrenwerthen Charakter. Obgleich er sich mit den Ansichten und Fortschritten der Gegenwart genugsam vertraut gemacht hatte, um deren Vorzüge, wo er sie fand, nicht zu verkennen, so blieb er doch in seinen häuslichen Einrichtungen, in seiner Lebensweise und in seiner persönlichen Erscheinung der Einfachheit und Anspruchslosigkeit früherer Zeit zugeneigt. Wie er äußeren Pomp und moderne Ueberfeinerung nicht liebte, so blieb er auch schlicht und bieder, und verstand sich nur wenig auf Schönrednerei; er sprach, wie er dachte, und was er sprach, das war klar und verständig und trug das Gepräge einer gereiften Erfahrung. Die am meisten hervortretenden Züge seiner anspruchlosen Eigenthümlichkeit waren die seiner herzlichen Anhänglichkeit an seine Familie und an seine Freunde, und eines friedlichen, nur selten getrübten heitern Humors. Von allen Gliedern seiner ausgedehnten und in mannichfachen Verwandtschafts-Beziehungen verzweigten Familie wurde er hochgeehrt, und wenn Einer derselben des Rathes oder der Hülfe bedurfte, wenn irgend etwas unternommen oder beschlossen werden sollte, so wendete man sich an ihn, und fand ihn immer in bekannter Liebe und Treue zu Rath und Hülfe bereit. Nach Vollendung seiner Berufsarbeiten fühlte er sich im Kreise dieser seiner Familie, seiner Verwandten und Freunde behaglich und froh, und wer dann mit ihm verkehrte, der mußte den verständigen und heiteren Mann lieb gewinnen, ihn, der über das bunte Treiben der Welt und der Menschen mit einem so treffenden, aber nie verletzenden Humor wohlwollend zu scherzen und Alles in's rechte Licht zu stellen wußte. Nichts aber lag ihm außer den Beziehungen zur Familie und zu den Freunden näher, als das Wohl und Wehe seiner lieben Vaterstadt, deren wichtige Angelegenheiten, wie deren wechselnde Tagesereignisse seiner theilnehmenden Beachtung nie entgingen. Auch ist es bekannt, wie er zur Förderung alles Guten und Gemeinnützigen in seiner Vaterstadt als eifriger Bürger sich immer thätig erwies und in dieser Hinsicht sich den Bestrebungen der Besseren stets anschloß. So konnte es nicht fehlen, daß er auch als Bürger vielseitig geehrt und von Gleichgesinnten zur Erzielung gemeinsamer Zwecke oft in Anspruch genommen wurde, wie namentlich noch in den vorletzten seiner Lebensjahre bei Veranlassung der Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, wo er zum Präsidenten des Ur-Comité's ernannt wurde.

Nach einem kurzen, aber schmerzlichen Krankenlager wurde Er, den wir betrauern, abgerufen von der Stätte irdischen Wirkens, irdischer Mühen und Sorgen, irdischer Kämpfe und Bedrängungen; er wurde abgerufen nach einer mehr als fünfzigjährigen Thätigkeit, und als ein treuer, unermüdlicher und frommer Arbeiter im Dienste dessen, der seinem Werk Segen und Gedeihen gab. In ruhiger Ergebenheit, mit großer Seelenstärke verließ er das Irrdische, und in gläubigem Hinblick auf den Lohn in einer besseren, schöneren Welt und auf die Wiedervereinigung mit den ihm vorausgegangenen geliebten Seelen. Das Bewußtseyn treuerfüllter Pflicht und nie erschütterten Gottvertrauens war ihm ein weicher Sterbepfühl, und der Engel des Friedens stand unsichtbar neben ihm und erhellte des Lebens letzte Stunde mit den ersten Strahlen des aus der Höhe erglänzenden neuen Morgenlichtes. Er hatte den frommen Glauben christlicher Herzinnigkeit aus einer früheren Zeit bewahrt und ihn nicht erschüttern lassen durch die Zweifel und Forschungen einer die Kraft des menschlichen Geistes und die Gränzen desselben überschreitenden wollenden Philosophie, er hatte Denken und Glauben, Prüfung und Offenbarung zu vereinigen gewußt, und die heilbringenden Lehren des Christenthums immer wahrhaft verehrt. Mit Ergebung in den Willen Gottes konnte er scheiden; denn es war ihm ja vergönnt worden, bis zu den Höhen des menschlichen Daseyns empor zu steigen, die Werke seines Fleißes nicht unvollendet zu hinterlassen, reiche Saaten des Guten in weiten Kreisen auszustreuen, Vielen Trost und Hülfe, Liebe und Freundschaft gespendet und erwiesen, und endlich seiner Familie eine gesicherte Existenz und eine geachtete Stellung hinterlassen zu haben. Weil er so lebte und starb, darum ist auch die Trauer um ihn eine ergebene und gläubig verklärte, und darum wird sein Andenken in Segen unter uns verbleiben.

Ein großer und feierlicher Leichenzug geleitete seine irdische Hülle nach der letzten Stätte der Ruhe und des Friedens. Den Zug eröffneten mehrere Hunderte von Gehülfen aus den hiesigen Officinen, dann folgten die Prinzipale derselben und sämmtliche Buchhändler und Schriftgießereibesitzer hiesiger Stadt. Dem Leichenwagen schlossen sich die Angehörigen und Verwandten, so wie die nächsten Freunde und Bekannten des Verstorbenen an, denen sich wiederum zahlreiche Leidtragende aus allen Ständen der Gesellschaft, so wie auch die Repräsentanten der hiesigen Journalistik, und endlich eine Anzahl von Trauerwagen in feierlichem Zuge anreihten. Unter großem Zudrang aus allen Ständen hiesiger Bevölkerung, die in ihm einen ihrer ehrenhaftesten und achtbarsten Mitbürger verlor, bewegte sich der Zug durch mehrere Hauptstraßen der Stadt nach dem Friedbergerthor und von hier nach dem Friedhofe, unter dessen Portal der Sarg niedergestellt und von einem feierlichen Trauergesang empfangen wurde. Hierauf trugen die Gehülfen der Heller und Rohm'schen Druckerei den Sarg bis zur Grabstätte, wo Herr Pfarrer Kirchner eine gehaltvolle, den Verstorbenen eben so wahr als ergreifend schildernde und in ächt christlicher Weise erbauliche Rede hielt, die auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck hervorbrachte. Ein abermaliger Trauergesang und nach ihm das Gebet des Herrn beschlossen die rührende und für die Achtung und Liebe, die der Verstorbene genossen, ein so schönes und vollgültiges Zeugniß ablegende Feier. Es war ein heiterer, von den hellen Strahlen der milden Sonne verklärter und erquickender Frühlingsmorgen, an dem wir die irdische Hülle des verehrten Mannes und geliebten Freundes zu Grabe trugen. Die Welt ist doppelt schön in solchen Stunden, wo wir trauernd von lieben Menschen Abschied nehmen für dieses Leben, das auch wir Alle früher oder später einmal verlassen müssen. Wohl uns, wenn wir es können so ruhig und gottergeben, von solcher Achtung und Verehrung begleitet, ein solches Vermächtniß des segensreichen Wirkens und Schaffens hinterlassend, und endlich unter so friedlichen Nachklängen aus der Erinnerung der irdischen Leiden und Freuden, wie er!

Digitized by Google

Er starb im Lenz, — doch wird der Lenz ihn trösten,
Der unsern Geist nach ird'schem Seyn umfängt,
Dort, wo die ew'gen Sternenblumen blühen,
Wo eine Welt sich an die andre drängt.

Ruhe seiner Asche, Ehre seinem Namen und Fortgedeihen dem Vermächtniß seines Lebens und Strebens! W.

An Huttens Grab.

(Auf der Insel Ufnau im Züricher See.)

Ich war am Orte, wo du, edler Held,
Einst ausgekämpft die herbe Qual des Lebens,
Auf deiner Grabes-Insel; doch vergebens
Sucht man dein Grab, das längst die Zeit zerschellt.

Es war ein trüber, sonnenloser Tag,
Ganz passend für mein Herz in Trauerregung,
Die Berg' umflort, der See in Sturmbewegung,
Ein Sonnenstrahl nur dann und wann durchbrach.

Mit mattem Schein die Nebelwolkenschicht,
Die, offen kaum, bald wieder sich geschlossen:
Bild deines Lebens, das, von Nacht umflossen,
Nur spärlich hat erhellt der Freude Licht!

Bild deiner — ach! wohl auch noch unsrer Zeit!
Der Wahrheit und der Freiheit Strahlen wollten
Der Menschheit düstern Horizont vergolden
Damals mit ihrem Himmelsglanz wie heut':

Doch, wie dein Leben, trüber immer ward
Es wieder nach dem hellen Morgenscheine,
Zur Frucht von jenen Blüthen reifte keine —
Dräut solch' ein Loos wohl auch der Gegenwart? —

Wird steigen dieser Nebel und sein Grau
Umdüstern länger Deutschlands Geistesklarheit?
Wird niederdrücken ihn der Strahl der Wahrheit
Und öffnen uns der Freiheit Himmelsblau? —

Nein, sinken darf nicht unsre Zuversicht!
Deutschland, die Welt durchpulst jetzt neues Leben,
Allüberall ein thatenkräftig Streben,
Wie nie vorher, nach Wahrheit, Freiheit, Licht!

Mehr, als zu deiner Zeit, ist jetzt erwacht
Die Menschheit zum Bewußtseyn ihrer Rechte,
Mehr, als zu deiner Zeit, rang sich die ächte
Religion aus blinden Glaubens Nacht!

Weit kräft'ger, als zu deiner Zeit, riß los
Vernunft sich aus des finstern Wahnes Banden;
Weit heller, als zu deiner Zeit, erstanden
Ist Wahrheit siegreich aus dem Grabesschooß!

Weit tiefer, als zu deiner Zeit, hat heut'
Ihr Strahl den Herzensgrund des Volks durchdrungen;
Weit lauter, als zu deiner Zeit, erklungen
Ist heut' der Ruf nach Volksmündigkeit!

O könntest du ersteh'n aus deiner Gruft,
Du Wahrheitskämpfer, der zu früh geboren!
Jetzt ging dein kräftig Wort nicht mehr verloren,
Jetzt athmetest du rein're Morgenluft!

Heut' öffnete sich dir ein schöner Feld,
Heut' ständest du nicht mehr, wie damals, einsam,
Heut' kämpftest du mit deinem Volk gemeinsam
Um's höchste Menschengut, du edler Held! —

Doch Ruh' sey dir gegönnt nach heißem Streit
Auf deiner kleinen Insel! Deines Lebens
Mühvoller edler Kampf war nicht vergebens,
Ein Licht-Vorkämpfer warst du unsrer Zeit!

Dein Geist im deutschen Volk lebt wieder neu heut';
Zum geist'gen Kampf sieht man's sich muthig drängen,
's will seine letzte Fessel noch zersprengen,
Vollenden, was du strebtest — unsre Freiheit!

Fr. Eisele.

Mannichfaltigkeiten.

Mit nächstem wird das Ergebniß der englischen Postreform für das Jahr 1846 zur öffentlichen Kenntniß kommen. Nach der bisherigen Erfahrung darf man nicht bezweifeln, daß es jene heilsame Reform in verstärkten Glanze darstellen werde. Mit jedem Jahre überstieg der Zuwachs des brieflichen Verkehrs den vorjährigen, und folglich auch die Ausdehnung der geschäftlichen und Familienverbindungen; dadurch mußte eine Steigerung in allen Zweigen der Staatseinnahme herbeigeführt werden. Die Brutto-Einnahme der englischen Briefpost betrug im Jahre 1845 über 13 Mill. Thlr., fast 1,400,000 Thlr. mehr als im vorhergehenden Jahre, und fast vier Fünftel mehr, als unter dem alten hohen Porto. Nach Abzug der Kosten, darunter 700,000 Thlr. an Eisenbahn-Gesellschaften, blieb eine reine Einnahme von 5,431,902 Thlr, oder 392,000 Thlr. mehr als im Vorjahre. Schon diese bis Ende des Jahres 1845 reichenden Ergebnisse sollten alle Postverwaltungen anspornen, in möglichster Eile den gesunden und einträglichen Grundsatz der Pfennigpost in Ausführung zu bringen.

Wer eine gute Stimme hat, soll Theatersänger werden. Die Kehlenfertigkeit thut es allen anderen zuvor. Die nützlichsten Menschen verhungern, arme Bauern und Fabrikarbeiter sterben zu Hunderten hin wie die Fliegen, aber gute Tenoristen steigen im Preise. Das will die mitleidige Welt nun einmal so. Die „schwedische Nachtigall" soll schon über 100,000 Thlr. haben. Man kann lange in Thran oder Kaffee oder Zucker und Tabak spekuliren, ehe man die in's Trockene bringt. Und wo bleiben die Lorbeerkränze? Staudigl hat auch 100,000 Gulden. Sabine Heinefetter hat Güter in Baden-Baden, Wiesbaden und Aschaffenburg; in Westphalen verdient eine Spinnerin wöchentlich 3 Silbergroschen, auch wohl viertehalb, wenn es hoch kommt. Aber weshalb singen auch die Spinnerinnen nicht? Doch das sind Alles Stümpereien. Bürger ist in Göttingen beinahe verhungert, Scribe in Paris führt eine goldene Feder im Wappen und ist Millionär, Rubini hat zwei Millionen auf Zinsen. Das ging so zu: Er ist aus Bergamo, der großen Tenorfabrik; dort lebte vor dreißig Jahren der Tenorist Nozari. Der ließ sich jenes „unnennbare Kleidungsstück" anfertigen, das wir Deutschen Hosen nennen. Ein Junge brachte sie ihm. Nozari hatte den Schneiderburschen bereits gesehen, im Theater; dort sang er mit im

Digitized by Google

Chore. Künstler haben wohl Anwandlungen von scherzhafter Laune; Mozart ließ den Burschen singen und sang ihm was vor. Als das Trinkgeld gereicht war, sprach der Sänger: „Schneiderbursch, Du kannst der beste Tenorist in Italien werden, wenn Du fleißig bist.“ Der Schneiderbursch ist fleißig gewesen, und vermöge seiner Kehlenfertigkeit Millionär geworden. Er heißt — Rubini!

Nachdem der sogenannte Professor Keller seine „lebenden Bilder“ lange Zeit in den Theatern der Cirque und der Porte St. Martin in Paris produzirt hatte, sind selbe plötzlich vom Polizeipräfekten auf allen Theatern verboten worden. Der Grund dieses Verbotes liegt darin, daß die Manie der „lebenden Bilder“ bereits die Salons erreicht hatte und in einigen Häusern förmliche Exhibitionen von schönen Frauen und Männern stattfanden, bis mehrere der geachtetsten Fastenprediger sich gegen diesen Skandal erhoben und alle Schuld auf die erste, dem Professor Keller ertheilte Erlaubniß schoben.

Franklins Andenken soll geehrt werden durch ein Monument, welches die Setzer in Rochester über dem Grabe des unsterblichen Kunstgenossen errichten lassen. Sein Grab bedeckt jetzt ein roher flacher Stein auf dem Begräbnißplatze in Archstreet in Philadelphia; dieser Platz gehört aber einer Quäkergemeinde, und diese möchte wohl gegen die Errichtung eines prunkenden Denkmals viel einzuwenden haben. Franklin wird fortleben im Andenken seiner Landsleute, wie der ganzen gebildeten Menschheit, ohne eines Denksteins zu bedürfen. Aber angenehm ist es doch, den Ort bezeichnen zu können, wo seine sterblichen Ueberreste gebettet sind, und dazu genügt auch der einfache Quaderstein. Will die Setzergemeinschaft oder die Nation ihm ein Denkmal errichten, so wird sein Geburtsort, Boston, oder die Hauptstadt Washington eine weit angemessenere Stelle zu einem würdigen öffentlichen Denkmal darbieten.

Die theologischen Zeitungen in England streiten sich gegenwärtig darüber, ob man in einem protestantischen Lande einen Fasttag anordnen könne. Das Neue Testament, sagen sie, kenne keine Fasten. Daß das unfreiwillige Fasten gegenwärtig in Wirklichkeit da ist, darüber ist kein Zweifel; aber die Theologie untersucht jetzt klüglich, ob das freiwillige Fasten mit den Schriften des Neuen Bundes übereinstimme. Die Theologen haben im höchsten Maße den Vorzug der Uniformität; sie sind und bleiben sich zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen gleich.

In Wien starb vor einigen Tagen Dr. Kolletschka, Professor der Staats-Arzneikunde und der gerichtlichen Medicin an der Hochschule, ein noch junger und sehr talentvoller Mann. Er starb in Folge eines Schnittes in den Finger, den er sich bei der Zergliederung jenes Tischlers beibrachte, welcher sich vor acht Monaten im Paterre des Hofburg-Theaters unter so großem Aufsehen erschossen hatte. Wieder ein neues Beispiel der furchtbaren Wirkungen des sogenannten Leichengiftes!

In der berühmten Musenstadt Bonn am Rhein befindet sich das Schauspiel in einem Wirthshause. Jüngst wurde „Hedwig, die Banditenbraut“ gegeben. Sie tödtete den Räuberhauptmann mit — einer Windbüchse!

(Berlin, 22. März.) Neulich ward hier Jemand wegen Tabakrauchens auf öffentlicher Straße vor das Strafgericht citirt, wo es sich bei den Verhandlungen herausstellte, daß Inkulpat noch in seinem ganzen Leben nicht geraucht hat und den Tabaksgenuß gar nicht kenne. In Folge dessen ist die Anklage gegen denselben vom Richter niedergeschlagen worden.

Korrespondenz.

Mainz, 26. März.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Frage, wie wir uns in theuerer Zeit wohlfeileres Brod verschaffen können, eine der wichtigsten ist, und daß eine glückliche Lösung derselben von den segensreichsten Folgen begleitet seyn würde. Auch hier ist diese Frage Gegenstand ernster Prüfung geworden und die Lösung derselben für Mainz liegt so eben unseren Bürgern in einer Broschüre vor, welche den Titel führt: „Entwurf zur Bildung einer Actien-Gesellschaft von hiesigen Bürgern, welche beabsichtigen, eine Vorrathskammer mit Früchten zu begründen, um bei eintretender Theuerung sich billige Brodpreise zu sichern. Von C. Du Mont. Veröffentlicht durch P. J. Schöppler.“ — Jeder wird diese kleine Schrift mit Interesse lesen, und wir fügen hier nur noch bei, daß die Höhe jeder Actie auf 30 Gulden berechnet ist, welche, wie aus einer genauen Ausführung hervorgeht, den Bedarf einer Familie, die wöchentlich 35 Pfund Brod nöthig hat, auf 120 Tage sichert, sobald der Einkauf der Vorräthe zu 10 fl. per Malter bewirkt wird. Bei einem solchen Einkaufspreis läßt sich der 4pfündige Laib Brod für 15 Kr. liefern und es würde strenger Grundsatz der Actien-Gesellschaft seyn, nicht eher die gemeinschaftlichen Vorräthe anzugreifen, bis der Preis eines 4pfündigen Brodes auf höher als 15 Kr. gestiegen ist. Beide Männer, die diese Broschüre verfaßt und veröffentlicht haben, verdienen den wärmsten Dank, daß sie die Mittel nachgewiesen haben, wie der Noth abzuhelfen ist, die in diesem Augenblicke hier, wie überall, auf alle Verhältnisse den nachtheiligsten Einfluß ausübt.

Cäcilienverein.

Viertes Abonnements-Konzert.

Donnerstag den 1. April 1847, im Vereinslocale, Döngesgasse im ehemals Meyer'schen Hause. Anfang 7 Uhr.

Die Passion,

nach dem Evangelisten Matthäus für Doppelchor von Joh. Sebastian Bach.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in der André'schen Musikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Geschichtliche Vorlesung.

Montag den 29., so wie Dienstag den 30. März erfolgt der Schluß meiner Vorlesungen über den Zeitraum der letztvergangenen hundert Jahre.

Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. März. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth. von H. Laube. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 29. März. Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Dienstag, 30. März. (Zum Erstenmale): Uriel Acosta, Drama in 5 Abth, von C. Gutzkow. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 31. März. Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Acten, Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redaktion: unter Verantwortlichkeit der Verleger.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 89. Dienstag, den 30. März 1847.

Der Cousin.*)

Erzählung von Dr. Rödiger.

In einem Kaffeehause zu Orleans saßen drei junge Leute und philosophirten über die Launen des Schicksals.

„Wenn man kein Geld hat," sagte Georges Durand mit dem tiefsten Ausdrucke des Weltschmerzes, „so bringt man's zu nichts. Wir alle Drei haben keine Aussichten, ein bedeutendes Glück zu machen; aber könnten wir uns nicht gegenseitig den Dienst erweisen, einander für reich auszugeben?"

„Wozu könnte das führen?" fragte Albert Bonneval.

„Wer reich ist," erwiederte Georges demonstrirend, „oder wer wenigstens dafür gehalten wird, erlangt leicht eine Stellung in der Welt. Eine reiche Erbschaft z. B. kann hundert andere Eigenschaften ersetzen, und einen rauhen, mühsamen Weg eben und bequem machen. Einem lachenden Erben wird Alles leicht."

„Eine köstliche Idee!" rief Louis Meran. „Ich bin zur Annahme jeder beliebigen Erbschaft bereit. Wir lassen einen steinreichen Vetter auf Martinique sterben; er hinterläßt mir eine Zuckerpflanzung, fünfzig Sklaven und ein paar Millionen in baarem Gelde. Das Testament muß aber in vollkommen rechtsgültiger Form verfaßt seyn, damit mir Niemand die Erbschaft streitig machen könne."

„Topp! Du sollst der Erste seyn, der eine Erbschaft macht," sagte Durand; „später kommen wir Beide an die Reihe."

Das Kleeblatt trennte sich lachend. Meran dachte bald nicht mehr an den Scherz; aber kaum waren zwei Tage vergangen, so kamen einige Bekannte und gratulirten. Er wollte nichts davon wissen, aber die ablehnende Antwort wurde nicht gehört; die beiden Freunde hatten die Nachricht mit solchem Eifer verbreitet, daß sie bald das allgemeine Tagesgespräch wurde. Unter den Besuchern war der Schneider einer der unangenehmsten.

„Sie kommen wegen den fünfzig Franken, die ich Ihnen schuldig bin?" fragte Meran verlegen.

„Wie können Dieselben glauben, daß ich an eine solche Kleinigkeit denke!" sagte der Schneider mit einer tiefen Verbeugung. „Ich komme, um das Maß zu den Trauerkleidern zu nehmen ...."

„Zu was für Trauerkleidern?"

„Dieselben werden doch um Dero Cousin, welcher auf Martinique des Todes verblichen ist, Trauer anlegen? Dies erfordert die Decenz, und ich werde ohne Zweifel die Ehre haben, einen vollständigen Anzug ...."

„In diesem Augenblick ist es mir unmöglich ...."

„Monsieur wird mir doch die Kundschaft nicht entziehen wollen? Schwarzen Frack, schwarze Beinkleider, dunkelfaebenen Paletot ...."

„Ich versichere Sie, daß ich für diesen Augenblick ...."

„Ich bitte unterthänigst, von der Zahlung kein Wort zu erwähnen. Das Geld wird schon zur rechten Zeit eintreffen," sagte der Schneider, der unterdessen seine Scheere hervorgezogen hatte, und dem Glücksvogel das papierne Maß um den Leib zog.

Meran hatte eben einen Anzug nöthig, und sträubte sich nicht weiter.

Die Operation des Schneiders wurde durch einen anderen Besuch unterbrochen.

„Mein Hochverehrtester," begann der neue Besucher, als der Kleiderkünstler sich entfernt hatte: „Sie können mir einen großen Dienst erweisen. Sie sind jetzt sehr reich; kaufen Sie mein Haus. Sie können einen Theil Ihres Vermögens auf keine solidere Weise anlegen. Fünfzigtausend Franken sind eine Kleinigkeit für Sie, und ich brauche dieses Geld sehr dringend. Ich glaubte, Herr Felix würde mein Haus kaufen, aber er zögert mir zu lange; ich habe sehr nothwendige Zahlungen zu leisten.

„Ich sollte Ihr Haus kaufen?" fragte der vermeinte Erbe. „Welch' eine Thorheit!"

„Das wäre keine Thorheit, sondern das vortheilhafteste und zugleich solideste Geschäft, das Sie machen können. In zwei Jahren ist das Haus, nach einigen unbedeutenden Reparaturen, das Doppelte werth. Ich habe Ihr Wort."

Er eilte fort, ohne dem Erben Zeit zum Antworten zu lassen. Die Nachricht des abgeschlossenen Hausverkaufs wurde von ihm so schnell verbreitet, daß zwei Stunden später der vorerwähnte Herr Felix erschien.

„Sie haben mir einen fetten Bissen vor dem Munde weggekapert," sagte er zu dem vermeinten Millionär. „Aber ich lasse das Haus unter keiner Bedingung fahren. Ich hielt es schon für mein; ich bot 49,500 Franken dafür. Es ist meine Schuld; ich glaubte, der Eigenthümer müsse es mir aus Geldnoth schon lassen. Bei Ihnen kann ich darauf nicht zählen. Ich biete Ihnen also zehntausend Franken Nutzen, wenn Sie mir das Haus abtreten wollen. Sind Sie damit zufrieden?"

„Ich nehme Ihr Anerbieten an," sagte Meran mit einer bei einem Millionär sehr auffallenden Hast.

„Ich zahle in acht Tagen mittelst Anweisung auf Paris," sagte der Käufer, indem er sich empfahl.

Meran blickte dem Geschäftsmanne eine Weile erstaunt nach. Es war ihm, als ob er aus einem Traume erwacht wäre. Er hatte zehntausend Franken gewonnen, ohne in dem Augenblicke über den hundertsten Theil dieser Summe verfügen zu können. Zehntausend Franken mittelst Anweisung auf Paris? Er war mit derlei Operationen so unbekannt, daß er das Papier nach Paris senden zu müssen glaubte, um die Zahlung zu erhalten. Er schrieb also an einen dortigen, ihm den Namen nach bekannten Banquier, und bat ihn wegen einiger anzulegenden Fonds um seinen Rath.

*) Aus der Wiener Allgem. Theaterzeitung.

Digitized by Google

Der Ausdruck „einige Fonds" läßt in der Handelswelt, je nach dem Namen und der Stellung Dessen, der sich desselben bedient, eine sehr verschiedene Deutung zu. Die Nachricht von der Erbschaft des hoffnungsvollen jungen Mannes war durch die Zeitungen bereits nach Paris gekommen. „Einige Fonds" war also bei einem Millionär ein bescheidener Ausdruck, um eine bedeutende Summe zu bezeichnen. Dies ließ sich wenigstens aus folgender Antwort des Banquiers schließen:

„Mein Herr, wir sind im Besitz Ihres sehr Werthen vom 17. d. M., wir erhielten dasselbe in dem Augenblicke, als die Cortes-Anleihe, an welcher unser Haus betheiligt ist, abgeschlossen wurde. Um Ihnen eine möglichst vortheilhafte Gelegenheit zum Antrgen Ihrer Fonds zu verschaffen, so haben wir Sie mit zehntausend Piastern vorgemerkt. Wenn diese Summe Ihnen angenehm ist, so können Sie sogleich mit Nutzen verkaufen, indem die besagte Anleihe bedeutend gestiegen ist. Wir erwarten daher Ihre Ordre" ꝛc.

Als Postscriptum hatte der Chef des Hauses eigenhändig hinzugefügt:

„Wir erfuhren mit wahrer Freude das glückliche Ereigniß, welches dem Sohne eines vormaligen Korrespondenten und Freundes widerfahren ist. Wir wünschen ihm aufrichtig Glück dazu, und wiederholen ihm das Anerbieten unserer Dienste bei dieser wie bei jeder anderen Gelegenheit."

Zehntausend Piaster! Welche furchtbare Verlegenheit für den vermeinten Millionär, wenn der ganze Spuk endlich in nichts zerrinnen und vielleicht ein bedeutender Verlust zu decken seyn würde. Er schreibt also augenblicklich an den Banquier, daß jene Summe den zu seiner Verfügung stehenden Betrag weit übersteige. Der Banquier antwortete:

„Wir ersehen mit Bedauern, daß die Cortes-Anleihe Ihnen kein Zutrauen einflößt. Ihrem Wunsche zufolge haben wir die Hälfte Ihrer Bons verkauft. Glücklicher Weise kam Ihre Ordre nach einem bedeutenden Steigen der Anleihe; Sie stehen in unseren Büchern mit einem Guthaben von 50,000 Franken. Was den Rückstand betrifft, so kennen wir zu gut den langsamen Gang der Liquidirung einer so weit entfernten Erbschaft, um zu glauben, daß Sie Ihre Kapitalien schon erhalten haben könnten; aber Ihre Unterschrift wird Ihnen jede Summe, deren Sie etwa bedürfen, sogleich verschaffen."

„Fünfzigtausend Franken!" rief der Glücksvogel, im höchsten Grade erstaunt. „Unbegreiflich! Er hat vermuthlich eine Null zu viel angesetzt."

Einige Tage darauf entschloß er sich, nach Paris zu reisen. Er ging sogleich zu dem Banquier, bei welchem er mit aller einem Erben zukommenden Auszeichnung empfangen wurde.

„Ich bedaure," sagte der Banquier, „daß Sie zu der spanischen Anleihe kein Vertrauen haben, denn sie ist noch mehr gestiegen. Doch es bleibt uns noch immer eine hübsche Summe."

„Würden Sie mir gefälligst sagen, wie viel mir der Verkauf dieser Fonds eintragen würde?"

„Die Berechnung ist leicht. Den Piaster zu 5 Fr. 35 Cent. gerechnet, können Sie Ihren Antheil jetzt um 195,000 Fr. verkaufen."

„195,000 Fr. sagen Sie! Sind Sie auch Ihrer Sache gewiß?"

„Vollkommen gewiß, bis auf einige Hundert Franken."

„Sehr wohl; aber ich möchte diese Summe auf eine solide Weise anlegen. Können Sie mir dazu behülflich seyn?"

„Nehmen Sie fünfprocentige Papiere; ich kenne nichts Solideres."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 27. März.) Ueber den am 20. dahier verstorbenen verdienstvollen Pädagogen L. G. Stellwag lesen wir in einem Mannheimer Blatte folgenden Artikel: Am 23. d., früh 8 Uhr, bewegte sich durch die Hochstraße und das Eschenheimer Thor dahier ein Leichenzug seltener Art. Dem Sarge voran ging ein langer Zug von Knaben und Jünglingen in geordneter Folge von 6 bis zu 20 Jahren. Hinter dem Sarge folgten in fast endloser Reihe die Verwandten, Freunde und Bekannten des Verstorbenen, nebst den Wägen vieler vornehmen Familien, und — was uns besonders ergreifen mußte — inmitten des Zuges, in auszeichnender Tracht und Haltung, die Turnerschaft hiesiger Stadt. Die letzte Ehre galt Hrn. L. G. Stellwag, Director eines hiesigen Knabeninstituts, den in seinem 45. Lebensjahre ein rascher Tod aus der Mitte seiner blühenden Schöpfung, einer tief trauernden Familie und seiner theilnehmenden Mitbürger gerissen hat. Wir können nicht darauf eingehen, seine ausgebreitete pädagogische Wirksamkeit, die ihn vorzugsweise mit den vornehmeren Familien in Berührung brachte, und die ihm wohl manchen Kampf für Wahrheit und Natur in der Erziehung gegen die verderbliche, sogenannte feine Bildung gekostet haben mag, zu schildern; wir möchten bloß seinem Verhältniß zur Turnerschaft, deren letzte Begleitung seinem Leichenbegängniß eine eigene Bedeutung verliehen, ein Wort schenken. In seinen jüngeren Jahren selbst eifriger Turner, nahm er auf den Hochschulen zu Tübingen und Berlin an den Bewegungen seiner Zeit den lebendigsten Antheil. An den Aeußerlichkeiten, in denen sich die Turnerei damals und späterhin verlor, konnte sein kräftiger Geist keinen Gefallen finden. Dagegen war er, der einfache Mann, in seinem Privatleben, in den Spielen mit seinen Kindern, seinen Zöglingen, die ihn alle Du nannten und wie einen Vater liebten, auf den Reisen, die er mit ihnen machte, das wahre Vorbild eines Turners. Als denn in neuerer Zeit der turnerische Gedanke in seiner Aechtheit wieder aufzuleben begann, da stand auch er mit Herz und Hand dabei. Was der Verein von edeln hiesigen Bürgern in jüngster Zeit dahier fürs Turnen zu Stande gebracht, das haben wir großentheils ihm mit zu verdanken. Dafür waren es auch Acht aus der Turnerschaft, die ihm den letzten Dienst erwiesen und ihn zu Grabe trugen. Wer es weiß, wie sehr sein Herz an ihnen hing, den mußte dieser Anblick auf's tiefste erschüttern, vor Freude und Schmerz. Die ganze deutsche Turnerschaft hat an ihm einen treuen Freund, das Vaterland einen trefflichen Mann verloren.

Färber.

Die berühmte Schauspielerin Mademoiselle Mars ist gestorben. Wir halten das Leben derselben für zu interessant, als daß wir nicht einige Züge aus demselben mittheilen sollten. Sie ist an demselben Tage geboren, wie die Herzogin von Angoulême. Im Augenblicke, wo die Mutter der Mademois. M., im Begriffe niederzukommen, das Geläute und Donnergetöse der Kanonen hörte, soll sie geäußert haben: voilà la reine qui va faire comme moi, während der Vater lächelnd ausrief: alles dies Getöse und Geräusch ist für meine Tochter. Im Jahre 1792, d. h. in ihrem 13ten Lebensjahre, trat sie zum ersten Male auf die Bühne, und von diesem Augenblicke an wurde ihr dramatisches Genie bewundert. In ihrem Leben war sie höchst einfach und anspruchslos, in ihrer Unterhaltung sarkastisch und geistvoll. So erzählt man, daß ihrer politischen Gesinnungen halber die Gardes-du-Corps sie öffentlich auf dem Theater zu beschimpfen gedachten. Als man sie von diesen Drohungen in Kenntniß setzte, antwortete sie höchst gereizt: Wahrhaftig, ich merke wohl, daß die Gardes-du-Corps und Mars nichts mit einander gemein haben. Der größte Verdruß, der ihr im Leben widerfuhr, war bekannter Weise der Diebstahl ihrer Diamanten. Man rieth ihr, dieselben durch falsche zu

Digitized by Google

erhalten in einer ihrer besten Rollen, wo sie als Kokette auf der Bühne erscheinen sollte. „Nein, antwortete sie, ich hoffe, daß, wenn ich spiele, das Publikum nicht meine Diamanten applaudiren wird. Und was Molière anbetrifft, so braucht er ja keine Diamanten." Den andern Tag erschien sie ohne Diamanten und wurde mit einem donnernden Beifall aufgenommen. Dieser Zug erinnert uns an Mad. Georges, jene andere bekannte Schauspielerin, die auf ihren Kunstreisen in den verschiedenen Städten der Provinz allenthalben ankündigen läßt: Md. Georges jouera avec tous ses diamants. Mademoiselle Mars hinterläßt einen Sohn, der sich mit Finanz-Arbeit beschäftigt. Er ist während der ganzen Krankheit seiner Mutter nicht von ihrer Seite gewichen.

(Würzburg, 27. März.) Gestern Abend fiel auf unserer Bühne abermals ein Skandal vor, der die Zuschauer zu lauter Mißfallsbezeigung veranlaßte. Es ist traurig, daß sich nun schon wiederholt in dieser Saison ähnliche Vorfälle ereignen mußten.

Die k. Polizei-Direktion München bringt Nachstehendes zur Kenntniß: „Sämmtliche Besitzer von Gärten und Anlagen im Stadtbezirke werden hiermit aufgefordert, das Reinigen der Bäume und Gesträuche in den nächsten vierzehn Tagen mit aller Sorgfalt vornehmen zu lassen, und dadurch sich und die Nachbarn vor Schaden zu wahren, wobei noch bemerkt wird, daß nach einer Mittheilung der k. Hofgarten-Intendanz sich heuer Raupennester in großer Menge an den Bäumen befinden, worunter namentlich die so schwer zu erkennende sogenannte Ringel-Raupe, deren Nester beinahe einen der Rinde an Farbe ähnlichen Ring, mit kleinen weißen Pünktchen, aber nicht mit Gespinnst versehen, um die Zweige bilden, Erwähnung verdient."

Das Journal des Debats erzählt aus Lyon folgende merkwürdige Diebsgeschichte, die Epoche machen wird. Seither begnügten sich die Diebe aller Art, Schlösser zu sprengen, Thüren zu erbrechen, Mauern zu erstürmen. Dieses Mal sind sie weiter gegangen, sie haben von einer Gosse aus, die unter der Stadt durchläuft und dieselbe in zwei Theile theilt, sich einen unterirdischen Gang gegraben bis zur Wohnung eines Geldwechslers, den sie zu plündern gedachten. Die Vereitlung dieses Vorhabens ist dem Zufalle zu danken. Die Gosse gerieth in Stocken, und als man nach der Ursache forschte, fand man ein vollständiges Atelier, eine regelmäßige Bergarbeit, mit unterirdischem Hauptgange und Verzweigungen, die direkt zur Wohnung des Geldwechslers führten. Es wäre demnach im eigentlichen Sinne eine neue Bahn gebrochen der in Frankreich schon so weit getriebenen Diebs-Industrie.

(Freiburg, 26. März.) Anläßlich der Unterstützung, welche von Seiten des Staates den bedürftigen Gemeinden des Landes zugewendet wird, hat das großh. Ministerium eine Anordnung getroffen, die Jeder mit Freuden vernehmen wird. In Folge derselben werden nämlich die Aemter aufgefordert, dafür Sorge zu tragen, daß jedes Mal, wenn eine politische Gemeinde, in welcher zugleich eine israelitische Gemeinde besteht, Geldunterstützung aus der Staatskasse, oder Früchte um ermäßigten Preis erhält, der verhältnißmäßige Antheil hiervon dem Synagogenrathe zur Verwendung für die hülfsbedürftigen Israeliten zugestellt wird.

(Regensburg, 24. März.) Gestern Abends nach 5 Uhr wurde der durch die Gensd'armerie in Landau a. d. Isar verhaftete, seit längerer Zeit durch Steckbriefe verfolgte, höchst sicherheitsgefährliche Augustin Grillenbeck von Wiesent, vulgo „Grillenpfeifer", unter außerordentlichem Zusammenflusse der hiesigen Bevölkerung, welche neugierig war, den berüchtigten Räuber und Mörder in der Nähe kennen zu lernen, wohlverwahrt in die Frohnveste nach Stadtamhof eingebracht, von wo aus derselbe heute Morgens nach Kelheim abgeliefert wurde, an welchem Orte auf ihn eine vielleicht langwierige Untersuchungshaft und sicherlich auch die wohlverdiente Strafe seiner Gräuelthaten harret. Derselbe, in einem Alter von nicht vollen 24 Jahren bereits zum vollendeten Böswichte herangewachsen, ist mehrerer Raubmorde und Brandstiftungen dringend verdächtig, wurde erst unterm 20. Febr. d. J. durch einen Steckbrief des k. Landgerichts Mallersdorf wegen Raubmords an der Bäuerin Walter zu Oberhausen öffentlich ausgeschrieben und verfolgt, und soll auch Theilnehmer an dem jüngsten Raubanfalle an dem Chirurgen Heurlein in Wenzenbach gewesen seyn.

(Berlin, 23. März.) Der Kassier der englischen Gasbeleuchtungs-Anstalt (Abick, aus Birmingham) hat sich hier die Unterschlagung von bedeutenden Geldsummen zu Schulden kommen lassen, und, nach vergeblichem Versuche zum Selbstmorde, sich doch noch zu entfernen gewußt. Derselbe wird bereits vom hiesigen Kriminalgerichte mit Steckbriefen verfolgt.

In Kallich, einem böhmischen Gränzort, starb der Hüttenmeister des dortigen Eisenwerks, ein Protestant, der seit vielen Jahren unter Katholiken gelebt und sich die Liebe Aller erworben hatte. An seinem Begräbnißtage wurde ein protestantischer Geistlicher herbeigerufen, der im Leichenhause ein Gebet sprechen und dem Verstorbenen den letzten Segen geben sollte. Ehe dies aber geschah, versammelte sich die katholische Schuljugend mit den Lehrern und den Geistlichen des Orts vor dem Leichenhause, gaben den Hinterbliebenen auf eine ehrende Weise ihre Theilnahme zu erkennen und begleiteten die Leiche in die Pfarrkirche. Die katholischen Geistlichen nahmen auf dem Zuge ihren protestantischen Kollegen in die Mitte. Vor dem Altar in der Kirche hielt derselbe eine Trauerrede und gab dem Verstorbenen den letzten Segen.

(München, 23. März.) Gestern Vormittag ward im allgemeinen Krankenhause vor mehreren unserer ersten ärztlichen Celebritäten eine großartige chirurgische Operation, unter wiederholter Anwendung von Schwefeläther, durch Hrn. Professor Dr. Rothmund äußerst glücklich ausgeführet. Es galt nämlich die Exstirpation einer riesigen zwischen den Bauchmuskeln und auf dem Bauchfelle sich lagernden Krebsgeschwulst, 19 Pf. und 2 Unzen schwer. Der damit Behaftete, ein Bauernbursche, 35 Jahre alt, litt an dem stets wachsenden Uebel seit seinem 10ten Lebensjahr. Obgleich die schwierige Operation eine volle halbe Stunde währte, ging sie für den Kranken dennoch gänzlich schmerzlos vorüber. Erst bei der Anlegung der blutigen Nähte, nachdem die Einathmung des Aethers schon einige Zeit beseitigt war, äußerte der allmählig zum Bewußtseyn Zurückkehrende Zeichen des Schmerzes. Aus dem angegebenen Gewichte der Geschwulst und der Länge der Zeit, die ein durch Schnelligkeit in eben so hohem Grade als durch seine Sicherheit ausgezeichneter Operateur zu dem seltenen Acte gebrauchte, ist leicht auf die ungeheure Ausdehnung der angelegten Wunde zu schließen. Um so mehr freut es mich, zum Schlusse beifügen zu können, daß das Befinden des Operirten nicht blos unmittelbar nach der Operation ein in Anbetracht der Umstände höchst günstiges war, sondern auch heute, 30 Stunden später, noch ist, so daß man mit vieler Hoffnung seiner Erhaltung und selbst gänzlichen Wiederherstellung entgegen sehen darf.

Auf einen Eingebildeten.

Wärst du die Hälfte auch nur von Dem, was zu seyn du dir dünkst,
Wahrlich, mein Lieber, du wärst mehr noch, als selbst du dir dünkst.

Digitized by Google

(Berlin, 25. März.) Gestern Vormittag kam der bei der Berlin-Hamburger Eisenbahn als Rechnungsführer angestellte Hr. v. Plesen auf eine gräßliche Weise um's Leben, indem er beim Abgange des Zuges auf die Schienen fiel, wo ihn die Locomotive bei allem Bremsen des Zugführers doch zermalmte. Der Verunglückte soll eine Frau mit 7 Kindern in einem hülflosen Zustande zurücklassen.

Die Magdeburger Zeitung enthält einen Artikel über das berüchtigte Truckſyſtem, nach welchem den Fabrikarbeitern für einen Theil ihres Verdienstes Waaren verabfolgt werden. In dem Lohnbuche eines solchen unglücklichen Arbeiters fanden sich unter Anderm ein Hut zu 6 Thlr., eine Pelzkappe zu 6 Thlr., ein Pfd. Zucker zu 13 Sgr. angesetzt ꝛc.

(Frankfurt a. M.) Unseren Konzertgebern und Virtuosen stehen noch immer schlechter werdende Zeiten in Aussicht; denn es ist so weit gekommen, daß Diejenigen, welche jene durch ihren Besuch und ihr Geld seither zu unterstützen pflegten, nun selber für Geld singen und musiziren, wenn auch nur zu wohlthätigen Zwecken. So kam am 25. d. M. ein in seiner Art in hiesiger Stadt wenigstens noch nie dagewesenes Konzert zur Ausführung, dessen Ertrag zum Vortheile der so wohlthätig wirkenden Suppenanstalt bestimmt war. Trotz des ziemlich hohen Eintrittspreises von fl. 2 und obgleich nur wenige Freikarten — diese sind gewöhnlich bei unsern Konzerten in überwiegender Majorität — ausgegeben waren, war der Saal überfüllt und die Einnahme soll sich auf etwa 1200 fl. belaufen haben. Die Mitwirkenden waren kunstgeübte Herren und Damen aus den höheren Ständen der Gesellschaft, welche bei dieser Veranlassung nicht nur ihre menschenfreundliche Gesinnung, sondern auch ihre mehr als gewöhnliche Befähigung bekundeten. Sämmtliche Nummern der Soirée wurden sehr gelungen in den Solis, wie in den Ensembles executirt und die Leistungen würden selbst Künstlern vom Fache zur Ehre gereicht haben. Mögen die achtbaren Mitwirkenden, deren Namen zu nennen uns Rücksichten verbieten, in dem Bewußtseyn, den Armen sich mildthätig erwiesen zu haben, den schönsten Lohn finden. Den Leitern des Konzertes, den Herren Lehmann und Hohm, so wie dem ausgezeichneten Gesange der Mad. Lehmann-Rauch gebührt nicht minder verdiente Anerkennung. An reichlich gespendetem Beifall fehlte es nicht und wir stimmen demselben um so lieber bei, als er nicht nur der Pflege des Schönen, sondern auch zugleich des Guten galt.

Korreſpondenz.

Kassel, 26. März.

Folgende Thatsache wird wohl einen tiefern Blick in die Noth des Gewerbstandes darbieten, als alles Raisonnement. Die Stelle eines Nachtwächters ist erledigt; das etatmäßige Einkommen besteht in 44 Thalern 21 Sgr. 11 Heller jährlich und 1 Sgr. 11 Hlr. Mietgeld, so wie die Erlaubniß, zum Neujahr gratuliren zu dürfen. Um diesen Posten haben sich 45 Personen, meist Bürger und Meister, beworben. Der Stadtrath selbst kam in Verlegenheit, wen er beglücken sollte, und brachte deshalb dem Bürgerausschuß 19 Familienväter in Vorschlag. Der Bürgerausschuß hat denn gewählt. Einem Bürger und Kürschnermeister ist nun dies Glück zu Theil geworden. — Die Stadtkämmerer-Wahl ist auch noch nicht beendigt. Der Stadtrath brachte seinen Candidaten wieder in Vorschlag, wogegen der Ausschuß auf eine gemeinschaftliche Wahl oder auf die Bezeichnung dreier Personen dringt. Letzteres möchte wohl nicht angehen, weil dadurch die Stellung des Ausschusses nicht gesetzmäßig innegehalten wird. Wir hoffen und erwarten aber mit Gewißheit, daß jedenfalls die Anstellung vorerst zeitweise und nicht auf Lebenszeit eintritt. Hierdurch wird auch die lästige Pensionsfrage beseitigt.

Worms, 26. März.

Der heutige Tag war für unsere Stadt, deren Bewohner den Bau der hessischen Ludwigseisenbahn immer noch nicht als fait accompli ansehen wollten, ein Tag von hohem Interesse. Schon Morgens früh sah man mehrere Mitglieder des Verwaltungsrathes dieser Bahn mit allen Gliedern des Gemeinderaths, letztere sämmtlich in schwarzen Fräcken, das Terrain recognosciren und sofort im Stadthause sich versammeln, um die wichtige Frage über die Wahl des Ortes zum Bahnhof zu berathen. Die Stadtrathssitzung scheint keine vertrauliche gewesen zu seyn; denn kaum war sie beendigt, so wußte man auch schon in der ganzen Stadt, daß zwei Plätze in Aussicht genommen worden seyen und daß der Verwaltungsrath es dem Gemeinderath der Stadt Worms überlassen habe, von diesen beiden Plätzen denjenigen herauszuwählen, der im Interesse der Stadt am wünschenswerthesten sey. Der Gemeinderath, von den Bürgern gewählt, um das Wohl der Stadt nach allen Kräften zu befördern, wird in der nächster Tage stattfindenden Sitzung gewiß nur das öffentliche Wohl im Auge haben, und wenn man auch jetzt aus den vorläufigen Meinungsäußerungen einzelner Gemeinderäthe über die in Rede stehende Frage ziemlich genau ersehen kann, ob die einzelnen Herren dem einen oder dem andern der in Aussicht genommenen Plätze näher wohnen, so wäre es doch voreilig, aus diesen Aeußerungen einen Schluß auf ihre demnächstige Abstimmung ziehen zu wollen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der jederzeit bedeutende Patriotismus der Wormser bei der Eisenbahnfrage sich in besonders glänzendem Lichte zeigt. Statt daß, wie an andern Orten, einzelne Gutsbesitzer sich weigern, ihr Gelände zum Bahnbau zu verabfolgen, schätzt sich hier Jedermann glücklich, durch Abtretung von Grund und Boden etwas für die gute Sache thun zu können, und es gereicht uns zum besonderen Vergnügen, hier öffentlich zu erwähnen, daß die so sehr gerühmte Generosität des Stadtrathes zu Mainz, welche bekanntlich sieben Morgen für 60,000 fl. an die Eisenbahn verkaufte, von einem reichen Wormser Oeconomen noch bei weitem überflügelt worden ist, indem dieser sich bereit erklärt hat, einen mehr als zehn Morgen enthaltenden Weinberg für 80,000 fl. der Bahnverwaltung zu überlassen.!

Charade.

(Vierſylbig.)

Was der Mensch auch immer mag beginnen,
Ohne Erste bringt er nichts zu Stand;
Eitel ist sein Mühen und sein Sinnen,
Wenn sie ihm nicht helfend sind zur Hand.

Dessen Tugend, der bleibt in den Schranken,
Deutet euch das letzte Sylbenpaar;
Frauen sind's sonst — doch nicht stets im Zanken —
Was wohl Mancher ward mit Schmerz gewahr.

Von dem Ganzen ich euch nur berichte:
Daß es weder schlecht ist, noch ganz gut;
Werdet nennen ihr nach ihm Gedichte,
Bringt ihr den Verfasser leicht in Wuth.

B. W. S.

Auflösung des Räthsels in Nro. 87.

Steinkohlen.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. März. Der Waffenſchmied, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Dienstag, 30. März. (Zum Erstenmale): Uriel Acosta, Drama in 5 Abth., von C. Gutzkow. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 31. März. Der Maurer und der Schloſſer, komische Oper in 3 Acten, Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redaktion: unter Verantwortlichkeit der Verleger.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 90. Mittwoch, den 31. März 1847.

Der Cousin.

Erzählung von Dr. Rödiger.

(Schluß.)

„Und wenn ich Alles in fünfprocentige Papiere anlege," fuhr Meran fort, „wie hoch wird sich dann meine Rente belaufen?"

„Auf beiläufig 10,000 Franken."

„Ah, 10,000 Franken! Und wann kann ich diese Rente beziehen?"

„In zwei Tagen, wenn Sie mein Haus mit dieser Operation beauftragen wollen."

„Allerdings, welches andere Haus könnte mir wohl ein gerechteres Vertrauen einflößen?"

Der Banquier verneigte sich.

Der so schnell und unverhofft zum Kapitalisten gewordene Supernumerarius, dessen höchster Wunsch noch vor wenigen Wochen eine Besoldung von 1200 Franken gewesen war, stand verworren und verlegen vor dem Banquier. Er wagte es kaum, den letztern um eine kleine Summe, welche er dringend bedurfte, anzusprechen; denn nach Bezahlung seiner Reisekosten blieben ihm kaum fünf Franken übrig. Endlich ließ er zögernd und erröthend seinen Wunsch laut werden.

„Meine Kasse steht zu Ihrer Verfügung," erwiederte der Banquier zuvorkommend. „Wie viel wünschen Sie, drei-, vier-, fünftausend Franken?"

„Ich verlange nicht so viel; 1000 Franken sind genug."

„Wünschen Sie Gold oder Banknoten? Man rufe den Cassier. — Darf ich Sie bitten," fügte der Banquier hinzu, als der neue Kapitalist aufstand, um sich zu entfernen, „meinem Hause Ihr Wohlwollen zu bewahren?"

„Ich werde dies als meine Pflicht ansehen, denn Niemand ist meines Vertrauens würdiger."

„Sie sind vermuthlich in Paris wenig bekannt, haben vielleicht keine Verbindungen, welche Ihnen nützlich seyn könnten. Speisen Sie heute bei mir; meine Frau wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ich nehme mit Vergnügen Ihre Einladung an."

„Wir speisen um fünf Uhr. Wenn Sie für diesen Abend nicht versagt sind, so bleiben Sie in unserm Familienkreise; wir haben noch einige andere Freunde."

Es hat sich wohl nicht leicht ein Sterblicher glücklicher gefühlt, als der zum Kapitalisten gewordene Supernumerarius, als er das Haus des Banquiers verließ. Er ließ sich im Fiaker in ein ihm bezeichnetes Hotel führen, installirte sich auf eine comfortable Weise, und zog aus seinem Reisekoffer die neuen Trauerkleider hervor.

Er stellte sich zum Diner mit solcher Pünktlichkeit ein, daß der Banquier noch keine Zeit gefunden hatte, seiner Gemahlin die Erbschaftsgeschichte zu erzählen. Sie verstand jedoch einen Wink ihres Mannes ohne weitere Erörterung, und Louis Meran wurde als Hausfreund empfangen.

Unterdessen hatten seine beiden Freunde den Erfolg ihrer Geschichte, welche sie nicht zu widerrufen wagten, mit Bestürzung vernommen. Die Abreise des „lachenden Erben" nach Paris, welche man allgemein für eine Folge von Liquidations-Schwierigkeiten ansah, setzte sie in Erstaunen; sie fürchteten, er werde zuletzt selbst glauben, was anfangs nur ein verabredeter Scherz war.

Einige Tage nach seiner Rückkehr ließen die beiden Freunde, welche sonst immer ohne Formalitäten eingetreten waren, sich bei ihm melden.

„Es kostet jetzt Mühe, bei Dir vorzukommen," sagte Albert Bonneval, etwas beleidigt.

„Ja, ich bin jetzt gar zu sehr von überlästigen Besuchern belagert," erwiederte Meran; „Jedermann sucht Etwas von mir zu erlangen, oder belästigt mich mit Projekten. Aber Ihr, meine lieben Freunde, ihr seyd mir stets willkommen."

„Aber Du weißt doch, lieber Louis, daß Dein Cousin nicht gestorben ist," sagte Georges Durand.

„Ich weiß in der That nicht, ob er gestorben ist; denn ich weiß nicht, ob er jemals gelebt hat."

„Du weißt aber, daß diese Erbschaft nur ein Scherz ist, als dessen Urheber wir uns öffentlich anerkennen wollen."

„Ich bitte Euch," sagte Meran, etwas beunruhigt, „lasset die Sachen nur, wie sie sind."

„Aber höre uns doch an."

„Wir wollen keine Zeit verlieren; ich werde Euch bei Tische Alles erzählen. —"

Die Wahrheit kam jedoch endlich an den Tag. Das leichte Kartenhaus stürzte schnell wieder zusammen. Sobald das Ungewitter losbrach, erhielt Meran an einem Vormittage ein Dutzend Briefe, ungefähr folgenden Inhalts:

„Da ich gegenwärtig bedeutende Auslagen zu bestreiten habe, so ersuche ich Sie, die beifolgende Nota noch heute zu berichtigen."

Die Antworten des jungen Rentiers waren einander ganz gleich:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir die seit so langer Zeit verlangte Rechnung endlich geschickt haben. Ich lege den Betrag bei."

Ein einziges Schreiben enthielt keine Geldforderung; es lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Meran, erlauben Sie einem alten Schulfreunde, der auf die Nachricht von Ihrer angeblichen Erbschaft nicht zu Ihnen gekommen ist, Sie auf die im Publikum verbreiteten beunruhigenden Gerüchte aufmerksam zu machen.

„Ich weiß in der That nicht, wie ich diese Gerüchte mit der Achtung, welche ich stets vor Ihrem Charakter hegte, vereinigen soll. Ohne Zweifel sind Sie selbst getäuscht worden. Sollten Sie, als Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches, von hier abzureisen wünschen, und vielleicht in Folge der von Ihnen nöthig

Digitized by Google

erachteten Auflagen in Verlegenheit seyn, so biete ich Ihnen eine Summe von fünfhundert Franken an, über welche ich verfügen kann, und womit Ihnen in diesem Augenblicke wahrscheinlich mehr gedient ist, als mir."

Meran antwortete:

„Verehrter Freund, wenn ich auf das Ansehen, in welchem der Reichthum, ganz abgesehen von persönlichen Eigenschaften, in dieser Welt steht, einen besonderen Werth legte, so könnte ich Anspruch darauf machen, denn ich bin reich, aber nicht durch Erbschaft, an welche ich nie glauben konnte, sondern weil man mich, allen meinen Gegenvorstellungen zum Trotz, durchaus zum reichen Manne machen wollte. Wie ich ein solcher geworden bin, ist mir bis jetzt noch nicht recht klar geworden. Dies ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, und Dies bitte ich allen Denen zu sagen, die es der Mühe werth erachten, sich mit mir zu beschäftigen. Ich verdanke meiner sonderbaren Lage übrigens mehr als dem todten Mammon, denn ich habe mich überzeugt, daß ich einen Freund habe, auf den ich in der Noth, wenn sie je mich heimsuchen sollte, mit Zuversicht zählen kann."

Hessen-Treue. *)

1552.

Der Hessen Landgraf Philipp war
Ein Held von edler Weise,
Und manche That verwunderbar
Spricht noch zu seinem Preise.

Doch unstät ist so Glück als Macht,
Wie sich's dem Helden zeigte,
Da sich in Mühlberg's heißer Schlacht
Sein Stern zum Sinken neigte.

Gefangen hielt der Kaiser ihn
Fünf lange bange Jahre;
Des Kummers blasser Mond beschien
Bandweiße Greisenhaare.

Denn Reinhard Solms verheerte eins
Mit plündernden Kroaten,
Als Diener kaiserlichen Winks,
Des Hessenlandes Saaten.

„Dem Hessenherrn soll Niemand mehr
Ein Maß des Weines borgen,
Und niemals wieder sehe er
Aufgeh'n der Freiheit Morgen."

So schwur der Solms in Zorn entbrannt
Und dacht' es streng zu halten,
Doch hemmte Gottes starke Hand
So schonungsloses Walten. —

Zu Ziegenhain als Commandant
Stand Heinze Herr von Lüder,
Treu seinem Fürsten hielt er Stand
Und fern der Zwietracht Hyder.

Vergeblich lagert man und stürmt,
Die Veste zu besiegen,
Sie soll, von Tapferkeit beschirmt,
Dem Solms nicht unterliegen.

Und als, vom Kaiser auch bedroht,
Der Landgraf selbst zu räumen
Der Festung schickte das Gebot,
Sprach Heinze ohne Säumen:

„Es hat der freie Landgraf mir
Die Veste übergeben,
Und nur der freie Herr kann hier
Der Hut mich überheben.

„Drum, Solms, dem Krebse gleich, womit
Sich deine Nase schmückte,
Zieh wieder rückwärts deinen Schritt
Der hier nicht vorwärts rückte."

Dem Solms erglühte drob das Blut,
Er stürmt und stürmt die Veste,
Doch endlich zieht er ab in Wuth
Mit der Kroaten Reste. —

Als aber später Philipps Haft
Der Kaiser mußte enden,
Sucht Solms des Zornes Leidenschaft
Auf Lüders Haupt zu wenden.

Der Landgraf soll gehalten seyn
Durch Schwur und hartes Drängen,
Daß an dem Thor von Ziegenhain
Heinz muß in Ketten hängen.

Doch fern des Landgrafs edler Brust
War solches Schmachbeginnen,
Und seines Schwures Lösung wußt'
Mit List er zu gewinnen.

Drum als in Ziegenhain nahher
Der Held ihn grüßte wieder,
Schlang eine goldne Kette er
Um Heinzens kräft'ge Glieder.

Und ließ empor ihn zieh'n daran
Gar sänftiglich und gnädig,
Und rief mit froher Stimme dann:
„Des Schwures bin ich ledig!

„In Ketten ward der Freund gehängt,
So wie sie mir behagen,
Die Kette, die ihn jetzt bedrängt,
Soll auch sein Wappen tragen.

„Die Brust schmück' ich mit meinem Bild,
Die er dem Feinde zeigte,
War seine Treue doch der Schild,
Durch den kein Schlag mich beugte!"

Beglückt der Fürst, den solcher Muth
Und solche Herzen schützen,
Sie werden ihm sein höchstes Gut
Und seine stärksten Stützen.

*) Aus: „Sagen und Bilder. Dichtungen von Moritz Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. Gabe zum Hermanns-Denkmal. Darmstadt: Wilhelm Ollweiler. 1847."

Digitized by Google

Zu Haina schmückt ein schlichter Stein
Heinz Lüders Grabesstätte,
Und an dem Thor zu Ziegenhain
Hängt jetzt noch eine Kette.

Zwar ist das Gold nicht mehr zu schau'n,
Das Sinnbild fester Treue,
Doch leuchtet in den Hessengau'n
Solch' Kleinod stets auf's neue.

Ueber Auswanderungen nach Texas.

Ueber das Loos vieler deutschen Auswanderer nach Texas haben wir aus der (Galveston den 4. Nov. 1846 datirten) Mittheilung eines derselben an seine Verwandten im Posen'schen sehr unerfreuliche Aufschlüsse erhalten, welche frühere ähnliche Nachrichten nur allzusehr bestätigen. Es heißt darin u. A.: Die ganze Unternehmung des Vereins für Auswanderer nach Texas ist, offen und ehrlich gesprochen, eine ungeheure Spekulation, wobei das Wohl des Auswanderers am wenigsten in Betracht kommt. Alle die günstigen Berichte in den deutschen Zeitungen sind Fiktionen, dagegen sind mehr als hundert Briefe von Auswanderern, die die wahre Sache schilderten, abhanden gekommen. Von den fünftausend Auswanderern, die im vorigen Herbste und in diesem Frühjahre hier anlangten, sind weit über tausend Personen gestorben; ganze Familien sind ausgestorben. Fast alle diese Leute hatten Geld an den Verein in Deutschland gezahlt, was sie hier in Galveston nicht zurück erhielten. Die Auswanderer wurden bekanntlich in Indian Point an der Malagorda-Bay gelandet, um von dort aus nach Neu-Braunfels expedirt zu werden; da jedoch zu Viele ankamen, so war der Verein wegen Geldmangels, wegen des ungeheuren Regens, der die Wege grundlos machte, und wegen des Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, der alles Fuhrwerk, was vorhanden war, wegnahm, nicht im Stande, die Leute weiter zu schaffen; die Auswanderer häuften sich also endlich bis zu circa 2700 Personen in Indian Point an und gingen dort zur Hälfte zu Grunde, denn gedachter Ort ist höchst ungesund gelegen. Das Trinkwasser war schlecht, Regen, die im Frühjahr unaufhörlich sind, weichten den Boden auf, die Leute lagen im Freien ohne Zelte, ohne Hütten oder sonstigen Schutz; die Beköstigung war die elendeste von der Welt, denn der billig eingekaufte verdorbene Proviant wurde mit ungeheurem Profit an den Verein verkauft und damit wurden die armen Auswanderer gefüttert. Unter solchen Umständen, und da später die Hitze wieder sehr groß wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß ansteckende Krankheiten, als Wechsel- und Nervenfieber, unter den Leuten ausbrachen und arg unter ihnen wütheten; es starben täglich 12, später sogar bis 30 Personen; bei meiner Ankunft lagen in Indian Point noch 6 bis 700 Personen, die bereits im vorigen Jahre hier angekommen waren; auch hier in Galveston lagen an 500 Personen, die noch befördert werden sollten. Der größte Theil der letztern war bereits in Indian Point gewesen, aber krank und elend von dort auf eigene Kosten hierher zurückgekehrt, weil sie dort dem gewissen Tode entgegen gingen. Nur noch eines traurigen Umstandes muß ich erwähnen, woraus die traurige Lage der Unglücklichen am klarsten zu erkennen. Es waren nämlich in sehr kurzer Zeit gegen 500 Personen gestorben, so daß es den Leuten nicht möglich war, die Leichen ordentlich zu beerdigen; die Leichen wurden bloß etwas verscharrt und des Nachts kamen denn die Wölfe, wühlten die Leichen heraus, fraßen sie auf und ließen die Gerippe liegen. Der Verein wird, fürchte ich, das Ganze ausbaden müssen, obgleich er unschuldig ist. Eine Untersuchung würde leicht auf die Spuren führen; möchte es gelingen, sie einzuleiten, um die Schuldigen zu ermitteln. Für Alle, die auswandern wollen, bemerke ich, daß östlich vom Coloredo durchaus nichts von den Wilden zu befürchten sey und man von hier bis an den Coloredo nie mit Waffen reist. Wilde Thiere, mit Ausnahme von Wölfen, die nur dem Viehe schaden, kommen östlich vom Coloredo gar nicht mehr vor. Die niedere Jagd ist sehr ergiebig; besonders gibt es viel Schnepfen, Enten, Gänse ꝛc.

Mannichfaltigkeiten.

(Schaffhausen.) Dem Vernehmen nach ist die Eröffnung des Festes der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Schaffhausen auf den 26. Juli festgesetzt. Das Comité soll sich ernstlich mit den Vorbereitungen zu der einfachen, jedoch würdigen Aufnahme der schweizerischen Naturforscher beschäftigen.

Der alte Ruge legt sich auf die Belletristik. So eben ist im „Leipziger Verlagsbureau" (1847), d. h. im Selbstverlage, ein „Taschenbuch" erschienen, das „Poetische Bilder aus der Zeit" betitelt und von Arnold Ruge herausgegeben ist. Die Beiträge haben den Zweck, in schönee Form den Stoff, den die Bewegung der Gegenwart erzeugt, zu vergegenwärtigen und festzuhalten. Auf die Darstellung wird also der Ton gelegt. Der freie Inhalt wird vorausgesetzt. Aber Niemand wird ihn formen, der ihn nicht verstanden und empfunden hat. Das Taschenbuch schließt auch das Dramatische nicht aus; denn unsere Zeit sucht in allen Formen der Poesie einen positiven Ausdruck zu gewinnen. Beigesteuert hat Hr. Ruge selbst eine novellistische Schilderung, betitelt: „das Abenteuer in Uri", an den „Leuenmord" und die Freischaarenaufregung anknüpfend, eine sehr gelungene schweizer Skizze.

Auch im Lemberger Theater entstand neulich ein Brand. Aber die Masse des Publikums blieb ruhig sitzen, und so konnte nach zehn Minuten weiter fortgespielt werden.

(München.) Aus der letzten statistischen Uebersicht ergibt sich, daß in unserem Staate dermalen 59,292 Juden heimathsberechtigt sind, während bei der Zählung vor 3 Jahren sich die Summe von 60 000 ergab. Man will diese Verminderung der Auswanderung zuschreiben, welche durch den Druck unter dem gewesenen Ministerium, der bekanntlich auch in der letzten Ständeversammlung einen Wiederhall fand, veranlaßt wurde.

(Oberndorf in Würtemberg, 22. März.) Der „Beobachter" ruft aus: „Der Wolf ist todt, es lebe der Wolf! So eben ist die amtliche Anzeige durch Extraboten hier angekommen, daß zwischen Röthenberg und Rothenbach hiesigen Amtsbezirks ein Wolf gesehen worden ist."

(München.) Eine vom Direktor Fr. v. Gärtner unterzeichnete öffentliche Bekanntmachung in Münchener Blättern besagt: daß, nachdem Se. Majestät der König geruht haben, der „Akademie der bildenden Künste" eine auf zeitgemäßeren Grundlagen beruhende neue Einrichtung zu geben, womit die Benützung mehrerer neu vollendeten Lokalitäten verbunden ist, man sich nunmehr im Stande sieht, die Studien an dieser Anstalt ihrem ganzen Umfange nach und gemäß allerhöchster Verordnung beginnen lassen zu können. Die Eröffnung der Akademie wird demnach im Laufe der nächsten Osterwoche stattfinden. — Prof. von Schwind, der in diesen Tagen angekommen, hat überall, besonders in den Künstlerkreisen, die freundlichste Aufnahme gefunden.
(Allg. Z.)

Digitized by Google

Am 21. v. M. entstand in dem Schützenhause zu Jüterbogk Feuer. Alle Umstände ließen auf eine vorsätzliche Brandstiftung schließen. Während des Brandes entstand vor dem Gebäude ein Auflauf von Leuten aus der niedern Volksklasse, die sich bald bis auf eine ziemliche Anzahl zusammengerottet hatten und allerlei Unfug trieben. Es mußte zur Herstellung der Ruhe endlich Militär aufgeboten werden. Der rohe Volkshaufe widersetzte sich dem Militär thätlich. Gegen die Schuldigen ist das geeignete Verfahren eingeleitet.

Nach längerer Thätigkeit in bedeutenden englischen Fabriken und nach jahrelangen Versuchen in Deutschland ist es den HH. Mayer und Kühne in Bochum gelungen, einen in jeder Beziehung vortheilhaft zu gebrauchenden Gußstahl, der dem englischen auch nicht im geringsten nachsteht, zu liefern. Dieses Etablissement besteht schon seit 2 Jahren und sind dazu wenigstens schon 100,000 Thlr. verwandt worden; da dasselbe aber unbedingt eine größere Ausdehnung erfordert, um den Absatz des englischen Gußstahls in Deutschland zu verdrängen, so suchen genannte Herren zu diesem für Deutschland hochwichtigen und vortheilhaften Zwecke ihre Werke durch Aktien zu betreiben und zu vervollständigen. — In neuerer Zeit haben auch in Solingen die Herren R. und C. Hartkopf einen für Deutschland noch neuen Industriezweig erfunden, nämlich: Eisenplatten auf galvanischem Wege zu verzinken, so daß sie vor Rost geschützt bleiben. Diese verzinkten Eisenplatten bewähren sich vorzüglich zu Dachbedeckungen und sind allen andern in dieser Beziehung vorzuziehen.

Thalberg, welcher dieser Tage von einer Tour aus Holland, wo er in zwei Monaten 32 Konzerte gab, nach Paris zurückgekehrt ist, wird dem J. d. Débats" zufolge unverweilt wieder abreisen und seinen Weg über Hannover, Berlin, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm und Christiania nach England nehmen, wo man ihn im Juni erwartet.

H. Laube ist über Frankfurt nach Paris gereis't, um seinem Freunde Heine, dessen Zustand sich sehr verschlimmert hat, einen Besuch abzustatten.

(Berlin, 22. März.) Hr. Dieterici, unser Staatsstatistiker, hat bekanntlich zu Anfang des Winters im hiesigen wissenschaftlichen Vereine die wichtige Frage der Auswanderung zum Gegenstande einer für die „gebildeten Berlinerinnen" recht „interessanten" Vorlesung gemacht. Er zeigte uns, daß in den letzten 27 Jahren im Durchschnitt die Einwanderung in Preußen immer die Auswanderung überstiegen habe. Jetzt hat Hr. Dieterici seine Rede drucken lassen, und im Vorworte, welches er derselben beigibt, fühlt er sich denn doch genöthigt, zu erklären, daß dieses Durchschnittsverhältniß für die letztern Jahre im Einzelnen nicht das richtige ist. Ueber den Ocean sind 1846 aus Preußen 14,555 Personen gegangen, und Hr. Dieterici muß selber gestehen, daß es „wahrscheinlich" nicht mehr richtig ist, daß die Einwanderungen in Preußen die Auswanderungen übersteigen.

Frankfurter Theater.

Wenn es billig war, der in letzterer Zeit wiederholt bekundeten Thätigkeit unseres Schauspiels und der mit so entschiedenem Beifall aufgenommenen und gut aufgeführten Novitäten, wie des „Struensee", der „Kabalschüler" und der „Familie" anerkennend zu erwähnen, so ist es auch recht, Anderes, was vom Publikum mit entschiedener Mißbilligung aufgenommen wurde, nach Gebühr zu rügen. Außer den unerquicklichen Vorstellungen der „unruhigen Nachbarschaft", des „Nataplan" u. a. gehört hierher das ganz und gar gehaltlose Machwerk: „Das Duell in der Hasengasse", durch welches Hr. Hassel seine Benefizvorstellung würzen und das Publikum anziehen zu müssen geglaubt hatte. Indessen nahm das gedrängt volle Haus diesmal den Spaß übel, indem es der albernen Localposse unter Zischen und Pfeifen auf stürmische Weise den Garaus machte. Die Richter waren heute zwar streng, aber gerecht, und was die Nutzanwendung betrifft, so wäre unsere Ansicht diese. Wir haben zwar seit der „Erbin von Bockenheim" seligen Andenkens bei Benefizveranlassungen schon so manches Abgeschmackte für gutes Geld verspeisen müssen, daß das genannte „Duell in der Hasengasse" seines Gleichen finden könnte und eben nicht als unerhört erscheint; aber die Geduld erschöpft sich endlich und der Aerger macht sich dann Luft. Die Leute werden nach und nach vernünftiger und wenn sie auch im Theater Amüsement suchen und einmal über Possen lachen wollen, so muß doch Alles seine Gränzen haben und man darf nicht glauben, das Schlechteste sey für sie noch gut genug. Verstößt der Benefiziant und mit ihm die Direktion gegen den Anstand und den guten Geschmack, so ist das Publikum in seinem Rechte, wenn es energisch einschreitet. Man lasse daher die diesmal wohlverdiente Züchtigung nicht unbeachtet und es möge eine so geschmacklose Pièce, wie die vorliegende, die letzte gewesen seyn, die man in dieser Art und Weise den Theaterbesuchern zu bieten gewagt. Ohne unsere Anforderungen an eine Bühne, die nicht immer ein Tempel der Musen und Grazien seyn kann, obwohl sie es eigentlich seyn sollte, zu hoch zu stellen, dürfen wir doch nicht zugeben, daß sie zu einem Tummelplatz der Trivialität herabgewürdigt werde, und es bleibt ihre unerläßliche Pflicht, die der Intelligenz des Publikums schuldige Achtung nimmer zu verletzen. Was aber namentlich die sogenannten Localstücke anbelangt, so bestehen diese nicht darin, daß sie sich in gemeinen Ausdrücken, Trivialitäten und Narrenspossen herum treiben, sondern sie sollen uns humoristische, durch gesunden Volkswitz und satyrische Pointen gewürzte Charakterbilder vorführen, sie sollen belustigen, ohne Widerwillen zu erregen, lächeln, ohne das Gesicht zu verzerren, scherzen, ohne sich in rohe Excesse zu verlieren, kurz, es sollen locale, nicht aber triviale Stücke seyn. Die Wahl ist leicht und Entschuldigungsgründe können wir gerade hier am wenigsten gelten lassen. Wie gesagt, die Leute werden vernünftiger und wenn dies Benefizianten, wie deren Vorgesetzte nicht glauben wollen, so mögen sie, wie es hier der Fall gewesen, durch verdiente Zurechtweisung zur besseren Einsicht gelangen.

W.

Frankfurt a. M., 29. März.

Der Gesangverein „Orpheus" feierte vorgestern Abend im Saale des Wolfseck sein Stiftungsfest durch ein Abendessen, an welchem 170 Personen Theil nahmen und der ungetrübteste Frohsinn herrschte. — Nach Mittheilungen aus Darmstadt hat die dasige Gerichtsbehörde, ungeachtet ihrer unermüdlichen Thätigkeit, eines der gravirtesten der Viere, welche den Raub an dem Fuhrmanne Gelsius begingen, habhaft zu werden, doch noch nicht das entwendete Geld aufgefunden. Es sollen bereits von mehreren der Inhaftirten, angeblich zwölf an der Zahl, Geständnisse gemacht worden seyn, welche, da sie genaue Ortsbezeichnungen enthielten, eine Auffindung des verborgenen Geldes hoffen ließen; allein man hatte, wie es heißt, die angegebenen Stellen mit ihren Zeichen aufgefunden ohne das fragliche Geld, welches wahrscheinlich der Entflohene seinen Raubgenossen wieder gestohlen und mit fortgenommen hat. Ein Gerücht will wissen, er habe seine Flucht nach Havre de Grace und von dort aus nach Amerika gewendet. Der Knecht des Fuhrmanns wird wohl, da er den Uebrigen die nöthigen Winke gegeben, ein Verräther seines eigenen Herrn und die nächste Ursache des Verlustes einer großen Geldsumme gewesen, die härteste Strafe zu erleiden haben, zumal er, wie man wissen will, seine beiden Brüder und seinen Schwager, eben seine Genossen, von dem günstigen Augenblicke zum Raube, wie von dem Wesche der Kiste vorher unterrichtet hatte. Auch hatte er, als der Diebstahl vollführt wurde, den Hund seines Herrn unter seinen Mantel gehalten, damit er keine Anzeige von dem Unternehmen machen konnte. Uebrigens war es für den beraubten Fuhrmann noch ein Glück zu nennen, daß er von dem Raube nichts gewahr worden, denn der eine der Diebe soll ein Beil mit sich geführt haben und entschlossen gewesen seyn, es gegen irgend einen Störer seines Vorhabens anzuwenden. (Han. Z.)

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. März. (Zum Erstenmale): Uriel Acosta, Drama in 5 Abth., von C. Gutzkow. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 31. März. Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Acten, Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Ro[illegible] unter Verantwortlichkeit der Verleger.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google